Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Neunundsiebzigster Theil.

GRAMMATIK — GRANSON.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1865.

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Erste Section.
A — G.

Neunundsiebzigster Theil.
GRAMMATIK — GRANSON.

GRAMMATIK.

GRAMMATIK. I. Die Verhältnisse der Grammatik. Das Wort Grammatik hat für uns die Bedeutung eines wissenschaftlichen Inbegriffes der Gesetze und Einrichtungen der Sprache. Alles dasjenige also, was überhaupt von gesetzlicher Natur an der Sprache ist, gehört zur Grammatik hinzu; vollendet aber ist die Grammatik dann, wenn sie den ganzen Umfang des Gesetzmäßigen an der Sprache in sich umschließt. Die Gesetzmäßigkeit der Sprache selbst aber ist die erste Voraussetzung, auf der alle Grammatik beruht; die Grammatik vertritt insofern die Sprache in der Wissenschaft in einer ähnlichen Weise in sich als die Rechtswissenschaft das Rechtsleben, die Naturwissenschaft das Naturleben u. s. w.; alle andere wissenschaftliche Thätigkeit in Bezug auf die Sprache mindestens hat an der Grammatik ihre oberste Einheit und ihren Mittelpunkt.

Die Grammatik einer jeden Sprache wird ergänzt und vervollständigt durch das sie begleitende Lexikon. Einem jeden, der eine fremde Sprache zu erlernen beabsichtigt, geben wir zunächst die Grammatik und das Lexikon derselben als die beiden nothwendigsten Schlüssel ihres ganzen wissenschaftlichen Verständnisses in die Hand; die Grammatik und das Lexikon sind in Verbindung mit einander innerhalb der Theorie oder der Wissenschaft der Sprache selbst ihrer praktischen Wirklichkeit nach gleich, indem in ihnen Alles enthalten sein muß, wodurch diese letztere in dem ganzen Umfange des berechtigten Gebrauches, den wir von ihr zu machen im Stande sind, bestimmt und beherrscht wird. Freilich kann auch ohne die Hilfe von Grammatik und Lexikon eine Sprache durch den bloßen praktischen Gebrauch oder den lebendigen Umgang mit Anderen von uns erlernt werden; immer aber hat die durch jene beiden wissenschaftlichen Anstalten vermittelte Erlernung derselben insofern einen größeren Werth und eine höhere geistige Bedeutung für uns, als wir bei dem bewußten Uebergehen von der einen Sprache zur anderen durch Vergleichung dieser ihrer doppelten Einzelform uns zugleich des Allgemeinen oder des reinen Begriffes der Sprache überhaupt zu bemächtigen hingeführt werden.

Eine jede dieser beiden Anstalten bezieht sich auf die Sprache unter einem vollkommen anderen Gesichtspunkte ihres Wesens oder ihrer geistigen Idee. Das System der allgemeinen Gesetze und Formen der Sprache ist es, welches in der Grammatik festgestellt und dargelegt wird; das Material der Sprache dagegen oder die Menge ihrer letzten Einzelbestandtheile, der Worte als solcher, wird im Lexikon nach seiner Gestalt und Bedeutung bestimmt; diese letztere Seite der Sprache aber wird auch mit dem Namen des Sprachschatzes im Unterschied von jener ersteren, nach der sie die Eigenschaft eines Organismus besitzt, bezeichnet; die Grammatik ist gleichsam das Gesetzbuch der Sprache, während das Lexikon das wirkliche Volk oder die unmittelbaren lebendigen Atome derselben in sich enthält. Auch der Inhalt des Lexikons aber ist trotz der äußerlich mechanischen Anordnung der Worte in demselben nach dem Gesichtspunkte der alphabetischen Aufeinanderfolge ihrer einzelnen Laute immer ein wissenschaftlich allgemeiner oder abstracter, da ein jedes von diesen in ihm nach dem ganzen Umfange seiner wirklichen Gebrauchsanwendung in der Sprache erschöpft werden muß; — nur die wirkliche gesprochene Rede selbst ist das unmittelbar Einzelne oder schlechthin Concrete an der Sprache; eine jede solche Rede aber setzt sich immer zusammen aus einem Doppelten, einmal aus gewissen allgemeinen Regeln und Formen, andererseits aus bestimmten einzelnen Worten oder Elementarbestandtheilen der Sprache selbst. Das formelle oder grammatische und das materielle oder lexikalische Element des Ganzen der Sprache sind daher überall bestimmt von einander zu unterscheiden.

Das ganze Gebiet der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache überhaupt wird von uns bezeichnet mit dem technischen Namen der Philologie. In dem ganzen Umfange dieses Gebietes aber scheint näher eine dreifache allgemeine Hauptrichtung unterschieden werden zu können, einmal die grammatisch-lexikalische, zweitens die erklärend-kritische, drittens die archäologisch-historische. Eine jede von diesen aber beruht auf einer vollständig verschiedenen Stellung des wissenschaftlichen Erkennens zu dem Begriffe oder dem Stoffe der Sprache selbst: der Charakter der ersten unter ihnen ist ein eigentlich wissenschaftlicher oder rein theoretischer, d. i. ein solcher, der sich auf die Bestimmung des Allgemeinen oder Gesetzmäßigen im Gebrauche der Sprache überhaupt bezieht; derjenige der zweiten besteht in einer künstlerischen Anwendung dieser allgemeinen Gesetze auf das Verständniß und die Wiederherstellung der unmittelbaren einzelnen

Erscheinungen der Sprache in den überlieferten schriftlichen Texten, während endlich die dritte sich ausschließend auf die Ermittelung des in diesen Texten niedergelegten äußeren oder sachlichen Inhaltes erstreckt. Das Verhältniß dieser drei Richtungen zu einander aber ist ein ganz ähnliches, als auch, was die Stellung des menschlichen Geistes zur Natur betrifft, diese theils in der Naturwissenschaft das Object einer rein theoretischen Erkenntnißweise, theils in der praktischen Medicin dasjenige einer angewandten Kunstthätigkeit, theils endlich in der Technologie und dem dahin Gehörigen das Mittel für die Erreichung bestimmter anderweiter äußerer Zwecke und Interessen für uns werden kann. Alle diese drei einzelnen Zweige der Philologie aber greifen mit einander zu einem organischen Ganzen zusammen; neben ihnen mögen zuletzt noch als zwei untergeordnetere Richtungen, einmal die Kunstthätigkeit der Uebersetzung oder, was die Poesie betrifft, der Nachdichtung; andererseits aber die der lebendigen Reproduction einer fremden Sprache zum Ausdruck des eigenen Gedankeninhaltes unterschieden werden, in welchen beiden sich immer das allgemeine Ziel aller philologischen Thätigkeit, das Innehaben des Geistes einer fremden Sprache, am vollständigsten documentirt.

Der Begriff der Philologie wurde sonst als wesentlich gleichbedeutend aufgefaßt mit dem einer Wissenschaft von den Sprachen und dem ganzen Bildungsinhalte des classischen Alterthumes. An den beiden alten Sprachen mindestens haben sich diejenigen Principien, die für die wissenschaftliche oder philologische Behandlung der Sprache überhaupt ihrer Natur nach maßgebend sind, zuerst und vorzugsweise für uns entwickelt; allmälig aber ist dieser engeren oder classischen noch eine mehrfache anderweite mittelalterliche, orientalische Philologie u. s. w. an die Seite getreten, die sich nur in ihrem Objecte als solchem von jener unterscheidet, rücksichtlich ihrer inneren Art oder Methode aber durchaus mit ihr zusammentrifft. Ein jeder historische Culturkreis der Erde aber vermag insofern der Gegenstand oder das Feld einer besonderen Gattung der Philologie zu werden; für den Begriff der Philologie in jenem ursprünglichen oder älteren Sinne aber bietet sich auch der Ausdruck des Humanitätsstudiums oder der Humanitätswissenschaften als ein geeigneter dar.

Die Grammatik einer jeden Sprache ist nothwendig eine in gewisser Weise von der aller anderen verschiedene, und es ist insofern die Zahl der möglichen Grammatiken gleich der der in der Wirklichkeit gegebenen Sprachen. Aus der vereinigenden Zusammenfassung aber des einer ganzen Classe oder Familie von Sprachen unter einander Gemeinsamen entsteht die höhere oder vergleichende Grammatik, z. B. des germanischen, des romanischen oder auch in noch weiterem Umfange des indogermanischen Sprachstammes überhaupt; die Bestimmung aller derjenigen Gesetze und Einrichtungen endlich, welche im Begriffe der Sprache als solchem enthalten liegen, ist die Aufgabe der allgemeinen oder philosophischen Grammatik, welche letztere sich wie auf der einen Seite an die Resultate der erfahrungsmäßigen Vergleichung der einzelnen Sprachen, so auf der anderen an die Sprachphilosophie oder an das allgemeine begriffliche Denken über die Sprache überhaupt anzulehnen haben wird. Innerhalb einer jeden einzelnen Sprache sind dann noch auch die Dialekte einer besonderen grammatischen Behandlung fähig; alles dasjenige, was überhaupt von genereller Natur an der Sprache ist, ist an sich dazu geeignet, den Stoff einer bestimmten grammatischen Darstellung zu bilden.

Neben dem Begriffe der Philologie hat in der neueren Zeit auch der der Linguistik, von Einigen auch Sprachwissenschaft schlechthin, von Anderen Glottik genannt, eine gewisse eigenthümlich abgegrenzte Bedeutung gewonnen. Wird unter dem Begriffe der Philologie alles dasjenige Wissen verstanden, was sich auf eine bestimmte einzelne Sprache als solche bezieht und diese selbst als etwas Gegebenes zu seiner Voraussetzung hat, so ist dagegen das Interesse der Linguistik ausschließend auf die Vergleichung verschiedener, mit einander in Rücksicht ihres Wortmateriales oder ihres ganzen grammatischen Baues verwandter Sprachen gerichtet, oder es ist für diese letztere Richtung allein das Physische oder rein Natürliche der Sprache als solches dasjenige, was in Betracht kommt, während jene erstere sich wesentlich nur auf das in einer bestimmten Sprache Enthaltene oder als Resultat des geistigen Denkens Niedergelegte richtet. Für den Linguistiker daher hat die Sprache der Hottentotten ganz das gleiche Interesse als jene der Griechen, und es ist überhaupt der ganze Umfang dessen, was Sprache heißt, was derselbe in seinen Bereich zu ziehen versucht. Die Linguistik besitzt die Eigenschaft einer vergleichenden Naturlehre aller einzelnen Sprachen, oder sie ist überhaupt diejenige wissenschaftliche Richtung, welche ihren Standpunkt außerhalb der Grenze irgend einer einzelnen Sprache in den weiteren verwandtschaftlichen Verhältnissen oder Zusammenhängen derselben einnimmt. Es hat aber durch diese Richtung der Linguistik der ganze Begriff und Charakter der Grammatik gerade in der neuesten Zeit eine vollständige Umwandelung zu erfahren gehabt.

Was ist die Sprache? Mit der Beantwortung dieser Frage hat naturgemäß jede genauere Untersuchung der wissenschaftlichen Darlegung ihrer Erscheinungen in der Grammatik zu beginnen. Nichts aber gleicht so sehr dem Menschen selbst als die Sprache; das ganze Problem, welches in der Sprache unserem Erkennen gestellt ist, ist ein durchaus ähnliches als dasjenige, welches uns in der Natur unseres eigenen menschlichen Wesens entgegentritt; sowie der Mensch eine Verbindung ist von Leib und von Seele, so findet sich auch in dem Begriffe Sprache etwas Doppeltes mit einander vereinigt, einmal der sinnliche Körper der hörbaren Lautzusammensetzung der menschlichen Stimme, aus welcher sie unmittelbar genommen besteht, andererseits aber der durch diese Lautzusammensetzung für uns angezeigte oder vertretene Inhalt des Denkens, gleichsam also die Seele derselben; sowie der menschliche Körper sich von allen übrigen Körpern im Raume dadurch unterscheidet, daß er zugleich der Träger und das Gefäß eines von der

Körperwelt überhaupt schlechthin verschiedenen rein geistigen Principes oder Inhaltes, des Lebens seiner Seele ist, ebenso ist auch das hörbare Lautelement der Sprache vor allem anderen Ton durch seine Verbindung mit dem rein geistigen Acte des Denkens ausgezeichnet und unterschieden; beide, der Mensch und die Sprache, sind eine lebendige Verbindung oder einheitliche Synthese eines doppelten, an sich vollkommen verschiedenen, realen und idealen, sinnlichen und geistigen Elementes; sowie aber in Bezug auf den Menschen die letzte Cardinalfrage immer die nach dem Verhältnisse oder dem Zusammenhange seiner beiden Hälften, der körperlichen und der geistigen, bleibt, ebenso tritt bei der Sprache als innerster Angelpunkt alles auf sie gerichteten Erkennens immer das wunderbare Problem des identischen oder untrennbaren Beisammenseins des sinnlichen Lautelementes mit dem geistigen Gedanken hervor. Der Körper des Menschen ist an sich ein Körper und der Laut der Sprache ist an sich ein Ton so wie ein anderer, und doch schließen beide noch etwas von dieser sinnlichen Sphäre vollkommen verschiedenes Ideales oder rein Geistiges in sich ein. Ebenso aber wie auch der bloße Körper des Menschen wegen seines Zusammenhanges mit der Seele einen höheren geistigen Adel für uns zu besitzen scheint, so ist etwas Gleiches auch rücksichtlich des bloßen äußeren sinnlichen Lautelementes der Sprache der Fall.

Noch ein Drittes ist es, welches unter eben diesem Gesichtspunkte dem Menschen und der Sprache als etwas Verwandtes an die Seite zu treten scheint, das Kunstwerk oder die ganze Welt des eigentlichen reinen und höheren Schönen. Auch das Kunstwerk ist an sich, ebenso wie der Mensch und die Sprache, eine bloße Zusammensetzung einzelner sinnlicher Beschaffenheiten und Theile, und doch tritt uns aus einer solchen Zusammensetzung hier immer ein höherer geistiger Inhalt in der Eigenschaft einer bestimmten Idealserscheinung oder einer Ahnung des an und für sich Reinen oder Vollkommenen entgegen; auch das Kunstwerk hat, wie der Mensch und wie die Sprache, eine Seele oder ein bestimmtes, an und für sich seiendes geistiges Princip, welches aber an jene seine sinnliche Erscheinung mit innerer Nothwendigkeit und untrennbar gebunden ist; — es gibt an sich keinen flacheren Gedanken als den, daß sich unser ganzes Wohlgefallen am Schönen auf die Wahrnehmung eines bestimmten Ebenmaßes oder gewisser Proportionen in den äußeren formalen Verhältnissen der Theile desselben gründe; nur deswegen haben diese formalen Verhältnisse eine solche hervorragende Bedeutung für uns, weil sie eben noch etwas ganz Anderes in sich enthalten oder für uns zur Erscheinung bringen, als was sie selbst unmittelbar genommen sind; ebenso ist auch ein grammatischer Satz oder eine Periode an sich eine bloße formale Zusammensetzung von gegebenen Worten der Sprache, und doch schließt eine solche Zusammensetzung immer noch etwas Anderes und Höheres als sie selbst ist, einen geistigen Gedanken, in sich ein; — mag aber auch das Verhältniß dieser beiden allgemeinen Elemente, des geistigen und des sinnlichen, auf jedem dieser drei Gebiete, dem des Menschen, dem der Sprache und dem des Kunstwerkes, immerhin ein in gewisser Weise verschiedenes sein, so sind sie doch in der Verbindung derselben als solcher sich unter einander gleich; das anthropologische, das linguistische und das ästhetische Problem fallen insofern unter einen wesentlich ähnlichen Gesichtspunkt ihrer Auffassung von Seiten der Wissenschaft.

In dem Besitze der Sprache wird gemeinhin und mit Recht das wichtigste allgemeine Unterscheidungsmerkmal des Menschen vom Thiere erblickt. Alles Andere, wodurch der Mensch sich sonst vom Thiere unterscheidet und wodurch sich sein Leben mit einem ganz anderen höheren und reicheren Inhalte erfüllt, seine Cultur, sein Staat, seine gesellschaftliche Sitte u. s. w. hat den Besitz der Sprache zu seiner ersten und unumgänglichsten Voraussetzung; durch das Mittel der Sprache schlingt sich um alle Einzelnen unseres Geschlechtes ein bestimmtes gemeinsames Band, wodurch das menschliche Leben überhaupt in der Geschichte zu einer großartigen Einheit sowol dem Raume als auch der Zeit nach zusammengefaßt wird; ziehen wir die Sprache ab vom Menschen, so bleibt eben Nichts übrig als das Thier, oder es ist gerade sie die erste und wesentliche Grundlage, auf der sich sein ganzes übriges Leben erhebt; — die sogenannte Sprache der Thiere aber unterscheidet sich von jener des Menschen dadurch, daß es niemals Begriffe oder Gedanken, sondern immer blos dumpfe sinnliche Empfindungsvorstellungen sind, welche den in ihr niedergelegten Inhalt ausmachen; einen Gedanken aber nennen wir beim Menschen eben blos dasjenige, was in den Formen der Sprache ausgedrückt oder Anderen durch sie mitgetheilt werden kann; Denken und Sprache sind in uns selbst unauflöslich an einander gebunden und das Thier hat eben deswegen auch an der Sprache im wahren Sinne des Wortes keinen Antheil, weil es des Vermögens des Denkens entbehrt; die ganze innere Einrichtung und Gliederung des menschlichen Seelenlebens aber beruht wesentlich und in erster Linie auf derjenigen Stellung, welche von der Sprache in ihm eingenommen wird; das Begreifen der Sprache nach ihrem Wesen und ihrem inneren Zusammenhange mit dem Menschen ist daher in der That gleichbedeutend mit einem erkennenden Begreifen der ganzen eigenen geistigen Natur dieses letzteren selbst.

Ist auf der einen Seite dasjenige, was wir das Denken im Menschen nennen, durchaus und unauflöslich gebunden an die Sprache als an seine äußere Form oder Wirklichkeit, so ist es andererseits zugleich ein vollkommen eigenthümlicher und bestimmter objectiver Wesensinhalt, den das Vermögen des Denkens im Unterschiede von allem dem, was sonst noch in der Seele liegt, in sich einschließt oder für unser Bewußtsein zur Darstellung bringt. Alles dasjenige, was in der Seele liegt, entspringt wesentlich aus einer erkennenden und eindringenden Beziehung derselben auf den ihr in der Außenwelt gegenüberstehenden Stoff; das unmittelbar in dieser letzteren Gegebene aber sind immer blos die einzelnen wirklichen Dinge und deren individuelle Beschaffenheiten

als solche; das Seelenleben des Thieres aber ist allein befangen in dem Einzelnen oder Concreten der Außenwelt, welches in seine sinnliche Wahrnehmung eintritt: nur der Mensch aber erhebt sich in seinem Denken oder in der Bildung seiner Begriffe zu der unterscheidenden Festhaltung des Allgemeinen oder Abstracten, d. h. der das Gleichartige und gattungsmäßig Verbindende in sich einschließenden Artcharaktere der äußeren Dinge; einen Begriff nennen wir ein solches Vorstellungsmoment unseres Innern, welches in seinem Inhalte mit dem Inhalte einer bestimmten Gattung oder allgemeinen Beschaffenheit der äußeren Dinge einstimmig ist und eben dasselbe hierdurch in unserer Seele vertritt; in der Bildung der allgemeinen Begriffe des Denkens aber, welche überall aus der zusammenführenden Vergleichung oder Abstraction von den unmittelbaren Beschaffenheiten der einzelnen Sachen entspringen, zerlegt sich unser Geist gleichsam die ganze ihn umgebende äußere Wirklichkeit in die eigenen reinen geistigen Elemente oder Artcharaktere, aus denen sie selbst besteht; denn jedes einzelne individuelle Ding in ihr ist immer nur eine anders geartete Zusammensetzung aus diesen Elementen; durch die Combination aber der Begriffe im Denken bringt sich dann unser Geist die ganzen Verhältnisse, welche in der Außenwelt zwischen jenen ihren Artcharakteren stattfinden, zum Bewußtsein und er erhebt sich überhaupt hierdurch zu einer geordneten Erkenntniß der ganzen Einrichtung der äußeren Welt; der ganze Proceß des Denkens ist zuerst in Rücksicht der Bildung der Begriffe selbst ein analytischer, dann aber in Rücksicht der Verknüpfung derselben ein synthetischer, oder es wird, nachdem zuerst in jenen die Welt in ihre eigenen geistigen Bestandtheile aufgelöst worden ist, sie dann durch diese letztere wiederum in ihren ganzen Verhältnissen aufgebaut und reconstruirt; — indem aber der innere Vorgang des Denkens immer begleitet wird von bestimmten Formen und Erscheinungen der Sprache, so ist die Ausdrucksform des Begriffes selbst immer das Wort, diejenige des Gedankens oder des logischen Urtheiles dagegen der Satz. Alles Denken hat wesentlich die Bedeutung eines erkennenden Begreifens der äußeren Welt; immer aber gewinnt dann dieser innere Vorgang des Denkens in den Formen der Sprache eine fest in sich abgegrenzte Wirklichkeit oder Gestalt.

Das Verhältniß des Denkens zur Sprache wird von uns meistens in einer rein äußerlichen Weise so aufgefaßt, daß die letztere von ihnen das bloße Mittel für uns sei, um das bei uns selbst Gedachte Andern zuzuführen oder mitzutheilen. Das Denken jedes Einzelnen ist immer ein in gewisser Weise eigenthümliches; aber die Form seiner äußeren Mittheilnng, die Sprache, ist eine Allen gemeinsame. Das Denken aber ist hierbei an sich immer das Frühere und sein Ausdruck in der Sprache das Spätere, und es stehen überhaupt beide als ein innerer und ein äußerer Act in einem vollkommen gleichgültigen Verhältnisse zu einander. Bei genauerer Betrachtung aber ergibt sich, wie auch der innere Proceß des Denkens als solcher in einer durchaus wesentlichen Weise gebunden ist und zusammenhängt mit seiner äußeren Form, der Sprache. Zwar, inwiefern wir unter der Sprache Nichts verstehen als die äußere hörbare Lauterzeugung als solche, so kann allerdings diese bei der inneren Operation des Denkens leicht von uns entbehrt werden; alles dasjenige aber, was wir Denken nennen, ist doch im Grunde nichts Anderes als ein Versuch, unter Anschluß und mit Hilfe der in den Worten der Sprache verkörperten Begriffe und der möglichen grammatischen Verbindungsverhältnisse zwischen denselben in die Masse unserer inneren Vorstellungen eine feste geistige Ordnung zu bringen, und es schweben uns daher bei allem Denken immer die Bilder jener Worte vor der Seele; wir sind überhaupt gar nicht anders zu denken im Stande als nur in und vermittels der Formen der Sprache; auch übt gerade die besondere Sprache, welche wir reden, von Anfang an auf den ganzen Bildungsgang unseres Denkens einen wesentlich bestimmenden und gleichsam erziehenden Einfluß aus; jede einzelne Sprache ist selbst gewissermaßen schon eine besondere Art oder Form des Denkens; nur an der gegebenen Form der Sprache entwickelt sich gleich von Anfang an und auch späterhin noch unser Denken; alles bei uns Gedachte ist daher wenigstens der Möglichkeit nach zugleich immer ein Gesprochenes; in gewissem Sinne ist daher auch umgekehrt als zuerst die Sprache für uns das Frühere als das Denken, indem eben nur an den gegebenen festen Formen und Verhältnissen derselben sich der bewußte Inhalt unseres Vorstellungslebens in selbstständiger Weise zu entwickeln vermag. Denken heißt zuletzt durchaus nichts Anderes als dieses, etwas in unserem inneren Vorstellen zuerst in unklarer Weise Angeschautes oder Empfundenes in die klaren und durchsichtigen Verhältnißformen des sprachlichen Ausdruckes einzuführen und eben hierdurch auch Anderen den Zugang und das Verständniß desselben zu eröffnen. Fertig aber ist der Gedanke immer dann, wenn es mir gelungen ist, den Inhalt meines inneren Vorstellens vollständig in die Form der Sprache eintreten zu lassen; eben hierdurch aber gehe ich gewissermaßen zugleich aus der Grenze meiner eigenen besonderen Individualität oder Subjectivität heraus, indem ich mich auf den Boden des gemeinsamen oder objectiven Anschauens und Vorstellens des menschlichen Geschlechtes überhaupt, oder doch zunächst aller derjenigen, die dieselbe Sprache mit mir reden, erhebe. Das Wunderbare an der Sprache aber ist eben dieses, daß sie theils allem besonderen oder individuellen Denken der Einzelnen Eingang in sich verstattet, und daß sie zugleich andererseits das gemeinsame Band für den geistigen Verkehr oder wechselseitigen Gedankenaustausch derselben unter einander bildet. Jeder Einzelne unter uns hat an der Sprache etwa in derselben Weise Antheil, als das Wasser eines Flusses oder des Meeres den commerciellen Verkehr der entlegensten Buchten und Inseln der Erde vermittelt.

Das Denken ist an sich die edelste und hervorragendste Kraft der menschlichen Seele, indem eben in ihm und in der mit ihm verbundenen Abstraction oder Erhebung unseres Bewußtseins über das Einzelne und

unmittelbar Sinnliche in den Dingen, die allgemeine specifische Differenz des ganzen menschlichen Wesens, die der Freiheit oder eigenen inneren Selbstbestimmung wurzelt. Der Besitz der Freiheit und der der Sprache als der äußeren untrennbaren Form des Denkens, dieses ist es, was zuletzt den ganzen Unterschied unseres höheren menschlichen Seelenlebens von dem niederen des Thieres aus sich bedingt und constituirt; nur dadurch, daß wir in unserem Denken allgemeine Begriffe festzuhalten im Stande sind, haben wir auch an der Freiheit oder inneren Selbstbestimmung Antheil, während das Thier, da es in seinem ganzen Vorstellungsleben unmittelbar in den einzelnen äußeren Eindrücken seiner Sinnlichkeit befangen bleibt, auch der willenlose Sklave oder das blinde Werkzeug der durch diese in ihm hervorgerufenen oder in Bewegung gesetzten Begierden ist. Die Sprache hat für unser Seelenleben zunächst die Eigenschaft einer Grenze, durch welche sich der auf das Verständniß des Allgemeinen gründende Inhalt des Denkens von allem sich nur auf das Einzelne oder Sinnliche richtenden Inhalt des Empfindens scheidet; eben hieraus aber entspringt auch in uns die Fähigkeit des Willens oder der selbstbewußten Verfolgung eigener, durch das Denken erfaßter geistiger und sittlicher Ziele. Die Sprache also ist nicht blos dem Menschen ihrer eigenen Natur nach ähnlich, sondern sie bildet auch den innersten Mittelpunkt und das wichtigste Unterscheidungsmerkmal der ganzen Gliederung seiner Seele.

Die Sprache, inwiefern sie etwas Tönendes ist, unterscheidet sich von jedem anderen Tone durch das Moment des Articulirten. Alle Sprache ist eine ordnungsmäßig gegliederte Zusammensetzung aus gewissen letzten einfachen und sich scharf gegen einander begrenzenden Elementen, den organischen Lauten der menschlichen Stimme, welche uns auch in Rücksicht ihrer graphischen Bezeichnung die Buchstaben heißen. In keinem anderen Tone der Natur oder der Kunst aber lassen sich derartige Elemente unterscheiden; mögen auch aus einzelnen Stimmlauten der Thiere oft gewisse Aehnlichkeiten mit den Zusammensetzungen unserer menschlichen Laute an uns heranklingen, oder mögen auch jene ersteren durch diese letzteren in gewisser Weise von uns wiedergegeben und nachgeahmt werden können, so ist doch im Allgemeinen die Articulation des Lautes als solche ein entschiedenes Vorrecht nur der menschlichen Stimme, und es geht überhaupt kein einzelner der elementarischen Bestandtheile unseres Lautapparates aus einer anderen Quelle als aus dieser in seiner reinen und klaren Gestalt hervor; — eben nur als Ausdruck des geistigen Denkens aber besitzt die menschliche Stimme den Charakter der Articulation; denn jeder sonstige Laut des Menschen, der die Ausdrucksform einer bloßen sinnlichen Empfindungsvorstellung ist, ist seiner physischen Beschaffenheit nach Nichts als ein einfacher unarticulirter Naturlaut wie irgend ein anderer; das Denken der Seele und die geordnete Articulation des Lautes sind demnach zwei durchaus zu einander gehörende und ihrem inneren Wesen nach verwandte oder congeniale Erscheinungen am Menschen; sowie die Seele des Menschen selbst eben nur in diesem seinem höheren, edler und feiner organisirten Körper, nicht aber in irgend einem anderen niedrigeren thierischen Leibe ihre Wohnstätte haben kann, ebenso ist auch nur dieses höher stehende und feiner gegliederte articulirende Lautelement der Stimme die geeignete Hülle und passende Erscheinungsform unseres geistigen Denkens. Wenn aber das Denken selbst in der Bildung und Feststellung der einzelnen Begriffe, aus welchen es besteht, wesentlich auf einer aussondernden Unterscheidung der allgemeinen Elemente oder geistigen Beschaffenheiten der Dinge oder der ihnen entsprechenden Vorstellungen der Seele beruht, so ist es eben hierdurch der Natur jener seiner Form, des articulirenden Lautelementes, gleichartig oder verwandt: das Denken ist ebenso eine geordnete Gliederung des inneren Vorstellens der Seele in seine einzelnen einfachen Elemente, wie die Articulation der Stimme eine solche des tönenden Hauches, der unserem Munde entströmt. Sowie der Körper des Menschen selbst der lebendige Spiegel seiner Seele, so stehen auch in der Sprache das sinnliche und das geistige Element in einem durchaus harmonischen und innerlich adäquaten Verhältnisse zu einander.

Die Gesammtheit alles Tönenden überhaupt kann unterschieden werden in drei große Abtheilungen, einmal in den bloßen sinnlichen Naturlaut, welcher selbst theils ein unorganischer, das Rollen des Donners, das Brausen des Windes u. dergl., theils ein organischer oder in den Stimmlauten der Thiere bestehender ist, zweitens in den höheren menschlichen Vocallaut, der als Sprache die Ausdrucksform des Denkens ist, drittens aber in den auf künstlichem Wege erzeugten Instrumentallaut der Musik mit Einschluß des Gesanges, mit welchem sich überall ein bestimmtes Interesse des künstlerischen Wohlgefallens für uns verbindet. Der eigenthümliche Charakter dieser letzteren Gattung des Tones aber beruht auf dem Principe der Modulation oder der gradweise steigenden und fallenden Gliederung in einzelne, bestimmt von einander geschiedene Intervalle; alles geordnete Tönende ist demnach entweder Sprache oder Musik, von denen jene die Articulation, diese aber die Modulation des Tones zu ihrer Basis hat; die Articulation aber beruht auf der Gliederung des Tones in einzelne, ihrer Art oder generellen Beschaffenheit nach von einander verschiedene Elemente, während bei der Modulation umgekehrt ein der Art nach einfacher Ton in eine Reihe dem Grade der Höhe oder Tiefe nach verschiedener Stufen zerfällt; — die erste Abtheilung alles Tones aber, die des bloßen Naturlautes, nähert sich wol gelegentlich sowol dem einen als dem anderen dieser beiden Principe der geordneten Gliederung an, ohne aber doch den Charakter derselben jemals rein und vollkommen in sich zu erreichen; für den Menschen aber ist der articulirende Laut seiner Sprache die Ausdrucksform seines logischen Denkens, der modulirende der Musik und des Gesanges dagegen derjenige seines höheren oder ästhetischen Empfindens; Articulation und Modulation aber verhalten sich zu

einander wie das Denken und das Empfinden der menschlichen Seele; denn alles Denken ist an sich eine Gliederung des Vorstellens nach seinen einzelnen, in ihrem generellen Wesen verschiedenen Elementen, alles Empfinden aber besteht in einem gradweise steigenden und fallenden Aufundniederwogen des Vorstellungsinhaltes der Seele. Der Sprache aber tritt insofern die Musik als eine anderweite tönende Manifestation des Innern der menschlichen Seele in einer scharfen Begrenzung ihres doppelten Charakters zur Seite.

Die einzelnen articulirten Laute der menschlichen Stimme, aus welcher die Sprache besteht, gehören als solche eben nur dem Menschen selbst an. Nichtsdestoweniger aber wird doch vielleicht auch ein gewisser Zusammenhang zwischen der Natur dieser Laute und der Gesammtheit alles anderen, in der äußeren Welt vorhandenen und aus dieser an das Ohr des Menschen herandringenden Tönenden angenommen werden dürfen: der Mensch, sowie er sich die Begriffe seines Denkens, die in den Worten der Sprache niedergelegt sind, eben nur durch einen erkennenden Anschluß oder durch eine Analyse der ihm gegenüberstehenden äußeren Welt in ihre eigenen letzten geistigen Grundbeschaffenheiten gebildet oder abstrahirt hat, scheint doch auch bei der Erschaffung oder Darstellung der articulirten Laute seiner Stimme, mit denen er jene Begriffe umkleidet, von einem ähnlichen beobachtenden Anschlusse an die Gesammtheit des Tönenden in der äußeren Natur geleitet worden zu sein, und es wird daher vielleicht sogar den articulirten Lauten unserer Stimme insofern noch eine weitere und allgemeinere oder über den Menschen selbst hinausreichende Bedeutung zugeschrieben werden dürfen, als in ihnen ähnlich wie die Begriffe die letzten geistigen Elemente des Seins überhaupt in sich enthalten, das System oder der geordnete Inbegriff der letzten einfachen und wurzelhaften Elemente oder Beschaffenheiten des Tones überhaupt erblickt werden mag. Darf hierbei ein Vergleich gewagt werden, so möchte es vielleicht nicht zu kühn sein zu sagen, daß ähnlich wie im Regenbogen oder im Farbenspectrum gleichsam ein natürliches Register der einfachen und letzten Grundbeschaffenheiten der Farbe vor uns erscheint, so der Mensch in dem Systeme seiner articulirten Laute die Menge des unklaren und verschwommenen Tönenden in der Natur auf ihre eigenen einfachen Grundgestalten oder reinen Artcharaktere zurückgeführt habe. Bei einzelnen unserer menschlichen Stimmlaute aber ist es kaum zu verkennen, wie sie sich an gewisse besonders hervorragende unter den äußeren Naturlauten in einer Art von verwandtschaftlicher Uebereinstimmung anzuschließen scheinen, und wie sie selbst gleichsam aus einer Reduction oder Erhebung dieser letzteren auf ihren eigenen reinen Grundcharakter entspringen; so ist z. B. in dem Laute r die Hindeutung auf den Naturlaut des Donners, in dem s die auf das Zischen der Schlange, in dem i die auf das Geschrei des Hahnes u. s. w. gegeben. Häufig aber schließt sich dann auch der Klang irgend eines künstlichen Instrumentes an einen oder den anderen der articulirten menschlichen Stimmlaute in verwandtschaftlicher Uebereinstimmung an, wie z. B. der der Trommel an das r, oder der der Trompete an das i; es bilden daher z. B. der Laut des Donners, der des r und der der Trommel eine sich durch alle jene drei Reiche des Tones hindurch erstreckende Reihe gleichartiger Gestaltungen; es ist aber die menschliche Stimme mit ihrer unendlich feinen, sowol der Articulation als auch der Modulation fähigen Lauterzeugung auf dem Gebiete des Tones oder des Hörbaren ebenso das schlechthin Höchste und Vollkommenste als die Gestalt des menschlichen Körpers in dem ganzen Umfange der sichtbaren oder dem Auge erscheinenden Dinge im Raume.

Das Verhältniß des articulirenden Lautelementes der Sprache zu dem von ihm ausgedrückten oder vertretenen Denken ist aber immer ein in gewisser Weise anderes als dasjenige der Modulation des Tones in der Musik zu dem von ihm in uns erweckten oder mit ihm verbundenen Inhalte der ästhetischen Empfindung. Die Musik ist als solche oder in ganz natürlicher und unmittelbarer Weise die Trägerin oder die Ausdrucksform einer bestimmten Empfindung der Seele; von der Sprache aber darf in Rücksicht ihres Verhältnisses zum Denken keineswegs das Gleiche vorausgesetzt oder behauptet werden; denn wäre dieses der Fall, so müßte auch eine jede fremde Sprache ohne vorhergehende Erlernung gerade so wie ein Musikstück in dem, was sie vorstellt oder in sich enthält, von uns verstanden werden können; wie sich das Lautelement und der Gedankeninhalt in der Sprache im Einzelnen zusammenfindet, dieses ist der Hauptsache nach immer ein Werk des Zufalles oder der mannichfachen Veränderungen und Schicksale, welche die Sprache sowol in dem Laute als in der Bedeutung ihrer Worte in der Geschichte zu erfahren gehabt hat; im Wesentlichen ist hier der Zusammenhang beider Seiten der Sprache, der sinnlichen und der geistigen, immer ein blos äußerlicher oder mechanisch conventioneller, nicht aber wie bei der Musik ein innerlich organischer oder aus sich allein durchsichtiger natürlicher; das Lautelement der Sprache hat für uns im Einzelnen durchaus die Bedeutung eines bloßen Zeichens oder zufällig festgestellten Vertreters für den Gedanken. Unsere ganze Sprache überhaupt aber ist in dem, was sie gegenwärtig ist, ein Product ihrer früheren Geschichte; alle wissenschaftliche Erklärung derselben kann demnach überhaupt nur eine historische sein; die Resultate der neueren Sprachvergleichung aber geben uns die Möglichkeit an die Hand, uns über das allgemeine Princip der Entstehung der Sprache und namentlich über den Zusammenhang des doppelten Elementes derselben, des geistigen und des sinnlichen, ein empirisch gesichertes Urtheil zu bilden; an die Stelle der bloßen abstracten Sprachphilosophie der früheren Zeiten ist jetzt die umfangreiche und gesicherte historisch-empirische Erkenntniß der Sprache getreten; unser ganzes Wissen von der Sprache ist hierdurch auf eine feste und jedem Zweifel enthobene Basis gestellt worden. Aehnlich wie an die Stelle der früheren nebelhaften und phantastischen Naturphilosophie die neuere beobachtende Naturwissenschaft, so ist an die Stelle der älteren, sich

in bloßen Hypothesen gefallenden Sprachphilosophie die neuere historische Sprachwissenschaft getreten.

Es gibt in der Wirklichkeit nicht eine Sprache an sich, sondern nur eine weite Mannichfaltigkeit einzelner verschiedener Sprachen. Jede Sprache aber ist an sich die Ausdrucksform des Denkens eines Volkes; der ganze Charakter und Begriff eines Volkes ist wesentlich gebunden an eine bestimmte Eigenthümlichkeit der Sprache oder Rede; in nichts Anderem manifestirt sich der Geist eines Volkes so unmittelbar und so deutlich als in seiner Sprache; durch die Sprache hat jeder Einzelne Antheil an dem gemeinsamen Denken und geistigen Leben seines Volkes; mit Recht daher heißt uns die Sprache unseres eigenen Volkes die Muttersprache, weil sich an ihr, sowie an der mütterlichen Nahrung das Leben des Kindes, so unser eigenes Denken entfaltet; die Mehrheit der Sprachen aber ist durchaus nothwendig und förderlich für die allseitige Ausprägung und die fortwährende wechselseitige Bereicherung des menschlichen Denkens in der Geschichte.

Jede einzelne Sprache erscheint zunächst in Rücksicht ihres Lautelementes als unbedingt von den anderen verschieden, indem überall die nämlichen Begriffe durch vollkommen andere Lautzusammensetzungen in ihr ausgedrückt oder vertreten werden als in jenen. Eine genauere und umfassende Vergleichung des ganzen Lautelementes oder Wortumfanges einer Mehrheit von Sprachen aber hat in der neueren Zeit zu dem überraschenden und merkwürdigen Resultate geführt, daß die sämmtlichen Wortgestaltungen einer ganzen Classe von Sprachen in der Weise unter einander ähnlich oder verwandt sind, als sie alle aus einer ursprünglichen Zusammensetzung und weiteren, sich hieran anschließenden Abwandelung einer gewissen Menge einfacher und letzter, nur aus ungemein wenigen Lauten bestehender Wurzelwörter hervorgegangen sind. Das Wort selbst also, wie es uns in der gegenwärtigen oder historisch ausgebildeten Sprache als der Träger oder die Ausdrucksform irgend eines logischen Begriffes begegnet, ist keineswegs die schlechthin erste oder ursprünglichste Lautzusammensetzung der Sprache, sondern es sind gemeinhin in einem jedem dieser wirklichen Worte mehrere und vielleicht oft eine ganze Reihe solcher einfacher und letzter Wurzelbestandtheile der Sprache enthalten gewesen. Von diesen selbst aber ist dann im Laufe der Zeit wiederum ein bedeutender Theil entweder ganz fallen gelassen worden oder doch nur in einzelnen Lauten und Rudimenten in dem gegenwärtigen Worte enthalten geblieben, oder es gibt sich auch das ursprüngliche Vorhandensein eines solchen Wurzelwortes oft nur in einer gewissen, durch den Einfluß desselben bewirkten Umwandelung oder Trübung der stehen gebliebenen Bestandtheile des Wortes zu erkennen. Jedenfalls aber ist der ursprüngliche oder ansichseiende Umfang der Worte an Lautelementen und Wurzelwörtern ein ungleich größerer gewesen als der gegenwärtige, und wir haben in allen wirklichen Worten der Sprache im Grunde nur Reste oder in mannichfacher Weise verkürzte und zusammengeschobene Producte früherer ausgedehnterer Wurzelzusammensetzungen vor uns. Wenn aber durch eben jenes Verfahren der Vergleichung der Sprachen sich ergeben hatte, daß, wenn auch die gegenwärtigen Wortgestalten derselben anscheinend verschiedene waren, diese alle doch auf eine gewisse Menge ihnen sämmtlich unter einander gemeinsamer Wurzeln zurückgeführt werden konnten, so wurde auf Grund dieses Resultates im Gegensatz zu jener anscheinenden oder unmittelbar gegebenen Verschiedenheit der Sprachen das Princip oder der Grundsatz ihrer wesentlichen und ursprünglichen Identität unter einander zur Geltung gebracht. Dieser Ausdruck der Identität der Sprachen daher hat im Gebrauche der neueren vergleichenden Linguistik eine ganz bestimmte technische Bedeutung angenommen, indem gegenüber dem zunächst vorliegenden Verhältnisse der Verschiedenheit mehrer Sprachen in ihren Wortgestalten als solchen hierunter die Gemeinsamkeit oder Verwandtschaft derselben in Rücksicht des Besitzes der letzten Wurzeln aller jener Worte verstanden zu werden pflegt. Erscheinen daher z. B. für das Auge des gewöhnlichen Betrachters das Griechische, Teutsche, Slawische u. s. w. als unbedingt von einander verschiedene Sprachen, so werden sie dagegen durch die vergleichende Sprachforschung als mit einander identische, d. h. ursprünglich verwandte oder zu irgend einem gemeinsamen größeren Stamme hinzugehörende Sprachen bestimmt.

Die ganze Art, wie es bei der Entstehung und allmäligen Ausbildung der Sprachen zugegangen ist, ist uns hierdurch überhaupt in einem deutlicheren Lichte entgegengetreten. Alle linguistische Verschiedenheit ist an sich zugleich auch eine ethnographische, und es gelten daher in Bezug auf die Verwandtschaft der Völker selbst ganz die gleichen Gesetze als in Bezug auf diejenige der Sprachen. Wenn aber der Naturforscher unter Anschluß an gewisse äußere körperliche Merkmale, die Farbe, die Schädelbildung u. s. w., das Menschengeschlecht in gewisse einzelne, ursprünglich verschiedene Racen oder Stämme zu zerlegen versucht, so sind alle diese äußeren physischen Merkmale doch durchaus nicht in dem Grade zwingend und durchgreifend zur Begründung einer richtigen Eintheilung des Menschengeschlechtes als jenes innere oder geistige Merkmal, welches uns in der Sprache hierfür dargeboten wird. Die ethnographischen Systeme der Naturforscher weichen auch in mannichfacher Weise unter einander ab, während auf Grund der Verwandtschaft der Sprachen sich ganz bestimmte und unzweifelhafte Schlüsse auf die Verwandtschaft der Völker ableiten lassen. Zwar tritt auch hier wol zuweilen der Fall ein, daß ein Volk in Folge einer Unterwerfung u. dgl. seine eigene Sprache aufgibt und dafür die eines anderen annimmt; immer aber darf doch mit Bestimmtheit vorausgesetzt werden, daß alle diejenigen Völker, deren natürliche oder ursprüngliche Sprachen in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander stehen, auch an sich selbst zu einem größeren Stamme oder einer gemeinschaftlichen Race gehören werden. Alle anderen ethnologischen Kriterien sind mehr oder weniger schwankend und ungewiß; allein an der Hand der vergleichen-

den Sprachwissenschaft kann es gelingen, in die Verwandtschaftsverhältnisse der Völker selbst eine wissenschaftlich gesicherte Ordnung zu bringen.

Das ganze Princip der Identität der Sprachen hat allerdings insofern zunächst etwas Wunderbares an sich, als in den auf Grund desselben mit einander verwandten Sprachen die Bezeichnung der nämlichen Begriffe nichtsdestoweniger oft durch die allerverschiedensten Wurzelzusammensetzungen erfolgt. Wenn in vielen Fällen die Worte verwandter Sprachen sowol in ihren Lautbestandtheilen, wie auch in ihrer Bedeutung offenkundig mit einander zusammentreffen, sowie z. B. die Identität des griechischen δύο mit dem lateinischen duo und dem teutschen zwei eine auf der Hand liegende ist, so gehen dagegen der Regel nach in einer ungleich größeren Menge von Fällen die Lautformen der einander dem Sinne nach entsprechenden Worte weit aus einander, sowie z. B. das teutsche Wort: groß mit dem lateinischen Synonym magnus oder dem griechischen μέγας durchaus Nichts zu thun hat. Dieser anscheinenden Verschiedenheit gegenüber aber lehrt uns die vergleichende Sprachwissenschaft, wie eine und dieselbe Wortform, wenn sie sich vielleicht auch in einer der verwandten Sprachen gegenwärtig nicht mehr im Sinne der gewöhnlichen oder stehenden Bezeichnung eines bestimmten Begriffes vorfinden mag, doch nichtsdestoweniger auch in ihr ursprünglich vorhanden gewesen sein und vielleicht auch jetzt selbst noch an irgend einem entlegenen Orte ihres Wortumfanges nachgewiesen werden kann. Das teutsche Analogon des lateinischen magnus und des griechischen μέγας ist die mittelhochteutsche Form michel, welche sich auch jetzt noch in dem Namen Mecklenburg (lat. Megalopolis) enthalten findet. Wenn z. B. ferner dem lateinischen Worte vir das grundverschiedene teutsche Mann als Synonym gegenübersteht, so findet sich doch auch für jenes erstere im Teutschen wenigstens die Spur der Analogie vor: unser Wort Welt hieß im Mittelhochteutschen werlde, im Althochteutschen aber ver-alt, und es besaß hier noch die ursprüngliche Bedeutung: Menschenalter; die Wurzel ver aber ist dieselbe, die sich im lateinischen vir findet. In allen verwandten Sprachen also ist die Analogie der Wortformen in ihren ursprünglichen Wurzelbestandtheilen eine durchgehende, nur daß es oft erst eines mühsamen Suchens bedarf, um das entsprechende Analogon in jedem einzelnen Falle zu finden.

Mit der Entwickelung des Lautelementes der Sprachen steht überall auch die Ausbildung der Begriffe des Denkens in Zusammenhang, und es wird eben hierdurch mit die Abweichung der einzelnen verwandten Sprachen von einander in ersterer Beziehung erklärt. In der frühesten Zeit entstehen in der Sprache der Regel nach eine Mehrheit wesentlich synonymer Wortzusammensetzungen für einen und denselben allgemeinen Begriff des Denkens, von denen dann späterhin in einer jeden der verwandten oder aus einer und derselben Quelle hervorgehenden Sprachen immer die eine oder die andere zum Repräsentanten oder feststehenden Träger dieses Begriffes erhoben wird, während die übrigen sich neben dieser entweder überhaupt zu verlieren oder doch unter Hinzutritt irgend einer anderen abweichenden Bedeutung an einen ganz anderen Ort des Begriffssystemes verschlagen zu werden pflegen. Eben hieraus aber findet jene Abweichung der verwandten Sprachen in der lautlichen Bezeichnung derselben Begriffe wesentlich mit ihre Erklärung. Es setzt aber näher in unmittelbarem Zusammenhange hiermit die Verwandtschaft der Sprachen auch überall einen gemeinsamen Ursprung derselben aus einer bestimmten anfänglichen Ursprache voraus; — mit der Verwandtschaft der Sprachen hat es insofern eine etwas verschiedene Bewandtniß als mit derjenigen Verwandtschaft oder Aehnlichkeit, welche der Naturforscher zwischen den zu einer und derselben höheren Gattung gehörenden Arten der Thier- oder der Pflanzenformen anzunehmen sich veranlaßt sieht; in diesem letzteren Falle nämlich ist es an sich niemals ausgemacht und kann auch durch die genauesten Forschungen und Experimente nie zu einer evidenten Gewißheit erhoben werden, ob die rücksichtlich ihres Charakters oder der ganzen Art ihres Baues mit einander verwandten Geschlechter der Organismen alle wirklich aus einer und derselben Quelle eines gemeinsamen Urtypus als spätere Abwandelungen desselben hervorgegangen seien, oder ob eine jede von ihnen auf einem selbständigen Acte der Schöpfung beruhe, mit anderen Worten, ob jene ihre Verwandtschaft blos eine geistige und begriffliche, oder ob sie zugleich auch eine thatsächliche und historische sei: bei dem obigen Falle der Sprachen dagegen dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß die Verwandtschaft aller jener in Rücksicht der wurzelhaften Bestandtheile ihres Lautmateriales identischen Sprachen auch zugleich eine actuelle oder historische, d. i. eine solche, die auf dem Vorhandensein einer zu supponirenden Ursprache, gleichsam also eines gemeinsamen wirklichen Grundtypus aller jener späteren Abwandelungen beruht, sein müsse. Die Verschiedenheit der gegebenen Sprachen entwickelt sich innerhalb der Geschichte aus bestimmten wurzelhaften Grundtypen oder Urgestalten der Sprache; können nun auch diese selbst nicht in ihrer Totalität von der Wissenschaft aufgezeigt oder wiederhergestellt werden, so sind sie wenigstens etwas, das in seiner allgemeinen Existenz von der historischen Forschung mit Nothwendigkeit vorausgesetzt oder postulirt werden muß. Bis zu einem gewissen Grade aber kann sogar auch immer festgestellt werden, welche Wortformen oder Wurzelzusammensetzungen mit welcher bestimmten logischen Bedeutung die sämmtlichen verwandten Sprachen noch aus der Ursprache überkommen haben müssen und welche anderen dann in einer jeden von ihnen durch selbständige Umwandelungen jenes gemeinsamen Besitzes weiter hervorgetreten sind. Eben hieran aber knüpfen sich dann auch gewisse höchst interessante Schlußfolgerungen in Bezug auf den Culturzustand desjenigen Urvolkes an, von dem jene Ursprache selbst geredet worden ist, insofern hierbei die Annahme Geltung hat, daß alle den verwandten Sprachen gemeinsamen und einen und denselben Begriff ausdrückenden Wurzelzusammensetzungen ihnen eben nur aus jener ihrer gemeinsamen

Quelle zugeflossen sein können, woraus sich die Existenz dieses Begriffes oder der ihm entsprechenden Sache in dem Denken oder Leben jenes Urvolkes selbst als eine weitere Folge ergibt (s. A. Schleicher, Die deutsche Sprache. 1860. S. 85).

Die ganze Geschichte der Sprache ist nach dem Bisherigen offenbar Nichts als eine Seite oder ein Ausfluß der Geschichte des Menschengeschlechtes überhaupt. Umgekehrt aber ist auch für die Erforschung der frühesten Geschichte und der ganzen natürlichen Verhältnisse unseres Geschlechtes Nichts wichtiger als die Geschichte der Sprache. Der Begriff der Geschichte hat für uns überhaupt wesentlich die Bedeutung einer Wissenschaft vom Menschen und von dem, was zu seinem Leben gehört, da die ganze Natur des Menschen in einer fortwährenden Bereicherung, Umbildung und Veredelung seines Lebensinhaltes besteht. Ebenso aber wie alles Andere, woraus sich das menschliche Leben zusammensetzt, die Religion, der Staat, die Kunst, die Wissenschaft u. s. w., nicht gleich von Anfang an vollendet in ihm vorhanden gewesen ist, sondern sich erst ganz allmälig von gewissen ersten Anfängen aus zu immer größerer Vollkommenheit entwickelt hat, ganz ebenso ist dieses auch mit der Sprache der Fall gewesen; denn eine durchaus irrige und den Resultaten der neueren Forschung gegenüber vollkommen unhaltbare Annahme ist diejenige, nach welcher der Mensch seine Sprache gleichsam als etwas an sich schon Fertiges und in seiner Natur untrennbar Gegebenes mit in die Welt gebracht haben soll; nicht die Sprache als solche, sondern nur die Befähigung oder den inneren Drang zur Erschaffung derselben hat der Mensch von der Natur empfangen gehabt; sie selbst aber ist sein eigenes Werk, bei dessen allmälig fortschreitender Ausbildung er gerade so wie bei der aller anderen Gebiete seines Lebens seiner selbst unbewußt unter dem waltenden Einflusse gewisser höherer allgemeiner Gesetze seiner Natur steht. Die Sprache in allen ihren mannichfachen Formen und Veränderungen ist zuletzt eine historische Erscheinung oder ein Product der Geschichte wie irgend ein anderes, nur freilich wol gerade dasjenige, welches in seiner ersten Entstehung früher und alterthümlicher ist als jedes weitere sonst; denn alles Andere, womit sich außerdem das menschliche Leben erfüllt, hat jedenfalls das Bestehen der Sprache und das in ihr gegebene Mittel der geistigen Verständigung zur ersten und unumgänglichsten Voraussetzung. Innerhalb der uns bekannten Geschichte entwickelt sich die Sprache in genauem Zusammenhange mit allem Anderen fort; ihre ersten Anfänge als solche zwar sind ebenso wie die des Menschengeschlechtes überhaupt für uns in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt; immer aber dürfen wir uns aus dem, was uns bis jetzt von ihr als bekannt vorliegt, auf die Natur dieser Anfänge gewisse Schlußfolgerungen erlauben.

Wenn die Sprache in ihrer gegenwärtigen Eigenthümlichkeit und Gestalt für uns durchaus die Bedeutung eines conventionell festgestellten Mittels für die Bezeichnung der Begriffe des Denkens besitzt, so kann doch ihre frühere und anfängliche Stellung zum Menschen nur eine durchaus andere und natürlichere gewesen sein. Denn alle diejenigen Begriffe, aus denen sich dieser unser gegenwärtiger, reichhaltiger und vielartig gegliederter logischer Gedankeninhalt zusammensetzt, hatten am ersten Anfange überhaupt noch gar keine Existenz in der menschlichen Seele, sondern sie mußten erst allmälig in derselben hervortreten und gebildet werden; es fehlte also überhaupt dasjenige Object der Bezeichnung, auf welches sich die ganze gegenwärtige Stellung der Sprache zum Menschen gründet. Erst mit der allmäligen Entstehung oder Erschaffung der Sprache aber sind auch alle jene Begriffe selbst erst successiv in der Seele hervorgetreten oder festgestellt worden; nur mit dem Worte der Sprache wird zugleich der Begriff, den es ausdrückt, für uns geboren, oder es knüpfen sich doch allmälig erst an die Wurzelzusammensetzungen der ersteren die Bedeutungen der festen logischen Begriffe des Denkens für uns an. Die Ansicht ist demnach eine vollkommen irrige, nach welcher der Mensch die Sprache gleichsam kunstmäßig zur Bezeichnung der Begriffe seines Denkens, als eines an sich schon fertig in der Seele vorliegenden Inhaltes festgestellt oder erfunden haben soll; erst an der Hand der Erschaffung der Sprache entwickelt sich im Menschen der Inhalt seines Denkens oder der Stoff seiner Begriffe; der Mensch steht zunächst unmittelbar der Natur gegenüber und schöpft aus dieser die Vorstellungen seiner Seele, die er dann sogleich mit den Lauten der Sprache umkleidet. Dasjenige aber, was ihm aus der Natur zuerst entgegentritt, sind überall blos einzelne Erscheinungen oder Momente des sinnlichen Wahrnehmens, des Tones, der Bewegung u. s. w.; diese verkörpert er, indem er sie nachzuahmen versucht, in bestimmten Lautzusammensetzungen der Sprache, und allmälig nehmen dann diese Lautzusammensetzungen die Geltung von feststehenden Bezeichnungsmitteln jener sich immer wiederholenden Wahrnehmungen und der ihnen zum Grunde liegenden Vorgänge oder Gegenstände für ihn an, woraus dann durch mannichfaltige weitere Uebertragung und Abwandelung die den Worten inwohnenden Bedeutungen der geistigen Begriffe seines Denkens entspringen. Alles Denken geht aus von der Anschauung des Einzelnen und alle Worte beruhen auf der ursprünglichen Nachbildung von sinnlichen Eindrücken, die der Mensch aus der Außenwelt in sich aufgenommen hat.

Die vergleichende Sprachforschung, wenn sie auch jetzt bereits ihre erste Kindheit überschritten hat, ist doch jedenfalls noch weit davon entfernt, als eine in sich vollkommen abgeschlossene Wissenschaft angesehen werden zu können. Aus der ganzen Masse der Sprachen der Erde sind es bis jetzt eigentlich nur diejenigen des sogenannten indogermanischen oder arischen Sprachstammes, welche in ihren Verwandtschaftsverhältnissen vollkommen genau durchforscht worden sind; wichtig für die Erkenntniß dieses ganzen Sprachgebietes war insbesondere die Entdeckung und wissenschaftliche Bearbeitung des Sanskrit, oder derjenigen Sprache des alten Indiens, welche dem gemeinsamen Charakter der Ursprache des ganzen Stammes in

der Bewahrung einer großen Menge in den übrigen Sprachen verloren gegangener alterthümlicher Formen und Einrichtungen am treuesten geblieben ist; von der ganzen Gliederung dieses Stammes in seine einzelnen Zweige entwirft ein sehr deutliches Bild Schleicher: „Die deutsche Sprache" S. 71 fg.; es sind im Ganzen sechs Hauptzweige, die sich aus der gemeinsamen Wurzel des Stammes entfernen, einmal die indische und persische (iranische), sodann die griechisch-lateinische und celtische, ferner die teutsche und slawisch-lithauische Sprachfamilie, unter denen immer je zwei, dann aber wiederum die vier ersten sich in einem näheren verwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander befinden. Zu einer jeden dieser Familien aber gehört dann wiederum eine größere Menge einzelner Sprachen, Dialekte und sprachlicher Entwickelungsstufen hinzu; die celtische Sprachenfamilie, als der am weitesten nach Westen vorgeschobene Zweig des ganzen Sprachstammes, ist bis auf wenige Reste in der Bretagne, Irland, Schottland und Wales untergegangen; zu der griechisch-lateinischen Familie gehören nächst den sogenannten romanischen oder den Töchtersprachen des alten Latein, dem Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Französischen, Provençalischen, Wallachischen, Churwälschen u. s. w., noch das Neugriechische als eine verstümmelte Fortbildung des Altgriechischen, dann das Albanesische, der Rest einer früheren größeren Abzweigung dieses ganzen Complexes hinzu; auch die meisten der älteren italischen Sprachen aber, das Oskische, Umbrische u. s. f. — abgesehen von dem räthselhaften Etruskischen —, ordnen sich in diese Verwandtschaft ein; die teutsche Sprachenfamilie umschließt als Hauptglieder die hoch- oder oberteutsche, die niederteutsche und die nordische oder skandinavische Abzweigung (s. das Nähere hierüber bei Schleicher, Grimm u. A.), während zu der slawischen Familie, abgesehen von dem eine gesonderte Stellung einnehmenden Lithauischen, namentlich das Russische, Polnische, Böhmische, Kroatische u. s. w. hinzugehören. Zu dem indogermanischen Sprachstamme überhaupt aber steht in einer gewissen weitläufigeren und bis jetzt noch nicht hinreichend aufgehellten Verwandtschaft der semitische, welcher als wichtigste einzelne Sprachgestaltungen das Arabische, Hebräische, Syrische, Chaldäische, Aethiopische u. s. w. in sich begreift. Unter der Bezeichnung der finnisch-uralischen Sprachen wird ein weiterer Complex von Idiomen des östlichen Europa und des nördlichen Asien, das Ungarische, Finnische, Lappländische, Esthnische, Samojedische u. s. w. verstanden; hiermit steht weiter auch, wie es scheint, der türkisch-tatarische Sprachzweig in einer gewissen Verwandtschaft, und es pflegt neuerlich überhaupt unter der Bezeichnung des turanischen Sprachstammes eine dritte Hauptmasse von Sprachen unseres Continentes neben den indogermanischen und den semitischen, die namentlich im inneren Asien ihre Wurzel und ihre Heimath haben, zusammengefaßt zu werden. Ein interessanter Rest eines früheren größeren Sprachstammes ist ferner das Baskische an dem Abhange der Pyrenäen; sodann bilden, wie es scheint, die sämmtlichen Sprachen der amerikanischen Ureinwohner, ferner die der malaiischen Völker, dann die im australischen Archipel geredeten, einzelne Massen der afrikanischen, der ostasiatischen Sprachen u. s. f. eigene Sprachstämme für sich, deren ganze Verhältnisse und Begrenzungen jedoch bis jetzt noch keineswegs mit hinreichender Sicherheit dargelegt worden sind. Unter allen Umständen aber wird die weite Menge der jetzt auf der Erde geredeten Sprachen eine Reduction auf eine gewisse engere und festgeschlossene Anzahl von Sprachstämmen erfahren müssen.

Eine doppelte Frage ist es, welche sich Angesichts der bis jetzt festgestellten Resultate über die Verwandtschaft der Sprachen wol leicht aufdrängen muß, einmal die, welches überhaupt der Grund und das bedingende Princip dieser weit aus einander gehenden Mannichfaltigkeit der menschlichen Rede sei, sodann aber, ob es nicht endlich gelingen möge, auch zwischen allen Sprachstämmen der Erde eine gewisse Verwandtschaft nachzuweisen oder sie alle auf eine und dieselbe letzte gemeinsame Ursprache unseres Geschlechtes zurückzuführen. Was das erstere betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß es hauptsächlich und zuerst die bloße Spaltung und äußere räumliche Absonderung der Völker von einander gewesen ist, welche die verschiedenartige Gestaltung ihrer Rede zur Folge gehabt hat; je mehr sich die Völker wie in ihrem inneren Leben so in ihren äußeren örtlichen Wohnsitzen von einander trennen, in um so höherem Maße spaltet und entwickelt sich ihre Rede in sich selbst; die bloße Vermehrung des Menschengeschlechtes und seine strahlenartig fortgehende Ausbreitung über die Erdoberfläche zog mit Nothwendigkeit eine reichhaltige Gliederung der Rede nach sich; — ob aber zuletzt diese ganze Ausbreitung von einem einzigen Punkte oder von mehren aus erfolgt sei und ob deswegen die endliche Annahme eines einzigen Urvolkes und einer einzigen Ursprache oder das Gegentheil hiervon die gerechtfertigtere sei, hierauf ist allerdings die vergleichende Sprachwissenschaft zur Zeit noch ebenso wenig als die vergleichende Ethnologie eine vollkommen befriedigende Antwort zu geben im Stande, und es wird wol dieser Punkt immer ein ungelöstes Räthsel in der Geschichte des Menschengeschlechtes bleiben; bis jetzt aber stellt sich allerdings wol die Annahme als die wahrscheinlichere für uns dar, daß es in der That eine gewisse Mehrheit vollkommen oder radical von einander verschiedener Sprachstämme auf der Erde gebe, welche Annahme dann wol auf eine entsprechende Verschiedenheit des Ursprunges des Menschengeschlechtes selbst hindeuten würde. Hierbei aber ist allerdings das nicht ausgeschlossen, daß es eine gewisse Summe ursprünglicher oder angeborener Naturlaute des Menschen geben könne, die vielleicht ein gemeinsames Rudiment aller noch so verschiedenen Sprachstämme gebildet haben mögen, ohne aber daß hieraus auf eine wirkliche oder thatsächliche Gemeinsamkeit des Ursprunges der letzteren etwas gefolgert werden dürfte. Welches der Umfang dieses Naturlautes oder der dem Menschen ursprünglich eigenthümlichen sinnlichen Lautgeberden zur Bezeichnung seiner inneren Empfindungsvorstellungen sei, hierüber ist die

Wissenschaft freilich keine Auskunft zu geben im Stande; alles dieses erste Anfängliche der Sprache bleibt immer ein dunkles und nicht zu erforschendes Gebiet; die Wissenschaft kann sich allein auf dasjenige richten, was ihr innerhalb der historischen Wirklichkeit als ein durch sichere Daten und begründete Schlußfolgerungen Erreichbares gegeben ist.

Die Verschiedenheit der Sprachen von einander beschränkt sich aber keineswegs blos auf ihr sinnliches Lautelement allein, sondern es wird ebenso sehr auch ihr geistiges Denken von derselben betroffen. Ganz ebenso wie jeder einzelne Mensch von dem andern sich nicht blos in seiner körperlichen Erscheinung, sondern ebenso sehr auch in seinem geistigen Wesen unterscheidet, nicht weniger ist dieses auch bei den Sprachen der Fall. Alle Sprachen aber sind sich rücksichtlich ihrer Bedeutung für das Denken bis zu einem gewissen Punkte ähnlich, während sie nach einer andern Seite wiederum einander unähnlich sind. Ihre Aehnlichkeit unter einander wird bewiesen dadurch, daß der Inhalt des Denkens jeder einzelnen Sprache in die Form der anderen übersetzt werden kann, ihre Unähnlichkeit aber dadurch, daß eine jede Uebersetzung immer noch etwas ganz Anderes ist als ihr Original. Unter allen Umständen aber wird bei der Uebersetzung nicht blos die äußere Hülle des Lautelementes der einen Sprache mit dem einer anderen vertauscht, sondern es knüpft sich hieran auch noch eine weit tiefere und innerlichere Bedeutung für die Verschiedenheit des Gedankenausdruckes selbst an. Jede einzelne Sprache hat als solche schon eine ganz andere Art des Denkens oder der Bedeutung und der Verknüpfung der Begriffe als die andern, und sie ist daher vorzugsweise immer für ganz bestimmte Gebiete oder Richtungen der Anwendung des Denkens geschickt. Wie der Mensch, so ist auch die Sprache immer eine auf einer innigen Harmonie ihrer geistigen und ihrer leiblichen Hälfte beruhende Individualität. Wie in Rücksicht ihres sinnlichen Lautelementes, so können daher auch in Rücksicht der geistigen Eigenthümlichkeit ihres Gedankenausdruckes die einzelnen Sprachen immer an einander gehalten oder unter bestimmte Gesichtspunkte ihrer wissenschaftlichen Vergleichung gestellt werden.

Alle Sprachen haben an sich und mit innerer Nothwendigkeit ein Doppeltes mit einander gemein, einmal das System der articulirten Laute der menschlichen Stimme als solcher, welches mit im Ganzen nur geringen Ausnahmen für sie alle das nämliche ist, sodann aber das System der allgemeinen in der äußeren Wirklichkeit selbst enthaltenen oder präformirten Begriffe und der mit diesen selbst untrennbar zusammenhängenden einfachen Grundformen des Denkens. Jede einzelne Sprache ist in ersterer Beziehung eine gewisse Zusammensetzung der an sich gegebenen articulirten Laute der menschlichen Stimme, in letzterer aber eine bestimmte Modification oder Abwandelung des allgemeinen Systems der Begriffe und der Gesetze oder Grundformen der Logik. Einer jeden Sprache ist an sich das nämliche Mittel für die Bezeichnung ihres geistigen oder Gedankeninhaltes in die Hand gegeben, die Elemente der Articulation der menschlichen Stimme, und es ist ebenso das Ziel oder das Object dieser Bezeichnung, die äußere Wirklichkeit mit dem in ihr liegenden elementarischen Stoff der Begriffe und des Denkens, für sie alle eines und dasselbe; jede einzelne Sprache aber benutzt das Lautelement in einer anderen Weise, um hiermit die ebenso in einer anderen Weise von ihr aufgefaßte Sphäre des objectiven Begriffs- oder Gedankeninhaltes zu umkleiden, oder sie ist in jedem einzelnen Falle ein anderer Weg, um diese beiden Punkte, den einen des Anfanges oder des Mittels und den anderen des Endes oder des Zieles des ganzen Geschäftes der Sprache mit einander zu verbinden. Immer aber darf angenommen werden, daß sich die sinnliche und die geistige Seite der Sprache, ganz ebenso wie dieses bei der menschlichen Individualität der Fall ist, in einem genauen und unauflöslichen Zusammenhange unter einander befinden.

Der ganze Charakter einer Sprache wird überhaupt durch ihre bloße sinnliche oder physikalisch-etymologische Abstammung noch keineswegs hinreichend bestimmt. Jede einzelne gegebene Sprachgestaltung ist in dem was sie ist keineswegs allein ein bloßes Product der Natur, sondern in gewissem Sinne zugleich auch immer ein solches der Kunst oder der historischen Cultur. Der Gebrauch, der von einer bestimmten Sprache zur Erzeugung einer selbständigen Literatur oder zu anderen Zwecken des geistigen Denkens gemacht wird, läßt in ihr selbst immer gewisse nachhaltige Spuren zurück oder es wird die Sprache als solche im Zusammenhange mit dem von ihr gemachten Gebrauche successiv immer in gewisser Weise eine andere; theils erfährt hierdurch immer das System ihrer Begriffe eine bestimmte Verschärfung und allseitig ausgedehnte Bereicherung, theils wird ihr Satzbau auch ein in höherem Grade biegsamer, gelenkiger und kunstreicher, theils endlich treten auch in ihrer Wortbildung selbst gewisse durchgreifende und entscheidende Veränderungen ein. Die bloße Betrachtung der Verhältnisse des physischen Lautmateriales einer Sprache also ist jedenfalls unzureichend dieselbe nach dem vollen Umfange ihres Wesens zu erfassen; eine jede Sprache ist theils in Rücksicht ihrer physischen Abstammung ein bestimmter Zweig an dem Baume irgend eines größeren Sprachstammes theils aber ist sie in Rücksicht ihres geistigen Denkens ein bestimmtes Gefäß, in welches ein gewisser allgemeiner logischer Inhalt eingefüllt wird und das hierdurch eine bestimmte wesentliche Umgestaltung jener seiner angeborenen Form oder Natur zu erfahren gehabt hat.

Vergleichen wir die einzelnen Sprachen mit einander, so ist es näher immer ein dreifacher Punkt, auf den sich diese Vergleichung erstrecken kann, einmal ihr sinnliches Lautelement als solches, zweitens das System ihrer Begriffe, drittens die Art ihres Satzbaues oder ihrer ganzen Gedankenverknüpfung. Das erste dieser drei Elemente empfängt eine Sprache gleichsam durch die Natur, indem sie rücksichtlich der Abstammungsverhältnisse ihrer Worte immer irgend einem größeren Sprachstamme angehört; das zweite ist in wesentlicher

Weise ein Product und eine Folge des höheren kunstmäßigen Denkens, und es weichen daher oft auch nahe verwandte Sprachen, wie z. B. das Griechische und das Lateinische oder das Arabische und das Hebräische, theils in dem Reichthume, theils in der ganzen Gliederung ihres Begriffssystemes wesentlich von einander ab, ganz ebenso wie oft von zwei Brüdern der eine, theils durch Naturanlage, theils auch wol durch die Gunst äußerer Verhältnisse bevorzugt, zu größerem Reichthume, angesehenerer Stellung und höherer Geistesbildung gelangt, während neben ihm der andere in dem bescheideneren Dunkel einer untergeordneteren und ärmeren Lebensstellung verbleibt. Es ist aber auch hier bei den Sprachen keinesweges blos die reine Naturanlage oder die innere angeborene Genialität der Völker, welcher sie angehören, als solche, sondern ebenso oft auch die Gunst der äußeren eine höhere Culturentwickelung bei ihnen hervorrufenden Verhältnisse, die Berührung mit anderen, bereits ausgebildeten Culturvölkern, die Beschaffenheit der Gestaltung des Landes, in dem sie sich befinden u. s. w.; ferner auch die bloße charaktervolle Energie, mit der sie theils ihre Naturanlage, theils ihre äußeren Verhältnisse zur Erreichung eines bestimmten Zieles zu benutzen gewußt haben, wodurch sich ihre Sprachen auf eine höhere Stufe oder zu einem größeren Reichthume erheben als andere; so gedenkt z. B. Wilhelm von Humboldt des Chinesischen als einer Sprache von einer eigentlich dürftigen und unvollkommenen Naturanlage, die aber doch innerhalb der bestimmten, ihr hierdurch gesteckten Grenze sich durch Energie und Geschick zu einem gewissen Grade der allgemeinen Trefflichkeit des geistigen Gedankenausdruckes emporgeschwungen habe, oder es hat von den beiden Hauptmundarten der teutschen Sprache im engeren Sinne des Wortes, der oberteutschen und der niederteutschen, die erstere die letztere wesentlich nur durch ihre höhere und kunstmäßige Verwerthung in der Literatur überflügelt und zur Seite gedrängt. — Das dritte jener Elemente aber, die Art des Satzbaues oder der ganzen Gedankenverknüpfung ist zum Theil allerdings bereits in der angeborenen Naturanlage oder in dem Principe des Baues der Sprachen gegeben, es erfährt jedoch nichtsdestoweniger dasselbe auch durch den kunstmäßigen Gebrauch der Sprache eine fortwährende weitere Ausdehnung und Veredelung. Im Allgemeinen aber gibt sich in der Art und Weise des Satzbaues der ganze Charakter einer Sprache am bestimmtesten und deutlichsten zu erkennen, oder es ist derselbe vorzugsweise das Bild der geistigen Gesammteigenthümlichkeit des Volkes selbst; daher gibt zu Zeiten wol oft ein Volk das ganze Material der Worte und der Begriffe seiner Sprache für eine andere hin, während es doch hierbei immer gewisse Arten seiner eigenthümlichen Satzbildung bewahrt. Dieses zeigt sich z. B. in der Redeweise der Juden, die, obgleich unter uns lebend und sich der teutschen Sprache als ihrer eigenen bedienend, doch im Widerspruch mit dem Gesetze von dieser das Prädicat des Satzes immer sogleich nach dem Subject folgen zu lassen pflegen. Ebenso sagen die Böhmen im Teutschen statt: unser Kaiser, Kaiser unsriger u. dgl.

Der Inbegriff des allgemeinen oder öffentlichen Denkens eines Volkes bildet die Literatur desselben. Die literarische Verwendung einer Sprache aber zieht in dieser selbst immer gewisse durchgreifende Veränderungen nach sich. Ueberhaupt ist eine jede Sprache in den Schicksalen, die sie zu erfahren hat, immer das getreue Abbild der entweder emporsteigenden oder niedergehenden Lebensgeschichte ihres Volkes selbst. Völker ohne Geschichte, deren Leben durch lange Jahrhunderte unverändert dasselbe bleibt, pflegen auch in ihrer Sprache keine wesentlichen Umänderungen zu erleiden. Immer ist die Geschichte der Sprachen die parallel gehende Begleitung der Geschichte der Völker. Ein neuer Gedankeninhalt, der in einem Volke entsteht, bringt oft eine vollständige Umwandelung in der Sprache hervor; ein deutliches Beispiel hiervon ist die Entwickelung der teutschen Sprache in ihren drei Hauptstufen, dem Alt-, Mittel- und Neuhochteutschen, deren Hervortreten überall mit einer entsprechenden geistigen oder Literaturbewegung des Volkes Hand in Hand geht.

Der Ausdruck Sprache hat im prägnanten Sinne des Wortes noch eine gewisse engere und fester begrenzte Bedeutung neben derjenigen der Mundart oder des Dialektes. Wir reden von einer teutschen, holländischen, dänischen Sprache u. s. w., trotzdem daß alle diese Idiome eigentlich bloße untergeordnete Verzweigungen oder Dialekte einer und derselben höheren teutschen oder germanischen Gesammtsprache sind. Das Plattteutsche, wie es in Nordteutschland gesprochen wird, steht zu unserer hochteutschen Schriftsprache eigentlich in einem ganz gleichen Verhältnisse als das Holländische, und doch gilt uns dieses letztere als eine wirkliche Sprache, jenes erstere dagegen als ein bloßer Dialekt. Ebenso ist auch das Portugiesische von dem reinen oder eigentlichen Spanischen im Grunde nicht mehr verschieden als etwa das Catalonische, und doch heißt uns das erstere eine Sprache, das letztere dagegen nur ein Dialekt. Dasjenige demnach, was den Begriff einer Sprache im strengen oder technischen Sinne oder im Unterschiede von einem bloßen Dialekte constituirt, ist wesentlich dieses, daß wir unter jener ein solches natürlich gegebenes Idiom verstehen, welches durch eine höhere kunstmäßige Ausbildung und Pflege in der Literatur zur Ausdrucksform des allgemeinen und öffentlichen Denkens eines ganzen Volkes oder einer durch eine besondere Geschichte in sich abgeschlossenen und zu einer bestimmten geistigen Individualität ausgeprägten Nation geworden ist. Jede Nation hat eine Sprache, während die Redeweise eines bloßen natürlichen Volksstammes oder einer Provinz unter den Begriff eines Dialektes fällt. Auch der Ausdruck Mundart hat streng genommen noch eine gewisse engere Bedeutung neben der des Dialektes, indem es wesentlich das Moment einer bestimmten Verunstaltung oder Verschlechterung irgend einer natürlichen Redeweise ist, welches sich mit ihm verbindet. So ist z. B. das Teutsch, welches in Meißen oder in Brandenburg gesprochen wird, richtiger eine bloße Mundart zu nennen als ein Dialekt. Ein Dialekt kann entweder aufsteigen zu einer Sprache oder

herabsinken zu einer Mundart; das erstere ist eine Veredelung, das letztere eine Verschlechterung. Ueberhaupt aber sind es nicht blos rein natürliche, sondern auch kunstmäßige, geistige oder historische Verhältnisse, welche die ganze Verschiedenheit der menschlichen Rede aus sich bedingen.

Der ganze Charakter der neueren vergleichenden Sprachforschung ist wesentlich der einer reinen Naturwissenschaft von den Erscheinungen der Sprache geworden. Der Sprachforscher der Gegenwart befindet sich zu seinem Stoffe, der Sprache, ganz in dem gleichen Verhältnisse als der Naturforscher zu den gegebenen Erscheinungen der Natur; anders aber war in der früheren Zeit die Stellung, welche von der Grammatik zur Sprache eingenommen wurde; überhaupt aber ist das, was wir jetzt unter Grammatik oder theoretischer Sprachwissenschaft zu verstehen gelernt haben, zum Theil etwas vollkommen Anderes, als was sonst und noch vor Kurzem hierunter verstanden werden konnte; die teutsche Grammatik von Grimm z. B. ist ein der ganzen Art und Anlage nach vollkommen verschiedenes Werk von allem dem, was sonst die Grammatik einer Sprache hieß; es sind aber alle die neueren Entdeckungen und Umwandlungen auf dem Gebiete des Wissens von der Sprache wesentlich solche, welche auf dem eigensten und specifischen Boden der Grammatik selbst wurzeln, oder es ist in der That ein vollständiger Umschwung in dem ganzen Princip oder Begriffe dieser letzteren selbst, welcher durch jene neueren vergleichenden Forschungen herbeigeführt worden ist.

Die Grammatik einer jeden Sprache zerfällt in die beiden Theile der Etymologie und der Syntax, oder der Lehre von ihren sinnlichen und der von ihren geistigen Einrichtungen oder Gesetzen. Die Syntax einer jeden Sprache aber ist an sich eine Ableitung oder eine Ergänzung der philosophischen Disciplin der Logik, indem sie die Sprache eben nur insofern betrifft, als dieselbe die Bezeichnung oder Ausdrucksform des geistigen Denkens ist. Durch die Etymologie oder sinnliche Formenlehre aber werden die allgemeinen Gesetze der Wortbildung und die regelmäßigen Veränderungen, welche an den Worten nach ihren Classenunterschieden und äußeren Beziehungen hervortreten, bestimmt; die beiden Haupteinheiten der Sprache sind einmal das Wort als der Ausdruck des Begriffes und andererseits der Satz als derjenige des Gedankens oder des Urtheiles; die Principien und Regeln der Wortbildung sind es, welche im etymologischen, diejenigen der Satzbildung, welche im syntaktischen Theile der Grammatik ihre Feststellung finden.

Mit dem Ausdrucke der Etymologie pflegt an und für sich neben seiner Bedeutung als eines Theiles der Grammatik noch ein anderer wesentlich hiervon verschiedener Sinn verbunden zu werden, nämlich der der Zurückführung oder Ableitung irgend eines einzelnen gegebenen Wortes der Sprache auf seine einfacheren Grundbestandtheile oder Wurzeln. Bei einem jeden Worte im Lexikon pflegt neben seiner Bedeutung auch seine Etymologie oder seine Abstammung aus anderen einfacheren Elementen angegeben zu werden; dieses Geschäft des vereinzelten oder lexikalischen Etymologistrens aber ist fast zu allen Zeiten ein mit einer gewissen Vorliebe betriebenes gewesen, in welchem sich ungeordneter Scharfsinn und willkürlich spielende Einbildungskraft ungestört breit machen konnten. Häufig wurde hierbei auch in allen den Fällen, wo sich die ursprünglichen Bestandtheile eines Wortes nicht mehr aufzeigen ließen, zu der Annahme eines sogenannten onomato-poetischen Verfahrens der Sprache oder einer directen Nachbildung des Bedeutungsinhaltes der Worte durch gewisse hierauf hindeutende oder ihm ähnliche Lautzusammensetzungen gegriffen. Dieses Alles aber war noch im höchsten Grade principlos und schwankend, bis erst durch die neuere Vergleichung der Sprachen jenes ganze Verfahren des Etymologistrens auf eine gesicherte wissenschaftliche Basis gestellt worden ist.

In dem gegebenen Umfange der Worte der Sprache ist an sich immer ein doppeltes Element zu unterscheiden, das eine des Stammes und das andere der Flexion, oder dasjenige, welches den feststehenden Begriffsinhalt als solchen und dasjenige, welches die wechselnde Beziehung oder formale Stellung desselben nach Außen in sich vertritt. Das letztere dieser beiden Elemente aber bildete sonst allein den Stoff und Gegenstand der Darstellung für die formale oder grammatische Etymologie; eines der wichtigsten Hauptresultate der neueren Sprachforschung aber ist dieses, daß alle diejenigen Bestandtheile der Sprache, welche die allgemeinen Charaktere und äußeren Stellungen der Worte oder Begriffe in sich ausdrücken, nicht an sich oder specifisch von den Elementen der Stammworte selbst verschieden sind, sondern daß auch sie auf einer Abwandelung oder Verstümmelung der letzten Wurzelwörter der Sprache überhaupt beruhen. Allerdings ist dasjenige, was in diesen Flexionsbestandtheilen der Worte enthalten liegt, Nichts als eine ganz allgemeine logische oder grammatische Abstraction; aber die Art, wie die Sprache von Anfang an zu der Feststellung oder Ausprägung eines solchen allgemeinen Abstractionscharakters gelangt ist, ist wie bei allen anderen Begriffen immer die Vorstellung von einer unmittelbaren sinnlich anschaulichen Einzelheit gewesen, und es hat sich erst durch den weiteren fortgesetzten Gebrauch diese Vorstellung allmälig zu einem vollkommen leeren Begriffsschema abgegriffen oder verhärtet. Hieraus aber geht das weitere wichtige Resultat für uns hervor, daß der ganze gegenwärtig gegebene Organismus der Grammatik in dem Systeme der einzelnen Classen und Flexionen der Worte keineswegs ein von Anfang an oder an sich im Wesen der Sprache vorhandener, sondern vielmehr ein erst allmälig durch die Geschichte entstandener sein kann, und daß von Anfang an alle Thätigkeit der Sprache nur eine solche der Feststellung und lockeren Verknüpfung jener ihrer letzten etwas sinnlich Anschauliches bezeichnender Wurzelwörter gewesen sein muß.

Der ganze Proceß der Sprachbildung zerfällt an sich in die beiden Stufen der Wortbildung und der Satzbildung. Für uns selbst, auf dem gegenwärtigen

Entwickelungszustande der Sprache, besteht alle Sprachthätigkeit eigentlich nur in der Satzbildung; denn das Material der Worte und der in diesen verkörperten einzelnen Begriffe ist für uns ein feststehend gegebenes; jeder neue Gedanke aber, den wir bilden, hat rücksichtlich seiner sprachlichen Erscheinung die Bedeutung eines neuen Satzes oder einer neuen Verknüpfung der gegebenen Worte der Sprache; der Proceß der Satzbildung also ist ein ebenso unendlicher als der des Denkens selbst, während jener der Wortbildung im Allgemeinen schon in einer früheren Zeit sein Ende erreicht hat oder doch neue Worte im Ganzen nur selten und auch dann blos als Zusammensetzungen von anderen schon vorhandenen unter uns hervorzutreten pflegen. Alle Thätigkeit der Satzbildung demnach hat an sich die der Wortbildung zu ihrer Voraussetzung; nichtsdestoweniger aber wird durchaus nicht angenommen werden dürfen, daß die Sprache zuerst das ganze Material ihrer Worte als solches aus sich heraus erschaffen habe und erst dann zu der geordneten Verbindung derselben in Sätzen übergegangen sei; vielmehr sind gewiß gleich von Anfang an beide Processe oder Functionen, der eine der Erschaffung selbständiger Lautkörper und der andere der denkenden Verknüpfung derselben zu größeren geistigen Ganzen zusammen und in Verbindung mit einander in Thätigkeit getreten, und es werden daher im Allgemeinen die sämmtlichen Worte unserer gegenwärtigen Sprache als die Producte einer früheren einfacheren satzartigen Verknüpfung der letzten wurzelhaften Bestandtheile der Sprache überhaupt angesehen werden müssen. Ein jedes Wort unserer Sprache ist, ebenso wie es in sinnlicher oder etymologischer Beziehung als das zusammengeschobene Resultat aus der Vereinigung einer ganzen Reihe letzter einfacher Wurzeln erscheint, auch in Rücksicht seines geistigen oder Begriffsinhaltes nur als das ähnliche Resultat einer Reihe einfacher in jenen Wurzeln enthaltener anschaulicher Vorstellungsmomente aufzufassen. Der ursprüngliche Zustand der Sprache also ist jedenfalls ein ganz anderer gewesen als der gegenwärtige, und die Worte, welche uns hier als die letzten Elemente oder Einheiten der Rede galten, dürfen selbst nur als die Producte eines früheren anders gearteten und naturgemäß einfacheren Entwickelungsprocesses derselben von uns angesehen werden.

Wenn das Wort Grammatik für uns überhaupt den Inbegriff aller derjenigen Gesetze bezeichnet, von denen die Gestaltung und der Gebrauch irgend einer bestimmten Sprache beherrscht wird, so ist es klar, wie der ganze Standpunkt der neueren vergleichenden oder historischen Grammatik zu ihrem Stoffe ein vollkommen anderer sein muß als derjenige, den die Grammatik im älteren oder gewöhnlichen Sinne des Wortes hierzu einnehmen konnte. Wir mögen diese letztere auch mit dem Namen der formalen oder philosophischen Grammatik im Unterschiede von jener ersteren als der materialen oder historischen bezeichnen; die ältere Grammatik war der Hauptsache und ihrem innern Wesen nach vorwiegend Syntax, d. h. sie faßte die Sprache vornehmlich unter dem Gesichtspunkte auf, als sie die Ausdrucksform des logischen Denkens ist und es wurden selbst in dem etymologischen Theile dieser Grammatik die sinnlichen Formen und Erscheinungen derselben wesentlich nur insofern bestimmt, als sie die nothwendige Grundlage und Voraussetzung für das Verständniß des Satzes als der fundamentalen Haupteinheit alles logischen Denkens bildeten. Diese ganze ältere Grammatik faßte sich selbst wesentlich nur als eine Art von Paralleldisciplin und concretere Ausführung oder Ergänzung der philosophischen Wissenschaft der Logik auf; das Wortmaterial der Sprache selbst aber als der bloße elementarische Stoff für die Bezeichnung der allgemeinen Denkformen wurde von ihr als etwas Gegebenes angenommen und stand nach seiner mechanischen Anordnung im Lexikon der allgemeinen oder formalen Gesetzmäßigkeit der Sprache in einer vollkommen äußerlichen und gleichgültigen Weise gegenüber. Für die neuere oder historische Grammatik dagegen fällt der entscheidende Schwerpunkt der Auffassung der Sprache vielmehr in die Etymologie und es gilt ihr die Syntax wesentlich nur als ein Anhang von einer mehr logischen als eigentlich sprachwissenschaftlichen Bedeutung; der Hauptaccent liegt hier durchaus auf der sinnlichen oder etymologischen Einheit des Wortes; die Erklärung von dieser aber kann überall nur erfolgen aus der früheren Geschichte der Sprache und aus der Untersuchung ihrer weiteren verwandtschaftlichen Zusammenhänge mit anderen Sprachen; das reine sinnliche Element der Sprache als solches ist es, welches von dieser neueren Grammatik wissenschaftlich erforscht und nach seinen inneren Gesetzen empirisch festgestellt wird; der ganze Charakter dieser neueren Grammatik ist daher wesentlich der einer reinen Naturwissenschaft oder Physiologie von der Sprache; der ganze Begriff der grammatischen Etymologie aber ist hier insofern ein durchaus anderer geworden als früher, als anstatt jenes bloßen dürftigen Grundrisses der äußeren Formen oder Flexionen der Worte jetzt der ganze Umfang des im Lexikon niedergelegten Wortmateriales mit in den Bereich der wissenschaftlichen Untersuchung und allgemeinen gesetzlichen Bestimmung hereingezogen worden ist, wodurch von selbst das principlose Verfahren jenes ganzen älteren lexikalischen Etymologisirens seinen Untergang gefunden hat.

Der Charakter einer jeden Naturwissenschaft ist an sich der, daß der Stoff derselben als ein seinem vollen Umfange nach gesetzmäßig gestalteter oder als ein auf einer inneren organischen Nothwendigkeit beruhender vorausgesetzt wird. Allem Natürlichen ist das Moment der Gesetzmäßigkeit und organischen Nothwendigkeit seiner Erscheinungen auf Grund seines bloßen Begriffes immanent, d. h. jedes einzelne natürliche Ding ist dasjenige was es ist eben nur auf Grund eines höheren allgemeinen Gesetzes und in Folge einer hinter ihm stehenden, mit Nothwendigkeit wirkenden Ursache; bei allem Natürlichen findet ein Verhältniß der vollkommenen Uebereinstimmung oder wechselseitigen Deckung zwischen seiner allgemeinen in der Wissenschaft enthaltenen Gesetzmäßigkeit und der Wirklichkeit seines einzelnen empirischen

Stoffes selbst statt, oder es ist doch alles Einzelne in der Natur an sich von der Art, daß es unter irgend ein höheres Gesetz subsumirt und aus irgend einer zwingenden Ursache muß abgeleitet werden können; denn das einzelne natürliche Ding kann überhaupt gar nicht anders sein als es ist, während dagegen im Reiche der Freiheit oder des menschlichen Geistes überall die Möglichkeit eines Andersseins oder einer Abweichung des Einzelnen von seiner allgemeinen in der Wissenschaft niedergelegten Gesetzmäßigkeit gegeben ist. Alle diejenigen Wissenschaften demnach, welche sich auf die Erscheinungen des Reiches der Freiheit oder auf alles dasjenige beziehen, was eine eigene innere Selbstbestimmung des menschlichen Willens zu seiner Voraussetzung hat, sind an sich und ihrem innern Princip nach von einer durchaus anderen Art als jene des Reiches der Natur; in den Naturwissenschaften gilt allein das Princip der Beobachtung, da alles Einzelne in ihnen an sich ein gesetzmäßiges ist; in den Wissenschaften vom Menschen dagegen handelt es sich durchaus um die Aufstellung eines idealen Gesetzes des Sollens, mit welchem die Wirklichkeit des Lebens selbst nicht überall und mit Nothwendigkeit zusammenzustellen pflegt. Hat also die Sprachwissenschaft oder Grammatik der neueren Zeit den Charakter einer Naturwissenschaft angenommen, so ist dieses in der That gleichbedeutend damit, daß in den Erscheinungen der Sprache statt des subjectiven oder geistig menschlichen Principes der Freiheit vielmehr das objective oder sinnlich-natürliche der gesetzlichen Nothwendigkeit als das herrschende erblickt und nachgewiesen worden ist. Wir sind bei der Handhabung der Sprache, unserer selbst durchaus unbewußt, an die Beobachtung gewisser allgemeiner, in ihrer Natur liegender Gesetze gebunden oder während die Thätigkeit des Sprechens an sich als ein Act und eine Folge unserer inneren Freiheit erscheint, so gibt es nichtsdestoweniger ein gewisses Princip der natürlichen Nothwendigkeit, von dem diese anscheinende Freiheit selbst bedingt oder durch welche sie auf eine engere und bestimmtere Grenze zurückgeführt wird.

Der Mensch ist anscheinend insofern der unumschränkte Herr in dem Gebrauche seiner Sprache als er dieselbe in der willkürlichsten Weise zum Ausdruck seines Denkens zu verwenden, ja als er auch in ihrem Lautmaterial an sich ganz nach eigenem Gutdünken Veränderungen vorzunehmen im Stande ist. Aber in der Wirklichkeit ist es doch im Grunde weit mehr die Sprache, welche den Menschen beherrscht, als er sie; die Sprache umzugestalten und sie anders zu machen als sie ist, ist dem Einzelnen an sich in keinem Falle verstattet; selbst gewisse hervorragende Geister in der Literatur, an deren Thätigkeit sich häufig eine bestimmte Umwandelung in der Sprache anknüpft, haben doch in der Regel nur dasjenige zur Entwickelung gebracht, wozu in der Natur oder im Wesen der Sprache selbst die Anlage und der Drang vorhanden war; jede Sprache hat in gewisser Weise ein eigenes Leben für sich, welches vollkommen unabhängig ist von der Thätigkeit der Einzelnen, in deren Munde sie sich befindet; eine Sprache lebt und entwickelt sich in sich selbst, gerade so wie irgend ein Organismus in der Natur; die Wissenschaft fixirt sich den Begriff der Sprache gleichsam als ein objectives oder an sich vorhandenes Wesen, und sie sieht hierbei vollkommen davon ab, daß alle Sprache an sich eigentlich nur in dem wirklichen oder augenblicklichen Sprechen des Einzelnen existirt; eine gemeinsame Art dieses Sprechens der Einzelnen aber heißt uns eine Sprache; verändert sich nun die Sprache im Munde der Einzelnen, so sind es zunächst zwar diese selbst, welche als die Ursachen einer solchen Veränderung erscheinen; immer aber wird doch hierbei das Ganze der Sprache als eine sich im Zusammenhange fortentwickelnde und gleichsam ein Leben für sich bildende Einheit gedacht. Insofern es aber nicht die ungeordnete Willkür der Einzelnen, sondern ein bestimmtes allgemeines Princip oder Gesetz in der Sprache selbst ist, welches alle jene Veränderungen aus sich bedingt, so kann auch dieselbe durchaus als ein eigener auf sich beruhender, gesetzlich gestalteter Organismus von der Wissenschaft angesehen werden.

Ein jeder Einzelne unter uns empfängt seine Sprache an und für sich als etwas Fertiges aus der Hand seines Volkes. Nur dadurch, daß er sich ihrem Gesetze unterwirft, ist für ihn die Möglichkeit einer Verständigung mit Anderen gegeben. In der Natur der Sprache an sich also ist etwas rein Conservatives enthalten, indem sie eigentlich immer nur in dem, was sie ist, weiter fortgepflanzt, nicht aber immer von Neuem wieder erschaffen oder sonst umgestaltet zu werden pflegt. Auch hat eigentlich Niemand ein Interesse und eine Veranlassung daran, in der Sprache Veränderungen vorzunehmen, da dieselbe doch im Grunde blos ein dienendes und in sich werthloses Mittel der Verständigung bleibt. Aller Fortschritt in der Sprache ist daher an sich eigentlich ein unmerklicher, aber es findet nichtsdestoweniger immer ein gewisses Leben und Werden in ihr statt. Fast zu jeder Zeit läßt sich in der Sprache ein bestimmtes Gehen und Kommen, Auftauchen und Verschwinden einzelner Wortformen, Wendungen u. s. w. beobachten; zuweilen aber tritt in bestimmten, verhältnißmäßig kurz abgegrenzten Zeiträumen auch eine durchgreifende Veränderung theils in der Art des Gedankenausdruckes, theils in der Beschaffenheit und Gestaltung des sinnlichen Lautelementes der Sprache ein; das erstere von beiden aber ist immer die Folge neuer und entscheidender Gedankenbewegungen auf dem Felde der Literatur, während die letztere an sich noch räthselhaftere Erscheinung mit bestimmten inneren Wendungen und Fortschritten in dem ganzen geistigen und Gemüthsleben der Völker im Zusammenhange steht. Wol keine Sprache gibt es, die in jeder Beziehung ein so deutliches, regelmäßig gestaltetes und gleichsam classisches Beispiel der geschichtlichen Veränderungen, die überhaupt mit einer Sprache vorgehen können, in sich darbietet, als die teutsche; hier haben wir theils in gewissen großen Literaturepochen, zuerst in der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas, dann in der althochteutschen und mittelhochteutschen Poesie, hierauf in der neuhochteutschen Bibelübersetzung Luther's, endlich aber in der

reichhaltigen und allseitig entwickelten Literaturgestaltung unserer eigenen neueren Zeit eine ganze Reihe den allgemeinen Fortschritt in der Entwickelung der Sprache theils äußerlich darlegender, theils zugleich von sich aus mit bedingender geistiger Documente vor uns; andererseits aber ist auch in der geordneten Umwandelung des sinnlichen Lautelementes oder des ganzen äußeren Körpers der Sprache in den drei Hauptabstufungen oder Niedersetzungen des Alt-, Mittel- und Neuhochteutschen eine ähnliche Reihe stätig zusammenhängender sinnlich physiologischer Entwickelungsstufen des Sprachganzen gegeben; das Interesse des Sprachforschers aber ist überall darauf gerichtet, theils die allgemeinen Gesetze, theils auch die bedingenden Ursachen und Principien dieser Umbildungen zu ermitteln und an das Licht treten zu lassen.

Der ganze Umfang des Lautmateriales als solchen, d. h. die Menge der einzelnen elementarischen Grundlaute selbst, war in der ältesten Grundgestalt der Sprache ein noch einfacherer und geringerer als später, und es sind eine große Menge der gegenwärtigen Lautformen erst durch eine mannichfache Trübung, Vermischung und sonstige Abwandlung älterer reinerer Grundlaute entstanden. So kannte insbesondere die indogermanische Ursprache von den Vocalen nur die drei vollsten und kräftigsten, das a, das i und das u, und es ist in den Verhältnissen dieser drei ersten Wurzelvocale der Schlüssel für die Ableitung aller anderen vocalischen Laute unserer Sprache gegeben. Dann aber erfährt auch in gewissen Perioden der Sprachgeschichte das ganze Lautmaterial derselben insofern eine mehr oder weniger durchgreifende Umwandelung oder Verschiebung, als überall unter feststehenden Bedingungen und Verhältnissen an die Stelle des einen Lautes irgend ein anderer diesem ähnlicher, z. B. an die Stelle der tenuis die media oder an die des i das e u. s. w. und zwar in der Regel immer ein schwächerer und abgeleiteterer Laut an die Stelle eines volleren und ursprünglicheren tritt; indem aber eine solche Veränderung überall eine ganze Classe in den Verhältnissen ihrer Lautelemente einander ähnlicher Worte der Sprache betrifft und insofern die Eigenschaft und Bedeutung eines durchgehenden Naturgesetzes für dieselbe besitzt, so kann auch, wenn dieses Gesetz einmal erkannt und festgestellt worden ist, mit vollkommener wissenschaftlicher Bestimmtheit auf Grund der durchgehenden Analogie in den Erscheinungen der Sprache eine an sich selbst vielleicht noch unbekannte Wortform einer Sprache, einer Sprachstufe oder eines Dialektes, ganz ebenso wie es in den Naturwissenschaften der Fall ist, reconstruirt oder bestimmt werden. Eben in der Verfolgung dieser allgemeinen Gesetze des Lautwechsels aber ist es, daß die neuere Sprachwissenschaft durchaus den Charakter einer wahren und eigentlichen Naturwissenschaft besitzt. Selbst der flüssige Laut also, mit dem wir anscheinend in vollkommener Freiheit die Begriffe unseres Denkens umkleiden, unterliegt in seinen Wandelungen bestimmten höheren regelmäßigen uns selbst mit umschließenden und gleichsam gefangen haltenden Gesetzen. Sind aber alle jene Gesetze allerdings oft auch von gewissen anscheinenden Ausnahmen durchkreuzt, so ist doch auch hier ganz ebenso wie in der Natur jede Ausnahme von einem Gesetze an sich immer nur die Hindeutung auf irgend ein anderes zur Zeit noch unbekanntes Gesetz; die neuere Sprachwissenschaft ist berechtigt, auf Grund ihrer bisherigen Forschungen den Satz auszusprechen, daß an sich alle Umwandlungen des Lautmateriales der Sprachen nur gesetzmäßige sein können, wenn es auch ihr selbst noch nicht immer gelungen sein mag, den Inhalt dieser Gesetzmäßigkeit im Einzelnen vollständig nachzuweisen und zu begründen.

Alle diejenigen Veränderungen, welche in dem Lautmaterial der Sprache eintreten, beruhen zunächst immer auf einer gewissen Depravation oder auf dem Einreißen einer nachlässigeren und bequemeren Handhabung der Rede. Der Uebergang zu einer jeden neuen Sprachgestalt hat zuerst immer eine Auflösung oder Decomposition der gesetzlichen Rede der älteren zu seiner Voraussetzung, bis sich dann die neue gesetzliche Regel jener ersteren selbst festgestellt und durchgebildet hat. Das Englische z. B. war bei seiner ersten Entstehung noch Nichts als ein ordnungsloses Gemenge aus Bestandtheilen verschiedener Sprachen; die neueren romanischen Sprachen sind zuerst erwachsen aus einer bloßen Entartung und rohen Umgestaltung des an sich schon corrumpirten lateinischen Volksdialektes in den verschiedenen römischen Provinzen; bei den teutschen Bauern in Pennsylvanien in Nordamerika hat sich durch die Adoption einer Menge von englischen Wörtern eine Redeweise gebildet, die uns zunächst als ein durchaus lächerlicher und barbarischer Jargon erscheint, aus der aber vielleicht mit der Zeit eine eigene gesetzlich gestaltete Sprache entstehen kann; auch das Neuhochteutsche ist bei seinem Uebergang aus dem Mittelhochteutschen gewiß zuerst als eine bloße Verunstaltung oder Verschlechterung erschienen; die ganze Natur der Sprache ist wesentlich Geschichte oder historisches Werden, und es ist eigentlich zu keiner Zeit die gesetzliche Regel derselben eine in allen Punkten vollkommen feststehende, sondern immer noch eine in einzelnen Theilen im Schwanken und in der Weiterbildung begriffene. Hier also hat die Analogie des Naturlebens eine gewisse Grenze, und es macht sich wiederum von einem bestimmten Punkte an die specifische Differenz des menschlichen Lebens, die der Freiheit, mit dem aus ihr hervorgehenden unausgesetzten und ruhelosen Weiterstreben geltend. Der Sprachforscher, bei aller seiner Verfolgung der gesetzmäßigen Erscheinungen in der Sprache, darf doch nie vergessen, daß diese Gesetzmäßigkeit selbst zu keiner Zeit eine unbedingt feststehende, sondern immer eine dem allgemeinen und höchsten Gesetz alles Menschlichen, dem der Veränderung oder des Werdens unterliegende ist. Oft ist es geradezu eine falsche Analogie, welche in die bestehende Gesetzmäßigkeit einer Sprache in Gestalt eines fremden Elementes, oder einer Empörung einbricht; wie im Aufbau der Staaten, so geht es auch bei der Entwickelung der Sprache nicht ohne gewaltsame Erschütterungen und Umwälzungen ab.

Unsere ganze neuere wissenschaftliche Stellung zur Sprache darf aber keineswegs blos als eine isolirte oder eben nur auf sich allein beruhende Erscheinung in der Gegenwart aufgefaßt werden, sondern es ordnet sich dieselbe als ein integrirendes Glied in die ganze Reihe der übrigen Fortschritte, Umwandelungen und Verbesserungen in der Auffassung des Lebens, sowie in den wissenschaftlichen Gesammtorganismus der neueren Zeit ein. Nicht die unwichtigste aber in der Menge der übrigen wissenschaftlichen Entdeckungen unserer Zeit ist diejenige in Bezug auf das Leben und die ganzen natürlichen Entwickelungsgesetze der Sprache; zunächst steht diese Entdeckung im Zusammenhange mit dem weiteren allgemeinen Gebiete der Erforschung der Natur des Menschen und seiner Geschichte; überhaupt aber ist dasjenige, was dem wissenschaftlichen Gesammtcharakter unserer Zeit vorzugsweise seine eigenthümliche Farbe oder seine besondere specifische Bedeutung verleiht, nicht sowol der obgleich an sich selbst ungemein großartige Fortschritt auf dem Gebiete der Erkenntniß der uns umgebenden äußeren sinnlichen Natur, sondern vielmehr dieses, daß jetzt auch die ganzen Erscheinungen unserer eigenen, der menschlichen Sphäre des Lebens in einer durchaus anderen Weise als früher wissenschaftlich durchforscht und in der allgemeinen und tieferen Gesetzmäßigkeit ihres inneren Wesens begriffen worden sind; die Geschichtserkenntniß im Sinne einer eigentlichen strengen und geistig geordneten Wissenschaft ist wesentlich erst ein Product und eine Errungenschaft der neueren Zeit; für uns ist die Geschichtswissenschaft nicht mehr wie früher die bloße erzählende Darlegung von gewissen einmal dagewesenen Begebenheiten des menschlichen Lebens, sondern es ist vielmehr die Erforschung der gesetzlichen Bedingungen und des geordneten pragmatischen Zusammenhanges in der Entwickelung aller einzelnen Zweige des letzteren, was wir von ihr zu erwarten gelernt haben; Alles, was zum menschlichen Leben gehört, die Religion, das Recht, die Kunst, der Staat, die Wissenschaft u. s. w., wird jetzt vorzugsweise und in erster Linie von uns aufzufassen versucht, inwiefern es ein historisch Gewordenes oder ein nach einer bestimmten inneren Ordnung und Regel von gewissen ersten Anfängen aus sich Entfaltendes ist, während man sich sonst nur mit der Feststellung gewisser dürftiger abstracter Begriffe über alle diese Gebiete begnügte; die ganze Wissenschaft der Geschichte ist überhaupt mehr und mehr zu einer eigentlichen Naturwissenschaft vom menschlichen Leben und seinem ganzen, mannichfach verzweigten und gegliederten Inhalte geworden; die Geschichte ist uns allmälig in einer ganz ähnlichen Weise in dem Lichte eines großartig angelegten und geordneten Organismus ihrer einzelnen Theile und Verhältnisse entgegengetreten als das Gebäude der äußeren Natur; das eigentlich wissenschaftliche Princip der Gesetzmäßigkeit, Nothwendigkeit und geordneten Einheit aller ihrer Erscheinungen ist auf dem Gebiete der Geschichte oder im Reiche der sogenannten menschlichen Freiheit in immer weiterem Umfange von uns nachgewiesen worden, wenn auch dieses Princip hier nicht in einer so stricten und unmittelbaren Weise Geltung haben mag als im Reiche der äußeren Natur; immer aber ist an sich die Naturwissenschaft der wahre und eigentliche Prototyp alles geordneten Wissens, da sich bei ihr die Gesetzmäßigkeit und organische Nothwendigkeit der Einrichtungen ihres Stoffes ganz von selbst versteht, und die ganze wissenschaftliche Wahrheit oder Vollendung der Erkenntniß von der Geschichte ist eben ganz vorzugsweise auf die Uebertragung dieser naturwissenschaftlichen Analogie auf den Stoff oder die Erscheinungen unserer eigenen menschlichen Freiheit gegründet, welche hierdurch in ihrem inneren Wesen selbst zwar nicht aufgehoben, aber doch auf ein gewisses engeres Maß zurückgeführt und in einem richtigeren und concreteren Sinne für uns selbst erst hingestellt wird. (Vergl. über dieses ganze Verhältniß meine Schrift: „Das Verhältniß der Philosophie zur Religion und den höchsten Fragen des Wissens.“ Leipzig 1862.) Nichts aber ist an sich alterthümlicher und ursprünglicher am Menschen als die Sprache; die ganze Natur des Menschen überhaupt tritt uns in ihr am Unmittelbarsten und Deutlichsten entgegen; den Charakter einer Naturwissenschaft aber documentirt unsere neuere Wissenschaft von der Sprache insbesondere auch dadurch, daß ihre ganze Terminologie gleichsam gesättigt und durchdrungen ist von naturwissenschaftlichen Analogien; wir reden von einem Wachsen der Sprache, von Wurzeln, Stämmen, Sproßformen, von Mutter- und Tochtersprachen u. s. w. Die ganze Sprache überhaupt wird von uns erfaßt als ein natürlicher Organismus, der von einer selbständigen inneren Lebens- oder Triebkraft erfüllt ist und dessen ganze äußere Entfaltung nach bestimmten inneren Gesetzen und nothwendig feststehenden Formen sich vollzieht.

Ein anderweiter, an sich noch interessanterer Gesichtspunkt der vergleichenden Sprachwissenschaft als der der Zurückführung der Menge der gegebenen Sprachen auf ein System großer umfassender Sprachstämme ist derjenige, welcher in der Feststellung der allgemeinen Verschiedenheiten oder Arten ihres grammatischen Baues als solchen besteht. Auch in dieser Beziehung ist gegenwärtig ein vollkommen neues Licht für unsere Erkenntniß von der Sprache aufgegangen; während bis vor Kurzem fast nur der grammatische Organismus der beiden alten und der sich im Wesentlichen doch an diese anschließenden neueren Sprachen wissenschaftlich erkannt war und man sich eben deswegen geneigt fühlen konnte, in dieser unserer bisherigen Grammatik den nothwendigen und allgemeinen Prototyp der grammatischen Einrichtung der Sprache überhaupt zu erblicken, so hat man jetzt eine ganze Mehrheit von grammatischen Einrichtungsformen kennen lernen, die vollständig und ihrem innersten Principe nach von dem, was uns bis jetzt als die Grammatik galt, abweichen, und es hat also auch nach dieser Seite hin der Begriff dieser letzteren eine totale Verwandelung und Erweiterung zu erfahren gehabt. Das Chinesische z. B. ist nicht blos eine in ihren letzten Wurzelwörtern von den unsrigen radical verschiedene

Sprache, sondern es ist auch der ganze grammatische Organismus desselben ein so eigenthümlicher und anders gearteter, daß alle diejenigen Kategorien und Formen, die wir zum Verständniß und zur Ordnung der Rede als durchaus nothwendige und unentbehrliche anzusehen gewohnt sind, z. B. die des Nomen, des Casus, des Genus u. s. w., auf jenes durchaus keine Anwendung finden, oder daß uns hier eine vollkommen neue Art und Gestalt der Grammatik entgegentritt. So wie der Bau der einzelnen Gattungen der Pflanzen und Thiere ein seiner Art nach vollkommen verschiedener ist, so ist dieses auch bei der Sprache der Fall. Das neueste Werk hierüber ist das von Steinthal: „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues." (Berlin 1860.)

Es ist aber diese ganze Seite der Sprachvergleichung von jener ersteren rücksichtlich der Verwandtschaft oder Identität ihrer Wurzeln an sich vollkommen zu trennen, indem beide auf einer durchaus verschiedenen Auffassungsweise des Ganzen der Sprache beruhen. Alle Vergleichung der Sprachen ist an sich theils eine solche ihres materiellen oder lexikalischen Sprachschatzes, theils aber eine solche ihrer allgemeinen grammatischen Form: dieses beides aber deckt sich keineswegs überall und vollständig mit einander, d. h. es findet auch oft zwischen Sprachen, die rücksichtlich ihrer Wurzelbestandtheile einander nahe stehen, eine gewisse wesentliche Verschiedenheit der ganzen Einrichtungen ihres grammatischen Baues statt, und es treffen oft andererseits Sprachen, die in ersterer Beziehung durchaus Nichts mit einander zu thun haben, in letzterer wiederum näher zusammen. An einem und demselben Sprachstamme tritt oft ein ziemlicher Umfang von Verschiedenheiten des grammatischen Baues seiner einzelnen Zweige oder Glieder hervor, wenn auch gleichwol ein gewisses Princip der Gemeinsamkeit sie alle zugleich in sich umschließt; es ist aber überhaupt die ganze Verschiedenheit des grammatischen Baues der Sprachen als solche wesentlich erst ein Product der Geschichte oder der in der Zeit vor sich gehenden Entwickelung der Sprachen, während dagegen jene materielle oder lexikalische Wurzelverwandtschaft derselben etwas gleich von Anfang an in ihrer bloßen Natur oder in ihren Abstammungsverhältnissen Gegebenes ist. Jede Sprache geht an sich bei der Erschaffung ihres grammatischen Organismus von einem und demselben ersten Anfange aus, d. h. es sind an sich und zunächst in ihr blos jene einfachen letzten einsylbigen Wurzelwörter gegeben, die nun aber in einer mehrfachen Weise mit einander verknüpft, verschmolzen und auf einander bezogen werden können, woraus eben ihr ganzer grammatischer Organismus selbst entspringt; die materiellen Wurzelwörter oder ersten allgemeinen Elemente des Sprachbaues sind an sich bei einem jeden größeren Sprachstamme andere, aber ihre formelle Art oder Beschaffenheit und die allgemeinen Möglichkeiten ihrer weiteren Verbindung unter einander sind an sich bei einem jeden dieselben; jeder einzelne Sprachstamm befindet sich in Rücksicht der Erschaffung seines grammatischen Baues vor eine Mehrheit von Wegen gestellt, unter denen er, ohne durch die Natur seiner Wurzeln dazu genöthigt zu sein, entweder den einen oder den anderen einschlagen kann; spaltet sich sodann die Ursprache eines solchen Stammes weiter in einzelne Abtheilungen und Glieder, so ist allerdings für diese letzteren in der anfänglichen Wurzelverknüpfung jener ersteren schon eine gewisse Anlage oder ein bedingendes Präcedens gegeben, auf dessen Basis sich sodann der eigene Bau derselben noch weiter entwickelt. Alle indogermanischen Sprachen z. B. sind daher nächst der Verwandtschaft in ihren Wurzeln auch in der allgemeinen Art ihres grammatischen Baues einander ähnlich, unbeschadet davon, daß dann diese letztere selbst sich im Einzelnen noch mannichfach weiter zu modificiren vermag. Das ganze Princip der Beurtheilung und Bestimmung der Verschiedenheiten des grammatischen Baues der Sprachen aber ist insofern ein vollständig anderes als jenes in Rücksicht der materiellen oder lexikalischen Verschiedenheit ihrer Wurzeln als was das erstere betrifft, in der bloßen Idee oder dem Begriffe der Sprache als solchem sich eine Mehrheit von Wegen angegeben findet, unter denen jede Sprache entweder den einen oder den anderen zur Erreichung ihres allgemeinen Zieles, der Bezeichnung des geistigen Denkens, einzuschlagen hat, während in Bezug auf das letztere die Mehrheit der Sprachstämme an sich in keine bestimmte Grenze eingeschlossen ist und die Begrenzung oder Verwandtschaft derselben überall nicht auf begrifflichem oder philosophischem, sondern nur auf empirischem oder historischem Wege festgestellt werden kann.

Eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der grammatischen Verschiedenheit der Sprachen bildet das Chinesische, welches ein bestimmtes einseitiges Extrem aller möglichen Gestaltung der Sprache in sich vertritt. Das Chinesische gehört insofern mit zu den lehrreichsten Sprachen der Erde, als es den Beweis liefert, wie eine Sprache mit einem in gewisser Rücksicht durchaus dürftigen und mangelhaften Organismus nichtsdestoweniger durch die Zuhilfenahme gewisser anderer entlegenerer Mittel die allgemeinen Zwecke der Sprache zu erreichen vermag. Es repräsentirt aber das Chinesische in der allgemeinen Einrichtung seines Baues insofern den ältesten und ursprünglichsten Zustand aller Sprachbildung in sich, als es in etymologischer Beziehung durchaus auf der Stufe jener ersten anfänglichen Wurzelbildung stehen geblieben ist, von der an und für sich auch jede andere Sprache ihren Ausgang genommen hat; alle Worte der chinesischen Sprache sind in der That Nichts als einsylbige, nur aus einer durchaus beschränkten Anzahl von Lauten bestehende Wurzeln, an denen weder bestimmte äußere Abwandelungen oder Flexionen als Merkmale einer gewissen von ihnen im Satze eingenommenen Stellung hervortreten, noch die auch in sich selbst in solche einzelne, der Bedeutung nach verschiedene Classen, wie in unseren Sprachen das Nomen, das Verbum und die Partikel, zerfallen; das ganze Material der Sprache ist demnach ein einfaches und einförmiges, indem alle Worte derselben von einer und der nämlichen Art sind; jenes ganze Princip der näheren Aneinanderziehung und innigeren Verschmelzung mehrerer der ursprünglichen Wurzeln aber,

aus welchen in anderen Sprachen die längeren vielsylbigen Worte, insbesondere aber der ganze Apparat oder Organismus der Flexionen entstanden sind, ist dem Chinesischen von Anfang an fremd geblieben; mit hartnäckiger Starrheit wird jede Wurzel sowol in ihrem Lautelement als in ihrer Bedeutung festgehalten in dem, was sie ist und vor jeder Verschmelzung mit anderen Wurzeln bewahrt; hieraus aber geht als weitere Folge sogleich auch die hervor, daß die Menge der Worte als solche im Chinesischen nur eine ungleich geringere geblieben ist als in jeder anderen Sprache, indem sonst überall die große Mehrzahl der Worte erst aus der Verschmelzung jener ursprünglichen Wurzeln entspringt; wie also ist bei dieser unendlichen Armuth und Dürftigkeit ihres Wortumfanges das Chinesische doch die allgemeinen Zwecke und Aufgaben einer jeden Sprache in der Erschaffung eines dem Principe der logischen Denkform angemessenen Organismus der Syntax zu erreichen im Stande gewesen?

Jedes einzelne Wort des Chinesischen hat zunächst im Durchschnitt eine weit größere Menge der verschiedensten logischen Bedeutungen in sich zu vertreten, als dieses bei den Worten anderer Sprachen der Fall ist, indem überhaupt die Menge der Worte in jener Sprache sich zu derjenigen der gegebenen oder geforderten Begriffe in einem ungemeinen numerischen Misverhältnisse befindet. Auch bedeutet eines und dasselbe Wort oft Begriffe der allerverschiedensten Gattungen, Hauptwörter, Verbalbeziehungen u. s. w.; zur Charakteristik aber dieser verschiedenartigen, in einer und derselben Wurzel zusammentreffenden Bedeutungen greift die Sprache zu einer ganzen Reihe der seltsamsten und wenigstens in diesem Umfange in fast allen anderen Sprachen der Analogie entbehrenden Mittel. Zuerst finden allerdings auch im Chinesischen ähnlich wie in anderen Sprachen gewisse Zusammensetzungen der einfachen Wurzeln zum Zweck der Bezeichnung irgend eines abgeleiteteren oder complicirteren Begriffes statt, jedoch immer so, daß eine jede derselben sowol in ihrem Ton als in ihrer Bedeutung noch ihre vollkommene Selbständigkeit neben der anderen bewahrt, also etwa wie bei uns: Kur-Fürst u. dgl. Schon hierdurch aber wird oft die eine Bedeutung eines Wortes von der anderen unterschieden; hat z. B. ein chinesisches Wort lin neben einer Mehrheit anderer Bedeutungen auch die des Begriffes eines Weges und gibt es außerdem noch ein anderes Wort schan, welches bei einer ähnlichen Mehrheit von Bedeutungen eben nur in jener eines Weges mit lin zusammentrifft, so bildet der Chinese, um diesen letzteren Begriff in einer ganz unzweifelhaften Weise zu bezeichnen, die Zusammensetzung: lin-schan. Ferner aber werden durch solche Zusammensetzungen in gewisser Weise auch die bei uns durch die Flexionen vertretenen Verhältnißbestimmungen der Begriffe ausgedrückt oder umschrieben; um z. B. diejenige Stellung eines Begriffes zu bezeichnen, nach welcher derselbe das Mittel ist für etwas Anderes, wofür sich sonst in vielen Sprachen die Casusform des Instrumentals vorfindet, bildet das Chinesische eine Zusammensetzung des jenen ersteren Begriff bezeichnenden Wortes mit einem anderen, welches den Begriff eines Mittels vertritt u. s. w. Weiter aber hat auch das Princip der Wortstellung im Chinesischen eine solche Bedeutung gewonnen, daß aus der bloßen Reihenfolge der einzelnen Wurzeln allein schon mit Bestimmtheit hervorgeht, welche von ihnen die Eigenschaft des Subjectes, des Prädicates, des Objectes u. s. w. besitzt, woraus zum Theil auch schon der Charakter ihres besonderen Bedeutungsinhaltes in jedem einzelnen Falle sich ergibt. Ist nun auch schon in anderen Sprachen immer die Wortstellung an eine gewisse Regel gebunden, so ist doch sonst innerhalb dieser Regel immer noch ein gewisser größerer Spielraum von Möglichkeiten oder Variationen gegeben, wodurch überall gewisse Nüancen des Sinnes ausgedrückt werden können, oder in denen sich doch mindestens eine gewisse Besonderheit des Styles in der Rede auszuprägen vermag. Im Chinesischen aber ist die Wortstellung ein ganz bestimmtes und regelmäßiges Mittel der grammatischen Rection, d. i. der Kennzeichnung der Glieder des Satzes unter dem Gesichtspunkte ihrer inneren Ordnung oder ihrer Abhängigkeit von einander, wodurch natürlich die Verwendung derselben zu den anmuthigeren Zwecken der stylistischen Gedankenausmalung wie bei uns von selbst ausgeschlossen wird. Endlich aber ist es auch der Accent oder der Ton der Worte, welcher im Organismus des Chinesischen eine hervorragende und von demjenigen in anderen Sprachen wesentlich abweichende Rolle spielt; während in unseren Sprachen, deren Worte der Regel nach aus einer ganzen Mehrheit oder Reihe von Sylben bestehen, der Accent, der immer nur auf eine bestimmte dieser Sylben fällt, im Allgemeinen die Bedeutung eines Vertreters der Einheit des Wortes mit sich selbst oder einer zusammenfassenden Regelung des Verhältnisses seiner Glieder besitzt, so fällt im Chinesischen natürlich, da hier alle Worte blos einsylbige sind, diese ganze Function des Accentes von selbst hinweg; wol aber wird dadurch, daß ein bestimmtes Wort mit einer verschiedenen Nüance des Tones ausgesprochen wird, hierdurch auch immer eine andere Bedeutung desselben angezeigt oder mit ihm verbunden. Nicht weniger aber als in dieser seiner geistigen Eigenthümlichkeit ist der sogenannte Accent des Chinesischen auch in seiner physischen Qualität von jenem unserer Sprachen in wesentlicher Weise verschieden; denn während der letztere überall nur auf einem Unterschied der größeren oder geringeren Stärke des Tones der Sylben beruht, wodurch das entweder stärkere oder schwächere Gewicht der letzteren im Worte angezeigt wird, so gründet sich dagegen jener erstere vorzugsweise auf die mannichfacheren Abstufungen der Höhe und der sonstigen modulirenden Färbung oder Nüancirung des Tones der Stimme, und während es in unseren Sprachen im Ganzen nur eine doppelte Art des Tones, den stärkeren und den schwächeren gibt, so werden dagegen im Chinesischen eine ganze Reihe auf- und niedersteigender Schwankungen desselben unterschieden. Es ist also wesentlich das rein musikalische Princip der Modulation des Tones — das an sich von jenem des regelmäßigen Accentes, der allein auf einer bloßen dyna-

mischen Verstärkung des Hauches der Stimme beruht, vollkommen verschieden ist, — von welchem die chinesische Sprache, bei ihrer sonstigen Armuth an eigentlich sprachlichen Mitteln zur Charakteristik der Bedeutungsunterschiede ihrer Worte, einen weit ausgedehnten Gebrauch macht, indem hier durch die Art, wie ein jedes von diesen ausgesprochen wird, die Sprache dasselbe gleichsam mit Gewalt in einen ganz anderen geistigen Sinn hineinzudrängen versucht. Es gibt in unseren Sprachen wesentlich nur einen einzigen Fall, bei welchem regelmäßig und in organischer Weise von dem Mittel der Tonhöhe zur Bezeichnung eines bestimmten Unterschiedes des Sinnes Gebrauch gemacht wird: dieses ist das Verhältniß der Frage, wo gegenüber dem einfachen oder assertorischen Satze gegen das Ende der Rede der Ton der Stimme um eine gewisse Note in die Höhe gezogen wird, gleichsam um anzuzeigen, daß hier das Verhältniß der Begriffe noch nicht ein an sich feststehendes, sondern ein noch ungewisses oder in der Luft schwebendes ist.

Dem einsylbigen Sprachbau, dessen ausgeprägtester Vertreter das Chinesische ist, steht als anderes Extrem aller Sprachbildung gegenüber der im eminenten Sinne des Wortes vielsylbige oder polysynthetische, zu dessen Art oder Regel insbesondere die amerikanischen, die sogenannten turanischen Sprachen, das Baskische und überhaupt, mit Ausnahme des indogermanischen und des semitischen Sprachstammes, wol die meisten und wichtigsten Sprachen der Erde hinzugehören. Gegenüber dem starren Auseinanderhalten der Wurzeln im einsylbigen Sprachbau gefallen sich die Sprachen dieser Classe überall in der Bildung möglichst langer und ausgedehnter, d. i. eine ganze Reihe einzelner wurzelhafter Elemente in sich einschließender Wortconglomerate, während endlich die Sprachen des sogenannten organischen oder regelmäßig flectirenden Baues, der insbesondere die indogermanischen und die semitischen, also die für die allgemeine geistige Cultur in der Geschichte wichtigsten Sprachen der Erde in sich begreift, in ihren eine mäßige Anzahl von Sylben umschließenden Worten die wahre und richtige Mitte aller Sprachgestaltung in sich zu repräsentiren scheinen. Im Unterschied von dieser letzteren Art pflegen daher auch jene ersteren beiden unter der Gesammtbezeichnung des einseitigen oder weniger vollkommenen Sprachbaues zusammengefaßt zu werden. Einsylbigkeit, Agglutination oder polysynthetische Einverleibung und regelmäßige Flexion sind die drei allgemeinen Grundformen der Gestaltung der Sprache; — das Wesen der zweiten dieser Formen aber besteht immer darin, daß möglichst viele an und für sich selbständige Begriffe oder Glieder der Rede, die in einzelnen Wurzelwörtern verkörpert sind, in die Einheit eines einzigen großen Wortkörpers zusammengezogen werden, innerhalb dessen sie jedoch immer noch bis zu einem gewissen Grade ihre frühere Unabhängigkeit an Lautelement und Bedeutung zu bewahren pflegen, sodaß sich also immer diese längeren Wortkörper der agglutinirenden Sprachen von den in einen mäßigen Umfang eingeschlossenen Worten der flectirenden Sprachen, deren einzelne Sylben eben Nichts als bloße untergeordnete und unselbständige Elemente ihres höheren Ganzen sind, wesentlich unterscheiden. Das Wort der agglutinirenden Sprachen wächst beinahe bis zu der Grenze und der Ausdehnung der höheren Einheit des Satzes empor, indem der Regel nach an den Verbalbegriff als an den natürlichen Mittelpunkt der Handlung des Satzes, alle anderen an sich unabhängigen Glieder des letzteren, Subject, Attribut, Object u. s. w. nahe herangezogen und ihm als untergeordnete und verschmolzene Elemente einverleibt werden. Dieses geht so weit, daß in Sprachen dieser Gattung ein Verbalbegriff oft gar nicht rein oder als solcher gedacht und dargestellt werden kann, sondern daß sich mit ihm nothwendig immer die Angabe eines bestimmten Objectes, auf das er sich richtet, verbinden muß, sowie z. B. das Mexicanische niemals den Begriff des Essens schlechthin, sondern immer nur den des Brod-, des Fleischessens u. s. w. oder in Ermangelung eines bestimmten Objectes wenigstens den des Etwas Essens zu denken oder auszudrücken vermag. Eben hieraus aber geht für die Sprachen dieser Gattung häufig auch ein höchst complicirtes System der Conjugationen und Declinationen hervor, indem z. B. im Türkischen neben den beiden einfachen Abwandlungen des verbalen Genus, dem Activ und Passiv, ich liebe und ich werde geliebt, sich noch eine ganze Reihe anderer solcher, unter andern die Form: ich und du wir sind genöthigt einander zu lieben, vorfindet, oder indem z. B. im Finnischen die Zahl der Casus durch Einverleibung einzelner Präpositionen bis auf funfzehn steigt. Während also der einsylbige Sprachbau die Wurzeln starr aus einander hält, so verknüpft sie der vielsylbige zu einer langen und schleppenden Kette von Gliedern mit einander; im einsylbigen Sprachbau aber ist die ganze Grammatik wesentlich nur Syntax, während dagegen im vielsylbigen der etymologische Theil derselben ein in unförmlicher Weise ausgedehnter ist. Im ersteren werden alle Zwecke der Sprache wesentlich auf dem geistigen Wege der bloßen Satzbildung, im letzteren dagegen auf dem der sinnlichen Wortbildung erreicht. Dort begrenzen sich die einzelnen Begriffe nackt und scharf mit einander, während sie hier in ihrer eigenen Selbständigkeit in dem höheren Ganzen eines bis zum Satze emporgeschwollenen Wortleviathans ihren Untergang finden. Der einsylbige Sprachbau läßt die ganzen Beziehungen der Begriffe nur in unvollkommener Weise errathen, während der vielsylbige die einzelnen Begriffe überhaupt gar nicht für sich allein, sondern überall nur als in Beziehung auf einander stehend zu denken gewohnt ist. Jedenfalls aber ist in beiden Arten des Sprachbaues der wahre Begriff des Wortes als einer geschlossenen Einheit von Sylben, die theils einen bestimmten einfachen Begriff, theils eine bestimmte syntaktische Relation oder Stellung desselben ausdrückt, immer nur unvollkommen entwickelt geblieben; die Worte des einsylbigen Sprachbaues gleichen nackten und einsam dastehenden Pfählen, die blos durch ihre äußere Gruppirung eine Hindeutung auf ihre inneren Verhält-

nisse an sich hervortreten lassen, diejenigen des vielsylbigen bilden gleichsam ein wüstes alles Einzelne verdeckendes und in sich umschlingendes Gestrüpp, während allein die des flectirenden Sprachbaues eigentlichen regelrecht erwachsenen Bäumen mit einem reichhaltigen Schmuck von Zweigen, die ihre Beziehungen unter einander vermitteln, zu vergleichen sind.

Der flectirende Sprachbau findet seine hervorragendste Vertretung in der indogermanischen Hauptsprache, dem Sanskrit. Der Flexionsapparat des ganzen Stammes ist hier noch der reichhaltigste und unversehrteste: nichtsdestoweniger aber hat trotz seines Alterthumes auch das Sanskrit noch eine frühere Entwickelungsgeschichte hinter sich, in welcher die indogermanische Ursprache von ihrem ältesten Zustande der einsylbigen Isolirtheit ihrer Wurzeln bis zu dem etymologischen Höhepunkt der Ausbildung eines üppigen und reichhaltig gegliederten Flexionssystemes, von welchem das Sanskrit selbst schon wieder um gewisse Schritte herabgestiegen ist, sich emporgearbeitet hat. Ueberhaupt aber sind alle im Raume neben einander liegenden Verschiedenheiten der Sprachgestaltung einem gewissen Sinne des Wortes noch zugleich aufzufassen als in der Zeitfolge hinter einander hergehende Entwickelungsstufen einer und der nämlichen Idee der Sprache überhaupt; eine jede einzelne gegebene Sprachgestaltung ist das, was sie ist, wesentlich nur dadurch geworden, daß ihre wirkliche Entwickelung auf einer bestimmten jener Stufen der Ausprägung des Wesens der Sprache überhaupt, wie sie in dem reinen Begriffe von dieser vorgebildet liegen, stehen geblieben ist oder denselben in einer dauernden Weise in sich dargestellt oder verkörpert hat; alle höher stehenden oder auf der Bahn jener geistigen Entwickelungsidee der Sprache überhaupt weiter fortgeschrittenen einzelnen Sprachen haben daher an sich und in gewisser Weise auch alle anderen, ihnen zur Voraussetzung dienenden Stufen derselben zu durchlaufen gehabt; die Einsylbigkeit aber ist jedenfalls der älteste Zustand aller Sprachbildung gewesen, und das Chinesische, indem es diesen Zustand auch weiterhin bei sich bewahrt hat, ist insofern die dem Princip ihres Baues nach alterthümlichste Sprachgestaltung überhaupt. Auf das Princip der Einsylbigkeit aber folgt das der polysynthetischen Agglutination; auch hier aber haben die ursprünglichen Wurzeln in ihrer lockeren Aneinanderfügung immer noch bis zu einem gewissen Grade ihre ursprüngliche Natur und Geltung bewahrt, während erst auf der dritten Stufe, der des flectirenden Sprachbaues, sie sich vollständig als untergeordnete und der eigenen Selbständigkeit entbehrende Elemente in der höheren Einheit des Wortes aufgehoben finden. Erst durch die agglutinirende Heranziehung der Wurzeln an einander aber hat sich hier das eigentliche organisch gestaltete oder regelmäßig flectirende Wort entwickelt. Ueberall hat das Höhere zugleich gewissermaßen das Niedere bei sich selbst zur Voraussetzung, oder es muß auch der flectirende Sprachbau in einer früheren Zeit wenigstens bis zu einem gewissen Punkte durch die beiden Vorstufen der einsylbigen Isolirung und der lockeren Agglutination der Wurzeln hindurchgegangen sein. Die Natur eines jeden einzelnen Sprachstammes aber ist von Anfang an eine mehr oder weniger edle und kräftige gewesen, in Folge deren er in dem allgemeinen Principe seines Baues auf einer entweder niedrigeren oder höheren Entwickelungsstufe stehen geblieben ist.

Alle Geschichte der Sprache kann an sich in Rücksicht der Ausbildung des grammatischen Organismus in zwei große Abtheilungen unterschieden werden, die eine der allmälig ansteigenden Erschaffung und die andere der successiv um sich greifenden Reduction oder Vereinfachung eines reichhaltigen und vollständig gegliederten Flexionssystemes der Worte. Den Wendepunkt dieser beiden Perioden aber oder der Höhepunkt des ganzen sinnlich vegetativen oder wortbildenden Entwickelungsprocesses der Sprache bezeichnet für uns das Sanskrit oder doch diejenige Gestaltung der indogermanischen Ursprache, welcher dieses selbst unter allen einzelnen Zweigen des Stammes noch zunächst stehen geblieben ist; alle einsylbigen und agglutinirenden Sprachen aber gehören dem Wesen ihres grammatischen Principes nach der ersten, alle in der Reduction ihres Flexionsapparates weiter fortgeschrittenen Sprachen als das Sanskrit aber der zweiten dieser Perioden an. Der ganze Charakter der ersten Periode aber kann auch als ein im specifischen Sinne etymologischer oder wortbildender, der der zweiten als ein syntaktischer oder satzbildender bezeichnet werden; unter dem rein etymologischen Gesichtspunkte ist an sich eine jede Sprachgestaltung vom Sanskrit abwärts Nichts als eine Verschlechterung, insofern überhaupt in der Reichhaltigkeit der Flexionen die allgemeine Schönheit oder natürliche Vollkommenheit der Sprache erblickt wird; andererseits aber steht mit dem allmäligen Verschwinden oder Zurücktreten der Flexionen wiederum die größere Gelenkigkeit und Beweglichkeit des Satzbaues oder das Interesse der leichteren, schärferen und knapperen Bezeichnung des geistigen Denkens in einem genauen Zusammenhange; schon das Griechische, trotz dem, daß dieses immer noch eine eigentliche und reichhaltige Flexionssprache ist, hat doch bereits einen Theil des schweren und üppigen Formenapparates der altindischen Schwestersprache von sich abstreifen müssen, um die ihm als besonderer Vorzug eigene leichte und biegsame Beweglichkeit im Ausdrucke des Denkens erreichen zu können; in noch höherem Grade aber wird in den neueren Sprachen im Interesse der logischen Strenge und Kürze des Denkens der ursprüngliche Formenapparat vereinfacht oder durchbrochen; im höchsten Maße ist dieses der Fall im Englischen, der jüngsten Sprache des ganzen Stammes, welches in dem Verluste fast aller Flexionen beinahe wiederum der absoluten Starrheit und logisch-syntaktischen Kürze des einsylbigen Sprachbaues im Chinesischen an die Seite tritt; — das ganze Interesse der Sprache ist von Anfang auf die Erschaffung eines reichen Flexionsapparates und der in diesem enthaltenen sinnlichen Mittel zur Bezeichnung aller, selbst der außerwesentlichen und überflüssigen Beziehungen und Verhältnisse des Denkens gerichtet; ein großer Theil dieser Mittel wird später als

zur Erreichung des Zweckes nicht mehr streng nothwendig fallen gelassen; so ist z. B. die Reduplication zur Bezeichnung des Perfects an sich vollkommen entbehrlich, da auch durch die Flexion am Ende des Wortes dieses Verhältniß vertreten wird; je älter die Sprache wird, um so mehr gewöhnt sich der Gedanke, die Beziehungen der einzelnen Begriffe in ihr aus gewissen, äußerlich oft kaum merklichen Andeutungen zu errathen; mehr und mehr tritt die Sprache in die Stellung eines bloßen dienenden Mittels zum Zweck der Bezeichnung des Denkens ein, während sie zuerst den Charakter eines sich in seiner eigenen Ueppigkeit wohlgefallenden Selbstzweckes besaß; — wenn es aber die absolute Armuth an Mitteln der äußeren Bezeichnung der Verhältnisse des Denkens war, von welcher alle Geschichte der Sprache im einsylbigen Sprachbau ihren Ausgang nahm, so lenkt dieselbe zuletzt wiederum in der fortschreitenden Abstreifung dieser Mittel einem ähnlichen Ziele zu; immer aber ist es doch ein sehr wesentlicher Unterschied, ob eine Sprache, wie das Chinesische, sich von Anfang an in dem Besitze gar keiner flectirenden Bezeichnungsmittel der geistigen Denkformen befunden hat, oder ob sie, wie die neueren Sprachen, dieselben erst späterhin von sich abgestreift hat; denn in dem letzteren Falle ist doch dasjenige, was die Flexion ursprünglich ausgedrückt hat, immer noch wenigstens an sich und seiner Idee nach in der Sprache vorhanden; der grammatische Organismus ist als solcher hier noch derselbe als da, wo die Flexionen wirklich vorhanden waren, nur daß die Function dieser letzteren als äußerer Glieder oder Zweige am Körper des Wortes jetzt durch eigene selbständige Worte und Hilfsbegriffe ersetzt wird. Die Sprache daher, nachdem sie zuerst aus der Vereinigung der beiden Elemente des Stammes und der Flexion ein ausgedehnteres Wort gebildet hatte, läßt dann später an die Stelle dieser letzteren wiederum ein eigenes selbständiges Wort treten, oder es ist ihr Verfahren, welches zuerst ein synthetisches gewesen war, nunmehr wiederum ein analytisches geworden. Man bedient sich daher der Ausdrücke der analytischen und der synthetischen Sprachgestaltung in dem Sinne, um damit jenen Unterschied zwischen der flectirenden und der umschreibenden Bezeichnung der logischen Denkformen, wie er z. B. in dem Verhältnisse der alten und der neueren Sprachen obwaltet, zu bezeichnen. Im weiteren Sinne aber umschließt der Begriff des analytischen Sprachbaues auch alle die auf dem Princip der Einsylbigkeit, der des synthetischen aber auch die auf dem Principe der Vielsylbigkeit oder der Agglutination beruhenden Sprachen, weil in jeder einzelnen Sprache im Allgemeinen die Tendenz zur strengen Isolirung der Begriffe und zur rein logischen Bezeichnung ihrer Verhältnisse oder die entgegengesetzte zur engeren Aneinanderziehung und zur sinnlich anfügenden Ausdrucksweise dieser letzteren die vorwaltende ist.

Das Princip der Flexion ist an sich dasjenige, auf welchem alle wahre Vollkommenheit des Baues der Sprachen beruht. Die Flexion hat an sich die Eigenschaft eines todten oder abgestorbenen Bestandtheiles der Sprache, indem es nicht mehr ein einzelner materieller Begriff, sondern nur ein ganz abstractes äußeres Formverhältniß der Begriffe ist, was sie in sich vertritt. Durch das Hinzutreten der Flexionen aber wird die Auffindung der Verhältnisse der Begriffe wesentlich für uns erleichtert; die Flexion eines Wortes ist wie der Arm eines Wegweisers, der uns seine Stellung zu einem anderen Worte erkennen läßt. Auch in sinnlicher Beziehung aber sind die Flexionen ein wesentliches Mittel für die anmuthige Verschönerung des Eindruckes der Rede, weil in ihnen immer eine Menge von eigentlich leeren oder nichts Materielles ausdrückenden Sylben gegeben ist, die als eine bloße lautliche Ausfüllung den Uebergang zwischen den den Kern alles Denkens bildenden Stammsylben vermitteln. Für die Zwecke des Versbaues sind daher die Flexionen von einem ganz besonderen Gewichte und es hat namentlich in dem Wegfall derselben der allgemeine Unterschied der neueren Sprachen von denen des Alterthumes wie in dem Principe der Betonung so unter Anschluß hieran auch in der Art des Versbaues seinen Grund.

Alle Flexion beruht zunächst auf der Anfügung eines eine gewisse Situation des Begriffes ausdrückenden Lautelementes an den Stamm des Wortes, und zwar im Allgemeinen entweder in der Gestalt eines Suffixes am Ende oder in der eines Präfixes am Anfange oder endlich auch wol in der eines Infixes in der Mitte desselben. Die suffigirende Art der Flexionen, wie sie in unseren Sprachen die herrschende ist, erscheint aber im Allgemeinen als die sachgemäßere und richtigere als die präfigirende, die sich in manchen anderen niedriger stehenden Sprachen findet, weil der Stamm in der Eigenschaft des Ganzen an sich immer das Frühere ist als seine einzelnen Beziehungen und Glieder; hiervon bilden wesentlich nur das Augment und die Reduplication eine Ausnahme, die jedoch theils immer blos ergänzender Natur sind, da sich dasselbe Verhältniß auch am Ende des Wortes ausgedrückt findet, und deren Stellung sich wol anderntheils mit dadurch erklärt, daß sie selbst etwas Vorausgegangenes oder gleichsam hinter dem Begriffe selbst Liegendes anzeigen. Noch eine andere Art von Flexionen aber gibt es, nämlich diejenigen, welche nicht auf einer äußeren Anfügung eines anderweiten selbständigen Wurzelelementes, sondern auf einer inneren Umwandelung des Stammwortes selbst in gewissen seiner Laute beruhen. Diese letzteren werden daher auch im Unterschiede von jenen ersteren, als den schwachen, mit dem Ausdrucke der starken bezeichnet, weil sie durch eine innere dynamische Energie des Stammes selbst, mit welcher dieser eine bestimmte Situation durch einen gewissen körperlichen Lautwechsel zu erkennen gibt, hervorgerufen werden. So ist z. B. das von dem Stamme: geben abgeleitete Imperfect: gab eine starke, die Form: machte von machen dagegen eine schwache Flexion. Es mag aber in sehr vielen Fällen die in dem Stamme eintretende Lautveränderung auf eine bloße Nachwirkung oder Folge eines ursprünglich mit ihm ver-

bundenen und später hinweggefallenen Suffixes zurückgeführt werden können; in anderen Fällen dagegen ist es offenbar eine innere lebendige Lautgeberde oder plastisch-dramatische Handlung des Stammes selbst gewesen, wodurch dieser eine bestimmte Veränderung seiner äußeren Stellung durch einen gewissen, hierfür irgendwie adäquat scheinenden Lautwechsel symbolisch auszudrücken versucht hat. Vorzugsweise hat hierbei der Vocal als das flüssige oder beweglichere Element des Lautes, diese Function auszuführen gehabt, obgleich in einigen, namentlich den celtischen Sprachen, auch das festere consonantische Element demselben Principe unterliegt.

Eigenthümlich ist in dieser Beziehung die Regel der semitischen Sprachen, bei welchen, unbeschadet des Vorhandenseins eigentlicher, durch Suffixe gebildeter Flexionen, doch in einem gewissen Sinne das doppelte gedankenmäßige Element der Sprache, das materielle oder lexikalische und das formelle oder grammatische, an die beiden sinnlichen Bestandtheile des Lautes, die Consonanten und die Vocale, vertheilt oder unter Anschluß an das Verhältniß dieser letzteren äußerlich darzustellen versucht wird. Jedes semitische Wort besteht gemeinhin aus drei Consonanten, welche den eigentlichen unveränderten Kern desselben bilden und insofern die feststehende logische Materie des in ihm enthaltenen Begriffes in sich repräsentiren; je nachdem aber diese drei Consonanten in einer anderen Weise vermittels der zwischen sie eingeschobenen Vocale verbunden oder gruppirt werden, drückt sich hierdurch überall eine anderweite grammatische Form oder Beziehung jenes Begriffes aus; ein Verfahren, welches unter allen Umständen als ein in hohem Grade sinnreiches angesehen werden muß, da in der That die Consonanten als das an und für sich feststehende und die Vocale als das flüssige Lautelement der Sprache mit dem Verhältnisse des rein begrifflichen oder materiellen und des formellen oder grammatischen Elementes des Denkens wesentlich übereinzukommen scheinen. Das Natürlichste aber ist immer dieses, daß die Flexion in einem selbständigen Suffix ihre Vertretung findet; hier hat dieselbe den Charakter eines Zweiges oder Gliedes an dem Stamme des Wortes, während bei jeder anderen innerlichen Flexionsabwandelung des Wortes es gleichsam eine vorübergehende Farbenerscheinung oder eine eigenthümliche Gestalt und Geberde des letzteren selbst ist, wodurch sie ihre Bezeichnung findet.

Es ist aber überhaupt von Anfang an in aller Sprache das Element der Lautgeberde oder der unmittelbaren plastischen Nachbildung einer inneren Empfindung die erste wurzelhafte Grundlage jeder weiteren conventionellen Bezeichnung des Denkens gewesen. Ist für uns auf dem gegenwärtigen Standpunkte des Lebens die Sprache allerdings Nichts als ein System von traditionell festgestellten lautlichen Zeichen für die Begriffe des Denkens, oder findet zwischen der physisch-lautlichen und der geistig-begrifflichen Seite ihres Wesens für uns im Allgemeinen kein wahrnehmbares Band ihres inneren organischen Zusammenhanges statt, so war doch zur Zeit ihres ersten Entstehens die menschliche Sprache noch Nichts als ein bloßer Naturlaut so wie jeder andere, und ebenso wie jedes Thier so hat auch der Mensch zunächst nur seine unmittelbaren Empfindungen in gewissen Lautzusammensetzungen seiner Stimme äußerlich abgebildet oder verkörpert, blos daß in Zusammenhang mit der höheren articulirten Beschaffenheit seines Lautelementes auch die Empfindungen seiner Seele selbst durchaus andere, tiefere und reichhaltigere gewesen sind als jene des Thieres. Jedenfalls aber ist an diesem ersten Anfange aller Sprache das Lautelement die durchscheinende Hülle und gleichsam der eigene natürliche Körper des in ihm eingeschlossenen Bedeutungsinhaltes gewesen; ist nun in Folge der weiteren Geschichte der Sprache das Lautelement im Ganzen durchaus in die entferntere Stellung eines mechanischen und conventionellen Repräsentanten oder Werthzeichens für die mannichfachen mit ihm in Verbindung gebrachten Begriffe des Denkens zurückgetreten, so finden sich doch auch in der jetzigen Gestaltung der Sprache immer noch gewisse Spuren und Reste jenes älteren natürlicheren Verhältnisses von Laut und Bedeutung vor; auch jetzt hat der sinnliche Körper der Sprache immer noch einen gewissen höheren geistigen und ästhetischen Werth für uns als den einer bloßen abgegriffenen Münze, die für uns einen bestimmten materiellen Werthinhalt vertritt; theils wissen wir, daß diese Münze früher einmal flüssiges Gold war und daß ihr daher auch ein wirklicher und nicht ein blos conventioneller Werth inwohnt, theils aber läßt sich ihr ursprüngliches Gepräge auch oft noch aus gewissen Zügen an ihr erkennen. Unter allen Umständen ist von der Sprache so viel gewiß, daß, wenn ihre Bedeutsamkeit allerdings nicht mehr eine rein natürliche, sondern nur eine conventionelle ist, sie doch eben diese Bedeutsamkeit nicht etwa so wie das Zeichensystem eines Telegraphisten einer blos subjectiven Willkür und Laune, sondern dem allgemeinen Entwickelungsgange oder der Geschichte des menschlichen Lebens zu verdanken hat. Sie ist immerhin etwas Gewordenes, nicht aber etwas willkürlich Festgestelltes oder Gemachtes; inwiefern aber in allem Gewordenen das Walten eines Naturgesetzes erblickt werden mag, so wird auch bei der Sprache immer noch ein gewisses organisches Princip in der allmäligen Umwandelung ihres Lautelementes nach seinem Zusammenhange mit der geistigen Bedeutung angenommen werden dürfen.

Das ursprüngliche Empfinden des Menschen ist jedenfalls ein in weit höherem Grade nicht blos reichhaltiges, sondern auch objectives gewesen als dasjenige des Thieres. Jedes Thier ist in seinem Seelenleben in einen gewissen engen Kreis von dumpfen und subjectiven Empfindungsvorstellungen eingeschlossen; dasjenige, was das Thier in seinen Lauterzeugungen verkörpert, sind wesentlich nur gewisse Regungen oder Impulse seiner unmittelbaren sinnlichen Natur, denen keine weitere allgemeine oder über es selbst hinausreichende geistige Bedeutung zukommt; das natürliche Empfinden des Menschen dagegen ist gewiß der lebendige Spiegel und Abdruck des ganzen ihn umgebenden und auf seine Sinne eindringenden Inhaltes der äußeren Welt gewesen; das

Interesse des Menschen an den äußeren Dingen ist an sich ein durchaus unbeschränktes oder es ist seine Seele von Anfang an dazu bestimmt und geschaffen, jedes einzelne Moment der äußeren Welt in sich aufnehmen, begreifen und weiter verarbeiten zu können; das Seelenleben des Thieres wird immer nur von einem einzelnen Lichtstrahle der äußeren Welt erhellt, während das Auge des Menschen den ganzen Umfang der Herrlichkeit der Dinge erblickt oder erkennt; die Laute des Menschen haben daher von Anfang an auch immer den Werth von Darstellungen des objectiven Wesensinhaltes der Dinge gehabt; nur die Welt überhaupt ist dasjenige, was das Seelenleben des Menschen mit sich erfüllt; die Laute des Menschen sind daher nicht blos Bilder von inneren Empfindungen, sondern auch solche von diesen entsprechenden Momenten der äußeren Sachen gewesen; auch die ursprüngliche Sprache des Menschen schon hat die Natur des Rudimentes einer den ganzen Horizont der Erscheinung umschließenden geistigen Weltanschauung für ihn gehabt.

Jede einzelne Sprache trägt in den bloßen Mischungsverhältnissen ihres Lautelementes gleichsam eine ganz andere sinnlich-geistige Physiognomie, d. h. es kommen überall gewisse Laute und ganze Lautgruppen in größerer oder geringerer Häufigkeit in ihr vor, durch welche der Gesammtheit ihres sinnlichen Erscheinens ein gewisser eigenthümlicher Stempel aufgedrückt wird. So kann z. B. bei nur etwas aufmerksamer Beobachtung leicht ein ungarisches Wort von einem slawischen oder ein italienisches von einem spanischen auch ohne wirkliche Kenntniß dieser Sprachen selbst von uns unterschieden werden. Immer aber ist dieser ganze äußere sinnliche Habitus einer Sprache, wozu dann noch die besondere Art ihres Vortrages und ihrer Betonung hinzutritt, eine Art von Abbild der inneren Gesammteigenthümlichkeit des Denkens oder des ganzen Geistes desjenigen Volkes, welchem sie angehört, und nicht mit Unrecht pflegt daher auch der äußere Klang einer Sprache als etwas für die innere Natur des Volkes selbst Charakteristisches angesehen zu werden. Dann aber sind es insbesondere auch die Erscheinungen der sogenannten Sprachmalerei sowol in der ungebundenen als in der gebundenen Rede, welche eine Hindeutung auf einen gewissen, wenngleich entfernten, Zusammenhang zwischen dem Lautelemente der Sprache und seiner Bedeutung auch jetzt noch in sich enthalten; oft schließt sich in der That der Klang der Worte wie in einer gewissen verwandtschaftlichen Uebereinstimmung an den in ihm ausgedrückten Inhalt der Begriffe an, namentlich wo dieser selbst in der Schilderung oder Ausmalung irgend einer Bewegung besteht, und es bietet ganz durch sich die Sprache dem Versbildner und dem Stylisten gewisse natürliche Hilfsmittel und Gelegenheiten zur Erzielung derartiger malerisch-spielender und das Geistige im Sinnlichen ausprägender Effecte dar; ganz besonders auffallend aber ist hierbei das metrische Kunstmittel des Reimes, in welchem keineswegs blos ein leerer Gleichklang zweier Worte an einer parallelen Stelle des Verses, sondern zugleich auch eine Hindeutung auf eine tiefere Analogie in dem geistigen Sinne derselben erblickt werden darf, welche letztere sich auch einer noch so flachen Beobachtung nicht leicht entzieht. Ueberall daher wird angenommen werden dürfen, daß der Genius der Sprache bei allen Fortschritten und Umwandelungen des Lautelementes sowol in sich als auch in seiner Verbindung mit dem, was es bedeutet, doch den tieferen und geistigen Zusammenhang zwischen dieser sinnlichen und jener geistigen Seite oder Hälfte der Rede nicht vollkommen aus dem Auge verliert, oder daß es wenigstens gewisse, obschon unendlich feine und abgeleitete Fäden gibt, welche beide auch jetzt noch mit einander verknüpfen.

Alle Wurzeln der Sprachen scheinen ihrer ursprünglichen Bedeutung nach entweder solche gewesen zu sein, die ein bestimmtes Moment der Bewegung, des Geschehens und der Handlung oder solche, die ein derartiges des festen, gegenständlichen oder ruhenden Daseins in sich ausgedrückt haben. Wenn diese beiden Arten von Wurzeln mit den Bezeichnungen der Verbal- und der Pronominal- oder der Prädicats- und der Substantivstämme zu unterscheiden versucht werden, so sind allerdings diese Bezeichnungen erst aus dem späteren entwickelten Organismus der Grammatik entlehnt; nichtsdestoweniger aber findet sich doch mindestens die Wurzel dieses Unterschiedes bereits in dem anfänglichen Zustande der Sprache, inwieweit überhaupt von einem solchen die Rede sein kann, vor. Theils nämlich sind in den ältesten Wurzeln die einzelnen Momente der in die Erscheinung fallenden Bewegung oder Veränderung verkörpert gewesen, aus denen dann nicht blos die meisten Verbal-, sondern überhaupt fast alle eigentlichen Wortstämme der Sprache entstanden sind, anderentheils aber haben gewisse jener Wurzeln als die allgemeinen Repräsentanten derjenigen Dinge oder fürsichseienden Existenzen gegolten, an denen sich irgend ein solches bestimmtes Moment der Bewegung vorfinden kann, und es ist wol näher immer eine Verbindung dieser beiden ursprünglichen Gattungen von Wurzeln gewesen, aus der die ersten wirklichen Worte der Sprache hervorgegangen sind. Die erste Gattung von Wurzeln aber kann vielleicht auch als die der objectiven oder materiellen, die letztere als die der subjectiven oder formellen Grundbestandtheile der Sprache angesehen werden; immer aber haben die ersteren den eigentlichen Inhalt oder das specifische Etwas der Bezeichnung, die letzteren dagegen den als ein objectivirtes Ich oder als ein äußerlich gewordenes, subjectiv menschliches Dieses gedachten Träger dieses Etwas in sich zu vertreten gehabt. Die Bewegung des Pferdes z. B. ist vielleicht zuerst in gewissen, hierauf hindeutenden Lautzusammensetzungen nachgebildet worden; durch das Hinzutreten einer anderweiten subjectiv formalen Pronominalwurzel, die mit dieser Bewegung die Vorstellung eines festen persönlichen Dieses als ihres wirklichen Trägers verbunden hat, ist dann die bestimmtere oder concretere Anschauung des Laufenden oder Springenden entstanden; denn dadurch, daß nunmehr das Bild jener Bewegung nicht mehr an dem einzelnen äußeren Körper

des Pferdes haftet, sondern einen anderen ideal innerlichen Mittelpunkt oder Träger gefunden hat, ist sie gleichsam frei oder abgelöst worden von der äußeren Objectivität und hat sich zu einem anschaulichen Eigenthume des inneren geistigen Subjectes erhoben. Hierin aber ist der erste Anfang der synthetischen Vereinigung der ältesten Bestandtheile der Sprache enthalten gewesen; der Mensch selbst stellt sich hin als den Mittelpunkt der Welt, indem er alles Einzelne in dieser auf sich als ihre geistige Einheit bezieht oder mit ihr verknüpft.

Auch die letzten einfachen Bestandtheile der Sprache, die einzelnen Laute als solche, haben an und für sich gewiß eine bestimmte, unmittelbar anschauliche Bedeutung für den Geist des Menschen gehabt. Wie alles Sinnliche, der Ton, die Farbe u. s. w., so ist auch dieses gewiß an sich der Träger einer bestimmten unmittelbaren Empfindungsanschauung für den Menschen gewesen; noch jetzt fühlen wir, wie z. B. dem r ein besonders kräftiger, energischer, dem l dagegen ein sanfter und weicher Charakter eigen ist; der Buchstabe n steht fast in allen Sprachen in einem gewissen geheimen Zusammenhange mit dem Begriffe der Negation u. s. w.; Alles ist an sich zuerst lebendige und sinnbildliche Nachahmung in der Sprache gewesen, nur später aber zu trockener und mechanischer Convention erstarrt.

II. Der Inhalt der Grammatik.

Die Grammatik einer jeden Sprache nimmt ihren Anfang mit der Darlegung des Lautsystemes derselben, als des Inbegriffes der letzten materiellen Bestandtheile ihres Baues. Die Sprache unmittelbar genommen ist Nichts als eine Folge von articulirten Lauten der menschlichen Stimme; der einzelne articulirte Laut ist das letzte reale Etwas oder Atom, welches in ihr unterschieden werden kann. Im Wesentlichen aber ist das System dieser articulirten Laute für alle Sprachen das gleiche; jede einzelne Sprache hat zwar theils immer gewisse besondere Lautformen für sich, theils aber unterliegt auch die ganze Verbindung und Beziehung der Laute in ihr gewissen eigenthümlichen Regeln; immer aber gibt es doch auch eine wissenschaftliche Bestimmung des Alphabetes oder des geordneten Inbegriffes der menschlichen Laute an sich, an welche sich das besondere Alphabet jeder einzelnen Sprache nur als eine nähere Modification wird anschließen können.

Die sämmtlichen articulirten Laute der menschlichen Stimme zerfallen zunächst in die beiden Hauptclassen der Vocale und der Consonanten. In dem Unterschiede aber dieses doppelten Lautprincipes, des vocalischen und des consonantischen, hat der allgemeine Charakter des Articulirten der menschlichen Stimme überhaupt vorzugsweise und zuerst seine Wurzel; denn jeder andere Laut außerhalb der menschlichen Stimme erinnert zwar im Allgemeinen entweder mehr an die Natur des Vocales oder an die des Consonanten, ohne aber, daß jemals der Charakter des einen dieser beiden Elemente rein und vollkommen in ihm ausgeprägt würde; jeder sonstige Laut ist immer eine gewisse Mischung dieser beiden Elemente oder Grundbeschaffenheiten des Tones mit einander, während nur in den Lauten der menschlichen Stimme sich dieselben in einer klaren und scharf geschiedenen Weise begrenzen; die Welt der übrigen Laute ist ein wirres und verschwommenes Chaos, nur die menschliche Stimme ist der geordnete Kosmos der reinen und eigentlichen Grundbeschaffenheiten des Tones.

Die vocalischen Laute der Stimme werden gebildet durch ein einfaches Hervorgehen des Hauches aus der Oeffnung des Mundes, während bei den consonantischen Lauten dieser Hauch immer eine Zerschneidung oder Zusammenpressung durch die ihn in seinem Laufe einschließenden körperlichen Wände oder Mittel der Stimme erfährt. Der lauterzeugende Hauch besitzt gleichsam die Eigenschaft eines Stromes, welcher sich bei den Vocalen frei durch seine Mündung in das Weite ergießt, während er bei den Consonanten durch das Zusammendrücken seiner Ufer oder Klippen abgeschwächt oder gedämpft hervorbringt. Die einzelnen unter den Vocalen aber entspringen daraus, daß immer die Stellung des Mundes bei dem Hervorgehen des Hauches in gewisser Weise eine andere ist, wodurch dieser letztere in einer anderen Gestalt oder Form aus ihm zu entweichen veranlaßt wird, gerade so als der Strahl einer Fontaine durch ein verschiedenartiges ihm aufgesetztes Mundstück in eine andere Gestalt übergeht. Das Entstehungsprincip der Consonanten aber gründet sich theils auf die Art und Weise der Zusammenpressung des Hauches, theils auf die Stelle, an welcher dieses geschieht; der vocalische Laut ist derjenige, welcher durch eine einfache stromartige Erschütterung der Luft bewirkt wird, während der consonantische aus dem gewaltsamen Zusammenstoße zweier fester körperlicher Elemente entspringt.

Nur der vocalische Laut ist derjenige, welcher für sich allein in einer leichten und weithin vernehmlichen Weise von der Stimme hervorgebracht wird, während dieses bei dem consonantischen eben nur insofern der Fall ist, als sich derselbe an irgend einen anderen mit ihm zusammenhängenden Vocal anschließt oder von diesem mit in das Weite des Stimmbereiches hinausgetragen und fortgepflanzt wird. Bei der Sprache also, inwiefern sie etwas Hörbares ist, kommen in erster Linie immer nur die Vocale als die klingenden und zeitlich ausgedehnten Laute in Betracht, während die Function der Consonanten wesentlich nur diese ist, den einzelnen Vocalen zu einem passenden Stützpunkte zu dienen oder dieselben durch ihr Dazwischentreten vor der Vermischung unter einander zu bewahren. Die Consonanten sind in der sinnlichen Einrichtung der Sprache dasjenige, was bei einer Brücke oder einem Gebäude die aufrecht stehenden verticalen Balken und Pfeiler, während die Vocale den die Verbindung zwischen diesen herstellenden horizontalen Bögen oder Längenabschnitten entsprechen. So wie ferner bei einem Gemälde die dunkeln oder schattenhaften Partien nicht für sich allein, sondern nur durch ihre Begrenzung mit dem Lichte in unsere Wahrnehmung eintreten, so ist dieses auch bei der Sprache rücksicht-

lich des Verhältnisses der Consonanten zu den Vocalen der Fall; die Vocale sind das Licht, die Consonanten sind der Schatten in dem ästhetischen Gesammtbilde der Sprache, und es geht überall aus der verschiedenen Mischung dieser beiden Elemente ein durchaus anderer ästhetischer Eindruck derselben hervor. In der ältesten Gestaltung der Sprache aber sind, wie es scheint, immer ein Consonant und ein Vocal zu der Einheit einer Ursylbe verbunden gewesen, alle weitere dichtere Häufung von Lauten beider Classen aber ist immer erst durch den Ausfall der zwischen ihnen gestandenen Laute der entgegengesetzten Art hervorgerufen worden. Im Chinesischen aber findet sich auch jetzt noch das Princip dieser ursprünglichen stakettartigen Monotonie der Abwechselung beider Lautgattungen erhalten, indem hier der Regel nach zwei Consonanten nicht unmittelbar, sondern nur unter dem Dazwischentreten eines Vocales an einander geschlossen werden können; nur durch das Hinaustreten über diesen Urzustand aber ist in den anderen Sprachen eine größere Mannichfaltigkeit von Licht- und Schatteneffecten in der Gruppirung der Laute erzielt worden.

Jeder einzelne Laut der Sprache nimmt in der ästhetischen Einrichtung derselben eine bestimmte Stellung ein, und es können vielleicht selbst gewisse Analogien zwischen den Verhältnissen der Laute und jenen der Unterschiede der Farbe nachgewiesen werden. Unter den Vocalen aber ist der einfachste, natürlichste, vollste und kräftigste das a, welcher durch das Hervorgehen des Hauches aus der nach allen Seiten hin gleich ausgedehnten Oeffnung des Mundes entspringt; kein anderer Vocal ist an sich in dem gleichen Grade wohllautend und sangbar als das a, und es sind eine große Anzahl anderer vocalischer Laute erst aus der Umwandelung und Abschwächung eines ursprünglichen a entstanden. Mit Recht daher nimmt fast in allen Sprachen das a seine Stelle an der Spitze des Alphabetes ein und es kann dasselbe als das reine Lichtelement unter den Lauten mit dem Weiß unter den Farben in Parallele gestellt werden. Alle anderen Vocale aber schließen sich an das a als bestimmte Modificationen des in ihm verkörperten reinen Grundcharakters des vocalischen Lautes überhaupt an; der Laut e entspringt daraus, daß die Stellung des Mundes aus einer allseitig geöffneten wie bei a vielmehr zu einer in horizontaler Richtung oder in der Breite gedehnten wird, wodurch der Hauch statt wie dort in der Gestalt eines vollen körperlichen Cylinders vielmehr in der eines in die Breite gezogenen Ovales in das Weite hervortritt, und es hat eben hierin der weniger kräftige und mattere Charakter dieses Lautes seinen Grund. Bei dem dritten Vocale aber, dem i, ist die Stellung des Mundes an sich noch ganz dieselbe wie bei e, nur daß hier der Hauch in einer zugespitzten oder gleichsam konisch verschärften Weise aus dem Munde hervorgestoßen wird, wodurch der eigenthümlich scharfe, feine und gellende Charakter dieses Lautes entspringt. Bei o aber wird die Stellung des Mundes in der Weise in die Höhe gezogen, daß hierdurch der Hauch nicht wie bei e in der Gestalt eines liegenden oder horizontalen, sondern in der eines aufrecht stehenden oder rücksichtlich seiner längeren Axe verticalen Ovales aus dem Munde zu entweichen genöthigt wird; das Verhältniß aber des fünften Vocales, des u, zu dem vierten, dem o, ist ganz dasselbe als das des dritten zum zweiten oder des i zum e, indem auch das u nur durch eine verschärfte Zuspitzung des Hauches aus der vertical gedehnten Stellung des Mundes wie bei o gebildet wird. e und i können demnach als die beiden flachen oder horizontalen, o und u aber als die beiden tiefen oder verticalen Modificationen des Grundvocales a angesehen werden, indem immer je der eine von ihnen ein einfach gedehnter, der andere ein verschärfter oder zugespitzter Laut ist. Wegen ihrer Richtung in die Tiefe aber ist den beiden verticalen Lauten o und u ein mehr schwerer, ernster und nachdrücklicher Charakter eigen als dem e und dem i.

An die fünf einfachen Vocale schließt sich die größere Menge der abgewandelten oder gemischten diphthongischen Laute an. Ein jeder von diesen aber entspringt an und für sich aus dem Umlaute oder der Trübung irgend eines vorausgehenden einfachen Vocales durch einen anderen mit ihm zusammenfließenden nachfolgenden, und es sind insofern, da ein jeder der fünf reinen Vocale durch einen jeden der vier anderen getrübt oder umgewandelt werden kann, zwanzig einzelne Diphthongen denkbar; zuerst die vier Abwandelungen von a: ae, ai, ao (im Englischen: war u. dgl.), au; dann die von e: ea, ei, eo, eu; die von i: ia, ie, io, iu; die von o: oa, oe, oi, ou; endlich die von u: ua, ue, ui, uo. Manche von diesen Diphthongen aber, wenn sie auch nicht ausdrücklich in der Schrift als solche anerkannt sind, finden sich doch gewiß in einzelnen Sprachen oder in Dialekten vor. Durchschnittlich aber sind immer diejenigen unter ihnen die wohlklingenderen und häufigeren, welche auf der Trübung eines vorausgehenden stärkeren durch einen nachfolgenden schwächeren einfachen Vocal beruhen; stärker aber ist zunächst immer das a als jeder andere Vocal, dann aber insbesondere die beiden verticalen Vocale o und u als die beiden horizontalen e und i. Nächst den Diphthongen aber mögen dann auch gewisse triphthongische Laute, z. B. das äu, unterschieden werden.

Das System der Consonanten zerfällt zunächst in die beiden Classen der flüssigen und der stummen Laute, oder derjenigen, welche ebenso wie die Vocale in einer zeitlich andauernden und derjenigen, welche nur in einer kurzen augenblicklich vorübergehenden — explosiven — Weise ausgesprochen werden können. Die ersteren aber werden durch ein sanftes Aneinanderpressen, die letzteren durch ein gewaltsames Zerschneiden des Hauches der Stimme bei seinem Hervorgehen durch die körperlichen Organe der Stimme gebildet. Die flüssigen Consonanten aber bilden deswegen einen ausgleichenden und vermittelnden Uebergang zwischen den reinen oder stummen Consonanten und den Vocalen; die Zahl derselben aber beträgt ebenso wie die dieser letzteren fünf, l, m, n, r, s, zwischen denen vielleicht gewisse ähnliche Ver-

hältnisse angenommen werden können als zwischen den einzelnen Vocalen, indem insbesondere der Zungenlaut l ähnlich wie dort a den allgemeinen Charakter der Gruppe am reinsten in sich vertritt; m und n aber bilden wie e und i, r und s wie o und u eine Gruppe ähnlicher Lautformen, indem jene einen mehr matten und flachen, diese einen schwereren und tieferen Charakter zu besitzen scheinen; n und s ferner sind ebenso wie i und u die geschärfteren, m und r wie e und o die breiteren oder gedehnten unter ihnen. Die stummen Consonanten aber gliedern sich zunächst nach der Localität ihres Entstehens im Munde in die drei Gruppen der Gaumen-, Lippen- und Zahnlaute, indem es im Ganzen dieses dreifache Thor der Gaumenwände, der Lippen und der Zahnreihen ist, durch welches der Hauch der Stimme während seines Laufes hindurchzugehen hat; da aber das Zusammenpressen des Hauches bei einem jeden derselben entweder ein schwächeres oder ein stärkeres sein kann, so entsteht hieraus zunächst eine doppelte Form eines jeden der drei stummen Consonanten, die weiche und die harte, unter denen aber sodann jede wiederum durch das Hinzutreten des Momentes der Aspiration der Umwandelung in einen flüssigen aspirirten Consonanten fähig ist. Da nun aber ferner auch unter den fünf rein flüssigen Consonanten drei, r, m, n, rücksichtlich der Localität ihrer Entstehung mit je einer dieser Gruppen identisch sind, so entstehen hieraus überhaupt drei aus fünf Gliedern bestehende Gruppen consonantischer Laute, und zwar 1) Gaumenlaute: r, g, k, j, ch; 2) Lippenlaute: m, b, p, w, f; 3) Zahnlaute: n, d, t, dh, th, von welchen beiden letzteren Lauten sich die weiche Form mindestens im Neugriechischen, die harte aber auch im Englischen und sonst findet. Ein eigenthümliches Element der Lautbildung ist überhaupt die Aspiration oder die reine dynamische und körperlose Energie des Anstoßes des Hauches an und für sich, durch deren zusammenfließende Verbindung mit einem vorausgehenden stummen Consonanten gleichsam eine Umschmelzung desselben in einen flüssigen Laut herbeigeführt wird, während durch das Vorausgehen derselben vor einem Vocale eine größere Beschleunigung der Bewegung desselben wie durch einen die Oberfläche des Wassers bewegenden Luftzug herbeigeführt wird. Ein jeder einzelne Consonant gehört demnach einer der vier Hauptclassen der liquidae, mediae, tenues, aspiratae, oder der flüssigen, weichen, harten und aspirirten Lautformen an.

Der härteste unter den stummen Consonanten ist an und für sich der Zahnlaut, das d oder t, weil hier der Hauch der Stimme gleichsam wie mit der Schärfe eines Messers von einander geschnitten wird. Das t aber bildet insofern in ähnlicher Weise den reinsten und vollkommensten Ausdruck des Princips der Consonanten wie das a denjenigen des Princips der Vocale; a und t aber, der weichste, ausgedehnteste und flüssigste und der härteste, schärfste und körperlichste aller Laute, bilden insofern die einander entgegengesetzten Scheitelpunkte des Lautsystemes überhaupt; beide aber sind in dieser Eigenschaft durch zwei Ketten anderer Laute mit einander verbunden; jeder andere Vocal vom a abwärts ist an sich bereits eine Annäherung an das Princip der Consonanten, indem er auf einer gewissen Zusammenschiebung oder Verdichtung des dem Munde entströmenden Hauches beruht; zunächst schließen sich an a die beiden einfachen Modificationen e und o an, von denen dann jenes in i, dieses aber in u einer noch weiteren Concentration oder Verdichtung des Hauches unterliegt; der vocalische Laut i aber steht mit dem consonantischen j, ebenso wie auf der anderen Seite das u mit dem w in einer genauen nachbarlichen Verwandtschaft und ist nur durch eine schmale Grenzlinie von demselben getrennt; das j aber ist selbst nur eine durch Aspiration bewirkte Umschmelzung oder Erweichung des einfacheren Lautes g, ebenso wie das w eine solche von b; g und b aber bilden ebenso die begleitenden Nebenformen des consonantischen Grundlautes d als e und o die des Grundvocales a, und es würde sich hieraus folgendes Schema der Verhältnisse dieser wichtigsten Lautformen unter den Vocalen und den stummen Consonanten ergeben:

a
e o
i u
j w
g b
d

Aus den langen Vocalformen aber und den harten Formen der stummen Consonanten könnte ein anderes diesem ähnliches Schema gebildet werden. Die flüssigen Consonanten aber mögen gleichsam als eine mittlere oder Aequatorialzone zwischen diesen beiden entgegengesetzten Hälften des Lautsystemes angesehen werden. Die genaue Erforschung der ganzen Verhältnisse und Beziehungen der Glieder des Lautsystemes aber ist eine schwierige und weit ausgedehnte Aufgabe.

Auch die bloße Aufeinanderfolge der Laute im Alphabet aber scheint wenigstens von Anfang an nicht aller Ordnung entbehrt zu haben, und es lassen sich auch jetzt noch gewisse Spuren einer solchen in der hergebrachten Aufzählung der Laute in den meisten einzelnen Alphabeten erkennen. Zunächst sind die fünf einfachen Vocale, a, e, i, o, u, der Reihe nach über den ganzen Umfang des Alphabetes verstreut und es scheint ein jeder von ihnen hierbei immer die Spitze oder den Führer einer Gruppe gleichartiger Consonanten gebildet zu haben. An das a schließen sich hierbei zunächst die drei weichen stummen Consonanten b, g (γ), d an; das e ist, wie es scheint, der Führer der drei von diesen gebildeten Aspiraten w, j, dh gewesen, indem auch jetzt noch auf dasselbe gewisse Laute dieser Gattung zu folgen pflegen; an das i als den mittleren Vocal haben sich dann die fünf flüssigen Consonanten l, m, n, r, s angeschlossen, während weiter in ähnlicher Weise als zuerst das o den Führer der drei einfachen harten Consonanten p, k, t, das u aber denjenigen der von ihnen gebildeten Aspiraten f (φ), ch (χ), th gebildet hat. In dieser Form

könnte vielleicht eine Art von Urgestalt unseres Alphabetes erblickt werden. Die Laute des wirklichen Alphabetes aber weichen von dem Systeme dieser ursprünglichen Grundlaute immer mehr oder weniger ab, indem theils einzelne dieser letzteren sich in jenem nicht mit ausgeprägt finden, theils aber andere sich in sich selbst reichhaltiger specialisirt haben oder auch aus der Verbindung gewisser einfacher Laute bestimmte anderweite Mischformen, z. B. des x und z, entstanden sind. Die Durchschnittszahl der Laute des gewöhnlichen Alphabetes aber beträgt 24—25, mit welcher die Zahl der eigentlichen Grundlaute insofern übereinkommt, als außer den fünf einfachen Vocalen, den fünf rein flüssigen Consonanten und den zwölf Modificationen der drei stummen consonantischen Formen des Gaumen-, Lippen- und Zahnlautes noch der sogenannte spiritus asper und sp. lenis oder der härtere und der gelindere dynamische Anstoß der Stimme vor einem Vocale, in der Eigenschaft eines unbestimmten Rudimentes eines ursprünglichen vollkommenen Consonanten, hierzu hinzugerechnet werden mögen. (Vergl. über das System der Laute an sich meine Philosophische Grammatik. Leipzig 1858, über die indogermanischen Laute Schleicher, Die deutsche Sprache.)

Das Wort Grammatik hat seinen Namen von der Schrift oder vom Schreiben. Der Ausdruck *γράμματα* bezeichnet die Buchstaben oder die schriftlichen Zeichen für die einzelnen Laute der Sprache. Die Schrift aber, obgleich sie an sich etwas vollkommen Unabhängiges und Selbständiges neben der Sprache ist, darf doch bei einer genauen und allseitigen Untersuchung der letzteren durchaus nicht außer Acht gelassen werden; erst durch die Schrift oder doch wesentlich nur bei Anschluß und unter Voraussetzung derselben sind wir uns desjenigen bewußt worden, was die Sprache ist; namentlich aber kann die Unterscheidung unserer Rede in ihre letzten einfachen physischen Bestandtheile, die Laute, nicht wol anders als durch die Vermittelung und Beihilfe der Schrift erfolgt sein; denn nur dadurch, daß sich der einzelne Laut der Stimme in einem bestimmten sichtbaren Zeichen für uns verkörpert hat, haben wir ihn überhaupt erst deutlich von anderen unterscheiden lernen; alle Schrift ist von Anfang an eine natürliche Selbstanatomie der Sprache gewesen; erst mit der Schrift ist die Sprache unserem Erkennen gegenständlich geworden und es nimmt daher nur mit der Entstehung derselben alles weitere Wissen von ihr seinen Anfang; mit Recht also benennt die Grammatik sich selbst nach der Erfindung oder der Einrichtung der Schrift; — überhaupt ist es bemerkenswerth, wie es für den Begriff der Grammatik in allen Sprachen durchaus keinen anderen vollkommen adäquaten und geeigneten Ausdruck gibt als eben diesen durch die Tradition festgestellten, indem Lehrgebäude, Organismus der Sprache u. s. w. doch immer nur als annähernde Umschreibungen jenes Begriffes gelten können; für den Ausdruck Lexikon haben wir die Synonymen Wörterbuch, Glossar u. s. w.; die specifische Stellung aber, welche gerade von der Grammatik zur Sprache eingenommen wird, wird durch kein anderes Synonym vollständig wiedergegeben. Ein ähnlicher Fall ist es mit dem aus dem Lateinischen abgeleiteten, mit jenem der Grammatik aber der Wurzel nach synonymen Worte Literatur, welches auch durch solche Wendungen wie Schriftthum u. dgl. immer nur künstlich und nicht durchaus entsprechend ersetzt werden kann; für bestimmte technische Begriffe ist in der That oft ein überkommener Ausdruck einer fremden Sprache schärfer zutreffend als ein solcher der eigenen.

Das Verhältniß der Schrift zur Sprache ist zunächst oder an sich vollkommen analog dem der Sprache zum Denken, d. h. ebenso wie die Sprache als hörbare Lauterzeugung das Mittel für uns ist, durch welches wir unsere inneren persönlichen Gedanken Anderen mittheilen oder zuführen, ebenso ist die Schrift als eine sichtbare oder räumliche Abbildung des Gesprochenen das weitere Mittel für die Zuführung des Verständnisses der Rede an andere im Raume von uns Entfernte. Inneres Denken, sprachlicher Ausdruck und schriftliche Mittheilung schließen sich insofern in einer zusammenhängenden Reihenfolge an einander an; immer aber ist doch das Verhältniß der Schrift zur Sprache insofern ein vollständig anderes als dasjenige der Sprache zum Denken, als jene ersteren überall nur gelegentlich und außerwesentlich, diese letzteren aber nothwendig und wesentlich zu einander gehören, d. h. das Bestehen der Sprache ist keineswegs nothwendig gebunden an dasjenige der Schrift, da vielmehr jene schon unabhängig und vor dieser existirt; wol aber ist der innere Vorgang des Denkens selbst nothwendig und unauflöslich verkettet mit seiner äußeren Form oder Wirklichkeit, der Sprache, da wir in der That nur durch den Besitz von dieser eigentlich zu denken im Stande sind. Blos als hörbare Lauterzeugung genommen steht die Sprache zum Denken in einem ähnlichen Verhältniß als die Schrift zur Sprache, während sie außerdem ihrem inneren Wesen nach mit diesem letzteren selbst identisch ist oder es als ihren eigenen Inhalt in sich umschließt. Das Verhältniß der Schrift zur Sprache ist ein äußerliches oder mechanisches, das der Sprache zum Denken dagegen ein innerliches oder organisches; die Schrift ist wesentlich eine rein mechanische oder kunstmäßige Erfindung, sowie eine andere, während die Sprache von Anfang an im inneren organischen Zusammenhange mit dem Denken erwächst oder entsteht.

Es ist jedoch näher das ganze Verhältniß der Schrift zur Sprache insofern nicht ein vollkommen gleichgültiges und außerwesentliches als überall auch mit der Entstehung von jener in dieser selbst eine gewisse Veränderung vor sich zu gehen anfängt. Erst an den Gebrauch und die Verbreitung der Schrift knüpft sich im Grunde dasjenige an, was wir die Literatur eines Volkes zu nennen gewohnt sind; Manches zwar, was zur Literatur gehört, wie z. B. die Homerischen Gesänge, ist schon weit früher entstanden, als die Schrift bekannt oder verbreitet war; immer aber wird doch erst durch die schriftliche Aufzeichnung irgend ein geistiges Erzeugniß zu einem wirklichen

und dauernden Besitzthum einer Nation, während es als bloße mündliche Ueberlieferung sich immer noch in einem unbestimmten und schwankenden Zustande befindet: mindestens die prosaische Literaturgattung aber ist doch durchaus gebunden an den Gebrauch der Schrift; erst mit der Einführung von dieser entsteht allmälig ein eigentliches öffentliches und allgemeines Denken im Volke; die Schrift ist überall nicht blos eine sichtbare Niederlegung oder Verkörperung, sondern immer auch zugleich eine ganz andere Gestalt, höhere Anwendung und gereinigtere Veredelung der gesprochenen Rede; das geschriebene Wort besitzt als solches bereits einen gewissen strengeren, festeren und gleichsam monumentalen Charakter gegenüber dem, welches blos im Vorübergehen der Stimme entflieht; unwillkürlich wird beim Niederschreiben der Rede eine größere Aufmerksamkeit auf ihre Form verwendet oder sie tritt aus der Stellung von etwas blos unmittelbar Natürlichem in die eines dem Bewußtsein Gegenständlichen oder durch dieses Gesetzten ein; — die älteste Form aller schriftlichen Aufzeichnung aber war eine doppelte, einmal die Inschrift, andererseits der Brief, die eine für die Nachwelt, die andere für die räumlich Entfernten bestimmt; weiter entstand hieraus die literarische Hauptform des Buches, welches immer einen längeren, für die Oeffentlichkeit überhaupt bestimmten Gedankeninhalt umschließt; — eine noch weitere Vervollkommnung des Principes der Schrift aber ist in der neueren Zeit der Druck oder die mechanische Vervielfältigung des Geschriebenen, welcher das allgemeine Unterscheidungsmerkmal des für die Oeffentlichkeit bestimmten von dem dem bloßen Privatleben angehörenden Denken bildet; die Literatur ist für uns in der That gleichbedeutend mit dem Inbegriffe des Gedruckten; es gewinnt aber allmälig in Zusammenhang mit der fortschreitenden Ausbildung der inneren Reflexion des Denkens selbst die aufgezeichnete, geschriebene oder gedruckte Rede einen immer größeren Umfang und eine höhere bestimmter eingreifende Bedeutung gegenüber der einfach gesprochenen.

An und für sich liegt es in der Natur der Sache, daß die geschriebene Rede Nichts sein dürfe als das bloße Abbild der mündlich gesprochenen und daß sie sich insofern in ihrer Gestaltung genau anzuschließen habe an die Regel oder gesetzliche Eigenthümlichkeit von dieser. Es gibt an sich keine andere Regel für die Richtigkeit der Sprache als die der Art und Weise, wie sie sich im Munde des Volkes findet oder wie sie von einem jeden in diesem mit vollkommener Natürlichkeit und Sicherheit gehandhabt wird; auch entsteht zunächst und so lange es noch keine geschriebene Rede gibt, gar kein Zweifel an der Richtigkeit dieser gewöhnlichen Aussprache und sonstigen Behandlung der Rede im Volke; erst mit der Entstehung der Schrift aber tritt die ganze Streitfrage nach dem Correcten und Incorrecten des Gebrauches der Sprache hervor; die geschriebene Rede erhebt sich sehr bald zu einer gewissen Selbständigkeit und Autorität gegenüber der einfach gesprochenen; schriftmäßig zu reden gilt sehr bald als das Document und Zeichen der höheren literarischen und geistigen Bildung; bald ist die Schriftsprache eine in gewisser Beziehung anders gestaltete als die unmittelbare oder gewöhnliche Rede des Volkes; das Entstehen der Literatur eines Volkes ist fast unauflöslich an die Ausbildung einer bestimmten Schriftsprache geknüpft; die Schriftsprache ist insofern immer der charakteristische Ausdruck des allgemeinen oder öffentlichen Denkens eines Volkes, und es ist deswegen eben sie wesentlich dasjenige, woran der Begriff einer Sprache im specifischen Sinne oder im Unterschiede von dem einer Mundart oder eines Dialektes geknüpft ist; dasjenige, was wir die teutsche Sprache als solche oder im engeren Sinne nennen, ist eben Nichts als die Schriftsprache, da eben nur diese die allgemeine und gebildete Rede gegenüber der Mannichfaltigkeit der roheren Volksmundarten ist; Schriftsprache, Literatur und Nationalität gehören daher wesentlich zu einander; — die bloße gesprochene Mundart oder der Dialekt aber weist die schriftliche Anwendung eigentlich von sich ab oder, nach einem Ausdrucke Jacob Grimm's, sie schämt sich ihrer selbst, wenn sie in dem höheren gebildeten Gewande der Schrift erscheint; alle unsere neuere dialektische Literatur und Poesie hat daher eigentlich immer etwas Unwahres, Gemachtes und Läppisches an sich; — immer aber ist unter uns oder auf den höher fortgeschrittenen Zuständen des Lebens die wirklich gesprochene Rede eine in gewisser Weise andere als die geschriebene; je nach der gesellschaftlichen Stellung und der Bildungsstufe aber schließt sich die Redeweise der Einzelnen mehr an den Volksdialekt oder an die Schriftsprache an; oft, wie z. B. in Norddeutschland oder in der Schweiz, bedient man sich auch beider zu verschiedenem Gebrauche zugleich neben einander; die Schriftsprache aber ist immer gewissermaßen ein höheres aristokratisches Element neben der gewöhnlichen Rede; wie im Staatsleben, so findet auch im Leben der Sprache ein fortwährender Kampf und eine mannichfache Wechselbeziehung zwischen jener höheren gewählten oder gebildeten Rede und der natürlichen oder gemeinen Mundart des Volkes statt.

Es gibt hierbei ein doppeltes Princip, durch welches das Verhältniß dieser beiden allgemeinen Arten der Rede zu einander festgestellt oder geregelt werden soll, das eine der Orthographie, das andere der Orthoepie und Ortholerie. Von einem jeden pflegen wir zu erwarten, daß er seine Muttersprache theils in der wirklichen Rede, theils in der Schrift richtig zu handhaben wisse; ein Fehler gegen die Orthographie aber gilt uns immer als Beweis eines Mangels an literarischer Bildung, ein solcher gegen die Orthoepie aber mindestens als Ausdruck einer gewissen Rohheit und Nachlässigkeit im Leben und in der Sitte. Der Theorie nach aber oder an sich können beide Principien eigentlich nur sich wechselseitig unter einander decken, oder es kann die Richtigkeit der geschriebenen Rede im Grunde keine andere sein als die der allgemeinen gebildeten lebendigen Rede, wie sie der Ausdruck des öffentlichen Denkens im Volke ist. Da aber die Grenze dieser letzteren gegenüber der besonderen provinziellen Mundart des Volkes nicht immer eine

durchaus feste ist, so tritt der Regel nach dann die Schrift als das charakteristische Merkmal dieses Unterschiedes hervor; lautete die Formel oder Vorschrift für den correcten Gebrauch der Sprache eigentlich und ursprünglich so: schreibe so, wie du im gebildeten Denken sprichst, so wurde dann häufig, indem letzteres nicht überall vollkommen liquid war, jene Formel in misbräuchlicher Weise auch dahin umgekehrt: rede so, wie du schreibst, wobei immer die stillschweigende Voraussetzung galt, daß in der That die Orthographie oder die blos conventionell festgestellte Richtigkeit der Schrift wirklich einstimmig sei mit der natürlichen oder lebendigen Richtigkeit der gebildeten Rede selbst. Der Schulmeister namentlich, dessen Aufgabe immer die sein muß, die noch ungebildete Redeweise der Kinder mit der gebildeten Sprache der Erwachsenen in Einklang zu bringen, konnte sich leicht veranlaßt finden, sich hierbei auf die Autorität der Schriftsprache zu berufen; für ihn hatten in der Regel beide Vorschriften zugleich Geltung, indem er die Orthoepie durch die Orthographie und diese durch jene festzustellen bemüht sein mußte; das ganze Interesse der Schule arbeitete durchaus auf eine wirkliche Einstimmigkeit der Schriftsprache mit der gebildeten Rede hin; daher sind insbesondere von hier alle Versuche der geordneten Feststellung oder Maßregelung von beiden ausgegangen; viele dieser mehr oder weniger willkürlichen oder doch immer auf einseitigen Principien fußenden Maßregelungen haben in der That auch Eingang in die wirkliche Anwendung gefunden, und es ist eben hierdurch die allgemeine Verwirrung, welche in dem Verhältnisse zwischen Orthographie und Orthoepie obwaltet, nur noch vermehrt worden; mehr als irgendwo anders aber ist dieses der Fall gewesen im Teutschen, weil sich eben hier die Schriftsprache mit der gebildeten wirklichen Rede noch annähernd deckt; im Englischen dagegen z. B. ist es durchaus unmöglich, dieses Verhältniß in einer festen Weise zu regeln, weil hier die Orthographie sich in einem sehr bedeutenden Grade von der Orthoepie entfernt und dieselbe überhaupt im Allgemeinen einen älteren und längst überschrittenen Zustand der wirklichen Gestaltung der Sprache in sich vertritt; die orthographischen Fehler, welche hier von den Ungebildeten begangen zu werden pflegen, sind daher in der Regel von einer noch bei weitem ungeheuerlicheren Art als bei uns, und es muß überhaupt die Orthographie als etwas durchaus Conventionelles und blos traditionell Feststehendes rein kunstmäßig erlernt werden; immer aber ist die Orthographie etwas in gewisser Weise in sich Verknöchertes, welches wesentlich außerhalb des lebendigen Gesetzes der Sprache selbst steht und diesem im Grunde nie in vollkommener Genauigkeit angepaßt werden kann.

Die ganze Frage nach dem Correcten und Incorrecten der Sprache ist überhaupt eine solche, auf die es streng genommen eigentlich gar keine Antwort geben kann. Es ist aber wesentlich eben erst das Eintreten und der Einfluß der Schrift, welcher zum Aufwerfen dieser Frage Veranlassung gibt; denn an sich und vor oder unabhängig von einer solchen monumentalen Verkörperung der lebendigen Rede bildet eben nur der bestehende Gebrauch als solcher das Merkmal des Richtigen oder Correcten für dieselbe; jeder einzelne im Volke spricht an sich seine heimische Rede mit vollkommener grammatischer Richtigkeit und Sicherheit, oder er selbst ist an sich die vollgültige Autorität für die Correctheit im Gebrauch derselben; — hiervor bilden an sich nur drei Kategorien von Individuen eine Ausnahme: einmal Ausländer, so lange diese noch nicht vollkommen in der ihnen fremden Rede fest geworden sind; zweitens Kinder, deren Rede zu Anfang immer eine mehr oder weniger fehlerhafte und unvollkommene ist; drittens aber gelehrte Schulmeister oder Pedanten, die sich irgend ein künstliches System der grammatischen Correctheit ersonnen haben und dieses im Widerspruch mit dem wirklichen Gebrauche in Anwendung zu bringen versuchen. Alles dasjenige, was im Munde einer gewissen Fraction des Volkes lebt und hier als das Herrschende oder Gewöhnliche anerkannt wird, ist in gewissem Sinne ein Correctes; nur diejenigen Abweichungen von der Sprache, die sich der Einzelne als solcher erlaubt, sind das an sich Unberechtigte in dem Gebrauche derselben; alle Neuerungen in der Sprache zwar gehen zunächst von gewissen Einzelnen aus und es ist immer auch der Sprachgebrauch oder das Correcte in der Rede ein in gewisser Weise elastischer, sodaß er der Besonderheit des Individuums einen bestimmten Spielraum verstattet; jede solche Neuerung aber, also etwa ein neues, von einem Schriftsteller gebildetes Wort, hat dann zunächst die Eigenschaft eines Vorschlages an das Volk oder Publicum, der von diesem entweder angenommen oder verworfen werden kann; — nur das Volk und der in ihm waltende Gebrauch ist der wahre und eigentliche Richter über die Sprache: allerdings aber ist dann immer das Correcte der allgemeinen gebildeten Sprache und des besonderen und mundartlichen Dialektes ein in gewisser Weise verschiedenes; es gibt überall keine andere Regel für die richtige Handhabung einer Sprache in der Rede wie in der Schrift als die: sprich und schreibe so, wie man gemeinhin zu sprechen und zu schreiben pflegt. Auch diese Regel aber ist allerdings insofern nicht eine vollkommen ausreichende, als der Gebrauch selbst wie in der Orthographie so auch in der Orthoepie und Ortholexie und sogar in der Syntax in manchen Fällen ein schwankender ist; hier aber ist es nur der Takt des lebendigen Sprachgefühles und nicht irgend welche künstlich geschaffene Analogie oder Gesetzmäßigkeit, die als Führer angenommen werden darf; denn eine vollkommene Consequenz und Gesetzmäßigkeit ist in der Handhabung der Sprache eben darum nicht zu erzielen, weil dieselbe nicht etwas an sich Feststehendes, sondern etwas unausgesetzt Werdendes und sich Veränderndes ist. Hier gilt es durchaus nur mit dem Strome zu schwimmen und höchstens in allen zweifelhaften Fällen die Windungen desselben zu belauschen und ihnen nachzugehen zu suchen. Blos bei todten Sprachen aber kann von einer eigentlichen, d. i. absoluten oder feststehenden Correctheit im Gebrauche derselben die Rede sein.

Bei der Schrift denken wir zunächst immer nur an die bei uns gebräuchliche Laut- oder Buchstabenschrift; noch eine andere Art der Schrift aber ist die geistige oder Begriffsschrift, wie sie sich in verschiedenen Formen bei den Aegyptern, Chinesen, Peruanern und anderen Völkern von einer alterthümlichen und in sich selbst verknöcherten Gesittung findet. Diese aber hat eigentlich und streng genommen mit der Sprache gar Nichts zu thun, indem sie vielmehr an sich eine von dieser vollkommen unabhängige oder directe graphische Bezeichnungsform des geistigen Denkens selbst ist. Die Begriffsschrift ist deswegen an sich dazu angethan, eine Art von universeller Pasigraphie des Denkens bilden zu können, ähnlich wie wir eine solche bereits in den Zahlzeichen besitzen, die ganz unabhängig von den sie vertretenden Worten der einzelnen Sprachen, überall ganz dem gleichen geistigen Werthinhalte zum Ausdruck dienen. Spuren einer solchen Pasigraphie oder universellen Zeichensprache finden sich auch sonst vor, z. B. innerhalb der gewöhnlichen Lautschrift in dem Zeichen: :c. für den Begriff: und u. dgl. Auch die Zeichensprache der Taubstummen gehört hierher, insofern dieselbe nämlich nach dem verbesserten, in Teutschland herrschenden Systeme nicht eine bloße Abbildung der Buchstaben, sondern eine solche der geistigen Begriffe selbst ist. Ein in chinesischen Zeichen abgefaßtes Buch kann von einem Japanesen auch ohne wirkliche Kenntniß der ersteren Sprache wenigstens bis zu einem gewissen Grade verstanden werden. Immer aber scheitert die wirkliche Durchführbarkeit einer solchen universellen Zeichen- oder Begriffsschrift an der viel zu großen Verschiedenheit der Begriffssysteme der einzelnen Sprachen, und nur in einer so abstracten und reingeistigen Region des Denkens als in der der Zahlen, wo jede Besonderheit der nationalen oder sprachlichen Auffassung des gegebenen objectiven Begriffsstoffes von selbst aufhört, muß dieselbe überhaupt als möglich erscheinen. Nur insofern, als die allgemeinen oder objectiven Begriffe des Denkens in einer ähnlichen festen Begrenzung als die der Zahlen vor uns lägen, würde überhaupt an die Aufstellung einer universellen Zeichenschrift gedacht werden können. Nur hierin aber könnte überhaupt der ihr beiwohnende Werth begründet sein, während sie innerhalb der Grenze einer einzelnen Sprache an Brauchbarkeit und Vollkommenheit entschieden von der gewöhnlichen oder phonetischen Schrift übertroffen wird.

Alle Begriffsschrift muß eigentlich angesehen werden als eine vollkommen andere und selbständige Sprache neben der gewöhnlichen des articulirten Lautes, wenn gleich sie indirect immer zugleich unter dem Einflusse dieser letzteren steht. Es war von Anfang an oder an sich ein doppelter Weg für die äußere Bezeichnung des Denkens gegeben, der eine durch den hörbaren Laut, der andere durch das sichtbare Bild oder den graphischen Charakter; naturgemäß aber war nur der erstere derjenige, auf welchem das Denken selbst sich entwickelte oder mit dessen Formen es sich bei seiner eigenen Entstehung umkleidete. Nichtsdestoweniger aber ist doch auch der letztere später an gewissen Orten betreten und in einer systematischen Weise weiter verfolgt worden. Die ganze Betrachtung desselben aber ist deswegen für den Begriff der Sprache von einem gewissen Interesse, weil sich hieraus ergibt, wie der allgemeine Zweck der Bezeichnung des Denkens auch noch auf einem ganz anderen Wege als dem gewöhnlichen erreicht werden kann, und wie es zuletzt auch die nämlichen Gesetze und Verhältnisse sind, denen diese andere Bezeichnungsform neben der gewöhnlichen unterliegt.

Gewisse erste Anfänge der Begriffsschrift finden sich wol selbst bei allen rohen Völkern vor, und es ist überhaupt jedenfalls diese ganze Art der graphischen Bezeichnung des Denkens die ältere und natürlichere gewesen als unsere phonetische oder Buchstabenschrift. Bekannt ist die Erzählung von den Schiffen des Columbus, deren Abbildungen sogleich nach ihrer Landung durch bestellte Läufer nach der Hauptstadt befördert werden; Cooper und andere Romanschriftsteller berichten von den Zeichen der nordamerikanischen Indianer, die in Bäume eingeschnitten ihnen als Mittel der Benachrichtigung dienen; auch die Runen der alten Teutschen gehören hierher und selbst bei Homer findet sich die Spur einer Zeichenschrift vor; — zu einem wirklichen, für den ganzen Umfang des Denkens ausreichenden System aber hat sich das Princip dieser Schrift nur bei einigen in besondere originelle Verhältnisse gestellten Völkern entwickelt; bei allen geistig regsamen und überhaupt auf dem großen Markte des historischen Lebens verkehrenden Völkern ist sehr bald die schwerfällige und unbehilfliche Begriffsschrift durch die bei weitem praktischere und handlichere Lautschrift verdrängt worden; nur bei den von dem äußeren Verkehre abgewendeten, in ein mumienartiges Stillleben versunkenen Culturvölkern der alten und der neuen Welt hat sich jene zu erhalten vermocht; in der That aber ist die Begriffsschrift als solche ein wesentliches Hemmniß alles regen geistigen Fortschrittes und wie dazu gemacht, die Herrschaft einer exclusiven Kaste von Priestern oder pedantischen Gelehrten, wie in Aegypten und China, zu befestigen; die Lautschrift dagegen ist eine wesentlich demokratische, weil den leichten Zutritt zur Kenntniß der Literatur und zur Erlangung der geistigen Bildung begünstigende Einrichtung; die bloße umfassende Bekanntschaft mit den Schriftzeichen ist in den Ländern der Begriffsschrift schon das Merkmal eines Gebildeten oder Gelehrten, während in den Ländern der Lautschrift dieselbe nur der erste schnell überschrittene Anfang aller weiteren geistigen Bildung ist; beide Arten der Schrift sind insofern in ihrer ganzen Stellung zu dem geistigen Leben der Völker, die eine als ein Mittel der Hemmung, die andere als ein solches der Beförderung desselben charakteristisch von einander verschieden.

Es werden innerhalb der Begriffsschrift selbst wiederum zwei besondere Arten oder Systeme unterschieden, einmal die reine abstracte Zeichen- oder Figurenschrift, andererseits die eigentlich malerische oder symbolische Bilderschrift. Der chinesischen Schrift insbesondere dient das erstere, der ägyptischen das zweite dieser Systeme zur Grundlage; auch in Amerika aber ist das Verhältniß

der peruanischen, aus Knotenverschlingungen oder Peitschenschnüren bestehenden Schrift zu der mexicanischen Hieroglyphenschrift, wie es scheint, hiermit conform; — für die ganze Erzielung einer Begriffsschrift aber war an sich in der That dieser doppelte Weg gegeben, einmal durch die Zusammenstellung gewisser leerer und abstracter graphischer Elemente, Linien, Punkte u. s. w. ein geordnetes System von Zeichen zu erfinden, also ähnlich wie etwa bei den Ziffern für die Bezeichnung der Zahlen, oder aber unter Anschluß an die Dinge der äußeren Wirklichkeit theils durch unmittelbare Abmalung, theils durch symbolische Uebertragung graphische Ausdrucksformen für die Begriffe zu gewinnen. Dem abstracten und verstandesmäßig rechnenden Naturell der Chinesen war in Zusammenhang mit der Dürftigkeit und Einfachheit ihrer Sprache der erstere dieser beiden Wege gemäß; die chinesische Schrift besteht demnach aus einem Systeme von Schlüsseln oder Grundfiguren, deren jeder dann noch einer weiteren Menge von Modificationen unterliegt; vielleicht aber liegt doch auch allen diesen Zeichen wenigstens ursprünglich ein gewisses Moment und Motiv der malerischen Abbildung zum Grunde, sowie ein solches sich auch bei den Zahlzeichen, die an sich immer durch die Menge der Striche den Werth der Zahl auszudrücken versuchen, zu erkennen gibt. Natürlicher aber jedenfalls, geistvoller und ihrem allgemeinen Wesen nach interessanter ist die eigentliche Bilderschrift der Aegypter und Mexicaner, die ihren Ausgang nimmt von dem Bestreben einer unmittelbaren malerischen Abbildung des Gedachten; hierbei aber waren ganz ähnliche Schwierigkeiten zu überwinden als bei der allmäligen Erschaffung der Lautsprache selbst, da so wie bei dieser die einzelnen Laute und Wurzeln, so bei jener die einzelnen unmittelbaren Abbilder der räumlichen Dinge selbst erst successiv durch mannichfache Abwandelung und Uebertragung zu den conventionellen Bezeichnungen der abstracten Begriffe gestempelt werden konnten. So wie die Wurzeln der Lautsprache ursprünglich Nichts waren als die Vertreter gewisser anschaulicher Empfindungen der Seele, ebenso waren die Zeichen der Bilderschrift ursprünglich Nichts als Repräsentanten der äußeren Sachen; mit diesen Zeichen aber mußte eine Reihe ganz ähnlicher Veränderungen vor sich gehen als mit jenen sprachlichen Wurzeln, ehe sie sich zu einem genügenden Mittel für den Ausdruck des Denkens erheben konnten. Auch die Bilderschrift hat daher ganz ähnlich wie die Sprache eine Geschichte und kann nicht wol mit einem Male kunstmäßig erfunden worden sein. Jedes einzelne Zeichen, dem wir in der Bilderschrift begegnen, hat ursprünglich eine ganz bestimmte malerische Bedeutung gehabt; theils aber ist es in sich selbst durch eine allmälige Reduction und Verstümmelung seiner Gestalt zu einem nichts Bestimmtes mehr ausdrückenden Formschema geworden, theils aber hat sich ebenso seine ursprüngliche Bedeutung durch symbolische und conventionelle Uebertragung in mannichfacher Weise verändert. Der unmittelbaren oder wirklichen Abbildung waren an sich nur diejenigen Begriffe fähig, die selbst etwas eigentlich Reales oder räumlich Körperliches bezeichneten, z. B. also Stier oder Pflanze; bei allen anderen aber mußte zu einer symbolischen Uebertragung der ursprünglichen Bilder gegriffen werden; so mochte z. B. der Begriff des Tages durch das Bild einer Sonne seinen Ausdruck finden; bei noch abstracteren Begriffen ferner konnte wol nur durch eine rein conventionelle Feststellung der Bedeutung eines Zeichens der Zweck erreicht werden; alle einzelnen Zeichen einer Bilderschrift sind daher im Ganzen wol von dreierlei Art, einmal wirkliche Abbildungen, zweitens Symbole, drittens aber rein conventionell festgestellte Charaktere, oder es sind dieses näher auch wol die drei Stufen, welche die natürliche Entwickelung der Zeichen einer solchen Schrift zu durchlaufen hat. Es sind aber an sich überhaupt nur die Substantivbegriffe der Sprache, welche in einer räumlichen oder graphischen Weise bezeichnet werden können, während dagegen die Adjectiv- und die Verbalbegriffe eigentlich jede derartige Bezeichnung von sich ausschließen müssen; gerade umgekehrt also wie bei der Sprache, wo von den die Eigenschaften, Bewegungen u. s. w. ausdrückenden ursprünglichen Prädicatwurzeln alle diejenigen Worte entlehnt oder gebildet worden sind, welche etwas Räumliches und substantivisch Körperliches anzeigen, ist die Bilderschrift ursprünglich von der Bezeichnung dieser letzteren Kategorie von Begriffen oder Daseinsmomenten ausgegangen und hat dann weiter von ihnen zur Bezeichnung der in jenem ersteren enthaltenen Momente einen übertragenen Gebrauch machen müssen; für die Sprache z. B. ist der Vogel gewiß ursprünglich nach der Bewegung des Fliegens benannt worden, während die Bilderschrift jedenfalls umgekehrt den Begriff des Fliegens nur durch das Bild eines Vogels ausgedrückt hat. So gehen beide, die Bilderschrift und die Sprache, zur Erreichung des nämlichen Zweckes von entgegengesetzten Punkten aus und es kann insofern die Bilderschrift als eine umgekehrte oder auf den Kopf gestellte Form der Sprache angesehen werden.

Die Frage, in welchem Zusammenhange unsere gegenwärtige Lautschrift mit einer früheren Bilder- oder Begriffsschrift stehe, wird wol schwerlich jemals mit voller Bestimmtheit beantwortet werden können. Einzelne Zeichen der Lautschrift sind wahrscheinlich aus einer früheren Begriffsschrift entlehnt und mit hinübergenommen worden; ein symbolisches Zeichen für irgend einen besonders wichtigen Begriff ist dann vielleicht zum graphischen Charakter oder Buchstaben des ersten Lautes dieses Wortes umgewandelt worden u. dgl. Bei einem und demselben Volke aber scheint es kaum möglich, daß sich die ausgebildete und mit dem ganzen sonstigen geistigen Leben eng verwachsene Begriffsschrift in die leichte, bequeme und flüssige Lautschrift habe umwandeln können; werden daher als Erfinder der letzteren die Phönizier genannt, so ist es durchaus nicht unglaubhaft, daß das bewegte und den Blick für alles Praktische schärfende Leben des Handels zuerst den Anstoß hierzu gegeben habe; durch Vermittelung der Erfindung der Phönizier hängt vielleicht auch unser Alphabet noch in gewisser

Weise mit den ägyptischen Hieroglyphen zusammen. Für die Erklärung der äußeren Gestalt der Buchstaben aber mag vielleicht im Ganzen ein dreifaches Princip des Ursprunges angenommen werden; einige, wie z. B. das o, sind wol in der einfachsten Weise durch eine versuchte Nachbildung der Stellung des Mundes bei dem Hervorgehen des Lautes entstanden; andere mögen als Fortsetzungen und Umwandelungen älterer hieroglyphischer Zeichen nachgewiesen werden; bei noch anderen endlich ist es wol irgend ein mit dem Laute selbst durch eine gewisse Analogie verknüpfter Gegenstand gewesen, der das ursprüngliche Object der Nachbildung abgegeben hat. So erinnert z. B. die ältere Form des griechischen σ, das:  auffallend an das Bild einer zusammengerollten und den Hals emporstreckenden Schlange; da nun aber auch der Laut s mit dem Zischen der Schlange eine gewisse Aehnlichkeit hat, so mag jenes Bild vielleicht die ursprüngliche Form des Buchstabens gebildet haben. Eine geordnete Verfolgung aber der ganzen Entwickelung der Schrift nach ihren einzelnen Systemen und in der Umwandelung aller ihrer einzelnen Gestalten ist eine Aufgabe von hohem wissenschaftlichen Interesse. Diejenige philologische Disciplin, die hiervon handelt, ist die Paläographie. Alle indogermanischen Alphabete aber und vielleicht bis zu einem gewissen Grade auch die semitischen stehen, wie es scheint, zu einander in einem bestimmten verwandtschaftlichen Verhältnisse. In den ersteren ist die Richtung der Schrift die von Links nach Rechts, in den letzteren die umgekehrte; in der ältesten Zeit aber schwankte auch bei den Griechen noch hierüber der Gebrauch und es wurde häufig abwechselnd zwischen den Zeilen nach beiden Richtungen — *βουστροφηδόν* — oder auch sonst noch in verschiedener Weise, z. B. von Oben nach Unten, wie noch gegenwärtig bei den Chinesen, geschrieben. Alle Schrift aber war zu Anfang Majuskel, während wir uns gegenwärtig der Majuskel nur zur Markirung der wichtigsten Anfangsbuchstaben in der gewöhnlichen oder Minuskularschrift zu bedienen pflegen. (Vergl. Steinthal, Der Ursprung der Schrift; Gräfenhan, Geschichte der Philologie; J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache.)

Eine andere Erscheinung, die ebenso wie die Schrift zu der Sprache in einem bestimmten wesentlichen und bedeutungsvollen Verhältnisse steht, ist diejenige des Versmaßes. Auch das Versmaß ist im Grunde ganz ebenso wie die Schrift etwas, das sich an der Sprache vorfindet oder eine bestimmte Gestalt und Form, welche von dieser letzteren unter dem Gesichtspunkte eines gewissen besonderen Interesses angenommen wird. Wie die Schrift aber, so steht auch das Versmaß in einem nothwendigen organischen Zusammenhange mit der Sprache selbst; beide gehören zunächst nur der sinnlichen oder äußerlich physischen Seite derselben an; aber ebenso wie an den Gebrauch der Schrift, so knüpft sich auch an den des Versmaßes immer eine gewisse Umwandelung oder eine höhere und gewähltere Gestaltung des geistigen Gedankeninhaltes der Sprache an; wie die geschriebene, so ist auch die metrisch geformte oder gebundene Rede immer eine in gewisser Weise andere als die einfach und zwanglos gesprochene; beide, die Schrift und das Versmaß, bedingen nothwendig und unwillkürlich eine gewisse strengere und sorgsamere Wahl in dem Ausdrucke des geistigen Denkens aus sich; der Schriftsteller und der Dichter stehen beide als solche zu der Sprache in einem höheren und künstlerisch reflectirteren Verhältnisse als der gemeine Mann, der sie eben nur als ein Mittel des unmittelbaren persönlichen Umganges handhabt; wie durch die Schrift, so wird auch durch das Versmaß die Sprache in sich selbst immer in gewisser Weise erhöht und veredelt; die Erscheinungen des Versmaßes aber bilden an sich den Stoff einer selbständigen Disciplin neben der Grammatik, der Metrik, die sich aber zu jener oder doch zu dem etymologischen Theile derselben immer nur in dem Verhältnisse eines Anhanges oder einer Fortsetzung befinden kann.

Die Metrik einer jeden Sprache ist nothwendig immer eine in gewisser Weise von der der übrigen verschiedene. Der einsylbige Sprachbau des Chinesischen bedingt ganz durch sich selbst eine abweichende und eigenthümliche Gestaltung des Versmaßes aus sich. Auch zwischen den alten und den neuen Sprachen aber finden gewisse ganz bestimmte und charakteristische Verschiedenheiten in der Art ihres Versbaues statt. Keine Sprache aber entbehrt völlig desjenigen höheren künstlerischen Reizes, welchen durch die Verbindung mit der metrischen Form die menschliche Rede empfängt. Der ganze Charakter und die Bedeutung der letzteren aber besteht zunächst darin, daß der an sich vollkommen wirre und ungeordnete sinnliche Eindruck der Sprache in dem regellosen Einherströmen ihrer einzelnen Laute und Sylben eine gewisse feste, ästhetisch irgendwie wohlgefällige und periodisch wiederkehrende Gestaltung erfährt. Immer aber ist es dann zugleich der Inhalt einer bestimmten poetischen Empfindung, der sich hiermit verbindet. Versmaß und Poesie sind etwas innerlich oder mit organischer Nothwendigkeit zu einander Gehörendes; jedes einzelne Versmaß aber ist durchschnittlich nur einem bestimmten Inhalte oder einer gewissen Gattung des poetischen Empfindens adäquat, sowie z. B. noch nie Jemand auf den Gedanken gekommen ist, eine Tragödie in Hexametern zu schreiben oder sowie z. B. der Wechsel des Versmaßes im griechischen Drama immer einen Wechsel in der poetischen Stimmung zu erkennen gibt. Die Form des Versmaßes aber ist im Allgemeinen das äußere Merkmal, durch welches wir die eine Hauptgattung aller Literatur, die poetische, von der anderen, der prosaischen, zu unterscheiden gewohnt sind.

Die poetische Literaturgattung ist ihrer allgemeinen Entstehung nach früher als die prosaische, eine Erscheinung, die sich bei allen Völkern wiederholt und die durchaus in der inneren Natur des menschlichen Entwickelungsganges begründet ist. Das Vermögen der frei aus sich heraus schaffenden Einbildung ist zu Anfang entschieden vorwiegend über das der nüchternen verstandesmäßigen Erkenntniß des Wirklichen; die ganze Entstehung der prosaischen Literatur aber war nothwendig

gebunden an das Vorhandensein der Schrift, während die poetische schon vorher im Versmaße eine bestimmte und feste äußere Form besaß, durch welche sie sich von der gewöhnlichen oder weniger gebildeten Rede des Verkehres unterschied und sich dem Gedächtnisse in einer sicheren und deutlich begrenzten Weise einzuprägen vermochte. Am ersten Anfang der Geschichte einer Literatur aber tritt nicht blos der eigentlich poetische, sondern überhaupt auch ein jeder irgendwie bedeutsame und sonst für die Oeffentlichkeit bestimmte Inhalt der Rede und des Denkens, wie Sinnsprüche, Gebete, selbst Rechtsurtheile u. dgl., gern in der metrischen oder gebundenen Form auf, weil eben in dieser neben der erhöhten Feierlichkeit oder Würde des Eindruckes zugleich ein festeres und untrügliches Mittel der unverfälschten Ueberlieferung desselben gegeben war. In gewissem Sinne kann daher sogar wol gesagt werden, daß zu Anfang bis zu einem bestimmten Grade noch das Versmaß das Bedürfniß der Schrift aus sich ersetzt habe. Späterhin aber tritt in der Literatur eine doppelte Art oder Gestalt der gebildeten Rede, die ungebundene und die gebundene, hervor, von welchen jene im Allgemeinen dem nüchternen verstandesmäßig erkennenden, diese dem schöpferischen oder aus der Einbildung herstammenden Denken zur Einkleidung dient. Gewisse Ausnahmen von dieser Regel finden sich allerdings überall vor; so ist z. B. das Lehrgedicht an sich ein prosaischer Inhalt in einer poetischen, der Roman dagegen ein poetischer Inhalt in einer prosaischen Form; immer aber haben doch auch diese Ausnahmen in dem ganzen Charakter der betreffenden Literaturgattungen ihren zureichenden Grund. In einer späteren Zeit aber gewinnt durchschnittlich umgekehrt wie am Anfange die ungebundene Form der Literatur über die gebundene mehr und mehr das Uebergewicht, sowie unter uns sogar das Drama bis zu einem gewissen Grade die Form des Versmaßes von sich abgestreift hat.

Alles Versmaß ist zunächst und unmittelbar genommen Nichts als eine einfache Erschwerung im Gebrauche der Rede zum Ausdrucke des inneren Denkens; denn fast niemals kann ein Gedanke gerade so in die Form des Versmaßes eintreten, als er ursprünglich in der Seele des Dichters gefaßt worden ist. Der Einfluß des Versmaßes auf die innere Gestaltung der Rede selbst ist deswegen ein ungleich größerer als derjenige der Schrift; denn während die einfach geschriebene oder prosaische Rede in der Literatur sich im Allgemeinen noch an den Typus der gewöhnlichen Weise des Ausdruckes anzuschließen pflegt und der Regel nach auch den Eindruck der größtmöglichen Treue und Naturwahrheit hervorzubringen strebt, so entfernt sich dagegen der Charakter der metrisch gebundenen oder poetischen Rede in weit höherem Grade von dieser einfachen oder natürlichen Gestalt der Sprache; der poetischen Rede sind eine Menge von Formen, Worten, Wendungen u. s. w. verstattet, die außerhalb des Versmaßes zum Theil geradezu absurd, gesucht oder lächerlich erscheinen würden; das Gesuchte oder Entlegene des Ausdruckes hat innerhalb des Versmaßes schon deswegen eine gewisse Berechtigung, weil eben nur durch das künstliche Herbeiziehen aller überhaupt möglichen Mittel des sprachlichen Ausdruckes das geforderte Ziel der Ausfüllung einer bestimmten metrischen Form erreicht werden kann; für die Sprache überhaupt geht daher aus dem Versmaße auch der Vortheil hervor, daß viele Worte, die außerdem vielleicht in Vergessenheit gerathen würden, hierdurch erhalten und im Sprachschatze weiter fortgeführt werden. Daß es aber eben ganz vorzugsweise die Form des Versmaßes ist, auf welche sich der allgemeine Unterschied der höheren oder gewählteren poetischen Diction von der gewöhnlichen Redeweise gründet, geht namentlich daraus hervor, daß im Roman und bei aller der Form nach prosaischen Poesie der Styl im Wesentlichen noch dem Gesetze oder Typus der gewöhnlichen Rede folgt, während wir nur innerhalb des Versmaßes einen ganz anderen und außergewöhnlichen Maßstab bei seiner Beurtheilung anzuwenden pflegen. Mit der höheren Künstlichkeit und schmuckvollen Eleganz des Versmaßes aber hängt auch immer ein entsprechender Grad des Schwunges und der begeisterten Erhabenheit der poetischen Diction zusammen, wie sich dieses z. B. deutlich in den Oden Pindar's oder auch in denen Klopstock's zeigt. Ueberhaupt daher wird durch das Versmaß die Sprache sowol in sinnlicher als in geistiger Beziehung zu ganz neuen und außergewöhnlichen Bewegungen oder Anstrengungen veranlaßt.

Es ist aber andererseits zugleich das Versmaß nicht blos eine Erschwerung, sondern in einem gewissen Sinne auch eine Erleichterung des dichterischen Geschäftes. Das Verhältniß des Versmaßes zum dichterischen Empfinden ist gewissermaßen immerhin ein ähnliches als dasjenige der Sprache zum Denken; d. h. ebenso wie die Sprache nicht blos ein dienendes Mittel zum Ausdrucke des Denkens, sondern gewissermaßen zugleich eine natürliche Anregung und Vorbedingung für dasselbe ist, ebenso stellt sich auch das Versmaß zu dem Inhalte der poetischen Empfindung; theils wird durch die bloße Schwierigkeit der Ausfüllung der metrischen Form der Dichter immer zu einer sorgsameren Durcharbeitung und Abklärung seines Empfindens genöthigt, theils zieht auch oft jene selbst gleichsam wie mit einer magischen Gewalt den ihr selbst gleichartigen wahren und rechten Gehalt aus der Seele des Dichters hervor, und es wird der Regel nach der eigentlich poetische Gedanke immer nur zugleich und mit seiner metrischen Form von dem Dichter erschaffen; alles Versmaß ist theils eine Zucht und Schule, theils aber auch ein mächtiger Hebel und ein nothwendiges Anregungsmittel für die Phantasie des Dichters; auch bei dem Geschäft des Dichters ist die geistige und die sinnliche Thätigkeit zuletzt immer einheitlich und untrennbar mit einander verbunden.

Alles Versmaß scheint an sich dazu bestimmt zu sein, einen gewissen Mangel an der Poesie für uns verdecken zu sollen, indem es uns gleichsam mit seinem rein äußeren sinnlichen Kunstreize über das innerlich Unvollkommene des Denkens dieser letzteren hinweghilft.

Einer und derselbe Gedanke, der uns innerhalb der metrischen Form als schön und poetisch erhaben gilt, würde, in die gewöhnliche Rede versetzt, hier wol oft als hohl, läppisch und trivial erscheinen; die Form des Versmaßes als solche gibt immer sogleich zu erkennen, daß es sich hier noch um etwas ganz Anderes als um eine rein gedankenmäßige oder abstract verständige Mittheilung so wie in der Prosa handelt; das bloße ästhetische Wohlgefallen am Denken ist in der Poesie immer das entscheidende und Ausschlag gebende Motiv; dieser veränderte Standpunkt unseres ganzen Interesses an demselben findet seinen Ausdruck in der Form des Versmaßes, da auch dieses an sich in der Erzielung eines bestimmten künstlerischen Wohlgefallens seinen Zweck hat: alles Versmaß ist insofern eine gewisse Annäherung der Sprache an das Princip der Musik, indem auch diese überall die Ausdrucksform einer ästhetischen Empfindung durch gewisse Gruppirungen und Intervalle des Tones ist; immer aber ist das Versmaß nur etwas an der Sprache, das nicht für sich allein, sondern eben nur im Zusammenhange mit dem in ihm enthaltenen Denken auf den Charakter eines Schönen oder einer Gestaltung der Kunst Anspruch zu erheben vermag. Nichtsdestoweniger sind die allgemeinen ästhetischen Principien des Versmaßes immerhin in gewisser Beziehung denen der Musik, da beide der zeitlichen oder hörbaren Weise der Kunstdarstellung angehören, analog, nur daß sie jedenfalls als theils an sich einfachere und theils in gewissem Grade immer durch den mit ihnen zusammenhängenden Gedankeninhalt erklärt, der wissenschaftlichen Erkenntniß und Feststellung leichter zugänglich erscheinen als die dieser letzteren. Auch ist dem Versmaße das der Musik specifisch eigenthümliche und den ganzen unterscheidenden Charakter derselben ausmachende Princip der Modulation oder der gradweise steigenden und fallenden Erhöhung des Tones vollkommen fremd, indem sich dasselbe überall nur im Gesange und bei der Musikbegleitung mit ihm verbindet, während an sich die Differenzen der letzten metrischen Zeittheile, der Sylben, nur in einem ganz einfachen Verhältnisse ihrer längeren und kürzeren Zeitdauer oder in einem solchen der verstärkten und der schwächeren Kraft ihrer Aussprache begründet sind. Immer ist es nicht, wie bei der Musik, das Empfinden an sich, sondern dieses nur insofern, als es mit der Sprache zusammenhängt oder in diese eintreten kann, welches im Versmaße seinen Ausdruck findet.

Eine durchaus unrichtige Ansicht über das Versmaß ist auch diese, als ob dasselbe an sich und seiner Natur nach dazu bestimmt sei, eine Art von illustrirender Begleitung oder sinnlicher Paraphrase des besonderen Gedankeninhaltes, welcher in jedem einzelnen Verse enthalten ist, also etwa analog der musikalischen Composition eines Gedichtes bilden zu sollen. In vielen Fällen allerdings schließt sich in Folge einer entweder natürlichen oder künstlich herbeigeführten Sprachmalerei der bloße Klang der Worte eines Verses in einen gewissen übereinstimmenden Zusammentreffen an die Substanz des in ihm liegenden Gedankens an; dergleichen aber ist theils auch vielfach in der Prosa der Fall, und es ist unter allen Umständen nicht das Gesetz oder die Regel des Versmaßes an sich, sondern nur der Zufall oder das Geschick des Dichters, wodurch alle solche Erscheinungen herbeigeführt werden; vielmehr ist umgekehrt die metrische Form als solche für einen lang ausgedehnten und die mannichfachste Verschiedenheit der Situationen umschließenden poetischen Inhalt unverändert die gleiche; alles Versmaß ist an sich eine Art von gleichmäßiger Uniform und Erscheinungsgestalt des poetischen Denkens oder es ist keineswegs die specielle Materie des einzelnen Gedankens, sondern vielmehr nur das allgemeine ästhetische Motiv eines ganzen Gedichts oder einer Dichtungsgattung dasjenige, welches in ihm ausgedrückt liegt. Das Verhältniß des Versmaßes zur gewöhnlichen Rede ist insofern ein ähnliches als das des militairischen Kleides zum bürgerlichen, indem auch durch die Gleichförmigkeit des ersteren jeder Einzelne als das bloße Glied eines größeren Ganzen oder einer Gemeinschaft charakterisirt wird, während er in dem letzteren eben nur als das, was er an sich selbst ist oder als der einfache anspruchslose Privatmann vor uns erscheint. Demnach ist es überall nicht sowol eine specielle Charakteristik, als vielmehr eine verallgemeinernde Erhebung des einzelnen Gedankens, worin die Bedeutung eines jeden Versmaßes besteht. Auch schließt sich dasselbe immer an die Analogie einer rhythmisch geordneten Bewegung des Marsches, Laufes oder Tanzes an, wodurch es sich von dem nachlässigen oder ungeordneten Gange der gewöhnlichen Rede unterscheidet. Bei den Römern wird deswegen auch geradezu die metrische Rede wegen der größeren Erhabenheit und Beschleunigung ihrer Bewegung als die berittene im Unterschied von der gewöhnlichen als der des Fußgängers bezeichnet.

In der Sprache selbst finden sich zunächst zwei allgemeine Einrichtungen oder Verhältnisse vor, welche, da sie einen gewissen Gradunterschied ihrer einzelnen Sylben aus sich bedingen, zur Erzielung einer bestimmten künstlerischen Regel und Ordnung des Versmaßes benutzt oder verwerthet werden können. Dieses sind einmal die Quantität, andererseits aber der Accent; jede einzelne Sylbe der Sprache ist in ersterer Beziehung entweder eine lange oder eine kurze, in letzterer entweder eine betonte oder eine unbetonte; immer aber wird als regelmäßiges oder Durchschnittsverhältniß angenommen, daß die Zeitdauer der langen Sylbe das doppelte betrage als diejenige der kurzen, und daß ebenso die betonte Sylbe in ihrer Kraft eine doppelt verstärkte sei gegenüber der unbetonten; überall also sind es durchaus einfache Verhältnisse der Zeitdauer und der Stärke des Tones der Sylben, aus denen sich alles Versmaß erbaut; immer aber ist es zugleich entweder das Princip der Quantität oder das des Accentes, welches als Basis desselben angenommen wird; der Versbau des Alterthums war ein quantitirender, der der neuen Zeit ist ein accentuirender, und es sind hierin die beiden allgemeinen Gattungen oder Grundformen alles Versmaßes enthalten.

Der ganze Charakter des Versmaßes ist insofern ein doppelter, als dasselbe einmal die Eigenschaft einer Erscheinung der Sprache, andererseits aber auch zugleich die einer Art oder Gestaltung der Kunst besitzt. In letzterer Beziehung aber stehen die einzelnen Arten und die ganze allmälige Ausbildung und Umwandelung desselben in organischem Zusammenhange mit dem allgemeinen Fortschritte und dem Principe der historischen Weiterentwickelung der Kunst überhaupt; in dem Versmaße des Alterthums waltet derselbe Geist oder die nämliche ästhetische Grundanschauung, welche alle anderen künstlerischen Gestaltungen dieses Zeitalters durchdringt; ebenso aber ist dieses auch bei den Versen des Mittelalters und bei denen der neuen Zeit der Fall, und es ist ganz insbesondere das Verhältniß der beiden Principien des antiken und des mittelalterlichen Versbaues durchaus analog dem des doppelten Baustyles dieser beiden Perioden; daher wollen die ganzen Einrichtungen und Verhältnisse des Versmaßes theils aufgefaßt werden, wie sie mit den natürlichen Einrichtungen und Bedingungen des Baues der Sprachen, theils aber wie sie mit den Principien und Entwickelungsgesetzen des historischen Kunstgeschmackes in Zusammenhang stehen. Der ganze Bau der antiken Sprachen bedingte theils an sich eine andere Art des Versbaues als der der neueren, theils aber war eben nur diese Art und nicht eine andere ihrem allgemeinen ästhetischen oder Kunstgeschmacke conform; Versmaß aber und Sprache gehören beide gleichmäßig zu den allgemeinen organischen oder geistig charakteristischen Lebenserscheinungen der Völker.

Die künstlerisch am höchsten stehende oder in Absicht der rein sinnlichen Schönheit vollkommenste Gestaltung des Versmaßes in der Geschichte ist die des griechischen. Kein anderes Versmaß kann sich an allgemeinem Wohllaut, an Reichhaltigkeit, Eleganz und malerischer Ueppigkeit der Formen mit dem griechischen messen; theils ist die natürliche Lautmischung des Griechischen wol eine schönere und glücklichere als die einer jeden anderen Sprache, theils können gerade hier leichter als in irgend einer anderen dichtere Gruppen und mannichfache Verschlingungen sowol von langen als von kurzen Sylben gebildet werden; endlich aber trägt auch das eigenthümliche, fein und scharf gegliederte Accentuationssystem des Griechischen wesentlich mit zu der Vollkommenheit des Versbaues bei; je dürftiger aber im Verhältniß zu unserer Zeit vielleicht der Standpunkt und die Ausbildung der musikalischen Kunst bei den Griechen war, um so mehr hat wol die Schönheit und harmonische Vollendung des Versmaßes diesen Mangel bei ihnen ersetzt; wie für die Plastik und die Poesie, so war auch für das Versmaß das griechische Alterthum gleichsam die classische und für alle andere Zukunft mustergültige Zeit; so wie in Rücksicht der etymologischen Formenfülle das Sanskrit, so ist für die Principien und Einrichtungen des Versbaues das Griechische gleichsam das typische Musterbild oder Paradigma, an das sich die Metrik einer jeden anderen Sprache anzulehnen oder an dem sie sich in sich selbst zu orientiren hat.

Alles Versmaß gliedert sich an sich in die drei Haupteinheiten des Fußes, des Verses und der Strophe, deren jede in sich einer eigenthümlichen Regelung unterliegt und auf deren geordnetem Zusammengreifen alle metrische Kunstgestalt überhaupt beruht. Ein Fuß aber ist eine harmonisch geordnete Einheit von Sylben, ein Vers eine solche von Füßen, eine Strophe endlich eine solche von Versen. Der Fuß aber entspricht in seiner Länge und seinem allgemeinen Charakter dem grammatischen Grundtypus der Einheit des Wortes, der Vers ebenso demjenigen des einfachen Satzes, die Strophe aber dem des größeren, aus mehreren einzelnen zusammengesetzten Satzes oder der Periode. Alle Füße werden nothwendig zu Versen verbunden, nicht aber alle Verse nothwendig zu Strophen, oder es ist die Strophe nicht eine unumgängliche nothwendige, sondern überall nur eine unter bestimmten Bedingungen hinzutretende höhere oder kunstvollere Einheit der metrischen Rede. Die Einheit des Verses ist für das Metrum durchaus dasselbe, was für die gewöhnliche oder ungebundene Rede die des Satzes, oder so wie alles gewöhnliche Denken sich in der logischen Einheitsform des Satzes, so bewegt sich alle gebundene Rede in der metrischen Kunstform des Verses.

In der Metrik der Griechen besteht ein jeder Fuß aus einer gewissen harmonischen Gruppe langer und kurzer Sylben der Sprache, und zwar kann an sich ein jeder Fuß immer nur eine einzige lange Sylbe an sich enthalten, welcher als der Arsis oder der betonten Hälfte desselben in der Thesis oder der Senkung eine oder mehrere kurze unbetonte Sylben an die Seite gestellt werden. Die Exäquation oder nebeneinanderstellende Vergleichung des langen und des kurzen Sylbenelementes der Sprache ist demnach das allgemeine Motiv oder künstlerische Grundprincip des Versbaues der Alten; immer aber verläßt dann der Ton oder Accent der Sprache diejenige Stellung, welche er an sich auf irgend einer anderen unbetonten oder in der Thesis stehenden Sylbe des Wortes einnimmt, indem er zu einem bloßen Mittel der Hervorhebung oder deutlicheren Markirung des natürlichen oder physischen Uebergewichtes der langen Sylben der Sprache über die kurze wird. Die lange Sylbe als solche demnach ist hier die betonte, die kurze die unbetonte, oder es fallen innerhalb des Versmaßes die beiden Principien der sprachlichen Sylbendifferenz, die Quantität und der Accent, insofern mit einander zusammen, als sich das letztere von ihnen durchaus nach dem ersteren richtet oder als überall die Stärke des Tones sich mit der Länge, die Schwäche desselben aber mit der Kürze der Sylben verbindet. Eben hierdurch aber ist der ganze Eindruck, welchen die griechische Rede innerhalb der metrischen Kunstform hervorbringt, ein vollkommen verschiedener von dem ihres sonstigen oder gewöhnlichen Erscheinens; denn während es in diesem letzteren im Ganzen vier Arten von Sylben gibt, theils lange betonte und unbetonte, theils kurze betonte und unbetonte, so ist in der ersteren diese Anzahl blos auf zwei, die lange betonte und die kurze unbetonte, reducirt, und es wird eben hierdurch ein vollkommen

einfaches, plastisch abgerundetes und musikalisch schönes Verhältniß der einzelnen Elementarbestandtheile der Sprache, der Sylben erzielt, welches von der Metrik unserer Sprachen, wo der Accent im Allgemeinen unverändert auf einer bestimmten Stelle des Wortes stehen bleiben muß, in keiner Weise mehr erreicht werden kann.

Die Hebung oder Arsis des Fußes kann im Griechischen im Ganzen entweder einer einfachen, oder einer zweifachen, oder einer dreifachen kurzen thetischen Sylbe gleichgesetzt werden, woraus die drei allgemeinen Arten oder Stylgattungen ihres Versbaues, der trochäisch-iambische, daktylisch-anapästische und päonische Rhythmus entspringen. Immer aber muß im Verhältniß zu der größeren Anzahl der in der Thesis stehenden kurzen Sylben auch der auf der langen Arsis ruhende Accent oder metrische Ictus eine entsprechende Verstärkung erfahren, sodaß im trochäischen Versmaße derselbe ein einfach, im daktylischen ein zweifach, im päonischen ein dreifach verstärkter ist, –́ ⏑, –̋ ⏑ ⏑, –‴ ⏑ ⏑ ⏑. Je größer aber in Folge hiervon die gegensätzliche Spannung oder der proportionirte Contrast zwischen der Stärke der Arsis und der Länge oder dem äußeren Schwergewichte der Thesis ist, einen um so lebhafteren, energischeren und gewaltigeren Eindruck bringt dann immer der metrische Rhythmus hervor. Das päonische Versmaß, bei welchem dieser Contrast ein auf seine äußerste Spitze getriebener ist, kommt daher überhaupt nur selten und immer blos zum Ausdruck der höchsten geistigen Erregtheit vor; die vollkommenste, edelste und gemäßigtste Harmonie ist die des daktylischen Versmaßes, während endlich das trochäische einen schon matteren und mehr der gewöhnlichen Rede ähnlichen Rhythmus besitzt. Von einem jeden dieser drei Versmaße aber gibt es weiter eine doppelte Form, die eine von der Arsis zur Thesis herabsteigende und die andere von dieser zu jener aufsteigende: –́ ⏑, ⏑ –́, –̋ ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ –̋, –‴ ⏑ ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ ⏑ –‴. Ueberall aber wird durch das Vorantreten des kurzen oder thetischen Elementes des Fußes noch ein höherer Grad der Lebhaftigkeit, Ungezwungenheit und stürmischen Erregtheit des Rhythmus erzielt. Eine jede dieser allgemeinen Grundformen des Versmaßes aber wird innerhalb der Poesie nur auf ganz bestimmten Gebieten oder zu gewissen, ihm ganz besonders angemessenen Zwecken verwendet, und es erfährt auch ein jedes von ihnen eine ganz besonders eigenthümliche Behandlung in seiner Verbindung zu Versen und Strophen. Immer ist es bei jedem Versmaße an sich ein bestimmter Fuß, welcher in seiner regelmäßigen Wiederkehr den ästhetischen Typus oder Grundcharakter desselben aus sich bedingt; aus der Verbindung jener sechs einfachen Füße oder allgemeinen metrischen Grundeinheiten aber geht noch eine größere Menge künstlicherer und zusammengesetzterer Rhythmen hervor.

Die Metrik des Mittelalters beruht insofern auf einem durchaus anderen Principe als diejenige des Alterthumes, als hier der Begriff oder die gesetzliche Regel eines Verses keineswegs wie dort in einer bestimmten Anzahl von Sylben oder von Füßen, sondern allein in einer solchen von Hebungen oder betonten Sylben besteht, zwischen welche dann andere unbetonte Sylben oder Senkungen ganz nach dem Belieben oder Geschmacke des Dichters eingeschoben werden können. Durch diese letztere Freiheit aber wird eine ähnliche Mannichfaltigkeit und Abwechselung in der Erscheinung eines Verses erzielt, als sie sich bei den Alten in der Füglichkeit der Auflösung der langen und der Zusammenziehung der kurzen Sylben des Fußes findet. In der Nibelungenstrophe z. B. hat jede Langzeile sechs Hebungen, nur die vierte aber deren sieben, wodurch das Ganze derselben eine festere und kräftigere Abrundung erfährt. Der ganze Maßbegriff des Fußes im Sinne einer festgeschlossenen harmonischen Einheit langer und kurzer, betonter und unbetonter Sylben findet daher auf das mittelalterliche Versmaß keine Anwendung, ebenso wie auch der für die antike Metrik so bedeutungsvolle Unterschied der ansteigenden und absteigenden Rhythmen, da es vollkommen gleichgültig ist, ob ein Vers mit der Hebung oder der Senkung anfängt, hier alle Geltung verliert. Das mittelalterliche Versmaß aber ist, trotz der vollkommen abweichenden Art seines Baues, doch ein innerhalb seiner eigenen Sphäre fast nicht weniger mannichfaltiges und kunstreiches als dasjenige des Alterthumes.

Der Unterschied jener beiden allgemeinen Principien der Sylbendifferenz, der Quantität und des Accentes, ist an sich der, daß die erstere allein auf den physischen, der letztere dagegen auf den geistigen Gewichtsverhältnissen der Sylben beruht. Eine jede einzelne Sylbe der Sprache ist ihrer natürlichen Beschaffenheit nach entweder lang oder kurz; der Accent des Wortes aber ist an sich das Mittel, um die geistig hervorragendere oder bedeutsamere Sylbe eines Wortes vor der weniger wichtigen auszuzeichnen und zu charakterisiren. Zwar wird dann die Stellung des Accentes im Worte auch in mannichfacher Weise durch die Einflüsse der physischen Quantität der Sylben umgewandelt und durchkreuzt, und es wohnt demselben überhaupt die Bedeutung eines Mittels für die Regelung der Einheit des Wortes in sich selbst nach den Gesammtverhältnissen seiner einzelnen Glieder oder Sylben bei. Die größere sinnliche Schönheit des antiken Versbaues aber gründet sich wesentlich darauf, daß das sinnliche oder physische Princip des Quantitätsunterschiedes der Sylben die bedingende Regel oder Grundlage desselben bildet; die Accentuation des Griechischen innerhalb des Versmaßes ist eine vollkommen andere als in der Prosa, weil dort das natürliche Gewicht der langen Sylbe den Accent von irgend einer angrenzenden kurzen zu sich herüberzieht; in der Rede des Mittelalters dagegen, wo das innerlich geistige Princip des Accentes die Basis des Versbaues bildet, ist die Betonung innerhalb des Verses wesentlich dieselbe als sonst, und es bleibt überhaupt der Accent vollkommen unberührt von den Einflüssen der Quantität stehen; in der neuen Zeit aber ist insofern wiederum ähnlich wie bei den Alten ein Zusammenfallen der Unterschiede der Quantität mit denen des Accentes herbeigeführt worden, als der auf einer Sylbe ruhende Ton als solcher ihre

Verlängerung aus sich bedingt, während die unbetonte Sylbe zugleich die prosodische Eigenschaft einer kurzen besitzt. Daher können in der teutschen Sprache wenigstens Verse durchaus nach dem Vorbilde derjenigen des Alterthumes gebaut werden, indem es bei uns einen wenngleich künstlich erzeugten und physisch weniger vollkommenen oder wohllautenden Unterschied langer betonter und kurzer unbetonter Sylben gibt. Während bei den Alten die Quantität der Sylben den Accent, so regelt umgekehrt unter uns der Accent den Unterschied der Quantität; die neuere teutsche Metrik aber hat jedenfalls den Vorzug, daß nach ihr theils quantitirende Versmaße im Style des Alterthumes, theils auch accentuirende in dem des Mittelalters, obschon beide nicht mit derselben specifischen Vollkommenheit als da, gebildet werden können. Auch in diesem Zweige der Kunst ist der Charakter der neueren Zeit, sowie sie überhaupt sonst die beiden entgegengesetzten Schönheitsideale des Alterthumes und des Mittelalters auszugleichen und einander anzunähern versucht, ein verbindender oder eklektischer.

Das eigenthümliche Versmaß der neuen Zeit ist von dem des Alterthumes charakteristisch verschieden durch die geregelte Benutzung des Elementes der Sprachmalerei oder des gleichartigen Anklanges einzelner Laute oder ganzer Sylben der Verse. Die vollendete plastische Rundung und Schönheit der Verse des Alterthumes würde durch die Benutzung dieses Elementes etwa in einer ähnlichen Weise verunstaltet worden sein als eine freistehende körperliche Statue durch die bunte Malerei der Farbe; der an sich ungleich dürftigere Kunstreiz der neueren accentuirenden Metrik dagegen kann wesentlich nur durch dieses Element auf eine höhere oder von der gewöhnlichen Rede specifisch unterschiedene Stufe des Eindruckes erhoben werden. Die Schönheit des antiken Versmaßes ist daher wesentlich eine der der plastischen, die des neueren eine der der malerischen Kunst analoge. Der Bau der Verse entspricht hierbei dem Elemente der Gestalt, die Benutzung der sinnlichen Lautanklänge dem der Farbe im Raume; alle geordnete Sprachmalerei aber zerfällt in die drei Arten der Allitteration, der Assonanz und des Reimes, oder der Bindung einzelner Consonanten, einzelner Vocale und ganzer Sylben der Verse. Die früheste und alterthümlichste Erscheinung hiervon ist die der Allitteration; der vollendetste metrische Schmuck dieser Gattung aber ist der Reim und es bildet eben dieser das Hauptmerkmal oder die gewöhnliche äußere Erscheinungsform aller neueren gebundenen Rede.

Dasjenige, was in der Sprache ausgedrückt und enthalten liegt, ist immer ein Gedanke oder eine logische Verknüpfung von Begriffen. Die Syntax aber ist derjenige Theil der Grammatik, welcher sich auf die Gesetze der geordneten Verbindung der Worte, inwiefern diese die Ausdrucksformen von Begriffen sind, bezieht. Die Syntax einer jeden Sprache schließt sich an die Logik als die allgemeine Theorie von den Gesetzen des Denkens in der Eigenschaft einer Erweiterung oder Ergänzung an; die Grundform alles Denkens aber ist das Urtheil und ein jeder Satz der Sprache hat an einem logischen Urtheil seine Substanz oder seinen geistigen Inhalt; die ganzen Erscheinungen der Syntax können ihre Auflösung und Erklärung finden nur an der Hand der philosophischen Grunddisciplin der Logik; die Syntax überhaupt ist der philosophische oder geistig wissenschaftliche Theil der Grammatik, während das wissenschaftliche Princip ihres anderen Theiles, der Etymologie, nur ein rein empirisches oder historisches ist; so verschieden aber auch die Regeln der Syntax der einzelnen Sprachen sind, so haben sie doch an dem Gesetze der Logik ein bestimmtes nothwendiges und gemeinsames Fundament; das etymologische Material der einzelnen Sprachen ist überall ein mehr oder weniger verschiedenes, aber das geistige Grundgesetz des Denkens ist für sie alle eines und dasselbe; eben darum aber ist es auch möglich, die Idee einer allgemeinen oder philosophischen Syntax der Sprache zu entwerfen, während die Feststellung der Gesetze der Etymologie überall nur durch eine specielle und umfassende Vergleichung der einzelnen Sprachen erfolgen kann.

Die beiden Haupteinheiten der Sprache, das Wort und der Satz, sind in ihrer Ausbildung nichtsdestoweniger gewissen ganz analogen Bedingungen unterworfen. Ein Satz ist an sich ebenso ein geistiger Complex von Worten, wie das Wort als ein physischer Complex von Lauten erscheint; ähnlich aber als das Wort hat auch der Satz immer seine Geschichte, d. h. so wie das Wort in seiner gegenwärtigen Gestalt das Product ist aus dem Zusammentreten einer ganzen Reihe ursprünglich selbständiger, nur aus Consonant und Vocal bestehender einsylbiger Wurzeln, welche dann in mannichfacher Weise abgewandelt, reducirt und mit einander verschmolzen worden sind, ebenso besteht auch ein jeder größere oder aus einer weiteren Menge von Gliedern gebildete Satz eigentlich aus einer entsprechenden Reihe oder Anzahl ursprünglicher, schlechthin einfacher oder nur aus dem logischen Subject und Prädicat allein geformter syntaktischer Einheiten, welche sodann in ähnlicher Weise als dort durch mannichfache Umwandelungen, Auslassungen u. s. w. sich zu dem gegenwärtigen ausgedehnteren und systematisch gegliederten logischen Ganzen an einander geschlossen oder zusammengerollt haben. Sowie die Aufgabe des Etymologen wesentlich diese ist, das einzelne Wort zurückzuführen auf seine letzten einfachen Wurzeln oder Sylben, so ist die Aufgabe des Syntaktikers eine ganz ähnliche in Bezug auf die in der Rede gegebene größere und umfangreichere Einheit des Satzes; an sich besteht jeder einzelne Satz eben nur aus dem logischen Subject und seinem Prädicat, also ebenso wie die älteste Wurzel oder Ursylbe aus zwei Lauten, so aus zwei Worten; fast immer aber haben wir in dem wirklichen Satze oder Gedanken eine Synthese aus einer Mehrzahl solcher letzter logischer Ureinheiten vor uns. Wie die Erkenntniß des Wortes, so besteht auch diejenige des Satzes in einer Analyse desselben in seine letzten logischen Einheiten oder einfachen Urtheile; nur ist in dem letzteren Falle diese Analyse wesentlich blos eine philo-

sophische oder rein begriffliche, während sie in dem ersteren eine thatsächliche oder actuell historische ist.

In den Flexionen der Worte, deren Feststellung in dem etymologischen Theile der Grammatik erfolgt, ist zunächst immer eine gewisse Hindeutung auf ihre logische Verbindung im Satze gegeben. Eine Flexion ist immer ein bestimmtes Glied, welches ein Wort von sich ausstreckt, um sich hierdurch mit einem anderen Worte zu berühren. Nach der Art ihrer Flexionen ferner zerfallen alle Worte der Sprache in ein gewisses System von Classen, deren jede in dem Organismus des Satzes oder der logisch geordneten Rede eine specifisch verschiedene Stellung einnimmt. Im Allgemeinen aber ist es immer ein dreifaches Moment, wodurch sich die einzelnen Classen der grammatischen Worte von einander unterscheiden, *einmal* eine gewisse eigenthümliche Art der Flexion, *zweitens* eine bestimmte Eigenthümlichkeit des in ihnen niedergelegten Begriffsinhaltes, drittens aber eine auf Grund dieses letzteren von ihnen vollzogene eigenthümliche syntaktische Function, sowie z. B. das Verbum in der ersten Beziehung der conjugirende Theil der Sprache ist, in der zweiten die Begriffe der Lebensbeziehung oder Thathandlung umschließt, in der dritten aber die Function des *copulativen* Prädicates im Satze ausübt.

Jedes Wort der Sprache gehört an sich immer einer bestimmten dieser allgemeinen Classen an; nichtsdestoweniger aber ist die Bedeutung der letzteren insofern immer eine relative, als ein jedes Wort der Sprache auch aus derjenigen Classe, welcher es ursprünglich oder seinem reinen Stammescharakter nach angehört, in die Form oder den äußeren Stand einer anderen versetzt und in dem Lichte des eigenthümlichen grammatischen Artcharakters von dieser aufgefaßt oder angeschaut werden kann. So wird z. B. aus dem Adjectivbegriffe: groß das Substantiv Größe gebildet, oder es nimmt auch ein jeder Verbalbegriff in der Form des Infinitivs den äußeren Charakter eines Substantivs an. Durch dieses fortwährende Uebergehen der Worte aus der einen Begriffsclasse in die andere, welches öfters auch ein mehrmaliges sein kann, erfährt die Sprache eine immer größere Bereicherung an neuen, abgeleiteteren und complicirteren Begriffen. Ebenso wie das Lautmaterial, so zerfällt auch das Begriffssystem der Sprachen in eine bestimmte Mehrheit von Classen, welche durch ihr geordnetes Ineinandergreifen und ihre mannichfache kunstreiche Verschlingung den ganzen Organismus des Satzes oder der logischen Rede aus sich bedingen.

Das ganze Material der Worte der Sprache zerfällt zunächst in die drei Hauptclassen des Nomens, des Verbums und der Partikel. Das Nomen ist in etymologischer Beziehung der declinirende, das Verbum der conjugirende Theil der Sprache, während endlich die Partikel an der Flexion überhaupt gar keinen Antheil hat, sondern als ein nackter und äußerlich beziehungsloser Theil in der Mitte des übrigen gegliederten Materiales der Sprache dasteht. Die Partikel repräsentirt insofern, zumal da sie in den meisten Fällen einsylbig ist, auch unter uns noch den ursprünglichen oder alterthümlichsten Zustand der Sprache in sich, und es sind in etymologischer Beziehung z. B. alle Worte der chinesischen Sprache, da sie keinen bestimmten äußeren Formcharakter an sich tragen, Nichts als Partikeln. Der logische Inhalt der Partikel aber ist immer Nichts als eine ganz einfache oder abstracte Beziehung und Situationsbestimmung anderer schon gegebener Theile der Rede zu einander, und sie hat insofern den ausgebildeten oder fertigen Satz und Gedanken zu ihrer Voraussetzung, indem sie immer blos als eine bestimmte Erweiterung und nähere Vervollständigung zu diesem hinzutritt. Der logische Inhalt des Verbalbegriffes aber ist immer eine gewisse lebendige Beziehung oder Thathandlung, die von einem bestimmten gegebenen Begriffe als dem Subject entspringt und die insofern im Satze mit diesem als Aussage oder Prädicat verbunden wird. Der Inhalt des Nominalbegriffes endlich ist immer eine bestimmte Abstraction der einfachen Existenz oder des beziehungslosen Fürsichseins, und zwar sind in den Substantivbegriffen die Allgemeinheiten der Gattungen, welche die einzelnen wirklichen Dinge als solche in sich umschließen, in den Adjectivbegriffen dagegen diejenigen der Eigenschaften oder der ruhenden Daseinsmomente der Dinge enthalten. Alle Begriffe der Sprache zerfallen demnach an sich in vier einzelne Hauptarten: zuerst die Substantivbegriffe als die höheren Gattungskategorien der unmittelbaren wirklichen Existenzen als solcher; dann in die Adjectivbegriffe oder die Abstractionen der in diesen selbst enthaltenen ruhenden Eigenschaften; ferner die Verbalbegriffe, deren Inhalt die lebendigen Beziehungen der Dinge unter einander sind; endlich aber die Partikelbegriffe, welche die abstracten Verhältnisse und äußeren Situationen der Dinge oder der Theile der Rede zu einander umschließen.

Der Substantivbegriff ist von allen anderen Gattungen der sprachlichen Worte dadurch unterschieden, daß er allein die Stelle des Subjectes im Satze oder Urtheil einzunehmen vermag, und es muß ein jeder andere Begriff der Sprache, wenn er selbst Subject, d. i. Gegenstand und Ausgangspunkt der Rede werden soll, nothwendig in die äußere Stellung oder den Charakter eines Substantivbegriffes umgewandelt werden. Jeder andere Begriff der Sprache aber kann als solcher, inwiefern er selbst als ein organisches Glied in den Satz eintritt, an und für sich nur die Stellung eines Prädicates oder einer Aussage von dem Subject einnehmen; denn das logische Urtheil als die Grundform des grammatischen Satzes kennt an sich nur diese beiden Theile oder Glieder, und es müssen demnach alle anderen Formen und Verhältnisse dieses letzteren an und für sich eine Zurückführung auf jenes oberste und einfachste Grundverhältniß des logischen Denkens erfahren. Der logische Inhalt aller dieser anderen Classen aber ist wesentlich immer ein solcher, der eine gewisse nähere Bestimmung eines anderen gegebenen Theiles der Rede in sich enthält, und es mögen daher dieselben im Unterschiede von dem eine feste oder in sich geschlossene Einheit darstellenden Substantivbegriff unter die höhere Gesammtkategorie von

substantiellen oder von sich als bloße Merkmale und Attribute in anderen logischen Einheiten vorfindenden Begriffen subsumirt werden.

Die Gattung des Substantivbegriffes umschließt außer den eigentlichen oder materiellen Begriffen dieser Abtheilung noch eine Anzahl anderer Wortkategorien, deren allgemeine Bestimmung darin besteht, auch die einzelne individuelle Sache als solche, die in der Regel nur in der Gestalt ihres höheren Gattungsbegriffes in die Rede eintritt, in dieser zu bezeichnen. Das Wort der Sprache ist an sich immer nur der Ausdruck irgend eines allgemeinen Begriffes, und es kann insofern die einzelne Sache als solche in ihr eigentlich keinen Ausdruck finden. Nichtsdestoweniger aber richtet sich doch unser Denken auch vielfach auf die einzelnen Sachen als solche, und es muß daher in der Sprache gewisse Mittel geben, durch welche auch diese selbst in sie eingeführt oder gleichsam logisch in ihr vertreten werden können. Unter diesen Mitteln aber ist das erste und natürlichste der Eigenname oder die inhärirende Bezeichnung einer gewissen einzelnen Sache oder Person durch ein bestimmtes Wort der Sprache, welches letztere allerdings an sich ebenso ein Begriff oder eine Zusammensetzung von Begriffen ist wie jedes andere, das aber doch immer erst durch eine willkürliche Convention zur stehenden Bezeichnung jener Einzelheit herabgesetzt oder gestempelt worden ist. Indem aber auch dieses Mittel überall nur in beschränktem Maße für die Bezeichnung aller Einzelheiten ausreichend ist, da doch immer nur eine geringe Menge von diesen wirklich mit Eigennamen versehen sein kann, so schafft sich die Sprache weiter in dem Pronomen oder dem Begriffe des Dieses, d. h. einer bestimmten augenblicklich gegenwärtigen, gezeigten oder innerlich gemeinten Sache, einen solchen ganz allgemeinen oder schlechthin collectiven Eigennamen, der auf jede einzelne Sache, inwiefern dieselbe eine gerade gegenwärtige, bekannte oder genannte oder auch irgend ein derartiger Begriff ist, ohne Unterschied Anwendung leidet. Das Pronomen also ist gleichsam ein universeller oder jederzeit in der Hand des Sprechenden selbst liegender Eigenname im Unterschiede von der wirklichen, untrennbar an die Sache selbst gebundenen individuellen Benennung; von diesem ersten oder Hauptpronomen aber, dem rein demonstrativen des Dieses, sind alle anderen, das relative, das persönliche u. s. w., bloße Abwandelungen oder Nebenformen. Endlich aber gehört zu dieser ganzen Kategorie von Mitteln auch noch das Zahlwort oder derjenige ganze Theil der Sprache hinzu, welcher die einzelnen Dinge nicht, wie dieses in den eigentlichen Begriffsworten geschieht, nach ihren Qualitäten oder generellen Artbeschaffenheiten, sondern unter dem rein quantitativen Gesichtspunkte ihrer Menge oder ihres Grades bestimmt. Der Eigenname als solcher haftet an einer bestimmten einzelnen Sache, das Pronomen ist der allgemeine Repräsentant jeder einzelnen gerade gegebenen Sache, das Zahlwort betrifft die einzelnen Dinge nach ihrer Menge oder nach dem Grade ihrer Aufeinanderfolge in einer Reihe.

In einem gewissen Zusammenhange mit dem Pronomen steht auch eine andere sprachliche Erscheinung, der Artikel. Dieser ist allerdings nicht ein durchaus nothwendiger Theil der Sprache, indem gewisse Sprachen, z. B. die lateinische und die slawischen, desselben entbehren. Immer aber ist doch das Vorhandensein des Artikels als ein Vorzug und als eine höhere Vollkommenheit in der Sprache zu bezeichnen. Der sogenannte bestimmte Artikel aber ist überall Nichts als eine bloße Abschwächung des demonstrativen Pronomens, des Dieses, während der unbestimmte sich in einer ähnlichen Weise zu dem ersten Zahlworte verhält. Jene Abschwächung des demonstrativen Pronomens aber hat an sich den Sinn, daß derjenige allgemeine Begriff, vor welchen der Artikel tritt, hierdurch gleichsam im Lichte einer wirklichen sinnlichen oder zeigbaren Einzelheit von der Sprache aufgefaßt wird, wodurch der ganze Charakter des sprachlichen Denkens ein in höherem Grade lebhafter oder unmittelbar anschaulicher wird. Die ganze Function des Artikels in der Sprache ist also insofern eine der jener ersteren Mittel oder Kategorien entgegengesetzte, als durch ihn umgekehrt der allgemeine Begriff selbst als eine Einzelheit hingestellt wird, während dort die Einzelheit in der Gestalt eines Wortes ihren Eintritt in die Sprache fand.

Der Substantivbegriff der Sprache zeigt ferner die ganz besondere Eigenthümlichkeit an sich, daß er sich überall mit der Bezeichnung eines bestimmten Geschlechtes, des Männlichen, Weiblichen oder Sachlichen, verbindet, und es ist überhaupt diese Erscheinung ganz vorzugsweise dazu geeignet, die Art und Weise, wie das logische Denken in der lebendigen Wirklichkeit der Sprache aufgefaßt wird, in ein deutliches Licht treten zu lassen. Die große Mehrzahl der Substantivbegriffe der Sprache ist vermöge ihres logischen Inhaltes gegen jeden Unterschied ihres Geschlechtes vollkommen indifferent, d. h. es ist in ihnen an sich selbst der Regel nach durchaus Nichts enthalten, was auf den allgemeinen Charakter des Männlichen oder des Weiblichen irgend einen Bezug hätte; auch kommt es in den meisten Fällen der Sprache selbst offenbar ungleich weniger darauf an, irgend einen Begriff gerade in dem Lichte des einen oder des anderen bestimmten Geschlechtscharakters zu erblicken, als vielmehr nur darauf, ihn unter irgend eine der allgemeinen Geschlechtskategorien zu subsumiren oder ihn als irgendwie geschlechtlich differenzirt hinzustellen; denn theils hat bei vielen Worten der Sprache der Geschlechtscharakter in der frühesten Zeit lange geschwankt, theils weichen auch die einzelnen Sprachen in der Zutheilung ihrer Begriffe an die Geschlechtskategorien mannichfach von einander ab, endlich aber findet auch in der Gegenwart noch bei neu auftretenden Worten ein vielfaches Schwanken in dieser Beziehung statt, sowie z. B. das Wort: Comité unter uns zugleich männlich, weiblich und sachlich gebraucht zu werden pflegt, oder wie Einige: der Paragraph, Andere aber: die Paragraphe sagen; es scheint aber auch in der ältesten Zeit die Tendenz der Sprache ganz entschieden darauf hingerichtet gewesen zu sein, jeden einzelnen Begriff überhaupt nur einem der beiden eigent-

lichen Geschlechter, dem männlichen oder dem weiblichen, zuzuweisen und die dritte Kategorie, die der Sache oder des Neutrums, erst später als eine unentbehrliche Aushilfe hinzugetreten zu sein; es ist aber diese ganze Erscheinung eine beinahe allen Sprachen, etwa nur mit Ausnahme des Chinesischen, gemeinsame; und es findet sich blos in einigen amerikanischen Sprachen eine Art von Surrogat dafür, indem hier alle Begriffe in solche, die etwas Lebendiges, und in solche, die etwas Unlebendiges anzeigen, unterschieden werden; — dasjenige aber, was die Sprache mit dieser ganzen Einrichtung eigentlich erreichen oder anzeigen will, ist dieses, daß ihr der Substantivbegriff, der als logisches Subject immer der Träger oder der Ursprung der im Satze vor sich gehenden Handlung ist, nicht als ein bloßer abstracter Begriff so wie ein anderer, sondern vielmehr als eine concrete, lebendige und gleichsam menschenähnliche Person erscheint; denn indem der Geschlechtscharakter als solcher das allgemeine und unterscheidende Merkmal der freien geistigen Persönlichkeit des Menschen ist, so deutet die Sprache hiermit an, daß sie auch den Substantivbegriff, die Quelle der Handlung im Satze, gleichsam als ein objectivirtes menschliches Ich, das mit ihm verbundene logische Prädicat aber ebenso wenig als einen bloßen todten Begriff, sondern vielmehr als eine frei aus ihm entspringende Thatäußerung aufgefaßt wissen will. Der Satz also ist für die ursprüngliche Anschauung der Sprache keineswegs die leere Ausdrucksform eines Urtheiles, sondern vielmehr eine lebendige Begebenheit oder persönlich menschliche Handlung gewesen.

Jeder Satz ist an sich eine synthetische Verknüpfung oder Aneinanderfügung eines Subjectsbegriffes mit einem Prädicat. Der Prädicatsbegriff der Sprache aber ist überall ein doppelter, der des Adjectivs und der des Verbums, oder alles dasjenige, was von einem Substantivbegriffe ausgesagt werden kann, ist entweder eine adjectivische Eigenschaft oder eine verbale Thätigkeit und Beziehung. Daher ist die Form alles Satzes an sich eine doppelte, die adjectivische und die verbale, und es findet zwischen diesen beiden Arten desselben vom rein logischen Standpunkte aus an und für sich durchaus kein Unterschied statt, indem eine fürsichseiende Eigenschaft und eine lebendige Beziehung oder Thathandlung gleichmäßig dem Begriffe eines Prädicates zu entsprechen scheinen. Auch hier jedoch bietet die Sprache eine gewisse eigenthümliche und für ihre ganze Stellung zum Denken charakteristische Erscheinung in sich dar, nämlich die, daß sie als das unmittelbare und eigentliche Prädicat des substantivischen Subjectes streng genommen und der Regel nach nur den Verbal-, nicht aber den Adjectivbegriff gelten läßt, diesen letzteren vielmehr gemeinhin nicht direct, sondern nur durch das vermittelnde Hinzutreten eines anderen eigens hierfür bestimmten Verbalbegriffes, der Copula, mit jenem verbindet. Eine directe oder unmittelbare syntaktische Verbindung des adjectivischen Prädicates mit dem Subjecte kommt allerdings in verschiedenen Sprachen, wie namentlich im Lateinischen, nicht selten vor; immer aber ist dieses doch das eigentlich Unregelmäßige, und es liegt allen solchen Fällen doch immer eine gewisse Beschleunigung oder gesuchte Kürze der Rede zum Grunde, die auf das Ausgefallensein der ursprünglich im Denken vorhandenen Copula hinzudeuten scheint. Nur das Verbum, da dieses eine lebendige Beziehung anzeigt, gilt in der Sprache als das wahre und eigentliche Prädicat des Subjects; die Idee des grammatischen Satzes ist daher immer in gewisser Weise eine andere als die des logischen Urtheiles; dieses letztere als solches besteht an sich immer aus einer mechanischen Synthese oder Vereinigung zweier verschiedener Begriffe, während der erstere vielmehr umgekehrt auf einer freien analytischen Hervorbrechung des verbalen Prädicates aus der persönlichen Willensäußerung des Subjectes beruht; diese beiden Einrichtungen, einmal daß das Subject des Satzes immer eine lebendige, geschlechtlich differenzirte Person, andererseits aber daß das Prädicat desselben nicht eine bloße todte und mechanisch mit dem Subjecte zu verbindende Eigenschaft, sondern immer eine aus diesem selbst entspringende Bewegung oder Thathandlung ist, charakterisiren ganz bestimmt die Art und Weise, wie das logische Urtheilsverhältniß in der concreten Auffassung der Sprache erscheint; das, was im Denken an sich eine Combination oder künstliche Zusammenführung zweier Begriffe, gilt in der Sprache als der lebendige Act oder die natürliche Thatäußerung einer freien, subjectiv menschlichen Person. Das grammatische Subject empfängt nicht sowol seine Prädicate durch das Denken, als es vielmehr dieselben als Bewegungen oder Beziehungen an sich herausstellt oder hervortreten läßt; immer liegt allem Sprachlichen die Anschauung von etwas sich Bewegendem, Lebendigem und insbesondere Menschenähnlichem zum Grunde; nicht blos der sinnliche Theil der Sprache, das Wortmaterial, sondern auch das geistige Element derselben, das Denken, beruht durchaus auf dieser ersten und einfachsten Analogie, und sowie die erste sinnliche Wurzel der Sprache, so ist auch die ganze Idee des grammatischen Satzes an sich Nichts als die Nachbildung oder menschliche Verkörperung einer in den Dingen vor sich gehenden Bewegung.

Jeder grammatische Verbalbegriff hat an sich seinen Inhalt an einer Beziehung. Das Wesen aller Beziehung aber ist dieses, daß sie theils einen solchen Punkt voraussetzt, von dem sie ausgeht oder entspringt, theils aber einen anderen solchen, auf den sie sich richtet oder hingeht. Die Verbalbegriffe also sind gleichsam die linearen oder zeitlich ausgedehnten, die Nominalbegriffe dagegen die punktuellen oder körperlich feststehenden Einheiten und Glieder der logischen Rede, und es ist insofern das Verhältniß beider Elemente vollkommen conform dem der Vocale und Consonanten in dem etymologischen oder sinnlichen Baue der Sprache, da auch hier die ersteren das zeitlich ausgedehnte oder bewegte, die letzteren das feststehende oder körperliche Princip in sich vertreten. Ebenso wie die Sprache in sinnlicher Beziehung wesentlich und vorzugsweise auf den Vocalen,

so beruht sie in geistiger auf den Verbalbegriffen der Thätigkeit oder Beziehung, und so wie dort der Vocal das allgemeine Kriterium und der wesentliche Inhalt der Einheit der Sylbe, so ist hier der Verbalbegriff dasselbe in Bezug auf die Einheit des Satzes; so wie eine jede Sylbe nur einen einzigen Vocal, so enthält auch jeder einfache Satz an sich immer nur einen einzigen Verbalbegriff in sich, um den sich dann ebenso wie dort mehrere Consonanten, so mehrere etwas Ruhendes oder Feststehendes anzeigende Nominalbegriffe gruppiren können.

Die einfachste und natürlichste Gattung der Verbalbegriffe sind die transitiven, welche eine solche Beziehung in sich enthalten, die von einem bestimmten Substantivbegriffe ausgeht und zu einem anderen hingeht, oder die theils eine bestimmte Person oder Sache als das Subject und den Ort ihres Ursprunges, theils eine andere solche als das Object oder den Ort und Zielpunkt ihrer Bewegung voraussetzen, wie z. B. schlagen, tödten u. dgl. Eine andere Gattung der Verbalbegriffe aber ist die der intransitiven, deren Inhalt eine solche Beziehung oder Thätigkeit bildet, die sich nur innerhalb der eigenen Lebenssphäre des Subjectes hält oder die an sich kein anderweites Ziel und Object ihrer Thätigkeit zur Voraussetzung hat, wie z. B. gehen, stehen u. dgl. Immer aber ist doch in der Sprache die Möglichkeit gegeben, daß auch ein an sich transitiver Verbalbegriff nach Art eines intransitiven und daß ein an sich intransitiver nach Art eines transitiven Verbalbegriffes aufgefaßt und construirt werden kann, das erstere insofern als abgesehen von irgend einem bestimmten Objecte der Beziehung die Handlung als eine einfach im Subjecte liegende Thätigkeit hingestellt, das andere aber insofern als aus der Handlung selbst ein wenigstens ideelles Object als Resultat oder Erfolg derselben herausgenommen und ihr als Ziel der Bewegung gegenübergestellt wird, z. B. ich gehe einen Gang, ich stehe Schildwacht u. dgl. Eine dritte Gattung des Verbalbegriffes aber ist die des copulativen, dessen eigenthümliche Function und Bestimmung in der Vermittelung des Verhältnisses des substantivischen Subjectes zu seinen ruhenden oder adjectivischen Eigenschaftsbegriffen besteht, indem sie eine ganz einfache Beziehung der Identität oder der irgendwie beschaffenen Zusammengehörigkeit von beiden in sich vertreten. Hier kommt zunächst der gemeinhin als Copula schlechthin angesehene Begriff des Seins, dann aber noch gewisse andere von ähnlicher Art, wie z. B. die des Werdens, Bleibens u. dgl., in Betracht. Alle Verbalbegriffe sind daher entweder solche, die eine Beziehung des einen Substantivbegriffes zu einem anderen Substantivbegriffe, oder solche, die eine an sich gegenstandslose Beziehung und Bewegung, oder endlich solche, die eine Beziehung des Substantivs zu einem Adjectivbegriff in sich vertreten. Auch dieser letztere aber steht dann dem Verbalbegriffe nach der Analogie eines Objectes oder Gegenstandes der in ihm enthaltenen Beziehung gegenüber, und es ist daher an sich überhaupt nur die Beziehung, welche den Inhalt oder das Wesen des grammatischen Satzes ausmacht.

Eines der wichtigsten Probleme aller Syntax ist die Erklärung der Casus, d. i. derjenigen an dem Nominalbegriff hervortretenden Veränderungen, durch welche überall eine verschiedene Stellung des Substantivs und des mit diesem verbundenen Adjectivs zu der im Satze vor sich gehenden und durch den Verbalbegriff ausgedrückten Handlung oder Bewegung angezeigt wird. Die natürliche Stellung des Substantivbegriffes im Satze ist an sich überall nur die des Subjectes oder der Quelle und des Ortes, von welchem die Handlung ausgeht; insofern aber ein Substantivbegriff sich in irgend einer anderen Casusform als in derjenigen des Nominativs oder des ersten und einfachsten, die Stellung des Subjectes anzeigenden Casus im Satze vorfindet, so muß die Frage entstehen, wodurch er in diese anderweite Stellung emporgeschoben worden und in welcher Weise überhaupt sein ganzes Verhältniß zu der jetzt im Satze vor sich gehenden Handlung aufgefaßt und erklärt werden könne. In etymologischer Beziehung aber ist so viel gewiß, daß alle Casusformen ursprünglich aus der Anfügung eines ein gewisses locales Verhältniß ausdrückenden Suffixes an den Stamm des Wortes entstanden sind; durch diese ihre ursprüngliche anschaulich locale oder aus der Vorstellung eines sich im Raume bewegenden Körpers entspringende Bedeutung aber wird ihre gegenwärtige rein logische oder syntaktische Stellung und Function noch keineswegs hinreichend erklärt; wie überall sonst in der Sprache, so ist auch hier der menschliche Geist, von einer sinnlichen Anschauung ausgehend, zuletzt zu einem rein logischen oder geistigen Begriffe hingeführt worden; die Syntax als solche aber hat es eben nur mit diesem letzteren selbst und mit seiner Einordnung in die allgemeine Idee des Satzes als der Ausdrucksform des logischen Urtheiles zu thun; für uns vertritt der Casus ein ganz abstractes und rein geistiges Verhältniß des einen Begriffes oder Gliedes des Satzes zu den anderen; bei einer jeden einzelnen Sprachform ist überhaupt immer zu unterscheiden die thatsächliche oder historische und die rein begriffliche oder philosophische Erklärung. Jede solche Form hat immer die Eigenschaft eines physiologischen Organes im Apparate des sprachlichen Denkens, welches theils unter dem Gesichtspunkte seines natürlichen Entstehens, theils aber unter dem der von ihm zu erfüllenden Aufgabe oder Function untersucht werden kann; dieses beides aber hat an sich Nichts mit einander zu thun, wenn auch jenes erstere immer gewissermaßen zu der vollständigeren Erkenntniß des letzteren mit herbeigezogen werden mag.

Neben dem Nominativ oder Subjectscasus ist der andere Hauptcasus der Sprache der des Objects oder der Accusativ, indem auch er ebenso wie jener in einer unmittelbaren Weise an der Handlung des Satzes Antheil hat, während bei den anderen beiden untergeordneten oder Nebencasus, dem Genitiv und dem Dativ, dieses nur in einer mittelbaren oder indirecten Weise der Fall ist. Die Erklärung des Accusativs ist eben darum auch eine einfachere und leichtere als diejenige der beiden letzteren Casus; indem aber der Accusativ immer das-

jenige Verhältniß eines Substantivbegriffes zu der Handlung des Satzes anzeigt, nach welchem derselbe Zielpunkt oder aufnehmendes und passives Object der letzteren ist, so kann auch dieses ganze Verhältniß immer aufgelöst oder zurückgeführt werden auf einen anderen selbständigen einfachen Satz, in welchem der Verbalbegriff in leidender oder passivischer Weise dem gegenwärtigen Accusativ als einem Nominativ- oder Subjectscasus beigelegt wird. In einem jeden Objectsatze sind daher an sich immer zwei einfache oder nur aus Subject und verbalem Prädicat bestehende Sätze enthalten, der eine, in welchem einer und derselbe Verbalbegriff dem einen Subjecte in activischer Weise beigelegt wird, der andere, in welchem dieser in Rücksicht des zweiten Subjectes in passivischer Weise geschieht. Inwiefern aber dieses doppelte Verhältniß als in der Weise durch einander bedingt oder zusammenhängend erscheint, daß das passivische die Folge oder Wirkung des activischen ist, so können auch beide Sätze im Objectsatze zu einem einzigen größeren Satze zusammengezogen werden, wobei der Nominativ oder Subjectscasus des ursprünglichen Passivsatzes nunmehr in die entferntere oder abgeleitetere Stellung des Accusativ oder Objectscasus zurücktritt oder emporgeschoben wird. Ist demnach ein jeder Accusativ an und für sich aufzufassen als das Subject eines ursprünglichen und nur durch einverleibende Unterdrückung in den gegenwärtigen hereingezogenen Passivsatzes, so kann fernerhin auch eine ähnliche Verschmelzung jener beiden früheren an sich gegebenen einfachen Sätze, des activischen und des passivischen, in der umgekehrten Weise dadurch erfolgen, daß unter bewahrender Zugrundelegung des letzteren von beiden nunmehr das Subject des früheren, durch Unterdrückung aufgehobenen Activsatzes in die analoge Stellung oder Casusform eines Instrumentales, d. i. eines Mittels oder Werkzeuges der jetzt auf das passivische Subject hingehenden Handlung erhoben oder hinaufgerückt wird. Die beiden Sätze, z. B.: A schlägt den B und B wird geschlagen durch A, sind ihrem Inhalte nach mit einander identisch, und beide haben zu ihren Elementen einen doppelten einfachen Satz, den activischen: A schlägt, und den passivischen: B wird geschlagen; aus der Zugrundelegung des ersteren aber entspringt, indem nunmehr das Subject des zweiten in die Stellung des Accusatives emportritt, die Form eines Objectsatzes, aus der Zugrundelegung des zweiten aber die umgekehrte Form eines Instrumentalsatzes, und es ist jeder Instrumentalcasus an sich immer aufzufassen als das Subject eines ursprünglichen, durch Unterdrückung in den gegenwärtigen hereingezogenen Activsatzes. Ueberhaupt aber ist die einzige rationelle Erklärung der Casusformen diese, daß jeder Casus des Satzes, der nicht selbst ein Nominativ oder wirklicher Subjectscasus ist, aufgefaßt wird als der Subjectscasus eines ursprünglich vorhandenen und nur durch aufhebende Verschmelzung in den gegenwärtigen größeren aufgehobenen Satzes. Jeder Casus steht an sich zu der Handlung des Satzes in einem bestimmten eigenthümlichen Verhältniß und es muß dieses Verhältniß an sich in einem gewissen früheren einfachen Satze seinen Ausdruck gefunden haben; jeder solche abgeleitete Casus ist also gleichsam der Kopf oder das Rudiment eines anderen selbständigen Satzes, dessen ursprüngliches verbales Prädicat hinweggefallen ist, der aber durch seinen gegenwärtigen Ausdruck oder Charakter immer noch zu erkennen gibt, in welchem Verhältnisse er sich zum Satze befinde oder welches das ihn ursprünglich mit diesem verbindende verbale Prädicat gewesen sei. Das Verbum des Satzes selbst aber, da es immer eine Beziehung oder gleichsam eine logische Linie zu seinem Inhalte hat, kann in dieser Eigenschaft überall mehrere feststehende logische Punkte oder Substantivbegriffe mit einander verbinden, indem ein jeder von diesen in einer verschiedenen Weise an ihm und der von ihm ausgedrückten Handlung oder Bewegung Antheil hat. Gerade so als ein jeder einzeln stehende Consonant in einer Sylbe an sich immer angesehen werden muß als das Rudiment oder der Kopf einer ganzen ursprünglichen Sylbe, von welcher der Vocal später hinweggefallen ist, ebenso muß auch das Verhältniß jedes einzeln stehenden oder nicht unmittelbar die Quelle einer Bewegung oder Beziehung bildenden Substantivbegriffes im Satze nach derselben Analogie aufgefaßt werden.

Die Erklärung der beiden anderen syntaktischen Casus, des Genitiv und des Dativ, ist allerdings eine complicirtere als diejenige des Accusativs, da dieselben gleichsam abseits von dem Wege der Handlung des Satzes selbst stehen und nur wie durch einen gegenwärtig nicht mehr wahrnehmbaren Seitenpfad mit derselben verbunden erscheinen, während dagegen der Nominativ und der Accusativ als der Ausgangs- und der Endpunkt ihrer Beziehung sich direct in die Mitte des Weges gestellt finden. Das logische Verhältniß aber des Genitivs zu dem Nominativ oder überhaupt zu demjenigen anderen Begriffe oder Casus, mit dem derselbe construirt wird, ist überall zurückzuführen auf einen derartigen Objectsatz, dessen verbales Prädicat der Begriff des Habens oder Enthaltens, dessen Subject der gegenwärtige Genitiv und dessen Object jener andere mit diesem letzteren construirte Begriff ist. In den Worten: das Licht der Sonne, ist an sich das implicirt, daß die Sonne das Licht an sich habe, oder daß zwischen beiden Begriffen ein solches Verhältniß stattfinde, welches unter die Kategorie eines Besitzes falle; der Genitiv aber ist hierbei immer der Besitzer oder derjenige Begriff, der einen anderen als Theil, Eigenschaft u. s. w. an sich hat, während sich der letztere umgekehrt als das Object einer solchen Beziehung zu ihm verhält. Insofern nun dieser letztere Begriff, sowie hier der des Lichtes, zu irgend einem anderen Begriffe in eine Beziehung eintritt oder das Subject eines neuen selbständigen Satzes wird, so zieht derselbe jenes ganze Verhältniß, in welchem er zu dem anderen Begriffe, also hier dem der Sonne, gestanden ist, in der Weise mit in den neuen Satz herein, daß unter Ausfall des als selbstverständlich zu supplirenden Prädicates des Habens, nur das Subject dieser ganzen Beziehung der Genitiv, das ursprüngliche Bestehen derselben in seiner Erscheinung oder seinem Ge-

sichtsausdrucke nach zu erkennen gibt. Jeder Genitiv also ist durchaus aufzufassen als das Subject einer ursprünglich vorhandenen und in den gegenwärtigen Satz seitwärts her einmündenden Beziehung; durch die Unterdrückung aber des Verbalbegriffes dieser Beziehung ist das Subject derselben in eine andere höhere oder künstlichere Stellung emporgeschoben worden. Jeder Genitiv also wird gleichsam von demjenigen Begriffe, der das Object der ursprünglich von ihm ausgehenden allgemeinen Beziehung des Habens oder Enthaltens war, als ein bloßer Anhang noch in den gegenwärtigen Satz mit hineingezogen und weitergeschleppt. — Aehnlich aber ist auch die Erklärungsweise des Dativs; wenn ich z. B. sage: ich gebe dir das Buch, so ist in diesem unmittelbar gegenwärtigen Satze als eine Folge oder Wirkung der fernere Satz mit enthalten: du hast das Buch, und es ist demnach ganz ähnlich wie der Genitiv, auch jeder Dativ im Satze an und für sich aufzufassen als das Subject eines anderen, in dem gegenwärtigen mit eingeschlossenen Satzes, dessen verbales Prädicat der Begriff des Habens und dessen Object der andere mit dem Dativ construirte Casusbegriff ist, nur daß dieses ganze Verhältniß nicht wie dort als ein an sich oder schon früher bestandenes, sondern nur als ein erst durch die gegenwärtige Handlung hervorgerufenes und bedingtes erscheint. Auch der Dativ ist immer ebenso wie der Accusativ in gewissem Sinne ein Object der gegenwärtigen Handlung, nur immer ein solches von entfernterer Art und welches immer erst durch Vermittelung eines directen Objectes, des Accusativ, in die Stelle eines solchen eintritt; in dem angeführten Beispiele ist das nächste Object der Beziehung des Gebens der Begriff des Buches, das entferntere aber der des: du, auf welchen jenes erstere gleichsam hingeschoben oder weitergeworfen wird, sodaß nunmehr das Beisammensein dieser beiden Begriffe oder das zwischen ihnen bestehende Besitzverhältniß als das wahre und eigentliche Object oder der Erfolg der Handlung des Gebens erscheint. Wie der Genitiv der Nebencasus des Subjectes, so ist demnach der Dativ derjenige des Objectes; es ist aber in diesen vier gewöhnlichen Casus, dem Nominativ, Accusativ, Genitiv und Dativ, das System aller eigentlich syntaktischen und für die Zwecke des Denkens streng nothwendigen Casusformen erschöpft.

Ein jeder Satz, der mehr als die beiden unmittelbar nothwendigen Begriffe des Subjects und Prädicats in sich enthält, fällt unter den Begriff eines erweiterten. Alle syntaktische Erweiterung aber gliedert sich ferner in die beiden Arten der Verschmelzung und der Zusammensetzung: ein durch Zusammensetzung erweiterter Satz ist ein solcher, der aus mehreren einzelnen, formell selbstständigen Sätzen besteht, die sich zu einem größeren logischen Ganzen in einander ordnen; ein durch Verschmelzung erweiterter Satz aber ist derjenige, der insofern noch die Natur eines einfachen Satzes an sich trägt, als er nur einen einzigen Verbalbegriff in sich enthält, um den sich aber dann mehrere anderweite Nominalbegriffe gruppiren, die an sich immer als die Wurzeln und Rudimente anderer einfacher Sätze, deren eigenthümliche Verbalbegriffe hinweggefallen sind, erscheinen; ein solcher Satz z. B. also, der aus einem Hauptsatze und einem anderweiten von diesem abhängigen relativischen Nebensatze besteht, ist ein zusammengesetzter, während dagegen ein Objectsatz u. dgl. auf einer syntaktischen Erweiterung durch Verschmelzung beruht. Dieser ganze Unterschied aber ist durchaus derselbe, als wie er sich auch bei der Erweiterung des Wortes über seine erste und einfachste Urgestalt, die Sylbe, findet; auch hier können theils mehrere Sylben unter Bewahrung ihrer formellen Selbständigkeit in dem diese in sich vertretenden Vocal zu einem mehrsylbigen Worte zusammengezogen, oder es kann unter Ausfall des Vocales eine frühere Sylbe nur noch durch einen Consonanten in einem neu gebildeten Worte vertreten werden. Die Principien der Satzbildung sind durchaus analog denen der Wortbildung; so mannichfach und unerschöpflich aber auch die Menge der wirklichen Erweiterungen des Satzes, so einfach sind doch die allgemeinen Regeln und Principien für die Erklärung derselben.

Der Form des Casus beim Nominalbegriff ist diejenige des Modus beim Vocalbegriff analog, d. h. es ist auch hier jeder anderweite syntaktische Modus, der nicht selbst ein Indicativ, d. i. eine Bezeichnung des directen Aussageverhältnisses des Verbalbegriffes zum Subject ist, also der Conjunctiv und in einigen Sprachen der Optativ, aufzufassen als der in eine andere abhängige Stellung zurückgetretene Hauptmodus oder Indicativ eines ursprünglich selbständigen Satzes, demnach ganz entsprechend der obigen Erklärung des Accusativs. In dem Satze: volo venias, ist an sich der selbständige unterdrückte Satz: venis, enthalten, welcher dadurch, daß er in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu einem anderweiten directen Satze eintritt, in die Stellung eines untergeordneten oder bedingten Nebenmodus entweicht, ganz ebenso als der Accusativ ursprünglich das Subject oder der Nominativ eines anderen selbständigen Satzes ist. Es sind aber in dieser Weise auch alle anderen ähnlichen Erscheinungen der Syntax, z. B. die der sogenannten Genitivi und Ablativi absoluti und des Accusativus cum Infinitivo auf die Form von ursprünglich selbständigen Sätzen zurückzuführen; in der Aussage z. B. multis praesentibus hoc factum est, ist der unterdrückte selbständige Satz enthalten: multi praesentes fuerunt, welcher, indem er sich zu der Handlung des gegenwärtigen Satzes in einem dem gewöhnlichen Ablativ analogen Verhältnisse befindet, in seinen beiden einzelnen Gliedern, dem Subject und dem Prädicat zugleich, in die Stellung dieses Casus emporgeschoben wird; in dem Satze aber: video te venire, ist der fernere Satz: tu venis, enthalten, welcher, da er sich zu dem Prädicat des gegenwärtigen Satzes in dem Verhältnisse eines Objectes befindet, in seinen beiden Gliedern zugleich in die Stellung des Objectcasus oder Accusativ eintritt. Hier also muß immer ein ganzer Satz nach der Analogie eines einzelnen Wortes aufgefaßt wer-

den. Dieses ganze Princip aber, nach welchem zuletzt alle Erscheinungen der Syntax, ebenso wie auch diejenigen der Etymologie auf das Zusammentreten und die allmälige Conglomeration einzelner, schlechthin einfacher geistiger und sinnlicher Bestandtheile zurückgeführt werden müssen, kann auch unter dem Namen und Gesichtspunkte einer sprachwissenschaftlichen Atomistik aufgefaßt werden. Das etymologische Atom aber ist die einfache Wurzel oder Ursylbe aus Consonant und Vocal, das syntaktische der einfache Satz aus substantivischem Subject und verbalem Prädicat.

Es kann näher in beiden Arten der Erweiterung des Satzes, der einen durch Verschmelzung, der anderen durch Zusammensetzung, wiederum eine doppelte, charakteristisch verschiedene Form, die mechanische und die organische, unterschieden werden. Eine Erweiterung des schlechthin einfachen Satzes durch mechanische Verschmelzung ist diejenige, wo nur die einzelnen Glieder desselben als solche einen gewissen größeren Umfang gewinnen, wenn also z. B. das Subject durch ein adjectivisches Attribut, oder das verbale Prädicat durch ein Adverbium näher charakterisirt wird; unter einer organischen Verschmelzung dagegen ist diejenige zu verstehen, wo noch gewisse andere Glieder zu der Handlung des Satzes in ein verschiedenes Verhältniß eintreten, wie dieses insbesondere bei den Casus der Fall ist; dort sind es nur die einzelnen Glieder des Satzes, hier aber ist es die ganze Idee oder das Princip desselben als solches, welches eine gewisse Erweiterung erfährt. Aehnlich aber können auch als mechanische Zusammensetzungen alle diejenigen Verbindungen ganzer Sätze angesehen werden, wo, wie es z. B. bei einem sich abzweigenden Relativsatze geschieht, der eine Satz an den andern nur äußerlich und lose angefügt wird, als organische dagegen, wo, wie bei dem Vorder- und Nachsatze einer Periode, der eine Satz die Bedingung und Voraussetzung in sich enthält, unter welcher der andere überhaupt Geltung besitzt. Die Form der Periode aber oder der geordneten Gliederung der Rede in zwei selbständige Haupttheile, die sich als Bedingung und Bedingtes zu einander verhalten, ist die höchste und vollkommenste Gestalt der Syntax, indem sich dieselbe an die höchste Form des Denkens, den Schlußsatz, anlehnt oder überall einen solchen zu ihrem Inhalte oder ihrer Substanz hat.

Der dritte Theil des sprachlichen Materiales, die Partikel, steht an sich außerhalb alles eigentlichen logisch syntaktischen Nexus da, indem dieselbe weder unter die Kategorie des Subjectes, noch unter die des Prädicates subsumirt werden kann. Nichtsdestoweniger aber wird doch auch die Partikel nach ihrer logischen Stellung im Satze nur unter dem Gesichtspunkte eines Prädicates aufgefaßt werden dürfen, immer aber eines solchen, welches einem gewissen Theile der Rede nicht für sich allein, sondern nur in Rücksicht auf irgend einen ferneren Theil beigelegt wird. Alle Partikeln aber zerfallen näher in drei einzelne Classen, die Interjectionen, Präpositionen und Conjunctionen; der logische Inhalt der Interjection aber ist immer irgend ein allgemeines Verhältniß, in welchem sich die Person des Redenden zu etwas außer ihm liegenden befindet, ein Verhältniß des Schmerzes, des Erstaunens, der Bejahung, der Verneinung u. s. w.; der Inhalt der Präposition dagegen ist ein ähnliches allgemeines Verhältniß von räumlicher oder zeitlicher Art desjenigen Begriffes oder Casus, mit welchem sie construirt wird, zu einem anderen Begriffe oder zu der Handlung des Satzes; der Inhalt der Conjunction endlich ist immer ein allgemeines Verhältniß der Aufeinanderfolge, der Bedingtheit u. s. w., in welchem sich ein ganzer Satz der Rede zu einem anderen befindet; bei allen drei Classen der Partikeln demnach ist immer das Subject, mit welchem sie sich verbinden, ein anderes, der Redende selbst, ein einzelner Begriff und ein ganzer Satz; ihre formelle Erklärung aber ist in allen diesen drei Fällen eine ähnliche; das Verhältniß der Interjection zu dem Redenden kann überall aufgelöst werden in einen selbständigen Satz: ich empfinde Schmerz, ich bejahe u. s. w.; die Interjection aber hat hierbei das Eigenthümliche, daß sie in ihrer bloßen Eigenschaft eines Wortes für sich allein die Stellung und Function eines ganzen Satzes erfüllt oder ausübt, da das Subject, zu welchem sie sich in dem Verhältniß eines Prädicates befindet, sich aus der bloßen Handlung des Redens von selbst ergibt; — die Präposition aber steht zu dem mit ihr construirten Casus an und für sich in dem Verhältniß eines solchen Prädicates, durch welches irgend eine bestimmte räumliche oder zeitliche Disposition als solche mit ihm verbunden wird, die aber nicht für sich allein, sondern nur in Rücksicht auf eine gewisse sich begebende Handlung in Thätigkeit tritt oder von ihr ausgesagt wird; der Inhalt der Präposition: in z. B. ist der, daß der mit ihr construirte Begriff einen Inhalt, d. i. eine solche Eigenschaft besitzt, vermöge deren sich etwas in seinem Innern befinden kann, der der Präposition: an, daß er eine Außenseite oder diejenige Qualität besitzt, vermöge deren sich etwas an ihm befinden kann u. s. w.; tritt nun irgend eine anderweite Handlung oder Begebenheit hinzu, durch welche ein dritter Begriff wirklich in dieses Verhältniß eingeführt wird, z. B.: ich bin im Hause, so wird jenes in der Präposition niedergelegte ganz allgemeine oder unbestimmte Prädicat von der vorüberstreifenden Handlung des Satzes gleichsam ergriffen und hierdurch ihre Stellung zu jenem ersteren Begriffe näher determinirt. Ein jede Präposition ist also zunächst ein blos unbestimmtes oder mögliches Prädicat des mit ihr construirten Substantivbegriffes oder Casus, welches aber erst durch das Eintreten einer fernerweiten Handlung in die Wirklichkeit übergeht und insofern immer eine genauere örtliche und zeitliche Situationsbestimmung der letzteren in sich enthält. In ähnlicher Weise aber ist auch die Conjunction immer das allgemeine oder unbestimmte Prädicat eines ganzen Satzes, durch welches eine mögliche Situation desselben zu einem anderen Satze angezeigt wird, die aber ebenso erst durch das wirkliche Hinzutreten des letzteren in Thätigkeit übergeht. Alles syntaktische Prädicat ist demnach überhaupt ein dreifaches, einmal der Adjectivbegriff, welcher eine fürsich-

seiende Eigenschaft, dann der Verbalbegriff, welcher eine lebendige Beziehung, endlich aber der der Partikel, welcher eine allgemeine Situation eines Substantivbegriffes oder eines anderweiten feststehenden Theiles der Rede anzeigt.

Der Verbalbegriff, indem er überall den verbindenden Mittelpunkt der Handlung des Satzes bildet, ist deswegen auch der vielgestaltigste und am reichhaltigsten flectirende Theil der Sprache. Im Ganzen aber sind es fünf einzelne Flexionscharaktere, welche sich mit dem Verbalbegriff in der Sprache zu verbinden pflegen, zuerst der Unterschied des Genus nach Activ, Passiv und Medium; zweitens der des Tempus nach Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft; drittens der des Modus, als Indicativ, Conjunctiv, Optativ, Imperativ, Infinitiv und Particip; viertens der des Numerus nach Singular, Dual, Plural; fünftens endlich der der ersten, zweiten, dritten Person der Rede, je nachdem das Subject der Handlung der Redende, der Angeredete oder ein Dritter ist. Diesem letzteren Unterschiede aber ist unter den Flexionsabwandelungen des Nominalbegriffes der des Geschlechtes, da auch dieser immer etwas Menschliches oder Persönliches anzeigt, conform; der Unterschied des Numerus aber ist der Declination und der Conjugation gemein, während bei der ersteren die casuelle Abwandelung der modalen bei der letzteren entspricht. In der Form des Infinitivs aber tritt ein jeder Verbalbegriff in den nominalen Charakter eines Substantivbegriffes, in jener des Particips in den eines Adjectivbegriffes über. In dem Casus des Vocativs aber wird der Nominalbegriff, in dem Modus des Imperativ wird der Verbalbegriff in dem Lichte oder nach der Analogie einer Interjection von der Sprache aufgefaßt. In den sogenannten analytischen Sprachen aber wird die Function der Flexionen vielfach durch Präpositionen, Hilfszeitwörter u. s. w. ersetzt.

Die logische oder geistige Einheit des Satzes bedarf ebenso sehr als die sinnliche des Wortes eines bestimmten Mittels oder Principes für die Regelung der inneren Verhältnisse ihrer einzelnen Theile. Dieses Mittel ist für die Einheit des Wortes der Ton oder Accent, der an sich immer auf die ihrer geistigen Bedeutung nach wichtigere oder entscheidende Sylbe desselben fällt und diese hierdurch als den beherrschenden Mittelpunkt einer ganzen Reihe logisch verbundener Sylben charakterisirt. Die Regeln über den Accent aber sind in den einzelnen Sprachen überall wesentlich verschieden; theils sind es nicht blos die geistigen, sondern auch die physischen Gewichtsverhältnisse der Sylben nach dem Quantitätsunterschiede der Länge und Kürze, durch welche, wie namentlich im Griechischen, die Stellung des Accentes auf den einzelnen Sylben des Wortes bestimmt wird, theils geht auch darüber, welches in jedem einzelnen Falle die geistig wichtigere Sylbe des Wortes sei, die Auffassung der einzelnen Sprachen vielfach aus einander, indem im Allgemeinen entweder, so wie z. B. im griechischen *καλός, καλή, καλόν*, überall die die besondere Stellung oder Modification des Stammes anzeigende Sylbe der Flexion, oder wie im lateinischen **mágnus, mágna, mágnum**, die den materiellen Begriff selbst anzeigende Stammsylbe als die geistig wichtigere oder entscheidende angesehen wird; oft knüpft sich auch an den bloßen Unterschied der Betonung eines Wortes ein entsprechender Unterschied in der Bedeutung desselben an, so wie z. B. im Teutschen durch: übersétzen, die Uebertragung aus einer Sprache in die andere, durch: übersetzen dagegen das Ueberschreiten eines Flusses angezeigt wird; im Griechischen aber ist insbesondere zu bewundern, wie der Accent trotz dem daß er nach seiner Stellung im Worte wesentlich durch die Verhältnisse der Quantität der Sylben bestimmt wird, doch nichtsdestoweniger vollkommen vor einer Vermischung mit dem Principe der Länge der Sylben bewahrt bleibt; so liegt z. B. für uns immer die Versuchung nahe, in dem griechischen Worte *ἔτυπτον*, entweder die erste Sylbe widernatürlich zu verlängern oder den Ton von der ersten kurzen auf die angrenzende lange zweite Sylbe hinübergleiten zu lassen; manche Sprachen ferner, wie z. B. die semitischen, pflegen den Ton auf den Ausgang, die meisten anderen dagegen mehr auf den Anfang der Worte fallen zu lassen u. s. w.; überhaupt aber hängt die Veränderung im Accentuationssysteme der Sprachen wesentlich zusammen mit der fortschreitenden Reduction ihres Flexionsapparates, indem je mehr hier an die Stelle der sinnlichen Bezeichnungsform der grammatischen Beziehungen die geistige der Umschreibung tritt, sowol die durchschnittliche Länge der Worte eine geringere wird als auch überhaupt das rein logische Element in der Sprache mehr und mehr das Uebergewicht gewinnt; jedenfalls aber ist der Accent als solcher durchaus nothwendig, um die Einheit des Wortes als einer geschlossenen Reihe von Sylben oder als des sinnlichen Vertretens eines geistigen Begriffes äußerlich in der Sprache zur Geltung zu bringen; der Regel nach aber hat jedes Wort der Sprache nur eine einzige betonte Sylbe, indem nur unter Umständen bei längeren oder zusammengesetzten Worten neben dem ersten oder Hauptaccent noch ein anderer begleitender oder Nebenaccent unterschieden werden kann; — ähnlich aber wie das Wort bedarf auch der Satz eines gewissen allgemeinen Principes der Regelung seiner Verhältnisse, nur daß hier an der Stelle jenes sinnlichen oder dynamisch-physischen Gewaltmittels der größeren Stärke des Tones ein anderes innerliches oder geistiges Mittel, nämlich die Wortstellung, in diese Function eintritt.

Die Glieder des Satzes, die Worte, sind jedes für sich allein eine selbständige geistige Einheit, während die Glieder des Wortes, die Sylben, für sich allein der abgesonderten Selbständigkeit in diesem ihrem Ganzen entbehren. Das Wort ist ein einheitlicher Organismus oder ein geschlossener Leib seiner einzelnen Glieder, der Sylben; der Satz hingegen ist eine freie Republik oder ein geistiges Gemeinwesen aus seinen einzelnen selbständigen Gliedern, den Worten. Die Stellung der Sylben im Worte ist eine unveränderliche, während die Aufeinanderfolge der Worte im Satze immer eine verschiedene sein kann. Jedes Wort hat in der betonten Sylbe einen festen sinnlichen Mittelpunkt, während der Satz eines

solchen Mittelpunktes durchaus entbehrt und seine Einheit überall nur durch die freien geistigen Verhältnisse seiner Glieder hergestellt wird. Allerdings aber findet sich auch im Satze etwas dem sinnlichen Principe oder Mittel des Wortaccentes Analoges vor, insofern nämlich die einzelnen Worte desselben je nach dem verschiedenen geistigen Gewicht, welches sie zu besitzen scheinen, oft mit einem verschiedenen Grade der Stärke ausgesprochen zu werden pflegen. Nicht selten kann hierdurch auch ähnlich wie bei der verschiedenen Betonung des Wortes ein gewisser Unterschied in der Bedeutung oder im Gedanken ausgedrückt werden. Sogar in der Schrift aber findet in dem Verfahren des Unterstreichens der Worte diese Erscheinung des Satzaccentes zuweilen ihre Vertretung. Immer aber ist es an sich nicht dieses sinnliche *Mittel* der Stärke des Tones, sondern vielmehr das *innerliche* oder geistige der Stellung der Worte, welches zum Zweck der Charakterisirung der Verhältnisse seiner einzelnen Glieder das der geistigen oder logischen Einheit des Satzes specifisch angemessene ist.

Die Gesetze der Wortstellung sind in den einzelnen Sprachen ebenso verschiedene als die über den Accent. Die eine Sprache gestattet im Allgemeinen hierin bei weitem größere Freiheiten als die andere; gegenüber dem vollkommen strengen Gesetze der Wortstellung, wie es im Chinesischen waltet, wo eine jede Veränderung sogleich ein ganz bestimmtes syntaktisches Verhältniß anzeigt, ist namentlich im Lateinischen die Füglichkeit der Gruppirung der Worte eine ungemein ausgedehnte, und es ist hier überhaupt die richtige Handhabung des Princips der Wortstellung bei weitem mehr eine Sache und ein Geschäft der freien künstlerischen Thätigkeit des Styles als ein Mittel für die Ausführung der Regeln und der allgemeinen Zwecke der Syntax, d. h. es knüpft sich an jede einzelne Veränderung in der Stellung der Worte bei weitem weniger der Unterschied eines allgemein logischen oder syntaktischen Verhältnisses als vielmehr nur der einer besonderen Nüance oder Färbung im Ausdrucke des Gedankens an. Während z. B. im Chinesischen das Object der Beziehung durchaus nur nach dem Subject gestellt werden darf, weil diese conventionell angenommene Verschiedenheit der Aufeinanderfolge hier überhaupt das einzige Mittel ist, durch welches das innere oder logische Verhältniß dieser beiden Begriffe angezeigt werden kann, so ist dagegen im Lateinischen auch das Umgekehrte überall da verstattet, wo auf dem Object als solchem irgend ein besonderer Nachdruck liegt oder wo angezeigt werden soll, daß sich die Beziehung des Satzes eben gerade auf dieses Object und nicht auf irgend ein anderes richtet. Ueberhaupt aber haben alle diejenigen Sprachen, welche die verschiedenen Beziehungen und Stellungen der Worte im Satze durch sinnliche Flexionscharaktere auszudrücken gewohnt sind, den Vorzug, daß sie von dem ganzen Principe der Wortstellung in bei weitem größeren Umfange zur Bezeichnung und Vertretung der feineren oder rein stylistischen Nüancen des Denkens Gebrauch zu machen im Stande sind, und es ist wesentlich schon aus diesem Grunde die Wortstellung in den alten Sprachen eine ungleich freiere und mannichfaltigere als in den neueren. Es finden aber auch überall gewisse an sich nothwendige oder aus der Idee des Satzes selbst hervorgehende natürliche Regeln über die Wortstellung statt, die in allen Sprachen die gleichen sind und die in einer jeden einzelnen von ihnen nur in einer anderen Weise umgebildet und weiter modificirt werden. Insbesondere ist es selbstverständlich, daß das Subject im Satze an sich immer die erste Stellung einzunehmen hat, das Verbum oder Prädicat aber die zweite und das Object oder das adjectivische Eigenschaftswort die dritte, da das erste dieser drei Glieder den Ursprung, das zweite die Bewegung, das dritte den Zielpunkt der Handlung des Satzes in sich vertritt; die Stellung der beiden letzten Glieder aber wird namentlich in den alten Sprachen schon vielfach mit einander vertauscht, indem diesem ganzen Verfahren die Anschauung zum Grunde liegt, daß beide zusammen gleichsam ein einziges vereinigtes Prädicat des Subjectes bilden, oder indem die Auffassung der Sprache sogleich auf das Object als den entscheidenden oder charakteristischen Zielpunkt der Handlung des Satzes hineilt und es daher vorzieht, das verbale Prädicat in Gestalt einer bloßen Ergänzung erst nach diesem folgen zu lassen. Hierher wol auch die häufige Auslassung des copulativen Verbalbegriffes in den Sprachen der Alten. Ganz anders als im directen und Aussagesatze ist in der Regel die Wortstellung im indirecten, abhängigen und Fragesatze, indem hier gemeinhin die gewöhnliche Aufeinanderfolge der Worte, zum Zeichen, daß ihre Verbindung nicht eine unbedingt feste oder gewisse, sondern eine noch schwankende, ungewisse oder von Außen her abhängige ist, gewissermaßen auf den Kopf gestellt oder nach der entgegengesetzten Richtung hin umgewandelt zu werden pflegt. Das Verhältniß der Frage insbesondere wird in der Regel neben der Erhöhung des Tones am Schlusse der Rede auch durch ein Vorantreten des Prädicates vor das Subject angezeigt. So macht die Sprache überhaupt von der Wortstellung im weiten Umfange Gebrauch, um hierdurch theils die rein logischen, theils die feineren stylistischen Verhältnisse der Begriffe deutlicher und schärfer zu charakterisiren. Das Wort Weinflasche z. B. hat unter uns einen ganz anderen Sinn als: eine Flasche Wein.

Die gesammten Eigenthümlichkeiten einer jeden einzelnen Sprache bilden ein in sich zusammenhängendes Ganzes, in welchem kein Theil von dem andern abgesondert oder getrennt werden kann. Jede Sprache aber ist in der Totalität ihrer Erscheinungen der lebendige Ausdruck der geistigen Individualität des Volkes, welchem sie angehört; auch bei ihr selbst aber steht ebenso wie bei dem einzelnen Menschen das äußerlich sinnliche und das innerlich geistige Element ihres Baues überall in dem innigsten organischen Verhältnisse zu einander; von einer jeden einzelnen Sprache muß es eine bestimmte Charakteristik geben, wie sich das allgemeine Princip oder die Idee der Sprache überhaupt in ihr als einer einzelnen Besonderheit modificirt; diese Charakteristik

der Sprache aber wird zuletzt wesentlich zusammenfallen müssen mit einer Charakteristik des Geistes des Volkes; es gibt aber näher bestimmte allgemeine Principien, an welche eine jede solche Charakteristik gebunden sein muß und von denen aus das Eigenartige jeder einzelnen Sprache einer geordneten Beurtheilung unterzogen werden kann. In der Erschaffung eines reichhaltigen Flerionssystemes drückt sich von Anfang an ein anschaulicher, plastisch lebendiger Sinn des Volkes, in der späteren Durchbrechung der Flerionen durch die Mittel der logischen Umschreibung das allmälige Ueberwiegen des denkenden Verstandes aus; die eigenthümliche Mischung des Lautelementes aber bildet gleichsam die äußere Farbe oder das unmittelbare sinnliche Colorit einer Sprache; die weichere oder härtere, feiner specialisirende oder mehr gleichförmig monotone Weise des Accentes aber deutet immer auf eine besondere Art des inneren Gemüthslebens, die einfachere oder künstlich verschlungenere Art des Satzbaues und der Wortstellung auf die geistige Bildung und die ganze Eigenthümlichkeit des Gedankenganges eines Volkes hin.

Einen besonderen Anhang zu der Syntar einer jeden Sprache bildet gemeinhin die Rhetorik oder die sogenannte Lehre vom Styl. Das ganze Element des Styles aber steht zu der geistigen Seite der Sprache oder inwiefern dieselbe der Ausdruck des logischen Denkens ist, in einem ähnlichen Verhältnisse als die Erscheinung des Versmaßes zu der ihres sinnlichen oder physischen Baues; wie die Metrik einer Sprache eine Fortsetzung und Ergänzung ihrer Etymologie, so ist die Rhetorik oder Stylistik eine solche ihrer Syntar; das Versmaß und der Styl sind die beiden künstlerischen Gestalten oder Erscheinungsformen an der Sprache; auch der Styl der Sprache aber hat ebenso wie das Versmaß gewisse allgemeine Eigenthümlichkeiten, Gattungen und Regeln; für die gebildete prosaische Rede ist das Element des Styles im Allgemeinen von der gleichen Bedeutung als für die poetische das Versmaß; die Wissenschaft vom Styl kann daher auch nur ähnlichen Principien unterliegen als diejenige vom Versmaß.

Unter dem Begriffe des Styles in der Sprache wird an und für sich alles dasjenige verstanden, was über das Bedürfniß der strengen und unmittelbaren Bezeichnung eines bestimmten Gedankeninhaltes hinausliegt, insofern sich dasselbe innerhalb der allgemeinen Grenze der grammatischen und lexikalischen Richtigkeit des Gebrauches der Sprache bewegt. Für einen jeden bestimmten Stoff oder Inhalt des Denkens ist an sich in der Sprache immer eine gewisse mehrfache Möglichkeit oder Füglichkeit seines allgemein verständlichen und richtigen Ausdruckes gegeben, welche sich theils auf die Wahl der Worte selbst, theils auf die Art und Weise ihrer Stellung oder Verbindung unter einander gründet; diese ganze Mannichfaltigkeit des sprachlichen Ausdruckes als solchen aber bildet das Gebiet oder den natürlichen Spielraum des Styles; es hat aber der Begriff des Styles hierbei im Grunde ganz die nämliche Bedeutung als in welcher derselbe auch sonst im Reiche und bei den verschiedenen einzelnen Gattungen der Kunst gebraucht zu werden pflegt; bei der Aufführung eines Gebäudes z. B., bei einem Gemälde oder in der Musik ist an sich immer eine gewisse Menge von Möglichkeiten oder Variationen gegeben, wie ein bestimmter künstlerischer Zweck erreicht oder wie eine allgemeine ästhetische Idee durch die Verwendung der gegebenen Mittel und Formen in das Leben eingeführt oder realisirt werden kann; eine bestimmte, sich hierin zu erkennen gebende Gleichmäßigkeit aber bildet der Styl, welcher also immer etwas über den reinen Begriff und den nothwendigen Zweck der Sache als solcher Ueberschüssiges ist und in dem daher immer die besondere Subjectivität und Individualität des auffassenden und darstellenden Künstlers sich zu bethätigen oder zu ihrem natürlichen Ausdrucke zu gelangen Gelegenheit findet; immer also ist ein jedes wirkliche Kunstwerk die Erscheinung eines Doppelten, einmal einer allgemeinen künstlerischen Idee, eines rein geistigen ansichseienden Motives oder Zweckes, andererseits aber einer besonderen, diese Idee in sich aufnehmenden oder in der Art und Weise ihrer Durchführung aus sich reflectirenden menschlichen Subjectivität; ebenso aber ist auch in aller wirklichen Rede an sich immer etwas Doppeltes enthalten, einmal eine bestimmte objective oder an sich gegebene Materie und Substanz des Denkens; andererseits aber eine gewisse, auf die Individualität des Redenden als solche hindeutende Art und Weise ihrer besonderen sprachlichen Umkleidung oder ihres formalen stylistischen Ausdruckes; der Styl in der Sprache aber ist, wie schon gemeinhin sprüchwörtlich gesagt wird, mehr als etwas Anderes die unmittelbare sinnbildliche Erscheinung der geistigen Individualität des Menschen selbst; das stylistische Element in der Sprache ist insofern dasjenige, welches auch dem rein Individuellen des menschlichen Geistes Eingang und Ausdruck in sich verstattet; der Inhalt der Sprache an sich ist immer etwas Allgemeines und rein Geistiges, ein logischer Gedanke, und es tritt eigentlich ein jeder, der die Sprache handhabt, hierdurch aus der unmittelbaren Besonderheit seines eigenen individuellen Wesens und Anschauens heraus; im Styl aber schließt die Sprache auch die Individualität des Einzelnen selbst mit in sich ein oder es ist derselbe das die Allgemeinheit des Denkens mit der Besonderheit des persönlichen Anschauens ausgleichende und zur Versöhnung bringende Princip in dem Systeme der Einrichtungen der Sprache.

Es ist aber der Styl in der Sprache ein verschiedener nicht blos nach der persönlichen Individualität des Redenden, sondern auch nach den einzelnen objectiven Gattungen oder Anwendungsgebieten der Rede selbst, dem dichterischen, oratorischen, wissenschaftlichen Gebrauche u. s. w. Ganz ebenso wie das Versmaß sich modificirt nach den verschiedenen Bedürfnissen oder nach dem besonderen Inhalte der einzelnen Gattungen der Poesie oder sowie das epische Versmaß ein anderes ist als das dramatische u. s. w., ebenso auch der Styl; allerdings aber sind die ganzen Regeln und die verschiedenen be-

sonderen Eigenthümlichkeiten des Styles von einer weit weniger bestimmten und festen oder in allgemeine Begriffe zu fassenden Art als jene des Versmaßes; alle künstlerische Decoration oder malerisch ausführende Verzierung des in der Sprache vor uns erscheinenden Denkens ist an sich diese doppelte, die metrische und die stylistische, von denen jene in einer Benutzung der sinnlichen, diese in einer solchen der geistigen Verhältnisse und Einrichtungen der Sprache besteht; alles Versmaß aber und aller Styl kann doch zuletzt nur den Zweck haben, eine anmuthigere Verschönerung oder höhere und vollkommnere Illustrirung des Gedankeninhaltes der Sprache zu bilden. — Eben hierin aber zeigt sich ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiden allgemeinen Gattungen der Verzierung oder des künstlerischen Schmuckes der Rede; denn während das Versmaß an sich nie dem einzelnen Gedanken als solchem zum Ausdruck oder zur verzierenden Umhüllung dient, sondern es immer nur das allgemeine ästhetische Motiv des ganzen Gedichtes oder der Dichtungsgattung ist, welches in ihm dem sinnlichen Verständnisse gleichsam nahe gerückt und vorgeführt wird, so besteht dagegen die wahre und eigentliche Aufgabe des Styles der Rede immer darin, jeden einzelnen Gedanken als solchen oder in dem, was er an sich ist, in der möglichst deutlichen, geschmackvollen und präcisen Weise in die Erscheinung treten zu lassen, und es ist durchschnittlich immer derjenige Styl der beste, welcher sich am Unmittelbarsten und Genauesten an die darzustellende Substanz des geistigen Gedankens selbst anschließt. Während jedes Versmaß an sich eine Verallgemeinerung des einzelnen Gedankens ist, indem es denselben gleichsam auf eine höhere und feierlichere Stufe seines ganzen sinnlichen Eindruckes erhebt, so besteht dagegen das Wesen des Styles vielmehr in einer genaueren und aufmerksameren Specialisirung oder Durcharbeitung des einzelnen Gedankens in sich selbst. Das Versmaß ferner ist an sich immer etwas außerhalb der Rede oder des Denkens Stehendes, indem es in Gestalt einer erschwerenden sinnlichen Fessel wie von einer anderen Seite aus zu demselben hinzutritt; der Styl dagegen ist wesentlich immer eine Form, die der Gedanke selbst in einer unmittelbaren Weise an sich trägt oder die keiner von diesem letzteren selbst unabhängigen eigenthümlichen gesetzlichen Regel unterliegt. Während das Versmaß immer eine ganz bestimmte und fest in sich ausgebildete Technik besitzt, so ist dagegen das Princip für den Styl immer nur in seinem genauen und directen Anschluß an den darzustellenden Gedankeninhalt gegründet; einen guten Styl zu schreiben ist deswegen auch immer weit schwerer als gute, d. h. metrisch richtige oder technisch vollkommene Verse zu bilden, weil eben jener etwas unmittelbar mit dem Gedanken Zusammenhängendes und wesentlich zugleich mit ihm in der Seele Entstehendes ist; die stylistische Kunst ist immer bei weitem mehr eine Sache der freien persönlichen Individualität, während dagegen bei der metrischen der einzelne Dichter sich durchaus an die Beobachtung eines allgemeinen außer ihm stehenden Gesetzes gebunden sieht; das Wesen des Styles ist durchaus Freiheit und Individualität, das des Versmaßes dagegen strenge Unterordnung des Denkens unter ein äußeres objectives Gesetz; — ebenso aber wie eine jede Sprache im Allgemeinen die natürliche Ausdrucksweise des besonderen geistigen Lebens eines ganzen Volkes, so ist die Verschiedenheit des Styles dasselbe für das persönliche Individuum.

Für die Verschiedenheiten des Styles gelten im Allgemeinen ganz ähnliche Regeln und Bestimmungen als für diejenigen des Versmaßes, indem ebenso als ein jedes Versmaß sich durchschnittlich entweder mehr an den gewöhnlichen Takt und die unmittelbare natürliche Erscheinungsgestalt der Sprache anschließt oder sich weiter von derselben entfernt, so auch ein jeder Styl entweder in einer strengeren und genaueren Weise den darzustellenden Gedankeninhalt aus sich hervortreten läßt oder denselben in einer üppigeren und schmuckvoll gewählteren Art zur Geltung zu bringen versucht. So wie jedes Versmaß, so ist auch jeder Styl entweder ein mehr nüchterner, ernster und strenger oder ein mehr schwunghafter, feierlicher und pathetisch erhabener. Der Styl in der Mathematik z. B. ist in der strengsten Weise bedingt durch die Objectivität des darzustellenden Gedankeninhaltes selbst, während auf allen Gebieten der freieren und mehr genialen Gedankenproduction sowol die Mannichfaltigkeit als auch die malerische Ueppigkeit und Beweglichkeit des Styles eine größere wird. Auch gibt die eine Sprache sehr häufig einer bei weitem größeren Mannichfaltigkeit des stylistischen Gedankenausdruckes Raum als die andere; sowie z. B. im Teutschen die Verschiedenheit des Styles bei den einzelnen Schriftstellern eine bei weitem größere zu sein pflegt als im Französischen, wo ein gewisses festes Gesetz der Convention, verbunden mit der sonstigen strengen Regelmäßigkeit und verhältnißmäßigen Armuth der Sprache, dem persönlichen Gedankenausdrucke des Individuums eine ungleich engere Grenze steckt. Wenn aber die äußere sinnliche Kunstform des Versmaßes durch sich selbst schon eine gewisse Verschiedenheit und ein anderes Princip für die Beurtheilung des sprachlichen Styles aus sich bedingte, so ist auch nach der entgegengesetzten Seite hin nicht wol zu verkennen, wie ein jeder edle, schöne und wahrhaft gebildete Styl der Rede sich auch schon gewissermaßen äußerlich in einem bestimmten Wohlklange der Perioden, in zu einander passenden Lautverbindungen und Sylbenverhältnissen der Worte u. dgl. zu erkennen gibt. Auch der Stylist kann ebenso wenig wie der Versbildner die Sprache ganz nach seinem eigenen Gutdünken verwenden oder gestalten, sondern er ist ebenso wie dieser hierbei auf eine genaue Beobachtung und geschickte Benutzung der ganzen Verhältnisse, Anklänge und Bedingungen derselben angewiesen.

III. Die Geschichte der Grammatik.

Die Grammatik hat so wie alles Menschliche eine Geschichte, deren Erkenntniß zu einer vollständigen Ueber-

sicht der ganzen in sie einschlagenden Verhältnisse nicht entbehrt werden kann. Gerade in der gegenwärtigen Zeit aber ist in Folge der der jüngsten Vergangenheit angehörenden Entdeckungen über die Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen in dieser Geschichte ein durchgreifend entscheidender Wendepunkt eingetreten; die Grammatik hat sich unter uns wie mit einem Schlage zu etwas vollkommen Anderem erhoben als was sie früherhin war; so wenig vollendet und in sich abgeschlössen aber die neueren Entdeckungen über die Sprache zur Zeit bereits sind, so sehr ist doch jetzt wenigstens der ganze principielle Standpunkt für die Auffassung der Grammatik ein neuer und anderer geworden; nur von der Höhe eines gewissen erreichten allgemeinen und an und für sich wahren Zieles aus aber kann die ganze frühere Entwickelung einer Wissenschaft mit Sicherheit und Ruhe zu überblicken versucht werden; die Zeit für die Geschichtsschreibung der Grammatik ist daher erst jetzt, wie es scheint, gekommen; diese ihre historische Betrachtung aber ist zugleich ein wesentliches Mittel für die Orientirung in ihren ganzen gegenwärtigen Verhältnissen und für die Beantwortung der Frage nach ihrer etwaigen Weiterbildung in der Zukunft.

Die ganze Geschichte der Grammatik steht zunächst in dem genauesten Zusammenhange mit derjenigen ihres höheren Ganzen, der Philologie oder der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache überhaupt. Die Grammatik ist an sich ein integrirendes Glied in dem ganzen Apparate des philologischen Wissens und sie berührt sich hier insbesondere genau mit der Thätigkeit der Hermeneutik und der Kritik; — außerdem aber ist sie auch eine Anstalt, die für das ganze weitere Bildungsleben eines großen Theiles des Volkes eine hervorragende Bedeutung und ein besonderes Interesse besitzt; nicht blos daß ein jeder unter den Gebildeten der entweder aus praktischen oder aus rein geistigen Gründen eine fremde Sprache zu erlernen sich bestrebt, hierzu der Beihilfe der Grammatik nicht wohl entbehren kann, so bildet auch eine gewisse, wenn gleich dürftige Bekanntschaft mit der Grammatik einen wesentlichen Bestandtheil des allgemeinen elementarischen Unterrichtsstoffes des Volkes überhaupt; einer gewissen Berührung mit der Grammatik kann sich kaum irgend einer, der nur den ersten Grad der geistigen Erudition genossen hat, entziehen; insbesondere aber bildet für unsere ganze höhere gelehrte Bildung die genaue und umfassende Kenntniß der Grammatik die allgemeinste und nothwendigste Grundlage; jeder, der unter uns zum Gelehrtenstande gehört, ist zuerst und vor allem Anderen ein grammatisch Geschulter; alle diejenige formale Gewandtheit oder Geschmeidigkeit des Geistes, wie sie zum Betriebe aller einzelnen Arten der wissenschaftlich gelehrten Berufsthätigkeit erfordert wird, wird vor allem Anderen durch die von der Grammatik ausgehende natürliche Gymnastik des Denkvermögens erworben; die Grammatik erstreckt ihre Wurzeln weithin in dem ganzen Umfange des geistigen Lebens und der Bildung; deswegen kann auch die ganze Entwickelungsgeschichte der Grammatik streng genommen nicht blos als ein Zweig des engeren technischen Wissensgebietes der Philologie, sondern zugleich als ein solcher der allgemeinen Geschichte der geistigen Erudition und Bildung des Menschengeschlechtes überhaupt aufgefaßt werden, wenn gleich ihre innere Entstehung und allmälige Feststellung selbst vorzugsweise mit der Geschichte des allgemeinen Wissens von der Sprache sich im Zusammenhange befindet.

Die Geschichte der Grammatik zerfällt in übereinstimmendem Anschluß an die allgemeine Gliederung der Geschichte des Wissens und der geistigen Bildung überhaupt in die beiden Perioden der alten und der neuen Zeit. Die ganzen Verhältnisse aber, in die sich die Grammatik bei den Alten gestellt fand, waren zum Theil wesentlich andere als bei uns; zunächst war im Alterthume zuerst überhaupt die Aufgabe gestellt, die Grammatik als solche im Sinne eines bloßen Grundrisses der allgemeinen Formen der Sprache als etwas an sich noch gar nicht Vorhandenes zu entdecken, während die neue Zeit dieselbe in eben dieser Eigenschaft als etwas Ausgebildetes oder Fertiges aus dem Alterthume überkommt und ihre ganze eigene Thätigkeit sich nur auf die weitere Vollendung und Ausarbeitung ihres Inhaltes richtet; sodann war bei den Alten die ganze Beschäftigung mit der Grammatik weit mehr eine bloße Sache der eigentlichen Gelehrten oder der wissenschaftlichen Techniker, während bei uns jeder irgendwie Gebildete einen gewissen Antheil und eine bestimmte Kenntniß von derselben besitzt; endlich aber war es bei den Alten ganz ausschließend die eigene Sprache, welche das Object der grammatisch wissenschaftlichen Forschung bildete, während es bei uns theils vorzugsweise bestimmte andere fremde Sprachen sind, an denen sich das Bewußtsein über die grammatischen Formen entwickelt, theils auch allmälig alle Sprachen überhaupt wissenschaftlich erkannt und durchforscht werden. Das ganze Verdienst des Alterthumes um die Grammatik aber ist deswegen verhältnißmäßig durchaus kein geringeres als das unserer eigenen Zeit; es war eine bedeutende und schwierige Aufgabe, die Sprache oder das lebendige Ganze der Rede zuerst zu zerlegen in ihre einzelnen allgemeinen Bestandtheile und Formen; die bloße Aufstellung der formellen Grammatik oder des Systemes derjenigen Begriffe und Kategorien, von denen der ganze Organismus der logischen Rede bedingt und beherrscht wird, war das Ziel oder Problem für die ganze Geschichte des Wissens von der Sprache im Alterthume; die neue Zeit dagegen hat an der Aufstellung der materiellen Grammatik oder des Inbegriffes derjenigen Gesetze, von denen die Gesammtheit aller einzelnen oder wirklichen Erscheinungen der Sprache im weitesten Umfange des Wortes beherrscht wird, ihre entsprechende Aufgabe; das Denken des Alterthumes bezog sich nur auf die reine Idee der Sprache schlechthin, während die wissenschaftliche Forschung der neuen Zeit den ganzen Umfang aller geredeten Sprachen in ihren Bereich einschließt; dort war es ebenso nur der bloße abstracte Grundriß der sprachlichen Formen an sich, hier dagegen ist es die

ganze empirische Wirklichkeit der Erscheinungen der Sprache, deren Begreifen das Ziel des wissenschaftlichen Erkennens von derselben bildet.

Ist aber die Grammatik an sich ein integrirender Bestandtheil des höheren Ganzen der Philologie, so ist eben diese letztere Wissenschaft als solche oder dem strengen und technischen Sinne des Wortes nach etwas, das der neueren Zeit in ganz specifischem Unterschiede von jener des Alterthumes eigenthümlich ist, oder für welches sich in der letzteren mindestens immer nur eine gewisse unvollkommene und dürftige oder nicht ganz zureichende Analogie findet. Zwar war allerdings wol das ganze Verhältniß, in welches sich die späteren alexandrinischen und römischen Gelehrten oder Grammatiker des Alterthumes zu der früheren classischen Literatur und insbesondere zu dem Texte und der Sprache der Homerischen Gesänge gestellt hatten, ein seinem allgemeinen Charakter nach der Stellung unserer heutigen oder modernen Philologen zu den Texten und der ganzen Sprache des Alterthumes analoges; so wie jetzt, so wurden auch damals die überlieferten Texte kritisch und grammatisch erklärt, emendirt und commentirt; die hermeneutisch kritische Thätigkeit in Bezug auf das Einzelne der sprachlichen Erscheinungen ging auch damals schon mit dem allgemeinen grammatischen Bewußtsein über die Gesetze und Regeln der Sprache überhaupt Hand in Hand und wurde wesentlich nach diesen letzteren gehandhabt oder zu gestalten versucht; in einem gewissen Sinne des Worts mag daher auch schon im Alterthume von einer Philologie gesprochen oder es mag der erste Anfang auch dieser Wissenschaft wie der so vieler anderen in jene frühere Zeit verlegt werden; — dasjenige aber, was unsere neuere Philologie immer ganz specifisch von jener früheren Thätigkeit der Alexandriner unterscheidet, ist dieses, daß das Object derselben von Anfang an nicht wie hier die eigene, sondern eine fremde Sprache und eine einem ganz anderen Culturkreise angehörende Literatur gewesen ist; der ganze eigentliche oder technische Begriff der Philologie war unter uns zuerst und eine ganze lange Zeit hindurch vollkommen gleichbedeutend mit dem der wissenschaftlichen Thätigkeit in Bezug auf die Sprache, Literatur, Cultur und Geschichte des Alterthumes; nachdem aber in der neuesten Zeit dieser ganze Begriff insofern eine weiter ausgedehnte Bedeutung gewonnen hat, als neben dem Alterthume auch andere Cultur- und Literaturkreise der Erde und der Geschichte, der Orient, das Mittelalter u. s. w. unter vorwiegendem Anschlusse an die Erkenntniß der Sprache in technisch wissenschaftlicher oder gelehrter, d. i. philologischer Weise durchforscht und bearbeitet worden sind, so ist es mindestens immer das Moment einer streng geregelten und allseitig erschöpfenden Erkenntniß des Gesammtumfanges der Erscheinungen der Sprache, der Literatur, Cultur und Geschichte eines bestimmten gebildeten Volkes, wodurch das Specifische und eigentlich Charakteristische dieses ganzen Begriffes für uns constituirt wird; den Alexandrinern aber und jenen ganzen späteren Gelehrten des Alterthumes konnte ihre eigene Sprache und die frühere classische Literatur ihres Volkes durchaus nicht in demjenigen Umfange und in derjenigen vollen Bedeutung des Wortes wissenschaftlich gegenständlich werden, als dieses unseren Philologen das Alterthum oder irgend ein sonstiges Zeitalter der Geschichte geworden ist; auch unsere neuere teutsche oder germanische Philologie aber ist dasjenige, was sie ist, doch immer nur durch eine Uebertragung der im Schooße der eigentlichen antiken oder classischen Philologie ausgebildeten wissenschaftlichen Methoden oder Principien geworden; der ganze Begriff der Philologie hat durchaus die volle wissenschaftliche Objectivität oder Gegenständlichkeit des ganzen Umfanges der Erscheinungen einer Sprache zur Voraussetzung, was zunächst immer nur bei einer fremden und nicht bei der eigenen Sprache geschehen kann; das Charakteristische unserer neueren classischen Philologen aber war von Anfang an dieses, daß sie in ihrem geistigen Denken und Anschauen durchaus in dieser ihnen an und für sich fremden Sprache, Bildung und Weltbetrachtung des Alterthumes lebten, wodurch allein jenes volle und feine Verständniß aller Erscheinungen der Sprache, was zum wahren Begriffe eines Philologen gehört, erzielt werden konnte; — der ganze Standpunkt jener Alexandriner aber war in der Hauptsache doch mehr der von bloßen Literatoren, d. i. von solchen Gelehrten, denen es um das Verständniß und die nähere Erläuterung der in sprachlicher Beziehung an sich schon zugänglichen Texte der Literatur ihres eigenen Volkes zu thun ist, wo demnach zunächst immer nur das Schwierigere und eigentlich Controverse der Sprache in den Kreis der Beachtung einzutreten pflegt. Der technische Name für die ganze Art und Weise ihrer Thätigkeit war allerdings der von Grammatikern; dieser Ausdruck aber bezeichnete noch nicht sowol wie bei uns die rein theoretische oder allgemein wissenschaftliche Stellung zur Sprache als solche, wie vielmehr den ganzen Umfang der sprachlich literarischen Forschung und Thätigkeit überhaupt; die Alexandriner waren in einem gewissen Sinne zugleich Grammatiker, Literatoren und Philologen, oder es verband sich bei ihnen das allgemeine wissenschaftliche Interesse an der Sprache noch in einer unmittelbaren Einheit mit demjenigen an den Erzeugnissen der Literatur und mit dem an der kritischen Gestaltung des Textes; in der neueren Zeit tritt dieses Dreifache ungleich bestimmter aus einander; wer eine theoretische Sprachlehre verfaßt, ist ein Grammatiker, wer etwa eine Abhandlung über Lessing oder Shakespeare schreibt, ist ein Literator, wer eine kritische Ausgabe eines alten Textes veranstaltet, ist ein Philolog; — die ganze Erscheinung der Alexandriner aber findet eine erklärende Ergänzung durch die Parallele mit den Grammatikern der Indier, ferner wol auch der Araber, der Chinesen und gewisser anderer Völker; überall tritt in dem späteren Lebensalter der Völker, nachdem die Kraft der eigentlich frischen und jugendlichen Production erloschen ist, ein solches Stadium ein, wo ihnen ihre ganze frühere Literatur und die gesetzmäßige Eigenthümlichkeit ihrer Sprache bis zu einem gewissen Grade gegenständlich zu werden anfängt oder

wo sich der denkende und reflectirende Verstand derselben zu bemächtigen versucht; die indischen Grammatiker waren sogar, wie es scheint, in mancher Beziehung noch gelehrter als die Alexandriner, und namentlich war das eigentlich grammatische oder rein theoretische Moment bei ihnen in gewissen Punkten vollkommener entwickelt und stärker vertreten, indem sie insbesondere die Worte der Sprache in systematischer Weise ähnlich wie unsere Etymologen auf ihre einfachen Wurzeln zurückzuführen versuchten; — überall aber trägt diese ganze Stufe der späteren grammatischen Sprach- und Literaturbetrachtung eines Volkes etwas Mattes, Ueberlebtes und Greisenhaftes an sich; die neuere Philologie dagegen war von Anfang an vielmehr eine frische, jugendliche und kräftig aufstrebende Richtung des Geistes, indem durch die wissenschaftliche Berührung mit dem Alterthume die neuere Zeit sich gleichsam in sich selbst wiederum zu verjüngen und neu zu beleben versuchte; die ganze culturhistorische Bedeutung unserer neueren Philologie war von Anfang an wesentlich die einer verbindenden Brücke unseres eigenen neueren Culturlebens mit jenem früheren des Alterthumes; das Alterthum selbst aber konnte eine derartige Richtung nicht aus sich entwickeln, weil eben seine ganze Cultur eine rein urwüchsige, nur auf sich allein beruhende war, während dagegen die neuere sich vorzugsweise durch jenes vermittelnde Band der Philologie an die des Alterthumes selbst als eine Fortsetzung anschließt. Gerade in diesem Sinne aber ist die Philologie als solche eine der neuen Zeit specifisch eigenthümliche und dem Alterthume fremd gebliebene Richtung des Geistes. Es wird aber eben durch die verschiedenen Zweige der Philologie in unserer neueren Zeit, die classische, die mittelalterliche, die orientalische, das ganze geistige Bildungsleben dieser anderen Zeiten und Abschnitte der Geschichte unter uns vertreten, und es gründet sich wesentlich hierauf der ganze höhere und universell historische oder allgemein menschliche Charakter unserer Wissenschaft und Bildung.

Wenn unter uns die ganze Entwickelung der Grammatik wesentlich nur in dem Lichte eines einzelnen Zweiges der Geschichte der Philologie im Ganzen erscheinen kann, so war dagegen im Alterthume die erste Entstehung derselben durchaus eine von dem Zusammenhange mit diesem letzteren Gebiete als einem zuerst noch gar nicht vorhandenen unabhängige, und es war hier vielmehr vorzugsweise der Einfluß von Seiten der Philosophie, durch welchen die Ausbildung der Grammatik zuerst vorbereitet und angeregt wurde. In der neueren Philologie ist bei ihrem ersten Auftreten im Zeitalter der Reformationsbewegungen oder der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften von Anfang an durchaus das erklärend-kritische und das künstlerisch-reproductive, überhaupt also das in dem unmittelbaren und lebendigen Umgange mit den einzelnen Erscheinungen der Sprache bestehende Element das vorherrschende gewesen; die eigentliche Blüthe der neueren Grammatik oder der allgemein wissenschaftlichen theoretischen Betrachtung der Sprache nimmt erst in der mit dem Ende des 18. Jahrh. beginnenden geistigen Bewegungsepoche ihren Anfang oder es erfährt erst hier der aus dem Alterthume überkommene abstracte und dürftige Schematismus der grammatischen Formen und Regeln eine durchgreifende principielle Umgestaltung und umfangreicher ausgedehnte Erweiterung; hier, in der neuen Zeit, war die Philologie im Sinne der bloßen Erklärung und Kritik, wesentlich früher als die Grammatik, und es hat sich die letztere vorzugsweise nur unter Anschluß und als eine höhere Fortsetzung aus ihr entwickelt; das Alterthum dagegen war von Anfang an durchaus einer abstract theoretischen oder rein philosophischen und grammatikalischen Betrachtung der Sprache zugewandt und es trat hier erst am Schlusse, bei den Alexandrinern, eine der eigentlichen Philologie conforme erklärend kritische Richtung oder Thätigkeit hervor; daher hat in einem gewissen Sinne bei den Neueren die Grammatik sich aus der Philologie, bei den Alten aber umgekehrt die Philologie als Erklärung und Kritik sich aus der Grammatik entwickelt, oder es war, wie bei den letzteren das abstract theoretische, so bei den ersteren das empirisch praktische Element das frühere und dasjenige, von dem alle weitere Betrachtung der Sprache ihren Ausgang nahm; — der bloße Begriff der Sprache als solcher ist es, von dem aus das Alterthum den Eingang in die Unterscheidung ihrer allgemeinen Formen findet; hier war alle Grammatik zuerst nur eine ganz abstracte, rein formale oder philosophische; auch in der neuen Zeit aber ist doch immer, nicht ganz unähnlich wie im Alterthume, aller allgemeine, innerlich geistige und principielle Fortschritt der Grammatik einem wesentlichen Theile nach eine Folge und ein Resultat der universell wissenschaftlichen und philosophischen Gedankenbewegung gewesen; das Alterthum faßt die Untersuchungen über die Sprache zuerst durchaus auf als einen Theil und einen Anhang zur Philosophie; wie die Principien der Naturwissenschaft, so waren auch diejenigen der Sprachwissenschaft zu Anfang in der Philosophie bei den Griechen enthalten; so wie aus den abstracten Speculationen der ältesten Metaphysik die spätere Naturwissenschaft, so geht aus der abstracten Sprachphilosophie die spätere Grammatik hervor; überall richtet sich das erkennende Bestreben zuerst auf die allgemeinen Principien und dann auf den concreten Inhalt der Sachen; vorwiegend aber ist im Alterthume alles Wissen ein philosophisches, in der neuen Zeit ein empirisches; immer aber findet trotzdem auch in der neuen Zeit noch ein gewisses wesentliches Band des Zusammenhanges zwischen der Geschichte der Grammatik und der des allgemeinen philosophischen Denkens statt.

Alle erkennende Betrachtung der Sprache kann nothwendig nur unter gewissen gegebenen Bedingungen und Voraussetzungen ihren Anfang nehmen. Denn wol ist alles Andere leichter dazu gemacht, dem Bewußtsein des Menschen gegenständlich zu werden als gerade die Sprache; denn eben diese ist ja an sich identisch mit dem Bewußtsein selbst; — auch nimmt bei den Griechen

alles andere Wissen seinen ersten Ausgang von der Betrachtung der Natur oder der der sinnlichen Auffassung zugänglichen Objectivität; alle Philosophie der Griechen ist vom ersten Anfange an Nichts als Naturphilosophie und erst von der Untersuchung der natürlichen Erscheinungen aus wird das Denken allmälig zurückgetrieben zur Betrachtung seiner selbst und seiner eigenen geistigen Innerlichkeit; hiermit aber stand auch der erste Beginn alles Bewußtseins über die Sprache in Verbindung; nicht direct, sondern blos indirect wurde der menschliche Geist zuerst dazu hingeleitet, sich selbst und sein inneres Denken, sowie die mit diesem verbundene Erscheinungsgestalt der Sprache zu einem Gegenstande der Untersuchung zu machen; der philosophische Geist der Griechen wendet sich erst da der Betrachtung der eigenen Innerlichkeit des Menschen zu, wo der Zweifel an der Erkennbarkeit der Gründe der sinnlichen Natur aus dieser selbst in ihm entsteht oder wo die Frage nach den Principien des Erkennens vor derjenigen nach den Principien des Seins in den Vordergrund zu treten anfängt; durch die Lehre der Eleaten wurde das sinnliche Sein als in sich widersprechend oder als mit dem allgemeinen Gesetze des Denkens nicht vereinbar bezeichnet; hierdurch war man irre geworden an der Realität oder Wahrhaftigkeit des sinnlichen Augenscheines der Dinge; nur der innere Gedanke allein erschien als der wahre und sichere Führer zum Begreifen der Welt; es war ein Bruch hervorgetreten zwischen der sinnlichen Anschauung und dem Vermögen des logischen Denkens, dieses letztere aber als das höhere und zuletzt allein entscheidende festgestellt worden; in der Entwickelung der griechischen Philosophie also ist ein bestimmter Punkt gegeben, wo dieselbe naturgemäß zur Untersuchung des Denkvermögens hingeführt wird; eben hierin aber war auch die erste Vorbedingung für die Erforschung der Sprache gegeben.

Denken und Sprache waren nach der allgemeinen Auffassung der Griechen wesentlich eines und dasselbe oder es wurden beide noch nicht so, wie es gemeinhin in der neueren Zeit geschieht, als in einem gewissermaßen fremden und gleichgültigen Verhältnisse zu einander stehend erblickt. Es gab für beides zunächst nur eine und dieselbe Bezeichnung, die des *λόγος*, welche theils das Denken insofern als es an die Worte der Sprache gebunden ist, theils die Sprache insofern als sie Ausdruck des Denkens ist, in sich vertrat; für das innere Denken allein aber gab es außerdem noch etwa den Ausdruck der *διάνοια*, für die Sprache aber in ihrer physischen Beschaffenheit den der *γλῶσσα;* in unserem Sprachgebrauche aber begrenzen sich die beiden Ausdrücke Denken und Sprache für die doppelte innerliche und äußerliche Seite desselben Processes in einer weit genaueren und schärferen Weise mit einander; — von Anfang an hat überhaupt kein Volk in der Regel ein Wort in seiner Sprache, welches den inneren Vorgang des Denkens seinem specifischen Charakter einer logischen Begriffsverknüpfung nach rein als solchen oder unabhängig von der äußeren Form der Rede bezeichnete, weil theils überall nur die letztere das unterscheidende Merkmal desselben bildet und weil anderntheils dem natürlichen Menschen überhaupt die ganze rein innerliche oder abstracte Verstandesreflexion wesentlich fremd ist und er alle seine inneren Vorstellungen sogleich unmittelbar in den Worten der Sprache von sich zu strömen pflegt; in der Sprache gewisser Wilden hat man daher für diesen ganzen rein innerlichen Vorgang des Denkens keinen anderen Ausdruck aufzufinden vermocht als den des: Sprechens im Bauche. — Für uns bezeichnet Denken ganz bestimmt die rein innere Operation der logischen Begriffsverknüpfung als solche, Sprache aber die Art und Weise ihres geordneten und gemeinverständlichen Ausdruckes; deswegen können wir uns beides auch weit bestimmter als getrennt und nicht nothwendig mit einander zusammenhängend vorstellen; das ganze Verhältniß, in welchem Denken und Sprache oder die innere logische Operation selbst und ihr äußerer conventioneller Ausdruck zu einander stehen, hat daher auch die neuere Philosophie und Forschung weit öfter und ausführlicher beschäftigt als jene der Alten, für welche beide wesentlich als identisch und untrennbar verbunden erschienen; Logik und Grammatik, oder die Lehre vom Denken und die von der Sprache, stehen in der neuen Zeit in einem weit ferneren und gleichgültigeren Verhältnisse zu einander als im Alterthume; Ansichten wie die, daß der Mensch die Sprache erst späterhin und unabhängig vom Denken zur Bezeichnung des letzteren gleichsam kunstmäßig erfunden habe, waren bei den Griechen wegen der doppelsinnigen Bedeutung des Wortes *λόγος* kaum möglich; die neuere Philosophie spricht vielfach vom Denken, ohne auf den nothwendigen Zusammenhang desselben mit der Sprache auch nur entfernt zu reflectiren; so sind vielfach die in einer bestimmten Sprache von Anfang an gegebenen Worte für die ganze Auffassung der Dinge in denselben wesentlich entscheidend; — in den meisten Fällen aber wird das die Sprache in ihrer physischen Qualität vertretende Wort zuerst entlehnt von dem Organ der Zunge; insbesondere ist es die Verschiedenheit des sinnlichen Lautelementes bei den einzelnen Sprachen, welche hierdurch ihre Bezeichnung findet; der Gedanke wird verdollmetscht aus der einen Zunge in die andere; diese letztere selbst also ist für jenen wesentlich indifferent und gleichgültig; es gibt überall kein Wort, welches den allgemeinen Begriff der menschlichen Rede so rein und vollständig in sich vertritt als das unsrige der Sprache; unser Ausdruck der Rede ist im Wesentlichen dem griechischen *λόγος* conform; das Wort Sprache aber steht in der Mitte zwischen dem die geistige Gedankenform ausdrückenden Worte Rede und zwischen dem allein die sinnliche Lautform in sich vertretenden Worte der Zunge; indem wir z. B. sagen, daß der Besitz der Sprache ein allgemeines Unterscheidungsmerkmal des Menschen vom Thiere sei, und indem hier weder der Ausdruck der Rede, noch der der Zunge der geeignete sein würde, so ist es eben das Ganze des aus Denken und articulirtem Lautelement gebildeten Vorganges im Menschen, welches hierdurch in seiner allseitigen neutralen Indifferenz bezeichnet oder getroffen wird.

Eine der ersten Voraussetzungen für alle denkende Betrachtnng der Sprache war insbesondere das Vorhandensein der Schrift, insbesondere der Lautschrift. Die gesprochene flüssige Rede für sich allein konnte kaum zu einem Object der Untersuchung werden; erst nachdem ihr in der Schrift etwas irgendwie Aehnliches oder gleichsam ein anderes Surrogat für den nämlichen äußeren Zweck an die Seite getreten war, war hierdurch, wie es schien, ein außer ihr selbst liegender Standpunkt für die Beurtheilung ihres Wesens gewonnen; — auf der einen Seite die wissenschaftlichen Untersuchungen über das Denken, auf der anderen die technische Erfindung der Schrift waren wol die beiden ersten Antriebe und Vorbedingungen für alle Erkenntniß der Sprache. Inwiefern in der Begriffsschrift, da diese an sich etwas von der Sprache Unabhängiges ist, ein innerer Anstoß und ein natürlich bedingendes Moment der grammatischen Forschung enthalten gewesen sei, läßt sich vom Standpunkte unseres Culturkreises, in welchem durchaus die Lautschrift die herrschende ist, nur unvollkommen ermessen; die letztere aber mußte nothwendig zuerst auf eine genauere Untersuchung des physischen Charakters der Sprache oder des eigentlich Zungenmäßigen an derselben hinleiten; ja sie hatte sogar eine anatomische Zerlegung des Sprachkörpers in seine einzelnen Elemente zur Voraussetzung; dieses Geschäft war an sich wol ein ungemein schwieriges, und es ist gewiß wol erst unter Anschluß an eine ältere Begriffsschrift und in Folge gewisser, aus der eigenen Entwickelung von dieser entspringenden Anregungen der erste Versuch zur Feststellung einer Lautschrift erwachsen. Von zwei entgegengesetzten Seiten aus also wurde der menschliche Geist zum allmäligen Bewußtwerden über die Erscheinungen der Sprache hingetrieben; die Lautschrift war eine Objectivirung des sinnlichen Körpers der Sprache, durch die philosophische Erkenntnißfrage aber erhob sich der Gedanke in derselben zu einem Gegenstande des Wissens.

Bei den Griechen traten überhaupt wol mehrere, die sprachliche und grammatische Forschung ganz besonders begünstigende Umstände hinzu. Gerade die Sprache als solche war für sie und für ihr ganzes geistig und politisch ungemein bewegtes Leben von einer entschieden größeren Bedeutung als etwa für das in starrer monumentaler Ruhe und Beschaulichkeit befangene Volk der Aegypter; Redseligkeit und künstlerische Wohlredenheit war zu jeder Zeit ein charakteristischer Zug bei den Griechen; das lebendige Wort als solches spielte in allen Verhältnissen des Alterthumes eine bei weitem größere Rolle als bei uns; durch Sophisten, Rhetoren u. s. w. wurde die Wohlredenheit sogar schulmäßig und mit Bewußtsein gepflegt, und hierdurch der Sinn und das Gefühl für die Unterscheidung der sprachlichen Formen geschärft; feine dialektische Wortspiele, sowie sinnvolle etymologische Beziehungen wurden in der gewöhnlichen Rede wie von Dichtern und Schriftstellern vielfach gesucht; die griechische Sprache an sich selbst bot hierzu die reichste Gelegenheit dar; — überhaupt war es nicht zufällig und bedeutungslos, daß gerade die griechische Sprache das Beispiel oder Paradigma abgab, an welchem sich das allgemeine Bewußtsein über die Formen und Einrichtungen der Sprache überhaupt entwickelte; denn es gibt wol keine Sprache, die alle einzelnen Vorzüge und sinnlichen wie geistigen Eigenschaften, deren die Sprache überhaupt fähig ist, in so schöner Harmonie und reicher Vollständigkeit in sich vereinigte als jene der Griechen; das Griechische mag in der That als eine Art von Ideal- oder Mustersprache angesehen werden, und wie alles Andere bei den Griechen, so trägt auch ihre Sprache den Stempel einer gewissen allgemeinen und rein begrifflichen Vollkommenheit des Menschlichen an sich.

Alles Wissen von der Sprache nimmt im Alterthume von der reinen oder abstracten Sprachphilosophie aus seinen Anfang. Die bloße Entdeckung oder Aufstellung der Grammatik als solcher ist das Ziel, um welches es sich in diesem ganzen Zeitabschnitte handelt; die Grammatik an und für sich aber besteht in dem System der allgemeinen Formen der Worte und der logischen Theile der Rede oder des Satzes. Die ganze Existenz eines derartigen Apparates aber war am ersten Anfange noch nicht bekannt; daß es überhaupt einen erschöpfenden Grundriß der Formen und Einrichtungen der Sprache geben könne, wußte man zuerst noch nicht; es handelte sich hier in der That um die Entdeckung von etwas vollständig Neuem; alle Wissenschaften überhaupt mußten zuerst ihrem Principe oder der bloßen Möglichkeit ihrer Existenz nach aufgefunden werden; die Geschichte dieser bloßen ersten Entstehung der Grammatik im Alterthume aber gewährt an sich kein geringeres Interesse als diejenige ihres späteren weiteren materiellen Ausbaues in der neueren Zeit.

Die ganze denkende Beschäftigung mit der Sprache war im Alterthume zuerst nur weit mehr ein bloßes geistreiches Spiel des Verstandes als eine Sache des strengen wissenschaftlichen Ernstes. Die logische Rede in ihre einzelnen Bestandtheile zu zergliedern oder sie nach Art eines menschlichen Körpers einer anatomischen Untersuchung zu unterwerfen, konnte nicht unmittelbar und ohne Weiteres versucht werden; zuerst mußte auf sie als solche die Aufmerksamkeit durch gewisse Ideen und Beobachtungen hingelenkt worden sein; die ganze Kunst des Beobachtens einer Sache im Einzelnen ist immer eine solche, die ein gewisses allgemeines Denken über ihren reinen Charakter an sich zur Voraussetzung hat; gerade bei der Sprache aber war diese Kunst des analytisch zergliedernden Beobachtens eine in noch bei weitem höheren Grade erschwerte als bei den Gegenständen der äußeren sinnlichen Natur; nicht blos daß diese letztere eine an sich und in unmittelbarer Weise objective und der greifbaren sinnlichen Unterscheidung zugängliche war, während jene erstere überall blos mittelbar und gleichsam in künstlicher Weise für das Denken objectivirt werden konnte, so fehlte es insbesondere auch von Anfang an durchaus an allen denjenigen Worten und feststehenden technischen Kunstausdrücken, durch welche die einzelnen Sprachformen und Redetheile überhaupt hätten

benannt und von einander unterschieden werden können; die ganze Grammatik als solche ist ein reichhaltiges System von technischen oder rein wissenschaftlichen Ausdrücken, die sich an sich in dieser ihrer Bedeutung in der gewöhnlichen Sprache noch gar nicht vorfanden, und erst ganz allmälig in eben derselben ausgebildet und festgestellt werden mußten; man wußte am Anfange noch durchaus nicht, was ein Subject, ein Prädicat, ein Verbum, ein Modus, Genitiv u. s. w. sei, weil es noch gar keine Begriffe und Ausdrücke gab, um alle diese Verhältnisse überhaupt nur zu benennen; die ganze Sprache war ein wirres Chaos von Worten und Formen, in das nur ganz allmälig durch Erschaffung und Feststellung jener Kunstausdrücke, der sogenannten Sprachkategorien, eine Ordnung gebracht werden konnte; die Geschichte dieser Kategorien und der von ihnen successiv angenommenen Bedeutungen ist daher wesentlich identisch mit der Geschichte der Entstehung der Grammatik selbst; — die ganze Art und Weise des Fortschrittes hierbei aber war immer eine rein analytische, d. i. eine solche, welche unter Anschluß an das Ganze der Rede dasselbe in seine einzelnen kleineren Bestandtheile aufzulösen und für diese die geeigneten Ausdrücke festzustellen versuchte; nicht die einzelnen concreteren Sprachformen, die Flexionsabwandelungen des Nomens und des Verbums, sondern die allgemeinen rein logischen Theile des Satzes waren es, die zuerst erkannt und von einander unterschieden wurden; die Sprache erschien zunächst als das geschlossene Ganze des λόγος, oder der geordneten Einheit der Rede, welche zugleich logisches Urtheil ist und grammatischer Satz; von der abstracten Idee des Urtheiles aus wird allmälig der Satz in seine Theile zergliedert; die Erkenntniß der Grammatik in der Geschichte nimmt ihren Anfang von der Syntax, umgekehrt als in der wissenschaftlichen Systematik derselben die Etymologie vorangestellt wird.

Es mögen in der Sprachwissenschaft der Griechen mehrere einzelne Richtungen unterschieden werden, deren jede von einer gewissen Seite aus zu der Erkenntniß und Feststellung des grammatischen Organismus beigetragen hat, und zwar einmal: die abstracte Sprachphilosophie oder der Streit über das allgemeine Problem und den ganzen Begriff der Sprache als solches; zweitens, die etymologisirenden Bestrebungen, welche, wenn auch im Ganzen mit nur geringem Glück geübt, doch insbesondere die Flexionen der Worte allmälig in das Bewußtsein eintreten zu lassen geeignet waren; drittens die Unterscheidung der Sprachkategorien oder die eigentlich logische und syntaktische Seite der Sprachforschung; viertens die sophistisch-rhetorische oder sich auf die Unterscheidung der Synonymen, auf die Gesetze des Wortschmuckes und Gedankenausdruckes richtende Art der Thätigkeit; fünftens die eigentliche Erklärung und Kritik bei den Alexandrinern; sechstens aber die ebenso der späteren Zeit angehörenden Arbeiten der Metriker, obgleich dieser ganze Zweig des Wissens von der Sprache damals noch mehr mit der Theorie der Musik und der anderen Künste der Bewegung in einem verwandtschaftlichen Zusammenhange stand. Als die eigentlichen Begründer der antiken Grammatik aber werden gemeinhin die Stoiker angesehen; bei den Alexandrinern ist bereits mehr das rein philologische Interesse der Anwendung der grammatischen Formen auf das Einzelne der sprachlichen Erscheinungen vorwaltend; der Sinn für sprachliche Beobachtungen wurde zuerst wesentlich angeregt durch die Sophisten; im Allgemeinen aber ist die Geschichte des Wissens von der Sprache bei den Alten ein organischer Ausfluß der Gesammtgeschichte ihres philosophischen Denkens.

Durch die ganze Entwickelung der antiken Sprachphilosophie zieht sich der Gegensatz einer doppelten allgemeinen Grundauffassung hindurch, der einen, welche mit dem Namen des Principes der φύσις, der anderen, welche mit dem des Principes der θέσις bezeichnet wird. Jeder Sprachphilosoph des Alterthumes war im Allgemeinen entweder ein Physiker oder ein Thetiker, indem er sich in dem ersteren Falle zu der Ansicht von einer organischen oder naturgemäßen Uebereinstimmung der Worte der Sprache mit dem durch sie bezeichneten Inhalte, im letzteren aber zu der von einer mechanischen und conventionellen oder satzungsmäßigen Feststellung derselben bekannte. Der Gegensatz dieser beiden Ansichten aber war ein in dem Begriffe oder Wesen der Sprache selbst angezeigter oder gegebener; man erblickte in der Sprache zunächst das Mittel für die Bezeichnung der äußeren Dinge, und es entstand daher ganz naturgemäß die Frage, ob die Worte der Sprache dem Wesen und Inhalte der durch sie bezeichneten Sachen innerlich adäquat oder ob sie nur zufällig und durch irgend eine ungeordnete Willkür mit dem, was sie anzeigen, in Verbindung gebracht worden seien. Das erstere dieser beiden Verhältnisse wurde auch mit dem ferneren Kunstausdrucke der ὀρθότης, des ὀρθὸς λόγος, der **justa ratio**, das letztere mit dem der τύχη, des *αὐτόματον* u. dgl. bezeichnet. Für beide Ansichten aber bot die Sprache in sich selbst gewisse anscheinende Belege oder Beweismittel dar; denn während auf der einen Seite wol oft eine gewisse Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung zwischen dem Klange eines Wortes und dem durch dasselbe vertretenen Bedeutungsinhalte wahrgenommen werden konnte, so war in einer ebenso großen Anzahl anderer Fälle offenbar etwas Derartiges nicht zu erkennen; der Gegensatz jener beiden abstracten Grundansichten aber leitete eben hierdurch auch zu einer genaueren Beobachtung der einzelnen Erscheinungen der Sprache hin. Alles andere Denken und Forschen über die Sprache aber ging von jener ersten und allgemeinen Cardinalfrage aus, wie sich dieselbe zu dem von ihr angezeigten oder vertretenen Inhalte, dem Wesen der äußeren Sachen, verhalte, ob in der Weise einer naturgemäß nachbildenden Onomatopöie, oder in der einer rein mechanischen und conventionellen Bezeichnung. Der Wahrheit nach verbindet sich im Begriffe der Sprache beides in einem gewissen Sinne mit einander, indem namentlich zuerst das onomatopoetische, später aber das mechanische Princip in ihr das vorwaltende ist; zu Anfang aber

standen sich beide Ansichten in schroffer und einseitiger Schärfe gegenüber; alle concrete Wahrheit aber wird allmälig erst durch die abschleifende Friction gewisser einseitiger und extremer Meinungen gefunden. Charakteristisch aber ist für die ganze antike Auffassung von der Sprache wesentlich dieses, daß es hauptsächlich und zuerst nur die Seite ihres Zusammenhanges und ihrer Beziehung zu der äußeren Objectivität oder zu dem gegenständlichen Was ihrer Bezeichnung, noch nicht aber oder nur in untergeordneter Weise diejenige ihres Verhältnisses zu der inneren Subjectivität oder zu der geistigen Kraft des Menschen selbst ist, von der aus sie der erkennenden Betrachtung gegenübertritt. Die nächste und unmittelbare Qualität der Sprache ist die eines menschlichen Verständigungsmittels über die äußeren Dinge; nicht die Art ihres Ursprunges im Menschen, sondern nur die Art ihres Verhältnisses zur Welt ist es, von welcher sie zunächst zu begreifen versucht wird.

Wol der erste wissenschaftliche Gedanke über die Sprache ist derjenige, der dem Pythagoras zugeschrieben wird. Pythagoras, gefragt was das Weiseste sei, antwortete der Natur seiner Lehre gemäß: die Zahl; was dann nach dieser das Weiseste aber: der Namengeber: ὁ τὰ ὀνόματα τοῖς πράγμασι θέμενος. Eine Hindeutung auf eine der beiden späteren Meinungen über φύσις und θέσις aber ist hierin noch nicht zu erblicken, sondern nur der einfache Ausspruch davon, daß die Sprache etwas Großes und Schwieriges sei, und daß der nicht näher bezeichnete Erfinder derselben jedenfalls ein weiser und tiefblickender Mann gewesen sein müsse. Hierdurch war wenigstens die Aufmerksamkeit zuerst auf die Sprache hingelenkt oder das allgemeine Problem ihrer Erklärung gestellt worden; dieser unbekannte und fabelhafte Pythagoräische Onomatothet aber wird dann später von Plato in seiner Sprachphilosophie noch weiter verwerthet.

Die erste bestimmte und entschiedene Ansicht über das Wesen der Sprache tritt uns entgegen in der Lehre Heraklit's des Dunkeln von Ephesus. Dieser war der Begründer und Urheber des Principes der φύσις; durch Heraklit und seine Schüler wird im Alterthume die Ansicht von einer naturgemäßen Uebereinstimmung der Sprache mit dem durch sie bezeichneten sachlichen Inhalte in ihrer reinen und einseitigen Gestalt vertreten. Die ganze Anschauungsweise des Heraklit von dem Verhältnisse der Worte zu den Sachen erscheint aber für uns namentlich insofern fremdartig und originell, als er dieselben theils überhaupt mit Bildern, theils aber insbesondere auch nicht etwa mit den künstlichen Abbildungen eines Malers, sondern mit den natürlichen an den Dingen selbst haftenden Gestalten und Erscheinungen, also etwa mit dem Reflex eines Körpers aus einem Spiegel oder mit dem Schatten, welchen dieser in der Sonne wirft, vergleicht (s. Lersch, Die Sprachphilosophie der Alten. Bonn 1838. I. S. 11). Hätte Heraklit zu unserer Zeit gelebt, so ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß er gesagt haben würde, die Worte seien Photographien der wirklichen Dinge. Für die ganze Bestimmung des Charakters des Wortes in seinem Verhältnisse zu der von ihm bezeichneten Sache bot sich überhaupt wol zu Anfang gar keine andere Analogie dar als die eines wirklichen sichtbaren Bildes; es war in dieser ganzen Zeit, auch bei den darauf folgenden Thetikern, die Ansicht herrschend, daß die Worte tönende Bilder, ἀγάλματα φωνήεντα, der Sachen seien; nur wurde diese Ansicht von der einen Seite so gefaßt, daß in diesen Bildern das wirkliche Wesen der Dinge selbst enthalten sei, von der anderen aber so, daß sie sich nur durch Zufall oder Convention mit ihnen verbinden, also etwa ebenso wie das Zeichen irgend einer Begriffsschrift entweder ein wirkliches Abbild seines Inhaltes oder eine blos conventionell hierfür festgestellte Figur sein kann; der specifische Unterschied der Sprache von der räumlichen Abbildungsform, daß diese letztere an sich immer die Nachahmung von etwas Aeußerlichem oder Körperlichen, jene dagegen die von etwas Innerlichem oder Geistigem ist, war hierbei noch gar nicht erkannt; auch scheint in der That der ältesten physischen Theorie die Meinung nicht vollkommen fremd gewesen zu sein, daß die Worte wirklich etwas an sich außerhalb des Menschen Liegendes und den Dingen als solchen wie ihre Schatten Angeheftetes und insofern gleichsam durch die Natur selbst Gegebenes seien; derjenige wenigstens, wird gesagt, der eine Sache nicht mit ihrem richtigen Namen benenne, gebe zwar einen Laut von sich, aber es sei dieses doch keine Sprache zu nennen; — wie aber Heraklit überhaupt zu der Aufstellung dieser Ansicht gelangt ist, ergibt sich leicht aus dem übrigen Charakter seiner Lehre, da ihm auch das Denken selbst, inwiefern es ein wahrhaftes oder mit dem Wesen der Dinge einstimmiges ist, als eine Art von Abspiegelung oder Abdruck der die Welt erfüllenden Vernunft des Zeus oder der Gottheit erschien. Mit dieser Ansicht von der Objectivität des Denkens verband sich als naturgemäße Folge wol auch diejenige von der gleichen Beschaffenheit der Worte der Sprache.

Im Gegensatze zu Heraklit wird das Princip des thetischen Ursprunges der Sprache zuerst zur Geltung gebracht durch Demokrit. Beide Philosophen sind wie in so vielen anderen Punkten auch in dieser Frage die Vertreter zweier entgegengesetzter Gesammtanschauungen von der Welt. Faßt Heraklit alles Seiende zusammen in eine einzige große, sich mit innerer Nothwendigkeit und Ordnung entwickelnde Totalität, so löst Demokrit dasselbe auf in eine bloße, von einem blinden Zufall bewegte staubartige Masse letzter atomistischer Urkörperchen; in natürlichem Anschlusse hieran aber erschienen ihm auch die Worte der Sprache nicht wie jenem als die richtigen objectiven Abspiegelungen der Dinge, sondern als bloße willkürliche subjectiv conventionelle Bezeichnungsformen derselben. Die Polemik des Demokrit aber gegen die Heraklitische Lehre gründet sich insbesondere auf die beiden Erscheinungen der Homonymie und der Polyonymie oder darauf, daß es theils für mehrere Sachen oft einen und denselben Namen und theils für eine und dieselbe Sache oft mehrere Namen in der Sprache gebe;

denn wäre das Princip der φύσις in der That begründet, so könnte eine jede Sache überall nur mit einem einzigen, specifisch für sie geeigneten Namen benannt werden. Aehnlich wie Demokrit scheint u. A. auch Empedokles durch seine philosophische Lehre der Ansicht von einem conventionellen Charakter der Sprache zugeführt worden zu sein; denn indem er insbesondere gegen die Realität aller Phänomene des Werdens und der Veränderung in den Dingen polemisirt, alles dieses aber auf einen bloßen mechanischen Wechsel der vier einfachen Urstoffe zurückzuführen versucht, spricht er hierbei den Satz aus, daß von allen diesen Erscheinungen nur νόμῳ, d. i. in Gestalt eines bloßen subjectiven Begriffes, nicht aber ἔργῳ, d. i. als von etwas wirklich Existirendem geredet werden dürfe.

In einer mehr mannichfachen und geistig belebten Weise werden die Erscheinungen der Sprache beleuchtet durch die Sophisten. Hier tritt insbesondere Protagoras mit dem Versuche einer Ausgleichung der beiden früheren einseitigen Ansichten hervor. Das Heraklitische Princip der φύσις oder der ἀλήθεια der Worte wurde von ihm unter Benutzung der Einwände des Demokrit dahin modificirt, daß, indem die Welt sich in einer fortwährend fließenden Veränderung ihrer Erscheinungen, wie es Heraklit wollte, befinde, der Mensch aber in seinem erkennenden Aufnehmen das natürliche Maß aller Dinge sei, d. h. indem die Welt an sich immer gerade so sei als sie uns erscheine, — jeder einzelnen gegebenen Benennung einer Sache wenigstens eine gewisse relative Wahrheit über dieselbe beiwohne; die Erscheinung der Polyonymie war insofern kein Widerspruch mehr mit dem Principe der φύσις, als jedes einzelne Synonym uns dieselbe Sache von einer anderen Seite aus darstellte; waren die Worte nach Heraklit Schattengestalten der wirklichen Dinge, so war das Maß und die Art ihres Schattens selbst oft eine verschiedene; nicht die Dinge an sich also in ihrem bleibenden Wesen, sondern nur ihre wechselnden Erscheinungsgestalten waren es, die den Inhalt der Protagoreischen ἀλήθεια bildeten. Mit seiner Ansicht vom Menschen als dem Maße aller Dinge hängt vielleicht bei Protagoras auch das zusammen, daß er zuerst die Geschlechter an den Worten in den drei Kategorien der ἄῤῥενα, θήλεα und σκεύη unterschied; denn allerdings ist eben dieses etwas Menschenähnliches oder Subjectives an der Sprache, indem uns hierbei jedes einzelne Hauptwort gleichsam ein menschenähnliches oder persönliches Antlitz zeigt. Auch nahm der Sophist gelegentlich wol eine Veränderung mit dem Geschlechte der Worte vor, wenn ihm dieses früher nicht richtig getroffen oder festgestellt worden zu sein schien, indem er z. B. ὁ μῆνις und ὁ πήληξ sagte; ein Verfahren, in dem sich die ganze Naivetät der damaligen Stellung zur Sprache, die also in dem Lichte eines bloßen geistreichen Spielzeuges erschien, zu erkennen gab. Ferner soll auch Protagoras die vier Modi oder Verhältnisse der Frage, der Antwort, des Befehles und der Bitte in der Rede unterschieden haben, obgleich diese Unterscheidung noch weniger einen eigentlich grammatischen als vielmehr einen rhetorischen Charakter besitzt. Außerdem war es in der ganzen damaligen Zeit Mode, die Orthoepie und die Ortholexie, oder die Lehre von der richtigen Aussprache und der richtigen Bedeutung der Worte ausführlicher zu behandeln, und auch von Protagoras werden mehrere hierauf bezügliche Schriften erwähnt. Vor anderen Sophisten aber war insbesondere Prodikus durch seine Bearbeitung der Synonymik berühmt. Indem aber die Sophisten vielfach auch durch praktische Redekünste zu glänzen versuchten, so ist hierbei namentlich das Beispiel des Gorgias, des Hauptvertreters der sogenannten sicilischen Beredsamkeit, von Interesse, welcher den Eindruck der Rede durch eine Menge gesuchter Künsteleien in den äußeren Anklängen der Worte zu verschönern und zu unterstützen strebte, weil sich auch hierin eben dieses zu erkennen gab, daß man vor der Sprache als solcher und der ihr an sich inwohnenden eigenthümlichen organischen Gesetzmäßigkeit noch gar keine Achtung und keine Kenntniß hatte, sondern sie nur als ein bloßes willenloses Spielzeug und Mittel zur Erzielung mannichfacher künstlicher Effecte ansah. So strebte Gorgias unter Anderem darnach, etwa in der Art des hebräischen Gedankenparallelismus, zwei Säze von ähnlichem Inhalte und gleicher Länge mit einander zu verbinden; diese nannte er ἰσόκωλα; ferner suchte er einen ähnlich lautenden Anfang oder einen ähnlich lautenden Ausgang mehrerer Säze, πάρισα und ὁμοιοτέλευτα, das letztere nach der Analogie unserer neueren Kunstform des Reimes, zu erzielen. Alles, was der Sprache überhaupt von derartigem sinnlichen Schmuck angedrechselt werden konnte, wurde hierbei versucht; die wahre Aufgabe des Stylisten, die Sprache in ihrem eigenen Genius zu begreifen und sie diesem gemäß zu gestalten, war hier noch nicht erkannt; — auf der einen Seite sah man in einer durchaus rohen Weise die Sprache als eine unmittelbare Abbildung der äußeren Dinge an und auf der anderen suchte man sie in einer ebenso rohen Weise für die Erzielung unwahrer sinnlicher Effecte zu verwerthen.

Die ganze antike Sprachphilosophie gelangt zu einem gewissen definitiven Abschlusse mit dem Platonischen Kratylus, dem ersten eigentlich sprachwissenschaftlichen Werke in der Geschichte. Hier werden die beiden entgegengesetzten Grundansichten der φύσις und θέσις mit dialektischer Feinheit und ironisirender Schärfe gegen einander abgewogen, und es ergibt sich ein gewisser mittlerer Compromiß zwischen beiden, an welchen sich dann noch bestimmte weitere und eingehendere Erörterungen über das Princip der Sprache anschließen. Als für die Platonische Ansicht von den Worten vorzugsweise charakteristisch tritt hier die Vergleichung derselben mit den mechanischen Gegenständen und Werkzeugen des menschlichen Lebens, also eine andere Analogie neben jener des Heraklit von den natürlichen Bildern der Sachen hervor; indem das Princip der naturgemäßen Uebereinstimmung der Worte in seiner ursprünglichen und nackten Gestalt verworfen wird, so wird doch ein gewisser indirecter Zusammenhang derselben mit den Dingen dadurch festzuhalten versucht, daß sie sich zu diesen ähnlich ver-

halten sollen, als sich die mechanischen Werkzeuge in der Eigenschaft von subjectiven oder dem Menschen angehörenden Mitteln zu den von ihnen zu erfüllenden äußeren oder objectiven Zwecken verhalten; also etwa ähnlich wie die Gestalt eines Bohrers, eines Weberschiffchens und eines derartigen Instrumentes bedingt ist durch die Natur des von ihm zu erfüllenden Zweckes, ebenso verhält sich die Natur oder Beschaffenheit eines Wortes zu dem von ihm vertretenen Inhalte der Außenwelt; die Worte sind hiernach allerdings durch Satzung oder menschliche Erfindung entstanden, nicht aber in einer rein unorganischen oder conventionellen Weise wie es Demokrit wollte, sondern immer unter einem wenigstens mittelbaren Anschlusse an die äußeren Sachen selbst. Als wirklicher Urheber der Sprache aber tritt, da Plato auch an anderen Orten eine mythische Einkleidung seiner Lehren liebt, die fabelhafte Persönlichkeit des Pythagoreischen Onomatotheten, gewissermaßen als des Vertreters der Gesammtheit des Volkes in seinem sprachschöpferischen Urzustande hervor, worin eine bestimmte Hindeutung darauf enthalten liegt, daß nicht etwa irgend ein gewisser historischer Einzelner, sondern nur die Gesammtheit des Volksgeistes überhaupt das die Sprache schaffende Subject gewesen sein könne. Ueber das Kindische und Unreife der im Kratylus vorkommenden Etymologien ist vielfach gespöttelt worden; alles dieses aber konnte in der damaligen Zeit noch nicht wohl anders sein. Ueber das Nähere der Platonischen Ansicht von der Sprache, ihren Zusammenhang mit der Ideenlehre u. s. w. vergl. J. Deuschle, Die Platonische Sprachphilosophie. Marburg 1852.

Die erste nüchterne und eigentlich wissenschaftliche Ansicht von der Sprache findet sich bei Aristoteles. Dieser größte Philosoph des Alterthumes, wie sein Standpunkt überhaupt vorwiegend ein der empirischen Beobachtung zugewandter ist, sieht die Sprache zuerst unbefangen als dasjenige an, was sie ihrer unmittelbaren natürlichen Wirklichkeit nach ist, und es ist demgemäß zuerst eine eigentlich genaue und exacte Definition derselben, welche von ihm aufgestellt wird. Indem Aristoteles zunächst das ganze Princip der *φύσις*, welches ihm vermöge seines Standpunktes und seiner ganzen Ansicht vom Denkvermögen nur als eine leere Einbildung erscheinen konnte — denn auch bei Plato schloß sich die Hinneigung zu der Heraklitischen Lehre von dem objectiven Charakter der Sprache wesentlich an an die conforme Ansicht von den Ideen als den objectiven oder ansichseienden Urbildern der Begriffe des Denkens — aus dem einzigen wirklich durchschlagenden Grunde der Mehrheit oder Verschiedenheit der Sprache zu bekämpfen versucht, weil es nach jener Meinung doch immer nur eine einzige richtige oder dem Wesen der Welt adäquate Sprache geben könne, — erkennt er weiter als das Specifische in dem sinnlichen Charakter der Sprache dieses, daß sie allein eine articulirte oder in letzte einfache Theile auseinandertretende Lauterzeugung sei, während das Eigenthümliche ihres geistigen Wesens nach ihm darin besteht, daß sie nicht wie die unarticulirten Stimmen der Thiere die Ausdrucksform einer bloßen sinnlichen Empfindung, sondern die des geistigen Denkens, des *λόγος*, ist. Hatten die früheren Philosophen durchgehends die Sprache nur nach ihrem Verhältnisse zu der äußeren Objectivität des Seins aufgefaßt, inwiefern sie dieser entweder adäquat sei oder nicht, so sieht sie dagegen Aristoteles als etwas eben nur im Menschen selbst Liegendes an, und sie wird insofern von ihm im Allgemeinen durchaus richtig nach ihren entscheidenden und charakteristischen Momenten erfaßt. Ueber das Wesen des Tones an sich und seine einzelnen Arten oder Gestalten finden sich bei Aristoteles eine Menge der scharfsinnigsten und gründlichsten Beobachtungen; so wie in das Reich der empirischen Naturbetrachtung, so wurde auch in dasjenige der empirischen Betrachtung der Sprache von ihm der Eingang eröffnet.

Nach Aristoteles waren insbesondere die Stoiker diejenigen, durch welche das Wissen von der Sprache weiter gepflegt und ausgebildet wurde. Ihre Grundansicht von derselben war im Allgemeinen der des Heraklit, mit welcher sie auch gewisse andere wichtige Punkte gemein hatten, conform; wie dieser hielten auch sie an dem Principe der *ὀρθότης* fest, nur daß sie theils dasselbe nicht blos auf die einzelnen Worte als solche, sondern vielmehr auf das Ganze der Sprache überhaupt, den *λόγος*, bezogen, und daß ihnen anderentheils auch nicht die Rede schlechthin, sondern blos die wahrhafte oder dem inneren Wesen der Sachen gemäße unter eben diesen Begriff fiel. Wie den Stoikern aber, so galt auch den Epikureern, nur in einem anderen Sinne, die Sprache als ein Werk der Natur, und es ist diese ihre Ansicht insofern von einem gewissen Interesse, als sie den ersten Versuch in sich darstellt, die Verschiedenheit der Sprachen in Uebereinstimmung oder unter Anschluß an das Princip der *φύσις* zu erklären und hierdurch den von Aristoteles gegen dasselbe erhobenen Einwand zu entkräften. In einer rein materialistischen Weise nämlich, meint Epikur, ist der menschliche Geist überall durch die Einflüsse und Eindrücke der natürlichen Umgebungen anders afficirt worden und hat diese Eindrücke in anderen Lautzusammensetzungen von sich geströmt, sodaß hiernach vielleicht auch jedem Klima eine andere Art der Sprache conform gewesen wäre. In dieser Gestalt pflanzt sich der Gegensatz der beiden Principien der *φύσις* und *θέσις* in mannichfachen Abschwächungen und Versuchen der Ausgleichung durch das ganze Alterthum fort.

Mit dem Fortschreiten des Denkens über die Sprache überhaupt geht die Entwickelung des Bewußtseins über die grammatischen Formen bei den Griechen Hand in Hand. Die älteste Streitfrage über die Sprache bezog sich zunächst nur auf ihre einzelnen Worte als solche; der allgemeine Ausdruck für das Wort aber war der des Namens, *ὄνομα*, und es wurde in der Sprache zuerst Nichts erblickt als eine bloße Sammlung von Namen für die äußeren Dinge; die ganze formale oder grammatische Seite der Sprache lag noch in Dunkel gehüllt; nur in der Eigenschaft des bloßen Wortschatzes bot sie sich zuerst der Betrachtung dar; alle Worte aber erscheinen

zunächst als von einerlei Art; jedes Wort war die Benennung einer äußeren Sache oder eines Momentes der Objectivität; dem ὄνομα stand gegenüber als Inhalt der Bezeichnung das πρᾶγμα, die äußere sinnliche Sache als solche, noch keineswegs aber der innere Begriff oder Gedanke, der erst mittelbar durch eine Abstraction aus den äußeren Dingen entspringt; verglich man die Worte mit Bildern oder Gemälden, so konnten sie ähnlich wie diese eben nur als die Repräsentanten der äußeren Dinge als solcher erscheinen; — unter allen Classen der Worte der Sprache aber ist es an sich nur eine einzige, die sich auf die äußere objective Wirklichkeit als solche bezieht oder die etwas unmittelbar Einzelnes und Individuelles aus dieser in sich enthält, nämlich der Eigenname, und es ist daher durchaus charakteristisch für diese ganze älteste Ansicht von der Sprache, daß sie für das Wort überhaupt gar keinen anderen Ausdruck hatte als den des Namens, und daß ihr insofern alle übrigen Worte außer dem wirklichen Eigennamen, deren Inhalt immer ein Begriff oder eine geistige Abstraction ist, durchaus in dem Lichte dieser letzteren Classe oder als bloße inhärirende Bezeichnungen der wirklichen Sachen als solcher erschienen. Das Wort war zuerst ein Name und konnte auch eben nur insofern mit einem Bilde in Vergleichung gebracht werden. Es war zuerst ganz ausschließend die Seite der Beziehung zur wirklichen Objectivität, von der die Sprache aufgefaßt wurde. Daher findet sich auch noch gar kein Bewußtsein über den specifischen Unterschied des wirklichen Eigennamens von allen anderen Worten der Sprache in dieser Zeit vor; Demokrit z. B. führt unter seinen Beweisen gegen die Heraklitische Theorie auch den mit auf, daß man ja die Namen der Personen willkürlich beizulegen und zu verändern pflege, und ein anderer Sophist suchte den thetischen Ursprung der Sprache dadurch zu begründen und anschaulich zu machen, daß er den einen seiner Sklaven mit ἀλλὰ μήν, den anderen mit gewissen anderen solchen Partikeln benannte. Beim wirklichen Eigennamen freilich kann der thetische oder conventionelle Charakter keinem Zweifel unterliegen; hieraus aber folgt für die übrigen begriffsmäßigen Worte der Sprache an sich noch Nichts; indem aber auch diese zuerst als bloße Namen erschienen, so wird hieraus das Verkehrte jener Analogien erklärt.

Dem Ausdrucke des ὄνομα steht eine andere Kategorie zur Seite, die des ῥῆμα, welche sich allmälig in gewisser Weise mit derselben zu begrenzen anfängt, und durch deren Hinzutreten zuerst gewisse Theile der Rede noch in einem anderen Lichte als in dem von bloßen Eigennamen erscheinen. ῥῆμα bedeutet an und für sich die ganze Aussage oder den Satz, d. h. diejenige höhere Einheit der Sprache, welche das Wort selbst als einen bloßen Theil in sich umschließt. Diese beiden Ausdrücke waren die einzigen, die sich unmittelbar in der Sprache zur Charakteristik der inneren Gliederung der Rede gegeben vorfanden, und es wird daher von Anfang an ausschließend mit denselben zum Zweck der Unterscheidung der einzelnen Theile des Satzes operirt. Hierbei aber erfährt die Bedeutung derselben eine immer zunehmende Verengerung, bis sie zuletzt zu den technischen Ausdrucksformen gewisser eigentlich grammatischer Redetheile zugeschärft oder gestempelt werden. Erst mit der Feststellung eines bestimmten technischen Ausdruckes aber wird eine jede grammatische Form wirklich in dem, was sie ist, erkannt und von anderen Sprachtheilen unterschieden.

Abgesehen von einigen etymologischen und rhetorischen Distinctionen der Sophisten, ist es zuerst bei Plato, daß sich ein Versuch der geordneten organischen Gliederung der Rede in ihre einzelnen Theile findet. Der λόγος oder die geordnete Rede zerfällt nach ihm in die beiden Bestandtheile des ὄνομα und des ῥῆμα, oder desjenigen Gliedes, von dem etwas ausgesagt wird, und desjenigen, welches den Inhalt oder die Substanz der Aussage bildet, also des logischen Subjectes und Prädicates. Hiervon unabhängig behalten allerdings auch bei ihm noch jene beiden Ausdrücke ihre frühere ursprüngliche Bedeutung fort, aber sie fangen doch schon an, sich innerhalb der Rede in einer festen Weise als einzelne Glieder zu begrenzen. Die ganzen Kategorien von Subject und Prädicat sind freilich an sich selbst noch nicht von eigentlich grammatischer, sondern vielmehr nur von rein logischer Art; indem aber der ganze grammatische Satz nur eine weitere Ausführung und concretere Erscheinungsgestalt der abstracten Idee des logischen Urtheiles ist, so war doch mit der Feststellung dieser letzteren, als der allgemeinen und nothwendigen Grundform des Denkens schlechthin, wenigstens der Eingang und die erste Vorbedingung für die weitere Auflösung des Satzes in seine Theile gegeben. Ueber den eigentlich grammatischen Charakter des Subjectes und Prädicates hat auch Plato noch kein Bewußtsein; sein Verdienst ist lediglich dieses, die allgemeine Idee des logischen Urtheiles erkannt oder entdeckt zu haben.

Tiefer und vollkommener als bei Plato wird das Wesen der logischen Rede erfaßt durch Aristoteles. Auch für ihn sind das ὄνομα und das ῥῆμα die beiden allgemeinen Bestandtheile des Denkens; nur charakterisirt er bereits ganz bestimmt das erstere als das grammatische Substantiv, das letztere als das grammatische Verbum, wobei ihm für dieses insbesondere die Nebenbezeichnung der Zeit das entscheidende Merkmal ist (De interpr. c. 2. Poetic. c. 20). Nun ist in der Wirklichkeit allerdings das logische Subject immer ein Substantiv, das logische Prädicat aber der Regel nach ein Verbum; aber es sind nichtsdestoweniger die logischen und die grammatischen Kategorien immer in specifischer Weise verschieden, indem die letzteren überall eine nähere Specialisirung und genauere empirische Charakteristik jener ersteren in sich enthalten. Es war aber im ganzen Alterthume das logische und das grammatische Element der Rede noch nicht mit voller Bestimmtheit von einander geschieden, und es fungiren daher namentlich jene beiden Ausdrücke ὄνομα und ῥῆμα noch zugleich als Bezeichnungsformen der Theile des Urtheiles und derjenigen des Satzes, indem sie namentlich bei Aristoteles mehr in die concretere Stellung der grammatischen Kategorien

einzutreten anfangen. Als drittes Element der Rede aber unterscheidet Aristoteles den σύνδεσμος, das Bindewort oder die Partikel, deren Function in der Vereinigung der an sich getrennten Theile des Denkens bestehe, und es sind demnach im Wesentlichen in den drei Kategorien des ὄνομα, ῥῆμα, σύνδεσμος die drei grammatischen Hauptabtheilungen des Nomen, Verbum und der Partikel von einander unterschieden worden. Wenn aber das allgemeine formale Hauptverdienst des Aristoteles um die Wissenschaft in der Entdeckung und Feststellung des Principes der Logik, als des gesetzlichen Organes und kritischen Maßstabes alles wissenschaftlichen Denkens, bestand, so tritt dieser Entdeckung diejenige jener anderen, der Logik verschwisterten oder benachbarten Disciplin, des sich auf die concreten Denkformen beziehenden Organismus der Grammatik, bei ihm als ein weiteres wesentliches Verdienst um die Wissenschaft zur Seite; mit der Unterscheidung jener Grundbestandtheile der Sprache war in der That der Eingang in alle weitere Erforschung und Bearbeitung der Grammatik gefunden; ganz ebenso aber wie die Ausarbeitung der Logik bei Aristoteles noch ganz wesentlich mit von grammatischen Vorstellungen und Anschauungen erfüllt und beeinflußt ist, so ist auch umgekehrt das Grammatische bei ihm noch nicht rein und vollkommen von dem Logischen unterschieden. Die Unvollkommenheit und Unklarheit seiner grammatischen Unterscheidungen gibt sich insbesondere darin zu erkennen, daß ein sehr wesentlicher Theil des Sprachschatzes, das Adjectiv, in seiner besonderen Eigenthümlichkeit von ihm noch gar nicht erkannt oder begriffen worden ist; in etymologischer Beziehung tritt dasselbe allerdings dem ὄνομα zur Seite, während es dagegen in syntaktischer sich mehr auf diejenige des ῥῆμα zu stellen scheint, und es wird daher, da bei Aristoteles überhaupt die logisch-syntaktische Betrachtung der Sprache noch entschieden vor der sinnlich etymologischen vorwaltend ist, der Adjectivbegriff im Satze von ihm noch mehr in dem Lichte eines bloßen Theiles und Complementes des im Verbum vertretenen ῥῆμα aufgefaßt. Der dritte Bestandtheil der Sprache, die Partikel, wird von ihm nach seinem sinnlichen Erscheinen richtig als das flexionslose Wort, μέρος λόγου ἄπτωνον, charakterisirt, während für die Flexionen der beiden anderen Wortclassen hier bereits der Kunstausdruck der πτώσεις, welcher sich späterhin allein auf diejenigen des Nomens beschränkt, hervorgetreten ist.

Zu einer größeren Ausführlichkeit und Vollkommenheit als bei Aristoteles erhebt sich das System der Redetheile in der Schule der Stoiker. Hier nimmt zunächst der Ausdruck ὄνομα die Bedeutung des wirklichen Eigennamens, ῥῆμα aber die des Infinitivs an; der erstere Ausdruck durchläuft demnach im Ganzen die vier Entwickelungsstufen seiner Bedeutung: 1) Wort überhaupt, 2) logisches Subject, 3) grammatisches Substantiv, 4) Eigenname; der letztere aber die entsprechenden: 1) Satz oder Aussage, 2) logisches Prädicat, 3) grammatisches Verbum, 4) Infinitiv. Es ist daher durchaus von der Idee des Urtheiles aus, daß sich allmälig der Einblick in die Gliederung des Satzes eröffnet. Für das eigentliche Substantiv aber ergibt sich hier die Bezeichnung der προσηγορία. Neben dem σύνδεσμος aber wurde von ihnen das ἄρθρον, der Artikel und das Pronomen, dessen auch schon Aristoteles gedenkt, als ein fünfter Redetheil (ὄνομα, προσηγορία, ῥῆμα, σύνδ., ἄρθρον) unterschieden. Der Satz selbst hieß ihnen σύμβαμα. Alles aber trägt hier schon einen bei weitem mehr rein grammatischen Charakter an sich als bei Aristoteles, und es können die Stoiker in der That wegen ihrer mannichfachen und oft tief eindringenden Unterscheidungen als die wahren Schöpfer der antiken Grammatik angesehen werden.

In der späteren Zeit bei den Alexandrinern, wo es sich hauptsächlich um das Verständniß und die kritisch philologische Emendation der einzelnen Stellen und Erscheinungen der schriftlichen Texte handelte, erhob sich ein neuer Streit über das Wesen der Sprache, welcher in dem Gegensatze der beiden Principien der Analogie und Anomalie seinen Ausdruck fand. Auch dieser Streit aber war im Allgemeinen eine Fortsetzung der früheren Streitfrage über φύσις und θέσις; die Partei der Analogetiker war im Ganzen der früheren Meinung der Physiker, die der Anomalisten der der Thetiker conform, nur daß der ganze Standpunkt für die Betrachtung der Sprache hier ein anderer geworden war. Das Princip der Analogie aber bedeutete die gesetzliche Ordnung oder allgemein logische Regelmäßigkeit, das der Anomalie die Eigenartigkeit oder außerhalb einer höheren gesetzlichen Regel stehende Besonderheit der einzelnen Fälle oder Erscheinungen der Sprache. Indem das wissenschaftliche Interesse in dieser ganzen Zeit darauf gerichtet war, das eigentlich oder specifisch Correcte des Gebrauches der Sprache bei jeder einzelnen etymologischen Wortform oder syntaktischen Wendung zu bestimmen — welches bei den Griechen mit dem Namen des Hellenismus, bei den Römern mit dem der Latinität bezeichnet wurde — so konnte von der einen Seite aus die Ansicht geltend gemacht werden, daß eine jede solche Erscheinung unter irgend ein allgemeines Gesetz oder eine grammatische Regel zu subsumiren sei, während von der anderen Seite aus das Zureichende einer solchen Regelmäßigkeit bestritten und das in jedem Falle Richtige vielmehr durch bloße Erfahrung und den sicheren Takt des unmittelbaren Sprachgefühles aufzufinden versucht wurde. Das erstere aber war die Ansicht der Analogetiker, das letztere diejenige der Anomalisten, von welchen jene in der alexandrinischen Schule unter Aristarch, diese in der pergamenischen unter Krates ihre hervorragendste Vertretung fand. Beide Principien aber fanden ganz ebenso wie die früheren der φύσις und θέσις in der Wirklichkeit der Sprache selbst eine gewisse natürliche Stütze; denn wenn auf der einen Seite unverkennbar die Regelmäßigkeit bis zu einem gewissen Grade die einzelnen Erscheinungen der Sprache durchdringt oder beherrscht, so wird doch dieselbe auf der anderen Seite nicht weniger durch eine Menge wenigstens anscheinender Ausnahmen fortwährend unterbrochen oder in Frage gestellt; alles Einzelne in ihr

erschien daher entweder als einer ganzen Classe von anderen Einzelheiten analog, oder es konnte als etwas nur Individuelles und für sich allein Dastehendes aufgefaßt werden. Das ganze Princip der Analogie aber schloß sich als eine Fortsetzung an den früheren Standpunkt der Physiker, das der Anomalie ebenso an denjenigen der Thetiker an; denn in der Behauptung von der naturgemäßen Uebereinstimmung oder Richtigkeit der Sprache lag indirect auch schon diejenige von ihrer eigenen inneren Gesetzlichkeit oder Regelmäßigkeit, in der von ihrem conventionellen Ursprunge aber die entgegengesetzte von ihrer Unregelmäßigkeit involvirt. Wie zwischen jenen beiden früheren Principien aber, so wurden auch zwischen diesen späteren mannichfache Compromisse und Arten der Verschmelzung versucht. Zuletzt aber wurde ganz die nämliche Streitfrage noch in einer anderen Weise dahin formulirt, ob die Grammatik, d. h. die philologische Thätigkeit überhaupt, eine τέχνη sei oder eine ἐμπειρία, zwei Ausdrücke, denen wir hier ungefähr in derselben Bedeutung die Bezeichnungen einer Wissenschaft und einer Kunstthätigkeit an die Seite stellen können; denn wenn die Sprache im Sinne der Analogetiker ein durch allgemeine Gesetze beherrschtes Gebiet von Erscheinungen war, so trug auch die erkennende Bearbeitung derselben den allgemeinen Charakter einer τέχνη, d. i. einer systematisch geordneten Disciplin oder Wissenschaft an sich, während wenn sie, im Sinne der Anomalisten, ein bloßes Reich des Individuellen und Zufälligen war, ihre Bearbeitung auch nur die Sache einer bloßen, sich auf das Einzelne als solches richtenden Empirie oder Kunstfertigkeit sein konnte.

Die Grammatik bei den Römern ist in allem Wesentlichen eine bloße Uebertragung und Fortbildung derjenigen der Alexandriner. Sie erhebt sich insbesondere in Varro und Quinctilian zu ihren höchsten und gelehrtesten Spitzen. Die Grammatik der Römer aber bildet das verbindende Mitglied zwischen jener der Griechen und der des Mittelalters oder der neuen Zeit; denn es war hier zuerst ausschließend die lateinische Zunge, welche das Object alles grammatischen Studiums bildete. Die Grammatik aber in dem Sinne, welchen sie für uns besitzt, als ein in sich geschlossener technischer Grundriß der Formen und Regeln der Sprache, tritt erst am Schlusse des Alterthumes in der Literatur hervor, während bis dahin vielmehr dieser Name die ganze wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache bezeichnete. Bedarf aber jede fertig ausgebildete Sache in der Geschichte eines persönlichen Namens oder Trägers, durch den sie zuerst in ihrer definitiven begrifflichen Stellung erkannt und in die Welt eingeführt worden ist, so tritt für die Grammatik in jenem ersteren Sinne der Name des Dionysius Thrax in der erwähnten Eigenschaft auf. Die lateinische Grammatik aber ist insbesondere in den Grundrissen des Donat und Priscian auf das Mittelalter übergegangen, und es behaupten daher diese beiden lange Zeit hindurch den Rang der höchsten grammatischen Autoritäten. (Siehe das Nähere über die Grammatik des Alterthumes bei Lersch, Die Sprachphilosophie der Alten. *J. Classen*, De Gr. graecae primordiis. Schömann, Die Redetheile der Alten. Berlin 1862. Gräfenhan, Geschichte der classischen Philologie. Bonn 1843. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft im Alterthum. Berlin 1863 u. A.)

Die ganzen Verhältnisse der Grammatik in der neuen Zeit sind von wesentlich anderer Art als jene im Alterthume. Das Alterthum hatte die Grammatik überhaupt erst festzustellen oder zu finden, während die neue Zeit sie als etwas Fertiges oder Gegebenes von demselben überkommt. Das Schicksal der Grammatik bei ihrem Uebergange aus dem Alterthume in die neue Zeit war ein ganz ähnliches als dasjenige der ihr benachbarten Disciplin der Logik; ein dürftiger und zum Theil absurder Auszug aus dem Donat vertrat im ganzen Mittelalter unter dem Namen des doctrinale den Begriff und das Princip der Grammatik; wie von der Logik, so war auch von der Grammatik des Alterthumes nur ein geistloses und trockenes Excerpt auf die neue Zeit übergegangen; beide Wissenschaften standen im Kanon der sogenannten sieben freien Künste, als dem Gesammtbegriffe des weltlichen oder außertheologischen Wissens des Mittelalters, neben einander; eben hierdurch aber war schon die für die ganze neuere Zeit charakteristische Trennung der Lehre vom Denken und der von der Sprache ausgesprochen und äußerlich anerkannt; wie aber in der Logik Aristoteles, so galt in der Grammatik Donat als die schlechthin höchste und unbestrittene Autorität; die Grammatik überhaupt erschien ganz ähnlich wie die Logik als etwas an sich Feststehendes oder Gegebenes, an dem Nichts mehr zu ändern oder zu verbessern sei; das wissenschaftliche Denken des Mittelalters selbst entbehrte aller derjenigen Feinheit und Schärfe, wie sie für grammatische Untersuchungen erforderlich ist; von einem inneren Leben der Grammatik kann in dieser ganzen Zeit nicht die Rede sein; die Grammatik des Mittelalters ist Nichts als die zusammengetrocknete Mumie des früheren grammatischen Lebens des Alterthumes; alle Lebendigkeit des Sprachgefühles war in dieser Zeit erloschen; ein eckiges und barbarisches Latein war die Form, in der man nach der pedantischen Regel der Logik die Lehren des Christenthumes disputirend zu erörtern versuchte; das ganze wissenschaftliche Interesse des Mittelalters war so ausschließend den Fragen der theologischen Metaphysik zugewandt, daß alles Andere neben diesen als unbedeutend und verächtlich erschien. Allerdings aber war in dem Gegensatze des Nominalismus und Realismus ein bestimmter Anknüpfungspunkt zu wissenschaftlichen Untersuchungen über die Sprache gegeben; — in gewisser Weise kann in der That der Gegensatz der beiden mittelalterlichen Parteien der Realisten und Nominalisten als eine Analogie und Fortsetzung des Streites der Physiker und Thetiker im Alterthume aufgefaßt werden, nur daß der Gegenstand des Kampfes hier nicht sowol die Sprache als vielmehr das in dieser enthaltene Denkprincip selbst ist; von den Realisten wird ähnlich wie von den Physikern die Objectivität der allgemeinen Begriffe — universalia — d. i. ihre Einstimmigkeit mit den als wirklich

vorhanden angenommenen, den Platonischen Ideen conformen Urbildern der Dinge, von den Nominalisten dagegen ähnlich wie von den Thetikern der subjective oder innerlich menschliche Ursprungscharakter derselben, nach welchem sie bloße an sich unwirkliche an die Worte der Sprache, flatus vocis, gebundene Vorstellungen der Seele sind, behauptet; beide Zeitabschnitte, das frühere Alterthum unter Heraklit und Demokrit und das Mittelalter bewegen sich in einem ähnlichen Gegensatze zweier äußersten und abstracten Ansichten über das Wesen des logischen Intellectes im Menschen; auch das Mittelalter schwankt, ob es in den Begriffen die Repräsentanten der objectiven Ideen oder bloße innere Bildungen des menschlichen Geistes selbst erblicken soll; ebenso aber wie sich im Alterthume die Frage zunächst nur richtet auf die einzelnen Worte der Sprache als solche, so sind es auch im Mittelalter nur die Begriffe für sich allein oder das bloße unorganische Material des Denkens, um deren Erklärung es sich handelt; ganz ebenso aber wie die Sprache an sich den beiden entgegengesetzten Ansichten der φύσις und θέσις bestimmte natürliche Stützen und Anhaltpunkte darbietet, indem die Worte den Dingen theils ähnlich theils von ihnen verschieden zu sein scheinen, ebenso ist auch in den Begriffen des Denkens an sich selbst immer theils eine gewisse Hindeutung auf das Wesen der äußeren Sachen, da sie offenbar diesen irgendwie adäquat sein müssen, theils auch ebenso sehr eine solche auf die Subjectivität des Menschen, welcher sie selbst ihrer natürlichen oder unmittelbaren Stellung nach angehören, enthalten; das ganze logische Element ist an sich immer ein mittleres zwischen dem metaphysischen der äußeren Dinge und dem subjectiv grammatischen der Sprache; ebenso wie im Alterthume, so ist auch im Mittelalter zunächst noch keine Formel gegeben, durch welche diese beiden entgegengesetzten Seiten des Denkens wie der Sprache ausgeglichen und zu einer Einheit zusammengefaßt werden könnten; das Alterthum aber heftete sich in seiner Betrachtung des menschlichen Selbstbewußtseins zuerst an die äußere Form der Sprache, die neuere Zeit an den geistigen Inhalt des Denkens selbst an; der ganze Streitpunkt der Physiker und Thetiker war ein grammatischer, der der Realisten und Nominalisten ein logischer; der λόγος oder die gedankenmäßige Rede wurde im Alterthume zuerst von seiner physischen, in der neuen Zeit von der geistigen Seite aufgefaßt; — für die Sprache als solche aber fehlte dem Mittelalter das Verständniß oder der Sinn; einzelne Gedanken, die hin und wieder über sie aufgestellt werden, sind nicht von eigentlich neuer und origineller Natur, sowie sich z. B. Jo. Sarisberiensis für eine innere Uebereinstimmung der Worte mit ihren Wesenheiten erklärt und die Substantiven der Sprache mit den Substanzen, die Adjectiven mit den Accidenzen der Dinge vergleicht (s. Lersch, Sprachphilosophie der Alten I. S. 174). Ueber die äußere Stellung der Grammatik im Mittelalter vergl. u. A. Ritter, Geschichte der Philosophie VII. S. 97. Ein deutliches Bild von der ganzen Art und Weise und den äußeren Bedingungen des grammatischen Studiums in dieser Zeit gibt Ruhkopf, Geschichte des deutschen Schulwesens.

Der ganze Charakter der Grammatik bleibt überhaupt in der neueren Geschichte eine lange Zeit hindurch im Wesentlichen derselbe, und es tritt eigentlich erst in der jüngsten Epoche eine durchgreifende und principielle Umwandelung in ihm ein. Das Object der grammatischen Forschung bildet bis auf die neueste Zeit herab fast ausschließend die lateinische und die griechische Sprache: die beiden classischen Sprachen nehmen auch in der neuen Zeit noch die Stelle eines allgemeinen Paradigma's für die Erkenntniß der grammatischen Grundformen der menschlichen Sprache überhaupt ein; am Griechischen und am Lateinischen hat sich bis auf die neueste Zeit herab beinahe alle Grammatik entwickelt und es sind erst ganz allmälig noch einige andere Sprachen, zuerst die hebräische, dann diejenige der neueren gebildeten Völker, in den Bereich der grammatischen Bearbeitung hereingezogen worden; überall aber war die Grammatik von diesen Nichts als eine Uebertragung des Principes der classischen oder antiken Grammatik auf irgend einen anderen Stoff; die lateinische Grammatik namentlich war lange Zeit hindurch gleichbedeutend mit der Grammatik an und für sich; erst im Reformationszeitalter tritt, namentlich durch die Thätigkeit und den Eifer Melanchthon's, die griechische Grammatik der verbesserten lateinischen als ebenbürtig zur Seite; von hier an entsteht zuerst ein eigenthümliches Leben auf dem Gebiete der überlieferten classischen Grammatik des Alterthumes; die neuere Grammatik aber ist insofern doch immer nur eine Fortsetzung und Weiterbildung jener früheren, wie sie bei den Alten festgestellt worden war, bis erst in der neuesten Zeit auf der Grundlage der Vergleichung der Sprachen eine vollkommen andere hiervon unabhängige oder specifisch moderne Art und Gestalt der Grammatik entsteht.

Alle Weiterbildung der Grammatik drängt sich in der neuen Zeit in wenige oder näher fast nur in einen einzigen kurzen und entscheidenden Abschnitt zusammen, während die Entwickelung derselben im Alterthume sich in einer stätigen Folge langsam und im Zusammenhange fortschreitender Stufen vollzog. Alle geistige Bewegung der neuen Zeit schiebt sich überhaupt in zwei große und wichtige Epochen der Umbildung zusammen, die eine des Zeitalters der Reformation, die andere unserer eigenen unmittelbaren Gegenwart; in beiden Abschnitten aber findet zugleich eine mächtige und in ihren Folgen sich weithin erstreckende Bewegung auf dem Gebiete der Sprache statt; zu den ganzen Bestrebungen und Bewegungen des Reformationszeitalters gehört ebenso das Entstehen der neueren Philologie und die auf Erklärung, Kritik und Reproduction beruhende Wiederbelebung des Geistes des classischen Alterthumes als ein integrirendes Moment mit hinzu, wie sich in unserer eigenen Gegenwart die systematische Vergleichung oder historische Erforschung des Ursprunges der Sprachen als ein ähnliches Glied in die Reihe aller übrigen neueren Fort-

schritte, Umbildungen und Entdeckungen einordnet; die Bewegungen auf dem Gebiete der Religion, die Entdeckung der neuen Länder jenseits der Weltmeere und die Wiedererweckung des Geistes des classischen Alterthumes waren in jener früheren Epoche die drei wichtigsten und bedeutsamsten, ihren ganzen Charakter aus sich bedingenden Ereignisse; in unserer eigenen Zeit dagegen sind es hauptsächlich theils die Bewegungen auf dem politischen und socialen Gebiete, theils die gewaltigen Entdeckungen und Fortschritte der Naturwissenschaft so wie der mit diesen zusammenhängenden technisch mechanischen Seite des menschlichen Culturlebens, endlich aber die nicht minder mächtigen innerlich geistigen Fortschritte und Bestrebungen der Philosophie, der Poesie und der Geschichtserkenntniß des menschlichen Lebens, wozu auch diejenige der Sprache mit hinzugehört, durch welche der Gesammtcharakter derselben seine Gestaltung erfährt; jene frühere Epoche aber war im Allgemeinen eine mehr kühn phantastische und von einem noch unklaren romantischen Drange bewegte, während unsere eigene durch das Vorwiegen des strengen erkennenden Verstandes ausgezeichnet ist. Namentlich aber ist es die durch die Kantische Philosophie eingeleitete und angestrebte Selbsterkenntniß des Menschen, welche einen hervortretenden und wesentlichen Zug in den geistigen Bewegungen unserer Zeit bildet. Die Bedeutung des Wissens von der Sprache aber erstreckt sich in der ganzen neueren Zeit weit über den Umkreis des eigentlich technischen Gebietes der Philologie oder der berufsmäßigen Beschäftigung mit der Sprache selbst hinaus; theils war von Anfang an das philologische Wissensgebiet der allgemeine Kanal, durch welchen die Anschauung antiker Bildung und Kunst in die neuere Zeit herübergeleitet wurde, theils ist die jetzt von uns gewonnene Einsicht in das Princip der Entstehung und des ganzen inneren Wesens der Sprache ein unschätzbares Moment für die Feststellung einer richtigen Gesammtansicht vom Menschen selbst und von seiner Geschichte geworden.

Die Grammatik selbst, welche im Alterthume wesentlich nur die Eigenschaft eines Theiles und eines Ausflusses der Philosophie und ihrer Geschichte besaß, hat in der neueren Zeit entschieden ihre Stellung in der Mitte des ganzen weiteren empirischen Wissensgebietes der Philologie eingenommen. Das ganze Princip ihrer Bearbeitung ist wesentlich nicht mehr wie früher das des philosophischen Denkens, sondern vielmehr jenes der empirischen Beobachtung über die Sprache geworden; die neuere Philosophie als solche sogar hat sich im Ganzen nur auffallend wenig um die Sprache gekümmert; während im Alterthume bei Heraklit, Plato, Aristoteles u. A. die Sprachphilosophie überall ein integrirender Bestandtheil des Systemes selbst war, so bleibt dagegen unter unseren Philosophen bei allen Untersuchungen über das Denkvermögen der nothwendige Zusammenhang desselben mit der Sprache der Regel nach unbeachtet zur Seite; unter den namhafteren teutschen Philosophen sind es wesentlich nur zwei, Leibnitz und Schelling, welche die Sprache einer tieferen wissenschaftlichen Beachtung würdig gefunden haben, der erster in seiner Idee einer sich auf alle Sprachen erstreckenden Pasigraphie der allgemeinen Begriffe des Denkens, der letztere in seiner allerdings etwas mystischen Ableitung der allgemeinen Verschiedenheiten des Sprachbaues aus der Offenbarung des Absoluten in der Geschichte; auch der Engländer Locke aber wurde bei seinen Untersuchungen über die Vorstellungen des menschlichen Erkennens wesentlich mit bestimmt und geleitet durch die Anschauung der Kategorien der Sprache; — nichtsdestoweniger wäre es doch durchaus irrthümlich zu meinen als ob unsere ganzen neueren auf dem Principe der vergleichenden Forschung beruhenden Anschauungen von der Sprache so wie die ganze hiermit zusammenhängende Umgestaltung der Grammatik überhaupt nur wie das Geschenk eines bloßen glücklichen Zufalles durch reine äußerliche Beobachtung und Empirie in den Kreis unseres Erkennens hereingeführt worden seien; vielmehr ist es ganz vorwiegend zugleich eine rein innerliche geistige oder Gedankenbewegung gewesen, durch welche jene Entdeckungen selbst erst eingeleitet und vorbereitet worden sind; überall muß der menschliche Geist sich zuerst in sich selbst zu einer gewissen Reife seines Denkens über eine Sache erhoben oder bestimmte vorläufige Ideen und Ahnungen des Wesens derselben bei sich ausgebildet haben, ehe er mit sicherem beobachtenden Blicke in die concrete Wirklichkeit ihrer einzelnen Erscheinungen einzudringen vermag; auch die neuere Zeit hat ebenso wie das Alterthum ihre eigenthümliche Sprachphilosophie und eine Entwickelung ihres allgemeinen Bewußtseins über die Sprache gehabt, durch welche ähnlich wie dort alles tiefere und mehr empirische Erfassen ihrer Erscheinungen eingeleitet worden ist.

Das ganze Problem der Sprache wird in der neueren Zeit von Anfang an in einer anderen Weise formulirt als im Alterthume. Auch hier ist es zunächst eine bestimmte allgemeine Alternative, in der sich das Denken über die Sprache bewegt. Der charakteristische Unterschied der neueren Gesammtauffassung von der Sprache aber gegenüber jener des Alterthumes ist der, daß es nicht sowol die Frage nach dem Verhältniß der Sprache zur äußeren Objectivität oder der Natur, als vielmehr diejenige nach ihrem Verhältniß zu der inneren Subjectivität des Menschen selbst ist, welche den Mittelpunkt oder Hauptgegenstand des ganzen Streites über sie bildet. Das Interesse der alten Sprachphilosophen war wesentlich immer darauf gerichtet, zu wissen, wie sich die Sprache zu den äußeren Dingen als dem Was ihrer Bezeichnung verhalte, ob sie diesem ihrem gegenständlichen Inhalte in sich selbst adäquat sei oder nicht; das Princip der φύσις oder der ὀρθότης enthielt wesentlich die einzige geordnete oder rationale Erklärung der Sprache in sich; daher hält das Alterthum an diesem Principe mit einer ausdauernden Zähigkeit fest; — die neuere Zeit aber läßt im Allgemeinen diese ganze Frage nach dem Zusammenhange der Sprache mit der äußeren Welt fallen, indem sie ihr zunächst nur als dasjenige,

was sie an sich ist, als ein Eigenthum oder als ein Bestandtheil des Wesens des Menschen erscheint; hier ist die Formel der Alternative von Anfang an diese, ob die Sprache ein dem Menschen durch Gott oder von Natur verliehenes Geschenk oder ob sie ein Werk und eine Erfindung seines eigenen Geistes sei; so wie sich die Alten über den physischen oder thetischen Charakter, so stritten sich die Neueren über den göttlichen oder menschlichen Ursprung der Sprache; hier war es also statt der Frage über das Was vielmehr die nach dem Woher der Sprache, welche den Zielpunkt des erkennenden Strebens bildete; gerade diese letztere Frage aber hatte wiederum das Alterthum wesentlich ignorirt, d. h. es galt hier im Allgemeinen als selbstverständlich, daß die Sprache nur im Menschen selbst entstanden sein könne, indem es hauptsächlich nur die Art und Weise ihres Entstehens, ob durch Anschluß an die Natur oder durch ungeordnete Convention war, auf welche sich hier die Controverse bezog; — daß die Worte der Sprache wirklich gleichsam in der Natur gewachsen oder ganz unabhängig vom Menschen an den Dingen selbst haftende Bildungen seien, lag wol kaum in der Sinnesweise selbst der extremsten Herakliteer. — Das ganze Problem der Sprache überhaupt aber bietet seiner Natur nach diese doppelte Seite an sich dar, einmal die der Frage nach dem Was ihres Inhaltes, andererseits die nach dem Wie oder dem Woher ihrer Entstehung; in ersterer Beziehung kann in der Sprache entweder ein Bild der Natur oder ein bloßes System conventioneller Zeichen für die äußeren Dinge, in letzterer dagegen kann in ihr entweder eine untrennbare natürliche Eigenschaft des Menschen und gleichsam ein ihm verliehenes Geschenk Gottes, oder ein Werk und eine Erfindung seiner eigenen geistigen Kraft von uns erblickt werden; ist die Sprache der Natur gemäß oder nicht, war der specifische Streitpunkt der Philosophen des Alterthumes, hat der Mensch sie von Natur oder durch die eigene Kraft seiner selbst, ist derjenige für die Philosophie der neueren Zeit; — durchaus naturgemäß aber war es, daß am ersten Anfange alles Forschens, im Alterthume, die Sprache der denkenden Auffassung nur von jener ersteren Seite entgegentreten konnte; es war damals gleichsam nur das Gesicht oder die Vorderseite der Sprache, d. i. diejenige, welche sie dem gegenständlichen Stoffe ihrer Bezeichnung zukehrt, von welcher aus sie der Beobachtung erschien; erst die neuere Zeit dagegen ist gleichsam hinter die Sprache gegangen, indem dieselbe hier unter dem Gesichtspunkte ihres wurzelhaften Entstehens oder ihres actuellen Ursprunges und Zusammenhanges mit dem Menschen aufzufassen versucht wird. Die ganzen Fragen der neueren Sprachphilosophie sind daher wesentlich andere geworden als jene des Alterthumes; in ganz ähnlicher Weise aber als damals der Gegensatz der physischen und der thetischen Ansicht, so entwickelt sich jetzt der der beiden Lehren von dem natürlichen oder göttlichen und von dem menschlichen oder künstlichen Ursprunge der Sprache weiterhin fort.

Alles dasjenige, was in seinem specifischen Wesen noch unbekannt ist, wird zunächst immer nur durch die Zuhilfenahme irgend einer näheren oder entfernteren Analogie von uns zu erklären versucht. Für das Alterthum bot sich zur Erklärung des Wortes in seiner Eigenschaft eines Namens der äußeren Sache die Analogie eines räumlichen Bildes als erster Anknüpfungspunkt alles weiteren Forschens dar; auch die neuere Zeit aber greift zur Erklärung des wirklichen Zusammenhanges der Sprache mit dem Menschen zu gewissen anderweiten hierauf Bezug habenden Analogien; die Sprache an sich selbst aber ist in der That ein so vielgestaltiges Wesen, daß sie immer einer Mehrheit verschiedener Analogien in sich Raum gibt oder nach mehreren Seiten hin mit gewissen anderen Phänomenen und Gestaltungen verglichen werden kann. Alles aber, was zum Menschen gehört, ist theils eine natürliche Eigenschaft, wie etwa das Vermögen des Denkens, die Kraft der Muskelbewegung u. s. w., theils aber ein künstliches Werk seiner Erfindung wie etwa die Schrift u. dgl. Die Sprache aber, indem wir uns ihrer anscheinend in natürlicher Freiheit oder ohne kunstmäßige Erlernung und reflectirtes Selbstbewußtsein bedienen, kann in dieser Beziehung unter die erstere, inwiefern sie aber ein geordnetes und reichhaltig gegliedertes System geistiger Bezeichnungsmittel und logischer Formen ist, unter die letztere dieser beiden Kategorien gestellt werden; ist sie das erstere, so ist sie ein Geschenk Gottes und eine bloße Gabe der Natur, ist sie das letztere, so ist sie ein mechanisches Werk wie irgend ein anderes; beide Analogien aber sind an sich in gleichem Grade statthaft oder berechtigt; im ersteren Falle aber ist die Sprache von Anfang an Eins mit dem Menschen, während in dem letzteren sie derselbe als etwas zuerst noch nicht in ihm Vorhandenes erschafft; — es hing aber wesentlich diese ganze neuere Auffassung des Principes der Sprache damit zusammen, daß eben jenes Doppelte, die Sprache an sich oder als äußere Mittheilungsform und der in ihr ausgedrückte oder niedergelegte Inhalt des Denkens, von Anfang an nicht wie im Alterthume als identisch oder einheitlich verbunden, sondern als an sich getrennt und von einander verschieden angesehen wurden; der Gedanke an sich ist etwas Natürliches oder eine von Gott eingepflanzte Eigenschaft des Menschen; war Sprache und Gedanke in der durch die Bedeutung des betreffenden Wortes vertretenen allgemeinen Anschauung dasselbe, so konnten auch eine Menge von Fragen über das nähere Verhältniß von beiden zu einander überhaupt gar nicht entstehen und aufgeworfen werden; die neuere Zeit dagegen sieht vielfach das Denken als etwas an sich in der Seele Liegendes, die Sprache hingegen als ein erst später zur Bezeichnung desselben kunstmäßig erfundenes Mittel an; dem Alterthume aber war diese ganze Scheidung unverständlich und fremd; denn der ganze Streit über φύσις und θέσις bezog sich doch im Grunde nur auf die sinnliche Wortform und es galt diese als mit dem Gedanken an sich genommen eins, indem sich das Alterthum wenigstens den inneren Gedanken allein ohne die Sprache vorzu-

stellen nicht im Stande war; die neuere Zeit dagegen löst die Sprache gleichsam ab vom Menschen, indem sie sich die Frage aufwirft, ob sie von Anfang an zu ihm gehöre oder erst später durch das Denken und als ein Mittel für die Bezeichnung desselben in ihm entstanden sei.

Den Ursprung der Sprache auf Gott zurückzuführen, war durchaus derjenigen Sinnesweise gemäß, wie sie im Geiste des Mittelalters und der ganzen früheren Zeitströmung unserer Periode lag. Wie für alles Andere, so ist der Mensch auch für seine Sprache dem höchsten Wesen zum Danke verpflichtet; diese ganze Meinung aber schloß die fernere Auffassung in sich ein, daß die Sprache selbst etwas Hohes, Vollkommenes und Göttliches, weil über alles menschliche Schaffungsvermögen Hinausliegendes sein müsse; noch Tiedemann führt in seinem : Versuch einer Erklärung des Ursprunges der Sprache, Riga, 1772, als ein Argument für die Annahme der Entstehung derselben aus Gott dieses an, daß sie etwas viel zu Hohes und Schwieriges sei, als daß sie der Mensch mit den beschränkten Kräften seines Geistes jemals habe erfinden können; lag aber nicht in dieser Meinung im Grunde etwas ganz Aehnliches ausgedrückt als in der Lehre der alten Physiker, daß nämlich die Sprache an sich etwas eigentlich Objectives, gewissermaßen außer uns Stehendes und insofern Erhabenes, Absolutes und Vollkommenes sei? Die alten Physiker und die neueren Verfechter des göttlichen Ursprunges der Sprache waren erfüllt von Verehrung und Bewunderung des Wesens derselben, jene weil sie in ihr ein Bild der Natur, diese weil sie in ihr ein Geschenk von Oben erblickten; die alten Thetiker oder Conventionalisten dagegen ebenso wie unter den Neueren diejenigen, die sich für eine menschliche Entstehung derselben erklärten, waren immer weit mehr geneigt, auf sie als auf etwas Niedriges, Ungeordnetes und Principloses herabzusehen; es war immer theils etwas Anundfürsichseiendes, theils ein bloßes Spiel der Laune, was man in der Sprache vor sich zu haben meinte; demnach war es zuletzt die nämliche doppelte Grundansicht von derselben, die sich in der neuen Zeit zeigt wie im Alterthume; so wie auf der einen Seite Vieles in der Sprache nach Außen, so weist auf der anderen ebenso Vieles auf das Innere oder den Menschen selbst hin; sie ist anscheinend so vollkommen, daß sie der Mensch nicht hat erfinden können und sie trägt andererseits doch immer zugleich den Stempel der menschlichen Kraft und Geisteseigenthümlichkeit an sich; ist die Sprache ein Naturproduct oder ein menschliches Werk, dieses war im Grunde die gleiche höchste Alternative, in der sich die neuere Sprachphilosophie ebenso wie jene des Alterthumes bewegte.

Alles Denken über die Sprache aber nimmt in der neuen Zeit verhältnißmäßig weit später seinen Anfang als im Alterthume. Das ganze wissenschaftliche Interesse der neuen Zeit war zuerst bei weitem mehr anderen Dingen zugewandt als gerade der Sprache; bezeichnend ist es, daß wesentlich erst in der geistigen Bewegungsepoche des vorigen Jahrhunderts, wo durch Kant der Schwerpunkt aller philosophischen Erkenntniß in die Untersuchung des Innern der menschlichen Vernunft verlegt wird, das ganze Problem der Sprache deutlicher in den Vordergrund tritt oder eine eingehendere und tiefere Bearbeitung erfährt; bis dahin hatte man sich im Allgemeinen mit der traditionellen Ansicht eines Herkommens der Sprache aus Gott begnügt, und es waren blos vereinzelt gewisse tiefer geschöpfte Meinungen über sie hervorgetreten; — war zwar der Sinn für das lebendige Verständniß der einzelnen Erscheinungen der Sprache durch die Thätigkeit der Philologen des Reformationszeitalters, zuerst der Italiener, dann der Teutschen, Holländer, Franzosen u. A. wieder lebendig geworden, so war doch im Allgemeinen das höhere theoretisch wissenschaftliche oder grammatikalische Bewußtsein über die Sprache noch wenig entwickelt; der ganze Charakter jener ersten Epoche in der Geschichte der neueren Philologie ist ein vorwiegend künstlerischer, mehr auf Erklärung und Kritik hingerichteter, während dagegen das Specifische unserer eigenen zweiten Epoche vorwiegend in der Pflege und vollkommneren Ausbildung des rein wissenschaftlichen oder grammatischen Elementes besteht; — auch hing das ganze Erwachen des Interesses für die Sprache an sich in der neuen Zeit wesentlich damit zusammen, daß sich der Blick vom Lateinischen und Griechischen aus allmälig auch auf die anderen Sprachen der Erde zu erweitern anfing; alle neuere Sprachphilosophie fußt wesentlich mit auf der gewonnenen Einsicht in einen weiteren Umkreis der Verschiedenheit der menschlichen Sprache; für den Gewinn dieser Einsicht war namentlich unschätzbar die Thätigkeit der Missionäre, durch welche man Grammatiken und Wörterbücher selbst der rohesten und entlegensten Sprachen erhielt; insbesondere die Sprache der sogenannten Wilden reizte hier zum Nachdenken über das Wesen der Sprache, indem hierin gerade etwas durchaus Anfängliches und Ursprüngliches von derselben gegeben zu sein schien; — von diesem ganz äußerlichen Interesse an der Mannichfaltigkeit der Sprachen bis zu der neueren systematischen Vergleichung derselben, durch welche zugleich die neuere Sprachphilosophie selbst ihrem Abschlusse zugeführt wird, war jedoch immer noch ein weiter Schritt; die ersten Anfänge aller sich auf einen größeren Umkreis erstreckenden Vergleichung der Sprachen fanden sich in den sogenannten Vaterunserpolyglotten, in welchen das Vaterunser als Sprachprobe in allen nur aufzutreibenden Sprachen vorgeführt wurde; der letzte größte Abschluß dieser ganzen Verfahrungsweise ist der Mithridates von Adelung, dessen Werth ebenso nur der einer bloßen Curiositätensammlung ist und welcher sich zu der tieferen und geistvolleren Sprachvergleichung eines Humboldt u. A. etwa ähnlich verhält wie eine Menagerie zu einer Naturgeschichte des Thierreiches; die einzelnen Sprachen werden hier meistens ganz äußerlich als asiatische, afrikanische u. s. w. classificirt; am Schlusse seines Werkes aber gibt Adelung ein Verzeichniß aller ähnlichen älteren Sammlungen; angeregt aber wurde dieses

ganze Streben schon früher namentlich durch Leibnitz in Zusammenhang mit seiner Idee einer Pasigraphie; — der eigentlich wissenschaftliche Anfang der neueren Sprachphilosophie aber wird bezeichnet durch das Werk des Engländers Lord Monboddo über den Ursprung und Fortgang der Sprache; dieser vertritt zuerst mit voller Entschiedenheit die Ansicht von dem menschlichen Ursprunge der Sprache und bricht insofern offen mit der älteren sie auf Gott zurückführenden Tradition; die Sprache gilt ihm durchaus als eine künstlich mechanische Erfindung des Menschen und zwar keinesweges als eine durchaus anfängliche oder ursprüngliche, sondern vielmehr erst nachdem der Mensch manches Andere erfunden hatte und schon in politische und gesellige Verbindung eingetreten war, ist auch die Sprache von ihm als ein bloßes höheres Surrogat einer natürlichen Zeichen- oder Geberdensprache erdacht oder festgestellt worden. So äußerlich dachte man sich damals noch das Verhältniß des Denkens und der Sprache oder so wenig erschien diese letztere als etwas für den ganzen Begriff des Menschen Wesentliches und von seiner geistigen Natur Untrennbares. Die Sprache also war hier durchaus subsumirt worden unter die Kategorie eines mechanischen Werkes oder Dinges; der innere Widerspruch aber dieser ganzen Ansicht bestand darin, daß der Verstand oder das Denken, aus welchem sie in dieser Eigenschaft entstanden sein mußte, in der Wirklichkeit nicht vor und unabhängig, sondern nur in Zusammenhang mit der Sprache ein Dasein in der Seele hat. Was aber die ältere Ansicht von einem göttlichen Ursprunge der Sprache betrifft, so mußte man wol erkennen, wie mit dieser eigentlich die Verschiedenheit und die Veränderung derselben in der Geschichte in Widerspruch stand; diesen Widerspruch auszugleichen griff man häufig zu der Annahme einer geoffenbarten göttlichen Ursprache, als die dann in der Regel die hebräische angesehen wurde, während alle später eingetretene Verwirrung der Sprachen als eine Folge des menschlichen Sündenfalles erschien. Beide Ansichten, die vom menschlichen und die vom göttlichen Ursprunge der Sprache, waren in ihrer abstracten Einseitigkeit gleich unrichtig oder verkehrt; die wahre Formel für den Begriff der Entstehung der Sprache geht nur aus einer bestimmten Vereinigung beider mit einander hervor.

Das 18. Jahrhundert, wie es überhaupt, namentlich in seiner zweiten Hälfte, einen durchaus reformatorischen und weiter strebenden Charakter an sich trug, ließ auch auf dem Gebiete der Sprache eine neue und mächtig um sich greifende Bewegung entstehen. Diese Bewegung hat sich fortgepflanzt bis auf unsere Tage und ist auch jetzt noch nicht zum Stehen gelangt; in dem kurzen Zeitraume von nicht hundert Jahren ist hier ein vollkommen neues und reichhaltig ausgedehntes Gebiet des Wissens entstanden; alle Fortschritte der Naturwissenschaft in unserer Zeit waren doch im Grunde nur Weiterbildungen und Consequenzen gewisser, schon früher gemachter Entdeckungen; die neuere Sprachwissenschaft im Sinne einer vergleichenden und beobachtenden menschlich historischen Naturwissenschaft dagegen ist ein vollkommen originelles Product unserer eigenen Zeit selbst; — es war bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts doch im Wesentlichen nur die rein formale Grammatik des Alterthumes selbst, der allerdings weiter ausgedehnte und vervollkommnete Grundriß des Donat und Priscian, welcher die Stelle des theoretischen Wissens von der Sprache in sich vertrat; höchstens in der Lexikographie hatte, da das Alterthum hierzu bei sich selbst nur geringere Veranlassung fand, die neue Zeit etwas vollkommen Anderes und Selbständiges geschaffen; das Bedürfniß einer umfassenden Bearbeitung des Wortschatzes war aber allerdings für die neuere Philologie ein ungleich näher liegendes, leichter zu erledigendes und dringenderes als dasjenige einer tieferen und gründlicheren Feststellung des grammatischen Organismus selbst; die Grammatik als solche kann bei der erkennenden Betreibung einer fremden Sprache immer noch leichter entbehrt werden als das Lexikon. — Die neuere Philologie nimmt ihren ersten Ausgang von der Erklärung und Kritik; es war zunächst immer nur das Einzelne der fremden Spracherscheinungen als solches, worauf sich ihre ganze Thätigkeit bezog; allmälig aber trat sie demselben freier und selbständiger gegenüber; die allgemeine Bedeutung der Worte wurde durch Abstraction von ihrem Vorkommen im wirklichen Gebrauche derselben im Lexikon zu fixiren versucht; hierfür bildete der Sammelfleiß der früheren Philologen oder das auf die Zusammenstellung sprachlicher Analogien bei der Herausgabe der Texte gerichtete Streben das verbindende und vorbereitende Mittelglied; die hermeneutische, die glossographische und die grammatische Thätigkeit gehen in der Entwickelung der neueren Philologie gewissermaßen in einer Reihe hinter einander her; der ganze Proceß der Entwickelung ist hier wesentlich der umgekehrte als im Alterthume, wo von der höchsten Spitze des theoretischen Bewußtseins über die Sprache aus der erste Eingang in ihre ganze weitere Erforschung genommen wurde; — die neuere Grammatik als solche aber wird wesentlich erst wie mit einem einzigen Schlage in unserer eigenen Zeit geboren, während diejenige des Alterthumes allmälig und in einer Reihe einzelner Stufen entstanden war. In jener ganzen der gegenwärtigen Zeit angehörenden wissenschaftlichen Bewegung auf dem Gebiete der Sprache aber sind näher drei allgemeine Hauptströmungen zu unterscheiden, deren jede in einer bestimmten Weise zu einer durchgreifenden Umbildung des ganzen Standes der Sprachwissenschaft beigetragen hat, zuerst die Bewegung der reinen Sprachphilosophie oder des allgemeinen wissenschaftlichen Denkens über den Begriff der Sprache als solcher, sodann die rationellere Behandlung der gemeinen philologischen Grammatik, insbesondere der Syntax, des Lateinischen und Griechischen, endlich die neuere Linguistik oder die etymologische Vergleichung der einzelnen Sprachen nach der ganzen Ausdehnung ihres Wortumfanges unter einander. Eben die letzte unter diesen aber ist es, welche

den specifischen und hervorragenden Charakterzug gerade der gegenwärtigen Epoche in der Geschichte der Sprachwissenschaft bildet.

Es kann an sich eine doppelte Art aller Grammatik oder rein theoretischen Betrachtung der Sprache unterschieden werden, die philosophische und die historische, oder diejenige, welche von der Seite ihres reinen Begriffes und diejenige, welche von der ihrer empirischen Wirklichkeit aus sie in ihren gegebenen Erscheinungen zu erklären versucht. Die Sprache, inwiefern sie die Ausdrucksform des geistigen Denkens ist, ist immer eine Erweiterung der einfachen Idee des logischen Urtheiles; sie vom Standpunkte der Idee des Urtheiles aus zu analysiren, war das Verfahren der Grammatik des Alterthumes; hier also war die Einheit des Satzes diejenige, welche zuerst der Beobachtung entgegentrat und von welcher aus es allmälig gelang, auch die Worte nach ihren einzelnen Formen und Kategorien zu unterscheiden; — die neuere vergleichende Sprachforschung dagegen lehnt sich wesentlich an an die sinnliche oder etymologische Einheit des Wortes und sucht aus der allmäligen Entwickelung und Weiterbildung von dieser die Sprache, inwiefern sie als ein fertiges Ganzes vor uns liegt, abzuleiten und zu erklären; die erstere Art und Weise der Auffassung der Sprache aber ist eine philosophische, die letztere ist eine historische; während jene die Sprache als einen fertigen und in sich geschlossenen Bau ansieht, welcher nach seiner leitenden architektonischen Idee in den geistigen Verhältnissen aller seiner Theile bestimmt und begriffen werden soll, so läßt ihn dagegen diese letztere vor unseren Augen selbst in seinem allmäligen organischen Wachsthume entstehen oder gebildet werden; Philosophie der Sprache und Geschichte der Sprache sind die beiden einzigen Arten, durch welche dieselbe überhaupt erklärt werden kann; die Sprache ist theils ein geordnetes System logischer Verhältnisse und Theile, theils aber ist sie etwas naturgemäß oder auf organischem Wege Entstandenes; die ganze Spracherklärung des Alterthumes war wesentlich eine logische, während diejenige unserer neueren Grammatik eine genetische geworden ist; dort handelte es sich wesentlich nur um die Erkenntniß des Begriffes, hier dagegen um diejenige der Geschichte oder der Genesis der Sprache; während aber unsere eigene neuere philosophische Grammatik und Betrachtung der Sprache sich doch immer nur an diejenige des Alterthumes als eine weitere Fortbildung anschließt, so ist dagegen die Aufstellung der historischen oder organisch genetischen Grammatik ein besonderes und charakteristisches Verdienst unserer eigenen Zeit. Eben hierdurch aber ist von uns zu der Sprache überhaupt eine vollkommen andere Stellung eingenommen worden als diejenige, in der sich das Alterthum zu ihr befand; während die alte Zeit die philosophische, so hat unsere eigene Zeit die historische Grammatik erschaffen.

Die Grammatik ist an sich oder ihrer natürlichen Stellung nach eine ergänzende Paralleldisciplin der philosophischen Wissenschaft der Logik. Der Wirklichkeit nach ist Sprache und Denken zuletzt nur eines und dasselbe und es war daher an sich auch vollkommen naturgemäß, daß im Alterthume die Theorie des Einen wesentlich noch mit derjenigen des Anderen zusammengefaßt wurde. Wenn aber in der neuen Zeit Logik und Grammatik von Anfang an als selbständige Wissenschaften neben einander hervortraten, so hat sich diese Kluft zwischen beiden in Folge der neuern historischen Sprachvergleichung zunächst noch um ein Bedeutendes erweitert; denn diese letztere sieht an sich vollkommen ab von jedem Zusammenhange der Erklärung der Sprache mit dem formalen Denkgesetze der Logik, indem es vielmehr ausschließend das Vermögen des unmittelbaren sinnlichen Anschauens ist, auf welches die ganze Entstehung der Sprache von ihr zurückgeführt wird; für die neue Zeit erwächst daher im Allgemeinen die Frage, wie sich die Sprache zum Denken verhalte oder welches der organische und natürliche Zusammenhang der beiden Disciplinen der Logik und der Grammatik sei; denn während von der einen Seite aus unter uns noch jetzt daran festgehalten wird, daß alle Grammatik an sich nur eine Ergänzung und Erweiterung der Logik sein könne, so wird dagegen von der anderen Seite aus überall das der Sprache ursprünglich zu Grunde liegende anschauliche Moment der Seele betont, das logische Denkprincip selbst aber als unzureichend für eine wirkliche Erklärung derselben betrachtet.

Daß in der Sprache, inwiefern sie in der lebendigen Anwendung als Satz oder Aussage vor uns liegt, überall ein Gedanke enthalten liegt, ist gewiß; ihre Erklärung in dieser Eigenschaft also kann an sich immer nur vom Standpunkte oder doch unter Anschluß an das Princip der Logik erfolgen; zwar sind die Formen des sprachlichen Denkens häufig von der Art, daß sie sich wenigstens nicht unmittelbar und direct in den allgemeinen Schematismus der Logik einzuordnen scheinen; immer aber muß doch an sich ein Weg aufgefunden werden können, durch welchen dieselben wenigstens mittelbar und indirect auf die nothwendige Grundform alles Denkens, das logische Urtheil, zurückgeführt werden können; die grammatische Syntax mindestens kann nur als eine Consequenz und Vervollständigung der philosophischen Logik aufgefaßt werden; so verschieden aber auch der syntaktische Bau und Organismus der einzelnen Sprachen selbst sein mag, so liegt doch demselben überall nur eine andere Art und Weise der Durchführung oder der lebendigen Verwirklichung der Idee des logischen Urtheiles zum Grunde; — die ganze Etymologie der Sprache hingegen ist wesentlich eine rein historische Wissenschaft, indem es sich hier überall nur um eine Ableitung oder Zurückführung der gegebenen Wortgestalten auf ihre früheren und einfacheren Wurzeln handeln kann; von einer doppelten Seite, der philosophischen und der historischen zugleich, ist demnach das Ganze der Sprache eines Aufbaues und einer wissenschaftlichen Ergründung fähig; jede einzelne Form oder Gestalt in der Sprache aber hat selbst immer eine doppelte Seite an sich, die eine inwiefern sie sich in den

logischen Organismus des Satzes als ein bestimmtes Glied einordnet oder eine gewisse allgemeine geistige und rein begriffliche Function in diesem erfüllt, die andere inwiefern sie als eine Verkörperung gewisser unmittelbar anschaulicher Momente aus dem Zusammentreten bestimmter der letzten Wurzeln der Sprache organisch erwächst oder entsteht; die philosophische und die historische, die logische und die genetische Erklärung der Sprache schließen sich daher nicht unter einander aus, sondern es wird wechselseitig die eine von beiden durch die andere ergänzt; die Sprache ist zugleich ein logisches System und ein naturgemäß entstandener Organismus; es mag nach beiden Richtungen hin Manches an ihr noch als der Erklärung unzugänglich erscheinen; an sich aber hat Alles an der Sprache theils die Eigenschaft eines Begriffes, theils diejenige eines organischen Naturproductes an sich; durch das Entstehen der neueren historisch-genetischen Grammatik oder Erklärungsweise der Sprache ist an sich die ältere logische oder philosophische Grammatik noch keineswegs beseitigt und überflüssig gemacht, sondern es ist vielmehr dieselbe zunächst nur auf eine andere tiefere und vollkommnere wissenschaftliche Basis gestellt worden.

Das Alterthum hatte von einer wissenschaftlichen Etymologie der Sprache noch keinen Begriff. Auch in der neuen Zeit aber lag doch der ganze wissenschaftliche Schwerpunkt der Grammatik bis jetzt allein in der Syntax: die Etymologie als Wissenschaft aber nimmt erst auf dem Boden der historischen Vergleichung der Sprachen ihren Anfang; der etymologische Theil der Grammatik im älteren Sinne des Wortes aber war Nichts als ein trockener Apparat von Formen, welcher eine bloße empirische Voraussetzung bildete für das Verständniß der Glieder und der Einrichtungen des Satzes; die Etymologie als umfassende Naturgeschichte des Wortes ist derjenige Theil der Grammatik, den unsere eigene Zeit zu der früheren Gestalt derselben, die doch im Wesentlichen eine bloße Lehre vom Satze und seinen Verhältnissen war, hinzugefügt hat; alles wissenschaftliche Erkennen der Sprache gliedert sich an sich in diese doppelte Aufgabe, das Begreifen der niederen sinnlichen Einheit des Wortes und der höheren geistigen des Satzes; — vom Wort als solchem aber nahm im Alterthume alle Betrachtung der Sprache ihren Ausgang; denn es war zunächst eben Nichts als eine bloße Sammlung von Namen, die man in ihr erblickte; das Problem der Erklärung des Wortes wird sogleich am ersten Anfange alles Denkens über die Sprache im frühesten Alterthume gestellt; aber eine wirkliche Lösung dieses Problemes wird erst von der neuesten Wissenschaft erreicht oder gegeben: das Wort als solches aber ist in der That immer das eigentlich oder unmittelbar Wirkliche an der Sprache; die Natur des Satzes erklärt sich im Grunde in einer leichteren und einfacheren Weise aus sich selbst und aus der Idee des logischen Urtheiles; in der Erklärung des Wortes aber ist an sich das allgemeinste und wichtigste Problem aller Spracherklärung enthalten; alle Geschichte des Problems der Sprache geht daher zunächst aus von der Untersuchung des Wortes und kehrt zuletzt wiederum in ihrem vollendeten wissenschaftlichen Abschluß zu derselben zurück.

Das Alterthum war in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen über die Sprache wesentlich nur bis zur Unterscheidung des allgemeinen Systems der Redetheile oder bis zur Feststellung des formalen Grundrisses der Grammatik, auch dieses jedoch immer noch in einer zum Theil unvollkommenen Weise, gelangt. Dieser Grundriß geht auf die neuere Zeit über und bildet das verbindende Mittelglied zwischen der Geschichte unserer eigenen Sprachwissenschaft und jener des Alterthumes; die Aufgabe der neueren Sprachwissenschaft aber ist nun zunächst wesentlich diese, das System der grammatischen Redetheile und Formen und der Gesetze ihrer Verhältnisse oder Verbindungen unter einander in der Weise auszuarbeiten und zu vervollkommnen, daß hierdurch eine geordnete Erklärung und eine geregelte Feststellung des ganzen Umfanges des wirklichen Gebrauches oder der Gesammtheit der einzelnen Erscheinungen der Sprache ermöglicht werden kann. Diese ganze Weiterbildung der neueren Grammatik aber steht im genauesten Zusammenhange mit der Geschichte der neueren Philologie überhaupt: eine Grammatik von einer Sprache bedeutet für uns den wissenschaftlich geordneten Inbegriff derjenigen Gesetze, von welchen sie selbst in ihrer wirklichen oder gegenwärtigen Anwendung vollständig bestimmt oder beherrscht wird. Dieses ist mindestens der Begriff der gewöhnlichen, rationalen und philosophischen oder auch der eigentlich philologischen Grammatik, im Unterschiede von der vergleichenden, linguistischen oder historischen, welche sich auf die Erklärung des Ursprunges, der Verwandtschaftsverhältnisse und des allmäligen Wachsthumes der Sprache, namentlich in Rücksicht ihres physiologischen Bestandtheiles, des Wortmateriales, bezieht. Alle Grammatik daher gliedert sich jetzt in zwei Arten oder Gestalten, die eine, welche den Organismus irgend einer bestimmten, gegebenen oder historisch festgestellten Sprache als solcher angeht, die andere, welche sich auf die Geschichte oder die allmälig fortschreitende Entwickelung derselben bezieht. Die Grammatik im ersteren Sinne des Wortes aber ist immer nur eine weitere Vervollkommnung des Principes der alten Grammatik, während diejenige im letzteren eine der neuen Zeit ausschließend angehörende oder specifisch moderne Art und Gestalt derselben ist.

Die Spracherklärung des Alterthumes war im Allgemeinen eine logisch-sachliche, die der neuen Zeit ist eine historisch-genetische. Dort war es das in der Sprache enthaltene Was der Bezeichnung, die objective Materie des Inhaltes der Dinge und die logische Gedankenform des Urtheiles, hier dagegen das Wie ihrer inneren oder subjectiven Entstehung, welches als Ausgangspunkt ihrer Erklärung angenommen wurde. So wie aber die bloße Unterscheidung der grammatischen Redetheile bei den Alten wesentlich mit durch eine allgemein philosophische Gedankenbewegung über den reinen Begriff der Sprache

an sich eingeleitet wurde, ebenso entsteht auch die neuere historische Grammatik keineswegs allein durch die bloße äußere Empirie der Vergleichung der Sprachen als solche, sondern es hängt auch hier dieselbe untrennbar zusammen mit einer Umwandelung der allgemeinen Begriffe über die Sprache selbst; es bedurfte einer anderen philosophischen Formulirung des Charakters und des Entstehungsprincipes der Sprache überhaupt, ehe ihre einzelnen Erscheinungen, wie es durch die neuere vergleichende Grammatik geschieht, unter dem wissenschaftlichen Gesichtspunkte ihres organisch-historischen Wachsens oder Werdens aufgefaßt und bestimmt werden konnten. Wenn irgendwo, so haben sich hier philosophisches Denken und empirisches Forschen zur Begründung einer vollständig neuen Gesammtansicht über einen wissenschaftlichen Stoff in wechselseitiger Förderung in die Hände gearbeitet.

Das ganze Verhältniß der neueren, der gegenwärtigen Epoche specifisch eigenthümlichen Ansicht vom Wesen und der Entstehung der Sprache zu jener älteren, die namentlich in Monboddo ihre Vertretung fand, daß die Sprache ein kunstmäßig erfundenes Werkzeug oder Mittel des menschlichen Verstandes zur Bezeichnung der Begriffe des Denkens sei, wird, wie es scheint, am schönsten bezeichnet durch zwei Begriffe, die zuerst von W. von Humboldt in dieser ihrer Anwendung festgestellt worden sind. Dieses sind die des ἔργον und der ἐνέργεια; sahen die Aelteren in der Sprache ein mechanisches Werk, so wird jetzt vielmehr in ihr eine organische Thätigkeit des menschlichen Geistes erblickt; die Entstehung der Sprache im Menschen ist entweder eine künstliche oder eine natürliche; sie ist entweder von ihm gemacht oder in ihm erwachsen; die sprachschöpferische Kraft oder Anlage ist nach der neueren Ansicht eine dem Menschen unmittelbar und von Natur eigene oder durch Gott gegebene, und es ist auch diese Anlage sogleich von Anfang an bei ihm in Anwendung oder Thätigkeit getreten; die Sprache als etwas Ausgebildetes oder Fertiges aber hat der Mensch weder von Gott noch ist sie eine künstliche Erfindung seines Verstandes, sondern sie stellt sich vielmehr als das sich in der Zeit selbst immer weiter entwickelnde und vervollkommnende Product jenes inneren unbewußt instinctiven Schöpfungstriebes dar; die Sprache hat überhaupt gar keinen eigentlichen oder bestimmten Urheber als die ihr gemäße und von Anfang an für sie disponirte Kraft der menschlichen Seele; der ganze ältere Streit über den menschlichen oder den göttlichen Ursprung der Sprache war hiermit beseitigt; — allerdings aber hat die Sprache in einem gewissen Sinne des Wortes jenen doppelten Charakter, den eines ἔργον und einer ἐνέργεια, zugleich an sich oder sie kann nach der einen Seite hin ebenso sehr in dem Lichte einer lebendigen Thätigkeit wie nach der anderen in dem eines ausgebildeten und in sich abgeschlossenen Werkes angesehen werden; verstehen wir unter der Sprache das System ihrer allgemeinen Gesetze und Formen, so wie das im Lexikon niedergelegte Material ihrer Worte, so besitzt sie für uns allerdings die Eigenschaft eines gleichsam todten mechanischen Dinges oder Werkzeuges, dessen wir uns zum Zweck der Bezeichnung unserer eigenen individuellen Gedanken bedienen; fassen wir aber die Sprache im Sinne des wirklichen Sprechens als eine lebendige organische Thätigkeit der Seele auf, so muß sie uns in dem Lichte einer ἐνέργεια erscheinen; sie ist näher ein ἔργον, welches aus einer ἐνέργεια entspringt, ganz ebenso wie auch eine fertig ausgebildete oder zu ihrer vollen Reife emporgewachsene Pflanze, theils die Eigenschaft eines gleichsam mechanischen Systemes von Theilen, Formen und Functionen, theils aber in Rücksicht ihrer zeitlichen Entstehung oder ihres actuellen Werdens und Lebens diejenige eines natürlichen oder organischen Productes besitzt; früher aber sah man die Sprache allein unter dem ersteren Gesichtspunkte an und glaubte ihr daher auch einen wirklich mechanischen oder künstlichen Ursprung zuschreiben zu müssen, wobei es im Grunde indifferent war, ob diese ihre Urheberschaft in den menschlichen oder den göttlichen Geist verlegt wurde, während man sie jetzt in einer richtigeren und allseitig genügenderen Weise unter die Kategorie eines natürlichen Organismus subsumirt hat. Dasjenige, was dieser letzteren Ansicht an und für sich wol zu widersprechen schien, ist dieses, daß die Sprache unmittelbar genommen Nichts ist als das Mittel für die Bezeichnung des Denkens und daß sie sich daher in ihren eigenen Formen durchaus an die Gesetze und Regeln des logischen Verstandes selbst anschließt; die Sprache ist an sich ein durchaus verstandesmäßig eingerichtetes Werk, da es eben nur der Verstand selbst ist, welcher in ihr vor uns erscheint oder der ihren Inhalt und ihre Seele ausmacht; gerade deswegen aber kann der Verstand nicht der wirkliche Urheber der Sprache gewesen sein, weil er selbst in seiner actuellen Thätigkeit durchaus an die Form der Sprache gebunden ist oder eben nur in dieser in der Seele selbst zu operiren vermag; eine Maschine ist ein reines Werk des Verstandes, weil dieser letztere auch unabhängig von ihr gedacht werden kann und weil sie aus einer bloßen einzelnen Anwendung desselben entspringt; die Sprache hingegen ist kein Werk des Verstandes, weil diese nicht etwas demselben irgendwie Aeußerliches, sondern vielmehr etwas mit ihm selbst zu einer untrennbaren Einheit Verbundenes ist. Wenn nach der älteren Meinung das innere Denken an sich als früher und als getrennt angesehen wurde von der Sprache, so erscheint jetzt vielmehr die Sprachschöpfung selbst als derjenige Act oder Proceß, an welchem sich die Ausbildung und das ganze Entstehen des inneren Denkens vollzieht. — Im Laufe der Geschichte demnach ist es im Ganzen eine dreifache Analogie, welche der Reihe nach auf die Sprache zum Zweck ihres erklärenden Verständnisses in Anwendung gebracht wird; zuerst im Alterthume diejenige eines Bildes oder eines wahrheitgetreuen Abdruckes der äußeren Welt, sodann in der neueren Zeit die eines mechanischen Werkes oder einer klugen Erfindung des Verstandes, endlich aber unter uns die eines natürlichen oder vermöge einer instinctiven Kraft sich nach einer ihm selbst inwohnenden untrennbaren Regel entfaltenden Organismus.

Noch in unserer Epoche findet die ältere mechanische Anschauungsweise von der Sprache eine Vertretung in der Lehrweise Adelung's, welcher dieselbe durch eine Reihe einzelner aufeinanderfolgender Erfindungen allmälig im menschlichen Geiste gebildet werden läßt. Adelung, indem er gegen die Ansicht von einem göttlichen Ursprunge der Sprache polemisirt, drückt sich hierbei insbesondere — in der Vorrede zum Mithridates — in der folgenden charakteristischen Weise aus: Wenn ein Hurone ein Kriegsschiff von hundert Kanonen erblickt, so hält er dieses für das Werk eines Gottes, weil ihm die ganze Reihe von Mittelgliedern oder einzelnen Erfindungen, durch welche dieses vollendetste Werk der Schiffbaukunst allmälig aus dem ersten rohen Floß oder Nachen, dessen er sich selbst noch bedient, hervorgegangen ist, unbekannt geblieben ist; ähnlich aber stellen sich auch diejenigen, welche keine Kenntniß von den allmäligen Veränderungen und Verbesserungen der menschlichen Rede haben, zur Sprache; die rohe Sprache der Wilden aber verhält sich zu der Rede der gebildeten Völker ähnlich wie etwa ein Nachen zum Kriegsschiff; — eine Ansicht, die im Wesentlichen unrichtig ist, da die Sprache eines Volkes auch bei einer niedrigen Bildungsstufe desselben doch oft schon eine in hohem Grade kunstreiche sein kann; — jedenfalls aber weiß Adelung bereits, daß die Sprache eine Geschichte besitzt, nur daß er sich diese nicht in dem Sinne einer natürlichen Entwickelung, sondern nur als eine Reihe mechanischer Erfindungen vorstellt; hierin aber war wenigstens schon eine Vorahnung der tieferen wissenschaftlichen Erfassung des ganzen Problemes der Sprache enthalten.

Die ganze Entwickelung der neueren teutschen Sprachphilosophie — denn ähnlich wie im Alterthume die Griechen, so sind es in der neuen Zeit ganz vorzugsweise die Teutschen, welchen die Pflege dieses Gebietes im genauen Zusammenhange mit ihrer übrigen tiefer gehenden philosophischen und wissenschaftlichen Geistesbildung zugefallen ist — concentrirt sich, wie es scheint, insbesondere in dem Verhältnisse dreier nach Form und Inhalt classischer Werke unserer Literatur, welche als die obersten Spitzen alles allgemeinen oder philosophischen Denkens über die Sprache in unserer Zeit anzusehen sein dürften. Diese sind einmal die Herder'sche Schrift über den Ursprung der Sprache, zweitens die Untersuchungen Wilhelm von Humboldt's über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues als Einleitung zu dem Werke über die Kawisprache, endlich aber die Abhandlung Jacob Grimm's über den Ursprung der Sprache. In der Reihe dieser drei Werke mindestens spiegelt sich am bestimmtesten der ganze Entwickelungsgang des neueren Denkens über die Sprache ab; bezeichnend aber ist für ihr Verhältniß unter einander zunächst dieses, daß die Herder'sche Schrift noch vor den Anfang der neueren umfassenderen Entdeckungen über die inneren Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen fällt, während das Werk Wilhelm von Humboldt's seiner Zeitstellung nach der aufkeimenden Blüthe derselben angehört, die Grimm'sche Abhandlung endlich als der Ausdruck des einfachen Gesammtresultates dieser ganzen, in ihrem Principe jetzt zum Abschlusse gelangten Forschungen angesehen werden kann. Alle drei Werke aber haben das mit einander gemein, daß sie sich gewissermaßen an der Grenze eigentlich gelehrter oder streng wissenschaftlicher und gemeinverständlicher oder elegant populairer Weise der Darstellung halten: sie gehören insofern nicht blos dem engeren Gebiete der wissenschaftlichen, sondern auch dem weiteren der nationalen Literatur überhaupt an. Je mehr aber die neuere systematische Philosophie als solche es verabsäumt hat, die Sprache mit in den Bereich ihrer tieferen Beachtung zu ziehen, in einer um so glänzenderen Weise wird das ganze Princip der Sprachphilosophie unter uns durch eine Reihe geistvoller und sich wesentlich nur auf einem unabhängigen allgemein wissenschaftlichen Standpunkte befindender Denker vertreten; keiner von jenen drei wichtigsten Heroen unserer neueren Sprachphilosophie ist ein systematischer Philosoph der eigentlichen Bedeutung des Wortes nach, weder im Sinne des Begründers eines Systemes, noch auch nur in dem des stricten Anhängers eines solchen; die ganze neuere systematische Philosophie nimmt einen viel zu hohen und abstracten Flug, als daß das Concrete des Denkens, die Sprache, mit von ihr erfaßt werden sollte; immer aber steht, wenn auch indirect, die Entwickelung der neueren Sprachphilosophie mit derjenigen des allgemeinen philosophischen Denkens selbst in einem bestimmten Zusammenhange; der sprachphilosophische Standpunkt Herder's ist unter den einzelnen großen Systemen der neuern Philosophie wesentlich dem Geiste der Kant'schen, derjenige Humboldt's dem der Schelling'schen, der Grimm'sche endlich dem der Hegel'schen Lehre oder Weltanschauung conform; ein Verhältniß, welches, da es mit einem wichtigen Wendepunkte unseres ganzen neueren nationalen und wissenschaftlichen Denkens zusammentrifft, einer etwas genaueren Feststellung nicht unwürdig erscheinen kann.

Alle drei Denker, Herder, Humboldt und Grimm, gehen insofern von der nämlichen Grundanschauung von der Sprache aus, als ihnen dieselbe als etwas Natürliches oder Organisches, nicht als etwas Künstliches oder Gemachtes am Menschen gilt. Bei Herder aber ist das Interesse durchaus darauf gerichtet, das allgemeine Princip dieser inneren Zusammengehörigkeit der Sprache mit dem Wesen des Menschen zu begründen; Herder ist nur der reine oder specifische Sprachphilosoph als solcher; das bewegende allgemein geistige Motiv seiner Auffassung der Sprache ist die im ganzen 18. Jahrhunderte so mächtig wirkende Idee der Humanität oder der natürlichen Würde des Menschen; die ganze Frage nach der Sprache ist für Herder und für die neuere Sprachphilosophie überhaupt wesentlich zugleich eine Frage nach dem Begriffe und dem Wesen des Menschen; eine veränderte Auffassung des Verhältnisses des Menschen zur Welt zog mit Nothwendigkeit zugleich eine veränderte Ansicht über sein wichtigstes und natürlichstes geistiges Besitzthum, die Sprache, nach sich; — der ganze Cha-

rakter der neueren teutschen Philosophie von Kant an aber ist ein vorwiegend anthropologischer, indem es in erster Linie durchaus die Frage nach dem Verhältnisse der menschlichen Vernunft zur Außenwelt ist, welche hier den Gegenstand der Speculation bildet; das natürliche Recht des Menschen auf die Sprache aber geltend zu machen, ist das allgemeine Ziel der Lehrmeinung Herder's, ebenso wie durch das System Kant's der menschlichen Vernunft an sich selbst die Kraft oder Fähigkeit des erkennenden Gestaltens der äußeren Welt zugeschrieben wird; unwürdig des Menschen aber erschien es, in der Sprache entweder ein bloßes Geschenk der Natur oder eine gleichsam nur zufällig und gelegentlich gemachte Erfindung seines Verstandes zu erblicken. In dem ersteren Falle hatte er überhaupt gar keinen Antheil an der Erschaffung derselben, während sie in dem letzteren in einer ebenso gleichgültigen und mechanischen Weise entstanden war als alles Uebrige. Das Herder'sche Werk fängt mit dem an sich sonderbaren Gedanken an: Schon als Thier hat der Mensch Sprache — gleichsam als ob der Mensch selbst erst ursprünglich ein Thier gewesen wäre. Wie aber durch alles Andere, so ragt der Mensch insbesondere durch die Beschaffenheit seiner Sprache vor dem Thiere hervor, die wesentlich identisch ist mit seiner Vernunft selbst; die Laute und die ganzen Gewohnheiten der Thiere sind diesen von Natur eigen; der Mensch aber ist selbst der Schöpfer seiner ganzen Einrichtungen und der Sprache; die Sprache ist das wichtigste und vollkommenste Denkmal der Humanität; dieser Grundgedanke, daß die Sprache nicht etwas dem Menschen irgendwie Aeußeres, sondern ein inneres Product und Eigenthum seiner Vernunft selbst sei, ist dasjenige, was von Herder in einer schwunghaften und begeisterten Weise der Darstellung durchzuführen versucht wird. Anders aber schon ist der Standpunkt und Charakter des Humboldt'schen Werkes; hier ist es nicht sowol das Allgemeine der Sprache als solches, wie vielmehr das Besondere der einzelnen oder wirklichen Sprache nach seinem Zusammenhange mit dem Geiste und Charakter des Volkes, worauf sich das Interesse der Untersuchung richtet; sieht Herder in der Sprache an sich eine Offenbarung der menschlichen Vernunft, so erscheint dagegen für Humboldt jede einzelne Sprache als die Manifestation der Geisteseigenthümlichkeit des einzelnen Volkes; die allgemeine Bedeutung des Humboldt'schen Werkes besteht überhaupt in der Gewährung einer geistvollen Uebersicht über die organische Verschiedenheit des Baues der Sprachen in seinem Zusammenhange mit dem Leben der Völker; in dieser Eigenschaft steht das Humboldt'sche Werk an der Grenze philosophischen Denkens und empirischen Forschens, indem sich beide in ihm in glücklicher Harmonie mit einander durchdringen; das Humboldt'sche Werk ist entschieden der großartigste Repräsentant und hauptsächlichste Mittelpunkt des ganzen neueren Denkens und Wissens von der Sprache; in diesem Sinne könnte dasselbe vielleicht mit dem Platonischen Kratylus des Alterthumes in eine Parallele gestellt werden, indem auch diese Schrift wol als die vereinigte Summe oder der Gesammtausdruck des Denkens der damaligen Zeit über die Sprache angesehen werden mag; wie Plato aber, so faßt auch Humboldt das ganze Problem der Sprache mit künstlerischem und allseitig abwägendem Geiste auf; — nahe liegend ist ferner die Parallele zwischen diesem Werke Wilhelm von Humboldt's und dem Kosmos seines Bruders Alexander; die Thätigkeit beider Brüder war nach verschiedenen Richtungen hin gleichmäßig dem Ziele einer geistvoll populairen Umspannung weiter Gebiete des Wissens zugewandt; auch das Werk des jüngeren unter ihnen kann daher als eine Art von linguistischem Kosmos angesehen werden; — Humboldt aber, obgleich an sich ebenso wenig ein systematischer Philosoph als Herder, repräsentirt doch im Allgemeinen den Standpunkt der Schelling'schen Schule in Bezug auf die Sprachphilosophie in sich; so wie die neuere speculative Naturphilosophie, so geht auch der sprachphilosophische Standpunkt Humboldt's wesentlich aus dem Gedankenkreise des Schelling'schen Systems hervor oder schließt sich doch in innerlich verwandter Congenialität an denselben an; das Begreifen des Geistigen in seiner sinnlichen Form oder Erscheinung aber war das allgemeine Princip und die Tendenz dieser Schule; so aber ist auch für Humboldt die Sprache an sich immer eine sinnliche Gestalt oder Erscheinung, die aber immer die natürliche Manifestation des Denkens oder der Geistesart eines Volkes ist. Bezeichnend ist hierbei für die Humboldt'sche Ansicht insbesondere der Begriff der inneren Sprachform, oder derjenigen specifisch bestimmten geistigen Anschauungsweise eines Volkes, welche den Grund und das bedingende Princip für die äußere Gestaltung seiner Sprache bildet. Das dritte allgemeine Entwickelungsglied in der neueren Sprachphilosophie aber ist Jacob Grimm, für dessen Auffassung von der Sprache ganz insbesondere der Begriff des Werdens oder des historischen Wachsens derselben als der entscheidende erscheint; ist nun auch dieser Begriff der ganzen Anschauungsweise Humboldt's keineswegs fremd, so stellen sich doch im allgemeinen für die letztere die einzelnen Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues weit mehr in dem Lichte eines ausgebreiteten räumlichen Nebeneinander von besonderen Modificationen der Sprachidee dar, während dagegen Grimm die einzelnen Grundformen des Sprachbaues mehr in dem Sinne einer zusammenhängenden Linie des Werdens, indem eine jede einzelne derselben eine bestimmte organische Entwickelungsstufe dieser Idee der Sprache in sich vertritt, aufzufassen versucht. Mit anschaulichen und deutlichen Zügen zeichnet uns Grimm das Bild einer natürlichen Entwickelungsgeschichte der Sprache durch alle ihre einzelnen Abschnitte und Phasen ab; jede einzelne Sprachgestalt der Erde aber gehört wesenlich einer dieser Entwickelungsstufen an oder bringt das allgemeine Wesen derselben in sich zur Erscheinung; das ganze Reich der Sprache ist Leben, Werden oder Entfaltung; der Begriff des Werdens umschließt hier nicht blos dasjenige, was eigentlich oder im wirklichen Sinne des Wortes hinter einander hergeht, sondern auch das-

jenige, was ein äußerlich oder im Raume neben einander Liegendes ist, inwiefern sich in den Verhältnissen desselben ein bestimmtes Princip des geistigen oder ideellen Fortschreitens erkennen läßt; eben dieses aber ist die specifische Grundansicht der Philosophie Hegel's, alles Wirkliche in dem Lichte einer organischen Entfaltung seines ihm immanenten Begriffes aufzufassen und anzuordnen; so wenig nun auch bei Grimm ein irgendwie bewußter Zusammenhang mit der Philosophie Hegel's stattfinden mag, so schließt sich doch auch seine Anschauung von der Sprache ihrem inneren Wesen nach durchaus an die von diesem Systeme vertretene Weltansicht an; auch die bei Grimm so häufig vorkommende Dreitheilung aber deutet auf eine gewisse innere Verwandtschaft seiner Anschauung mit derjenigen dieses Systemes hin; das Verhältniß Humboldt's zu Grimm ist durchaus analog dem von Schelling zu Hegel; die Entwickelung der neueren Sprachphilosophie geht im Allgemeinen der der systematischen Philosophie parallel, wenn sie auch nicht wie im Alterthume ein directer Ausfluß aus dieser selbst ist. Jeder dieser unserer drei hervorragendsten teutschen Sprachphilosophen aber wird gleichsam von einem anderen inneren geistigen Ethos bei seiner Betrachtung der Sprache bewegt; die wirkliche Erfassung der Sprache als eines lebendigen Wesens ist in der That nicht eine bloße Sache des nüchternen denkenden Verstandes, sondern sie setzt zugleich auch eine gewisse innerliche schwungvoll begeisterte Genialität voraus; es handelt sich bei allem Erkennen der Sprache wesentlich mit zugleich um ein Begreifen der innern Natur und geistigen Würde des Menschen selbst; die Betrachtung der Sprache bei Herder ist wesentlich die eines Enthusiasten, der vor ein Kunstwerk gestellt, sich an der Schönheit und Herrlichkeit desselben berauscht; für die Humboldt'sche Auffassung ist insbesondere der Zug einer schwärmerischen und feinfühlenden Mystik entscheidend, während endlich Grimm den Entwickelungsgang der Sprache mit dem beobachtenden Auge eines sinnigen Naturforschers verfolgt. Diese ganze Eigenthümlichkeit eines tieferen, innerlich gemüthlichen oder ethischen Verhaltens zu ihrem Stoffe ist es, die die neuere Sprachphilosophie von jener des Alterthumes unterscheidet; die Erkenntniß der Sprache ist für uns wesentlich mit die Erkenntniß des Menschen selbst; das ganze neuere historische Wissen vom Menschen stützt sich wesentlich mit auf die jetzt gewonnene Ansicht von der Sprache oder es ordnet sich die neuere Sprachwissenschaft als ein integrirendes und wesentliches Glied in das höhere Ganze der Geschichtswissenschaft ein.

Die ganze Geschichte der neueren Sprachphilosophie steht aber überhaupt in der genauesten Verbindung mit der Entwickelung der historischen oder vergleichenden Sprachwissenschaft selbst. Auch hat alles eigentlich philosophische Denken doch immer nur in der Anwendung auf die Grammatik oder in dem geordneten Begreifen der wirklichen Erscheinungen der Sprache seinen Zweck; jene drei Werke sind nur die hervorragendsten geistigen Spitzen in der neueren Gesammtentwickelung des Wissens von der Sprache; an sie schließt sich dann noch eine anderweite Classe bedeutender und Epoche machender literarischer Erscheinungen an.

Das wichtigste und entscheidendste Ereigniß in aller bisherigen Geschichte der Grammatik ist unstreitig wol die teutsche Grammatik Jacob Grimm's. Der ganze Uebergang oder Fortschritt von dem Standpunkte der älteren rationalen oder philosophischen zu dem der neueren empirischen oder historischen Grammatik knüpft sich wesentlich und in erster Linie an dieses Werk an; eine ganz neue Art oder Gestalt der Grammatik überhaupt tritt in ihm hervor; alle weitere Bearbeitung der Grammatik schließt sich von jetzt an entweder jenem älteren oder diesem jüngeren Haupttypus derselben an.

An den Namen Jacob Grimm's knüpft sich überhaupt ganz vorzugsweise das Entstehen und die systematische Ausbildung des neueren germanisch mittelalterlichen oder modernen Zweiges der Philologie an. Die wissenschaftliche Thätigkeit Grimm's in Bezug auf germanische Sprache und germanisches Alterthum ist eine durchaus universelle; Grammatik, Lexikographie, Hermeneutik und Kritik, Mythologie, Literaturgeschichte, Erforschung der Rechtsalterthümer, der Sitten und natürlichen Einrichtungen des Volkes im weitesten Umfange, Dialektologie, alles dasjenige, was zu dem technischen Begriffe der Philologie hinzugehört, findet sich hier in der Thätigkeit eines einzigen Mannes vereinigt, während die Bestrebungen jedes anderen der neueren germanischen Philologen mehr nur der einen oder der anderen dieser verschiedenen Richtungen des Wissens für sich allein zugewandt sind. Durch Grimm insbesondere tritt die neuere germanische Philologie der älteren classischen als ein vollkommen ebenbürtiges Gebiet zur Seite; der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Thätigkeit Grimm's liegt durchaus auf dem germanischen Sprachzweige des größeren indogermanischen Stammes, obgleich auch die Feststellung der ganzen Verwandtschaftsverhältnisse desselben zu den übrigen Zweigen dieses letzteren mit als ein Hauptverdienst bei Grimm erscheint; — die ganze eigentliche etymologisch-linguistische Sprachvergleichung in Bezug auf den ganzen indogermanischen Stamm aber wird neben Grimm in der großartigsten Weise vertreten durch Franz Bopp in seiner Grammatik des indogermanischen Sprachstammes; — war aber weiter überhaupt die Entdeckung des Sanskrit der Schlüssel, durch welchen die Aufstellung einer vergleichenden Grammatik des indogermanischen Stammes zuerst möglich gemacht wurde, so ist hier zugleich noch eines dritten Mannes zu gedenken, durch welchen das allgemeine Interesse zuerst auf die Sprache und die Culturgestalt des alten Indiens hingelenkt wurde; dieses war das Verdienst Schlegel's in seinem Buche: Die Sprache und Weisheit der Inder; — es ist überhaupt eine ganze Reihe hervorragender und bahnbrechender Geister, durch deren verschiedenartige Thätigkeit und Stellung zu dem gemeinsamen Stoffe die ganze neuere Sprachwissenschaft als solche ihre Einführung und Begründung erfährt; diese

Aufgabe vertheilt sich insbesondere an die vier Persönlichkeiten von Schlegel, Humboldt, Bopp und Grimm; wenn zuerst Schlegel überhaupt auf das Sanskrit und seine sowol sprachliche als culturhistorische Bedeutung hingewiesen hatte, so versucht sodann Humboldt wesentlich eben vom Standpunkte dieser Sprache und Culturgestalt aus einen orientirenden Umblick über die Gesammtheit der organischen Verschiedenheiten des Sprachbaues zu gewinnen; das Interesse Bopp's ist, neben der philologischen Bearbeitung der Sanskritliteratur selbst, der genauen Verfolgung der inneren Verwandtschaftsverhältnisse des ganzen indogermanischen Sprachstammes in dem realen Umfange seines Wortmateriales zugewandt; die besondere Thätigkeitsprovinz Grimm's endlich liegt in der allseitigen grammatisch-philologischen Erforschung des uns selbst zunächst in sich umschließenden engeren germanischen Sprachzweiges. Die eigentliche, das Wort in seine Wurzeln anatomisirende Sprachvergleichung ist vorzugsweise die Sache Bopp's; so wie Grimm die historische Grammatik einer einzelnen Sprache, der teutschen, — welcher Ausdruck bei ihm das Germanische überhaupt im weiteren Sinne mit umschließt, — so erschafft Bopp die vergleichende Grammatik des ganzen indogermanischen Stammes; der Blick Humboldt's aber ist weniger auf die materiellen oder lexikalischen als vielmehr auf die formellen oder rein grammatischen Unterschiedsverhältnisse des Baues der Sprachen überhaupt gerichtet; sein Standpunkt ist insofern der universellste und das ganze Gebiet der Sprache in seiner vollsten Ausdehnung umfassende; — bei Grimm aber ist vorzugsweise das warme und hingebende Interesse an der Sprache und der Volksnatur der eigenen Heimath das bewegende und treibende innere Motiv; hierdurch steht er in einem gewissen Gegensatze zu dem sich nur auf den todten Stoff der Sprachen richtenden trockenen Verfahren Bopp's; jener ist mehr der physiologischen, dieser mehr der anatomischen Seite der Sprachforschung zugewandt; überhaupt aber ist Grimm eine durch und durch teutsche Natur und es hat vorzugsweise durch ihn das teutsche Volk seine Sprache und seine Vergangenheit kennen, lieben und achten gelernt. Die bedeutendsten aber unter den systematischen Werken Grimm's sind zuerst die teutsche Grammatik, dann das in Verbindung mit einem weiteren Kreise von Gelehrten herausgegebene umfassende Wörterbuch, endlich aber die Geschichte der teutschen Sprache.

Das Bedeutende und Epochemachende in der wissenschaftlichen Stellung Grimm's besteht wesentlich in der ersten Durchführung der Idee oder des Principes einer historischen Grammatik der Sprache. Hierdurch ist er der Schöpfer der specifisch modernen Art oder Gestalt der Grammatik geworden; der ganze Entwickelungsgang der teutschen Sprache wird uns nach den ihn beherrschenden Gesetzen und organischen Veränderungen der Laute und Worte in seiner Grammatik vor Augen gelegt; schon der äußere Umfang dieser Grammatik aber ist ein weit größerer als der jeder anderen früheren Grammatik, weil es nicht blos die allgemeinen grammatischen Formen der Worte und ihre Veränderungen, sondern die ganzen Schicksale des materiellen Stoffes oder Schatzes der Sprache überhaupt sind, auf welche sich dieselbe erstreckt; der ganze Schwerpunkt der historischen Grammatik aber ruht in der Etymologie, weil es eben vorzugsweise diese ist, welche einer fortwährenden und regelmäßigen Umwandelung in der Geschichte unterliegt; das Etymologische, welches in der gewöhnlichen oder philosophischen Grammatik eine bloße empirische Unterlage bildet für die Syntax, ist hier entschieden zur Hauptsache oder zum eigentlichen Zwecke des Erkennens geworden; es ist hier durchaus die Sprache im unmittelbaren Sinne des Wortes, d. i. mehr in der Eigenschaft der Zunge als in der des λόγος, welche begriffen werden soll; gerade dieses, das körperliche Lautelement als solches aber ist es, was das specifische Wesen der Sprache selbst ausmacht; das logische Element oder die Syntax ist mehr oder weniger für alle Sprachen dasselbe oder es findet doch hierin im Ganzen nur eine ungleich geringere Verschiedenheit statt als dort; die gemeine oder philosophische Grammatik ist in ihrer Grundlage für alle einzelnen Sprachen doch zuletzt dieselbe; der Gedanke als solcher ist wesentlich immer das Gleichartige oder Verbindende, der Lautkörper dagegen das Eigenartige oder Differenzirende zwischen den Sprachen; nur durch die historische Grammatik daher wird die wirkliche Besonderheit einer Sprache vollständig für uns erschlossen; der ganze Standpunkt ist hier ein vollständig anderer geworden, indem es sich nicht um eine philosophische Construction der Sprache als einer vorliegenden Bezeichnungsform des Denkens, sondern um eine genetische Erklärung derselben in ihrer ganzen zeitlichen Entwickelung handelt. Zugleich aber ist es in Verbindung hiermit nicht blos die Sprache in jenem engeren oder exclusiven Sinne des Wortes als der Ausdrucksform des allgemeinen, öffentlichen oder gebildeten Denkens eines Volkes, wie vielmehr in der weiteren oder empirischen Bedeutung der eigentlichen oder wirklich gesprochenen Rede selbst, welche das Object oder den Stoff der historischen Grammatik bildet; alle Rede, wie sie überhaupt im Munde des Volkes lebt, hat für Grimm eine wissenschaftliche Berechtigung oder liegt mit im Umkreise der grammatischen Bestimmung eingeschlossen; die gemeine Grammatik hat wesentlich immer nur die höhere, literarische oder Schriftsprache vor Augen; jetzt aber handelt es sich um eine Darlegung der historischen Entwickelung der Volkssprache im Ganzen; die umfassendere Bearbeitung der einzelnen Dialekte lehnt sich als eine weitere Ergänzung an die Grimm'sche Grammatik an; die volle empirische Wirklichkeit der Sprache ist es, welche im Unterschied von dem immerhin exclusiven und idealistischen Standpunkte der sogenannten rationalen Grammatik, von der historischen Grammatik bestimmt wird. Ebenso aber ist auch die Anlage und der Charakter des Grimm'schen Wörterbuches der teutschen Sprache eine andere und umfassendere als die der gewöhnlichen Lexika, indem in ihm jedes einzelne Wort nach seinem ganzen Gebrauchs-

umfange in der Literatur und der Volksrede ausführlich erschöpfend festgestellt wird. Auch hier nimmt die gewöhnliche Lexikographie ihren Ausgang von der allgemeinen oder abstracten Begriffsform als solcher, während die neuere Sprachwissenschaft sich auf den Boden der umfassenden Beobachtung des ganzen wirklichen Vorkommens des Wortes stellt.

In der ganzen neueren von Grimm begründeten germanischen Sprachwissenschaft weht aber überhaupt ein durchaus anderer Geist als derjenige, von dem die gesammte frühere eigentliche oder classische Philologie erfüllt war. Alle großen durchgreifenden und principiellen Erweiterungen des Wissens sind überhaupt keineswegs blos Werke und Errungenschaften des denkenden Verstandes, sondern es liegt denselben als erstes bewegendes Motiv überall zugleich eine tiefere Strömung des allgemeinen geistigen Anschauens und Empfindens der Zeit zum Grunde. Die ganze vergleichende Sprachforschung als solche freilich ist Nichts als eine trockene und nüchterne körperliche Anatomie; auch bildet sich bei jeder Wissenschaft sehr bald eine bestimmte handwerksmäßig feststehende Technik ihres ganzen Betriebes aus; aber der erste Entdecker eines jeden neuen Gebietes oder einer neuen Richtung in der Wissenschaft ist überall von einem frischen und ursprünglichen Funken des Genius durchleuchtet gewesen; erst neue Anschauungen rufen auch neue Gedanken in der Seele hervor; die Quelle dieser Anschauungen aber entspringt überall aus einer allgemeinen geistigen oder gemüthlichen Gesammtrichtung der Zeit; — diese Richtung aber ist hier die der Romantik, im ausgesprochenen Gegensatze zu dem die eigentliche Philologie mit sich erfüllenden classischen oder hellenischen Lebensprincipe; Schlegel, Humboldt, Grimm u. s. w. stehen durchaus auf dem Boden des Geistes der neueren romantischen Schule im Leben, in der Kunst und der Wissenschaft; hierdurch aber war für diese alle keineswegs eine Verkennung des eigenthümlichen Werthes und der allgemeinen Vortrefflichkeit des classischen Bildungsprincipes bedingt; im Gegentheil war dieses letztere für sie selbst mit die erste anregende und belebende Quelle gewesen; aber der sich auf die Schönheit des classischen Alterthumes richtende Idealismus bedurfte einer Ergänzung durch die Anerkennung des besonderen menschlichen Werthes anderer Gestaltungen und Zeitabschnitte in der Geschichte: Indien und das Mittelalter, die Culturwelt des Sanskritvolkes und die der Germanen traten dem griechischen Alterthume als andere ebenbürtige Lebenserscheinungen zur Seite; schien es doch sogar eine Zeit lang als ob selbst auf der Schule das Griechische und Lateinische zum Theil durch Sanskrit und Gothisch ersetzt werden sollte; — es ist aber nicht zu verkennen, wie der ganze Geist, der in der früheren classischen Philologie lebte, selbst ein demjenigen des Alterthumes wesentlich verwandter, weil aus der fortwährenden Beschäftigung mit diesem hervorgehender oder durch sie angeregter war; die reine logisch-grammatische Wortphilologie und die mit dieser verbundene peinliche Schärfe und Akribie des Denkens war ein der dialektischen Geistesrichtung der Griechen und der strengen logischen Präcision der Römer durchaus verwandter Zug in der neueren Wissenschaft; die ganze von der neueren Philologie oft mit Glück betriebene Reproduction der alten Sprachen zum Ausdruck des eigenen Denkens konnte nur auf Grund einer inneren Congenialität ihres eigenen Geistes mit demjenigen ihres wissenschaftlichen Stoffes gelingen; — auch in der ganzen neueren Philologie läßt sich ebenso wie überall sonst, eine classische und eine romantische Geistesrichtung unterscheiden, nicht blos in dem Sinne, daß die eine von ihnen an den alten, die andere an den neueren und sonst den übrigen Sprachen ihr Object hätte, sondern auch insofern als die eine von ihnen in ihrer ganzen Methodik dem Geiste des Alterthumes, die andere dem des Mittelalters oder überhaupt des specifisch modernen Lebens analog oder verwandt ist; der Klarheit und Schärfe des antiken Geistes aber ist die analytische Verfolgung der logisch-grammatischen Denkform vorzugsweise gemäß, während die mehr träumerische Innerlichkeit des neueren Geistes sich vorwiegend in der sinnigen Beobachtung des natürlich organischen Wachsens der Sprache gefällt; die ganze antike oder classische Anschauung von der Sprache ist eine andere als die neuere oder romantische; für jene ist die Sprache wesentlich λόγος, für diese dagegen γλῶσσα; dort ist sie die Ausdrucksform des logischen Denkens, hier gilt sie als ein aus der Tiefe der menschlichen Seele emporsteigendes leiblich geistiges Gewächs. Auch unter uns aber schließt sich die classische Richtung der Philologie durchaus an die erstere, die romantische an die letztere Auffassung von der Sprache an.

Es ist überhaupt das ein bezeichnender Umstand, wie durch die Grimm'sche Grammatik mit einem Male die teutsche Sprache in Rücksicht der allgemeinen Vollendung ihrer wissenschaftlichen Erkenntniß alle anderen Sprachen, insbesondere aber die bis dahin beinahe ausschließend im Vordergrunde aller grammatisch-philologischen Bestrebungen gestandenen Sprachen des Alterthumes überholt. Kein Volk kann sich bis jetzt noch einer so ausführlichen und vollkommenen historisch-grammatischen Darlegung der ganzen Gesetze seiner Sprache berühmen, als wie sie gegenwärtig das teutsche in der Grimm'schen Grammatik besitzt; für jede weitere Aufstellung der historischen Grammatik einer einzelnen Sprache ist das Werk J. Grimm's der alleinige mustergültige Typus; wenn also bisher für die philosophische oder rationale Seite der Sprachwissenschaft die Grammatik der beiden alten Sprachen im Wesentlichen das Paradigma bildete, an das sich diejenige einer jeden anderen Sprache anzuschließen oder nach dem sie sich zu orientiren hatte, so ist dagegen, was die historische Seite der Betrachtung der Sprache anlangt, die Grammatik des Teutschen in eine ganz ähnliche Stellung eingeführt worden. Alle Bearbeitung der Syntax hat an der Grammatik des Lateinischen und Griechischen, alle Erforschung der Etymologie hat an der des Teutschen ihr höchstes Muster. In der That aber ist diese ganze hervorragende Stellung des Teutschen auf dem Gebiete

der neueren Grammatik, auch abgesehen von dem inneren Adel und der hohen kunstmäßigen Ausbildung und Bedeutung der Sprache, schon an sich durchaus keine unverdiente; denn ganz ebenso wie die beiden antiken Sprachen vor allen anderen durch die Feinheit, Klarheit und logische Consequenz ihres Denkens ausgezeichnet sind, so besteht gerade für das Teutsche der eigenthümliche Vorzug in rein grammatischer Hinsicht darin, daß das ganze Princip ihrer historischen Entwickelung ein mit ungleich größerer Schärfe, innerlich schöpferischer Energie und plastischer Durchsichtigkeit sich abzeichnendes ist als leicht das irgend einer anderen Sprache. Das Griechische namentlich und das Teutsche können jedes nach einer verschiedenen Richtung hin als zwei allgemeine typische Mustersprachen angesehen werden, oder es hat sich in einer jeden von ihnen der wahre und echte Sprachgeist nach einer anderen Seite hin in der reinsten und vollkommensten Weise entfaltet. Eben deswegen aber sind auch gerade diese beiden Sprachen die für die allgemeine Grammatik selbst wichtigsten und bedeutungsvollsten geworden.

Philosophie der Sprache und Geschichte der Sprache, dieses sind an sich diejenigen beiden Wege, in welche sich alles wissenschaftliche Erkennen über dieselbe gliedert. Das geschichtliche Begreifen der Sprache aber ist deswegen nicht etwa dem philosophischen in der Weise entgegengesetzt, daß es ein in sich selbst unphilosophisches, d. i. schlechthin empirisches oder außerhalb der Grenze der allgemeinen wissenschaftlichen Vernünftigkeit stehendes Verfahren wäre; vielmehr ist die wahre philosophische Gesammtansicht von der Sprache eben diese, daß dieselbe wesentlich ein geschichtliches Product ist und daß sie eben deswegen nur unter dem Gesichtspunkte des ihr inwohnenden natürlich-historischen Werdens vollkommen und in Wahrheit begriffen werden könne. Nur insofern aber begrenzen sich philosophische und historische Sprachforschung als zwei getrennte Abtheilungen oder Richtungen unter einander als die erstere unter ihnen vom Standpunkte der allgemeinen logischen Denkform aus die ganzen Erscheinungen einer bestimmten gegebenen Sprachgestalt in Rücksicht ihrer geistigen Bedeutsamkeit zu erklären und festzustellen versucht, während die letztere die gesammten Veränderungen einer Sprache in der Zeit nach ihren allgemeinen gesetzlichen Kategorien und bedingenden Ursachen zu ermitteln und wissenschaftlich zu verfolgen bestrebt ist. Für die philosophische Sprachforschung aber ist eben deswegen das sinnliche Lautelement der Sprache die bloße an sich werthlose körperliche Hülle oder das gegebene conventionelle Zeichen eines bestimmten logischen Begriffsinhaltes, während die historische Sprachforschung sich eben ganz vorzugsweise und zunächst an die Beobachtung der organischen Veränderungen dieses Lautelementes in der Geschichte anschließt. Die Syntax aber ist an sich der philosophische, die Etymologie der historische Theil aller Sprachforschung; für die philosophische Sprachbetrachtung ferner erscheint die Sprache als ein gegebenes logisch gegliedertes Sein, für die historische als ein fließendes und sich in der Zeit verändernbdes physisches Werden. Auch dieses physische Werden der Sprache selbst aber, d. h. die organischen Veränderungen, welche in regelmäßigen und festbegrenzten Stufen in Folge der allgemeinen Gesetze der Lautverschiebung mit dem Wortmaterial der Sprache vor sich gehen, auch alles dieses aber ist doch keinesweges blos ein rein sinnlicher oder äußerlich mechanischer Act, sondern es hängen auch alle diese Erscheinungen mit dem Gesammtfortschritte des geistigen oder intellectuellen Lebens der Sprache in der genauesten Weise zusammen. Geistig ist die Sprache nicht blos insofern, als sie die Ausdrucksform des logischen Gedankens ist, sondern auch insofern als sich in allen ihren sinnlichen Phänomenen und deren Veränderungen innere oder ideale Vorgänge des Lebens der Völker abspiegeln; theils ist die Sprache ein Gefäß für den Gedanken, theils ist dieses Gefäß selbst eine sinnvoll bezeichnende Schale für das unmittelbare oder anschaulich instinctive Leben des menschlichen Geistes. Ebenso wird auch das Wesen eines Menschen von uns erkannt theils nach seinem bewußten Leben, Reden und Wirken, theils aus der unmittelbaren bildlichen Ausprägung desselben in seiner ganzen äußeren sinnlichen Natur.

Durch die historische Grammatik ist diese ganze Seite des unmittelbaren bewußtlosen oder instinctiven Lebens der Sprache überhaupt zuerst an das Licht gezogen und einer wissenschaftlichen Bearbeitung unterworfen worden. Gerade hierbei aber zeigt sich jene eigenthümliche gemüth- und phantasievolle Tiefe, Feinheit und Innigkeit der Beobachtung, wie sie im Wesen der Romantik und der specifisch neueren oder germanischen Lebensanschauung liegt; im Wesen der Classicität war es gegeben, die Sprache zu begreifen als Ausdrucksform des Bewußtseins, ihre Naturseite aber war es, deren wissenschaftliches Begreifen in den Bereich der romantischen Geistesrichtung fiel. Allerdings aber stehen wir jetzt wol erst am Anfange dieser neueren wissenschaftlichen Erkenntniß von der Sprache; indessen ist doch nun die Bahn für eine tiefere und allseitigere Erforschung derselben geebnet; immerhin aber besteht in der neuen Sprachwissenschaft eine Mehrheit verschiedener Richtungen neben einander, deren jede von einer anderen Seite aus an der Vervollständigung unserer Gesammterkenntniß von denselben arbeitet.

Für die ganze Gliederung der wissenschaftlichen Thätigkeit in Bezug auf die Sprache ist in der Gegenwart der Unterschied der beiden Gebiete der Philologie als der Bearbeitung der geistigen Gedankenform der Rede oder des λόγος, und der Sprachwissenschaft im engeren Sinne als der Bearbeitung der Zunge oder der γλῶσσα, entscheidend geworden. Philologie und Glossologie, dieses sind an sich die beiden Hauptgebiete, in welche alles Wissen von der Sprache zerfällt; der Begriff der Sprache an sich vereinigt eben dieses beides, die Eigenschaft des λόγος und die der γλῶσσα, zugleich mit einander; alle Glossologie aber ist an sich eine bloße Erweiterung des Principes der Grammatik, insofern unter Grammatik der ganze Inbegriff der theoretischen

Naturlehre von der Sprache verstanden wird. Als Bearbeitung der γλῶσσα ist die Grammatik in der That eine reine Naturwissenschaft von der Sprache; eben dieses aber war diejenige wichtige und allgemeine Veränderung, welche in der neueren Zeit mit ihr vorgegangen ist; während die reine Philologie selbst wesentlich immer den Charakter einer Kunstthätigkeit in Bezug auf die Sprache behält, so ist dagegen für das Wesen der Glossologie durchaus die Analogie einer Naturwissenschaft entscheidend.

Die Grammatik aber, obgleich sie an und für sich ein rein theoretisches oder wissenschaftliches Institut ist, steht doch in ihrer geschichtlichen Entwickelung ebenso wie in ihrer ganzen äußeren Stellung mit einem bestimmten praktischen Gebiete des Lebens in der innigsten Verbindung, nämlich mit dem der Schule. Die Universität und die Schule sind die beiden Orte, wo das grammatische Studium vorzugsweise betrieben wird; es ist jedoch fast vorzugsweise die letztere, in welcher die Grammatik ihre eigentliche Heimath hat, während sie auf ersterer in der ihr eigenthümlichen Function eines disciplinarischen Bildungsmittels des Denkens durch die philosophische Wissenschaft der Logik abgelöst wird. Die Geschichte der Grammatik steht daher in der ganzen neueren Zeit in der genauesten Verbindung mit der Entwickelung des Wesens der Schule; die Grammatik als solche hat eine tiefe und mächtig eingreifende pädagogische Bedeutung: an ihr lernt der jugendliche Geist gleichsam zuerst die Muskulatur des denkenden Bewußtseins begreifen; die Grammatik ist die natürliche Gymnastik des menschlichen Geistes als Vorbereitung für jede höhere rein wissenschaftliche Beschäftigung oder Thätigkeit; die ganze wissenschaftliche Pflege der Grammatik ist daher auch einem wesentlichen Theile nach mit ausgegangen von den Männern der Schule; neben dem allgemeinen Fortschritt des wissenschaftlichen und des philosophischen Denkens hat auch das praktische Bedürfniß der Schule immer den bedingenden Anstoß für die Weiterbildung der Grammatik gegeben; die höchsten Spitzen der Geschichte der neueren Grammatik liegen in dem Fortschritte der allgemeinen Philosophie über die Sprache, während die untersten Wurzeln derselben aus dem Boden der Schule ihre Nahrung ziehen.

Alle Grammatik der neuen Zeit war von Anfang an ausschließend die lateinische. Der ganze Begriff der neueren classischen Philologie aber beruht wesentlich auf der Combination und der wechselseitigen Ergänzung des Studiums beider antiken Sprachen, der griechischen und der lateinischen; eine jede von beiden ist für den Begriff und die ganze Weiterentwickelung der neueren Philologie in einer anderen und eigenthümlichen Weise wichtig geworden; die lateinische Sprache aber steht der ganzen neueren Zeit an und für sich genommen näher als die griechische, schon darum weil dieselbe noch eine lange Zeit hindurch die Ausdrucksform des eigenen gebildeten und wissenschaftlichen Denkens der neueren Zeit selbst bleibt; das Lateinische ist in einem gewissen Sinne noch bis jetzt eine fortlebende Sprache gewesen; eine selbständige Reproduction des Griechischen aber ist niemals mit wirklichem Erfolg versucht worden; nichtsdestoweniger ist der eigentliche Schwerpunkt und Kern der classischen Bildung vorzugsweise immer in der griechischen Sprache enthalten; die specifische Verschiedenheit des Griechischen von der Art unseres eigenen Geistes aber ist immer eine so große, daß dieselbe nie vollständig überwunden werden kann und daß uns daher das Griechische überall blos als ein fremdes Object der erkennenden und bewundernden Betrachtung gegenübersteht, während der Geist des Lateinischen von uns selbst nachgeahmt oder reproducirt werden kann; immerhin aber setzt auch der ganze Gebrauch des Lateinischen als einer technischen oder gelehrten Sprache der Philologie eigentlich das Aufgeben der ganzen modernen Geistesindividualität voraus und es knüpft sich wesentlich an diesen Punkt mit die ganze innere Congenialität des Geistes der classischen Philologie mit demjenigen des Alterthumes selbst an: für die ganze Erziehung und Ausbildung des neueren Denkens aber zu seiner gegenwärtigen Freiheit, Klarheit und Schärfe ist jene Schule, die es durch die Vermittelung der classischen Philologie bei dem Geiste des Alterthumes durchgemacht hat, von entscheidendem Einflusse gewesen; in verschiedener Weise aber haben sich beide antike Sprachen in diesen Einfluß getheilt. — War aber von Anfang an die lateinische Grammatik diejenige, welche das ganze Princip der gemeinen rationalen oder Schulgrammatik vorzugsweise in sich vertrat, so ist dagegen derselben namentlich im 18. Jahrhundert die griechische Grammatik in derselben Eigenschaft mit einer verhältnißmäßig größeren Bedeutung an die Seite getreten; überhaupt kann wol gesagt werden, daß die ganze Tiefe und Eigenthümlichkeit des griechischen Geistes erst in der jüngsten unserer eigenen Zeit mit angehörender Epoche der Geschichte der Philologie, und zwar wiederum ganz insbesondere durch den Fleiß und die dem Griechischen in ihrem innersten Charakter bei aller sonstigen Verschiedenheit specifisch verwandte Geistesart der Teutschen erkannt und aufgeschlossen worden ist; das Bestreben der Repristination des Alterthumes erstreckt sich durch die ganze neuere Zeit bis in die jüngste Gegenwart herab fort; lehnten sich schon früher die italienische Philologie des Reformationszeitalters und die ihnen nachfolgende der teutschen und anderer Völker an das Muster des Antiken an, so schöpften in unserer Epoche zuerst Lessing, Winkelmann und noch Andere in noch gereifterem Bewußtsein und mit tieferem Griff aus der Schönheitsquelle der Griechen; in jener früheren Zeit war vielleicht das instinctive Verständniß der Alten ein mannichfach lebendigeres, während in unserer eigenen Zeit sich der bewußte Gedanke des ganzen antiken Lebens in weiterem Umfange zu bemächtigen verstanden hat; dieses ganze tiefere und allseitigere Eindringen in das Leben und den Geist der Griechen aber ist vorzugsweise ein Werk und ein Verdienst teutscher Wissenschaft gewesen; die gleichzeitige Blüthe germanistischer und hellenistischer Philologie unter uns schließt keinen inneren Widerspruch in sich ein; der Idealismus

der Griechen war allerdings ein anderer als der der Germanen, aber beide Stämme sind doch überhaupt in der Geschichte vor allen anderen die Träger des reinen auf allseitige und universelle menschliche Geistesbildung gerichteten Idealismus; als drittes Analogon in dieser Beziehung tritt ihnen nur aus der menschlichen Urgeschichte das Sanskritvolk an die Seite; indische, griechische und teutsche Geistescultur sind die Quellen fast alles übrigen historischen Bildungslebens geworden; alle Philologie daher gliedert sich in die drei ihrem geistigen Gehalte nach wichtigsten Abtheilungen der indischen, der griechischen und der teutschen; das Eigenartige des teutschen Geistes aber ist eben nur aus seiner Begrenzung mit diesen anderen ihm verwandten Lebenserscheinungen in der Geschichte von uns erkannt worden; — die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache und dem Alterthume der Griechen aber ist ein in mannichfacher Beziehung reinigendes, veredelndes und weiterbildendes Element in der neueren Zeit gewesen; am Griechischen insbesondere hat sich der Sinn für Freiheit und Natürlichkeit in der Auffassung der sprachlichen Erscheinungen geschärft; die griechische Syntax ist an sich eine ungleich beweglichere, natürlichere und freiere als die lateinische; durch das Lateinische wird in der ganzen neueren classischen Bildung überhaupt vorzugsweise das pädagogische Element der Zucht, durch das Griechische dagegen dasjenige der Freiheit und Natürlichkeit des Denkens vertreten.

Ein eigentlich wissenschaftliches Leben fängt in der Grammatik des Griechischen und Lateinischen erst mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu erwachen an. Bis dahin war alle Grammatik wesentlich noch Nichts als ein dürres System von Regeln und Formen, meist in einer geistlos pedantischen und hauptsächlich für den Zweck des mechanischen Auswendiglernens und der rein handwerksmäßigen Application berechneten Weise der Durchführung. Ueberhaupt war bis dahin die Grammatik noch im ganz specifischen Sinne ein bloßes Institut der Schule und sie stand mit der eigentlich wissenschaftlichen Thätigkeit der Philologie noch in keinem engeren und nothwendigen Zusammenhange; der gelehrte Philolog sah die Grammatik im Allgemeinen als etwas zu dem bloßen Elementarstudium der Schule Gehörendes an, während er selbst sich bei seiner höheren Auffassung der Sprache weniger auf die Grammatik als auf die fortwährende lebendige Empirie und das unmittelbare Gefühl für das Richtige in der Rede verließ; das Sprachstudium auf der Schule war steife und trockene grammatische Pedanterie, der höhere gelehrte Betrieb desselben aber war freie und regellose oder von keinem tieferen gesetzlichen Bewußtsein geleitete Kunst; das wissenschaftliche und das künstlerische Element der Philologie, die Grammatik auf der einen Seite und die Erklärung und Kritik auf der anderen, standen in noch keinem innerlichen oder organischen Zusammenhange unter einander; der ganze moderne Begriff der Philologie als eines geordneten Systems einzelner Zweige und wissenschaftlicher Functionen war noch gar nicht vorhanden und es knüpft sich derselbe wesentlich an die Stellung und Thätigkeit Wolf's an; die wissenschaftliche Reform aber auf dem Gebiete der Grammatik insbesondere wurde namentlich eingeleitet durch die Schrift Gottfried Hermann's De emendanda ratione grammaticae graecae, so wie überhaupt das Eigenthümliche dieser ganzen neueren Hermann'schen humanistischen Schule in der genauen Verbindung des grammatischen und des kritischen, des wissenschaftlichen und des künstlerischen Elementes der Philologie bestand. Auch dieser Fortschritt aber hing wenigstens indirect zusammen mit der allgemeinen geistigen Gedankenbewegung auf dem Gebiete der Philosophie, indem es durchaus der Geist und die Principien des Kantischen Systems waren, die durch Hermann auf das Gebiet der Grammatik ihre Uebertragung fanden. Durch den Geist dieser Philosophie aber war zunächst ein vollständiger Bruch mit der älteren pedantischen Tradition oder mit dem blinden Autoritätsglauben an die Sätze der früheren Grammatiker bedingt; nur die gesunde Vernunft allein wurde als der Führer bei der Erklärung der sprachlichen Erscheinungen anerkannt; aus dem lebendigen Genius der Sprache heraus und nicht wie früher nach einer steifen und eckigen Regel der Logik wurde jetzt überall das Richtige zu finden versucht; dasselbe Princip, was Herder in Bezug auf die Sprache im Ganzen zur Geltung gebracht hatte, daß sie nicht ein bloßer Mechanismus von Denkformen, sondern ein organischer Inbegriff lebendiger Anschauungen der Seele sei, wurde jetzt auch auf die Behandlung des Einzelnen in ihr angewandt; die Sprache wurde begriffen aus der Natur ihres eigenen inneren Anschauens und nicht nach dem Schematismus des äußerlichen verstandesmäßigen Denkens; das Gedankenmäßige insofern, als es ein von der Sprache selbst lebendig Empfundenes war, dieses war hier dasjenige, um dessen Feststellung es sich handelte; alle Erklärung der grammatischen Formen wurde hier eine natürliche, während sie früher eine künstliche und gewaltsam geschraubte gewesen war; dieses war im Allgemeinen der Standpunkt und Charakter der Hermann'schen Schule; es war hier dieselbe Grundauffassung von der Sprache, die in der angewandten Grammatik und Philologie lebte, als wie sie in der abstracten Sprachphilosophie ihren Ausdruck gefunden hatte; in der Sprache statt eines bloßen Abdruckes der Logik ein eigenes inneres Naturprincip zu begreifen, ist die gemeinsame Tendenz aller neueren Erkenntniß von derselben. Unter eben diesem Gesichtspunkte aber schließt sich auch die ganze neuere eigentliche oder in der Bearbeitung der sprachlichen Denkform bestehende Philologie in verwandtschaftlicher Uebereinstimmung an das Princip der reinen Sprachwissenschaft oder der wirklichen physischen Naturlehre von derselben an; auch das Denken der Sprache selbst ist ein natürliches und darf nicht mehr mit dem bloßen abstracten Maßstabe der Logik gemessen werden; die vollständige Emancipation des sprachlichen Wissens von dem Zusammenhange mit der Logik ist die charakteristische Tendenz der ganzen gegenwärtigen Epoche. Ist aber die Grammatik in der

ganzen neueren Zeit zugleich wesentlich ein Institut und ein Bildungsmittel der Schule, so hängt diese ihre neuere wissenschaftliche Reform auch auf das Genaueste zusammen mit der Umbildung der Schule und mit dem ganzen Fortschritte der Pädagogik überhaupt; der strenge und finstere Geist des älteren Schulwesens, wo die Individualität und Freiheit der menschlichen Natur noch durchaus nicht in ihrer eigenthümlichen Berechtigung anerkannt war, war durchaus dem pedantischen und einseitig logischen Charakter der früheren Grammatik gemäß; die Anerkenntniß der natürlichen Berechtigung der Sprache erfolgte gleichzeitig mit der in Bezug auf den Menschen; die Umbildung in der Auffassung des Lehrstoffes in der Grammatik beruhte auf demselben Princip wie die Umbildung in der pädagogischen Lehrform und in der Zucht; man lernte nach beiden Richtungen hin begreifen, wie sowol die Sprache als der Mensch eine eigenthümliche Natur seien, die eben nur aus sich heraus erkannt und gebildet werden können. Der pädagogische Philanthropinismus trat dem neueren auf der richtigen Ansicht von der Sprache fußenden Humanismus als eine verwandte Erscheinung zur Seite. Auch hierin aber bestätigte sich der Satz, daß alles Begreifen der Sprache wesentlich gleichbedeutend ist mit einem Begreifen des Menschen selbst und daß aller Fortschritt in der Erkenntniß der Sprache begleitet wird von einem Fortschritt in der allgemeinen Bildung oder in der wahren Humanität des menschlichen Lebens.

Die eigentlich gelehrte lateinische und griechische Grammatik bildet im Allgemeinen den Typus für die grammatisch-philologische Behandlung aller anderen einzelnen Sprachen. An die Grammatik der classischen Sprachen schließt sich zunächst als ein besonderer Nebenzweig die des Hebräischen, und im weiteren Umfange diejenige der semitischen Sprachen überhaupt, hierunter insbesondere wiederum des Arabischen an. Das Alterthum, der Orient und das Mittelalter mit der neuen Zeit sind überhaupt die drei allgemeinen Gebiete der Sprache und Cultur, in welche sich alle philologische Wissensthätigkeit gliedert; alle anderen Sprachen der Erde aber haben wesentlich nicht ein philologisches, sondern nur ein linguistisches Interesse; für die grammatische Behandlung der neueren gebildeten und lebenden Sprachen aber sind zum Theil noch gewisse andere Gesichtspunkte maßgebend gewesen als für diejenige der eigentlich gelehrten oder todten; theils hatte die Grammatik der ersteren doch an sich immer nur mehr einen praktischen als einen rein wissenschaftlichen oder theoretischen Zweck im Auge, theils war eben die Feststellung des specifisch Correcten bei ihnen durch die unausgesetzt fortschreitende Veränderung der Rede in wesentlicher Weise erschwert; was beim Griechischen, beim Lateinischen oder bei irgend einer anderen sogenannten todten Sprache das eigentlich Correcte war, konnte aus den literarischen Documenten derselben, und zwar aus diesen allein, in einer durchaus festen und unzweifelhaften Weise ermittelt werden; überhaupt war hier der ganze Typus der Sprache ein in sich abgeschlossener und mit monumentaler Bestimmtheit und Schärfe in allen Einzelnen ausgeprägter; wie Cicero gesprochen hatte, so war es erlaubt, im Lateinischen zu reden; alles aber, was nicht bei Cicero stand, galt als falsch oder mindestens als verdächtig; in Bezug auf diese Sprachen bestand alle Aufgabe der Grammatik nur darin, das Correcte der Rede aus der Erforschung ihrer classischen oder mustergültigen Literatur zu abstrahiren; daher stand auch hier die Grammatik im genauesten Zusammenhange mit der angewandten Philologie oder der Erklärung und der Kritik; — die neueren Sprachen dagegen hatten theils zu Anfang überhaupt noch gar keine als classisch oder mustergültig anerkannte Literatur, theils war eben in dieser noch keineswegs der ganze Inbegriff oder der volle Ausdruck des Correcten der Rede enthalten; deswegen aber gerieth hier die ganze Grammatik dieser Sprachen gleich von Anfang an in die eigentlich falsche und schiefe Stellung hinein, das Correcte der Rede nicht sowol durch eine bloße aufnehmende Beobachtung erkennen als vielmehr von sich aus dasselbe nach einer mehr oder weniger richtigen vorgefaßten Meinung ableiten und feststellen zu wollen; diesem ganzen Unwesen der einseitigen und schulmeisterlich pedantischen Maßregelung der wirklichen Sprache durch die Grammatik ist, was das Teutsche betrifft, erst durch die Grimm'sche Grammatik oder durch die einzig richtige historische Auffassungsweise der Sprache ein Ziel gesteckt worden; jener Einfluß der früheren auf einer falschen wissenschaftlichen Basis stehenden Grammatik aber hat nichtsdestoweniger in der Sprache oder doch mindestens in der Schrift gewisse Spuren zurückgelassen und es ist eben hierdurch die in der wirklichen Rede ohnedies schon bestehende Anarchie und Verwirrung nur noch vermehrt worden; in keiner neueren Sprache aber sind die Principien der Orthoepie, der Ortholexie und der Orthographie und selbst der Syntax so schwankende und vielgestaltige als im Teutschen; theils prägt sich auch hier das echt germanische Princip der Stammesbesonderheit und der persönlichen Individualität aus, theils ist auch die Neigung zum gelehrten und schulmeisterlichen Pedantismus bei uns ein nationaler Zug. — Der wichtigste unter den neueren teutschen Grammatikern aber nächst J. Grimm ist Karl Ferdinand Becker in seinem Organism der Sprache. Frankfurt a. M. 1827. 2. Ausg. 1841; obgleich aber Becker sich im Wesentlichen auf dem Standpunkte der neueren, namentlich der Humboldt'schen, Anschauungen von der Sprache befindet, so liegt doch seiner wissenschaftlichen Behandlung der teutschen Sprache insofern ein gewisser Irrthum zum Grunde, als es eben nur das einseitige Ideal der specifisch gebildeten oder Schriftsprache, die sich nach ihm mit dem richtigen Denken des menschlichen Geistes vollkommen deckt, ist, welche er hierbei vor Augen hat; durch die kunstmäßige Erlernung der Schriftsprache soll nach ihm der Schüler zugleich zum richtigen Denken und zum Bewußtsein über die logisch-grammatischen Formen hingeführt werden; dieser ganze Unterschied zwischen einer höheren, gebildeten oder Schriftsprache und der niederen ungebildeten Rede des Volkes

aber ist in der Wirklichkeit nie mit vollkommener Schärfe durchzuführen und es ist auch überhaupt keineswegs blos der Gedanke, sondern zugleich auch die Lebendigkeit des Sprachgefühles, von welcher die Richtigkeit der Handhabung einer jeden Rede abhängig ist. Die Aufstellung einer praktischen Grammatik für eine jede lebende und gebildete Sprache leidet an gewissen nothwendigen Inconvenienzen, weil eben diese nicht etwas an sich Feststehendes, sondern vielmehr ein in fortwährendem fließenden Werden Begriffenes ist. S. das Nähere über Becker und die früheren teutschen Grammatiker bei Raumer, Geschichte der Pädagogik. III. Theil.

Zwischen der reinen oder abstracten Sprachphilosophie und der empirischen Grammatik der einzelnen Sprachen steht in der Mitte das Gebiet der allgemeinen oder philosophischen Grammatik, obgleich sich dasselbe mit der einen wie mit der anderen dieser beiden Regionen immer auf das Genaueste berührt. Eine wirklich allgemeine Grammatik der Sprache aber ist eben nur möglich auf Grund eines genauen Anschlusses der Bearbeitung der Sprache an das Princip der Logik oder an die nothwendige Gesetzmäßigkeit alles menschlichen Denkens. Jede einzelne Sprache aber ist an sich in der Gesammtheit ihres Organismus eine bestimmte Modification dieses Gesetzes und es ist deswegen auch vom Standpunkte und der Aufgabe der allgemeinen Grammatik die Verfolgung des Baues der einzelnen Sprachgestalten nach ihren wichtigsten generellen und aus dem Begriffe der Sprache selbst hervorgehenden Modificationen in keiner Weise zu trennen. Obgleich es aber an und für sich nicht eine bestimmte reine oder absolute Idealsprache gibt, welche das Princip des logischen Denkgesetzes in der vollkommensten, schlechthin durchsichtigen und gleichsam farblosesten Weise in sich realisirte, — eine solche Sprache würde, wenn sie möglich wäre, jedenfalls auch unvollkommener weil lebloser sein als irgend eine andere — so findet doch offenbar auch zwischen den gegebenen allgemeinen Sprachgestalten der Erde oder zwischen den überhaupt möglichen Typen des Baues der Sprachen ein gewisser Unterschied des Grades statt, insofern in der einen von ihnen die allgemeinen Zwecke des logischen Denkens durchschnittlich nicht blos in einer anderen, sondern auch in einer an sich besseren, edleren, lebendigeren, durchsichtigeren und vollständigeren Weise realisirt werden als in der anderen. Alle diese allgemeinen charakteristischen geistigen Differenzen des Baues der Sprachen hat die allgemeine oder philosophische Grammatik zu ermitteln; das ganze Gebiet dieser Art und Weise der Betrachtung der Sprachen aber wird jetzt insbesondere vertreten durch die Thätigkeit von Hermann Steinthal — bekannt durch die Herausgabe des vorzüglichen sprachphilosophischen Werkes von K. W. L. Heyse, System der Sprachwissenschaft. Berlin 1856, sowie durch eine Reihe eigener Schriften, deren jüngste die Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues, Berlin 1860, und die Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, Berlin 1862, sind. Hieran schließt sich die von Steinthal und Lazarus herausgegebene Zeitschrift für Völkerpsychologie und vergleichende Sprachwissenschaft an. Beide Herausgeber stehen rücksichtlich ihrer philosophischen Auffassung wesentlich auf dem Standpunkte der Lehre Herbart's, indem sich ihr Bestreben namentlich auf die Ergründung des tieferen Zusammenhanges der Sprache mit dem Leben der Seele des Einzelnen, so wie der Völker richtet und es findet demnach auch der Standpunkt dieses philosophischen Systems in der neueren Sprachphilosophie seine Vertretung. Auch ich selbst aber habe in meiner 1858 erschienenen philosophischen Grammatik die ganzen Verhältnisse und Einrichtungen der Sprache unabhängig von jedem bestimmten System nach ihrer inneren Regel zu überblicken und wissenschaftlich anzuordnen versucht.

Unsere eigene Gegenwart ist reich an den mannichfachsten Richtungen und Bewegungen auf dem Gebiete der Sprache. Das wissenschaftliche Leben dieses ganzen Gebietes wird insbesondere vertreten durch eine Reihe von Zeitschriften, welche theils mehr philologischen, theils mehr linguistischen Inhaltes sind. Ein bestimmtes Streben gibt sich auch jetzt zu erkennen nach einer Popularisirung der Resultate der neueren Sprachwissenschaft; hierhin gehören insbesondere das Buch von Schleicher: Die deutsche Sprache. Stuttgart 1860, und das von dem Teutschen Max Müller in England erschienene Buch: Lectures on the science of language. London 1862. Auf dem Gebiete der classischen Philologie aber ist insbesondere noch anerkennend zu gedenken der Thätigkeit Lobeck's und seiner Schule, deren besondere Eigenthümlichkeit in der genauen und mühsamen Durchforschung des Gebrauches der einzelnen Worte und Formen bei jedem einzelnen Schriftsteller des Alterthumes besteht und die insofern eine unschätzbare Vorbereitung für eine umfassende Lexikographie des Griechischen bildet. Auf dem Gebiete der vergleichenden Etymologie aber wird durch Pott in seinen etymologischen Forschungen und sonstigen Schriften insbesondere eine kühnere und genialere Weise der Combination vertreten; auf dem Gebiete der griechischen Grammatik wird durch G. Curtius eine Vereinigung des philologischen und des linguistischen Elementes angebahnt; auch in die gewöhnliche Schulgrammatik aber haben zum Theil schon die Resultate der neueren Sprachvergleichung Eingang gefunden, obgleich hier wol die unbedingte Aufnahme derselben oder die vollständige Umgestaltung der gewöhnlichen Etymologie nach den reinen Grundsätzen der Wissenschaft gewissen natürlichen praktischen Bedenken unterliegt. Denn überhaupt ist die wissenschaftliche Art oder Gestalt der Grammatik immer sehr bestimmt zu unterscheiden von der für den praktischen Gebrauch des Lebens und der Schule bestimmten; denn eine selbstverständliche Consequenz der ganzen neueren wissenschaftlichen Anschauung von der Sprache ist eigentlich diese, daß es etwas schlechthin Incorrectes in dem allgemeinen oder volksthümlichen Gebrauche der Rede überall nicht geben könne, da jene ganze Anschauung eben darauf beruht, daß die Sprache ein sich im Leben des Volkes in einer rein naturgesetzlichen Weise weiter entwickelnder Organismus

aller ihrer Erscheinungen sei; — eine Consequenz, die nicht einmal von der Grimm'schen Schule immer mit vollkommener Consequenz eingehalten worden ist, da auch diese auf Grund früherer Sprachgesetze manche gebräuchlich gewordene Formen, insbesondere in der Orthographie, verwirft und überhaupt eine gewisse Vorliebe für einen bestimmten archaistischen Charakter der neuhochteutschen Sprache zu erkennen gibt; das Wesen der Sprache ist eben Nichts als ein unausgesetztes Werden, welches in einer fortwährenden Decomposition, Erweiterung und Beschränkung einzelner älterer Gesetze durch neu sich eindrängende Ausnahmen, falsche Analogien u. s. w. besteht, die dann aber selbst immer auf anderen tieferen und erst noch in der Ausbildung begriffenen Gesetzen der Sprache beruhen. Von einer vollkommenen Regelmäßigkeit in einer lebenden und wie die teutsche sich noch in fortwährender innerer und äußerer Weiterentwickelung befindenden Sprache kann ohnedies nie die Rede sein; hier ist es wesentlich nur der Gebrauch, welcher das Gesetz über die Sprache feststellt und nächst welchem der Einzelne blos an seinem unmittelbaren Sprachgefühle den Führer für die Auffindung des Richtigen, sachgemäß Passenden und künstlerisch Schönen in der Sprache besitzt. Die Aufgabe des Sprachforschers aber ist überall nicht diese, Gesetze zu geben, sondern nur solche zu erkennen; alles, was in der Sprache als etwas Gegebenes oder allgemein Angenommenes und von dem lebendigen Genius derselben als richtig Anerkanntes vorliegt, hat daher für ihn zunächst die Präsumtion, ein Gesetzmäßiges zu sein, wenn es auch vielleicht zunächst einem bis jetzt geltenden Gesetze widersprechen mag. Wie die Gesetze der Staaten aber, so sind auch diejenigen der Sprachen in einer nie vollkommen ruhenden Umbildung begriffen. Jene alte Streitfrage aber, ob in der Sprache die Analogie oder die Anomalie, die Gesetzmäßigkeit oder die Ungesetzmäßigkeit walte, ist doch auch in der Gegenwart noch nicht mit voller Bestimmtheit entschieden; Vieles tritt in der Sprache allerdings nur wie in einer rein unorganischen oder mechanischen Weise hervor, oder es setzt sich doch an den eigentlich organischen Bau derselben mancherlei Staub und sonstiges parasitisches Gewächs an und es zerstört wol auch oft der Zufall Manches, was eigentlich organisch und regelmäßig an ihr war; die ganze Aehnlichkeit der historischen Sprachwissenschaft mit der exacten Naturwissenschaft hat immer eine bestimmte Grenze; denn die Sprache ist eben nicht etwas durchaus und vollkommen Natürliches, sondern sie geht immer durch die Hände des menschlichen Bewußtseins und seiner Geschichte hindurch und sie trägt insofern noch oft die Spuren der Rohheit und der Unarten des Menschen an sich; — wenn irgend etwas, so will die Sprache frei und allseitig oder unabhängig von jeder bestimmten Schablone und Kategorie aufgefaßt und verfolgt sein; ihre Natürlichkeit ist eben diese, daß es nichts Einzelnes gibt, mit dem sie allein und in vollkommener Wahrheit verglichen werden könnte; nur der Mensch selbst als ein theils natürliches, theils seiner selbst bewußtes Wesen ist es, dem sie mit Recht an die Seite gestellt werden kann; in der Sprache aber begreift eben der Mensch mehr als in etwas Anderem sich selbst und seine volle geistige Natur; das allgemeine Resultat aller Geschichte des Wissens von der Sprache ist dieses, daß sie der menschliche Geist als die eigene natürliche Offenbarung seiner selbst erfaßt und sie auf Grund hiervon nach allen ihren einzelnen Seiten und Erscheinungen in ihrem innigen Zusammenhange mit ihm selbst weiter zu verfolgen versucht. (*Conrad Hermann.*)

GRAMMATIT. Ein zum Geschlecht der Hornblende gehöriges Mineral, welches seinen Namen von *γράμμα*, Buchstabe (in Bezug auf die mitunter an Schriftzüge erinnernde Zusammenstellung seiner nadelförmigen Krystalle), erhalten hat. Es findet sich meistens eingewachsen in körnigem Kalk und Dolomit. Die Krystalle sind selten ausgebildet, blaßviolettblau. (*C. Reinwarth.*)

GRAMMATIUS, Bischof von Metz im 6. Jahrh., welcher den Heiligen beigezählt wird, ohne daß uns die Ursache dieses Vorzuges bekannt ist. Nach dem von André du Saussay, Bischof von Toul, herausgegebenen gallischen Märtyrerbuche (Martyrologium Gallicanum. Parisiis 1638. fol. 2 Voll.), einem freilich sehr geschmacklosen und fast ebenso viele Fabeln als Erzählungen enthaltenden Auszuge aus alten Legenden, soll er diese Ehre durch eine 23jährige musterhafte Verwaltung seiner Diöcese und durch ein tugendhaftes Leben genugsam verdient haben. Nach Martin Maurisse, einem gelehrten Franziskanermönche, welcher eine gute Kirchengeschichte von Metz (Histoire des Evêques de l'église de Metz. Metz 1634. fol.) schrieb, soll Grammatius der Nachfolger des heil. Firminus und der Vorgänger des heil. Agatimbrus gewesen sein und vom 18. Aug. 496 bis zum 11. Mai 520 auf dem bischöflichen Stuhle von Metz gesessen haben. Manche halten ihn nach dem Klange des Namens für einen Griechen; die Bollandisten betrachten jedoch diese Ansicht für eine sehr müßige Vermuthung und wollen in dem Namen Grammatius lieber einen Taufnamen sehen. Der Bischof Grammatius wird übrigens von der Diöcese von Metz am 25. April verehrt [1]). — Einen andern heiligen Bischof, welcher ebenfalls den Namen Grammatius führt, finden wir zu Salerno im Königreiche Neapel. Von ihm erzählt die Legende, daß er aus einem angesehenen vornehmen Geschlechte stammt, daß er aber sich schon in früher Jugend einem frommen beschaulichen Leben gewidmet und sein ganzes Besitzthum den Armen geschenkt habe. Nach dem Tode des Bonosius, des ersten Bischofs von Salerno, wurde er zu dessen Nachfolger gewählt, nahm aber nur gezwungen (wie dies fast immer bei den älteren heiligen Bischöfen der Fall ist) diese Würde an. Er versah sein Amt mit großer Gewissenhaftigkeit und suchte besonders durch seine eindringlichen Predigten auf die Bewohner seines Sprengels zu wirken, gab aber seinen Reden auch durch sein Beispiel den nöthigen Nachdruck. Nach seinem Tode sollen nach der Sage an seinem

1) Act. SS. Antverp. Aprilis. Tom. III. p. 369.

Grabe viele Wunder geschehen sein. Er starb am 11. Oct., wie die Legende sagt, und wurde in der Kathedrale begraben. Er soll dort noch am Ende des 16. Jahrh. gelegen haben und liegt vielleicht noch dort. Sein Andenken wird von der Kirche von Salerno am 11. Oct. gefeiert; die Hauptfrage, zu welcher Zeit Grammatius gelebt habe, ist noch immer unentschieden und die gelehrtesten Untersuchungen haben nicht zum Ziele geführt. Die früheren Hagiographen nehmen an, daß er um das Jahr 400 den Bischofsstab führte; die Bollandisten, welche eine scharfe Kritik üben und gewöhnlich wenigstens einige sichere Anhaltspunkte zu gewinnen wissen, wagen ihn nicht über das 8. Jahrh. hinaufzuschieben [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMATOCARPUS, eine von Presl aufgestellte, zu den Loaseen gehörige Pflanzengattung mit folgenden Merkmalen: Der Kelch hat eine linealische, mit dem Fruchtknoten verwachsene Röhre und gleiche Saumzipfel. Von den zehn, dem obern Ende der Kelchröhre eingefügten Kronblättern wechseln die fünf größeren, kapuzenförmigen, am Grunde sackartigen mit den Kelchzipfeln ab, während die fünf weit kleineren, an der Spitze mit zwei Schwielen und drei Grannen versehenen ihnen gegenüberstehen. Von den zahlreichen, gleich den Kronblättern der Spitze der Kelchröhre eingefügten Staubgefäßen haben die äußeren zugespitzt-kegelförmigen gekörnelten keine Staubbeutel und stehen den kleinern Kronblättern paarweise gegenüber, die innern stehen in fünf Bündeln den größeren Kronblättern gegenüber; die Staubfäden sind fadenförmig; die zweifächerigen Staubbeutel springen der Länge nach auf. Der Fruchtknoten ist unterständig, einfächerig; die drei Wandplacenten gleichen Nerven. Die zahlreichen hängenden Eichen sind gegenläufig. Der Griffel ist einfach, die Narbe spitz. Die Kapsel ist linealisch, gedreht, von den Ueberbleibseln des Kelchsaumes gekrönt, einfächerig und ihrer ganzen Länge nach dreiklappig; die Klappen tragen am Rande die Samen. Die zahlreichen, kugeligen Samen sind von einer faserigen, netzaderigen Schale umgeben. Der Samenkeim ist in der Axe des fleischigen Eiweißes geradläufig, das Würzelchen dem Nabel zugekehrt.

Aus dieser Gattung sind nur zwei in Chili einheimische Arten bekannt.

1) G. volubilis *Presl.* Der Stengel ist 2 Fuß hoch, stielrund, gewunden, beblättert und hat gegenüberstehende oder durch Fehlschlagen zerstreute, mit abstehenden, einfachen, weichen Haaren bekleidete Aeste. Die Blätter sind zollang, gegenüberstehend, kurz gestielt, fast bis zur Mitte fiederschnittig, ihre Zipfel sind gegenüberstehend, lanzettlich, stumpf, sehr häufig dreilappig, die Lappen sind lanzettlich, ganzrandig, stumpf, die Blattstiele 1—2 Linien lang, ziemlich flach; die ungestielten, aufrechten, mäßig großen Blüthen stehen einzeln in den Achseln oder an der Spitze der Aeste; die linealisch-länglichen, stumpfen, flachen, weichhaarigen Kelchzipfel sind 4 Linien lang und stehen während der Blüthezeit wagrecht ab; die Kronblätter sind gelb, doppelt länger als der Kelch, außen rauhhaarig; die gelben Schuppen sind dreimal kürzer als die Kronblätter, die sterilen Staubfäden sind orangefarbig; der Fruchtknoten ist 7 Linien lang, eine halbe Linie breit, ungestielt, stielrund, weichhaarig; der kahle Griffel ist um das Doppelte kürzer als die Kelchzipfel und fällt vor der Reife der Frucht ab; die Kapsel ist 1½ Linie lang, eine Linie dick, von erhabenen Längslinien durchzogen, am Grunde spiralig gewunden; die Kapselklappen sind lederartig, flach, innen glänzend gelb, außen behaart, zuletzt verschieden gewunden, an der Spitze spatelförmig, spitz und etwas dicker. Hierher gehören als Synonyme Scyphanthus elegans *D. Don* und Loasa striata *Meyen.*

2) G. Cumingii *Presl.* Die Art unterscheidet sich von der vorhergehenden durch verkehrt-eiförmig-längliche stumpfe Blattlappen, gestielte Blüthen und durch einen Kelch, welcher dreimal kürzer als die Kronblätter ist. (*Garcke.*)

GRAMMATONEMA, eine von Agardh aufgestellte Diatomaceengattung mit folgenden Merkmalen: Körperchen bandförmig, vielgliederig, auf beiden Seiten flach und eben, die Glieder sehr schmal und vierseitig, alle gleich und dicht verbunden.

Aus dieser Gattung ist nur eine Art bekannt, nämlich

Gr. striatulum *Agardh.* Breite der Bänder $1/90$ — $1/60$ Linie. Hierher gehören als Synonyme Conferva striatula *Jürgens*, Grammonema Jürgensii *Agardh* und Fragilaria Jürgensii *Kützing.*

Sie ändert ab:

β. diatomoides *Kützing* mit grünem oder olivenfarbigem Rasen und etwas breiteren Bändern. Zu dieser Varietät gehören Fragilaria diatomoides *Greville*, Fr. striatula *Lyngbye*, Grammonema striatula *Agardh*, Arthrodesmus striatulus *Ehrenberg* und Nematoplata caudata *Bory.*

Sie findet sich in der Nordsee und im atlantischen Ocean. (*Garcke.*)

GRAMMATOPHORA, eine von Ehrenberg aufgestellte Diatomaceengattung mit folgenden Merkmalen: Frusteln gerade, in Zickzackketten, mit nur zwei Scheidewänden in einer Frustel, Scheidewände mit einer centralen Oeffnung, meist wellenförmig gebogen, Klappen streifig-punktirt, die Rippen fehlen. — Alle Arten kommen im Meere vor. Die stärkere oder schwächere Streifung, welche von den früheren botanischen Schriftstellern als ein Hauptunterscheidungsmerkmal der Arten angesehen wurde, ist nach Grunow, dessen Arbeit wir hier zu Grunde legen, zur Eintheilung mit großer Vorsicht zu benutzen.

Uebersicht der Arten.

A. Scheidewände in der Hauptansicht gerade oder seltener leicht gewunden, nur an den Enden mit einer stärkeren oder schwächeren Ausbiegung.

2) Vergl. *Ferd. Ughelli*, Italia sacra. Tom. VII. p. 345. Act. SS. Antverp. Octobris Tom. V. p. 671 seq.

a) Schalen stark gestreift (30—36 Streifen in 0,001″).

1) Gr. gibberula *Kützing*. Schalen stumpf lanzettlich, mäßig stark gewölbt, sodaß die Streifung in der Hauptansicht ziemlich kurz erscheint.

Diese Art kommt an Polysiphonien von der Küste Dalmatiens und im Golf von Neapel vor.

2) Gr. tropica *Kützing*. Schalen breit linealisch-länglich; Frusteln groß.

Eine zweifelhafte, am Cap der guten Hoffnung vorkommende Art, welche nach Grunow wahrscheinlich nur eine stark gestreifte Varietät von Gr. marina ist.

3) Gr. gibba *Ehrenberg*. Groß, Schalen breit linealisch, in der Mitte und an den Enden schwach verdickt.

b) Schalen mittelstark gestreift (42—48 Streifen in 0,001″).

4) Gr. marina *Kützing*. Mittelgroß, Schalen stumpf lanzettlich oder breit linealisch-länglich. Hierher gehören Gr. mexicana *Ehrenberg* und wahrscheinlich Conferva teniaeformis Engl. bot. tab. 1833 und Diatoma marinum *Lyngbye*.

Diese Art findet sich zwischen Algen im adriatischen Meere, an den Küsten Corsica's, am Cap der guten Hoffnung und im rothen Meere.

5) Gr. undulata *Ehrenberg*. Schalen linealisch-länglich mit 3—7 Anschwellungen.

Im adriatischen und mittelländischen Meere, häufiger im rothen Meere und auf verschiedenen Algen von der Küste Brasiliens.

In der Hauptansicht gleicht diese Art vollkommen der vorigen, auch die Punktreihen stimmen mit jener überein und sind nur etwas überwiegender in Streifen unter 60° geordnet. Den einzigen Unterschied bilden die übrigens nicht gleich stark entwickelten Anschwellungen der Schale.

c) Schalen sehr fein gestreift (über 60 Streifen in 0,001″).

6) Gr. maxima *Grunow*. Sehr groß, mit sehr dicken Schalenwandungen. Hauptansicht ähnlich der von Gr. marina, nur viel größer und viel zarter gestreift.

Im Meere bei Kamtschatka.

7) Gr. parallela *Ehrenberg*. Groß, Schalen breit, linealisch-länglich mit abgerundeten Enden oder stumpf-lanzettlich; die Enden der Scheidewände in der Hauptansicht wenig ausgebogen.

Im adriatischen Meere.

8) Gr. stricta *Ehrenberg*. Diese Art ist von der vorigen nur durch die spitz-lanzettlichen Schalen verschieden und daher wol nur als Varietät derselben zu betrachten.

An den Küsten von Nord- und Central-Amerika.

9) Gr. oceanica *Ehrenberg*. Aehnlich der Gr. marina, aber schmäler und zarter, mit schmal-linealisch-länglichen oder lanzettlichen, meist an den Enden und in der Mitte schwach verdickten Schalen.

Diese in verschiedenen Varietäten vorkommende Art findet sich im mittelländischen Meere, sowie im atlantischen und stillen Ocean.

10) Gr. minima *Grunow*. Sehr klein und mit ganz geraden Scheidewänden.

Diese nur ungenügend bekannte und vielleicht einer andern Gattung angehörige Art findet sich im Grunde des adriatischen Meeres.

B. Scheidewände in der Hauptansicht stark zwei- bis vielwellig.

a) Schalen stark gestreift (27—30 Streifen in 0,001″).

11) Gr. islandica *Ehrenberg*. Schalen linealisch-länglich mit abgerundeten Enden; Scheidewände in der Hauptansicht zwei- bis vielwellig.

Diese von allen Grammatophora-Arten am stärksten gestreifte Species variirt vielfach:

α) hamulifera. Scheidewandhälften nur mit einer hakenförmigen Biegung; Hauptansicht fast doppelt so breit als lang bis wenig länger als breit.

β) biundulata. Scheidewandhälften mit zweiwelligen Biegungen; Hauptansicht doppelt bis dreimal so lang als breit.

γ) genuina. Scheidewandhälften dreiwellig.

δ) major. Scheidewandhälften vierwellig. Hierher gehört Gr. serpentina *Kützing* (nicht *Ehrenberg*).

Diese Art scheint nur in den nordischen Meeren vorzukommen.

b) Schalen mittelfein gestreift (36—48, selten bis 60 Streifen in 0,001″).

12) Gr. angulosa *Ehrenberg*. Scheidewände zweiwellig, jede Hälfte derselben bildet in der Hauptansicht einen Haken; Schalen länglich.

Aendert ab:

α) major. Frusteln länglich.

β) hamulifera *Kützing* (als Art). Frusteln fast quadratisch oder viel kürzer als breit. Beide Varietäten kommen fast immer gemengt vor; die kleinsten Exemplare sind etwa doppelt so breit als lang und die größten ungefähr dreimal so lang als breit.

Selten im adriatischen Meere, häufiger an Algen der corsicanischen Küste und an Algen der Nordsee, sehr häufig im stillen Ocean, sowie an Algen vom Cap der guten Hoffnung und von den Antillen.

13) Gr. serpentina *Ehrenberg*. Scheidewände mehrwellig; Schalen breit linealisch oder stumpf lanzettlich; Streifen 44 bis gegen 60 in 0,001″.

Der Gr. islandica ähnlich, ist sie immer viel zarter gestreift und hat drei deutliche Streifungsrichtungen; kurze Formen nähern sich sehr der Gr. angulosa.

Sie ändert ab:

α) hamulifera. Kurz und mit nur einer hakenförmigen Biegung der Scheidewandhälften, die aber meistens einen schwach zweibuckligen Rücken hat.

β) biundulata. Länger mit zweiwelligen Scheidewandhälften. Hierher gehört Grammatophora africana *Ehrenberg*.

γ) genuina. Meist sehr robust, mit 3—5welligen Scheidewandhälften. Hierher gehört auch Grammatophora anguina *Kützing*.

δ) macilenta. Schmal und zart, mit bis 10welligen Scheidewandhälften und viel zarterer Streifung als die ersten Varietäten.

Im adriatischen Meere und häufiger an der europäischen Küste des atlantischen Oceans und der Nordsee, selten in der Südsee und dem südlichen atlantischen Ocean.

14) Gr. arcuata *Ehrenberg*. Scheidewände mehrwellig; Schalen schwach sichelförmig gebogen; Streifen ziemlich stark 36—42 in 0,001″. Hierzu gehört auch Gr. curvata *Ehrenberg*.

An Stypolaucon hordeaceum von Neuseeland. (*Garcke*.)

GRAMMATOPHYLLUM, eine zu den Orchideen gehörige Pflanzengattung, welche Blume aufgestellt und durch nachfolgende Merkmale von den verwandten Gattungen unterschieden hat. Die äußeren und inneren Blättchen der ausgebreiteten, abstehenden Blüthenhülle sind einander ziemlich gleich. Die kleine, dreilappige, mützenförmige Lippe ist mit der bogenförmig-aufrechten, halbstielrunden, am Grunde schwieligen Säule gegliedert. Der Staubbeutel ist undeutlich-zweifächerig. Die beiden kugeligen, am Grunde gefurchten Staubmassen sitzen an den Spitzen der mondförmigen Drüse.

Zu dieser Gattung gehören krautartige, auf verschiedenen Gewächsen vorkommende, in Ostindien und auf den Inseln des indischen Archipels einheimische Pflanzen mit verdickten, einfachen Stengeln, linealischen, zweizeiligen, gestreiften Blättern, langen, vielblüthigen, grundständigen Blüthenstielen und großen Blüthen.

Zwei Arten gehören zu dieser von Cymbidium durch Pollen und Drüse verschiedenen Gattung, nämlich

1) G. speciosum *Blume*. Der Stengel ist aufrecht, einfach, fleischig, beblättert; die Blätter sind schwertförmig, spitz, gefaltet, zweizeilig, abstehend, 9—15streifig, flach, häutig, die Schäfte grundständig, aufrecht, sehr lang, vielblüthig, die Blüthen gelb-grünlich, braun gefleckt, ihre Zipfel verkehrt-eiförmig; die Frucht ist fleischig.

Diese Art wächst in Java, Amboina und auf den Molukken.

2) G. Finlaysonianum *Lindley*. Der Stengel ist cylindrisch, gestreift; die Blätter sind zweizeilig, ausgerandet, am Grunde breiter, 4 Zoll lang; die Blüthentrauben sind endständig, lang gestielt, 2½ Zoll lang; die Deckblätter sind zweizeilig, gehäuft, eiförmig, concav, spitz und starr.

Diese nur unvollständig bekannte, in Singapore einheimische Pflanze gleicht in der Tracht dem Epidendron elongatum. (*Garcke*.)

GRAMMATOTHECA, der Name einer von Presl aufgestellten Gattung der Lobeliaceen mit langer, linealischer, dreiseitiger Kelchröhre und ungleichen, abstehenden Saumzipfeln. Die Blumenkrone hat eine der Länge nach getheilte Röhre und einen zweilippigen Saum, dessen zwei obere Lappen linealisch und aufrecht sind, während die größere Unterlippe dreilappig ist und niederhängt. Die Staubbeutel sind sämmtlich an der Spitze bärtig. Die Narbe ist zweilappig. Die Kapsel ist linealisch, dreiseitig, einfächerig und springt seitlich auf; die drei Klappen hängen am Grunde und an der Spitze zusammen. Die Samen sind eiförmig, die beiden Placenten linealisch und beiderseits der Kapsel angeheftet; die beiden Klappen tragen in der Mitte die Placenten.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten wachsen am Cap der guten Hoffnung und in Neu-Holland im Wasser oder im feuchten Sande und haben schmale, sitzende Blätter und achselständige, meist himmelblaue Blüthen.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) G. Ecklonіana *Presl*. Die Stengel sind ästig, ausgebreitet, die Blätter linealisch, ziemlich spitz, entfernt- und stumpf-gesägt, an der Spitze schwielig, die sitzenden Blüthen dreimal länger als das Blatt, die Kelchzipfel dreieckig, zugespitzt, zurückgeschlagen und weit kürzer als die Blumenkrone, die Kapsel ist gerade.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

2) G. Dregeana *Presl*. Die ganze Pflanze ist kahl; die Stengel sind ästig, aufrecht, kantig, die Blätter linealisch, spitz, entfernt- und klein-gezähnelt, an der Spitze schwielig; die ungestielten, am Grunde von Deckblättchen begleiteten Blüthen haben mit dem Blatte fast gleiche Länge, die dreieckigen, spitzen Kelchzipfel stehen wagrecht ab; die Blumenkrone ist viermal länger als die Kelchzipfel; der Mittellappen der Unterlippe ist am Grunde sammetartig. — Der Stengel ist fußhoch. Die Blätter sind 1—2 Zoll lang und kaum eine Linie breit. Die Kelchröhre ist beim Beginn der Blüthezeit kürzer als das Deckblatt, später ebenso lang. Die Kronröhre ist cylindrisch, auf dem Rücken bis zum Grunde geschlitzt, ihre oberen Zipfel sind linealisch.

Dies ist die einzige Art dieser Gattung, welche sowol am Cap der guten Hoffnung als auch in Neu-Holland vorkommt.

3) G. Meyerana *Presl*. Die Stengel sind ästig, ausgebreitet, fadenförmig, kahl, die Blätter linealisch, spitz, kahl, sehr klein und entfernt gesägt, an der Spitze schwielig, die sehr kurz gestielten, am Grunde von Deckblättern begleiteten Blüthen sind um die Hälfte länger als das Blatt, die Kelchröhre ist linealisch, kahl, die Kelchzipfel sind lanzettlich, zugespitzt, abstehend, weichhaarig, die Blumenkrone ist viermal länger als die Kelchzipfel, ihre Unterlippe ist oberseits sammetartig. Zur Blüthezeit ist der Blüthenstiel von der Kelchröhre kaum unterschieden.

Diese Art wächst wie die beiden folgenden am Cap der guten Hoffnung.

4) G. Bergiana *Presl*. Die ganze Pflanze ist kahl, die Stengel sind aufrecht und niederliegend, ästig, an der Spitze dreikantig, die Blätter linealisch-lanzettlich, spitz, fein- und entfernt-gezähnelt, die untersten eiförmig, die ungestielten Blüthen kürzer als das Blatt, die Kelchröhre ist linealisch, zusammengedrückt, gerade, die abstehenden, spitzen, fleischigen, gezähnelten Kelchzipfel sind

um die Hälfte kürzer als die Kronröhre, die Staubbeutel sind auf dem Rücken nach der Spitze zu behaart, an der Spitze selbst bärtig. Hierher gehören als Synonyme Lobelia Bergiana *Chamisso* und Clintonia Bergiana *G. Don.*

5) G. Mundtiana *Presl.* Die niederliegenden, schlaffen Stengel sind kantig, die Blätter linealisch, undeutlich gezähnelt, spitz und an der Spitze schwielig, die der blüthenlosen Zweige linealisch-länglich, die sitzenden Blüthen sind kürzer als das Blatt, die Kelchröhre ist von zwei Deckblättchen begleitet, die linealischen, spitzen, am Grunde gewimperten Kelchzipfel stehen gerade ab, die Blumenkrone ist am Schlunde sammetartig, die Kapsel aufrecht. (*Garcke.*)

GRAMMATUS (Vincentius Antonius), italienischer Grammatiker, von dessen Lebensverhältnissen uns aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. zu Neapel, wo er auch geboren war, die lateinische Sprache lehrte. Sein Lehrbuch der lateinischen Grammatik (De Grammatica libri II. Neapoli 1646. 8.) wurde von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMENDORF (Lorenz), religiöser Schwärmer aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., über dessen Lebensverhältnisse aber Nichts weiter mitgetheilt wird, als daß er sich der Rechtswissenschaft gewidmet hatte und Kammergerichtsadvocat zu Berlin war. Er setzte sich in Opposition mit der Lutherischen Geistlichkeit und schloß sich an den Fanatiker Ludwig Friedrich Gifftheil an, welcher sich König David II. nannte und das Reich Christi aufrichten wollte; auch unterstützte er denselben nicht nur in manchen Verfolgungen und Widerwärtigkeiten, sondern ergriff auch die Feder zu dessen Vertheidigung, denn Gifftheil, welcher aus Würtemberg stammte, war nach seiner und anderer Anhänger Ansicht „von Gott mit dem Cometen anno 1618 aufgewecket, um in ganz Europa die Zeit und Ankunft der Gerichte Gottes sammt dem einigen Evangelio zur Erlösung Zions und aller rechtgläubigen Kämpfer Erhöhung mit Christo in seiner Ruhe und triumpfreich aller Welt anzukündigen." Gifftheil starb im J. 1661 zu Amsterdam; die von ihm angekündigten Gerichte sollten jedoch erst vom Jahre 1700 an eintreffen und Grammendorf erwartete dieselben mit fester Zuversicht, die Lehren der protestantischen Prediger aber bezeichnete er als „abgöttisches Heuchel- und Lügenwerk der falschen Propheten, Miethlinge und Bauchdiener, so dem Zeugniß Gottes nach der Kraft und Wahrheit seines lebendigen Worts widerstehen und ihren Baal oder zauberisch Babelwesen vertheidigt haben wollen, davon anfänglich alles auswendig Unwesen und Verderben in der Welt nach der lügenhaften Kraft und Wirkung des Satans in ihm entsprungen, auswendig aber seinen Fortgang haben und behalten muß." Durch diese Angriffe, welche er in mehren jetzt selten gewordenen Schriften („Daß die Prediger mit ihren Predigen und Bücherschreiben so wenig Frucht schaffen." o. O. 1649. 12. „Ernstliche Wehklage über die Hirten der Heerde Gottes, mit seiner Apologie." Amsterdam 1690. 4. Ebend. 1693. 8. „Hellpolierter Sackspiegel mit Democriti [Joh. Conr. Dippel's] Vorrede." Amsterdam 1719. 4. Ebend. 1735. 4.) niederlegte, brachte er die Lutherische Geistlichkeit immer mehr und so arg gegen sich auf, daß sie Klage über sein Benehmen erhob und ihn mancher Ungebührlichkeiten und Verstöße gegen die Religion beschuldigte. „Die Ankläger," meinte er aber, „möchten immer zu Hause bleiben und Niemand mit ihrer vermeinten Gewalt an sich zwingen; er stehe in seiner geistlichen Freiheit und lasse sich sein Gewissen von Niemand binden." Die Lutheraner verweigerten ihm wegen dieser Widersetzlichkeit nach seinem Tode das Begräbniß auf ihrem Kirchhofe; der Kurfürst von Brandenburg nahm sich aber seiner an und ließ ihn, sowie auch später seine Frau, auf dem Kirchhofe der Reformirten zur Erde bestatten*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMICA, ein Pflanzenname, welcher von Loureiro in seiner Flora von Cochinchina für eine Gattung aufgestellt wurde, welche aber nach dem übereinstimmenden Urtheile späterer Systematiker von Cuscuta nicht generisch getrennt, höchstens als Abtheilungsname derselben beibehalten werden kann. In der neuesten Monographie der Gattung Cuscuta von Engelmann werden die hierher gehörigen Arten in folgende drei Abtheilungen gebracht:

1) Cuscuta (im engeren Sinne) mit zwei gleich langen Griffeln und verlängerten Narben. Die Arten dieser Abtheilung kommen nur in der alten Welt vor und sind nur bisweilen mit fremden Sämereien in Amerika eingeführt, wie Cuscuta Epilinum mit dem Lein. Diese Abtheilung umfaßt die Gattungen Cuscuta und Epilinella von Pfeiffer und Cuscuta, Epilinella und Succuta von Des Moulins.

2) Grammica mit zwei ungleichlangen Griffeln und kurzen, meist kopfförmigen Narben. Die hierher gehörigen Arten kommen in Amerika und auf den Inseln der Südsee, sowie in einigen Ländern Asiens vor und gehen, wiewol in nur wenigen Repräsentanten, bis nach Südeuropa, eine einzige findet sich auch im südlichen Afrika. Wie in der vorigen Abtheilung einzelne Arten angetroffen wurden, welche mit Culturpflanzen aus der alten in die neue Welt hinübergeführt worden sind, so ist hier umgekehrt Cuscuta racemosa, oder wie sie gewöhnlich heißt C. suaveolens aus Chili nach Europa auf diese Weise gekommen. Diese zweite Abtheilung umfaßt die Gattungen Engelmannia von Pfeiffer, Buchingera von F. Schultz, Pfeifferia von Buchinger, Cassutha und Grammica von Des Moulins.

3) Monogyna mit ganz oder doch zum Theil vereinigten Griffeln und kopf-, ei- oder kegelförmigen Nar-

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 539.

*) Gottfr. Arnold, Kirchen- und Ketzer-Historie. Bd. 2. S. 466 u. 899. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1571.

ben. Die hierher gehörigen Arten, die größten der Gattung, wachsen vorzugsweise in Asien, nur zwei sind im südlichen und östlichen Europa verbreitet, eine einzige findet sich in den südlichen Ländern Nordamerika's, sowie eine in Südafrika.

Jede dieser Abtheilungen zerfällt wieder in Unterabtheilungen, und zwar die erste in vier, die zweite in drei, die dritte in zwei.

A. *Cuscuta.*

a) Eucuscuta. Die Griffel haben mit den fadenförmigen Narben ungefähr gleiche Länge oder sind noch länger und ebenso dick oder dicker als diese; die Kapsel springt ringsum regelmäßig auf.

b) Epistigma. Die Narben sind pfriemlich, fast sitzend; die Kapsel reißt unregelmäßig quer auf.

c) Clistococca. Die pfriemlichen Griffel sind länger als die kurz-pfriemlichen Narben; die Frucht ist beerenartig.

d) Pachystigma. Die cylindrischen oder länglichen Narben sind dicker als die fadenförmigen Griffel; die Kapsel reißt in der Quere auf.

B. *Grammica.*

e) Eugrammica. Die Narben sind kopfförmig; die Kapsel springt mehr oder weniger unregelmäßig ringsum ab. Hierher gehören Cuscuta grandiflora *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*, C. odorata *Ruiz* und *Pavon*, C. globiflora *Engelmann*, C. jalapensis *Schlechtendal*, C. chilensis *Ker*, C. foetida *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*, C. acutiloba *Engelmann*, C. applanata *Engelmann*, C. chinensis *Lamarck*, zu welcher die Art gehört, nach welcher die Gattung von Loureiro zuerst benannt wurde, nämlich Grammica aphylla, C. tinctoria *Martius*, C. floribunda *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*, C. americana *Linné*, C. corymbosa *Ruiz* und *Pavon*, C. prismatica *Pavon*, C. odontolepis *Engelmann*, C. xanthochortos *Martius*, C. partita *Choisy*, C. umbellata *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*, C. gracillima *Engelmann*, C. leptantha *Engelmann* und C. hyalina *Roth*.

f) Clistogrammica. Die Narben sind kopfförmig; die Frucht ist beerenartig. Hierher gehören Cuscuta obtusiflora *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*, C. chlorocarpa *Engelmann*, C. arvensis *Beyrich*, C. trichostyla *Engelmann*, C. gymnocarpa *Engelmann*, C. sandwichiana *Choisy*, C. acuta *Engelmann*, C. tenuiflora *Engelmann*, C. californica *Choisy*, C. subinclusa *Durand* und *Hilgard*, C. micrantha *Choisy*, C. decora *Engelmann*, C. inflexa *Engelmann*, C. appendiculata *Engelmann*, C. stenolepis *Engelmann*, C. corniculata *Engelmann*, C. racemosa *Martius*, C. parviflora *Engelmann*, C. densiflora *Hooker fil.*, C. microstyla *Engelmann*, C. cristata *Engelmann*, C. Gronovii *Willdenow*, C. rostrata *Shuttleworth*, C. cuspidata *Engelmann*, C. bracteata *Engelmann*, C. squamata *Engelmann*, C. glomerata *Choisy* und C. compacta *Jussieu*.

g) Lobostigma. Die Griffel sind fast gleich lang, an der mit der Narbe versehenen flachen, in einige ungleiche, kreisrunde Lappen getheilten, in der Mitte eingedrückten Spitze keulenförmig; die Frucht ist beerenartig. Zu dieser Unterabtheilung gehört nur Cuscuta tasmanica *Engelmann*.

C. *Monogyna.*

h) Monogynella. Die Narben sind kopf- oder eiförmig, verwachsen oder getrennt.

i) Callianche. Die Narben sind kegelförmig oder fast pfriemlich; die große Blumenkrone fällt nach der Blüthezeit ab. (*Garcke.*)

GRAMMICUS nennt Reichenbach eine Gattung Hornvögel, Bucerotidae, welche schon viel früher Hemprich und Ehrenberg als Lophoceros aufgestellt und später noch Bonaparte als Rhynchoceros aufführt. Es sind einige Arten der ältern Gattung Buceros, über welche Vieillot, Rüppell, Gray besondere Auskunft gegeben haben, ohne jedoch die innere Organisation dabei zu berücksichtigen. (*Giebel.*)

GRAMMISTES, von Cuvier aufgestellte Gattung der Barsche, charakterisirt durch Stacheln am Deckel und Vorderdeckel des Kiemenapparates, durch zwei einander genäherte Rückenflossen, kleine Schuppen und ohne merkbaren Stachel in der Afterflosse. Die kleinen, meist auf schwärzlichem Grunde weiß längsstreifigen Arten leben im indischen Ocean und waren zum Theil schon den frühern Ichthyologen bekannt. Sie sind sämmtlich beschrieben im 2. Bande der Histoire naturelle des poissons von Cuvier und Valenciennes. (*Giebel.*)

GRAMMITA, eine von Bonnemaison aufgestellte Algengattung, welche mit Polysiphonia *Greville* identisch ist. (*Garcke.*)

GRAMMITIS, eine von Swartz aufgestellte Farngattung, welche in neuerer Zeit verschieden begrenzt ist. Obwol Swartz den Gattungscharakter in derselben Weise angibt als später Willdenow und Sprengel, so sind doch schon von diesen einige vom Autor zu der Gattung gezogene Arten ausgeschlossen. Swartz stellte nämlich Asplenium angustifolium als Grammitis linensis, Polypodium marginellum als Grammitis marginella, Grammitis lanceolata, Acrostichum serrulatum als Grammitis serrulata, Acrostichum graminoides als Grammitis graminoides und Polypodium myosuroides als Grammitis myosuroides zu dieser Gattung, von denen bei Sprengel nur die drei zuerst genannten beibehalten sind. Als Unterscheidungsmerkmal dieser Gattung hebt Swartz hervor, daß die zerstreuten Fruchthäufchen länglich, fast linealisch, gerade sind und die Schleierchen fehlen, und diese Charaktere sind von Willdenow und Sprengel angenommen. Letzterer führt zehn Arten dieser Gattung an, von denen nur die letzte ungenügend bekannte nicht mit Sicherheit dazu gestellt ist.

A. Der Wedel ist einfach.

1) G. tenella *Kaulfuss.* Der Wedel ist linealisch, stumpf, kahl, geschweift; die Fruchthäufchen sind länglich, sehr zerstreut; der Stamm ist fadenförmig und mit Spreublättchen besetzt.

Diese Art wächst auf den Sandwichsinseln.

2) G. obtusa *Willdenow.* Der Wedel ist linealisch, stumpf und nebst dem Stiele am Rande borstig-gezähnt; die Fruchthäufchen sind länglich; der Stamm ist fadenförmig.

Diese Art ist auf den Mascarenhas-Inseln einheimisch.

3) G. linearis *Swartz.* Der Wedel ist linealisch, zugespitzt, nicht eingeschnitten; die Fruchthäufchen sind elliptisch, eingedrückt; der Stiel ist am Grunde behaart. Hierher gehört Asplenium angustifolium *Jacquin* und Polypodium gramineum *Swartz.*

Jamaica ist die Heimath dieser Art.

4) G. Billardierii *Willdenow.* Der Wedel ist linealisch, zugespitzt, ganzrandig; die Fruchthäufchen sind flach, linealisch; der Stiel ist behaart. Hierher gehört Grammitis australis *R. Brown.*

Das Vaterland dieser Art ist Neu-Holland.

5) G. magellanica *Desvaux.* Der Wedel ist linealisch-lanzettlich, stumpf, ziemlich dick, fast aderlos, am Grunde herablaufend; die Fruchthäufchen sind verkehrt-eiförmig, flach; der Stiel ist sehr kurz und kahl. Hierher gehört Polypodium gramineum *Poiret.*

Diese Art wächst an der Magelhaens-Straße.

6) G. Marginella *Swartz.* Der Wedel ist spatelig, stumpf, braun-berandet, gewimpert; die Fruchthäufchen sind elliptisch; der Stiel ist sehr kurz. Swartz nannte diese Art früher Polypodium marginellum.

Das Vaterland derselben ist St. Helena.

7) G. involuta *Don.* Der Wedel ist lanzettlich, zugespitzt, ganzrandig, lederartig, am Rande eingerollt; die Fruchthäufchen sind aufgedunsen.

Die Heimath dieser Art ist Nepal.

8) G. coriacea *Kaulfuss.* Der Wedel ist lanzettlich, zugespitzt, lederartig, aderlos, ganzrandig, am Rande flach; die Fruchthäufchen sind linealisch, lang.

Diese Art ist auf den Mascarenhas-Inseln einheimisch.

9) G. lanceolata *Swartz.* Der Wedel ist lanzettlich, zugespitzt, am Grunde verschmälert, ganzrandig; die Fruchthäufchen sind etwas schief und hängen mit der Rippe zusammen.

Diese Art wächst auch auf den Mascarenhas-Inseln.

10) G. elongata *Swartz.* Der Wedel ist lanzettlich, lang, beiderseits verschmälert, ganzrandig und fast stiellos; die Fruchthäufchen sind linealisch und gehen mit der Rippe parallel.

Diese Art wächst in Jamaica.

B. Der Wedel ist zusammengesetzt.

11) G. rutaefolia *R. Brown.* Der Wedel ist gefiedert, weichhaarig, die Fiederblättchen sind keilförmig, ganzrandig oder eingeschnitten.

Die Heimath dieser Art ist Vandiemens-Land.

(*Garcke.*)

GRAMMLICH (Johann Andreas), teutscher Theolog, am 1. Juli 1689 zu Stuttgart geboren, machte, nachdem er in dem Gymnasium seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, seine Fachstudien in den evangelischen Seminarien zu Blaubeuren und Bebenhausen und dann auf der Universität zu Tübingen, an welchem letzteren Orte er auch (1711) die Magisterwürde erlangte. Er widmete sich der Wissenschaft mit ununterbrochenem Fleiße, obschon er fortwährend mit argen körperlichen Leiden zu kämpfen hatte. Schon beim Beginn seiner theologischen Studien zu Blaubeuren bildete sich in seinem Munde ein Gewächs, welches so schnell zunahm, daß ihm jeden Augenblick der Erstickungstod drohte. Er ließ es sich aber standhaft über ein Vierteljahr jeden Tag zweimal mit einem glühenden Eisen ausbrennen und beseitigte es auf diese Weise zum Erstaunen aller Aerzte glücklich. Während dieser jammervollen Zeit that er das Gelübde, nach der Genesung mit seinem Munde Gott aus allen seinen Kräften zu heiligen und erfüllte es gewissenhaft. Nachdem er bis zum Jahre 1713 das Präceptorat in dem Seminar zu Bebenhausen als Vicar versehen hatte, machte er auf Kosten des Herzogs von Würtemberg eine Reise durch Sachsen und die Niederlande, auf welcher er alle Universitäten besuchte und mit vielen gelehrten Männern Verbindungen anknüpfte, und ging dann im Gefolge des Erbprinzen nach Frankreich. Im J. 1716 kehrte er nach der Heimath zurück, um die ihm übertragene Stelle eines Hofkaplans zu übernehmen; bald darauf wurde er zum Hofprediger ernannt. Seine körperlichen Leiden vergönnten ihm jedoch fast keine angenehme Stunde und er erlag seinen Leiden schon in seinem 37. Jahre am 7. April 1728. Der Fleiß, welchen er in einer so kurzen Lebenszeit und unter so kläglichen Gesundheitsverhältnissen entwickelte, erregt Bewunderung. Obschon äußerst friedfertiger Natur, wurde er doch in seiner durch die unerquicklichste Polemik sich kennzeichnenden Zeit in literarische Fehden mit einigen der angesehensten Theologen (insbesondere mit Thomasius und Buddäus) verwickelt, welche er in seinen Schriften ehrenvoll ausfocht. Diese betrafen hauptsächlich seine Ansichten über die Lehre von dem Bunde Gottes mit den Menschen, welche er in den Abhandlungen: Pactum Patris ac Filii aeternum, tanquam fundamentum gratiae (Tubing. 1713. 4.) und Tractatus theoretico-practicus de foederibus divinis in genere (Lugd. Batav. 1715. 8.) mittheilte und in den weiteren Ausführungen (Vindiciae Legum divinarum positivarum universalium oppositae Chr. Thomasio et Fr. Buddaeo. Francof. et Lips. 1716. 4. und Jo. Foederophili Novum et invictissimum contra potissimas Calvinianorum hypotheses argumentum. Lugd. Batav.

1717. 8.) vertheidigte. Er hatte auch die Absicht, zwei erschöpfende Werke über die Föderaltheologie (Systema theologiae foederalis und Historia theologiae foederalis litteraria) zu schreiben, woran ihn aber der Tod hinderte. Sehr wohl aufgenommen wurden seine zur Moraltheologie gehörenden Gelegenheitsschriften über das Concubinat (Examen Disputationis Thomasii de concubinatu. Tubing. 1713. 4. und Defensio dissertationis suae de illicito concubinatu opposita M. Pauli Antonii confutationi. Halae Magd. 1714. 4. Zusammengedruckt unter dem Titel: Tractatus philosophico-theologicus de moralitate concubinatus. Francof. et Lips. 1716. 4.); ebenso gern las man seine ascetischen Schriften und Predigten in teutscher Sprache: „Vierzig Betrachtungen über Leiden und Tod" (Stuttgart 1722. Ebendas. 1727. 8.); „Einladung zur Hochzeit des Königs" (Ebendas. 1722. 12.) und „Betrachtungen auf alle Tage des ganzen Jahres" (Ebendas. 1724. 8.). Seine exegetischen Schriften („Zufällige und erbauliche Anmerkungen über die apostolische Geschichte." Leipzig 1721. 4. und „Gründliche Anmerkungen über jeden Vers der Episteln Petri, Joannis, Jacobi und Judä." Stuttgart 1721. 8.) haben ebenfalls einen mehr moralisch-ascetischen Zweck. Seine Einleitung zur teutschen Uebersetzung der Betrachtungen Pasquier Quesnel's über das neue Testament (Frankfurt 1718. 4.) ließ der Cardinal v. Rohan ins Lateinische übersetzen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMOCARPUS, der Name einer Abtheilung der Pflanzengattung Trigonella, deren Mitglieder kopfförmige oder doldige Blüthen und eiförmige, der Länge nach nervige, lang geschnäbelte Hülsen haben. Seringe bringt in diese Abtheilung Trigonella coerulea, Besseriana, maritima, uncinata, littoralis und calliceras. (*Garcke.*)

GRAM-MOGOL, eine von Nordosten nach Südwesten streichende Gebirgskette Brasiliens in der Provinz Minas-Geraes, Bezirk Cerro do Frio. Sie bildet einen Theil der Serra do Espinhaço und erstreckt sich von der Quelle des Tabatinga, eines Zuflusses zum Jitiquinhonha, bis zum Ursprunge des Preto, wo sie sich der Serra-Branca anschließt. Auf der Ostseite ergießen sich der Jtucambyrassu und der Vaccaria in den Rio de Belmonte und mit diesem in den atlantischen Ocean; die auf der Westseite entspringenden Rio Verde, Guaratuba und der Pacuhy ergießen sich in den Rio San Francisco. (*H. E. Hössler.*)

Grammonema, s. Grammatonema.

GRAMMONT, 1) Berg auf der Westgrenze des schweizer Cantons Wallis gegen Sardinien unter 46° 21′ 29″ nördl. Br., 4° 29′ 8″ östl. L. — 2) Grammont (flämisch Geeraerdsbergen, niederländisch Geersbergen oder Geertsbergen), Stadt in der belgischen Provinz Ost-Flandern, District Oudenarde, an der Dender südsüdöstlich von Gent (Gand) mit ungefähr 8000 Einwohnern, einem Collège, Baumwollspinnerei, Bleichen, Spitzenfabrication, Oelmühlen, Fabriken für Tabak, Papier, Leinwand ꝛc. und Eisengießereien. Sie wurde im J. 1068 von dem Grafen Baudouin-de-Mons gegründet, der das Gebiet von einem gewissen Gerard erkauft hatte. (*H. E. Hössler.*)

GRAMMONT, großes Haus in Hochburgund, welches ein Zweig jenes von Granges war. Wilhelm, des Guyot von Granges Sohn, vertauschte im 13. Jahrh. seiner Frau Isabella Eingebrachtes, die Herrschaft Urelles, gegen der Mönche von Maras Gut zu Grammont, das südwestlich von Granges, von Villersexel 1½, von Vesoul 4 Stunden südöstlich gelegen. Vermuthlich wurde er der Erbauer des Bergschlosses, welches über Grammont sich erhebt. Die Burg trug Guyot II. im J. 1311 dem Grafen von Mömpelgard, Reinald von Burgund, zu Lehen auf. Guyot wurde Vater Wilhelm's II.; dessen und der Guillemette de la Guiche Sohn, Wilhelm III., nahm den Namen von Grammont an und erheirathete mit Hugo's von Fallon Tochter Margaretha die Herrschaften Fallon und la Roche-sur-Linotte. Sein Sohn, Jacob Anton, Herr auf Grammont, Fallon und Antheil Granges, heirathete 1402 Johanna von Coligny-Andelot, von welcher mehre Kinder, darunter Guyot III., Philipp's des Gütigen Kämmerer, der 1435 des Johann von Arbon Tochter und Erbin Maria heirathete und Vater Stephan's von Grammont wurde, welchem Maria von Saint-Aubin die Herrschaft Conflandey zubrachte. Sein Sohn, Johann I. auf Grammont und Conflandey, heirathete 1491 die Erbin von Fétigny, deren fünfter Sohn, Johann der Jüngere, Châtillon, Roche-sur-Linotte und Conflandey besaß. Aus seiner Ehe mit Anna von Plaines, seit 1532, kam Kaspar, dem 1561 Adriane von Jour, Frau auf Vellefaur, angetraut wurde, der auch am 13. Sept. 1589 die Ritterwürde erhielt. Er hinterließ die Söhne Jacob Anton und Anton. Jenen, als den älteren, hat die Mutter 1607 zu dem Namen und Wappen von Jour, sowie zu der Herrschaft Vellefaur substituirt; es wurde auch zu seinen Gunsten von K. Philipp IV. Châtillon zu dem Range einer Baronie erhoben (den 29. Nov. 1620). Seit 1593 mit Johanna von Grammont-Veset verheirathet, erhielt er den Sohn Johann Franz von Jour, genannt von Grammont, dessen Sohn aus der zweiten Ehe mit Adriana Teresa von Vinans, Frau auf Chambéria, Gabriel Philibert von Jour-de-Vinans, genannt von Grammont, Baron von Châtillon, als seine alleinige Erbin die Tochter seiner zweiten Ehe mit Johanna Philippine von Poitiers, die Gabriele Charlotte von Jourde-Vinans, genannt von Grammont, hinterließ. Des Jacob Anton jüngerer Bruder Anton, auf Grammont, Conflandey und Frostelez-Vesoul, seit 1598 mit Adriane von Andelot verheirathet, wurde Vater von Claudius Franz, auf Conflandey, Fallon ꝛc., der 1651 Chevalier d'honneur bei dem Parlament von Dole geworden ist, auch den 5. Mai 1656 Grammont zu einer Grafschaft erheben ließ. Gouverneur von Artois 1667, Oberst von der Cavalerie im Mailändischen, Gesandter an dem Hofe zu

*) Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1120. Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 539.

München, vermählte er sich laut Ehevertrag vom 28. Sept. 1628 mit Dorothea Henriette von Châtelet, die 45,000 Franken in die Ehe brachte und zu Witthum die Herrschaft Frotte erhielt. Der Sohn dieser Ehe, Johann Gabriel Graf von Grammont, Chevalier d'honneur bei dem Parlament von Dole, starb auf dem Bette der Ehre, in Kaiser Leopold's I. Dienste. Die Tochter seiner Ehe mit Helena von Montaigu de Boutavans, Maria Beatrix Octavia von Grammont, succedirte nach ihres Bruders Tode in Grammont, Conflandey und Frotte und heirathete den 13. Juli 1698 den General-Lieutenant Reinhold Karl von Rosen, Marquis von Bollweiler. Einer andern Linie gehörte an Lorenz Theodul von Grammont, Baron von Melise, in seiner Ehe mit Franziska von Poitiers Vater von drei Söhnen, Franz Joseph, Ferdinand und Michael Dorotheus. Franz Joseph ward als Domdechant zu Besançon seines Oheims, des dasigen Erzbischofs Anton Peter von Grammont, Coadjutor. Zum Besitz des Erzbisthums gelangt, erbaute er den erzbischöflichen Palast nach seiner heutigen Gestalt, er besorgte auch eine neue Ausgabe des Breviers und des Rituals und veranstaltete die Sammlung von Synodalstatuten. Er starb den 20. Aug. 1715, nachdem er sein ganzes Vermögen dem Seminarium vermacht hatte. Dieses Vermögen muß bedeutend gewesen sein, da er, neben dem Erzbisthume die Abteien Mont-Benoît (von 18,000 Livres Ertrag) und Bitaine (4500 Livres), die Priorate Champlitte, Beaupré, Jussei und Morteau besaß; er war daneben Maître des Requêtes in dem Parlament von Besançon. Sein Oheim, Anton Peter von Grammont, geb. 1615, erhielt frühzeitig mehre bedeutende Pfründen. Papst Alexander VII. ernannte ihn 1662 zum Domdechanten in Besançon, eine Würde, die anzunehmen er sich weigerte, weil sie von Alters her durch das Capitel vergeben wurde. In der Dankbarkeit für solche ihrem Rechte bezeigte Ehrfurcht wählten ihn die Domherren zum Erzbischof, ohne daß der heilige Stuhl dieses Wahlrecht anerkennen wollte. Nach langwierigen Verhandlungen wurden jedoch dem Erwählten seine Bullen verheißen, falls er sich submittiren würde; dieses geschah, und obgleich eine Fraction des Capitels protestirte, wurde er von dem Bischofe von Andreville, Dom Johann Saulnier, als dem Weihbischofe, in der Crypta der Abtei Saint-Vincent zu Besançon consecrirt. Als Erzbischof hatte er großen Einfluß auf die Regierung der Provinz zu üben. Dieser wurde zumal bemerkbar, als Ludwig XIV. im J. 1668 die Grafschaft Burgund überzog. So unvorgesehen kam der Einfall, daß nur die Städte Widerstand zu leisten vermochten. Der Erzbischof hatte seine Kirche nicht verlassen und verlängerte bedeutend die Gegenwehr der schlecht befestigten Stadt, deren Besatzung noch dazu viel zu schwach war. Nach seiner Vorschrift mußten die Geistlichen gleich andern Bürgern Dienst thun, und ihn selbst sah man häufig auf den Wällen, durch seinen Zuspruch die Vertheidiger ermunternd. Auch die zweite Invasion, 1674, traf ihn auf seinem Posten, obgleich ihm klar sein mußte, daß die Freigrafschaft für ihren rechtmäßigen Herrn verloren sei. Das spricht sich aus in den Worten, womit er am Portale des Doms den Eroberer empfing: „Nous allons rendre grâces à Dieu de ce que, si sa providence nous a destinés à vivre sous la domination de V. M., elle nous a donnés au plus grand des rois." Anton Peter bemühte sich, den Hang zu Studien, der beinahe in seinem durch funfzigjährigen Krieg verheerten Sprengel untergegangen war, wieder zu beleben. Die theologischen Schulen wurden aufs Neue eröffnet. Er besorgte correctere Ausgaben von Missale und Brevier. Als der erste hat er die Chorbücher, das Ritual für Ertheilung der Sacramente und einen Katechismus drucken lassen, dieser letztere von allen seinen Nachfolgern bis auf den heutigen Tag beibehalten und als musterhaft gepriesen. Er begründete das Seminarium, dem Baue nach eines der schönsten und weitläufigsten in Frankreich, und das Missionshaus, dessen Priester angewiesen waren, den Pfarrern im Lehramte behilflich zu sein; er betheiligte sich mit einer starken Summe bei dem Wiederaufbau des großen Hospitals zu Saint-Jacques und rechnete es sich zur Ehre, dessen erster Director geworden zu sein. Er starb den 1. Mai 1698, sein Andenken aber ist fortwährend in Segen. Michael Dorotheus Graf von Grammont, General-Lieutenant, ließ seine Herrschaft Villersexel im December 1718 zu einem Marquisat, des Namens von Grammont, erheben, und wurde in der Ehe mit Barbara Mauritia von Berbis, Gräfin von Dracy, Vater von fünf Kindern, darunter die Söhne Peter und Ferdinand Peter, Marquis von Grammont-Fallon, wurde den 20. Febr. 1743 Brigadier, den 1. Mai 1745 Maréchal de camp und im December 1748 General-Lieutenant. Mit N. de Vaudrey-de-Beveuge 1745 verheirathet, erhielt er einen Sohn und eine Tochter. Sein Bruder Ferdinand Graf von Grammont, Maréchal de camp 1759, früher Brigadier und Inhaber eines Cavaleriereginents seines Namens, hatte sich den 7. Oct. 1749 mit Maria Flora Aglae de Fresnoy verheirathet, die jedoch den 17. Sept. 1755 in den Bädern des Mont-d'Or in Auvergne gestorben ist. Sie war 29 Jahre alt. Des Erzbischofs Franz Joseph Bruder Ferdinand Graf von Grammont, Baron von Faucogney, General-Lieutenant und commandirender General in der Franche-Comté, starb 1728, Vater von Anton Peter II., Erzbischof von Besançon. Dieser, geb. 1685, absolvirte seine Studien zu Paris in dem Collège de Louis-le-Grand und wurde in dem Alter von 17 Jahren Aide-de-camp seines Oheims, des Marquis von Grammont, der am Rhein commandirte. Den Feldzug von 1702 machte er als Capitain von der Cavalerie mit, bei mehren Gelegenheiten sich auszeichnend, bis er bei Speier schwer verwundet in Gefangenschaft gerieth. Nach seiner Auswechselung erhielt er ein Regiment Dragoner, das seinen Namen empfing, gleichwie er selbst bei mehren Gelegenheiten seine Unerschrockenheit bekundete. In der Schlacht bei Malplaquet 1709 wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen. Mit dem Frieden wurde das Regiment aufgelöst; Anton Peter kehrte in die Heimath zurück und vertauschte den Degen mit dem Chorrock.

Der Oheim verlieh ihm eine Domprábende, er stieg auf zu verschiedenen Dignitäten und wurde in Folge der Resignation von Franz Honorat Grimaldi von Monaco zum Erzbischof von Besançon ernannt, 1735. Er regierte seinen Sprengel mit Weisheit, zugleich die Wissenschaften fördernd. Anton Peter II., Erzbischof von Besançon, des heil. römischen Reichs Fürst, Abt von Balvuisant, Director der im Juni 1752 patentirten Acedémie des sciences, belles-lettres et arts zu Besançon, starb den 7. Sept. 1754. Den 11. Sept. 1735 hatte er die erzbischöfliche Weihe empfangen. Im J. 1707 war Franz Kaspar von Grammont als Erzdiakon der Kirche von Besançon, Abt von Saint-Vincent, Prior von Notre-Dame de Bellefontaine, von Baur und Chantonnay, als Bischof von Arethusa und Suffraganbischof zu Besançon geweiht worden. Die Familie blüht noch heute. (*v. Stramberg.*)

Grammont (Mönchsorden von), s. Grandmont.

GRAMMONT, einer der berüchtigsten Flibustier, um das Jahr 1650 zu Paris geboren, stammte aus einem sehr angesehenen Geschlechte, welches dem ältesten französischen Adel angehörte, verlor aber sehr frühe seinen Vater und wurde durch eine zweite Heirath seiner Mutter in seiner Erziehung einigermaßen vernachlässigt, sodaß er trotz seiner vorzüglichen Anlagen nicht die richtige Laufbahn, die ihn zu hohen Würden im Staate geführt hätte, einzuschlagen verstand. Schon als Knabe zwang er einen Officier, welcher sich um die Liebe seiner Schwester bewarb und den Bruder bei irgend einer Gelegenheit als einen unbedeutenden Jungen behandelte, zum Zweikampf und brachte ihm drei gefährliche Wunden bei, woran dieser starb. Grammont, welcher auf Ansuchen des unglücklichen Liebhabers begnadigt worden war, trat bald darauf in den französischen Seedienst und bewies bei mehren Gefechten eine so glänzende Tapferkeit, daß man ihm den Oberbefehl über eine als Kaperschiff ausgerüstete Fregatte unter Zusicherung eines Fünftels des Gewinnes anvertraute. Er nahm bei Martinique ein holländisches Transportschiff, dessen Werth etwa viermal hunderttausend Livres betrug, vergeudete aber durch Spiel und Prasserei jeder Art nicht nur seinen Antheil, sondern auch die vier andern den Ausrüstern gebührenden Fünftel. Da er nun nicht mehr wagen konnte, nach Frankreich zurückzukehren, so entfloh er nach San Domingo und schloß sich den Freibeutern an, welche unter dem Namen Flibustier allgemein gefürchtet waren und zu dieser Zeit den Gipfel ihres Ruhmes erreicht hatten. Er wurde bereitwillig aufgenommen und unternahm im J. 1678 seine erste Raubfahrt, indem er mit 700 Mann nach Maracaibo im spanischen Südamerika segelte und diese bedeutende, gutbevölkerte Stadt eroberte, dann landeinwärts über einen sehr reißenden Strom vorrückte und die ihm entgegenziehenden Spanier schlug und, nachdem er noch den Ort Torilha genommen hatte, wieder ungehindert nach der Küste zog. Der Gewinn, welchen er nach Tortuga brachte, entsprach freilich nicht der Größe des Wagnisses, da die Beute hauptsächlich in nicht schnell zu verwerthenden Waaren bestand, welche deshalb zerstört wurden; die verwegene That brachte ihn aber bei den Flibustiern zu dem höchsten Ansehen, denn er hatte während der ganzen Dauer der Expedition nur 20 Leute und dies größtentheils durch Krankheiten verloren. Im folgenden Jahre segelte er nach der Küste von Venezuela, wo er mit 180 Mann die Stadt Puerto Cavallo erstürmte, und zwei Forts, deren Kanonen er vernagelte, unbrauchbar machte. Die Bewohner der Umgegend versammelten sich und zogen 2000 an der Zahl gegen das kleine Häuflein der frechen Freibeuter. Grammont, welcher sich mit 47 Mann in der Stadt befand, wurde unvermuthet von 300 wohlbewaffneten Spaniern angegriffen und sah die Nothwendigkeit ein, sich auf eine kluge Weise aus der Schlinge zu ziehen. Er befahl sogleich seinen Leuten, ihre Posten zu verlassen und sich am Strande zu sammeln, wo er mit wenigen seiner verwegensten Flibustier den andrängenden Feind zwei Stunden lang zurückhielt, bis sich nicht nur seine ganze Mannschaft eingeschifft hatte, sondern auch 150 Gefangene, unter denen sich der Gouverneur befand, an Bord geschafft waren. Die Tapferkeit dieser Freibeuter brachte die Spanier gänzlich außer Fassung und es ist fast unbegreiflich, wie sie den Anführer derselben, der überdies gefährlich am Halse verwundet war, entkommen lassen konnten. Auch dieses Unternehmen warf unter solchen Verhältnissen nur geringe Beute ab und die einzige Aussicht auf Gewinn blieb die Auslösung der mitgeschleppten Gefangenen; das Glück schien ihnen jedoch den Rücken gekehrt zu haben, denn das kleine Geschwader wurde von der Rhede von Guava, wo der Befehlshaber an seiner Wunde lebensgefährlich darniederlag, von einem Sturme fortgerissen und an der Küste zertrümmert. Grammont wurde zwar glücklich geheilt, da aber auch das Hauptschiff von 52 Kanonen, worauf sich seine ganze Habe befunden hatte, verloren ging, so war er jetzt sehr arm, weshalb er sich erbot, die von den Flibustieranführern van Hoorn und Laurent de Graaf verabredete Expedition nach der reichen Handelsstadt Veracruz als Gemeiner mitzumachen; diese nahmen jedoch das Anerbieten nicht an, sondern zogen den kecken Abenteurer, welcher auch den Ort und das Land kannte und eifrig zur Ausführung des verwegenen Unternehmens rieth, als dritten in ihren Bund. Die Plünderung der erwähnten Stadt gelang vollkommen [1]), während derselben entzweiten sich aber van Hoorn und Laurent de Graaf und es kam nach der Wiedereinschiffung zu einem Zweikampfe, in welchem van Hoorn eine gefährliche Wunde erhielt, woran er nach wenigen Tagen starb. Grammont ward Erbe seines Schiffes und trennte sich von Graaf, mit dem er nach dem Tode seines Freundes nicht mehr in Eintracht leben konnte. Bald darauf berief er die Flibustier zu einer Versammlung nach der Insel Vacca, um über eine großartige Unternehmung zu berathschlagen. Es erschienen ihrer 1200 und es wurde eine Fahrt nach Campeche auf der Halbinsel Jucatan in

1) Vergl. über diese im J. 1683 ausgeführte That den Artikel Laur. de Graaf.

Merico beschlossen, welche zwar schwierig war und auch nicht sehr großen Gewinn versprach, aber nöthig erschien, da es den meisten Flibustiern, welche ihre Beute schnell zu verprassen pflegten, an Existenzmitteln fehlte. Der Plan wurde geheim gehalten und selbst Cussy dem Gouverneur von San Domingo, von welchem man einen Kaperbrief verlangte, verschwiegen. Cussy, welcher schon längst den Plan gefaßt hatte, die Flibustier festzuhalten und zu nützlichen Ansiedlern zu machen, verweigerte seine Einwilligung und drohte sogar mit dem Zorn des Königs von Frankreich, welcher ohnehin gegen sie wegen der Misachtung seiner Befehle sehr erzürnt sei und in wenigen Tagen ein Geschwader schicken werde, um sie zum Gehorsam zu zwingen. Grammont bemerkte zwar, es sei ihm unbegreiflich, wie Ludwig XIV. einen Plan, der erst vor einigen Tagen verabredet worden und ihm also unbekannt sei, misbilligen könne, war aber bereit, von dem Unternehmen abzustehen, wenn seine Leute beistimmten. Diese schrieen aber einstimmig, daß die Sache bereits zu weit gediehen sei, als daß man sie aufgeben könne, und daß die Fahrt auch ohne die Erlaubniß des Gouverneurs unternommen werden müsse. Das Geschwader stach also in See und erreichte am 5. Juli 1685 Champeton, einen etwa 14 Meilen von Campeche liegenden Ort. Hier stiegen 900 Mann aus ihren Schiffen in 22 kleine Boote, ruderten vorsichtig den ganzen Tag an der Küste hin und gingen, als es Nacht geworden war, in der Entfernung eines Kanonenschusses von der Stadt vor Anker, mit dem festen Vorsatze, am folgenden Tage darin ein gutes Mahl zu halten, da sie aus Mangel an Lebensmitteln schon längere Zeit hatten darben müssen. Am nächsten Morgen landeten sie in geringer Entfernung von der Stadt, deren Bewohner sich nicht träumen ließen, daß die Gelandeten, welche sogleich vorrückten, eine befestigte Stadt mit so geringen Streitkräften und bei hellem Tage angreifen würden, da überdies noch eine spanische Fregatte unter den Kanonen der Festung lag. Diese hätte allerdings die Flibustier ins Verderben bringen können, da aber das Glück gewöhnlich den Kühnen begünstigt, so flog das Kriegsschiff, dessen Pulverkammer schon bei den ersten Schüssen Feuer fing, mit der ganzen Mannschaft in die Luft. Unterdessen hatten sich auch 800 Spanier nicht weit von der Stadt in einen Hinterhalt gelegt und griffen die Freibeuter unvermuthet an; diese aber fielen wie Wüthende über ihre Gegner her, schlugen sie mit geringem Verluste in die Flucht und drangen mit den Flüchtigen in die Stadt. Hier hatten sich die Bewohner in den Straßen verschanzt und unterhielten aus ihren vortheilhaft aufgepflanzten Geschützen ein starkes Feuer. Grammont, welcher nie seine Geistesgegenwart verlor, ließ sogleich von seinen besten Schützen die Dächer der zunächst liegenden Häuser besetzen, um die Mannschaft, welche die Kanonen bediente, hinwegzuschießen, darauf wurden die erbeuteten Geschütze gegen die Bewohner gerichtet, welche nun nicht mehr zögern durften, sich zu ergeben, wenn sie ihr Leben retten wollten. Nur das Fort leistete noch Widerstand; Grammont, welcher einsah, daß es nur durch eine regelmäßige Belagerung genommen werden konnte, ließ seine Leute drei Tage ausruhen und ihren Hunger stillen und während dieser Zeit Pulver und Kugeln aus den Schiffen herbeischaffen. Man versuchte darauf Bresche zu schießen, da dies aber nicht gelingen wollte, so beschloß man, am folgenden Tage die Erstürmung zu wagen. Während der Nacht ergriffen jedoch die Spanier die Flucht und man fand in dem Fort nur einen englischen Artilleristen und einen jungen spanischen Officier, welche sich lieber jeder Mishandlung aussetzen als ihren Posten ehrlos verlassen wollten. Sie wurden mit der größten Achtung behandelt, reichlich beschenkt und sogleich in Freiheit gesetzt. Die Flibustier durchsuchten nun, nachdem sie die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln getroffen hatten, sämmtliche Häuser der Stadt, fanden aber nur geringe Beute, denn der eigentliche Reichthum des Ortes, das Campecheholz, hatte für sie keinen Werth. Auch die nach der Umgegend geschickten Beutejäger stießen auf nichts Werthvolles; außerdem geriethen 130 von ihnen in einen Hinterhalt und verloren auf ihrem Rückzuge nach der Stadt 20 Todte; auch fielen, was für sie das Schlimmste war, zwei von ihnen in Gefangenschaft. Um sie zu befreien, ließ Grammont dem Gouverneur von Merida, welcher mit seinen Truppen in der Nähe stand und den Hinterhalt gelegt hatte, den Antrag machen, sie gegen sämmtliche gefangene Spanier, den Befehlshaber von Campeche nicht ausgenommen, auszuwechseln, und drohte im Weigerungsfalle, die Gefangenen niederhauen und die Stadt in Brand stecken zu lassen. Der Gouverneur antwortete mit spanischer Großsprecherei: er sei nur gekommen, das Raubgesindel zu züchtigen, auch habe er Geld, die Stadt wieder aufzubauen, und Leute, um sie von Neuem zu bevölkern. Grammont, durch die abschlägige Antwort gereizt, ließ in Gegenwart des Boten einen Theil der Stadt anzünden und einige Spanier hinrichten, und befahl ihm, seinem Gebieter zu melden, daß es den übrigen Gefangenen nicht besser ergehen würde, wenn die beiden Flibustier nicht ihre Freiheit erhielten. Obgleich eine eben so stolze Antwort, wie auf das erste Begehren erfolgte, so führte doch Grammont, welcher keineswegs in so hohem Grade boshaft und grausam war, die Drohung nicht aus, sondern schenkte, als er sich zur Abreise rüstete, sämmtlichen Gefangenen die Freiheit. Nachdem er das Namensfest des Königs von Frankreich durch ein Freudenfeuer, wobei er für 200,000 Piaster Campecheholz verbrennen ließ, gefeiert und das Fort eingeäschert hatte, schiffte er sich am 29. Aug. mit seinen Leuten wieder ein und kehrte nach San Domingo zurück. Der Gouverneur Cussy, welcher in der Zwischenzeit durch Feindseligkeiten, welche die Spanier an den französischen Küsten verübt hatten, milder gegen die Flibustier gestimmt worden war, empfing sie nicht nur freundlicher, als sie erwarten durften, sondern schlug sogar ihren Anführer der französischen Regierung als Lieutenant des Königs in dem südlichen Theile von San Domingo vor. Der Vorschlag wurde auch genehmigt, aber noch

vor der Ankunft des Patents hatte sich Grammont, um noch eine kecke That auszuführen, mit 180 Mann eingeschifft. Niemand wußte, wohin die Fahrt ging, und nie hat man wieder etwas von Grammont und seinen Gefährten gehört. Wahrscheinlich ging das Schiff mit der ganzen Mannschaft zu Grunde. Grammont war grausam, lüderlich und gottlos, wie alle Flibustier, aber auch unerschrocken in jeder Gefahr und ein umsichtiger Führer bei den schwierigsten Unternehmungen; im königlichen Dienste wäre er vielleicht zu hohen Ehrenstellen gelangt [2]. (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMORSEO [1] (Pietro), Maler der piemontesischen Schule in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., war im Herzogthume Montferrato geboren, von seinen Lebensverhältnissen ist aber nichts Näheres bekannt. Wir wissen nur, daß er im J. 1523 ein schönes Altarblatt für die Kirche des Minoritenklosters zu Casale malte, welches sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts daselbst befand [2]. (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMOSCIADIUM, eine von De Candolle aufgestellte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Umbelliferen mit folgenden Merkmalen: Die fünf starren Kelchzähne bleiben stehen. Die Kronblätter sind verkehrt-herzförmig ausgerandet mit einem Zipfelchen eingebogen, die äußeren ein wenig strahlenförmig. Die cylindrische, linialische, schnabellose Frucht ist von den Kelchzähnen und den kegelförmigen Griffelfüßen gekrönt. Die Halbfrüchte haben fünf abgerundete Rippen, welche sämmtlich gleich oder die seitlichen randbildend oder etwas hervorspringend oder sogar in sehr kurze Flügel erweitert sind, die Thälchen sind schmal breit einstriemig, die Fugenfläche ist zweistriemig, das Eiweiß ist auf der inneren Seite etwas ausgehöhlt, der Fruchtträger ist zweitheilig.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten wachsen im Orient, sind ganz kahl und haben im Umfange lanzettliche, 1—2 mal fiederschnittige Blätter mit gegenüberstehenden, sitzenden, kleinen, vorn vieltheiligen Zipfeln, borstenförmige, vielspaltige Hüll- und Hüllchenblätter und verdickte Fruchtstiele.

De Candolle kannte aus dieser Gattung nur zwei Arten, G. daucoides und G. meoides, zu denen in neuerer Zeit durch Boissier noch fünf andere gekommen sind.

1) G. daucoides *De Candolle.* Die ganze Pflanze ist kahl, aufrecht, der Stengel gefurcht-kantig, fußhoch, der Blattstiel am Grunde erweitert, die Hüllblättchen sind vielspaltig, in jeder der Döldchen stehen mehre fruchtbare Blüthen, die Hauptdolde ist 15—16 strahlig, die Nebendolden sind 10—12 strahlig; die stielrunde Frucht ist von langen kegelförmigen Zähnen gekrönt. Die Blätter gleichen denen von Daucus setifolius, weshalb der Autor nach dieser Pflanze den Speciesnamen wählte.

Die Heimath dieser Art ist Armenien.

2) G. meoides *De Candolle.* Der Stengel ist ästig, stielrund; die Hüllblättchen sind kaum eingeschnitten, in dem Döldchen steht nur eine einzige fruchtbare Mittelblüthe und 7—8 sterile Seitenblüthen, die Hauptdolde ist 5—7 strahlig; die Frucht ist fast keulenförmig, die Kelchzähne sind klein. Hierher gehören als Synonyme Scandix macrosperma *Willdenow* und S. clavata *Sprengel.*

Sie wächst in Armenien.

3) G. scabridum *Boissier.* Der Stengel ist aufrecht, kantig, etwas gestreift; die Zipfel der beinahe doppelt-fiederspaltigen Blätter und der Hüllblätter sind haarförmig und etwas rauh, die Stengelblätter sehr kurz; die Frucht ist fast viermal länger als das Stielchen; die dreieckigen kurzen Kelchzähne sind fast so lang als der Griffelfuß; die Griffel sind aufrecht, fast parallel, die seitlichen Rippen der Halbfrüchte springen ein wenig hervor.

Diese Art wächst in Armenien.

4) G. Szowitsii *Boissier.* Der Stengel ist aufrecht, hoch, stielrund; die Aeste sind steif; die Zipfel der fast zweimal fiederspaltigen Zipfel sind borstig und glatt; die Frucht ist dreimal länger als das Fruchtstielchen, die Rippen sind sämmtlich einander gleich; die Kelchzipfel sind ein wenig länger als der Griffelfuß; die auseinanderstehenden Griffel überragen die Kelchzähne um das Sechsfache.

Diese Art wächst auf hochgelegenen Wiesen der Provinz Karabagh in Persien.

5) G. Aucheri *Boissier.* Der Stengel ist hin- und hergebogen, niedrig, stielrund; die Aeste stehen gespreizt, die Zipfel der am Grunde doppelt-gefiederten Blätter sind borstenförmig und ganz glatt; die Frucht ist dreimal länger als das Fruchtstielchen, ihre Fugenrippen ragen ein wenig hervor; die Griffel stehen ab.

Von der vorigen durch die gewundenen Stengel, die fast eine Linie langen Kelchzähne und die weniger dünnen Kelchzipfel unterschieden.

Die Heimath dieser Art ist Armenien.

6) G. macrodon *Boissier.* Der Stengel ist gewunden, niedrig, streifig-kantig, sehr ästig; die Zipfel der doppelt gefiederten Blätter sind borstenförmig und ziemlich glatt; die fast sitzende Frucht ist mehr als sechsmal länger als das Stielchen, ihre Rippen sind einander gleich; die linealischen Kelchzipfel haben mit den abstehenden Griffeln gleiche Länge.

Diese Art kommt in Armenien vor.

7) G. pterocarpum *Boissier.* Die Stengel sind rasenförmig, niedrig, kantig, aufrecht und kaum ein wenig gewunden; die Abschnitte der linealischen, fiederschnittigen Blätter sind einander sehr genähert, die

2) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau dictionnaire historique. Tom. V. p. 543. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 301. *G. Th. Raynal*, Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes l. X. c. 10. (Genève 1780. 8.) Tom. V. p. 303. J. W. v. Archenholz, Geschichte der Flibustier (Tübingen 1803. 8.) S. 181 fg.

1) Nicht Grammarseo, wie er in der Biographie générale (Tom. XXI. p. 614) genannt wird. 2) Lud. Lanzi, Geschichte der Malerei in Italien, übersetzt von J. G. v. Quandt. Bd. 3. S. 308.

Zipfel borstig, kurz, weißlich-stachelspitzig; die Frucht ist fünfmal länger als das Stielchen, die Randrippen sind in am Grunde und an der Spitze abgestutzte Flügel erweitert; die auseinanderstehenden Griffel haben mit den Kelchzähnen fast gleiche Länge.

Die Heimath dieser Art ist Kappadocien. *(Garcke.)*

GRAMOND [1]) (Gabriel Barthélemy, Herr von), französischer Staatsbeamter und Geschichtschreiber, um das Jahr 1590 zu Toulouse geboren, stammte aus einer alten Familie der Mark Rouergue (im jetzigen Departement des Tarn und der Garonne), welche dem Parlamente von Toulouse eine Reihe von Räthen geliefert hatte, und widmete sich ebenfalls der Rechtswissenschaft. Nach der Beendigung seiner Studien wirkte er zuerst einige Zeit als Mitglied des großen Rathes, erhielt dann die durch den Tod seines Vaters erledigte Stelle eines Präsidenten der Untersuchungskammer an dem Parlamente zu Toulouse und wurde zuletzt zur Würde eines Staatsrathes erhoben. Er starb im J. 1654 zu Toulouse und wird von seinen Zeitgenossen als ein guter, aber schwacher und in religiösen Vorurtheilen befangener Mann geschildert. Von seinen Amtshandlungen erwähnt man insbesondere den Urtheilsspruch gegen den berühmten Freigeist Lucilio Vanini, welcher im J. 1619 zu Toulouse auf dem Scheiterhaufen sterben mußte, aber mit Unrecht, denn in dem erwähnten Jahre war nicht er, sondern sein Vater Präsident der Untersuchungskammer. Daß er aber keine mildere Gesinnung gegen Bekenner nicht katholischer Confessionen hegte, beweist seine Geschichte der Unterdrückung des Protestantismus in Frankreich (Historia prostratae a Ludovico XIII. Sectariorum in Gallia rebellionis. Tolosae 1625. 4.), worin er die pariser Bluthochzeit ausführlich schildert und sein Wohlgefallen an diesem grausamen Staatsstreiche keineswegs verbirgt, da er ihn als nothwendig für das Glück und die Ruhe seines Vaterlandes betrachtet [2]). Von demselben Standpunkte aus schrieb er auch seine Geschichte Frankreichs unter Ludwig XIII., welche in der ersten Ausgabe (Ludovicus XIII. sive Annales Galliae ab excessu Henrici IV. Liber quo rerum in Gallia, Germania, Italia, Belgia, Lotharingia per Gallos hoc tempore gestarum [usque ad annum 1617] accurata narratio continetur et quidem uberior, quam in aliis hactenus editis libris. Parisiis 1641. fol.) sehr selten geworden ist. Die zweite, bis zum Jahre 1629 fortgeführte, Ausgabe (Historiarum Galliae ab excessu Henrici IV. libri XVIII, quibus rerum per Gallos tota Europa gestarum accurata narratio continetur. Tolosae 1643. fol. Nachgedruckt Amstelodami 1653. 8. und 1699. 8. Moguntiae 1673. 8. und Francofurti et Lipsiae 1674. 8.) hat bedeutende Aenderungen erlitten und ist, da der Verfasser noch viele ihm früher unzugängliche Hilfsmittel benutzen konnte, der ersten weit vorzuziehen. Er stellte sich die Aufgabe, das berühmte historische Werk des Parlamentspräsidenten Jacques Auguste de Thou fortzusetzen und diesem in der Darstellung nachzueifern, blieb aber in jeder Beziehung weit hinter demselben zurück. Er sagt zwar [3]), er habe eine Menge von Quellen benutzt, um die Thatsachen der Wahrheit entsprechend und ohne Haß und Vorliebe darzustellen, und lobe das Gute und tadle das Schlechte überall, wo er es finde, er vermag jedoch seine Parteilichkeit nicht immer zu unterdrücken und seine Schmeichelei gegen Richelieu überschreitet zuweilen so weit alle Grenzen, daß sie Ekel erregt, und doch spricht er auch nicht selten offen seine Misbilligung über manche Handlungen der Regierung aus, sodaß seine Art und Weise keineswegs dem Hofe gefiel und die von ihm beabsichtigte Fortsetzung seiner Geschichte, welche bis zum Tode Ludwig's XIII. reichen sollte, unterblieb, weil der Cardinal Mazarin sich entschieden gegen dieselbe erklärte. Der Haß Gramond's gegen die Protestanten tritt zwar überall grell hervor, aber so ehrlich und offen, daß Niemand dadurch irre geführt werden kann, und selbst protestantische Schriftsteller, welche auch die entgegengesetzte Ansicht zu hören nicht verschmähen, gern eingestehen, daß man aus seiner Geschichte, welche treffliche Beiträge zur Kenntniß der traurigen Zustände jener Zeit enthält, manchen Anhaltspunkt zur Erkenntniß der Wahrheit gewinnen könne [4]). Der Styl Gramond's, welcher den unglücklichen Gedanken hatte, Tacitus nachahmen zu wollen, ist dagegen durch seine Schwulst und Geziertheit fast unerträglich, und diesem Fehler muß es wol hauptsächlich zugeschrieben werden, daß seine Geschichtswerke, welche eher Beachtung verdienen als viele jetzt noch gepriesene Machwerke jener Zeit, nicht mehr gelesen werden und fast gänzlich vergessen sind [5]). *(Ph. H. Külb.)*

GRAMONT, in der Landschaft Bigorre, dem heutigen Departement der Hautes-Pyrenées, war das Stamm-

1) Der Name wird auch Grammont geschrieben, latinisirt Gramundus oder Gramoundus. Barthélemy ist nicht Taufname, sondern gehört zum Familiennamen, weshalb dieser auch nach Manchen Gabr. de Barthélemy, Sieur de Gramond heißt. 2) Zum Beweise mag nur eine Stelle (Cap. I. p. 8) dienen, wo er von der Ermordung der Protestanten spricht: „Cum dato signo in Regia primum, in Urbe dehinc, in reliqua postmodum Gallia, eadem tamen die necantur non omnes, habebant enim tuta aliquot in urbibus suis effugia, sed quotquot in populi manus incidêre, *ille tot illatas regibus suis ab infida gente vindicaturus injurias deliciose ubique natabat in sanguine.*“

3) „Mihi studium ingens compilandis memorabilibus libris, quo res pure traderem, ut consultae, ut gestae. Ceterum nihil odio, nihil per gratiam scribo; una omnium mihi causa est, neminemque habeo procul, dum omnibus bona fide insisto. Laudo, vitupero, irascor, ut virtus, ut vitia cogunt. Nec mihi judicium arrogo; opera et stylus mea sunt, caetera actorum.“ Hist. 1. I. p. 2. 4) So sagt der bekannte Literarhistoriker Joh. G. Meusel: „Nam licet non omnibus se approbaverit, quaedam tamen eximia habet, quae si cum judicio legantur, historiam saeculi superioris gallicanam mirifice illustrant. In rebus adeo ad religionem spectantibus minime penitus abjiciendus nobis videtur; audiatur nempe et in his pars altera!“ Bibliotheca historica. Vol. VIII. P. I. p. 261. 5) Vergl. *P. Bayle*, Dictionnaire historique et critique, Art. Gramond (Gabriel Barthélemy de). Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 279. Biographie universelle. Tom. XXI. p. 619.

haus jener Gramont, Agramunt den Spaniern, welche so lange, besonders durch ihre Zwistigkeiten mit den Beaumont Grafen von Lerin, das Königreich Navarra in Unruhe erhielten. In dem Kriege des Prinzen Karl von Viana mit seinem Vater, dem K. Johann von Navarra, waren die Beaumont für den Prinzen, was den Gramont hinreichender Grund war, für den Vater zu sein. Diesem halfen sie, bei Aybar, den 23. Oct. 1452 siegen. K. Franz Phöbus glaubte den Unordnungen, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, indem er unmittelbar nach seiner Krönung, den 6. Nov. 1482, durch ein scharfes Edict untersagte, die Beaumont und Agramunt zu nennen, allein die Animosität der beiden rivalisirenden Häuser blieb dieselbe, wie denn 1512, während der Graf von Lerin in aller Weise die Eroberung des Königreichs durch die Castilianer förderte, die Gramont die Sache der Königin Katharina muthig verfochten und bis zum Aeußersten Estella und Tudela behaupteten. Als Alles verloren war, suchten sie Zuflucht in dem Heimathlande jenseits der Pyrenäen. Dort lebte Franz von Gramont, als des Stammhauses Besitzer, und ihm wurden in der Ehe mit Katharina von Andouins zwei Kinder geboren. Den Sohn Johann beerbte seine Schwester Clara, die laut Ehecontract vom 23. Nov. 1525 mit Menaud von Aure, Vicomte von Aster, vermählt war. Sie hat, d. d. Bidache den 31. Oct. 1552, zu Handen des Receveur ordinaire pour le Roi au pays des Landes, Quittung ausgestellt über 2140 Livres, als vollständige Bezahlung „de la ferme de la moitié de la grant coûtume de Bayonne, à elle appartenant par don et octroi du Roi, à elle fait en récompense de la principauté de Blaye, et ce pour une année entière commencée le 1. Oct. 1551.“ Das Fürstenthum Blaye sollte vermuthlich eine Entschädigung sein für die durch Anhänglichkeit zu Frankreich verwirkten Güter in Navarra. Der Vicomte von Aster, Menaud von Aure, nachdem er an der Spitze der am 3. März 1528 ihm verliehenen Compagnie von 50 Lanzen in den italienischen Feldzügen gedient, auch zu Neapel in der Gefangenschaft sich befunden hatte, war den 5. Juni 1534 gestorben und wurde zu Bagnères-de-Bigorre, in dem herrlichen Thale Campan, in der Kirche des von seinen Ahnen gestifteten Dominikanerklosters beerdigt. Sancho Garcia von Aure, Vicomte von Arboust, auf Montalban, Salles, Cardaillac, Sarrameran und la Roque, wurde am 26. Aug. 1381 von dem Grafen von Foix mit den Gütern in der Vicomté Nebouzan belehnt und stritt 1405 in Guyenne an der Spitze von 19 Knappen für K. Karl's VI. Dienst. Sein ältester Sohn, Menaud I. d'Aure, führte die Hauptlinie in Arboust fort, der jüngste, Geraud, war Bischof zu Lombez 1459, der mittlere, Sancho Garcia auf Hautfuget, Seneschalk von Bigorre, fiel 1458 bei der Belagerung der Burg Garris in Navarra. Den 23. April 1417 hatte er sich mit des Vicomte von Aster, Johann's III., einzigen Tochter und Erbin Anna verheirathet. Sancho von Aster erscheint um das Jahr 1500 als der Grafschaft Bigorre Vicomte und seine Nachkommen haben die Thäler von Bagnères und Campan besessen. Der Erbin von Aster jüngerer Sohn, Tristan, Bischof von Aire und früher von Conserans, starb in hohem Alter, den 31. Oct. 1509, sein Bruder, Johann d'Aure Vicomte von Aster, im J. 1496, während er in Nieder-Navarra für den König gegen den Grafen von Lerin stritt. Sein Sohn Menaud heirathete die Erbin von Gramont, daher sein Sohn Anton I., 19. Vicomte von Bigorre, den Namen und das Wappen von Gramont annahm, ihn auch mit Ehren trug in den Kriegen gegen Kaiser Karl V. und die Engländer. Als der Hugenotten mannhafter Verfechter gewann er die Gunst der Königin von Navarra, wiewol er doch später zur katholischen Kirche zurückkehrte. Mit Helena von Clermont d'Anjou verheirathet, den 29. Sept. 1549, hat er die Baronien Toulonjon und Traves in Hochburgund an sein Haus gebracht. Sein Erstgeborener, Philibert von Gramont und Toulonjon, Graf von Gramont und Guiche, Vicomte von Aster, Hauptmann über 50 Lanzen, Gouverneur und Maire von Bayonne, Seneschalk von Béarn, verlor einen Arm bei der Belagerung von la Fère, August 1580, und starb an den Folgen dieser Verwundung in dem Alter von 28 Jahren. Er hatte sich mit Paul's von Andouins, des Vicomte von Louvigny und Herrn von Lescun, einziger Tochter Diana vermählt (den 7. Aug. 1567). „C'est la belle Corisande dont Henri IV. en sa jeunesse fut si amoureux, qu'il disparut aussitôt après sa victoire de Coutras, et, suivi d'un seul page, alla lui présenter son épée, ce qui lui fit perdre tous les avantages qu'il pouvait tirer de ce grand succès, où le duc de Joyeuse, général de l'armée catholique, et tant d'autres gens de marque avaient été tués, qui avait défait cette armée et en avait mis les restes en désarroi. Celle des huguenots, quoique victorieuse, demeura sans rien faire, dans l'étonnement de la disparition du roi de Navarre aussitôt après le combat, ne sachant s'il était tué, pris, ou ce qu'il était devenu pendant six ou sept jours qu'il mit à revenir après ce fatal tour de jeunesse. Cet amour valut au mari de la belle le gouvernement de Bayonne et la charge de sénéchal de Béarn. Sa femme le survécut longtemps et rendit des services considérables à son royal amant, pendant les guerres de religion.“ Ihr Sohn, Anton II., Graf von Gramont, Guiche und Louvigny, Vicomte von Aster, Vicekönig von Navarra, Gouverneur und erblicher Maire von Bayonne, stritt mit Auszeichnung bei Fontaine-Française und nöthigte 1636 den Almirante von Castilien, die Belagerung von Bayonne aufzuheben. Am 13. Dec. 1643 erhielt er das Patent eines duc et pair; er starb im August 1644. In der ersten Ehe mit Louise von Roquelaure, vermählt den 1. Sept. 1601, gestorben 1610, hatte er die Söhne Anton III. und Roger, in anderer Ehe mit Claudia von Montmorency-Bouteville, vermählt den 29. März 1618, nebst vier Töchtern die Söhne Heinrich und Philibert gezeugt. Roger Graf von Louvigny fiel im Duell bei

Brüssel, den 18. März 1629. Er war des Grafen von Willerval Secundant gewesen gegen den Grafen von S. Amour und dessen Secundant S. Loup. Dieser starb in den nächsten Tagen in Folge der von Louvigny empfangenen Wunden. Louvigny, der noch Zeit gehabt hatte zu beichten, wurde in der Kirche U. L. Frauen zu Laëken beerdigt. Heinrich Graf von Toulonjon, Maréchal-de-camp, Lieutenant au gouvernement de Navarre, starb unvermählt, den 1. Sept. 1679. Philibert Graf von Gramont, Gouverneur des Landes Aunis, wird mit Auszeichnung genannt bei der Belagerung von Trino 1643, bei Gelegenheit des Gefechtes bei Freiburg, der Schlachten von Nördlingen 1645, Lens 1648 und des Entsatzes von Arras 1654. Er betheiligte sich bei den Feldzügen in Hochburgund 1668, in Holland 1672 und wohnte den Belagerungen von Maastricht 1673, Cambray 1677 und Namur 1678 bei. Seines Bruders, des Grafen von Toulonjon, Testamentserbe, überließ er die Lieutenance-générale im Gouvernement von Béarn seinem Schwestersohne, dem Marquis von Feuquières. Er starb zu Paris, wo er doch nur selten zu treffen war, in dem Alter von mehr als 86 Jahren, den 30. Jan. 1707, „ayant toujours eu, jusqu'à 85 ans, une santé parfaite et la tête entière, et encore depuis. Il s'était attaché à M. le Prince qu'il suivit en Flandre, s'alla promener après en Angleterre, où il épousa mademoiselle Hamilton, dont il était amoureux avec quelque éclat, et que ses frères, qui en furent scandalisés, forcèrent d'en faire sa femme, malgré qu'il en eût. C'était un homme de beaucoup d'esprit, mais de ces esprits de plaisanterie, de reparties, de finesse et de justesse à trouver le mauvais, le ridicule, le faible de chacun, de le peindre en deux coups de langue irréparables et ineffaçables, d'une hardiesse à le faire en public, en présence et plutôt devant le roi qu'ailleurs, sans que mérite, grandeur, faveur et places en pussent garantir hommes ni femmes quelconques. A ce métier il amusait et instruisait le roi de mille choses cruelles, avec lequel il s'était acquis la liberté de tout dire jusque de ses ministres. C'était un chien enragé à qui rien n'échappait. Sa poltronnerie connue le mettait au dessous de toutes suites de ses morsures; avec cela escroc avec impudence, et fripon au jeu à visage découvert, et jouant gros toute sa vie. D'ailleurs, prenant à toutes mains et toujours gueux, sans que les bienfaits du roi, dont il tira toujours beaucoup d'argent, aient pu le mettre tant soit peu à son aise. Il en avait eu pour rien le gouvernement de la Rochelle et du pays d'Aunis à la mort de M. de Navailles, et l'avait vendu depuis fort cher à Gacé, depuis maréchal de Mattignon. Il avait les premières entrées et ne bougeait de la cour. Nulle bassesse ne lui coûtait auprès des gens qu'il avait le plus déchirés lorsqu'il avait besoin d'eux, prêt à recommencer dès qu'il en aurait eu ce qu'il en voulait. Ni parole, ni honneur, ni quoique ce fut, jusque-là qu'il faisait mille contes plaisants de lui-même et qu'il tirait gloire de sa turpitude, si bien qu'il l'a laissée à la postérité par des Mémoires sur sa vie, qui sont entre les mains de tout le monde, et que ses plus grands ennemis n'auraient osé publier. Tout enfin lui était permis et il se permettait tout. Il a vieilli sur ce pied-là. Etant fort mal à 85 ans, un an devant sa mort, sa femme lui parlait de Dieu. L'oubli entier dans lequel il en avait été toute sa vie le jeta dans une étrange surprise des mystères. A la fin, se tournant vers elle: „„Mais, comtesse, me dis-tu là bien vrai?““ Puis, lui entendant réciter le Pater: „„Comtesse, lui dit-il, cette prière est belle, qui est-ce qui a fait cela.““ Il n'avait pas la moindre teinture d'aucune religion. De ses dits et de ses faits on en ferait des volumes, mais qui seraient déplorables si on en retranchait l'effronterie, les saillies et souvent la noirceur. Avec tous ces vices sans mélange d'aucun vestige de vertu, il avait débellé la cour et la tenait en respect et en crainte. Aussi se sentit-elle délivrée d'un fléau que le roi favorisa et distingua toute sa vie. Il était chevalier de l'ordre de la promotion de 1688.“ Von den Memoiren urtheilt Voltaire: „Les mémoires du comte de Gramont sont de tous les livres celui où le fonds le plus mince est paré du stile le plus gai, le plus vif, et le plus agréable. Son héros n'a guères d'autre rôle dans ses mémoires que celui de friponner ses amis au jeu, d'être volé par son valet de chambre, et de dire quelques prétendus bons mots sur les aventures des autres.“ Als deren Verfasser gilt Anton Hamilton, der theils aus eigener Erinnerung, theils aus den Angaben seines Schwagers schrieb, jedenfalls muß aber Gramont einen Hauptantheil bei dem Werke gehabt haben, wie sich aus seinen Bemühungen, das Imprimatur zu erhalten, ergibt. Dieses hatte Fontenelle versagt wegen der Art, in welcher Gramont besprochen wird, daher dieser persönlich sich verwendete, den Censor umzustimmen. Das Honorar wird ihm wichtiger gewesen sein als sein Ruf. Gramont's Hand ist auch in dem Buche unverkennbar. Die geringfügigsten Dinge sind mit Anmuth und Grazie unter tausend überraschenden Wendungen besprochen und in der unbarmherzigsten Weise werden Lächerlichkeiten gegeißelt. Die Erzählung von Gramont's erstem Ausflug in die Welt, seinem Unglück im Spiel und Matta's Naivetäten gelten mit Recht als Meisterstücke; wenn aber hier der Stoff selbst das Ergötzliche bot, so zeigt sich die Kunst der Darstellung vielleicht noch mehr in den Schilderungen von dem liederlichen Hofe Karl's II. Gramont's Gemahlin Elisabeth Hamilton war eine Tochter des Baronet Georg Hamilton auf Donalong in der irländischen Grafschaft Tyrone und der Maria Butler, der Schwester des Herzogs von Ormond. „Le père et la mère de la comtesse de Gramont étaient catholiques, ils vinrent passer quelque temps en France avec leurs enfants; ils mirent la comtesse de Gra-

mont, toute jeune, à Port-Royal-des-Champs, où elle fut élevée, et elle en avait conservé tout le goût et le bon, à travers les égarements de la jeunesse, de la beauté, du grand monde et de quelques galanteries, sans que la faveur ni le danger de la perdre l'aient jamais pu détacher de l'attachement intime à Port-Royal. C'était une grande femme qui avait encore une beauté naturelle sans aucun ajustement, qui avait l'air d'une reine, et dont la présence imposait le plus. Elle avait été dame du palais de la reine. Le roi, qui passait toujours à Versailles l'octave du Saint-Sacrement, à cause des deux processions et des saluts, allait aussi toujours à Marly après le salut de l'octave. Il découvrit cette année (1699) que la comtesse de Gramont avait été passer quelques jours de cette octave à Port-Royal-des-Champs. C'était un crime qui pour tout autre aurait été irrémissible; mais le roi avait personnellement pour elle une vraie considération, et une amitié qui déplaisait fort à madame de Maintenon, mais qu'elle n'avait jamais pu rompre, et qu'elle souffrait parce qu'elle ne pouvait faire autrement. Elle ne laissait pas de lui montrer souvent sa jalousie par des traits d'humeur quoique mesurés, et la comtesse, qui était fort haute, ne se donnait pas la peine de les ramasser, et montrait de son côté à madame de Maintenon, par son peu d'empressement pour elle, qu'elle ne lui rendait le peu qu'elle faisait que par respect pour le goût du roi. Ce voyage donc, que madame de Maintenon tâcha de mettre à profit, ne mit la comtesse qu'en pénitence, non en disgrâce. Elle qui était toujours de tous les voyages de Marly, et partout où le roi allait, n'en fut point de celui-ci. Ce fut une nouvelle. Elle en rit tout bas avec ses amis; mais d'ailleurs elle garda le silence et s'en alla à Paris. Deux jours après, elle écrivit au roi par son mari qui avait la liberté d'aller à Marly, mais elle n'écrivit ni ne fit rien dire à madame de Maintenon. Le roi dit au comte de Gramont qui cherchait à justifier sa femme, qu'elle n'avait pu ignorer ce qu'il pensait d'une maison toute janséniste, qui est une secte qu'il avait en horreur. Fort peu après le retour à Versailles, le comtesse de Gramont y arriva, et vit le roi en particulier chez madame de Maintenon. Il la gronda, elle promit qu'elle n'irait plus à Port-Royal, sans toute-fois l'abjurer le moins du monde; ils se raccommodèrent, et, au grand déplaisir de madame de Maintenon, il n'y parut plus. Madame de Gramont était une personne haute, glorieuse, mais sans prétention et sans entreprise; qui se sentait fort, mais qui savait rendre, avec beaucoup d'esprit, un tour charmant, beaucoup de sel, et qui choisissait fort ses compagnies, encore plus ses amis. Elle avait eu ses galanteries, mais qui n'avait pas laissé de se respecter, et qui, ayant bec et ongles, l'était fort à la cour et jusque par les ministres, qu'elle cultivait même très-peu. Personne ne connaissait mieux qu'elle son mari; elle vécut avec lui à merveille. Mais, ce qui est prodigieux, c'est qu'il est vrai qu'elle ne put s'en consoler et qu'elle-même en était honteuse. Ses dernières années furent uniquement pour Dieu. Elle comptait bien, dès qu'elle serait veuve, se retirer entièrement, mais le roi s'y opposa si fortement qu'il fallut demeurer. Ce ne fut pas pour longtemps; de grandes infirmités la tirèrent de la cour, dont elle fit le plus saint usage et le plus solitaire, et mourut ainsi avant ses deux années de deuil.“ Die Gräfin starb den 3. Juni 1708 in dem Alter von 67 Jahren. „Elle n'avait que deux filles: tout deux de beaucoup d'esprit fort dangereuses, fort du grand monde, fort galantes, qui avaient été filles d'honneur de madame la dauphine de Bavière. Comme elles n'avaient rien, leur mère écrivit en mourant au roi et à madame de Maintenon pour leur demander pour elles sa pension du roi. De ces deux lettres, l'une fut dédaignée, l'autre négligée. Tel est le crédit des mourants les plus aimés et les plus distingués durant leur vie. Il n'y eut ni réponse ni pension.“ Claudia Charlotte heirathete den 6. April 1694 den Viscount Stafford, Heinrich Howard, den Sohn jenes Viscount Stafford, der am 29. Dec. 1690 auf dem Blutgerüste sterben mußte, weil die sogenannte Volkspartei eines Opfers bedurfte. „C'était un vilain milord Stafford, qui passait sa vie à Paris aux Tuileries et aux spectacles, et que personne ne voulait voir, avec qui elle se brouilla bientôt et s'en sépara. Depuis sa mort elle alla vivre en Angleterre de ce qu'il lui avait donné en l'épousant, et n'en eut point d'enfants.“ Ihre Schwester Maria Elisabeth, geboren den 27. Dec. 1667, wurde Stiftsdame, dann Aebtissin zu Poussay in Lothringen unweit Mirecourt, „où elle s'est convertie et a vécu dans une grande pénitence et bien soutenue.“ Sie starb im J. 1706. Des zweiten Anton ältester Sohn, Anton III., Herzog von Gramont, Marschall von Frankreich, Souverain von Bidache, Graf von Guiche und Louvigny, Vicekönig von Navarra und Béarn, erblicher Maire von Bayonne, war geboren 1604 zu Hagetmau in Chalosse. In dem Alter von 14 Jahren wurde er nach Paris geschickt, sich in den Uebungen der Akademie zu vervollkommnen. „Quoique le comte de Gramont fût un des plus grands seigneurs de France, et qui se portât le plus haut, l'équipage du jeune comte de Guiche n'en fut pas moins très mince, la somme d'argent comptant pour le voyage très faible et la pension si modique, qu'il lui fallut vivre d'économie; ce qui ne l'empêcha pas d'être quelquefois réduit à une véritable indigence. Alors il soupait avec un morceau de pain et se couchait à la lueur d'une lampe parce que la chandelle était trop chère.“ Beigegeben war ihm ein möglichst gering honorirter Hofmeister, Croisilles, „prêtre, moitié poète et moitié

fou," ein Kammerdiener und ein alter Baske als Lakei. Das Geld, welches des Vaters Sparsamkeit versagte, suchte der junge Herr durch Industrie sich zu verschaffen. „Comme le comte de Guiche étoit d'une figure aimable, qu'il avoit de l'esprit infiniment, et de cette sorte d'esprit qui plait par sa douceur et son insinuation, que d'ailleurs le nom qu'il portoit ne lui faisoit pas déshonneur, il ne tarda guères à se faire connoître. Il rechercha avec soin la bonne compagnie, et la bonne compagnie ne l'évita pas. Il se fit des amis du premier ordre qui le prônèrent: les dames à la mode à qui il ne déplaisoit pas (car il étoit jeune, vigoureux, enjoué et poli autant qu'on peut l'être), le prirent sous leur protection; quelques-unes eurent soin de l'habiller; d'autres lui donnèrent de l'argent; il joua, il fut heureux. L'abondance régnoit parmi les courtisans; les financiers aimoient le jeu passionnément et jouoient en dupes. Il n'en fallut pas davantage pour qu'un Gascon aussi délié que le comte de Guiche, profitât des occasions favorables que lui présentât la fortune et pour devenir opulent par son seul savoir-faire sans aucuns sécours quelconques de sa maison. Il se fit un pétit équipage; quelques Béarnois, pleins de courage, qui surent qu'il avoit de l'argent, s'attachèrent à lui et composèrent une maison qui commença à avoir l'air de celle d'un seigneur." Nach einer solchen keineswegs ehrenhaften Vorschule versuchte sich der 17jährige Jüngling in den Feldzügen von 1621 und 1622 gegen die Hugenotten, und er soll bei den Belagerungen von Saint-Antonin und Montpellier sich ausgezeichnet haben. Als Freiwilliger befand er sich in den Reihen der Vertheidiger von Breda 1623. Ein Duell mit Hocquincourt nöthigte ihn, zum zweiten Mal das Königreich zu verlassen, und er suchte ein Unterkommen bei der kaiserlichen Armee in Niedersachsen. Tilly soll ihn mit hoher Auszeichnung empfangen, sogar nach seiner Verwundung vor Pinneberg daran gedacht haben, dem 24jährigen Fremdling das Commando seiner Armee zu übertragen. Teutschland verließ Gramont Anfangs 1629, um des Herzogs von Nevers Recht zu dem Erbe von Mantua zu verfechten. Der Herzog ernannte ihn zu seinem General-Lieutenant für die Provinz Montferrat, verlieh ihm auch seine Compagnie Lanzen. Ganzer 21 Tage vertheidigte er das nur durch Feldverschanzungen geschützte Nizza della Paglia gegen Serbelloni's Armee, er schlug zwei Stürme ab und erhielt zuletzt die ehrenvollste Capitulation. Er eilte nach Mantua, wo ihn der Freudenruf der Bevölkerung empfing, denn Bürger und Soldaten liebten ihn gleich sehr und der Herzog schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Aber der Anzug der Kaiserlichen unter Collalto 1630 verschlimmerte gar sehr dieses Fürsten Lage. Sehr bald war er auf den Besitz seiner Hauptstadt beschränkt und in einem Ausfalle gerieth der Graf von Guiche, schwer verwundet, in Gefangenschaft. Einzig des Prinzen von Pozzolo liebevolle Sorgfalt rettete ihm das Leben. Als Reconvalescent mußte er jedoch dem Hauptmanne Peter Ferrari, einem Corsen von Geburt, dessen Compagnie ihn zum Gefangenen gemacht hatte, nach Gaëta folgen. Mit großer Härte wurde er da behandelt, sodaß selbst Ferrari's Officiere sich seiner annahmen. Dieser lachte ihrer Vorstellungen und erwiderte scherzend: „Signori, vò diro, è morto il mio padre, me ne son consolato; è morta la mia madre, me ne son consolato: morirà e creperà cuesto becco cornuto, me ne consolerò." Eines Tages jedoch, in ungewöhnlich heiterer Laune, ließ der Tyrann den Gefangenen in den Garten rufen, zum ersten Mal ihm den Genuß der freien Luft vergönnend und sagte ihm zugleich einige Artigkeiten, doch mit dem Zusatze, daß er eng verwahrt bleiben würde, bis man das für ihn angesetzte Lösegeld von 10,000 Kronen erlegt habe. Es folgten einige andere Redensarten, als Ferrari, von einem Schlagfluß getroffen, auf Guiche fiel und den Geist aufgab. Da sprach der Graf: „Signore Pietro Ferrari, è morto il mio padre, me ne son consolato; è morta la mia madre, me ne son consolato: il grandissimo forfante, coyon e becco cornuto, creperà e serà presto al diabolo, me ne consolo." Der Friede von Cherasco gab dem Grafen, wie allen übrigen Gefangenen, die Freiheit, „sans qu'il lui en coûtât rien," und es wurden ihm auch, in Betracht seiner kriegerischen Thaten, die Thore Frankreichs geöffnet. „Comme il avoit l'esprit du monde le plus insinuant et le plus aimable, qu'il revenoit d'une guerre étrangère où il s'étoit acquis une grande réputation, il plut à cet illustre cardinal de Richelieu, qui faisoit grand cas des honnêtes gens qui avoient un nom et un certain mérite. Le comte de Guiche lui faisant la cour avec assiduité, il ne tarda guère à avoir toute sa confiance; et pour lui donner une preuve certaine de son estime et de son amitié, il voulut le mettre dans son alliance, et pour cet effet fit dans le même jour, les mariages des ducs Epernon, de Puylaurens et de lui avec ses trois nièces." Guiche wurde den 28. Nov. 1634 mit Franziska Margaretha von Chivré getraut. Kurz vorher soll der Cardinal gegen ihn geäußert haben: „Je vous avois promis mademoiselle Pontchâteau, la cadette: je suis bien fâché de ne vous la pouvoir donner; et je vous prie de prendre en sa place mademoiselle du Plessis-Chivré," worauf der vollendete Hofmann entgegnete: „que c'étoit son Eminence qu'il épouserait et non ses parentes, et qu'il prendroit celle qu'on lui donneroit." In dem Feldzuge von 1635 sollte er als maréchal-de-camp unter dem Cardinal von la Valette in Teutschland dienen. Höchst beschwerlich war der Marsch nach Mainz: „c'étoit le commencement de la guerre: tout paroissoit difficile aux soldats, même aux officiers; la cavalérie étoit désaccoûtumée de camper et le faisoit avec embarras et avec peine, et, en un mot, l'armée regardoit comme un prodige de se pouvoir passer quatre ou cinq jours de pain, et de souffrir un peu de disette: ce qui faillit à causer un grand désordre et une

sédition presque générale, dans laquelle il fallut que le comte de Guiche se servît de beaucoup d'adresse et d'une rhétorique douce et persuasive, pour remettre dans leur devoir les esprits, qui étoient très-échauffés.“ Vor Bingen bei Gelegenheit einer Recognoscirung leicht verwundet, soll der Graf die Armee gerettet haben, indem er die Brücke über den Rhein, das einzige Communicationsmittel mit Frankreich, gegen des Gallas wiederholte Angriffe behauptete: „aussi reçut-il bien des louanges de toute l'armée.“ Bei der Einnahme von Zabern soll er abermals Wunder gethan haben, 1636, worauf der Herzog von Weimar ihn und 3000 seiner besten Reiter aussendete, um ein Regiment Kroaten für einige verwegene Streiche zu züchtigen. Der Auftrag wurde pünktlich erfüllt, die Kroaten erlitten bedeutende Einbuße, ihre Zelte wurden in Brand gesteckt, „perte considérable pour des gens qui ne couchent jamais dans des maisons,“ und beinahe wäre selbst des Obersten Frau gefangen worden. „Mais la plus belle capture, et celle qui fit le plus de plaisir au comte de Guiche, fut le singe favori de madame la colonelle, grand comme un homme et vêtu comme un hussard. Il revint, chargé de cette dépouille, retrouver le duc de Weimar, et lui dit qu'il lui avoit donné pleine et entière satisfaction; et que non-seulement il avoit magnifiquement battu tout le corps des Cravates, mais qu'il amenoit encore de quoi se venger de l'insolence de leur colonel, en égard à ses domestiques; et que c'étoit le galant de madame sa femme qu'il avoit pris fort près d'elle, et qu'il lui amenoit pieds et mains liés. A l'apparition du gros singe vêtu en hussard, le duc de Weimar faillit à mourir de rire, et après avoir bien tendrement embrassé le comte de Guiche du service important qu'il venoit de lui rendre, il fut question de savoir ce qu'on feroit du singe: on alla aux opinions. Après que tout le monde eût parlé, le comte de Guiche prit la parole et dit à M. le duc de Weimar: Monseigneur, le colonel des Cravates est très-vieux, et ne peut faire les fonctions matrimoniales; il a pris un substitut pour madame la colonelle: faisons le châtrer tout à l'heure par votre chirurgien, et renvoyons — le promptement dans un petit brancard par un trompette à madame la colonelle. Elle ne se consolera jamais de voir son amant si maltraité, et Votre Altesse sera pleinement vengée du mari et de la femme. L'avis fut trouvé admirable, et le singe renvoyé de la sorte au camp des Cravates.“ Am Schlusse des Feldzugs von 1637 wurde Guiche zum Lieutenant-général für die Normandie und zum Gouverneur des Schlosses in Rouen ernannt. Im folgenden Jahre diente er in Italien als maréchal de camp und General der Cavalerie, womit er sich das Gouvernement von Lothringen und bald darauf die Stelle eines mestre de camp bei den Gardes françoises verdiente. Der Feldzug von 1639 hatte für ihn nicht viel Bedeutendes, hingegen hat er bei der Belagerung von Arras, 1640, sich ausgezeichnet, nicht minder in dem Reitergefechte bei Bapaume. Seine Verdienste um die Einnahme von Aire, la Bassée und Bapaume, 1641, wurden mit dem Marschallstabe belohnt. Am 26. Mai 1642 sollte er, ein unabhängiges Corps commandirend, den Generalgouverneur der Niederlande, Don Francisco de Melo, oder vielmehr den tapfern Beck bestreiten. Dieser aber war dem luftigen Franzmann allzu überlegen und Guiche erlitt bei Honnecourt die vollständigste Niederlage, die jedoch nach der Spanier Sitte unbenutzt blieb. Um so viel mehr machten die Spötter dem geschlagenen Marschall zu thun. In mehren Vaudevilles wurde er gegeißelt. In dem einen jammert er:

> Je suis Lampon qui vient faire retraite
> Je suis Lampon,
> Abaissez votre pont.
> Quand il fut dans Saint-Quentin,
> On lui présenta du vin.
> Monseigneur, prenez courage,
> Il vous reste encore un page.
> Lampon etc.

Im gemeinen Leben hieß Guiche eine Zeit lang le maréchal Lampon, gleichwie man auch Sporen à la Guiche trug. „Le comte de Guiche,“ schreibt Tallemant des Réaur, „n'a jamais pu passer pour brave quoiqu'en quelques endroits il ait payé de sa personne.“ Diesem Verdrusse über das Misgeschick im Felde gesellte sich Kummer höherer Art: Guiche fand seinen Freund, seinen einzigen Beschützer, den Cardinal Richelieu, sterbend; „il faillit en mourir de douleur.“ Dabei vergaß er doch keineswegs die Förderung seiner Interessen. Mazarin's Bekanntschaft hatte er in Italien gemacht. Jetzt suchte er dessen Freundschaft und dieses ist gelungen durch Anwendung derselben Mittel, welche ihm die Gunst des vorigen Ministers verschafft hatten. Die erste, wenn auch zweideutige, Frucht war das 1643 ihm verliehene Commando in den Niederlanden, wo er zwar für diesen wie für die folgenden Feldzüge dem Herzoge von Enghien untergeben war. „Les maréchaux de France ont de tout temps obéi aux princes du sang, le respect qu'ils leur ont porté étant fondé sur ce qu'ils peuvent devenir leurs maîtres. Le duc d'Enghien témoigna une extrême joie de ce que l'on lui avoit donné le maréchal de Guiche, duquel le caractère d'esprit et l'humeur enjouée, ainsi que la haute réputation qu'il s'étoit acquise, lui convenoient tout-à-fait. L'intelligence et l'union entre eux fut parfaite d'abord qu'ils se connurent, et durant pendant le cours de toutes les campagnes qu'ils servirent ensemble; le duc d'Enghien ayant toujours recherché son amitié avec empressement dès qu'il vint à la cour, et dans les campagnes d'Arras et d'Aire, de même qu'à Paris durant l'hiver, où il ne bougeoit de chez lui tous les jours à dîner et à souper.“ Vor Freiburg, 1644, soll Gramont abermals Wunder gethan haben, worauf

er bei der Belagerung von Philippsburg eine Attake führte. Die Besatzung capitulirte und der Marschall empfing die Nachricht von dem Ableben seines Vaters, dessen Gouvernements ihm zugleich verliehen wurden. In dem Treffen bei Allersheim, den 3. Aug. 1645, befehligte der Marschall den rechten Flügel, welchem die Baiern gegenüberstanden. Die Regimenter Fabert und Wal empfingen die feindliche Reiterei mit einem mörderischen Feuer, unter dessen Schutz sich ein Reitergefecht entwickelte. „Ce qui ne servit pas grande chose au maréchal, se trouvant enveloppé de toutes parts, et quatre cavaliers sur le corps qui l'alloient tuer, en disputant ensemble à qui l'auroit. Son capitaine des gardes en tua un, et Hemon, son aide-de-camp, un autre: ce qui lui ayant donné un peu de relâche, il survint, par bonne fortune pour lui dans le moment, un capitaine du régiment de La Pierre, nommé Sponheim, lequel, entendant nommer le maréchal de Gramont, rallia deux ou trois officiers de ses amis, qui ayant écarté la compagnie le tirèrent d'intrigue et lui sauvèrent la vie. Le capitaine de ses gardes resta mort sur la place, le lieutenant blessé et prisonnier avec lui, le cornette et le maréchal-des-logis tués, et toute la compagnie de ses gardes, qui étoit de cent maîtres, à la réserve de douze qui furent aussi pris; quatre aides-de-camp tués, trois de ses pages, et généralement tous ses domestiques qui l'avoient suivi, furent pareillement tués à ses côtés. C'est ce que produit l'affection pour un maître qu'on aime. Il lui arriva encore un accident assez extraordinaire: car le capitaine qui le conduisoit le voulant toujours mener au général Mercy, duquel il ignoroit le destinée, trouva un petit page lorrain du baron de Mercy, âgé de quinze ans, lequel entendant dire qu'on menoit le général des François, voulut venger sur lui la mort de son maître: et comme il n'avoit point de pistolets, et qu'on menoit le maréchal de Gramont les rênes de son cheval rabattues, il sauta sur un des siens et lui tira dans la tête; mais par bonne fortune ayant été déchargé dans le combat, il ne lui put faire de mal. Les Allemands voulurent châtier sevèrement une action aussi noire; mais le maréchal de Gramont dit que c'étoit un enfant à qui il vouloit qu'on pardonnât, et empêcha qu'il ne fût pistolé sur-le-champ, les Allemands étant sans miséricorde pour pareils attentats.“ Während Johann von Werth mit der weichenden Armee die Position auf dem Schellenberg bezog, wurde Gramont nach Donauwerth gebracht, zugleich mit Mercy's Leiche, deren Anblick ihm neue Gefahren bereitete. Die Bevölkerung hatte nicht übel Lust, den Marschall als ein Leichenopfer zu schlachten. Glücklicherweise kam Befehl, ihn nach Ingolstadt zu übertragen. „Il arriva le même jour à Ingolstadt, d'où tous les habitans vinrent au devant lui et du corps mort de Mercy, qui avoit été gouverneur de la place, et fort aimé; les uns touchés de pitié et de compassion d'avoir perdu un homme du mérite de Mercy, et les autres de curiosité de voir une personne de la qualité du maréchal de Gramont, dont la réputation étoit si connue en Allemagne. Mais il en arriva différement de ce qu'il appréhendoit, craignant toujours que la triste vision du corps de Mercy, qui marchoit à ses côtés, ne causât quelque émeute parmi le peuple qui retombât ensuite sur lui, et jamais il ne fut plus étonné ni plus aise que lorsqu'il vit ce même peuple l'entourer de toutes parts, lui jeter des fleurs et lui faire mille caresses, de même que s'il eût été le général de l'Empereur qui revînt victorieux. Le soir, le commandant de la ville le mit dans une hôtellerie avec une garde, où il donna à souper à tous les magistrats; et, après avoir bu avec eux toute la nuit, il devint leur meilleur ami, et fut comblé de présens de leur part.“ Den andern Tag wurde er nach dem Schlosse gebracht, in Gesellschaft des Obersten Schmidtberg, des von Bruderblut triefenden Mamluken, des Obersten Rosen und zweier andern Gefangenen. Den dritten Tag fand sich bei ihm ein der kurfürstliche Rath Kittner, Ueberbringer eines Befehls an den Commandanten, laut dessen Gramont und seine Schicksalsgenossen der vollen Freiheit im Umfange der Stadt genießen sollten. Es erhielt der Marschall auch ein Geschenk von Seiten der Kurfürstin, Schwester des Kaisers, neben vielen silbervergoldeten Büchsen, die mit Eingemachtem angefüllt waren, eine weiße, in Gold gestickte Feldbinde. Kittner eröffnete ihm zugleich, daß er nur kurze Zeit ein Gefangener bleiben werde, indem seine Auswechselung gegen den Feldmarschall von Ghelen (Bd. 4. S. 499—502) im Werke sei, gleichwie er einige Tage später die Nachricht von der vollzogenen Auswechselung brachte. Damit war die Einladung zu einer Reise nach München verbunden. Diese ließ sich Gramont nicht wiederholen: „le jour que le maréchal arriva à Munich, le comte de Curtz, ministre et favori de l'électeur, vint au devant de lui et le logea dans sa maison, qui étoit superbement meublée, où les officiers de l'électeur le traitèrent splendidement. Le souper fut long et gaillard, et on y but tant de santés que tous les convives et le maître des cérémonies restèrent tous sous la table ivres morts. C'est la mode et la galanterie d'Allemagne, qu'il faut prendre en bonne part quand on est avec des Allemands, et qu'on a à traiter avec eux.“ Am andern Morgen folgte die Audienz, der einzig Graf Kurz beiwohnte. Viel sprach der Kurfürst von seiner Neigung zum Frieden, worin Gramont ihn bestärkt haben will, und darum einen guten Antheil von den Resultaten der französischen Diplomatie in dem Reichsfriedensgeschäfte sich zuschreibt. Des Herzogs von Enghien Begleiter in der schmählichen Flucht nach Philippsburg stand er ihm auch zur Seite bei der Einnahme von Courtray, 1646, welche durch die elende Führung der spanischen Armee so sehr erleichtert wurde. Sodann führte er dem Prinzen von Oranien

ein Truppencorps zu, welches bestimmt war, bei der Belagerung von Antwerpen zu dienen. „Mais Dieu en ordonna autrement, et fit qu'en un instant la tête tourna au plus sage de tous les hommes et à un des plus expérimentés capitaines du siècle; car ce prince d'Orange (Friedrich Heinrich) l'emportoit encore sur tous ses ancêtres. Le maréchal de Gramont l'alla trouver dans son camp, pour conférer avec lui de tout ce qu'il y avoit à faire pour une entreprise de cette importance; mais il ne fut jamais si surpris que, lorsque voulant entrer en matière et recevoir ses ordres, il le prit par la main, et après avoir fait deux tours de chambre assez vite sans proférer une parole, il lui demanda s'il vouloit danser une courante à l'allemande avec lui, et que c'étoit le temps de le faire ou jamais. Le maréchal de Gramont s'aperçut bientôt, de quoi il étoit question, dansa la courante du mieux qu'il put, puis fit promptement la révérence et alla trouver le prince son fils, pour lui dire qu'il ne s'attendit plus à rien de solide et de sensé de la part de son père, parce qu'il étoit devenu radicalement fou: ce qui ne se trouva que trop vrai dans la suite." Antwerpen blieb demnach unangefochten, und der Prinz, auf die verabredeten weitern Unternehmungen verzichtend, beschäftigte sich mit der Belagerung des Schlosses Temsche, „qui avoit plus de l'air d'un pigeonnier que d'une place remparée. Et c'est à cette belle expédition qu'il proposa encore dans sa chambre une seconde courante allemande au maréchal de Gramont." Zuletzt einigte man sich doch über die Belagerung von Liere, wofür in Berg-op-Zoom alle Anstalten getroffen wurden. „C'est là où la princesse d'Orange (Amalia, geborene Gräfin von Solms) vint trouver son mari, et en fort peu de temps lui renversa le peu de cervelle qui lui restoit, et lui fit changer la résolution d'attaquer Liere. Jamais on ne vit une meilleure Espagnole, ni une personne plus contraire à la France, ne s'étant relâchée ni de son amitié pour l'une ni de sa haine invétérée pour l'autre, jusques à ce que ce beau traité de paix entre l'Espagne et la Hollande ait été conclu." Im Frühjahre 1647 folgte Gramont dem Herzoge von Enghien, seit Kurzem Prinz von Condé, nach Catalonien, wo sie zwar mit der Belagerung von Lerida verunglückten. Dagegen nahmen sie im folgenden Jahre Ypern, siegten auch bei Lens, den 20. Aug. 1648, aber der Sieg blieb ohne weitere Folgen wegen der Unruhen zu Paris. Condé eilte dahin und Gramont wurde zurückgerufen, hatte noch die Gardes françoises und suisses, dann auch die Gendarmen und die Chevaulégers von der Garde dem Hofe zuzuführen. Seine kriegerische Laufbahn war hiermit geschlossen; ungewiß bleibt, ob er oder der Minister erkannt hat, daß der Krieg nicht sein Element sei. Dafür nahm er lebhaften Antheil bei allen durch die kritische Lage nothwendig gewordenen Berathungen und Entschließungen. In seinem Hôtel speisten am Tage vor Drei Königen 1649 der Herzog von Orléans, der Prinz von Condé, der Cardinal; nach eingenommener Mahlzeit eilten sie auf verschiedenen Wegen dem Cours zu, wo sie die Königin mit ihren Kindern trafen, und fort ging es nach Saint-Germain, ohne daß die Pariser eine Ahnung von dieser Entführung gehabt hätten. Es wurde beschlossen, die rebellische Stadt mit den Waffen und zugleich mit Abschneidung der Lebensmittel zu bedrängen. Gramont führte das Commando auf dem linken Ufer der Seine, denn er zumal war dem Cardinal der Mann des Vertrauens. „Le cardinal voulut qu'il restât continuellement auprès de Leurs Majestés comme le seul homme de confiance pour elles et incapable de rien faire contre son honneur et le service du Roi; ce qu'il fit assez connoître dans la suite de sa conduite avec le prince de Condé, avec lequel il rompit tout commerce dès qu'il le vit engagé malheureusement dans un parti contraire à son devoir et retiré en Guienne avec l'armée d'Espagne, commandée par Waterville." Der Zustand von Guienne, wo Condé den Meister spielte, war es eben, wodurch Mazarin genöthigt wurde, den Marschall in sein Gouvernement von Bayonne und Béarn zu schicken. Großes soll auch Gramont für die Beruhigung der wichtigen Provinz gethan haben. Nachdem Bordeaux den 31. Juli 1654 sich unterworfen, brachte er einige Jahre am Hofe zu, bis es dem Cardinal gefiel, ihn an die Spitze der Gesandtschaft zu stellen, durch welche nach K. Ferdinand's III. Tode (2. April 1657) Teutschland vollends zu knechten sei. Die ihm zugedachte Ehre meinte Gramont ablehnen zu können und gab dem Minister zu bedenken, „que ses affaires n'étant pas bien aisées, ce seroit le secret d'aller le grand galop à l'hôpital, et de culbuter sa maison de fond en comble," aber der Minister bestand darauf und die Fahrt mußte angetreten werden. Die Ueberlieferungen der jüngsten Vergangenheit wiesen auf den pfälzischen Hof hin, als den Punkt, wo die Unterhandlungen zu eröffnen seien. „Gravel (der französische Resident zu Frankfurt) avoit eu plusieurs conversations avec l'électeur, dans lesquelles il s'étoit fait plusieurs propositions sans rien conclure: et comme il étoit impossible de faire quelque chose d'avantageux en Allemagne sans être assuré de sa personne, le maréchal de Gramont et M. de Lyonne résolurent, à quelque prix que ce fût, de traiter avec lui avant d'entamer aucune autre affaire; et pour avoir un commencement bien favorable et espérer une bonne issue de cette négociation, il étoit nécessaire d'une défiance réciproque. Ils se persuadoient qu'il vouloit seulement leur argent et qu'il ne leur tiendroit point sa parole; et lui de son côté ne doutoit nullement qu'ils n'eussent grande envie de l'escroquer. Enfin, après deux jours de conférence, d'allées et de venues d'un appartement à l'autre, ils conclurent et signèrent un traité par lequel ils lui promirent 60,000 écus arrivant à Francfort, et 50,000 le premier jour de l'an (n'estimant pas que la diète pût aller plus

loin); puis trois années de suite 40,000 écus. Mais, pour guérir les défiances mutuelles, les ambassadeurs du Roi consignèrent l'argent entre les mains du plénipotentiaire suédois, duquel ils retirèrent un écrit par lequel il leur promettoit de ne le délivrer que de leur consentement: et quant à leur sûreté, l'électeur leur donna un papier signé de sa main et scellé de ses armes, par lequel il promettoit dans toutes les affaires de la diète de faire tout ce que les dits ambassadeurs demandoient de lui au nom du Roi. Il n'en falloit pas davantage ni moins aussi pour s'assurer d'un homme duquel la parole parfois n'étoit pas sûre. De leur côté, il désira aussi un écrit par lequel ils s'engageoient, la diète finie, et ayant pleinement satisfait à sa parole, de lui rendre le sien; ce qui fut fait avec exactitude: et après l'élection, l'argent du Roi, et l'écrit de l'électeur furent échangés avec toutes les précautions qu'on peut prendre entre gens persuadés que chacun d'eux seroit bien aise d'en donner à tâter à son compagnon.“ Von Heidelberg zogen die Gesandten nach Frankfurt und sie berichteten an ihren König „pour lui rendre compte de cet heureux commencement, qui faisoit concevoir de grandes espérances de l'avenir. La depêche étoit fort simple, et touchoit nombre de personnes qu'ils estimoient gagnées ou qu'ils avoient raison de tenir pour suspectes: ce tout en chiffres, comme on le peut croire. Mais ils pouvoient se passer de prendre cette peine: car un parti du prince de Condé ayant pris le courrier, un de ses secrétaires déchiffra la depêche d'un bout à l'autre; et l'ayant mise en fort bon et intelligible françois, elle fut envoyée dans l'instant aux ambassadeurs d'Espagne, qui ne manquèrent pas d'en faire part à toutes les personnes intéressées.“ Für einen Augenblick machte diese Angelegenheit großes Aufsehen. „Enfin la franchise du maréchal de Gramont, celle de M. de Lyonne, leur bonheur, ou l'envie que les parties intéressées avoient d'avoir leur argent, qui étoit considérable, firent que ce que les ennemis croyoient pour la France un coup mortel ne fut pas seulement une légère blessure.“ Mit Lobsprüchen wird wegen seiner Weisheit und Friedensliebe der Kurfürst von Mainz überhäuft, um so schlimmer jener von Trier abgefertigt. „Les espérances que le maréchal de Gramont et M. de Lyonne conçurent de pouvoir gagner l'électeur de Trèves étoient légères. Son frère, qu'il avoit fait son ambassadeur avant son arrivée, avoit pris de l'argent du Roi ce qui par parenthèse n'est pas fort extraordinaire parmi ceux de cette nation, puisque, de quelque côté qu'il leur puisse venir, il est toujours très-bien reçu, et il les assuroit qu'à l'arrivée de l'électeur son frère, ils auroient pleine satisfaction. Mais comme c'étoit un véritable innocent, sur les discours duquel l'on ne pouvoit tabler, et que d'ailleurs le baron de Metternich et le chancelier de l'électeur, ses collègues, étoient connus pour être tout-à-fait autrichiens, il n'y avoit pas trop lieu de s'y confier: mais l'arrivée de l'électeur tira bientôt de doute, et l'on vit clairement que le temps et l'argent employés pour le mettre dans le parti du Roi seraient également perdus, bien que, par toutes sortes de raisons, de tous les électeurs c'étoit celui qui avoit le plus d'interêt de s'attacher à ceux de la France. L'électeur de Trèves étoit cousin germain de l'électeur de Mayence, qui le servit plus que nul autre à l'élever à la dignité électorale: mais sa rhétorique ne fit pas plus d'effet auprès de lui que celle du maréchal de Gramont, et, comme la suite l'a fait voir, il fut en tout et partout partial de la maison d'Autriche. Le maréchal et lui ne se virent que deux fois les uns chez les autres; mais comme les choses inutiles deviennent ennuyeuses par la suite, et que d'ailleurs la conversation de cet électeur étoit des plus sèches et des plus fatigantes, cela fut cause que le maréchal de Gramont le cultiva très-peu. L'électeur de Mayence fit tous ses efforts pour engager le maréchal de Gramont à manger avec l'électeur de Trèves; mais il lui fut impossible d'y réussir, parce que dans les répas où se trouvoit l'électeur il falloit toujours boire jusqu'à l'excès, seule et unique chose en quoi il excelloit; au contraire, le maréchal de Gramont étoit ennemi de ces sortes de plaisir: ce la fit qu'il ne le connut que fort médiocrement. Tout ce que l'on en peut dire, suivant l'idée qu'il en a donnée, et le rapport de ses meilleurs amis et des personnes désintéressées, c'est que c'étoit un homme qui, par rapport à l'esprit, étoit brouillé avec le sens commun, sans érudition, point d'étude, et avoit une aussi foible connoissance des affaires de l'Empire que des siennes propres. Quant au corps il étoit grand et fort camarad. Il excelloit dans la connoissance du bon vin, dont il prenoit une si grande quantité et pendant tant de temps, qu'il faisoit avouer à ceux qui buvoient avec lui, qu'il étoit très-difficile de lui tenir tête. On eut la satisfaction de faire rendre à son frère l'argent qu'on lui avoit donné de la part du Roi, et il eut la douleur de le restituer avec amertûme: ce qui ne se fit pas sans beaucoup de résistance, car c'étoit un cavalier des plus tenaces.“ Auch der Kurfürst von Sachsen zeigte sich minder geschmeidig, als man gehofft hatte. Der gegenseitige Kaltsinn konnte zu offenem Bruche führen, als die Kurfürsten von Mainz und Cöln vermittelnd einschritten. Ein großes Mahl, durch den Grafen Ego von Fürstenberg veranstaltet, besiegelte die Versöhnung. „Le dîner dura depuis midi jusques à neuf heures du soir, au bruit des trompettes et des timbales qu'on eut toujours dans les oreilles: on y but bien deux ou trois mille santés; la table fut étayée, tous les électeurs dansèrent dessus; le maréchal, qui étoit boiteux, y menoit le branle: tous les convives s'enivrèrent. L'électeur

de Saxe et le maréchal de Gramont restèrent toujours depuis les meilleurs amis du monde.“ Der eigentliche Zweck der Gesandtschaft war, zu verhindern, daß Erzherzog Leopold den Kaiserthron besteige. Nachdem man sich hatte überzeugen müssen, daß die Candidatur Ludwig's XIV. nicht durchzusetzen sei, vereinigten sich Franzosen und afrancesados zu Gunsten des jugendlichen Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern. Die in dieser Absicht zu München betriebenen Unterhandlungen wurden von der Kurfürstin Adelheid Henriette von Savoyen lebhaft gefördert, fanden jedoch gewichtige Einrede von Seiten der verwitweten Kurfürstin, geborene Erzherzogin von Oesterreich, und des einflußreichen Ministers Grafen Kurz. In der Hoffnung, durch persönliche Einwirkung auf den Kurfürsten die Entscheidung zu beschleunigen, reiste Gramont selbst nach München, und es ist nicht zu leugnen, daß er in Meisterschaft die Leidenschaften des jungen Herrn zu behandeln verstand. „Il lui dit qu'il espéroit être le premier qui le traiteroit de sacrée Majesté Impériale; que rien ne lui faisoit tant de peine que d'être obligé de donner à un prince tel que lui le titre d'altesse, qui étoit devenu si commun partout et à si bon marché, et qu'il lui sembloit que sa tête pouvoit aisément soutenir la pésanteur d'une couronne; qu'il ne lui croyoit pas moins de coeur et de grandeur d'âme qu'au feu roi de Suède, qui avoit traversé tant de pays, essuyé tant de périls, donné tant de batailles, et enfin perdu la vie, pour usurper l'Empire, lequel S. A. Electorale pouvoit avoir sans hasard et sans crime, et se voir légitimement sur un trône, soutenu de toutes les forces d'Allemagne et des couronnes de France et de Suède; qu'après cela il ne pouvoit s'imaginer que la puissance de la maison d'Autriche lui pût ni dût être formidable; qu'il n'étoit pas besoin de lui représenter l'état présent où elle se trouvoit, et qu'il devoit aisément comprendre que les armées mises sur pied en Allemagne par les finances d'Espagne ne seroient pas trop nombreuses; et qu'enfin l'armée seule de l'électeur, son père, avoit toujours été plus considérable que celle de l'Empereur.“ Mit sichtlichem Vergnügen schien der Kurfürst der Rede zu lauschen, aber gleich wurde der Eindruck verwischt durch seiner Mutter und durch des Grafen Kurz Zureden. Diesen wenigstens zu beseitigen, sprach Gramont zu ihm von der bedenklichen Lage, in die er gerathen könnte, falls der Kurfürst Reue empfinden sollte, den ersten Thron der Christenheit ausgeschlagen zu haben; es werde sicherlich nicht an Leuten fehlen, ihn aufzumuntern zur Rache gegen diejenigen, welche ihn davon abhielten. Allein Kurz blieb bei seiner Ansicht, daß ein mächtiger Kurfürst von Baiern jederzeit mehr bedeuten werde als ein schwacher Kaiser. Allen fernern Zudringlichkeiten auszuweichen, versuchte Gramont ein verzweifeltes Mittel. „Sans qu'il fut nécessaire, ni même que le discours le demandât, le comte de Curtz commença tout d'un coup à lui dire que pour lui, il ne vouloit tromper personne; qu'il n'avoit point conseillé à son maître d'accepter l'Empire, qu'il ne lui conseilleroit jamais; et que ses raisons étoient si fortes et si bonnes sur ce sujet, que s'il les pouvoit confier à quelqu'un, il étoit bien assuré que ce quelqu'un-là s'en paieroit et trouveroit qu'il avait grande raison de penser de la sorte. Il n'eut pas lâché la parole, que le maréchal de Gramont, prenant un visage fort gai, lui rendit mille grâces de l'épanchement de coeur qu'il avoit avec lui, lequel le confirmoit entièrement dans l'opinion qu'il avoit toujours eue de sa droiture et de son intégrité; et qu'en le désabusant tellement, il lui faisoit avoir une des fins qu'il s'étoit proposées dans son voyage, qui étoit en voyant clair dans la conduite de l'électeur, de pouvoir au moins désabuser le Roi, son maître n'étant point venu à Munich pour persuader, mais uniquement pour être éclairci; et que ne le pouvant être de meilleure bouche ni plus sûre, il demandoit dans l'instant son audience de congé.“ Zu Frankfurt wieder angelangt, fand Gramont beinahe offenen Bruch zwischen seinem Collegen und dem Kurfürsten von Mainz. Zeitig erfolgte jedoch eine Versöhnung. „Un grand repas qu'on fit ensuite chez l'électeur, qui dura depuis midi jusques à neuf heures du soir (car rien ne se rapatrie bien et solidement avec les Allemands que dans la chaleur du vin, où ils appellent les convives qui boivent le mieux et le plus long-temps leurs chères frères), renouvela toute l'ancienne tendresse de l'électeur et des ambassadeurs de France. Ce ne furent que protestations d'une amitié véritable, et détestations de tout ce qui avoit pu causer la moindre défiance de part et d'autre. Et le maréchal de Gramont prit à fort bon augure lorsqu'au premier verre de vin l'électeur lui dit, avec une mine ouverte et gaillarde: Non sit jurgium inter fratres. Le maréchal lui rendit un compte fort exact de toute sa négociation de Bavière, et il fut transporté de joie que le maréchal eût connu par lui-même qu'il ne s'étoit jamais mécompté sur ce qu'on avoit dû attendre de la foiblesse et du peu de solidité de cet électeur, que ses ministres tenoient en brassière, ainsi qu'il l'avoit toujours dit.“ In dem Maße die Aussichten schwanden, dem Erzhause den Kaiserthron zu entfremden, beschäftigte sich die Gesandtschaft um so angelegentlicher mit dem Project, den künftigen Kaiser durch die Wahlcapitulation und durch einen Fürstenbund, gegen die österreichische Universalmonarchie gerichtet, zu annuliren. Daneben wurde alles Mögliche aufgeboten, um die französische Partei, Mainz, Cöln und Pfalz, durch den Zutritt von Brandenburg zu verstärken. „Ce n'étoit pas une entreprise peu difficile, et je puis dire même qu'elle surpassoit l'attente publique, la légereté de l'esprit de cet électeur le faisant changer à tout moment de résolution, et l'alliance qu'il avoit avec le roi de Hongrie, la jonction de leurs armées, et plusieurs autres con-

sidérations ne laissant aucun lieu de douter de son attachement à la maison d'Autriche, laquelle il ne pouvoit jamais servir si utilement que dans cette occasion. Néanmoins le maréchal de Gramont et M. de Lyonne ne perdirent point courage et suivirent toujours leur chemin, quoique épineux et malaisé à tenir. Enfin ils attaquèrent cette place par l'endroit où il leur parut y avoir le plus d'accès: et pour le faire court, ils donnèrent beaucoup d'argent à Canstein et à Jena, ses ambassadeurs; car pour le prince Maurice de Nassau, ils ne lui en offrirent jamais, sachant que le crédit qu'il avoit auprès de son maître étoit fort médiocre, et qu'on ne l'avoit mis à la tête de cette ambassade que pour le faste et la seule représentation: ce qu'il faisoit fort honorablement, et par parenthèse, très-commodément, n'y mettant pas un sou du sien, l'électeur se chargeant de toute la dépense. Après tout, le prince étoit fort homme d'honneur: mais pour savoir s'il eût été à l'épreuve de recevoir de l'argent, c'est ce que je ne veux pas décider; car c'étoit un rhétoricien qui persuadoit bien mieux à Francfort que Cicéron ne fit autrefois à Rome, ni Démosthène à Athènes." Den Kurfürsten selbst einzuschüchtern, wurde ihm zu verstehen gegeben, es würde der König von Frankreich mit seiner ganzen Macht dem Hause Neuburg beistehen, ihm das Clevische zu entreißen; dann könne er sehen, was das ohnehin so geschwächte Haus Oesterreich thun werde, ihn gegen den Sturm zu schützen. Diese Mittel zusammengenommen thaten ihre Wirkung, „et, au grand étonnement de toute la noble compagnie, l'électeur de Brandebourg fut de même avis que ceux de Mayence, de Cologne et le palatin." Die Memoiren, nachdem sie einige zu Ehren des Königs von Ungarn angestellte Festlichkeiten besprochen, fügen hinzu: „Le maréchal de Gramont tâcha aussi de son côté à régaler par quelque chose d'extraordinaire tous les partisans du Roi. Pour cet effet, il fit bâtir une grande salle dans le jardin de son logis, où il donna à dîner à messieurs les électeurs et à plusieurs princes et comtes de l'Empire, tous de la faction de France. Il avoit fait faire un théâtre qui ne se voyoit point de la salle où l'on mangeoit; l'on ouvrit pendant le repas la toile et l'on y dansa un ballet avec des intermèdes de musique. La fête fut somptueuse et galante au possible; et plut tout-à-fait aux Allemands, et dura depuis midi jusques à dix heures du soir. La maison du maréchal étoit ouverte à toute la bourgeoisie; tous les domestiques du roi de Hongrie et des ambassadeurs d'Espagne s'y trouvèrent, malgré les ordres qu'ils avoient de leurs maîtres de n'y point aller; et généralement tout ce qu'il y avoit dans Francfort y assista. Les foudres de vin étoient partout enfoncés, et il y avoit des gens préposés pour faire boire tout le monde; ce qui se passa avec beaucoup d'allegresse et une approbation générale. Les trompettes et les timballes retentissoient de tous côtés, et l'on n'entendoit que des voix tumultueuses qui crioient de toutes leurs forces: Vivent le roi de France et son ambassadeur le maréchal de Gramont, qui nous régale si bien avec tant de profusion et magnificence! Il ne faut bouger de chez lui et ne jamais aller chez les autres, où il n'y a ni plaisirs, ni largesses, ni grâces à obtenir. Ce sont les discours que le peuple tenoit à quarante pas du logis du roi de Hongrie et de l'archiduc; ce qui ne laisse pas d'avoir sa singularité, surtout dans une ville où six mois avant tous les François étoient en horreur, et où on les eût volontiers brulés." Bei allem dem wurde Erzherzog Leopold am 18. Juli 1658 zum Kaiser erwählt, nachdem er durch die ihm auferlegte Wahlcapitulation sich verpflichtet hatte, dem sinkenden Spanien ferner keine Hilfe gegen der Franzosen Eroberungsgelüste zu leisten. Vollends sollte der rheinische Bund vom 4. Aug. 1658 den Wahnsinn teutscher Nation bekunden. Triumphirend eilten Gramont und Lyonne nach Hause. Jener wurde von dem Könige empfangen „comme l'homme du monde qui venoit de le servir le plus utilement," und von Mazarin „comme son homme de confiance et son ami intime." Den Landtag von Béarn abhaltend, wurde Gramont nach der Fasaneninsel gefordert, wo Mazarin ihm eröffnete, daß er nach Madrid als des Königs Brautwerber bei der Infantin abzugehen habe. Er brach von Irun den 4. Oct. 1659 auf und erreichte den 16. das von Madrid eine Viertelstunde entlegene Dörfchen Mauden, „où il avoit fait préparer les habillemens et les autres choses nécessaires pour son entrée, que la poudre eût gâtés et mis en grand désordre partant de plus loin. Il y trouva un lieutenant-général des postes, un lieutenant particulier, six maîtres courriers et huit postillons, tous habillés de taffetas incarnadin de rose, et montés sur des chevaux admirables que le roi d'Espagne lui avoit envoyés avec soixante autres chevaux superbement harnachés pour autant de gentilshommes qui devoient l'accompagner à son entrée. Et comme elle se devoit faire comme si c'eût été avec des chevaux de poste, le maréchal ayant estimé qu'étant envoyé par un roi jeune galant et amoureux, il n'étoit pas à propos qu'il entrât à Madrid d'autre façon que comme un courrier qui venoit par la voie la plus prompte témoigner à l'Infante l'impatience et la passion de son maître (ce qui plut infiniment aux Espagnols, qui n'avoient point encore perdu l'idée de l'ancienne galanterie des Abencerrages), ainsi il fit au galop tout le chemin qu'il y a depuis la porte de la ville jusques au palais. Comme il falloit se conformer à l'équipage auquel il se trouvoit et à l'affaire qu'il venoit traiter, le maréchal disposa lui-même toute sa troupe, afin qu'il n'y eût aucune confusion, et fit marcher à la tête le lieutenant des postes, et les six autres courriers suivis

de huit postillons, qui faisoient un bruit de tous les diables avec leurs cornets, qui annonçoient la venue des courriers. Après venoit le lieutenant-général, derrière lequel le maréchal alloit tout seul; six pas après marchoit toute la quadrille françoise, qui certainement ne faisoit pas de honte à l'ambassadeur, car ceux qui la composoient étoient faits à peindre et vêtus d'une magnificence surprénante. Le maréchal entra par la porte du Prado, qu'il traversa d'un bout à l'autre, et passa de là dans la Calle Mayor. Il y avoit partout un si grand nombre de carrosses, disposées pourtant avec un tel ordre qu'ils n'empêchoient pas sa course, et une quantité de monde si prodigieuse, que les rues, qui sont très-larges, et les balcons, qui sont à toutes les maisons jusques au quatrième étage, ne la pouvoient contenir. Il est impossible de concevoir et encore moins d'exprimer la joie et le ravissement de tout ce peuple. L'on n'entendoit de tous côtes que crier: Viva el marescal de Agramont, que es de nuestro sangre, y que nos trahe la paz y las bodas de nuestra serenissima Infanta con el rey Christianissimo, tan bravo, tan lindo y tan mozo! Dios los bendiga a todos. Il est vrai que la manière dont l'entrée se fit parut charmante à tout le monde; et l'on peut dire aussi sans flatterie qu'elle eut toutes les grâces de la nouveauté. Le maréchal de Gramont étoit toujours tête nue, pour répondre à toutes les civilités qu'il recevoit des dames et des cavaliers. Enfin il arriva au palais, et entra à cheval dans une manière de vestibule qui est au pied du grand escalier, où il rencontra l'amirante de Castille, que le roi d'Espagne avoit destiné pour le recevoir, accompagné de tous les grands qui étoient pour lors à la cour. Le maréchal ne pouvoit presque monter l'escalier, par la grande foule qu'il y avoit: tout le monde le couroit; ceux qui l'avoient vu le vouloient encore voir; et bien qu'il fût entouré de toutes parts, hommes et femmes le tiroient par le justeaucorps pour le faire tourner de leur côté, et lui bouchoient le passage pour l'obliger de s'arrêter. Quant à moi (des Marschalls Sohn), qui étoit fort beau, fort jeune et fort paré, et qui marchois à ses côtés, je fus enlevé comme un corps saint par les tapades, qui sont les femmes de joie de Madrid, lesquelles me prenant à force, après m'avoir pillé tous mes rubans, peu s'en fallut encore qu'elles ne me violassent publiquément: ce qui seroit indubitablement arrivé, si l'amirante de Castille et deux ou trois autres grands, s'apercevant du risque que je courois, ne m'eussent arraché avec violence d'entre les bras de ces carognes effrénées.“ Erreicht war endlich der Audienzsaal, der König erhob sich von seinem Sessel, grüßte mit dem Hut, der Marschall machte seine drei Reverenzen, that seinen Spruch und vernahm die Antwort. „Après quoi le maréchal de Gramont se retira un peu au côté droit de la chaise du Roi, et fit signe à toutes les personnes de condition qui étoient avec lui de s'approcher pour le venir saluer, l'ayant supplié auparavant d'agréer qu'ils eussent cet honneur. Le comte de Guiche fut le premier qui vint lui faire la révérence; mais comme c'étoit l'homme du monde le plus agréable, et de la figure la plus noble, le Roi le régarda avec attention; puis adressant la parole au maréchal, il lui dit: Buen mozo es. Je vins ensuite; et le Roi me trouvant encore plus à son gré, et quelque chose de plus gracieux que le comte de Guiche, voici par où il finit avec le maréchal sur le compte des deux frères: Teneis muy buenos y lindos hijos, y loien se hecha de ver que los Agramontes essalen de la sangre de España.“ Das Ehebündniß, für Spanien und Teutschland gleich verderblich, wurde geschlossen, und noch vor Ablauf des Jahres trat der Marschall den Heimweg an. Er blieb dem Cardinal Mazarin unverbrüchlich treu ergeben. „Il l'assista jusques à son dernier soupir, et il perdit en lui un protecteur et un ami tel qu'on n'en trouve guère dans la vie: aussi n'a-t-il jamais perdu la mémoire de toutes les obligations qu'il lui avoit, et l'on peut dire que sa réconnoissance pour le cardinal n'a fini qu'avec lui.“ Der vollendete Hofmann wußte aber bald einen noch mächtigeren Gönner zu finden. „Bien qu'il fût d'un âge de beaucoup plus avancé que celui du Roi, et qu'un homme qui frise déjà la soixantaine n'est guère à la mode ni de mise auprès de celui qui n'en a que vingt-trois, cependant le maréchal de Gramont, qui avoit un esprit jeune et de tous les temps, ne laissa pas que de plaire infiniment au Roi, et il se rendit si assidu et si agréable auprès de sa personne qu'il ne pouvoir plus se passer de lui, et il falloit que le maréchal fût de tous ses plaisirs. La manière honorable et distinguée dont il vivoit à la cour lui donnoit un grand relief; et il n'étoit question, tant pour le courtisan que pour les étrangers, que de sa maison, que de sa bonne chère et de tout l'honneur qu'il faisoit à son maître.“ Der Herzog von Epernon starb den 25. Juli 1661 und gleich am andern Tage hob der König das ihm bedenklich scheinende Amt eines Colonel-général de l'infanterie françoise auf, wogegen er den Marschall von Gramont zum Obersten des Gardes françoises ernannte. Am 15. Dec. 1663 wurde im Parlament die Creation des Herzogthums Gramont, beruhend auf den Kirchspielen Bergonev und Escos und der Baronie Villeneuve oder Errestv in Nieder-Navarra, auf der Grafschaft Guiche und den Baronien Saines, Liron, Saint-Paradoß in Guyenne und auf der Baronie Caine, theilweise in Navarra, theilweise in Guyenne gelegen, was bisher, wegen der Minderjährigkeit des Königs, nicht geschehen konnte. Die Constituirung des Herzogthums war vom November 1648. Dem Feldzuge in den Niederlanden, 1667, hat der Marschall beigewohnt, in dessen Laufe er doch nur den Dienst eines Obersten des Gardes fran-

çoises versehen. Nach dem Frieden begab er sich in sein Gouvernement Béarn und von dort aus erwirkte er die Begnadigung seines Sohnes, des Grafen von Guiche, 1671, der jedoch der Anwartschaft auf die Gardes françoises verzichten mußte, dem Vater zu herbem Verdruß, der endlich ihn bestimmte, das Regiment, dessen Inhaber er zwölf Jahre lang gewesen, zu verkaufen. Die Besorgniß um das von den Holländern mit einer Belagerung bedrohte Bayonne führte ihn nochmals, wie sehr er auch von der Gicht zu leiden hatte, zur Stelle, und die feindliche Flotte verschwand. Dort ist er auch den 12. Juli 1678 gestorben, denn das Hofleben hatte für ihn seine Annehmlichkeit verloren. „Comme il commençoit à être sur l'âge, que la cour étoit tout-à-fait différente de ce qu'il l'avoit vue, que le comte de Guiche, son fils aîné, étoit mort, qu'il se trouvoit sans charge et que je n'en avois point; que les vieillards sujets à des incommodités, de quelque bon esprit qu'ils puissent être, deviennent souvent incommodes aux jeunes gens, et qu'au lieu de les rechercher, on les évite; que cette affluence de monde, qui autrefois ne bougeoit de chez-lui, n'y venoit plus que par un reste de bienséance, et que parfois il se trouvoit seul et réduit à la méditation, chose qui lui noircissoit l'humeur: tout cela le frappa et fit une telle impression sur lui, qu'il résolut, en homme sage qu'il étoit, de mettre un intervalle entre la vie et la mort, et de quitter la cour, bien qu'il ne fût point scrupuleusement dévot, pour achever le reste de sa carrière chez lui avec tranquillité et douceur.“ Seine Witwe überlebte ihn um eilf Jahre und starb im April 1689. Sie war Mutter von vier Kindern geworden. Der ältere Sohn, Armand von Gramont und Toulonjon, Graf von Guiche, diente bei den Belagerungen von Landrecies 1655 und Valenciennes 1656, erhielt im Februar 1658 die Anwartschaft auf das Regiment Gardes françoises und das Gouvernement von Navarra und Béarn, legte auch hohe Ehre ein am 11. Juni 1666 in dem Seegefechte beim Texel. Aber ein Knabenstreich, der falsche, der Königin zugedachte Brief, brachte ihn bei Ludwig XIV. in Ungnade. „Rien n'est pareil à la splendeur de la comtesse de Soissons, de chez qui le roi ne bougeait avant et après son mariage, et qui étoit la maîtresse de la cour, des fêtes et des grâces, jusqu'à ce que la crainte d'en partager l'empire avec les maîtresses la jéta dans une folie qui la fit chasser avec Vardes et le comte de Guiche. C'étoit toujours le cercle de madame et de la comtesse de Soissons, composé de ce qu'il y avoit de plus galant à la cour. On remarquoit entre les hommes le comte de Guiche et du Bu-Crépin marquis de Vardes: le premier attaché à Madame, le second à la comtesse de Soissons, qui toutes deux, disoient-on, les payoient de rétour. Louis se plaisoit toujours dans cette compagnie; mais il y venoit plus rarement, depuis que la Vallière, qui fuyoit le grand monde, le retenoit à ses côtés. Ces dames se fâchèrent de ce qu'elle leur déroboit ainsi le roi, et résolurent de le lui enlever à leur tour. Pour y réussir, elles imaginèrent de donner à la jeune reine connoissance des infidélités de son époux. Elle ne manquera pas, supposoient-elles, d'aller faire ses plaintes à la reine-mère; toutes deux réunies harceleront le roi: ou il renverra la Vallière pour avoir la paix, ou cette fille, honteuse de mettre la désunion dans la famille royale, impatientée des mortifications qu'on lui fera essuyer, se retirera d'elle-même, et le roi nous reviendra. Ce beau dessein conçu, Vardes compose une lettre comme écrite par le roi d'Espagne à sa fille. Le comte de Guiche la traduit en Espagnol. La comtesse de Soissons fournit l'enveloppe d'une véritable lettre venue d'Espagne, qu'elle avoit ramassée exprès dans la chambre de la reine, et se charge de la placer de manière qu'elle tombe nécessairement sous la main de cette princesse; mais soit que les mésures fussent mal prises, ou par un hasard inévitable, le paquet est trouvé par la Molina, première femme de chambre de la reine. Surprise d'une pareille rencontre, elle l'examine, croit apercevoir que l'adresse et le cachet sont contrefaits, et soupçonnant qu'il pouvoit receler quelque mystère dangereux, elle le porte au roi sans le montrer à sa maîtresse. On peut juger de l'étonnement du roi; il passe en revue toute sa cour, et cherche dans sa tête quels sont les téméraires. Ne pouvant se fixer à personne, il appelle Vardes, homme d'esprit qui avoit sa confiance, et se met de nouveau à examiner avec lui. L'amant de la comtesse de Soissons, suivant qu'ils en étoient convenus, hésite d'abord, et enfin jète les soupçons sur madame de Navailles, dame d'honneur de la reine, à qui la surintendante en vouloit toujours. Le roi, qui conservoit un fond de ressentiment contre la dame d'honneur, ne fut pas difficile à persuader, ni lent à châtier. Sans écouter les prières de sa mère, qu'il croyoit trompée ou de connivence, il priva le duc et la duchesse de Navailles de toutes leurs charges, et les relégua dans leurs terres. Mais la perfidie ne resta pas longtemps impunie. Rarement la bonne intelligence dure entre les méchants. Il se forma une multitude d'intrigues dans cette société. Madame montra trop de bonté pour le comte de Guiche. On en rendit Monsieur jaloux, car il ne l'auroit pas été de lui-même. Il exigea que ce prétendu rival sortît du royaume. Pendant son absence, Vardes, qu'il avoit laissé dépositaire de ses intérêts auprès de Madame, voulut aller sur ses brisées; elle ne l'écouta pas. Piqué de ce mépris, il manqua insolemment à la princesse; elle s'en plaignit au roi, qui le fit mettre à la Bastille. La comtesse de Soissons fut très-piquée contre Madame, de ce qu'elle la privoit d'un homme dont la présence lui

étoit chère, et quand il fut sorti de prison, elle l'enhardit à braver encore la princesse. Il se mêla dans tout cela des rapports faux ou exagérés, qui donnaient de nouveaux soupçons à Monsieur, et firent une seconde fois exiler le comte de Guiche, à la prière de Philippe. Le chevalier de Lorraine, audacieux favori de ce prince, fut exilé à son tour, à la prière d'Henriette, et enfin l'époux consentit à laisser revenir le comte, pour que l'épouse ne s'opposât pas au retour du chevalier. Madame ne pouvant plus souffrir les discours malins de Vardes et de la comtesse, qui la brouilloient perpétuellement avec son mari, et furieuse de leurs manières outrageantes, au hasard de ce qui pouvoit lui en arriver, alla révéler au roi tout le manège de la lettre. Louis lui pardonna en faveur de sa franchise. Le comte de Guiche, qui s'étoit laissé entraîner par l'empire que Madame avoit sur lui en fut quitte pour un exil de quelques années, peine à laquelle il étoit accoutumé: la comtesse de Soissons, malgré l'ancienne amitié du roi, eut ordre de ne plus paroître à la cour, punition grave pour une surintendante de la maison de la reine. Mais Vardes, le perfide Vardes, qui avoit plus d'âge et d'esprit que ses complices, qui avoit été le principal artisan de la fourberie, qui avoit abusé de la confiance de son maître et fait tomber sur des innocents le châtiment qu'il méritoit, fut envoyé dans un cachot de la citadelle de Montpellier, d'où il ne sortit longtemps après que pour passer le reste de sa vie en exil." Des Grafen von Guiche erste Verbannung führte ihn im Mai 1665 nach Holland. Viel hat er dort gesehen, wie er denn in den Mémoires du comte de Guiche, concernant les provinces unies des Pays-Bas als unterrichteter scharfsinniger Beobachter sich zeigt. Vorzüglich zu beloben, weil dies an einem Memoirenschreiber so selten ist, ist seine Enthaltsamkeit von sich selbst zu sprechen, obgleich er bei mehren Expeditionen der Holländer sich betheiligte. Umständlich behandelt er nur die Gefahren, welche er und sein Schwager, der Prinz von Monaco, Gemahl seiner Schwester Katharina Charlotte, in der Seeschlacht vom 11. Juni 1666 bestanden. Nach dem Absterben der Herzogin von Orléans durfte er an den Hof zurückkommen, wurde aber von dem Könige mit einer Kälte behandelt, welche nachzuahmen die Höflinge nicht verfehlten. Der Krieg mit den Holländern, der Rheinübergang 1672, verschaffte ihm Gelegenheit, des Monarchen Gunst wiederzugewinnen. An der Spitze der Cuirassiere stürzte er sich in den Strom, schwimmend gelangte er zum andern Ufer, die schwachen Aufstellungen der Feinde mußten weichen und die Armee fand eine offene Straße. K. Ludwig spendete dem Verwegenen hohes Lob, umarmte ihn Angesichts der jubelnden Scharen und sprach: „qu'il oublioit sa conduite passée dont il avoit eu lieu d'être mécontent et lui redonnoit toute son ancienne amitié." Nach seinem Befehle hatte der Graf das Commando des Vortrabs zu übernehmen und die glänzendste Zukunft schien ihm aufgeschlossen, aber es klagt sein Bruder: „Il avoit trouvé le secret de gâter toutes ses grandes qualités par une présomption qui n'étoit ni permise ni dans sa place; car il vouloit maîtriser toujours et décider souverainement de tout lorsqu'il convenoit uniquement d'écouter et d'être souple; ce qui lui attira une envie générale et enfin une sorte d'éloignement de la part du Roi, qui lui tourna la tête et ensuite lui donna la mort; car il ne put tenir à tant de dégoûts réitérés." Indem er beflissen war, in dem Feldzuge von 1673 seinen Fehler gut zu machen, erlitt er Einbuße, die seine Krankheit dergestalt verschlimmerte, daß er, nur 35 Jahre alt, zu Kreuznach den 29. Nov. 1673 verschied. Seine kinderlose Witwe, Margaretha Louise Susanna, des Herzogs von Sully Tochter, heirathete den Herzog von Lude. Die La Fayette schreibt: „C'étoit le jeune homme le plus beau et le mieux fait; aimable de sa personne, galant, hardi, brave, rempli de grandeur et d'élévation; mais la vanité que tant de bonnes qualités lui donnoient, et un air méprisant répandu dans toutes ses actions, ternissoient un peu tout ce mérite." Der Sévigné zufolge: „le Comte de Guiche est à la cour tout seul de son air et de sa manière, un héros de roman qui ne ressemble point au reste des hommes." Hinsichtlich seiner Liebschaft mit der Herzogin von Brissac äußert sie: „Ils sont tellement sophistiques tous deux qu'on ne croit rien de grossier à leur amour. — Si je pouvois entendre ce qu'il m'écrit," meint die Scudéry, „je crois que je saurois qu'il est mécontent de toute la cour. Mais comme il est fort obscur dans ses lettres, je n'ose assurer ce qu'il veut dire." Dagegen ist der Styl seiner Memoiren möglichst einfach und kunstlos. In dem Herzogthume succedirte der jüngere Sohn, Anton IV. Karl, bei des Vaters Lebzeiten Graf von Louvigny genannt. Dieser hatte sich ebenfalls im Felde versucht und bei dem Rheinübergange 1672 Erwähnung verdient, nichtsdestoweniger ist Saint-Simon sehr übel auf ihn zu sprechen. „Avec de l'esprit, le plus beau visage qu'on pût voir, et le plus mâle, la considération de son père le mit de tous les plaisirs de la jeunesse du roi et lui en acquit la familiarité pour toujours. Il épousa le 15. mai 1668 Marie Charlotte de Castelnau, fille du maréchal de Castelnau, avec qui il avait poussé la galanterie un peu loin. Son frère, qui mourut depuis et qui la laissa fort riche, n'entendit pas raillerie, et fit faire le mariage. L'épouseur n'avoit point acquis bon bruit sur le courage; il ne l'avait pas meilleur au jeu ni sur les choses d'intérêt, où dans son gouvernement de Bayonne, Béarn etc. on avait soin de tenir de près sa bourse. Ses moeurs n'étaient pas meilleures, et sa bassesse passait tous ses défauts. Après les grands plaisirs du premier âge et le jeu du second, où le duc de Gramont suivit toujours les parties du roi, le sérieux qui succéda ne lais-

sant plus d'accès particuliers et journaliers au duc de Gramont, il imagina de s'en conserver quelque chose par la flatterie et par le faible du roi pour les louanges, et se proposa à lui pour écrire son histoire. En effet, un écrivain si marqué plut au roi, et lui procura des particuliers pour le consulter sur des faits et lui montrer quelques essais de son ouvrage. Il en fit part dans la suite, comme en grande confidence, à des gens dont il espérait que l'approbation en reviendrait au roi, et de cette manière il se soutint auprès de lui. Sa plume toutefois n'était pas taillée pour une si vaste matière, et qu'il n'entreprenait que pour faire sa cour; aussi fut-elle peu suivie. Lié aux Noailles par le mariage de son fils, et beau-père du maréchal de Boufflers, il se mit en tête plus que jamais d'être de quelque chose. Il brigua les ambassades, même jusqu'à celle de Hollande. C'est à quoi il était aussi peu propre qu'à composer des histoires; mais à force de persévérance, il attrapa celle d'Espagne dans une conjoncture où peu de gens eurent envie d'aller essuyer la mauvaise humeur de la catastrophe de madame des Ursins. La surprise néanmoins en fut grande. On le connaissait dans le monde, et de plus il venait d'achever de se déshonorer en épousant une vieille gueuse qui s'appelait la Cour. Elle avait été femme de chambre de la femme du premier médecin d'Aquin, puis de madame de Livry. Des Ormes contrôleur général de la maison du roi, dont la charge a des rapports continuels avec celle de premier maître d'hôtel du roi qu'avait Livry, jouait chez lui toute la journée. Il trouva cette créature à son gré, et l'entretint publiquement plusieurs années. Le duc de Gramont jouait aussi fort chez Livry, il était ami de des Ormes; et tant qu'il entretint cette fille, c'est-à-dire le reste de sa vie, le duc de Gramont soupait continuellement entiers ou en quart avec eux, ainsi il n'ignorait pas leur façon d'être. A la mort de des Ormes, il la prit et l'entretint, et l'épousa enfin quoique devenue vieille, laide et borgnesse. Le mariage fait en secret (vor dem 18. April 1710), puis déclaré par le duc de Gramont, il se mit dans la tête d'en faire sa cour au roi par la plus délicate de toutes les approbations qui est l'imitation, et plus encore à madame de Maintenon, puisque lui-même avait déclaré son mariage. Il employa des barbes sales de Saint-Sulpice et de ces cagots abrutis de barbicher des Missions qui ont la cure de Versailles, pour faire goûter ce grand acte de religion et le tourner en exemple. On peut juger si le roi et madame de Maintenon s'en trouvèrent flattés. Le moment choisi pour cela, qui fut celui de sa mission en Espagne, et le prétexte, celui d'y mener cette gentille duchesse, parut mettre le comble à cette folie, qui réussit tout au contraire de ce qu'il en avait espéré. La comparaison prétendue mit en fureur madame de Maintenon, et le roi si en colère, que le duc de Gramont fut plusieurs jours sans oser se présenter devant lui. Il lui envoya défendre de laisser porter ni prétendre à sa femme aucune marque ni aucun rang de duchesse en quelque lieu que ce fût, ni d'approcher jamais la cour, surtout de ne s'aviser pas de lui laisser mettre le pied en Espagne. L'ambassade était déclarée depuis le mariage: ce ne fut que depuis l'ambassade que cette folie de comparaison et d'en faire sa cour avait eu lieu, sous prétexte de faire prendre son tabouret à cette créature, et de la mener après en Espagne; quelque dépit qu'en eussent conçu le roi et madame de Maintenon, il n'y eut pas moyen d'ôter l'ambassade, cela eût trop montré la corde; mais l'indignation n'y perdit rien. Il n'y avait que le duc de Gramont au monde capable d'imaginer de plaire par une si odieuse comparaison. Il était infatué de cette créature qui le mena par le nez tant qu'il vécut; il était naturel qu'elle pensât en servante de son état, qu'elle voulût faire la duchesse, et que tout lui parût merveilleux pour y parvenir. Elle mit donc cette belle invention dans la tête de son mari, qui s'en coiffa aussitôt comme de tout ce qui venait d'elle, et qui même après le succès ne put se déprendre de la croire aveuglement sur tout." Für die Kosten seiner Equipirung erhielt der Gesandte 60,000 Livres, dann 12,000 Livres als Entschädigung für die Freiheiten, deren die Gesandten für die Anschaffung ihres Hausbedarfs zu genießen pflegten, der aber jetzt wegen des damit getriebenen Misbrauchs meistentheils abgeschafft worden war, und endlich wurde ihm ein monatliches Tractement von 5000 Livres bewilligt. In den ersten Tagen des Juni 1704 an dem Orte seiner Bestimmung eingetroffen, fand er sich sofort von Schwierigkeiten umgeben, die, fortwährend im Zunehmen begriffen, ihn bestimmten, seine Abforderung zu verlangen. Unmittelbar vor seinem Aufbruche erhielt er den Orden des goldenen Vließes, 1705. Wenn aber von seinen diplomatischen Erfolgen wenig oder Nichts zu berichten ist, so hat er bedeutendes Verdienst sich erworben durch Aufstellung und Herausgabe der Memoiren seines Vaters: „Sur des lettres et des fragmens de Mémoires qu'il avait trouvé sépars et fort mal en ordre." Sie erschienen 1716 bei Michel David in Paris, 2 Bde. in 12. Der Herzog starb den 25. Oct. 1720, aus der ersten Ehe einen Sohn und eine Tochter hinterlassend. Der Sohn, Anton V. Graf von Guiche, wie er bei des Vaters Lebzeiten hieß, diente als des Dauphin aide-de-camp bei der Belagerung von Philippsburg 1688 und wurde 1694 Brigadier, Mestre-de-camp général des dragons 1698, maréchal-de-camp im Januar 1702, Colonel général des dragons 1703; bei Ekeren hatte er sich ausgezeichnet. Die Stelle eines Colonel général erkaufte er von Tessé zu dem Preise von 480,000 Livres, wogegen er den Mestre-de-camp an Hautefeuille verkaufte. Kurz vorher hatte

der König ihm aus der über das holländische Eigenthum in Poitou verhängten Confiscation eine Rente von 20,000 Livres jährlich geschenkt. „Lui et sa femme, qui étaient mal dans leurs affaires, étaient continuellement à l'affect d'en faire, et les contrôleurs généraux avaient ordre de ne leur en refuser aucune possible, ni à la maréchale de Noailles. Il est incroyable tout ce qu'ils en firent." Der Herzog von Duras, Marschall von Frankreich und Capitain bei den Gardes du corps, starb in dem Alter von 84 Jahren, den 12. Oct. 1704. „La longueur de la maladie de M. de Duras avait donné le temps aux machines. Le duc de Guiche, revenu fort mal de l'armée du maréchal de Villeroy, se portait mieux et il était à Fontainebleau, depuis longtemps mal avec le roi par sa conduite, et ayant reçu plusieurs dégoûts. Malgré cela, les Noailles se mirent dans la tête de lui faire tomber le régiment des gardes qu'avait son beau-frère le maréchal de Boufflers, qui était aussi à Fontainebleau, et de le faire capitaine des gardes. Quelque belle que fût cette dernière charge, celle de colonel était sans comparaison. Il n'y avait donc pas moyen de faire entrer Boufflers dans cette affaire. Il vivait intimement avec le duc et la duchesse de Guiche sa belle-soeur, et avec tous les Noailles; ils étaient lors au comble de la faveur, et le maréchal n'avait garde de se défier d'eux. Le mariage du duc de Noailles, qui avait environné madame de Maintenon des siens, en avait plus approché sa soeur aînée, la duchesse de Guiche, que pas une. Son âge fort supérieur à celui de ses soeurs y contribuait. Quoiqu'elle eût quitté le rouge, sa figure était encore charmante. Elle avait infiniment d'esprit, du souple, du complaisant, de l'amusant, du plaisant, du bouffon même; mais tout cela sans se prodiguer du sérieux, du solide; raffolée de M. de Cambray, de madame Guyon, de leur doctrine et de tout le petit troupeau, et dévote comme un ange. Séparée d'eux par autorité, et fidèle à l'obéissance, tout cela était devenu des degrés de mérite auprès de madame de Maintenon, supérieurs à celui qu'elle tirait de l'alliance de son frère. Sa retraite la faisait rechercher; elle n'accordait pas toujours d'aller aux voyages de Marly, et madame de Maintenon croyait recevoir une faveur toutes les fois qu'elle venait chez elle. Il pouvait y avoir du vrai, mais ce n'était pas sans art. Sa dévotion, montée sur le ton de ce petit troupeau à part, qui avait ses lois et ses règles particulières, était comme la leur compatible avec la plus haute et la plus vive ambition et avec tous les moyens de la satisfaire. Quoique son mari n'eût rien d'aimable, même pour elle, elle en fut folle d'amour toute sa vie. Pour lui plaire, et se plaire à elle-même, elle ne songeait qu'à sa fortune. Sa famille, si maîtresse en cet art, n'en avait pas moins de passion; ils s'entr'aidèrent. Rien n'est pareil au trébuchet qu'ils imaginèrent de tendre au maréchal de Boufflers et dans lequel ils le prirent; aussi tout était-il bien préparé à temps, et il n'y fut pas perdu une minute. M. de Duras mourut à Paris le dimanche matin 12. octobre, et l'après-dîner le roi le sut au sortir du salut. Le lendemain matin, comme le roi, au sortir de son lever, eut donné l'ordre, il appela le maréchal de Boufflers, le surprit par un compliment d'estime, de confiance et jusqu'à la tendresse, lui dit qu'il ne pouvait pas lui en donner une plus sensible marque qu'en l'approchant au plus près de sa personne, et la lui remettant entre les mains; que c'était ce qui l'engageait à le préférer à qui que ce fût pour lui donner la charge de M. de Duras, persuadé qu'il l'acceptait avec autant de joie et de sentiment qu'il la lui donnait avec complaisance. Il n'en fallait pas tant pour étourdir un homme qui ne s'attendait à rien moins, qui n'avait aucun lieu de s'y attendre, qui avait peu d'esprit, d'imagination, de répartie, pour qui le roi était un dieu, et qui, depuis qu'il l'approchait et qu'il était parvenu aux grandeurs, n'avait pu s'accoutumer à ne pas trembler en sa présence. Le roi, bien préparé, se contente de sa révérence, et sans lui laisser le moment de dire une parole, dispose tout de suite de la charge de colonel du régiment des gardes, et lui dit qu'il compte lui faire une double grâce de la donner au duc de Guiche, autre surprise, autre révérence pendant laquelle le roi tourne le dos, se retire, et laisse le maréchal stupéfait, qui se crut frappé de la foudre. Il sortit donc du cabinet sans avoir pu proférer un seul mot, et chacun lui vit les larmes aux yeux. Il s'en alla chez lui où sa femme ne pouvait comprendre ce qui venait d'arriver, et qui s'en prit abondamment à ses yeux. Les bons Noailles et la douce, humble et sainte duchesse de Guiche, leur bonne et chère soeur, avec qui ils vivaient comme telle, non contents de lui avoir arraché sa charge, eurent le front de le prier de demander au roi pour le duc de Guiche le même brevet de 500,000 liv. qu'il avait sur le régiment des gardes qui allait payer le pareil de M. de Duras. Boufflers, hors de lui de douleur et de dépit, mais trop sage pour donner des scènes, avala ce dernier calice, et obtint ce brevet de retenue au premier mot qu'il en dit au roi, toujours sur le ton de lui faire des grâces pour son beau-frère. Jamais Boufflers ni sa femme se sont consolés du régiment des gardes, jamais ils n'en ont pardonné le rapt au duc, et moins encore à la duchesse de Guiche; mais en gens qui ne veulent point d'éclats et d'éclats inutiles, ils gardèrent les mêmes dehors avec eux et avec tous les Noailles. Ils essayèrent de consoler le maréchal comme un enfant avec un hochet. Le roi lui dit de conserver partout le logement de colonel des gardes, et de con-

tinuer d'en mettre les drapeaux à ses armes.“ An der Spitze des in solcher Weise erschlichenen Regiments that Guiche Wunder an dem unglücklichen Tage von Ramillies, vier Stunden lang behauptete er, da bereits Alles verloren war, das Dorf dieses Namens. Die Stelle eines Colonel général des dragons hatte er verkauft. Am Vorabende der Schlacht von Malplaquet schwer verwundet, erhielt er die Anwartschaft auf das Gouvernement der Nieder-Normandie, von Navarra, Béarn, Bigorre, Bayonne und Saint-Jean-Pied-de-Port, Alles zusammen jährlich gegen 150,000 Livres ertragend. Inhaber des Garderegiments war er für des Herzogs von Orléans Absichten auf die Regentschaft eine Person von hoher Wichtigkeit. Man hatte bei Zeiten sich seiner versichert, auf daß er bei Eröffnung des Testaments des verstorbenen Königs die starke Hand blicken lasse. „Le régiment des gardes occupait sourdement toutes les avenues, et tous les officiers avec des soldats d'élite dispersés dans l'intérieur du Palais. Le duc de Guiche, démis à son fils, était dans la lanterne basse de la cheminée. Il avait capitulé avec M. le duc d'Orléans, et en avait tiré 600,000 livres pour ce service qu'il avait eu le talent de lui faire valoir. Il s'était donné pendant la vie du roi pour un homme attaché aux bâtards. Ils y avaient compté, et comme on le voit, ne tardèrent pas à se mécompter. La précaution ne fut utile qu'au duc de Guiche; tout se passa, il est vrai, peu doucement, mais sans la plus légère apparence de donner la moindre atteinte à la tranquillité parfaite.“ Bei der Bildung der sieben Conseils, im Beginn der Regentschaft 1715, wurde er Präsident des Conseil de Guerre, „parce qu'il était beau-frère du duc de Noailles, et beaucoup plus parce qu'il était colonel du régiment des gardes, et que le régent compta se le dévouer. Avec moins d'esprit qu'il n'est possible de l'imaginer, fort peu de sens, une parfaite ignorance, une longue et cruelle indigence, de grands airs et un grand usage du monde lui avaient appris à se retourner. Valet des bâtards avec la dernière bassesse, qui comptaient sur lui, et de toute faveur, comme les Noailles ses beau-père et beau-frère, il sut, dans les dernières semaines de la vie du roi, faire accroire à M. le duc d'Orléans qu'il se tenait caché pour éviter de recevoir des ordres qui lui fussent contraires, comme si un homme comme lui eût pu être difficile à trouver. Il sut si bien faire valoir ce service et ceux qu'il était en situation de pouvoir rendre, qu'il tira pour soi et pour les siens tout ce qu'il voulait en tout genre, et pour de l'argent, on ne serait pas cru si on articulait le quart de ce qu'il en eut du régent, puis de Law, lorsque celui-ci exista. Du reste inepte à tout, payant de grandes manières et de sottise, il n'eut de dupe que le régent du royaume, et si ce n'était pas manque d'esprit ni de connaissance. Mais la parentelle et le régiment des gardes tinrent lieu de tout.“ Hiernach wird es Niemanden auffallen, daß er für seinen noch sehr jungen Sohn die Anwartschaft auf seine Aemter, das Garderegiment einbegriffen, erhielt. Im J. 1718 wurde er in das Conseil de régence eingeführt. „M. le duc d'Orléans pria le duc de Guiche de vouloir bien être de la régence, lui demanda si cela ne l'incommoderait point, lui dit que l'aviduité n'était que de deux fois la semaine, et encore que ce ne serait pour lui qu'autant qu'il le voudrait; que cela ne le contraindrait point pour sa maison de Puteaux; qu'il vit franchement si cela lui convenait, qu'il ne lui demandait cela qu'autant que la chose ne l'embarrasserait pas et ne le détournerait point du conseil de la guerre. A toutes ces supplications si étrangement placées, le duc de Guiche éperdu, non de la grâce, mais de la manière, se submergeait en bredouillages et en plongeons jusqu'à terre. Je ne vis jamais tant de compliments d'une part ni de révérences de l'autre. A la fin M. le duc d'Orléans révérencia aussi, et tous deux, à bout de se dire, se complimentèrent de gestes à fournir une scène au théâtre; enfin, las de rire à part moi, et impatienté à l'excès, je les séparai par complimenter le duc de Guiche.“ Herzog von Gramont seit 1720 erhielt Anton V., nachdem er seit 1704 General-Lieutenant gewesen, am 2. Febr. 1724 den Marschallsstab. Er starb den 16. Sept. 1725 in dem Alter von 53 Jahren 8 Monaten. Ihn überlebten aus seiner Ehe mit Maria Christina von Noailles, vermählt den 13. März 1687, zwei Söhne und zwei Töchter. Der ältere Sohn, Anton Ludwig Armand, Herzog von Gramont, Pair von Frankreich, Ritter der königlichen Orden, General-Lieutenant in der Armee und Oberst des Regiments Gardes françaises, war den 20. März 1688 geboren. Bei des Großvaters Lebzeiten hieß er duc de Louvigny, nach dessen Ableben nahm er den seither von dem Vater geführten Titel Guiche an. „Er ward Oberster des Regiments Piemont. Sein Vater trat ihm auch die Pairschaft ab, davon er den 6. April 1713 im Parlament Besitz nahm, worauf er im Dec. 1716 die Anwartschaft auf die Oberstenstelle des französischen Garderegiments und im Nov. 1720 gleiche Anwartschaft auf das Gouvernement von Bayonne und Saint-Jean-Pied-de-Port erhielt, welche Aemter er insgesammt nach des Vaters Tode, 1725, bis auf die Oberstenstelle bei der französischen Garde, die er schon den 17. Jan. 1717 angetreten hatte, in Besitz genommen. Den 1. Oct. 1718 ward er Brigadier von der Infanterie und einige Jahre hernach Maréchal-de-camp. A. 1728 wurde er zum Ritter der königl. Orden und den 1. Aug. 1734 zum General-Lieutenant erklärt, in welcher Qualität er in dem folgenden Jahre dem Feldzuge am Rheinstrome beigewohnt.“ Er starb den 16. Mai 1741. Mit Louise Franzisca, des Herzogs Ludwig d'Aumont de Crevant-d'Humières Tochter, vermählt den 3. März 1710, hat er das Herzogthum Humières, einen sehr bedeutenden Besitz, erheirathet. Es war dasselbe auf den Gütern

Mouchy, Coudun, Bauchy, Brenne, Villers, Vignemont, Vandelicourt, Marigny, Giraumont, Beaumanoir, die Vicomté Choisy bei Compiègne, endlich auf die terre et seigneurie de Humières bei Hesdin in Artois radicirt. Das Hauptgut, Mouchy-le-Châtel, hat ein stattliches Schloß, „dans l'enceinte duquel est une église-collégiale avec un chapitre des plus anciens du diocèse de Beauvais, fondé par les seigneurs, qui pourvoyent de plein-droit à tous les canonicats et à tous les autres bénéfices qui en dépendent. Il y a aussi un hôtel-Dieu et une maladrerie, l'un et l'autre de la même fondation des seigneurs; avec droit de foires et de marchés, et tous les autres droits les plus propres à caractériser une grande et ancienne seigneurie qui a dans sa dépendance seize à dix-huit paroisses. La terre et seigneurie de Mouchy-le-Châtel est une des premières et des plus anciennes baronnies de la province où elle est située, et même des provinces voisines. Elle occupe un terrain d'environ quatre lieues de longueur sur deux de largeur. Elle est régie par la coûtume de Senlis et par une coûtume locale qui lui est propre. Elle a sous sa mouvance plusieurs autres terres considérables, qui toutes y ressortissent par appel.“ Die verwitwete Herzogin von Gramont starb den 9. Sept. 1742. Von ihren Kindern lebte nur noch die ältere Tochter, Maria Louise Victoria, geboren den 26. Juli 1733 und seit 1739 mit ihrem Vetter Ludwig von Gramont, Graf von l'Esparre, dem jüngern Sohne des Herzogs Anton V., verheirathet. Den 29. Mai 1689 geboren, ward er Oberst des Infanterieregiments Bourbonnais. „Den 1. Febr. 1719 ward er Brigadier und als sein Großvater 1720 starb, nahm er den Titel eines Grafen von Gramont an. Ao. 1721 ward er Gouverneur von Ham und Ritter des heil. Ludovici. Ao. 1728 den 2. Febr. erhielt er die königl. Orden und den 20. Febr. 1734 ward er Maréchal-de-camp, in welcher Qualität er in diesem Jahre unter dem Marschall von Berwick dem Feldzuge in Teutschland und der Belagerung von Philippsburg beigewohnt. Ao. 1735 ward er General-Director der Infanterie und kam unter seinem Onkel, dem Marschall von Noailles, in der Lombardei zu stehen. Zu Ende des Feldzugs hatte er das Unglück, den Herrn de la Feuillade wegen einer Liebes-Aventure in einem Duell zu entleiben. Ao. 1738 den 1. März ward er General-Lieutenant und den 16. Mai 1741 succedirte er seinem Bruder nicht nur als Herzog und Pair von Frankreich, sondern auch als Gouverneur von Nieder-Navarra und Béarn, wie auch als Oberster der französischen Garde. Ao. 1742 erhielt er das Gouvernement von Lille oder Ryssel und wohnte dem Feldlager in Flandern unter dem Marschall von Noailles bei. Ao. 1743 kam er unter eben diesem Marschall in Teutschland zu stehen, befand sich mit in der Schlacht bei Dettingen und wurde unter die Blessirten gezählt. Man legte ihm und dem Herzoge von Harcourt die Schuld bei, daß die Franzosen so viel gelitten, weil sie der Ordre zuwider ihre unter sich gehabten Truppen nicht hätten einen kleinern Bach passiren lassen, hinter welchem es den Feinden nicht möglich gewesen wäre, sie zu forciren.“ Hingegen heißt es in den Mémoires von Noailles: „Au lieu d'occuper Dettingen, le duc de Gramont, entraîné par son ardeur, peut-être aussi trompé par la foiblesse de sa vue, et croyant n'avoir affaire qu'à l'arrière garde, franchit un ravin que l'on avait devant soi, sur lequel il n'y avoit qu'un seul pont. Nulle représentation ne peut l'arrêter, il engage une partie des troupes dans le péril. ... Le duc de Gramont, un peu trop inconsidéré dans ses premières dispositions, quoiqu'il ne commandât pas et qu'il eût des anciens, a fait des prodiges de valeur et cet évènement doit le corriger de la seule chose qui auroit été capable de l'empêcher de devenir un bon général.“ Diesem wird als Anerkennung hinzugefügt: „Gramont devoit son avancement aux éloges que son oncle avoit toujours faits de lui: le chagrin de l'un et de l'autre en dut être plus cuisant.“ — „Ao. 1744 wohnte der Herzog dem Feldzuge in Flandern bei, in welchem der König selbst sich zugegen befand. Der Marschall von Noailles führte abermals das Commando. Er ging mit demselben im August nach dem Elsaß, wobei er die zweite Colonne der dahin detachirten Truppen führte. Ao. 1745 wurde er abermals zu dem Feldzuge in Flandern ernannt, wo wiederum der König nebst dem Dauphin in allerhöchster Person zugegen war. Der Marschall von Sachsen führte jetzt das Obercommando. Als die Feinde das belagerte Tournay entsetzen wollten, kam es den 11. Mai bei Fontenoi zu einem blutigen Treffen, darin unser Herzog, der die königl. Haustruppen commandirte, gleich Anfangs von einer Kanonenkugel so gefährlich getroffen wurde, daß er noch vor Ausgang der Schlacht seinen Geist aufgeben mußte. Da ihm der König noch etliche Stunden vor seinem Ende den Marschallsstab zuschickte, so hat er die Ehre erlangt, wenigstens im Tode unter die Marschälle von Frankreich gezählt zu werden.“ Den 11. März 1720 hatte er sich mit der Tochter des Herzogs Karl Armand von Biron, Genofeva von Gontault, verheirathet, welche der Regent mit einer Pension von 8000 Livres ausstattete. Sie starb den 7. Jan. 1755, nachdem sie zweier Söhne, Anton Antonin und Anton Adrian Karl, Mutter geworden war. Der jüngere, Anton Adrian Karl, Graf von Gramont, Vicomte von Aster, Menin des Dauphin, Maréchal-de-camp, commandirender General in Navarra und Béarn, war den 22. Juli 1726 geboren und debutirte als Hauptmann in den Gardes françaises. Den 11. Mai 1745 erhielt er das Regiment Hainaut, Infanterie. Den 1. Jan. 1748 wurde er commandirender Oberst von Dauphin, Infanterie, den 2. März 1757 Brigadier, den 1. Mai 1758 Maréchal-de-camp. Seit 1748 mit Marie Louise Sophie de Faoucq de Garnetot, Palastdame der Königin, verheirathet, starb er zu Bayonne den 23. Sept. 1762. Sein älterer Bruder, Anton Antonin, Herzog von Gramont, Souverain von Bidache, 27. Vicomte

von Bigorre und After, Graf von Guiche und Louvigny, Baron von l'Esparre, auch Herr des Herzogthums Humières, welcher seiner den 11. Jan. 1755 verstorbenen Mutter, Maria Louisa Victoria von Gramont, Erbe war, war den 19. April 1722 geboren. „Er ist Brigadier der Infanterie und General-Lieutenant für Navarra und Béarn, führt aber einen so unordentlichen und verschwenderischen Wandel, daß seine Familie bei dem Könige es dahin gebracht, daß er jährlich nicht mehr als 4000 Livres Einkünfte zu genießen haben und keines von den Gütern seines Hauses veräußern soll; wie er denn auch auf des Königs Befehl nach Mouchy auf sein Landgut verwiesen worden." Die Herzogin starb den 11. Jan. 1755 im 32. Jahre ihres Alters. Wie verschrieen der Witwer auch war, Herzog blieb er und für manches große Haus ein erwünschter Schwiegersohn. „M. le duc de Choiseul," schreibt Lauzun, „avait une soeur, canoinesse de Remiremont (sie war auch Coadjutorin der Aebtissin von Bourières in Lothringen), qui n'avait pour toute fortune que sa prébende, mais qui joignait à tous les agrémens de son sexe le caractère d'un homme propre aux grandes choses et aux grandes intrigues; il la prit chez lui. M^me^ de Choiseul était laide, mais de ces laideurs qui plaisent généralement: on pouvait avec raison l'appeler une femme désirable. Elle ne fut pas longtemps sans vouloir gouverner son frère, et vit bien que le plus sûr moyen de prendre de l'empire et d'empêcher celui d'une maîtresse était d'en faire son amant. Mais, pour soutenir ce rôle sans danger, il fallait une consistance, un état, et elle n'en avait point. Il fallut donc chercher un mariage et un mari qui convinssent également à son amour-propre et à sa sûreté. Elle jeta les yeux sur M. le duc de Gramont, homme sans caractère, sans moyen de rien faire, interdit depuis quelques années, et passant sa vie dans une petite maison près de Paris, avec des musiciens et des filles publiques les moins recherchées. Rien ne pouvait mieux convenir à M^me^ de Choiseul puisque rien ne serait plus aisé que de remettre M. le duc de Gramont où elle l'avait pris dès qu'elle en serait embarrassée. Mon père s'en mêla; on leva l'interdiction," und Beatrix von Choiseul wurde des Herzogs von Gramont zweite Gemahlin, den 19. Aug. 1759. „J'avais quatorze ans alors; j'étais un assez joli enfant. M^me^ la duchesse de Gramont me prit dans la plus grande amitié, dans l'intention, je crois, de se former tout doucement un petit amant, qui fût bien à elle et sans inconvéniens: son crédit, ou plutôt son empire sur M. le duc de Choiseul augmentait tous les jours. M^me^ la duchesse de Choiseul, qui aimait éperdument son mari, fut jalouse de cette excessive tendresse, et en quelques mois les deux belles-soeurs furent entièrement brouillées." Diese dem Rufe der Herzogin von Gramont nicht günstigen Andeutungen werden lebhaft bestritten in den sogenannten Souvenirs de la marquise de Créquy, wo u. a. gesagt wird: „La chose la plus véritable, et celle dont on se doutait le moins, c'est que la duchesse de Gramont était la plus malheureuse personne de la terre; et la chose du monde la plus curieuse à bien observer, c'était l'incapacité, l'inutilité, le néant de cette sorte de vertu quelle avait, vertu païenne, et dont la bonne compagnie de son temps ne lui voulait tenir aucun compte, à raison de ce qu'elle ne présentait aucune garantie, parce qu'elle n'était établie ni appuyée sur aucun principe religieux. Je vous assure que ce débat perpétuel entre son orgueil et son humiliation, entre son innocence et son malheur, on pourrait dire, était une étrange révélation de la perversité du siècle et de l'insanité des jugemens humains. Personne ne voyait et n'avait aperçu le duc de Gramont depuis son mariage, et surtout depuis sa rupture avec sa femme; ils s'attribuaient des torts mutuels et se faisaient des reproches que l'on disait assez mérités de part et d'autre; mais il faut avouer que les griefs de la duchesse de Gramont contre son mari étaient de la nature la plus grave, ce qui n'empêchait pas que toute la cour ne prît parti pour M. de Gramont contre sa femme, attendu qu'elle était la soeur du duc de Choiseul." Von jenem Herzoge erzählt man auf Rechnung des Dauphin, Vater Ludwig's XVI., eine wunderliche Historie. „M. le dauphin était allé chasser au vautrait dans la forêt de Compiègne, et en étant sorti pour forcer la bête, il se trouva tout seul, et s'égara dans les environs du château de Mouchy. M. le dauphin n'aimait et n'estimait guère le seigneur châtelain de Mouchy chez lequel il s'était fait annoncer comme un chasseur égaré dans la campagne et attiré par la lumière qui jaillissait par toutes les ouvertures du château, où l'on faisait une orgie qui durait depuis quarante-huit heures. M. de Gramont l'envoya recevoir par un maître-d'hôtel, qui le conduisit dans un appartement écarté, mais le duc de Gramont ne sortit pas de la salle de banquet, et ne s'en dérangea pas autrement. Survint un valet de chambre, en compagnie d'un laquai, qui portait solennellement une belle robe de chambre, avec un bonnet de nuit à dentelles et des pantoufles à talons rouges; ensuite de quoi le maître d'hôtel se mit à dresser un couvert pour le souper de M. le dauphin, qui ne voulut manger que des fruits avec son pain, parceque c'était un soir des quatre-temps, et que la petite table avait été servie toute en gras. M. le dauphin se fit débotter et fut s'établir après sa collation dans un coin de cette chambre, au plus loin d'un grand feu dont il ne manqua pas de se trouver incommodé, suivant sa disposition naturelle et son amour pour le grand air. Il avait appointé le valet de chambre à deux heures plus tard, afin de procéder à son coucher; il avait fait éteindre la plupart des bougies, qui réchauffaient encore l'atmosphère, et finalement il

se mit à réciter son office de l'ordre du Saint-Esprit qu'il savait par coeur. Il entendit d'abord un craquement dans la boiserie, dont il aperçut un panneau qui se mouvait lentement et qui s'ouvrit mystérieusement à la hauteur de quelques degrés au-dessus du parquet. Ensuite il en vit descendre une figure de vieillard accoutré d'une pelisse de fourrure toute blanche, aussi bien que sa longue barbe et ses longs cheveux, sans compter de gros sourcils blancs qui lui retombaient sur les yeux. Le vieillard avait l'air de grelotter. Il se dirigea lentement du côté de la cheminée, devant laquelle il ouvrit ses deux mains diaphanes et glacées, en disant d'une voix frissonnante: — O-o-o! Ou-ou-ou-ou! qu'il y a longtemps que je ne me suis chauffé! .. Après s'être agenouillé devant le feu en vuvrant sa pelisse afin d'en profiter mieux, ce vieillard entreprit de faire avancer un grand fauteuil auprès de la cheminée pour s'y échauffer plus à son aise, et M. le dauphin, prenant en pitié le travail et la fatigue que ceci lui pouvait donner, s'empressa de lui apporter un siége au coin du feu. Mais, Monsieur, s'écria le vieux homme, je ne vous connais point. — Je ne vous connais pas non plus, répondit le prince, et je n'en ai pas moins le désir de vous assister. — Mais qui êtes vous donc, mon charitable Monsieur? — Je suis gentilhomme; ainsi vous pouvez compter sur ma loyauté. — Ne restons pas ici, reprit le vieillard, et si vous en voulez savoir davantage, et que vous n'ayez pas peur du froid, venez dans ma chambre. — M. le dauphin prit un flambeau qui brûlait sur une table, et se mit à marcher à la suite du vieillard, qui le conduisit, par une multitude de petits couloirs et d'étroits passages, jusque dans une grande salle dont les deux fenêtres étaient masquées par des abat-jours de planches en forme de parquet. — Voici mon appartement, dit-il au prince, et voici mon portrait, poursuivit-il en lui montrant un grand tableau qui représentait un personnage du 16 siècle, armé de pied en cap et décoré du collier de St. Michel. — Je suppose, Monsieur, lui dit le dauphin, que vous ne devez pas être bien jeune, et je dois penser qu'on vous retient en captivité contre les lois du royaume et le droit du roi. J'aurai le pouvoir de vous servir, j'espère, et j'attends que vous me disiez comment il se fait que M. le duc de Gramont s'arroge le droit de vous retenir en charte privée. — La charte privée ne serait de rien pour moi si l'on me donnait du bois et si je pouvais allumer du feu, répliqua l'autre, mais depuis quatorze ou quinze ans ... Ici le pauvre frileux fut interrompu par la brusque apparition des valets qui devaient servir au coucher du prince, et qui, ne l'ayant pas trouvé dans sa chambre, étaient montés par l'ouverture du panneau, que M. le dauphin n'avait pas eu la précaution de refermer derrière lui. Voilà des gens qui se mettent à l'injurier sur l'indiscrétion téméraire et l'insolence de sa conduite, en le menaçant de la colère de M. de Gramont. — Allez chercher votre maître, à qui vous direz que le dauphin demande à lui parler, ici même et sur-le-champ. .. Je n'ai pas besoin de vous parler de la prodigieuse surprise et de la terreur de ces valets. M. le duc ne s'empressa pourtant pas d'obtempérer à l'injonction de Monseigneur: il se fit attendre au moins vingt minutes ensuite desquelles il apparut avec un air d'autant plus décontenancé qu'il avait la vue des plus troubles et les deux jambes avinées. M. le dauphin le toisa d'un regard sevère, et l'apostropha sur le fait du vieux prisonnier, qui déclarait être le trisaïeul de M. de Gramont, ce que celui-ci démentit de toutes ses forces en disant que c'était le comte de Gramont-Louvigny, son arrière-grand-oncle, lequel avait la manie de se croire et de se dire le maréchal de Mouchy-d'Hocquincourt, sans compter qu'il avait l'inconvénient d'allumer des incendies pour peu qu'il eût à sa disposition du feu, des combustibles, ou seulement de la lumière. — Au moins, devriez vous l'abriter dans une pièce chauffée par un poêle, répliqua M. le dauphin. — Monseigneur, c'est qu'il n'y a de poêle ici que dans la salle à manger. — Vous pourrez dîner et souper dans une autre chambre, en attendant que vous ayez fait ajuster un ou deux conduits de chaleur à son appartement. Il est centenaire, il est millionnaire, et vous êtes son curateur et son héritier: tâchez de vous arranger de manière à ce qu'il ne meure pas de froid. .. M. de Louvigny, reprit S. A. R., nous allons descendre ensemble, afin de vous installer dans la salle à manger du château. — Mais, lui répliqua notre maniaque, si vous ne voulez pas convenir que je sois le maréchal d'Hocquincourt, et si vous ne m'appelez pas mon Cousin, je ne vous reconnaîtrai pas non plus pour être le dauphin de Viennois, duc de Champsaur et comte d'Albon. Je ne veux sortir d'ici qu'à la suite de mon portrait, parce que mon petit-fils de Gramont, qui est un dénaturé, ne manquerait pas d'y faire effacer mon bâton de maréchal de France et mon collier de l'ordre du roi, ce qui fait que je ne veux pas le perdre de vue. M. le dauphin lui dit: L'aissez-moi faire, et grimpa sur une console afin d'aider les valets, qui décrochèrent et descendirent ce grand tableau, tandis que M. leur maître était dans l'inertie de la stupéfaction, avec la bouche béante, et se frottant les yeux comme si tout ce qu'il croyait entendre et voir avait été l'effet d'une hallucination bachique. Allons, mon bon Cousin, disait le jeune prince à ce vieux Louvigny, descendons ensemble, et soyons bons amis. Je vous reconnais d'autant mieux pour notre parent, que vous êtes issu de la charmante et célèbre Corisande d'Andouins, à ce qu'il me

semble; j'enverrai souvent votre neveu le vicomte d'Aster, qui est à moi, pour être enquis si le duc de Gramont pourvoit à vous faire chauffer convenablement. Comme de raison, ou plutôt comme de coûtume, il se trouva nombre de gens qui dirent que c'était le père du duc de Gramont, que son fils avait fait passer pour mort afin d'usurper son héritage. C'étaient, comme vous pensez bien, des ennemis des Choiseul et des amis de Mme Dubarry." Von dem Herzoge von Gramont muß ich noch erinnern, daß er, der 80jährige Mann, um das Jahr 1801 die dritte Frau genommen hat. Ihre Vorgängerin starb auf der Guillotine. Beatrix von Choiseul-Stainville wurde in den Fall ihres Bruders, des Herzogs von Choiseul, verwickelt (24. Dec. 1770). Sie ebenfalls mußte sich binnen 24 Stunden von Paris entfernen, „und als sie zu ihrem Bruder nach Chanteloup reisen wollte, bekam sie unterwegs Befehl, ihren Aufenthalt zu Cambray zu nehmen, und zwar, wie es hieß, aus Achtung für die Herzogin von Choiseul, welcher ihre Gegenwart leicht verdrüßlich fallen könnte." Später wurde ihr jedoch erlaubt, des Bruders Exil zu theilen und in seiner Gesellschaft nach Paris zurückzukehren. Hier theilt ihr la Harpe die erste Rolle zu in dem auf Cazotte's Rechnung geschriebenen Drama. In einem glänzenden Cirkel hatte der Thaumaturg mehren der Anwesenden ihre grauenhafte Zukunft verkündigt. Die düstere Stimmung, welche auf die Versammlung sich legen wollte, zu verscheuchen, begehrte die Herzogin von Gramont ihr Schicksal zu vernehmen. Ihr, die eitel Süßigkeiten zu vernehmen erwartete, sagte der Seher: Auf einem Karren, die Hände auf den Rücken gebunden, werden Sie zur Richtstätte geführt, wo Ihr Blut fließen soll. Ich werde doch einen Geistlichen neben mir haben auf meinem letzten Gange? Ein Geistlicher wird keinem vergönnt sein, nachdem das theuerste Haupt in Frankreich gefallen ist. In der allgemeinen Bestürzung fragte doch la Harpe über das ihm zugedachte Loos. Sie werden sich bekehren, und also hat es sich befunden. In der neuesten Zeit hat man vielfältig die Glaubwürdigkeit dieser Relation angefochten, indessen wiegt eine allgemein gehaltene Negation das bestimmte Zeugniß von la Harpe keineswegs auf. Die Herzogin von Gramont, Beatrix von Choiseul-Stainville, vor die sogenannten Richter gestellt, versuchte zu Gunsten der Herzogin von Châtelet zu sprechen, verweigerte aber jede Beantwortung der in Betreff ihrer selbst aufgestellten Fragen. Sie erklärte den Herren, ihre Justiz sei lediglich das Trugbild einer Furie, ein von ihnen ausgehendes Urtheil sei eine Posse, und sie müsse sich wundern, daß man in Gegenwart solcher Richter sich herablasse, Anderes als die vier Worte vorzubringen: Ich bin's, tödtet mich.

(*v. Stramberg.*)

GRAMONT [1]) (Antoine Louis Marie, Herzog von), General-Lieutenant und Pair von Frankreich, am 17. Aug. 1755 geboren führte vor dem Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs von Guiche und gehörte zu den angesehensten Edelleuten des französischen Hofes. Er war Hauptmann einer Compagnie der Leibgarde, welche deshalb Gramont's Compagnie hieß, und Eidam der Herzogin von Polignac. Beim Ausbruch der Revolution wanderte er aus und er gehörte zu der nicht übermäßig großen Schar getreuer Diener, welche in der Verbannung darin ihren Trost fanden, daß sie ihren rechtmäßigen Beherrscher mit ihrer Ehrfurcht und ihrem gemeinschaftlichen Elend im Unglück umgaben. Er hielt sich fortwährend in der Umgebung Ludwig's XVIII. und befand sich nebst dem Herzoge von Fleury an der Seite dieses Fürsten, als am Abend des 19. Juni 1796 ein wohlgerichteter Schuß diesen, als er zu Dillingen in Schwaben ausschauend am Fenster stand, an der Schläfe streifte. Es läßt sich aus diesem nahen Verhältnisse des Herzogs zu der königlichen Familie leicht abnehmen, daß er mit derselben nach dem Sturze Napoleon's sogleich nach Paris zurückkehrte und eine seiner Treue entsprechende Belohnung nicht ausbleiben konnte; auch wurde er schon am 30. Sept. 1814 zum Gouverneur der eilften Militairdivision ernannt. Im J. 1815 mußte er in dem Processe des Marschalls Ney als Zeuge erscheinen und wurde aufgefordert zu erklären, ob der Marschall zu der Ehre, dem Könige Ludwig XVIII. die Hand zu küssen, zugelassen worden sei und diesem versprochen habe, ihm Buonaparte in einem eisernen Käficht zu bringen. Der Herzog von Gramont antwortete: „Ich war bei der letzten Audienz, welche der Marschall von dem Könige vor seiner Abreise, um sich in sein Gouvernement zu begeben, nicht gegenwärtig, wie ich schon in meinem Verhöre vor dem Polizeipräfect bemerkt habe, und ich kann weiter Nichts über diese Thatsache sagen." Nach der Julirevolution leistete er der neuen Dynastie den Eid der Treue und behielt auch fortan seinen Sitz in der Pairskammer. Er starb am 28. Aug. 1836 zu Paris [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAMONT (Antoine Geneviève Heraclius Agenor, Herzog von), der Sohn des Vorhergehenden, französischer General, am 7. Juni 1789 im Schlosse zu Versailles geboren, wurde kaum drei Wochen alt von seinen auswandernden Aeltern nach dem Auslande gebracht und mußte mit ihnen nach und nach fast alle Länder Europa's durchwandern. Während des Aufenthaltes derselben in Rußland ernannte der Kaiser Paul I., welcher auf diese großmüthige und zarte Weise die emigrirten französischen Familien zu unterstützen pflegte, den neunjährigen Knaben am 31. Dec. 1798 zum Unterlieutenant in dem zum Armeecorps des Marschalls Suwaroff gehörenden taurischen Regimente. Bald darauf ging jedoch der junge Officier nach Mitau in Kurland, wo sich sein Vater im Gefolge des rechtmäßigen

1) Man schreibt auch zuweilen, aber fälschlich, Grammont, denn er gehört zu der französischen Familie, deren Name nur mit einem m geschrieben wird, und zwar zu dem älteren Zweige derselben, den Gramont d'Aure.

2) Biographie des hommes vivants. Vol. III. p. 306. Biographie générale. Vol. XXI. p. 627.

Thronerben von Frankreich befand. Die ärmlichen Verhältnisse, worin sich Gramont befand, und der Mangel an Gelegenheit und den nöthigen Anstalten in diesem Lande, um für die Erziehung und Ausbildung seines Sohnes zu sorgen, veranlaßten den Entschluß, ihn nach England zu bringen, wo er am 25. Dec. 1802 als Unterlieutenant in ein im Dienste dieses Staates stehendes Fremdenregiment trat. Die Besoldung, welche er hier erhielt, reichte wenigstens zur Betreibung seiner Studien hin und er bewirkte jetzt seine Aufnahme in ein englisches Colleg. Hier fühlte er unter den andern auf ihre Nation stolzen Schülern zum ersten Mal, wie er selbst gestehet, das Unglück, aus seinem Vaterlande verbannt zu sein. Im Januar 1805 reihte ihn der Prinz von Wales, welcher ihm ganz besonders seine Gunst zuzuwenden schien, als Cornet in das ihm angehörende Dragonerregiment ein und ernannte ihn einige Monate später zum Lieutenant. Als solcher machte er in den Jahren 1808 und 1809 die Feldzüge in Spanien und Portugal mit und rückte zum Capitain vor. Nach der Zurückkunft nach England wurde er zuerst mit der Besorgung der Dienstpferde und dann mit der Organisation und Instruction der verschiedenen Waffengattungen beauftragt. Von Neuem nach Spanien geschickt, diente er abwechselnd in dem Generalstabe und in dem Corps, wozu er gehörte, und kam nach dem Siege der britischen Armee bei Vittoria bis zur französischen Grenze. Er drang von hier keck in das Innere seines Vaterlandes vor und knüpfte Verbindungen mit den aristokratischen Familien und den untergeordneten Beamten an; auf diese Weise durchreiste er die südlichen Provinzen ohne Scheu, indem er weder seinen Namen, noch den Zweck seiner Anwesenheit verleugnete, bis gemessene Weisungen von Paris anlangten, welche sein Signalement den Behörden von Bayonne mittheilten und einen Preis auf seinen Kopf setzten. Gramont stand in unmittelbarer Verbindung mit den aristokratischen Vereinen und hatte auch mehre Unterredungen mit den Emissairen der Royalisten von Bordeaux, welche ihn beauftragten, zu Ludwig XVIII. nach England zu gehen und ihn zu bitten, ihnen einen Prinzen des königlichen Hauses zu bezeichnen, welchen man an die Spitze der Bewegung, die man vorbereitete, stellen könnte. Vom Wetter begünstigt, gelangte der Bevollmächtigte in fünf Tagen zu dem Haupte der Bourbonen in England, welcher nach lebhaftem Bedauern, daß er, durch sein Unwohlsein gehindert, nicht selbst den Wünschen der Royalisten von Bordeaux entsprechen könne, ihm seinen Neffen, den Herzog von Angoulême, der sein ganzes Vertrauen besitze, bezeichnete [1]). Von diesem Tage an scheint sich Gramont mit ganz besonderem Eifer dem Dienste dieses Prinzen gewidmet zu haben. Um die Aufmerksamkeit der englischen Regierung, welche sich der Abreise des Herzogs von Angoulême widersetzte, zu täuschen, schiffte sich Gramont zu Plymouth ein, während der Prinz verkleidet nach dem Hafen von Falmouth eilte und hier ein ihn erwartendes Fahrzeug bestieg, auf welchem er nach dem spanischen Hafen Passage segelte, von wo er über die Pyrenäen nach Frankreich ging, wo Gramont schon einige Tage vor ihm eingetroffen war. Dieser vertauschte jetzt auf Befehl Ludwig's XVIII. den Namen eines Grafen von Gramont, den er bis jetzt geführt hatte, mit dem Titel eines Herzogs von Guiche, welchen sonst die erstgeborenen Söhne dieser Familie geführt hatten. In den letzten Tagen des Februars 1814 gab der Herzog von Angoulême dem Herzoge von Guiche den Auftrag, ihm nach Bordeaux vorauszueilen, um seine nahe Ankunft zu verkünden und die Geister für die Bewegung vorzubereiten, welche auf den 12. März festgesetzt war, an welchem Tage zuerst in ganz Frankreich die weiße Fahne wieder von den Thürmen von Bordeaux wehte. An demselben Tage verlieh der Prinz dem Herzoge den Rang eines Hauptmannes und wählte ihn zu seinem ersten Adjutanten. Später nach der Ankunft zu Paris wurde der Herzog von dem Könige zum ersten Stallmeister des Prinzen, zum Ritter des heil. Ludwig und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Er machte während der 100 Tage unter den Befehlen des Herzogs von Angoulême den Feldzug nach dem südlichen Frankreich mit, erhielt am 4. April beim Uebergang über die Drome den Rang eines Feldmarschalls, theilte die Gefangenschaft des Prinzen zu Pont-Saint-Esprit, bei welcher Gelegenheit er ihm die augenscheinlichsten Beweise einer unbegrenzten Ergebenheit bewies [2]), und folgte diesem ins Exil, als dieser sich nach Spanien einschiffte. Nach den 100 Tagen kehrte er mit dem Prinzen nach seinem Vaterlande zurück und wurde nach Bordeaux geschickt, um das provisorische Commando der eilften Militairdivision zu übernehmen. Es gelang ihm zwar den heftigen Ausschreitungen der Reaction Einhalt zu thun, er konnte aber nicht verhindern, daß ihr mehre Angeklagte zum Opfer fielen, weshalb ihm die Aenderung, wodurch er das Commando der eilften Militairdivision mit dem der zweiten leichten Cavaleriebrigade der königlichen Garde vertauschte, sehr angenehm war. Er behielt diese Stelle acht Jahre hindurch. Im J. 1823 begleitete er wieder den Herzog von Angoulême als erster Adjutant und erster Stallmeister nach Spanien; nach Beendigung des Feldzuges wurde er zum Generallieutenant und zum Großofficier der Ehrenlegion und im J. 1828 zum Inspector der Cavalerie und zum

1) Ludwig XVIII. sagte: „Je vous confie mon neveu, le duc d'Angoulême, que j'aime comme un fils, qui a toute ma confiance.“

2) Zu dieser Zeit soll er auch folgenden, von den Agenten Napoleon's aufgefangenen Brief geschrieben haben: „Pleurons d'être Français; nous sommes le dernier de tous les peuples; un barbare arrive sur notre France avec une poignée d'hommes, et voilà qu'une nation entière frappée de stupeur, le laisse passer dans des gorges de montagnes, sous des murs de places fortes, au milieu de ses villes et de ses campagnes: l'on dirait qu'il s'avance dans un pays ami et il arrive sans obstacles à la demeure sacrée de nos rois.“ Der Herzog von Gramont hat übrigens öffentlich die Autorschaft dieses Briefes in Abrede gestellt.

Commandanten der zweiten Division im Uebungslager zu Luneville ernannt. Als die Revolution im Juli 1830 ausbrach, befand er sich nicht bei dem Herzoge von Angoulême, auf die erste Nachricht von dem Ereignisse eilte er aber nach Saint-Cloud und begleitete die verbannte Königsfamilie auf ihrer langen Reise von Rambouillet nach Cherbourg, wo er den Auftrag erhielt, nach Paris zurückzukehren, um daselbst die Privatangelegenheiten des Herzogs von Angoulême zu ordnen. Nach der Erledigung dieses Geschäfts verfügte er sich sogleich nach Edinburgh zu dem Prinzen und folgte demselben bald darauf nach Prag. Aber des freiwilligen Exils müde, kehrte er im J. 1833 nach Frankreich zurück und nahm seinen Wohnsitz zu Versailles, wo er die beste Gelegenheit fand, für die Ausbildung und die Zukunft seiner Söhne zu sorgen. Er hatte im J. 1818 die Tochter des Grafen d'Orsey, eines Generals, dessen Name sich an die siegreichen Thaten des Kaiserreichs knüpft, geheirathet. Er schien, nachdem er nach dem Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs von Gramont angenommen hatte, nicht mehr ausschließend für die Legitimität zu schwärmen und auch seine des Lohnes entbehrenden Grundsätze in dieser Beziehung seiner Nachkommenschaft nicht überliefern zu wollen. In den letzten Jahren der Regierung Louis Philippe's, sagt ein ebenso geistreicher als giftiger französischer Schriftsteller, erregte die officielle Vorstellung des Herzogs von Guiche, seines ältesten Sohnes, an dem Hofe des königlichen Eindringlings bei den Getreuen des legitimen Königthums Aergerniß und zwar um so größeres Aergerniß, da zugleich stark die Rede war von einer durch Louis Philippe persönlich vermittelten Geldheirath dieses jungen Mannes mit der Tochter eines der einflußreichsten jüdischen Bankiers. Aber schon lange vor der Julirevolution wurde nicht mehr von diesem Heirathsproject gesprochen, dessen Verwirklichung sicher nicht wenig dazu beigetragen hätte, den Glanz des Hauses Gramont durch den Mist, womit seine Ländereien gedüngt worden wären, zu erhöhen [3]). Der Herzog Antoine Geneviève Heraclius Agenor von Gramont, welcher lange Zeit an dem legitimen Hofe der Tuilerien das Muster der Eleganz und des Geschmackes gewesen war, starb im März 1855 zu Versailles. Er hinterließ drei Söhne, von denen der älteste, Antoine Alfred Agenor, Herzog von Guiche, später Herzog von Gramont, geboren am 23. Aug. 1819 zu Paris, seine Ausbildung in der polytechnischen Schule zu Paris erhielt. Er folgte nach der Februar-Revolution Louis Philippe nach England und wohnte noch dessen Begräbniß zu Claremont bei. Im J. 1852 wurde er zum französischen Gesandten in Stuttgart ernannt und im J. 1853 wurde er in derselben Eigenschaft nach Turin versetzt. Sein zweiter Sohn, Antoine Leon Philibert Auguste von Gramont, Herzog von Lescharre, erzogen in der Schule von Saint-Cyr, diente als höherer Officier in der Cavalerie, und sein jüngster, Antoine Alfred Onerius Theophile von Gramont hat als Infanterieofficier den Feldzug der französischen Armee nach dem Orient mitgemacht [4]). *(Ph. H. Külb.)*

3) Projet matrimonial dont la réalisation n'eût sans doute pas peu contribué, par le fumier dont il eût engraissé ses terres, à relever l'éclat de la maison de Gramont.

GRAMONT (Beatrix von Choiseul-Stainville, Herzogin von), eines der vielen unschuldigen Opfer der Revolution, im J. 1730 zu Luneville geboren, eine Schwester des Herzogs von Choiseul, Minister unter Ludwig XV., und des Marschalls von Stainville, war zuerst Stiftsfräulein in der Abtei Remiremont in Lothringen, heirathete aber später (1759) den Herzog von Gramont, Herrn zu Bidache in Nieder-Navarra, Stadthalter von Ober- und Nieder-Navarra und von Béarn. Durch die Stellung ihres Bruders, des Ministers von Choiseul, auf welchen sie einen gewissen Einfluß übte, war sie eine in der hohen Gesellschaft gesuchte und wichtige Dame, aber ebenso stolz auf ihre Würde und das Ansehen ihrer Verwandten, doch auch voll Edelmuth, unerschütterlich in ihrer Freundschaft und uneigennützig in allen Verhältnissen bis zu einem hohen Grade. Auf ihren Rath soll es der Herzog von Choiseul verschmäht haben, zu den Intriguen der Frau du Barry die Hand zu bieten, wodurch dieser sich die Feindschaft dieser Maitresse zuzog und seinen Sturz herbeiführte. Während der Schreckensherrschaft Robespierre's wurde sie ohne gegründete Ursache und unter dem Vorwande, daß sie gegen die Freiheit des Volkes Ränke schmiede, festgenommen und mit ihrer Freundin, der Herzogin du Chatelet, vor das Revolutionstribunal gestellt. Von dem grimmigen Fouquier-Tinville ins Verhör genommen, erwiderte sie muthig: „Mein Tod mag entschieden sein, darüber bin ich nicht erstaunt; ich habe einigermaßen die öffentliche Aufmerksamkeit auf mich gezogen, und obschon ich mich seit dem Beginn der Revolution nie in eine öffentliche Angelegenheit gemischt habe, so sind doch meine Grundsätze und meine Denkweise bekannt genug; aber wodurch hat euch, fuhr sie fort, auf ihre Freundin deutend, dieser Engel beleidigt, sie, die niemals Jemand Unrecht that und deren ganzes Leben nur ein Spiegel der Tugend und der Wohlthätigkeit ist?" Diese Rede vermochte indessen weder sie noch die Herzogin du Chatelet zu retten. Beide wurden von dem Gerichte des ihnen zur Last gelegten Verbrechens, Anstifterinnen und Unterstützerinnen aller Verschwörungen seit dem Jahre 1789 gegen die Freiheit, Sicherheit und Souverainität des Volkes zu sein, schuldig gefunden, zum Tode verurtheilt und mit Duval d'Espremenil, Thouret, Le Chapelier, Lamoignon-Malesherbes, dem Marquis von Chateaubriand und Anderen zum Blutgerüst geführt, auf welchem sie im Bewußtsein ihrer Unschuld mit stolzem Muthe und mit ruhiger Ergebenheit starben *). *(Ph. H. Külb.)*

4) Biographie des hommes du joux par G. Sarrut et B. Saint-Edme. Tom. IV. P. I. p. 115. Biographie des hommes vivants. Tom. III. p. 338. Biographie générale. Tom. XXI. p. 628.

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 283. Biographie générale. Tom. XXI. p. 627.

GRAMONT[1]) (Scipion de, Herr von Saint-Germain), französischer Schriftsteller des 17. Jahrh., um das Jahr 1570 in der Provence geboren, scheint eine vorzügliche Erziehung genossen und gründliche Studien gemacht zu haben, da er die Stelle eines Cabinetsecretairs am Hofe Ludwig's XIII. erhielt und bei dem Cardinal von Richelieu in so großer Gunst stand, daß dieser ihm auftrug, ein Geschichte der Unternehmungen der Franzosen zur See (Histoire des expéditions qui se sont faites sur mer) zu schreiben, welche aber entweder gar nicht beendigt wurde oder ungedruckt blieb. Später unternahm Gramont mehre Reisen nach Italien, der Mangel näherer Angaben über seine Lebensverhältnisse läßt jedoch nicht ermitteln, ob er sich in eigenen Angelegenheiten oder im Auftrage der Regierung nach diesem Lande begab, wir wissen nur, daß er sich im J. 1612 zu Venedig und im J. 1637 zu Rom befand, wo er den Feierlichkeiten, welche bei dem Tode seines berühmten Landsmannes Nic. Cl. Fabri de Peiresc auf Befehl des Papstes Urban VIII. veranstaltet wurden, beiwohnte, und daß er nach denselben sogleich wieder nach Venedig ging, wo er, wie man glaubt, um das Jahr 1638 starb. Gramont versuchte sich in verschiedenen Zweigen der Literatur, eine seiner vorzüglichsten Leistungen ist jedoch seine auch jetzt noch lesenswerthe Schrift über die Finanzen, die Steuern und das Geldwesen Frankreichs zu seiner Zeit (Le Denier royal, traité curieux de l'or et de l'argent. Paris 1620. 8.), worin er gegen die Behauptung Malestroit's und anderer gleichzeitigen Schriftsteller im staatswirthschaftlichen Fache auf eine eben so anziehende als belehrende Weise darzuthun sucht, daß der Preis des Getreides unter der Regierung Ludwig's XIII. nicht höher war als in irgend einer anderen Epoche der Monarchie, und der scheinbare Unterschied nur in dem größeren Ueberfluß an baarem Gelde lag. Was die Abgaben betrifft, so zeigt er, daß diese, obgleich sie seit Karl V. allmälig von 300,000 auf 32 Millionen Francs gestiegen seien, sich im Grunde doch eher vermindert als vermehrt hätten, da man abgesehen von der Zunahme der Gewerbthätigkeit und des Handels, welche die Bezahlung der öffentlichen Abgaben erleichtere, zugestehen müsse, daß im 14. Jahrh. 300,000 Francs eine größere Summe waren als 32 Millionen im 17. Jahrh. Beachtung verdienen ferner seine philosophisch-mathematischen Schriften: La Rationelle ou l'art des conséquences (Paris 1614. 8.) und Traité de la nature, des qualités et prérogatives des points où se voient plusieurs belles et admirables curiosités (Paris 1819. 8.) und seine Anleitung, jede Sprache in kurzer Zeit zu erlernen (L'abrégé des Artifices, traictant des plusieurs inventions nouvelles et surtout d'un secret et moien exquis pour entendre et comprendre quelle langue que ce soit dans un an, même la latine et la grecque, qui sont les plus nécessaires. Aix 1606. 12.), welche zwar durch ihre Weitläufigkeit sehr ermüdend und nicht frei von marktschreierischen und leichtgläubigen Behauptungen ist, aber auch treffliche Ansichten über den Sprachunterricht und manche brauchbare Einzelheiten enthält. Seine Berichte über die Aufführung einiger Ballets (Relation du grand ballet du roi dansé en la salle de Louvre le 22 février 1619 sur l'aventure de Tancrède dans la forêt enchantée. Paris 1619. 8. und Discours du ballet de la reine, tiré de la fable de Psyché. Paris 1619. 8.) charakterisiren das Leben und Treiben an den Höfen jener Zeit und liefern außerdem Beiträge zur Geschichte des französischen Theaters. Gramont versuchte sich auch in der Poesie, seine sich an einzelne Begebenheiten knüpfenden Versuche in lateinischer Sprache (Rupella capta. Parisiis 1628. 4. Ser. Princ. Marco Ant. Memmo pro felici ejus in Venetiarum ducem inauguratione Carmen. Venetiis 1612. 4. und Epithalamium in nuptiis Caesaris de Cambout de Coislin et Mariae Gegueriae. Parisiis 1634. 4.) sind jetzt vergessene Seltenheiten und haben ebenso geringen poetischen Werth als seine kleineren Gelegenheitsgedichte in französischer Sprache, welche man in Fr. de Boisrobert's Parnasse royal et le Sacrifice des Muses ou Poésies diverses à la louange de Louis XIII et du Cardinal de Richelieu (Paris 1635. 4. 2 Voll.) findet; auch gab er selbst zwei Sammlungen lateinischer Gedichte verschiedener Schriftsteller (Palmae regiae invictissimo Ludovico XIII. Parisiis 1634. 4. und Epinicia Musarum Emin. Cardinali. Ibid. 1634. 4.) heraus, welche nur Lobhudeleien auf den König und auf Richelieu enthalten[2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAMPIANGEBIRGE oder die Grampians nennt man den südlichen Abschnitt des Gebirges von Nordschottland oder des schottischen Hochlandgebirges. Es wird von dem nördlichen Abschnitt, den man das kaledonische Gebirge zu nennen pflegt, durch ein tiefes langgestrecktes Thal geschieden, in welchem sich eine Reihe von Seen und der kaledonische Kanal befinden. Die Grampians ziehen sich in der Richtung von Südwesten nach Nordosten von der Westküste zu der Ostküste, vom Mull-Cantyre (unter 55° 18′ nördl. Breite, 8° 4′ westl. Länge) bis zum Cap Kinnaird (57° 42′ nördl. Breite, 4° 23′ westl. Länge) aus der Grafschaft Argyle gegen den Loch Lomond und die Quellflüsse des Tay bis zur Quelle des Dee. Hier theilen sie sich in zwei Arme, von denen der südliche am rechten Ufer des Flusses gegen Osten nach Stonehaven, der nördliche gegen Osten nach dem Vorgebirge Kinnaird hinzieht. Hier geht das Gebirge in Hügelform über, während es im Westen mit steilen Felsmassen anhebt. Im Süden fällt es rasch und jäh ab und erscheint aus dem Niederlande wie eine steile, undurchdringliche Mauer, wird aber nordwärts im Innern durch tiefe Längespalten zerrissen,

1) Der Name wird auch Graudmont und Grammont geschrieben, latinisirt lautet er de Grandi Monte.

2) P. Bayle, Dictionnaire historique et critique, Art. Gramont (Scipion de). Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 280. Biographie générale. Tom. XXI. p. 630.

in denen langgedehnte Seen mit oft um 100 Fuß absoluter Höhe sich erstrecken. Trotz der nicht bedeutenden Kammhöhe von 2500 Fuß und Gipfelhöhe von 5000 Fuß imponirt das Gebirge gewaltig und erscheint höher als andere auf Hochebenen aufsteigende beträchtlich höhere. Im Allgemeinen ist das Gebirge wild erhaben und malerisch mit zackigen Spitzen, nackt und unbewaldet; die Wälder sind längst gelichtet, die Höhen meist mit kurzem Gras, Moos, Heidekraut und Gestrüpp bedeckt, die Thäler mit Torfmooren oder mit Seen erfüllt, die höchsten Gipfel nur kurze Zeit schneefrei. Herrliche Aussichten belohnen den Wanderer besonders auf den westlichen Höhen, von denen er die Felsen jäh aus den Wellen aufsteigen sieht und das Meer mit den vielen Inseln erblickt. Die höchsten Gipfel sind der Ben Nevis 4086 Fuß (4416 Fuß?) beim Fort William am kaledonischen Kanal; der Mac Dui (4418 Fuß) und der Cairngorm (4050 Fuß) an der Quelle des Dee, Cairntoul 4245 Fuß und Ben Avon 3967 Fuß über dem Meere. Die Wasserscheide zwischen beiden Meeren befindet sich im westlichen Theile; die größten Flüsse gehen zur Nordsee und sind der Tay, der nach Perth fließt, und bei Dundee in den großen Taybusen mündet, der Dee, der bei Aberdeen mündet und der Spey, der nach Nordost läuft und östlich vom Murraybusen sich ins Meer ergießt. Die bemerkenswerthesten Seen sind Loch Lomond (23 englische Meilen lang, im Süden 5 Meilen breit, 60—100 Klaftern tief, 32 Fuß über dem Meere) bei Dunbarton; westlich davon der Awe (24 Meilen lang, 1—1½ Meile breit mit 24 Inseln) in Argyle; die Lochs Katerine (10 Meilen lang, 2 Meilen breit), Erne, Tay und Rannoch in Perth, und die Seen Lochy, Oich und Neß am nördlichen Abhange.

(*H. E. Hössler.*)

GRAMPIANS, die, auf Neuholland, eine westlich von den australischen Pyrenäen von Ost nach Nord streichende Bergkette, welche etwa im Meridian der Portlandsbai das südwestliche Ende des ost- und südost-australischen Berglandes bezeichnet. Das Gebirge ist merkwürdig durch die Spuren ehemaliger vulkanischer Thätigkeit in dem erloschenen Krater des Berges Napier. Am westlichen Fuße der Grampians streckt sich das Nangilathal aus, welches vom Glenelgflusse bewässert wird, der zwischen den Vorgebirgen Bridgewater und Northhumberland sich ins Meer ergießt. (*H. E. Hössler.*)

GRAMPIUS, ein Gebirge im alten Britannia, bekannt durch eine Schlacht, welche hier der römische Feldherr Agricola im J. 84 n. Chr. (u. c. 837) über ein 30,000 Mann starkes Heer der Kaledonier gewann (*Tacitus*, Agricola c. 29: ad montem Grampium pervenit, quem jam hostis insederat). Da Agricola bereits vor dieser Schlacht weiter in Britannia vorgedrungen war, als alle Feldherren vor ihm, so muß dieser Berg in Schottland gelegen haben. Und hier wird noch gegenwärtig ein Berg Grampian genannt. Auch bemerkt man in dieser Region noch Spuren von zwei römischen Lagern und einer römischen Straße (nach Mannert Th. II, 2. S. 63 im gegenwärtigen Perth, etwas südlich und östlich unter Crieff, bei Ardoch und Innerpefery).

(*Krause.*)

GRAMPUSINSELN (Monin-sima), eine aus drei Inselhaufen bestehende vom Capitain Meares am 4. April 1788 entdeckte Inselgruppe im großen Ocean, die nach Krusenstern's Bestimmung unter 25° 40′ nördl. Breite, 146° 40′ östlich von Greenwich liegt.

(*H. E. Hössler.*)

GRAMS (Anton), Violinvirtuos, am 29. Oct. 1752 zu Markersdorf im leitmeritzer Kreise Böhmens geboren, kam, nachdem er den ersten Musikunterricht im älterlichen Hause erhalten hatte, nach Breslau, wo er als Singknabe des Seminars im Gesang und Violinspiel bedeutende Fortschritte machte und zugleich den Schulwissenschaften oblag. Nachdem er nach einem achtjährigen Aufenthalte in dieser Anstalt Magister der Philosophie geworden war, ging er nach Prag, wo er sich unter der Leitung des berühmten Natter noch weiter ausbildete und sich bald als Violinspieler einen solchen Ruf erwarb, daß man ihm bei Kammermusiken die schwierigsten Solopartien seines Instruments übertrug und seine Mitwirkung bei allen Kapellen der musikliebenden Stadt gesucht und gebührend gewürdigt wurde. Zugleich begann er eine Musikalienhandlung zu begründen, welche ihm einen erklecklichen Gewinn brachte. Die Lust, anderwärts sein Glück zu versuchen, führte ihn im J. 1784 nach Salzburg, wo er am Hofe des Erzbischofs eine Stelle als Violinist erhielt, aber so wenig mit den dortigen Verhältnissen zufrieden war, daß er in demselben Jahre nach Prag zurückkehrte, wo er im J. 1785 an der strahover Stiftskirche als Violinist angestellt wurde. Sein unruhiger Geist verleitete ihn, im J. 1795 die Direction des Schweertz'schen Theaters zu übernehmen, wodurch er das kleine Vermögen, welches er früher durch den Musikalienhandel gewonnen hatte, wieder einbüßte. Er ging nun voll Aerger nach Wien und diente als Violinist in der Hauskapelle des Fürsten Lobkowitz und im Orchester des von Schikaneder geleiteten Theaters. Bald darauf trieb ihn die Lust zur Veränderung nach Ungarn, wo er einige Zeit in der berühmten Kapelle des Fürsten Paul Esterhazy zu Eisenburg mitwirkte, und später treffen wir ihn wieder zu Wien, wo er am 18. Mai 1823 starb. Durch die Reinheit und Deutlichkeit des Vortrags und besonders durch den stets vollen und stets sonoren Ton, den er seinem Instrumente zu entlocken wußte, erwarb er sich überall großen Beifall. Als Componist hat er sich nicht versucht*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAN (die), ein auf dem Kralowagebirge in Ungarn, und zwar auf dem Kralowa Hola (5870 Fuß hoch) oder Königsberg (so genannt nach dem Könige Matthias Corvinus, der 1474 bei seinen Jagden auf dem Berge zu Mittag aß) entspringender Fluß, der mit

---

*) Universal-Lexikon der Tonkunst von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 221. Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 306.

der Waag, die auf demselben Berge entspringt, parallel fließt, Neusohl berührt, Kremnitz rechts und Schemnitz links liegen läßt und der Stadt Gran gegenüber in die Donau mündet. Im Gebiete der mittleren Gran liegt der nieder-ungarische Bergdistrict, welcher die 7 freien königlichen Bergstädte Kremnitz, Schemnitz, Neusohl, Dilln, Pukantz, Königsberg und Libethen und die Bergwerke zu Herrengrund enthält. (*H. E. Hössler.*)

GRAN (ungarisch Esztergom Varmegye), ungarische Gespannschaft auf der rechten Seite der Donau, 36 □Meilen groß mit 91,000 Einwohnern, durch die pilifer und vertefer Bergkette gebirgig, von der Donau durchflossen, welche zwischen Gran und Tath die Insel Körtveles bildet. Der großentheils dürre Boden läßt gleichwol Obst- und Weinbau gedeihen, wogegen die Viehzucht bei dem Mangel guter Weide gering ist. Die Gebirgswälder hegen Wölfe, Füchse, wilde Katzen, wilde Schweine, Rothwild und Dammwild; außerdem fehlt es nicht an Hasen, Rebhühnern, wilden Enten und Gänsen, Fischen und Krebsen. Die Bewohner gehören größtentheils der katholischen Kirche an; unter den Protestanten sind die Reformirten zahlreicher vertreten als die Lutheraner; die Zahl der Juden beträgt einige Hundert, die Zahl der Griechen vielleicht 70. Das Comitat zerfällt in die drei Stuhlbezirke Gran, Csep und Totis. (*H. E. Hössler.*)

GRAN, die Hauptstadt des graner Comitats im Königreiche Ungarn, im Kreise diesseits der Donau, der Mündung des Flusses Gran gegenüber am rechten Ufer der Donau in der oberungarischen Ebene mit 1400 Häusern und 12,000 Einwohnern. Sie besteht aus der erzbischöflichen oder Wasserstadt (9000 Einwohner) und den Marktflecken Thomasberg und St. Georg (Szent Tamas und Szent Gyorgy). Die Kirchen und sonstigen Gebäude sind nicht besonders groß oder schön; aber auf dem Felsenberge am Strome, auf welchem früher die Festung lag, steht jetzt eins der großartigsten Gebäude, die vom Fürsten Primas Alexander von Rudnay 1821 begonnene Domkirche und Residenz des Erzbischofs Primas von Ungarn mit einem Altarbilde des ungarischen Malers Heß. Sie mißt 326 Fuß in der Länge und 143 Fuß in der Breite. Ihre Front ist gegen die Donau gerichtet; auf beiden Seiten stoßen daran die Residenzgebäude, welche mit der Kirche 650 Fuß Breite haben. Man kommt zuerst in den Capitelhof, welcher in einem Halbkreise die 24 Häuser der Domherren enthält, an die sich zu beiden Seiten die zwei Seminarien anschließen. Die Vorderseite der Kirche ziert ein Propyläum von 38 Säulen und 24 Pilastern. Das Innere der Kirche, aus deren Mitte sich die Kuppel 250 Fuß erhebt, ist bis an das Gesims mit polirtem rothem Marmor bekleidet und ruht auf 54 Säulen. Die Länge des Capitelplatzes beträgt 2000 Fuß. Die Kirche wurde hier angelegt, weil das im J. 1001 vom heiligen Stephan gestiftete Domcapitel im J. 1820 von Tyrnau nach Gran verlegt wurde. — Am Fuße des Schloßberges sind warme Bäder. Die Stadt hat ein Benedictinergymnasium, ein Lyceum, ein Priesterseminarium; die Bewohner treiben starken Mais- und Weinbau und beschäftigen sich mit Tuchweberei und Färberei.

Gran war schon früher Sitz des Erzbischofs und Primas des Reichs und Domcapitels, welches 1543 nach Tyrnau verlegt wurde; der Erzbischof residirt zu Presburg. König Stephan ist in Gran geboren und in der von ihm erbauten Domkirche begraben. Im J. 1543 wurde die Stadt zum ersten Mal von den Osmanen erobert und ihnen erst 1595 wieder entrissen. Im J. 1604 von den Türken vergeblich belagert, 1605 wieder genommen; 1683 kam sie durch Vertrag in die Hände der Kaiserlichen. (*H. E. Hössler.*)

GRAN (Mineralwasser). Das mineralische Wasser zu Gran in Ungarn, welches farb- und geruchlos ist, einen salzig-bitterlichen Geschmack und 9° R. Temperatur besitzt, enthält als vorwaltenden Bestandtheil schwefelsaure Talkerde (700—718 Gran in 16 Unzen) und daneben kohlensaure Talkerde. Nach einigen Analysen kommt auch salzsaure Talkerde und schwefelsaure Kalkerde darin vor. Das Wasser wird zum Trinken benutzt gleich dem saidschützer Bitterwasser und es wird Bittersalz aus demselben dargestellt. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRAN (Grane, Karin, Korein oder Koit), ein Gebiet im nördlichsten Theile der Ostküste Arabiens, südlich bei der Boobianinsel an der Südseite der Mündung des Euphrat. Die Küste bildet hier eine 8—11 Faden tiefe Bucht von 12 geogr. Meilen Umfang. Durch die vorgelagerte, niedrige, 6 Stunden im Umkreise haltende Insel Feludje oder Pherlechee vor dem Wogenandrange geschützt, bildet die Bucht einen guten Hafen. Auf der Südseite der Bucht unter 29° 22′ nördl. Breite die ansehnliche Stadt Grane, welche auf eigenen Schiffen bedeutenden Handel nach dem rothen Meere, nach Malabar und Gudjerate und zu Lande nach dem Innern Arabiens treibt. (*H. E. Hössler.*)

GRAN, GRÄN, GREN, ein Apothekergewicht. Ein Apothekerpfund wird überall gleichmäßig eingetheilt in 5760 Gran, die absolute Größe des Apothekerpfundes ist aber in den verschiedenen Ländern nicht genau dieselbe. So enthält das Medicinalpfund in

Preußen	350,783	Gramme,	1	Gramm	beträgt	16,422	Gran.
Oesterreich . .	420,009	=	1	=	=	13,714	=
Frankreich . .	375,000	=	1	=	=	15,360	=
England Troypfund	373,246	=	1	=	=	15,431	=

Als Probirgewicht wurde die cölnische Mark (= 233,862 Gramm) beim Silber in 16 Loth und 288 Gran, sodaß ein Loth = 18 Gran, die Mark Gold aber in 24 Karat und 288 Gran, sodaß ein Karat = 12 Gran, eingetheilt. In Oesterreich dient für Goldarbeiten der Dukaten = 3,4905 Gramm als Gewichtseinheit; er wird eingetheilt in 60 Dukatengrane, von denen jeder 0,05717 Gramm wiegt. In England gilt das Troy- oder Apothekerpfund auch als Münzgewicht, wird aber in 24 Karat, der Karat in 4 Grain getheilt. Beim Juwelengewicht gilt fast allgemein der Karat, der 4 Grain enthält. Ein Juwelenkarat ist = 0,20586 Gramm.

(*C. Reinwarth.*)

GRAN (Daniel), berühmter teutscher Maler, geboren im J. 1694 zu Wien (nach Andern in Mähren), ein Verwandter des berühmten Predigers Ulrich Megerle (Abraham a Sancta Clara), welcher sich des talentvollen Knaben nach dem frühen Tode seiner Aeltern annahm und ihn die Malerei, wozu er große Neigung zeigte, erlernen ließ. Seine Lehrer, Ferg und Wernle, erkannten sogleich die ungewöhnlichen Anlagen ihres Schülers und der letztere, ein geschickter Architekturmaler, empfahl ihn dem freigebigen Fürsten von Schwarzenberg, welcher ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach Italien schickte, wo er sich längere Zeit bei Ricci in Venedig und bei Solimena in Neapel aufhielt und unter der Leitung derselben arbeitete. Nach ihrem Beispiele und auf ihren Rath studirte er eifrig die Antike, wodurch sein Genie, verbunden mit einer seltenen Originalität, seinen Arbeiten einen von denen seiner Zeitgenossen sich merklich unterscheidenden und schon an die Principien des großen Meisters Anton Rafael Mengs erinnernden Charakter aufdrückte. Als er im J. 1725 aus der Fremde heimkehrte, war ihm bereits ein empfehlender Ruf vorausgegangen, weshalb er zu Wien vielfache Beschäftigung fand und bald von dem kunstliebenden Kaiser Karl VI. zum Hofmaler ernannt wurde. Seine Arbeiten sind größtentheils Frescogemälde und sehr zahlreich; für seinen Gönner, den Fürsten von Schwarzenberg, malte er in dessen Gartenpalaste zu Wien den großen Saal und viele Gemächer auf dessen Schlössern in Böhmen, wo er sich oft längere Zeit aufhielt und ein sehr behagliches Leben führte, und für den Kaiser war er fortwährend beschäftigt. Von seiner Hand sind die herrlichen Fresken des Plafonds mit allegorischen Figuren im ehemaligen ständischen Landhause (späteren Militair-Montur-Dekonomiegebäude) zu Wien, das Deckengemälde in der Schloßkirche zu Schönbrunn, die Deckengemälde im kaiserlichen Lustschlosse zu Hetzendorf von nicht leicht erreichbarer Schönheit, und die Deckenstücke in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien, welche von J. J. Sedlmayr in Kupfer gestochen und unter dem Titel: Dilucida repraesentatio Bibliothecae Cesareae (Viennae 1737. fol.) herausgegeben wurden. Alle diese Arbeiten wurden kaiserlich belohnt und während er mit den Fresken in Hetzendorf, vielleicht den vorzüglichsten seiner Leistungen, beschäftigt war, erhielt er täglich 100 Dukaten und eine vierspännige Hofequipage brachte ihn stets hin und zurück. Seine Oelgemälde sind weniger bekannt, doch dürften in diesem Fache besonders ein die heil. Elisabeth darstellendes Altarblatt in der Karlkirche zu Wien und eine heil. Familie in der kaiserlichen Bildergalerie in Belvedere hervorzuheben sein. Eigenthümlich, sagt der Kunsthistoriker G. K. Nagler, ist diesem Meister eine gewisse Lebendigkeit des Geistes, die sich in seinen stark bewegten Figuren und in dem Hange, großartig und originell in der Composition zu erscheinen, beurkundet. Wie die Meister jener Zeit, beabsichtigte auch er sinneschmeichelnde Wirkung, die er mit seinen schönen, kühn aufgetragenen, harmonischen Farben auch immer erreichte. In der Zeichnung hielt er sich streng an die akademischen Regeln und verstand es sehr wohl, eine menschliche Figur genau nach allen Verhältnissen darzustellen. Licht und Schatten sind bei ihm in großen Massen vertheilt und auch in der Gewandung liebte er das Massenhafte; dabei verstand er die Gesetze der Optik und Perspective genau. Obschon Gran für seine Arbeiten reichlich belohnt ward und von allen Seiten bedeutende Summen einnahm, so ersparte er dennoch bei seiner höchst leichtsinnigen und verschwenderischen Lebensweise nicht das Geringste, sodaß er, als seine zitternde Hand Nichts mehr zu verdienen vermochte, darben mußte und im äußersten Elende im J. 1757 zu St. Pölten starb; der Jammer seiner letzten Jahre soll so beispiellos gewesen sein, daß man Anstand nahm, ihn gänzlich zu enthüllen *). *(Ph. H. Külb.)*

GRAN oder GRANIUS (Nicolaus Andreas), dänischer Gelehrter des 16. Jahrh., um das Jahr 1560 zu Strengnäs am Mälarm im Nyköping Län geboren, wurde nach der Beendigung seiner Studien, welche er größtentheils auf teutschen Universitäten gemacht zu haben scheint, Professor der Physik zu Helmstädt. Er war ein sehr gelehrter und in vielen Fächern bewanderter Mann, kam aber bei seinen Collegen in den Verdacht einer allzugroßen Hinneigung zur katholischen Confession. Im J. 1611 erhielt er einen Ruf als Professor der Mathematik an der Universität zu Upsala, lehnte ihn aber ab, da er Teutschland nicht mehr verlassen wollte. Er starb um das Jahr 1620 zu Helmstädt und hinterließ eine bedeutende Bibliothek, welche er der Universität, an welcher er so lange gewirkt hatte, vermachte. Er versuchte sich auch als Schriftsteller, beschränkte aber seine Leistungen auf akademische Reden und kleinere Abhandlungen über Gegenstände der Moral, Politik, Rhetorik, Physik, Mathematik und Kosmographie, unter welchen seine Rede über den kriegerischen Geist der nördlichen Völker (Oratio de causis roboris ac indolis bellicosae gentium borealium. Helmstad. 1615. 4.), seine Lobrede auf Simon Svercher (bei Herm. Kircher's Vita Svercheri Simonis. Marburg. 1592. 4.) und eine Erörterung der einen Staat hebenden und verderbenden Ursachen (De causis quibusdam respublicas conservantibus et evertentibus. Helmstad. 1615. 4.) die bedeutendsten sind †). *(Ph. H. Külb.)*

GRAN oder GRAAN (Olaus Stephan), schwedischer Prediger und Schriftsteller, in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. geboren, widmete sich der Theologie und ging nach der Beendigung seiner Studien als Missionar nach Lappland, wo er längere Zeit als Hilfsprediger wirkte; darauf wurde er Lehrer der lappländ-

---

*) Fr. C. Gottl. Hirsching, Historisch-literarisches Handbuch berühmter Personen des 18. Jahrhunderts. Bd. 2. Th. 2. S. 139. G. K. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 324. Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 307.

†) *J. Scheffer*, Suecia literata p. 134 et 390. *G. Gezel*, Försök till ett biographiskt Lexikon öfver namnkundige och lärda Svenska Män. Vol. IV. p. 197. Biographie générale. Tom. XXI. p. 631.

dischen Sprache an der Schule zu Lycksale in Umeå Lappmark, dann Prediger zu Pitea, der Hauptstadt im nördlichen Westbottn, und im J. 1690 Probst dieser Provinz, starb aber nicht lange nachher. Er machte sich besonders um die Verbreitung des Christenthums unter den Lappländern, durch die Uebersetzung mehrer Lehrbücher der Religion in ihre Sprache verdient. Alle diese Schriften (Ein ABCbuch nebst Gebeten in lappischer Sprache nebst schwedischer Interlinearübersetzung. Stockh. 1667. 8. Der größere Katechismus Luther's, lappisch mit schwedischer Uebersetzung. Ebend. 1667. 8. Fragen und Antworten aus dem Katechismus in kürzerer Fassung, lappisch und schwedisch. Ebend. 1667. 8. Fragen und Antworten aus dem großen Katechismus des schwedischen Theologen Laur. Paullinus, lappisch und schwedisch. Ebend. 1668. 8. Kurzer Religionsunterricht in lappischer Sprache. Ebend. 1669. 8. und die Perikopen aus den Evangelien und Episteln in lappischer Sprache. Ebend. 1669. 8.) sind für den Sprachforscher, da Gran der lappischen Sprache völlig mächtig war und den grammatischen Bau derselben genau kannte, von großer Wichtigkeit, aber sehr selten. Auch hinterließ er in der Handschrift eine Schilderung der Lappen und ihres Landes, welche leider nicht gedruckt, aber von Joh. Scheffer in seiner Beschreibung Lapplands (Lapponia, seu gentis regionisque Lapponicae descriptio accurata. Francof. 1673. 4.) fleißig benutzt wurde [1]). Ein Sohn dieses rührigen Predigers ist wahrscheinlich Peter Olai Gran, welcher sich durch eine unter dem Vorsitze Jul. Micrander's vertheidigte gute Inauguralabhandlung über das Rennthier (Dissertatio delineationem Rangiferi exhibens. Upsalae 1685. 4. c. figg.) in der naturwissenschaftlichen Literatur bekannt gemacht hat [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANA oder **Körner** ist eine mehrfach gebräuchliche pharmakognostische Bezeichnung für pflanzliche oder selbst thierische Theile, die sich neben der rundlichen Form durch eine gewisse Kleinheit charakterisiren. Dahin gehören: Grana Actes, die getrockneten Beeren von Sambucus nigra; Grana Chermes, die gesammelten Häute der Weibchen von Coccus ilicis, welche auf Quercus coccifera leben; Grana gallica s. lycia s. Avenionensia (grains d'Avignon), die getrockneten unreifen Beeren der im südlichen Europa einheimischen Rhamnus infectoria, welche zum Gelbfärben benutzt werden, dabei aber in ähnlicher Weise, wie die Beeren von Rhamnus cathartica, abführend wirken; Grana gnidia s. coccognidii, die früherhin offizinellen Früchte von Daphne gnidium und Daphne Mezereum; Grana moschata, die wohlriechenden Samen von Hibiscus abelmoschus; Grana Paradisi s. Malaguetta, die gewürzigen Samen von einigen Amomumarten, namentlich von Amomum grana Paradisi; Grana regia majora, die Samen von Ricinus communis; Grana regia minora, die Samen von Euphorbia Lathyris; Grana Sago, eine Sorte des natürlichen Sago; Grana Sapotillae, die Samen von Achras Sapota; Grana tiglia, die Samen von Croton tiglium, woraus man sogar ohne Weiteres ein Wort Granatill gebildet hat.

Das Wort Grana dient aber auch zur Bezeichnung bestimmter Handelssorten einzelner Arzneimittel. So redet man von Ammonium in granis, von Galbanum in granis, von Opopanax in granis. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRANACCI (Francesco), italienischer Maler der florentiner Schule, im J. 1477 zu Florenz geboren, erlernte bis zu seinem 18. Jahre die Kunst unter der Leitung Domenico Ghirlandajo's gemeinschaftlich mit Michelangelo Buonarotti und bildete sich mit diesem in dem Garten von San Marco, welchen die Prachtliebe Lorenzo dei Medici's mit Meisterwerken der Plastik geschmückt hatte, weiter aus. Seine Tüchtigkeit verdankte er aber hauptsächlich dem Umgange mit seinem genialen Freunde Michelangelo und dem Studium der Cartons, welche ihm dieser gern mittheilte, insbesondere des Cartons des pisaner Krieges. Er gewann dadurch eine freiere Behandlung und näherte sich mehr dem neueren Styl, obschon er sich in seinen Werken nie ganz von dem alten loszusagen vermochte. Nach dem Tode Domenico Ghirlandajo's blieb er bei dessen Brüdern David und Benedetto, um einige angefangene Gemälde seines Meisters zu vollenden. Eines dieser Werke, eine Verklärung der heil. Jungfrau, befindet sich in der Pinakothek zu München. Auch viele seiner eigenen Arbeiten sind denen seines Lehrers so ähnlich, daß sie nicht selten mit denselben verwechselt werden. Eine Probe seines neuen, nicht ganz der alten Einfalt entrückten, aber doch in der Zeichnung fleißigeren und im Colorit stärkeren Styls ist eine heil. Jungfrau, nach einer damals gewöhnlichen Vorstellung aller Schulen auf einer hohen Bühne sitzend, mit den Heiligen Zanobi und Francesco und zwei Engeln, in der Kirche San Jacopo tra fossi zu Florenz; noch reicher und ausgebildeter zeigt sich seine Behandlung in einer Himmelfahrt der heil. Jungfrau, besonders ist der unter den Figuren befindliche heil. Thomas, welchem Maria den Gürtel reicht, ganz in der Manier Michelangelo's gehalten. Das Gemälde gehörte der längst eingegangenen Kirche San Pier Maggiore und befindet sich jetzt in der öffentlichen Galerie zu Florenz. Es ist auch durch einen vortrefflichen Kupferstich bekannt. Granacci starb im J. 1544. Seine Werke, ohne Ausnahme heilige Gegenstände, sind nicht häufig, da er in sehr glücklichen Verhältnissen lebte und weniger des Erwerbs wegen als aus edler Liebe zur Kunst malte. Außer den schon angegebenen Gemälden sind noch bekannt eine Madonna in einer Glorie und sechs kleine Darstellungen aus der Geschichte der heil. Apollonia in der Akademie der schönen Künste zu Florenz, ein heil. Hieronymus, eine heil. Apollonia, ein heil. Johannes der Täufer und eine Magdalena in der Pinakothek zu München. Alle Arbeiten dieses Meisters zeigen

1) Vergl. *J. Schefferi* Suecia literata (Hamburgi 1698. 8.) p. 246 et 401. *J. Alb. Fabricii* Salutaris Lux Evangelii (Hamburgi 1731. 4.) p. 598. 2) Jo. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1557 fg. Biographie générale. Tom. XXI. p. 631.

bei hoher Vollendung ein glänzendes Colorit und eine ausgiebige kräftige Manier. Granacci galt auch bei seinen Zeitgenossen als der geschmackvollste Anordner öffentlicher Aufzüge und Maskeraden; er zeichnete die Verzierungen, welche die Stadt Rom bei dem Einzuge des Papstes Leo X. mit großen Kosten anfertigen ließ, und ordnete auf Befehl Lorenzo dei Medici's die Maskeraden an, welche zu Florenz aufgeführt wurden und zum Theil geschichtliche Ereignisse darstellten*).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANADA. 1) Beschreibung der Stadt und der Alhambra. Die Stadt, welche jetzt den Namen Granada führt, gehörte früher zu dem Sprengel des Bischofs von Eliberis, und während der drei ersten Jahrhunderte der arabischen Herrschaft war das alte, jetzt verschwundene Eliberis, welches nordwestlich von Granada am Fuße des noch heute den Namen Sierra de Elvira führenden Gebirges lag, die Hauptstadt der ebengenannten Provinz. Granada ist nach den übereinstimmenden Berichten der arabischen Geographen (Marâçid-al-itthilâ', herausgeg. von Juynboll II, 308. Qazvînî, herausgeg. von Wüstenfeld II. S. 367. Abûlfedâ, herausgeg. von Slane I, 177) eine sehr alte Stadt. Bei der Unzulänglichkeit der Nachrichten, welche wir über den Theil Spaniens, in welchem Granada liegt, bei griechischen und römischen Schriftstellern finden, ist es unmöglich anzugeben, welchen Namen die Stadt zur Zeit der Römerherrschaft geführt hat. Aus den Untersuchungen Dozy's (vgl. dessen Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne. II. éd. [Leyde 1860.) Bd. 1. S. 333 fg.) ergibt sich, daß man die ganze Stadt oder wenigstens einen Theil derselben unter den Westgothen „Nativola" nannte. Nach dem Berichte des Râzî (vgl. Dozy a. a. O.) hieß Granada die Stadt der Juden. Die Juden bewohnten indessen nur einen Theil der Stadt, einen anderen hatten die Christen inne, in deren Stadttheil drei christliche Kirchen sich befanden, welche ein gewisser Gudila gebaut hatte, wie dies aus einer auf einer Marmortafel eingegrabenen Inschrift der Marienkirche hervorgeht. Dieselbe lautet

IN. NOIE. DNI. NSI. IHV. XRI. CONSACRATA
EST. ECCLESIA. SCI. STEFANI. PRIMI. MARTYRIS.
IN. LOCVM. NATIVOLA. A. SCO. PAVLO. ACCITANO. PONFC
. . . . AN. . DNI. NSI. VVITTIRICI. REGS.
ER. DCXLV. ITEM. CONSACRATA. EST. ECCLESIA.
SCI. IOHANI. MARTYRIS. TE . . . . . .
. . . .
ITEM. CONSACRATA. EST. ECLESIA. SCI. VINCENTII.
MARTYRIS. VALENTINI. A. SCO. LILLIOLO. ACCITANO. PONFC.
XI. KAL. FEBR. AN. . GL. DNI. RECCAREDI. REGS. ER. DC.XXXII.
HEC. SCA. TRIA. TABERNACULA. IN. GLORIAM. TRINIT . . . .
. . . HOPERANTE. SCIS. EDIFICATA. SUNT. AB. INL. GUDILA. . .
. . . VM. OPERARIOS. VERNOLOS. ET. SUMPTU. PROPRIO.

Nach dem Inhalt der Inschrift ließ also Gudila auf seine Kosten und durch seine Sklaven drei Kirchen bauen, von denen die eine im J. 594 unter der Regierung des Reccared und die andere im J. 607 unter der Regierung des Witteric vollendet wurde.

Ueber die Geschichte der Stadt bis zum 9. christl. Jahrhundert läßt sich bei der großen Mangelhaftigkeit der Quellen durchaus Nichts sagen. Sie erlangt ihre Berühmtheit erst später. Ihren Namen Granada (arab. Gharnâtha oder Agharnâtha) erhielt sie aller Wahrscheinlichkeit nach, wie dies Dozy (a. a. O. S. 336) bereits dargethan hat, von einer der verschiedenen Citadellen, welche zusammen die Alhambra ausmachen. Diese Citadelle war im 9. Jahrhundert unstreitig mehr von Arabern bewohnt als die Stadt selbst. Eine dieser Burgen, welche jetzt noch Alqazaba (das Schloß) heißt, wurde früher Hiçn-al-rummân, das Schloß der Granatenbäume, genannt. Wie nun die Araber gern Eigennamen von Fruchtbäumen entlehnen — so hieß z. B. ein Castell nördlich von Granada Hiçn-al-lauz, das jetzige Iznalloz (bei Luis de Marmol Hiznaleuz), d. i. das Schloß der Mandelbäume, vgl. Dozy a. a. O. S. 336 —, so gaben sie der Stadt auch den Namen Gharnâtha (Granate), denn gharnâtha, sagt Qazvînî (a. a. O. II, 317, vgl. mit *al-Maccari*, Analectes sur l'histoire et la littérature des Arabes d'Espagne p. p. Dozy, Dugat, Krehl et Wright. Leyde 1855. I. S. 93), bedeutet im Spanischen so viel als rummâna. Nach einer anderen Version soll die Stadt ihren Namen davon erhalten haben, daß ihr Grundriß die Gestalt eines aufgesprungenen Granatapfels habe, deren Mittelpunkt die Alhambra bilde[1]).

*) Lud. Lanzi, Geschichte der Malerei in Italien, übersetzt von J. G. von Quandt. Bd. 1. S. 131. G. K. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 325.

1) Der Umstand, daß das Stadtwappen von Granada ein halboffener Granatapfel im silbernen Felde ist, wird immer als Beweis für die Richtigkeit dieser Etymologie angeführt. — Noch sei hier erwähnt, daß eine über den Namen der Stadt handelnde Stelle des Ibn-al-Khathîb bei Casiri (II. S. 247) von diesem letzteren (Granada urbs, quam exteri (Hebraei scilicet, seu

Granada liegt (37° 22′ nördl. Breite) in der 2200 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen, überaus fruchtbaren Ebene, welche la Vega de Granada [2]) genannt und im Norden von der wild zerrissenen Sierra de Jaen, im Süden von der Sierra Nevada begrenzt wird. Hier ergießt sich der von den schneebedeckten Gipfeln der Sierra Nevada herabkommende Darro [3]), nachdem er einen Theil der Stadt durchflossen, in den Strom Xenil [4]), der in der Vega alle von den nahen Gebirgen herabkommenden Gewässer aufnimmt. „Die Umgebungen der Stadt," sagt Ibn-Batuta (éd. Défrémery et Sanguinetti IV, 368), „haben nicht ihres Gleichen auf der ganzen Erde. Sie umfassen einen Raum von 40 Millien (3 Leguas oder 4 Stunden), begrenzt von dem bekannten Flusse Schannîl und anderen zahlreichen Flüssen. Die Gärten, Obstanpflanzungen, Wiesen und Gemüsegärten, Schlösser und Weinberge umgeben Granada von allen Seiten. Einer der schönsten Punkte ist der, welchen man „„Thränenquelle"" nennt, ein Berg, wo man Gemüse- und Blumengärten erblickt, ein Ort, der nirgends seines Gleichen hat." Die arabischen Schriftsteller (vgl. *al-Maccarî* a. a. O. *Abûlfedâ* a. a. O. *Qazvînî* a. a. O. *Casiri*, Bibliotheca Arabico-Hispana II, 247) werden nicht müde, die Schönheit der Stadt und ihrer Lage, wie die Fruchtbarkeit und Reize ihrer Umgebungen zu schildern. Sie nennen Granada Dimischq (Damascus) oder Schâm (Syrien) zur Erinnerung an die Schönheiten dieser Stadt und dieses Landes, oder wie al-Maccarî (S. 94) sagt, weil bei der Eroberung Spaniens hier die damascenische Abtheilung des Heeres sich niederließ [5]).

Das Klima wird als sehr gesund geschildert — man sagt sprüchwörtlich açahh min havâï gharnâtha (gesünder als das Klima von Granada) von einer Sache, die unmöglich erscheint — und die heiße Luft wird durch die eisigen Winde, welche von der fast den ganzen Sommer mit Schnee bedeckten Sierra Nevada [6]) und ihrem letzten Ausläufer, der Sierra del Sol [7]), an deren Fuße Granada liegt, her wehen, beständig abgekühlt.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist erstaunenswerth. Er bringt Wein, Oliven, Feigen, Granaden, eßbare Eicheln, Kork, Anis, Saffran, Flachs, Hanf, Baumwolle, Terebinthen, Maulbeerbäume, Datteln, Orangen, Citronen, Mandeln, Melonen und andere Südfrüchte hervor. Die nahen Berge liefern Silber, Eisen und Quecksilber, sehr viel Blei, Reißblei, ausgezeichneten Marmor, Edelsteine und Salz. Kurz die fruchtbare, von Ulmen-, Citronen- und Myrthenbäumen beschattete und mit dem reichsten Blumenflor geschmückte Vega von Granada erscheint dem Araber als ein irdisches Paradies.

Die Stadt mit ihren vier Quartieren Albaycin, Alcazaba, Elvira und Antequeruela hatte nach der Angabe arabischer Schriftsteller zur Zeit ihrer Blüthe 70,000 Häuser und 200,000 Einwohner, welche Zahl im Laufe der Zeit bis zu 400,000 anwuchs. In 50 Akademien und höheren Schulen wurden die ernsteren Wissenschaften betrieben und in 70 Bibliotheken Schätze von Büchern aufbewahrt, welche zum größten Theil der

---

Phoenices) *Garanatam*, id est Peregrinorum Coloniam . . dixere) nicht richtig übersetzt ist. Ibn-al-Khathîb sagt nur: „*Gharnatha* ist ein aus einer fremden Sprache aufgenommenes Nomen," von Hebräern oder Phöniziern ist durchaus nicht die Rede.

2) Diese blühende Ebene von Granada pflegen die arabischen Dichter mit der Oase (ghûtha) von Damascus, mit welcher sie Aehnlichkeit haben soll, zu vergleichen. 3) Die arabischen Schriftsteller nennen den Darro Hadarro (die Lesarten variiren zwischen حدرو, حدارّة und حدرة), vgl. *al-Maccarî* (leydener Ausgabe) I, 109. Wenn Qazvînî (II, 367) und die Marâçid al-itthilâ' ausdrücklich berichten, daß Granada von einem Flusse, den man qalûm (Marâçid: قلوم) nenne, durchschnitten wurde, und daß dieser Fluß Gold mit sich führe, so liegt es nahe, hierbei an den Darro zu denken, von dem ja bekannt ist, daß er Gold führt. Dagegen berichtet eine alte spanische Uebersetzung des Râzî (vgl. Memoria sobre la autenticidad de la crónica denominada del moro Rasis — por d. Pascual de Gayangos in Memorias de la real academia de la historia t. VIII. p. 37): Et por medio de la villa de Granada va un rio que avia nombre *Salom* et agora es llamado Guadaxenil; et nasçe de un monte que ha en termino de Elbira que ha nombre *Dayna*. Et en este rio cojen les alimaduras del oro fino et entra en el rio que sale del monte de la Elada. Dozy (vgl. Recherches. 2. Ausg. I. S. 337) combinirt die Angabe des Râzî mit der Angabe des Qazvînî und erklärt *Salom* für einen Copistenfehler, statt dessen Calom zu lesen sei, und hält diesen für den Darro. Joseph Müller (Die letzten Zeiten von Granada S. 148) stellt dagegen die Vermuthung auf, Râzî spreche hier nicht von dem Darro, sondern von dem Flusse Flum (فلوم oder افلوم), und meint, man müsse annehmen, daß in der alten Zeit Granada sich weiter nach Westen erstreckt habe. So scharfsinnig auch diese Combination ist, so wird man sie doch so lange beanstanden müssen, bis wirklich bewiesen ist, daß früher Granada bis zum Flusse Flum sich erstreckt habe. 4) Die Araber nennen ihn *Schannîl* (شنّيل). Es ist der Guada Xenil der spanischen Chroniken. Vgl. *Simonet*, Descripcion del reino de Granada. Madrid 1861. S. 43. In dem Marâçid al-itthilâ' II, 308 heißt er *Sandschal*, entsprechend dem N. Singilis, während Ibn-Batuta (a. a. O.) das gewöhnliche *Schannîl* hat.

5) Die Heeresabtheilung, welche Granada einnahm, stand unter Zaid b. Qâçid al-saksakî. Ueber die Stammangehörigkeit der Araber, welche sich hier niederließen, vgl. *al-Maccarî* a. a. O. I. S. 185. 6) Nach der Angabe Mor. Willkomm's (Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Bd. 2. S. 70) beträgt die mittlere Höhe ihres Hauptkammes 9000 Fuß, während ihre Gipfel eine Höhe von 11,200 Fuß erreichen. — Daß die Sierra Nevada mit ewigem Schnee bedeckt sei, verneint Willkomm a. a. O. II, 75, während al-Maccarî (I, 109) dies von dem Berge Schulair bestimmt behauptet. 7) Die Araber nennen sie *Schulair* (شُلَير). Nach Simonet's (a. a. O. S. 43) Vermuthung ist dieser Name aus dem lateinischen *Solorius* oder *Solaris* verderbt (*Gebal Xolair*, nombre, segun parece, corrompido del latino *Solorius* ó acasa de *Solaris* (mons) ó monte del Sol, porque este brilla hasta des lumbrar la vista, reflejado por las perpétuas nieves, que, como dice uno de aquellos escritores, se cuajan sobre las cumbres hasta convertirse e una piedra dura, por lo cual los árabes mencionan tambien aquellas montañas con el nombre de *Xolair al-zolch*, ó de la helada como las llama Mármol). Diese von Simonet vorgeschlagene Ableitung des Namens *Schulair* von Solaris hat sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich.

Vernichtung anheimgefallen sind, da im J. 1498 der Cardinal Ximenez auf der Bivarrambla, der jetzigen Plaza de la Constitucion, einen großen Theil der arabischen Bücher, welche er in den Bibliotheken und in den Wohnhäusern der Einwohner von Granada fand, verbrennen ließ. Ueber den Inhalt der alten Bibliotheken der Stadt finden sich nur dürftige Notizen bei Casiri (a. a. O. I. S. 465. Cod. MCXXV, vgl. mit I. S. 5. 37. u. ö. Casiri berichtet II. S. 80 von einem Muhammad bin Ahmad bin Faradsch bin Schukral Abu Abdallah aus Tarsus, der sich in den Wissenschaften der Philosophie, Medicin und Rechtsgelehrsamkeit ausgezeichnet habe und Oberbibliothekar der königlichen Bibliothek in Granada gewesen sei. Der Entwendung eines königlichen Diplomes angeklagt und für schuldig erachtet, sei er später nach Buna verwiesen worden).

Die Gründung der Hauptakademie der Wissenschaften in Granada fällt aller Wahrscheinlichkeit nach in das 9. Jahrhundert. Ein genaueres Datum läßt sich nicht angeben, da sichere Nachrichten hierüber fehlen. Die Akademie, welche lange Zeit hindurch geblüht hat, hat eine lange Reihe berühmter Lehrer wie Schüler aufzuweisen (vgl. *Heinr. Middeldorpf*, Commentatio de institutis literariis in Hispania quae Arabes auctores habuerunt. Gottingae 1810. S. 23 fg.).

Je größer der Wohlstand war, in welchem sich die Bevölkerung der Stadt befand, je reicher die Nahrungsquellen flossen, welche Handel und Gewerbe, Weinbau und Ackerbau ihr erschlossen, desto schneller mußte auch die Stadt emporblühen. Die einsichtsvollen und patriotischen Fürsten trugen mächtig zu dieser Blüthe der Stadt bei. Sie sorgten für Wasserleitungen, durch welche unfruchtbare und öde Sandstrecken fruchtbar gemacht wurden, sie unterstützten die Gewerbthätigkeit ihrer Unterthanen, welche in der Anfertigung von Seiden- und Glaswaaren, wie von Goldarbeiten Meister waren. Mit allen diesen Erzeugnissen des Gewerbfleißes wurde ein schwunghafter Handel getrieben, für dessen Hebung die Fürsten Sorge trugen, indem sie durch Anlegung von guten Landstraßen die Verbindung mit dem Meere erleichterten. Sie förderten den Bergbau, für welchen die Sierra Nevada mit ihren reichen Mineralien das günstigste Terrain darbot. In Folge dieser sehr günstigen äußeren Bedingungen erlangte Granada nach dem Falle von Cordova, Sevilla, Niebla, Valencia und Murcia eine entschieden hervorragende Bedeutung sowol in industrieller als commercieller Beziehung und dies vornehmlich durch die reichen Maßregeln ihres ersten Fürsten, Muhammad I. Ibn al-Ahmar, der hier die vertriebene Bevölkerung jener Städte aufnahm, unter die neuen Ankömmlinge das so außerordentlich fruchtbare Gebiet der Stadt vertheilte, den fleißigen Arbeitern oder Bauern, Hirten und Künstlern reiche Belohnungen oder besondere Erleichterungen und Privilegien gewährte, zahlreiche Manufacturen, vornehmlich für Anfertigung von Seidenwaaren, errichtete, öffentliche Hospitäler für Kranke und Greise gründete, öffentliche Schulen stiftete, die Citadellen der Stadt ausbaute und erweiterte, die Stadt mit einer Mauer umgab, welche den Berichten nach 1030 Thürme und 14 Thore hatte. So wurde Granada rasch eine der blühendsten und mächtigsten Städte des ganzen Landes. Sein Umfang wird zu 4 Stunden (Ibn-Batûtâ a. a. O.) angegeben. Die Straßen waren und sind jetzt noch eng. Die Häuser, zum großen Theil mehre Etagen hoch, waren so eng an einander gebaut [8]), daß in mehren Stadttheilen Reiter mit ihren Lanzen nur schwer dieselben passiren konnten. Die Reichen bauten sich prächtige Paläste, sagt Conde (Hist. de la dominacion de los Arabes T. 3. p. 146) und in der Stadt erhoben sich bald mächtige Häuser, in elegantem Styl gebaut, mit zahlreichen Thürmen aus Lerchenholz, mit künstlichen Schnitzereien, oder aus Stein und verziert mit schönen Kapitälen aus Metall. Im Innern dieser Paläste befanden sich große Hallen, in denen Fontainen zur Abkühlung der Luft unterhalten wurden, daneben kleinere Zimmer ausgezeichnet durch die Schönheit des Schmuckes, mit welchem die Wände verziert waren und durch die Malereien in Gold und Azur, welche an den Decken angebracht waren; der Fußboden dieser Hallen bestand aus kleinen Fayencestücken, welche nach Art der Mosaik zusammengesetzt waren: kurz überall entfaltete sich eine so reiche und geschmackvolle Kunst in der Architektur, daß Granada einem Becher glich angefüllt mit Hyacinthen und Smaragden.

Die Mauer, welche die Stadt umgab und nächst der Citadelle vor feindlichen Angriffen schützte, hatte 14 Thore, deren alte Namen sich, wenn auch zum Theil in verderbter Gestalt, bis auf die Gegenwart erhalten haben. Die Namen sind folgende (vgl. Simonet a. a. O. S. 55): 1) *Bib Elbeira* (arab. Bâb albîra), Thor von Elvira. 2) *Bib Boneita* (Bâb Onaidir [9]), d. i. der kleinen Tenne, jetzt San Jerónimo). 3) *Bib el-Marstan*, d. h. Bâb al-mâristân, das Hospitalthor, von den Christen Bib Almazan genannt.

---

8) So war es noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts (1565). Vgl. *Geo. Braun* et *Fr. Hogenberg*, Civitates orbis terrarum (Urbium praecipuarum mundi theatrum quintum s. v. *Granada*): „Viri illustres, mercatores etc. tanto numero inhabitant, ut vici, qui plurimi sunt, ob incredibilem aedificiorum frequentiam plerique sint angusti; et item plateae foraque venalia. Quae tamen a Christianis, post expugnationem, ampliora facta sunt et illustriora.“ 9) Simonet a. a. O. erklärt es durch Bab Bonaida ó de la Barderola, während es Mármol durch Puerta de las Eras (das Aehrenthor) erklärt, was Simonet für falsch hält. Er sagt: „Mármol dice que significa puerta de las Eras, lo cual es error.“ Ein *Bâb Unaidir* wird in einer arabisch geschriebenen Geschichte der letzten Zeiten von Granada, herausgegeben von Marc. Jos. Müller. München 1863. S. 24 erwähnt. Der Herausgeber sagt darüber S. 130: „Onaidir heißt die kleine Tenne; ich erlaube mir dieses Thor mit dem von Marmol p. 131 angeführten Bib el bonaita zu identificiren (que quiere decir *puerta de las Eres*). Es ist leicht zu begreifen, wie aus *baboneidir* baboneida oder gar bab el boneita wurde. Hr. Simonet (Reino de Granada p. 55) macht kurzweg daraus bab bonaida ó de la banderola und erklärt die Angabe Marmol's für Irrthum. So viel Arabisch verstand sicherlich Marmol, der bonut durch estandartes erklärt, daß *bonaid* banderola heißen muß.“

4) *Bib arrambla*, d. h. Bâb al-ramla das Sandthor (Puerta del Arenál). 5) *Bib Taubin*, d. h. Bâb el-tawwâbîn, das Thor der Reuigen; zur Zeit Marmol's hieß es Puerta de los Curtidores. 6) *Bib Lacha*, d. h. Bâb al-ladscha, das Thor des Asyls (Luis del Marmol, dem Simonet folgt, erklärt Bib lacha unrichtig durch puerta del pescado). 7) *Bib Albunest.* Die Etymologie des Namens dieses Thores, welches später Puerta de la Magdalena genannt wurde, ist zweifelhaft. Auch Simonet weiß keinen rechten Ausweg, er sagt: „Ignoro cuál sea la verdadera ortografia de este nombre; pero yo sospecho que deba leerse *almunes*, que significa familiar, compañero que nos procura solaz ó deleite.“ Sollte etwa an Bâb al-bunt zu denken sein? Ueber al-Bunt (Alpuente) vgl. Marâçid al-itthilâ' I. S. 181. *Dozy*, De Abbad. II. p. 212. *Dozy*, Recherches sur l'histoire etc. de l'Espagne (1. Ausg.) I. S. 65 u. 499. *al-Maccarî* I. p. 91. 8) *Bib el Lauxar*, d. h. Bâb al-uschar, es ist ein Thor der Alhambra, welches zu dem Calle de los Gomeres führt. 9) *Bib Güed Aix*, d. h. Bâb Vadi Asch, an der Straße, welche nach dieser Stadt (Cadix) führt. 10) *Bib Adam* (del Osario), verstümmelt aus dem arabischen Bâb 'Izhâm (eigentlich das Thor der Gebeine), d. h. das Thor, welches zur Begräbnißstätte führt. 11) *Bib el Bonut*, d. h. Bâb al-bunûd, das Flaggenthor („llamada asi, segun Mármol, porque en la torre que la coronaba se enarbolaba el primer estandarte cuando habia en Granada proclamacion de nuevo rey ú otra cosa señalada“). 12) *Bib el Beiz.* Simonet erklärt dies durch: „Bab albais ó Albis, que quiere decir *del Trabajo ó del Heroismo.*“ 13) *Bib Cieda*, d. h. Bâb sijâda, das Thor der Herrschaft (Señoría). 14) *Bib el Alacaba*, d. h. Bâb al-'aqaba, das Thor des steilen Berges („llamada asi porque sale á la cuesta que baja por defuera del muro de la Alcazaba, encima de la puerta de Elbira“).

So bedeutend auch viele der maurischen Bauten in Granada sein mochten, so nimmt doch die weltberühmte Alhambra entschieden den ersten Rang unter ihnen ein.

Die Araber nannten sie al-hamrâ (die Rothe, das rothe Haus) oder hamrâu Gharnâtha (vgl. *al-Maccarî* I. S. 7. 109 u. ö.), die Bedeutung dieses Namens kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Nichtsdestoweniger hat man dies Wort auf die verschiedenste Weise erklären wollen. Eine der verunglücktesten Erklärungen gibt Weston (in seinen Remains of Arabic in the Spanish and Portuguese languages. London 1810), indem er das Wort von hamm (Sorge) und baráa (frei, ledig sein) ableitet und durch Sanssouci erklärt. Das ganze Conglomerat von Gebäuden und Festungen wurde „das Rothe“ von der Farbe der rothgebrannten Steine, mit welchen die Gebäude überdeckt sind, benannt[10]). Rich. Gosche (Die Alhambra und der Untergang der Araber in Spanien. Berlin 1854. S. 91) hat bereits ganz richtig nachgewiesen, daß dies al-hamrâ öfter als Beiname von Städten oder Gebäuden vorkommt. (Man vergleiche außerdem den Artikel hamrâ al-Asad in den Marâçid al-itthilâ' I. S. 319 und al-hamrâ in dem Moschtarik des Jâqût, herausgegeben von Wüstenfeld S. 144.)

Die Alhambra, eines der schönsten und edelsten Bauwerke, welches die Araber in Spanien errichtet haben, war ursprünglich die Festung von Granada und wird daher jetzt noch Real Fortaleza (königliche Festung) genannt. In der Zeit, in welcher sie erbaut wurde, war die spanisch-arabische Architektur bereits zu ihrer letzten, üppigsten Entfaltung gediehen. Auch hier, sagt Lübke (Geschichte der Architektur. 2. Aufl. Cöln 1858. S. 231), tritt uns das Grundgesetz maurischer Architektur, vermöge dessen das Aeußere ernst und schmucklos gehalten, das Innere dagegen in reichster Prachtentfaltung durchgeführt wurde, deutlich entgegen. Diese starren mächtigen Mauermassen mit den kräftigen Thürmen haben einen kriegerischen, abwehrenden Charakter. Aber hineingetreten, ist man plötzlich wie von einem Zauberbann umfangen, geblendet fast von der ungeahnten Herrlichkeit. Wie überall in den Bauten des Orients, gruppirt sich hier die ganze architektonische Anlage um offene, von Säulenhallen umgebene, mit Wasserbassins und Springbrunnen ausgestattete Höfe, an welche sich eine Menge kleinerer Räume, Zimmer, Corridore und Säle in bunter Anordnung reihen. Ueber all diese Prachträume hat nun die erfinderische Phantasie einen solchen Reichthum der Decoration ausgegossen, daß an Glanz, Zierlichkeit, Farbenpracht und harmonischer Gesammteinwirkung vielleicht Nichts sich mit der Alhambra vergleichen darf. Von architektonischen Gliedern ist kaum mehr die Rede: Alles hat sich in das verschlungene Spiel der Arabesken aufgelöst, die sich selbst um Schaft und Kapitäl der Säulen winden. Diese erreichen in ihrer Bildung den höchsten Grad von Schlankheit, ihre Schäfte sind meistens aus glänzend weißem Marmor, oft mit bunten Ornamentmustern bedeckt. Die höchste Bedeutung dieser bezaubernden Architektur ruht aber in der Ornamentik. Alle Flächen, selbst die Säulen, Bogen und Gewölbe, sind mit Arabesken in reicher Farbenpracht bedeckt. Die Anordnung der Flächen ist übereinstimmend so, daß ein großes Hauptfeld rings von breiten, mit goldenen Inschriften auf azurblauem Grunde bedeckten Bändern eingefaßt wird. Die Inschriften sind theils in kufischer, theils in leicht verschlungenen Charakteren der späteren Cursiv- (Neskhi-) schrift ausgeführt. Ein 3—4 Fuß hoher, ebenfalls mit Arabesken bedeckter Streifen bildet den durchlaufenden Sockel der Wand, durch diese glückliche Theilung der Flächen, durch den Wechsel der Farben, welche in aufsteigender Richtung vom Einfacheren, Milderen zum Reicheren, Brillanteren fortschreiten, sowie durch den unübertrefflich feinen Sinn

10) Nach der Meinung des Ibn-al-Khatib (bei *Casiri* II. p. 114. col. 2) hat das Gebäude daher seinen Namen erhalten, daß die Bauleute, welche es erbauten, nur bei Nacht und bei dem rothen Schein der Fackeln arbeiteten. Gewiß eine sehr künstliche und unwahrscheinliche Erklärung.

für Harmonie ist eine rhythmische Bewegung, ein schönes Gleichgewicht in diese Architektur gekommen, sodaß sie bei der üppigsten Pracht doch niemals den Eindruck des Schweren, Unharmonischen, Ueberladenen gibt. Gesteigert wird der mährchenhafte Reiz dieser Säle durch die weiten Perspectiven, welche auch ehemals nicht durch Thüren gehindert, höchstens durch Vorhänge unterbrochen waren, sodaß das Ganze als ein einziger zusammenhängender Raum erscheint. Alles athmet hier den heitersten Genuß eines träumerisch-poetischen Daseins, wie es nur unter südlicher Sonne sich gestaltet; hier wird labender Schatten, erquickende Kühlung in phantastisch geschmückten Räumen geboten, und beim Plätschern der Brunnen, beim Spielen des Sonnenlichtes durch die Muster der durchbrochenen Bogengarnituren, beim Hauche köstlicher Wohlgerüche, mußte wol die Seele eingewiegt werden in romantisches Traumdämmern. Damit stimmt dann auch, was noch sonst von baulicher Einrichtung vorhanden ist. So erhalten die Marmorbäder mit ihren Wannen aus weißem Marmor ein mattes Halblicht durch die zellenartig durchbrochenen Kuppeln. So vereinigt namentlich das Mirador, das Toilettenzimmer der maurischen Fürstinnen, die höchste Pracht, den glänzendsten Luxus der Ausstattung mit der herrlichsten Lage und Aussicht auf das blühende Thal.

Die Alhambra ist wiederholt beschrieben und bis in die einzelnsten Details abgebildet worden. Das Vorzüglichste haben Jam. Cav. Murphy (in dem mit großer Pracht ausgestatteten Werke: The Arabian Antiquities of Spain. London 1813. Pl. X u. fg.) und Jules Goury und Owen Jones (in dem Werke: Plans, elevations and details of the Alhambra: from drawings taken on the spot in 1834 by the late *M. Jules Goury* and in 1834 and 1837 by *Owen Jones.* Archt. With a complete translation of the Arabic inscriptions, and an historical notice of the Kings of Granada, from the conquest of that city by the Arabs to the expulsion of the Moors by Mr. Pascual de Gayangos. London 1842—45. 2 Bde. gr. Fol. mit 101 Taff. zum Theil in Farbendruck) geleistet, doch sind noch mit Nutzen folgende Werke zu vergleichen: Alex. de Laborde, Itinéraire descriptif de l'Espagne. T. II. Paris 1808. *Girault de Prangey,* Essai sur l'Architecture des Arabes et des Mores, en Espagne, en Sicilie et en Barbarie. Paris 1841. Desselben: Monumens arabes et moresques d'Espagne contenant souvenirs de Grenade et de l'Alhambra. Mosquée de Cordoue, Alcazar et Giralda de Séville, vues générales, intérieurs détails, coupes et plans dessinés et mesurés en 1832 et en 1833 ... lithographiés par divers artistes. Paris 1839. gr. fol. und Choix d'ornements moresques de l'Alhambra, ouvrage faisant suite à l'Atlas: Monumens arabes etc. Paris (s. a). Gailhabaud's Denkmäler der Baukunst, herausgegeben von Lohde. Bd. 2. Lieferung 137. Rich. Gosche, Die Alhambra und der Untergang der Araber in Spanien. Ein Vortrag u. s. w. Berlin 1854.

Die Inschriften der Alhambra sind mitgetheilt in: Inscripciones Arabes de Granada, precedidas de una reseña histórica .. de los reyes Alahmares por D. Emilio Lafuente y Alcántara. Madrid 1860.

Die Geschichte der Alhambra ist in Kurzem folgende. Als der eigentliche Gründer derselben wird Muhammad I. (b. Jûsuf b. Naçr) Ibn-al-ahmar (reg. von 629 d. H. [Chr. 1232] —671 [Sept. 1272], vgl. die Liste der Könige von Granada bei *Pasc. de Gayangos*, The history of the Mohammedan dynasties in Spain. II. p. XCI) genannt. Dieser beschloß im Jahre (646) 1248 den Bau (vgl. *Casiri* a. a. O. II. p. 260). Der ursprüngliche Zweck war der, auf der Sierra del Sol nicht nur eine Festung zum Schutz der im Thale liegenden Stadt, für welchen Zweck die Citadelle Alqaçaba nicht ausreichend erschien, sondern auch für die neue Regentendynastie ein ihrer würdiges Fürstenschloß zu errichten. Sein Nachfolger Muhammad II. (reg. von 671 [Sept. 1272] —701 [1302]) setzte im Jahre 1279 den von seinem Vorgänger bereits angefangenen Bau der Festungen und des Palastes der Alhambra fort und dessen Sohn Muhammad III. Abû'Abd-allah (reg. 701 [1302] — 708 [April 1309]) errichtete eine große Moschee von eleganter Form, verziert mit reicher Mosaik, deren Dach auf hohen Säulen mit prächtigen Kapitälen und von silberner Basis ruhte (*Casiri* II, 272: Muhamad III. alias Abu Abdala, templum maximum, pereleganti formâ exstruxit, in regia urbe [vulgo Alhambra] musivo opere pictum, columnisque magnis mira quidem arte elaboratis, capitulo insuper et basi argentea insignibus suffultum ... Opus quidem singulare et eximium, ac principe illo incomparabili prorsus dignum). Während der Regierung des Naçr (Abû'l-dschujûsch) scheint der Bau keine wesentlichen Fortschritte gemacht zu haben. Großes leisteten dagegen dessen Nachfolger: Isma'îl I. Abû-l-Walîd (reg. von 713 = Febr. 1314 bis 725 = Juli 1325), Jûsuf I. Abûl-haddschâdsch (reg. von 733 = Aug. 1333 bis 755 = Oct. 1354) und vorzüglich Muhammad V. al-Ghanî billah (reg. von 755 = Oct. 1354 bis 760 = Aug. 1359 und zum zweiten Mal von 763 = 1362 bis 793 = 1391). Während der Regierung dieser Fürsten ist an die innere Ausschmückung des Palastes der Alhambra die letzte Hand angelegt worden; der Beiname Muhammad's V. „al-Ghanî billah" findet sich vorzüglich in den Inschriften des Löwenhofes (Patio de los Leones) und in dem Saale der Gesandten (Sala de los Embaxadores). Ebenso findet sich der Name Jûsuf Abû'l-Haddschâdsch, welcher den mächtigen Bogen der Gerechtigkeit (Arco de justicia) vor dem Hauptthore, dem Thor der Gerechtigkeit (Puerta Principale ó de justicia) im Jahre 1348 errichtete, im Saale der Gesandten, den er vollendet haben soll. „An allen Seiten," sagt Girault de Prangey (Essai sur l'architecture des Arabes et des Mores p. 125), „von jähen Abgründen umgeben (nur an der östlichen Seite hängt die Sierra del Sol mit der Hauptgebirgskette zusammen, darum wurde

hier, um die Festung uneinnehmbar zu machen, ein tiefer breiter Graben angelegt), war die Festungsmauer gegen jeden Angriff vollkommen sicher. Da die Festung mit zahlreichen unterirdischen Gewölben, mit Magazinen aller Art, mit zahlreichen, zur Aufnahme des frischen Quellwassers, welches von der Sierra herabfließt, bestimmten, noch jetzt wohl erhaltenen Kanälen versehen war, so entsprach sie in herrlichster Weise allen den Anforderungen der üppigen Lebensweise der maurischen Fürsten, und man begreift leicht, daß die Nachfolger Muhammad's I. mit solcher Hingebung und Energie Alles beitrugen, um ihren Fürstensitz zu verschönern und mit einer Pracht auszustatten, mit der man in jener Zeit nichts Aehnliches vergleichen kann."

Die Gestalt der Festungsanlage ist durch locale Verhältnisse bedingt. Nach englischen Messungen beträgt die Ausdehnung derselben in der größten Länge von Ost nach West 2500, in der größten Breite 750 Fuß. Die Mauer, welche die Festung umgibt, ist mit 13 sehr festen Thürmen versehen. Die ganze Festung liegt auf dem Hügel, welcher das Thal des Darro von dem des Xenil trennt, und an der Nordseite steil und felsig über den Darro aufragt, während er nach Süden zu sanft in das weite Thal des Xenil sich herabsenkt.

Der Palast der Alhambra befindet sich im Mittelpunkte der Festung (vgl. *Girault de Prangey*, Essai p. 130 seq.). Im Westen wird er durch den weiten Platz der Cisternen (Plaza de los Algibes), dessen Bassins tief in den Felsen gehauen sind, von der Citadelle Al Qaçaba, welche die Stadt beherrschte, getrennt. Er erstreckt sich nördlich bis zur Ringmauer der Festung, auf welcher sich der überaus starke und feste Comaresthurm (angeblich nach dem Namen des Erbauers so genannt)[11]) am äußersten nördlichen Abhange gegen den Darro hin erhebt. Rings um das Palais befanden sich vorzüglich auf der Ost- und Südseite die Wohnungen der Hofbeamten und des Mufti wie der an der Hauptmoschee angestellten Imâme. In dieser Disposition blieben die Gebäude bis zur Zeit Karl's V., der, als er die Burg besuchte, so entzückt von der Gegend war, daß er beschloß auf der Alhambra zu residiren. Im J. 1526 beauftragte er den Architekten Pedro von Machuca mit der Ausführung der Baupläne und so entstand denn das Gebäude, welches, ohne die herrlichen Bauten mit den graciösen Galerien und den so reich geschmückten Hallen zu schonen, hier neben und zum Theil auf den Ruinen errichtet wurde, welches mit den dasselbe umgebenden Palästen sehr unschön disharmonirte. Man verschonte indessen glücklicher Weise einige der Hauptsäle und die berühmten Vorhöfe (Patio) des Palastes und bemühte sich das neue Gebäude in Symmetrie mit dem Comaresthurme zu bringen, der an der Südseite des Hofes des Fischteiches Patio de la Alberca, welcher beide von einander trennt, sich befindet. Dieser Hof und das neue Gebäude sollte ein langer Gang, der wie dieses letztere unvollendet geblieben ist, verbinden. Hier stand allen Spuren nach ein mehrgeschossiges Gebäude, dessen Parterre, nach der wohlbegründeten Vermuthung Girault de Prangey's, eine für die Wachen bestimmte breite Halle bildete, ähnlich wie im Schloß von Sevilla, rechts und links einige Wartesäle. Tritt man durch die Halle an die jetzt verschlossene Pforte des Hofes des Fischteiches (Patio de la Alberca), so hatte man den nach Norden zu gelegenen kolossalen Comaresthurm und die Galerien, welche den Hof an dieser Seite begrenzten, vor sich. Dies war eine der imposantesten Partien des ganzen Palastes. Der Hof des Fischteiches (vgl. die Darstellungen bei *Girault de Prangey*, Essai p. 132. Atlas, Grenade, pl. 21. 29. 30. *Murphy* T. 21—31. *Owen Jones* I. Taf. 4—6. 9. II. Taf. 8. 11. 33. 42. 46. 49. — *Alberca* entspricht dem arab. *birka* Teich). Der Hof wird auch Patio del gran Vivero oder del gran Estanque genannt, ist gegen 126 Fuß lang und etwa 70 Fuß breit (an den Langseiten waren zweigeschossige Gemächer und an den Schmalseiten (Nord und Süd) Arkadengalerien von 10 Fuß Tiefe), in der Mitte desselben befand sich ein herrliches Wasserbecken, durch zwei Fontainen gespeist, umgeben von Rosen-, Oleander- und Myrthenbüschen, von denen der Hof auch Patio de los Arrayanes, der Myrthenhof (vgl. das arab. al-raihân. *Engelmann*, Glossaire des mots espagnols et portugais dérivés de l'arabe p. 63) genannt wurde, die Gänge zwischen diesen duftenden Alleen waren mit breiten weißen Marmortafeln gepflastert. An den Enden der beiden Galerien waren reich mit Stuccatur und Mosaik verzierte Nischen angebracht, in welche man ohne Zweifel Divans zu stellen pflegte. Die etwa 12 Ellen hohen Galerien endigen in eine aus Sternenformen, Polygonen und anderen regelmäßig wiederholten geometrischen Figuren gebildete Decke, die aus eingelegtem Holz besteht: Alles in reichstem Farbenschmucke, Gold, Weiß, Zinnoberroth und Azurblau. In der Mitte des Plafonds und in bestimmten Zwischenräumen waren kleine Kuppeln von eingelegtem Holz mit angebracht, deren Gestalt an die eigenthümlichen Tropfsteinbildungen erinnert. Die Säulen, welche die luftigen und leichten Galerien tragen, sind von weißem Marmor und mit ihren Garnituren von Stuckarbeit sehr wohl erhalten. Weniger ist dies mit den reichen Ornamenten von Blatt- und Blumenverschlingungen und den arabischen Inschriften der Fall, welche bald die Mittelfelder, bald einzelne Theile der zwischen den Orna-

11) Willkomm a. a. O. II. S. 16: „Die ganze Alhambra, sowol der Palast als die Festungsmauern, wie überhaupt alle Werke der Mauren, bestehen aus horizontalen Schichten von Ziegeln und runden Bruchsteinen, die mit einander abwechseln und in einen eisenfesten Mörtel eingebettet sind. Auch der Bewurf ist so hart, daß man die Spitzhacke nehmen muß, um ihn von den Mauern zu lösen. Die Stuccaturarbeiten bestehen aus einer feinen Gypsmischung, die trotz ihrer Weichheit der Witterung widersteht; daher alle maurischen Verzierungen, die nicht mit rohen Händen betastet worden sind, noch so scharf und frisch aussehen, als wären sie eben erst aus der Werkstätte des Bildners hervorgegangen. Bis jetzt hat man sich vergeblich bemüht, über die Zusammensetzung dieser eigenthümlichen Mischung ins Klare zu kommen."

menten befindlichen Medaillons oder Sterne, aus denen die Ornamentik besteht, bedeckten. Im Ganzen ist auch hier das Gesetz der decorativen Malerei der Mauren streng beobachtet, daß in den unteren, dem Auge des Beschauers näheren, Theilen der Gemächer die matteren Farben angewendet sind, während die oberen Partien in lebhaftestem Roth, Blau und Gold schimmern. Ueber der an der Nordseite unter der Galerie dahinlaufenden Mosaik zieht sich in zwölf Versen eine arabische Inschrift hin, deren Text Girault de Prangey (Essai Opp. p. V) mittheilt. Welches Fürsten Lob sie verkündet, ist ungewiß. Sie lautet so:

Gelobt sei (Gott), der dir den Befehl über seine Diener anvertraut und durch dich den Islam geehrt und mit Wohlthaten überschüttet hat.
Wie vielen Christenstädten bist du am Morgen genaht [12]) und warst am Abend Herr über das Leben ihrer Bewohner!
Du legtest ihnen die Fesseln der Gefangenschaft an, und am andern Morgen leisteten sie beim Bau deiner Schlösser Frohndienste.
Mit Gewalt hast du die Halbinsel durch das Schwert erobert und geöffnet eine Pforte, die dem Sieg verschlossen war.
Vorher hast du zwanzig Festungen zur Uebergabe genöthigt und was du in ihnen gefunden dem Heer als Beute überlassen.
Hätte der Islam zu wählen, was er am meisten wünschen sollte, so würde er nur wünschen, daß du lebest und glücklich seist.
Schon glänzen die Lichter der Majestät an deiner Pforte, und die Freigebigkeit lächelt freundlich und huldvoll an ihr,
In jeder Wohlthat zeigen sich ihre Spuren, die nachhaltiger wirken und schöner glänzen als Perlen, wenn sie aufgereiht sind [13]).
O du Sohn der Majestät, Milde, Tapferkeit und Freigebigkeit, der du dich noch über die Sternenregionen erhebst, wenn du die Flügel schwingst,
Aus Erbarmen (für deine Unterthanen) bist du aufgegangen (wie eine Sonne) am Horizonte des Königreiches, um zu erleuchten, was bisher in tiefe Finsterniß getaucht war.
Sogar den Zweig schützest du vor dem rauhen Nordwind, und flößest Ehrfurcht selbst dem Stern am Himmelszelt ein,
Und wenn die Strahlen des Gestirnes erglänzen, so geschieht es nur aus Furcht (vor dir), und wenn der Zweig des al Bânbaumes träufelt, so geschieht es nur, um dir ewig zu danken.

Die den Hof an zwei Seiten einschließenden Galerien stehen mit diesem durch je sieben, der Spitzbogenform nur wenig sich nähernde Arkaden in Verbindung; der mittelste Bogen ist breiter und höher als die anderen; die Säulen, welche die Bogen tragen, sind von weißem Marmor, außerordentlich schlank, meist paarweise gestellt, und stehen auf niedrigen kreisrunden Sockeln. Ihre Kapitäle sind mit Arabesken, und die Schwibbbogen mit den geschmackvollsten Stuccaturverzierungen, Blumenguirlanden und Inschriften geschmückt.

Zahlreiche, jetzt ganz verödete Zimmer, stehen mit dem Hofe des Fischteiches in Verbindung. Neben der auf der nördlichen Seite gelegenen Galerie befindet sich ein Vorsaal, durch welchen man in den Saal der Gesandten tritt.

Dieser Vorsaal, Sala de la Barka (d. i. Halle der Segnung) genannt, ist eines der luxuriösesten und am besten erhaltenen Gemächer des Palastes (vgl. die ausführlichere Beschreibung bei *Girault de Prangey*, Essai etc. p. 136 seq.). Die Kante, welche unten an den Wänden des Saales hingeht, aus Fayencemosaik, die Wandmalereien in Gold, Zinnoberroth und Ultramarinblau haben zum Theil die Frische der Farben sich noch erhalten. Die Säulen, welche an den Seiten stehen, sind wie die Kanten mit Mosaik überkleidet. Ueberall sieht man zahlreiche Inschriften, deren eine (Sur. 3, 13. „Von Gott kommt Hilfe und naher Sieg, verkündige diese frohe Botschaft den Gläubigen") oberhalb des Mosaikgetäfels und um den großen Bogen am Eingange sehr häufig wiederholt ist. Ein prächtiger Holzplafond überdeckt das Ganze (vgl. die bildlichen Darstellungen bei Owen Jones I. Taf. 10—12. II. Taf. 43—45).

Diese Halle der Segnung steht durch einen früher sehr reichgeschmückten, jetzt ganz veränderten Vorsaal mit dem weltberühmten Sala de los Embaxadores (dem Saal oder der Halle der Gesandten) in Verbindung (vgl. die Darstellungen bei *Girault de Prangey*, Essai etc. p. 138 seq. Monuments arabes. Grenade. Plan. Pl. 29. 30. Owen Jones II. Taf. 16. 21. 23. 25. 26. 28. 31. 32. 36. Mor. Willkomm a. a. O. II. S. 16 fg.), welche die ganze Breite und fast die ganze Höhe des Comaresthurmes [14]) (vgl. die Abbildung dieses Thurmes bei *Girault de Prangey*, Monuments arabes. Grenade. Pl. 21 und 24) einnimmt.

Diese prächtige mit hoher Kuppel bedeckte Halle, welche, wie ihr Name dies schon besagt, zum Empfang der Gesandten bestimmt war, ist gegen 34 Fuß lang und breit, bis zum Gipfel der Kuppel über 58 Fuß hoch und an der Ost-, Nord- und Westseite mit je drei Fensternischen von mehr als 9 Fuß Tiefe und 15 Fuß Höhe versehen. Die Stärke der Mauern des Thurmes ist so groß, daß jede dieser Nischen wie ein besonderes kleines Gemach aussieht. Die drei Mittelfenster bestehen aus je zwei zierlichen, innen gerippten Schwibbbogen, auf schlanken Säulen ruhend: man hat von hier die Aussicht auf Granada und die Vega; im Vordergrunde Albaysin mit der neuen Alcazaba; im Osten den Darro, an dessen Ufer sich die Terrassen und Gärten des Generalife erheben. Rings um die Halle und an den Fenstersimsen geht eine prächtige Mosaikkante, darüber zwischen jedem Fenster regelmäßig wiederholt eine Inschrift umgeben und durchflochten von Blumen- und

12) In dem ersten Halbverse des zweiten Verses muß es statt fakam baldati-'l kufri çabahta ahlahā heißen: fakam baldati-'l kuffâri açbahta ahlahā. 13) Auch hier bedarf der zweite Halbvers einer Nachhilfe. Anstatt der Worte: va audhahu min addurri idza'ntazhama ist wol zu lesen: va audhahu min durrin idza qad tanazhzhama.

14) Der arabische Name ist Qumârisch. So hieß auch eine befestigte Stadt in der Nähe von Malaga. Vgl. *al-Maccarî*, Analectes (leydener Ausgabe) I. S. 282.

Laubgewinden. Von der Kante bis zum Beginn der Kuppel hat hier die maurische Kunst den ganzen Reichthum ihrer launenhaften Ornamentik entfaltet: verschobene Vierecke wechseln mit netzartigen Geweben, Sternen, Achtecken und anderen geometrischen Figuren ab. Die ganze Anordnung zeugt von einem sehr künstlerischen Geschmack und von feinem Formgefühl. Die Friese sind mit zahlreichen Inschriften, bald in Kufi-, bald in Neskhischrift, überall mit Blumen und zarten Laubgewinden durchzogen.

An den breiten Fenstersimsen liest man hier die Inschrift: Triumph, Macht und glänzender Sieg unserem Herrn Abû'l-Haddschâdsch, dem Gott hilfreich beistehen möge (vgl. *Girault de Prangey*, Essai Pl. 21. no. 2). — Im Centrum der Ornamente, welche die Wände des Saales bedecken, steht vielfach wiederholt: Gott helfe ihm! — An anderen Stellen liest man: Der Ruhm gehört Gott! — „Was Ihr von Gütern besitzet, kommt von Gott." — „Die Macht gehört Gott!" — „Die Herrschaft gehört Gott." — „Segen" — „Ehre unserem Herrn Abûl-Haddschâdsch. „Mächtig ist seine (Gottes) Hilfe!" — „O Gott, Dir sei ewig Lob und beständig Dank!"

Zu beiden Seiten (gegen Osten und Westen) des Hofes des Fischteiches standen in ganz symmetrischer Anordnung die beiden Hauptgebäude des Palastes der Alhambra. Das eine derselben ist wohl erhalten und ohne wesentliche Reconstructionen auf uns gekommen. In demselben befinden sich der Löwenhof, der Saal der zwei Schwestern, der Saal des Gerichtes und der Saal der Abencerragen, in dessen Nähe man noch den Vorhof erkennt, welcher an das für das Begräbniß der Könige von Granada bestimmte Gebäude stieß. Das an der westlichen Seite des Hofes des Fischteiches gelegene Gebäude ist theils so schlecht erhalten, theils durch zahllose Ueber- und Verbauungen verunstaltet, daß es schwer wird, zu erkennen, welches die ursprüngliche Gestalt und Bestimmung der einzelnen Theile desselben gewesen sein mag. Es sind davon nur die für die Archive bestimmten Säle und die Nebengänge, welche zu dem Patio de la Mezquita, Hof der Moschee, führen, erhalten. Dieser letztere, am westlichen Ende des Hofes des Fischteiches gelegen, entspricht nach Form und Anlage fast ganz dem Hofe, welcher den nach Osten hin gelegenen Bädern voranging (vgl. die Beschreibung bei *Girault de Prangey*, Essai p. 144 seq.). An der Westseite des Patio führte früher eine, jetzt zugemauerte, Thür zur Moschee, welche in der Zeit Karl's V. völlig restaurirt wurde. Ueberall findet man den Wahlspruch dieses Fürsten: Nec plus ultra! neben dem des Muhammad I.: „Es gibt keinen anderen Sieger als Gott!" Man hat den Tempel in maurischem Geschmacke restaurirt und zwar mit dem Material, den Säulen, den Holzdecken, welche man von den abgebrochenen Theilen des Palastes der maurischen hierzu verwendete. Die Bäder (Baños) liegen etwa 12 Fuß unter dem Niveau des Hofes der Löwen und des Fischteiches. Ihre ganze Construction erinnert an die Bäder der Alten. Sie liegen zwischen der Nordseite des Patio de la Alberca, dem Saale der beiden Schwestern und dem reizenden Garten der Lindaraja. Die Bäder selbst sind leider sehr schlecht erhalten auf uns gekommen. Der Erholungssaal, der sich vor den eigentlichen Badestuben befindet und mit dem Badesaale in Verbindung steht, ist der einzige, in dem noch bedeutende Reste der ursprünglichen Verzierungen vorhanden sind: etwa 1 Fuß über dem Fußboden befinden sich auf der rechten und linken Seite des Gemaches neben dem Eingange die Alkoven, welche noch mit eleganter Fayencemosaik überkleidet sind. Ein Becken von weißem Marmor steht in der Mitte des Saales, in den vier Ecken des letztern erheben sich je vier Säulen mit maurischen Kapitälen und Sockeln, sie tragen das hölzerne Sims, über welchen sich die Galerien der zweiten Etage erheben, die an den vier Seiten wie der untere Saal von Arkaden durchbrochen und, wie man berichtet, für die Musiker bestimmt waren. Hölzernes Gitterwerk, welches der Luft freien Durchzug gewährt, vollendet den Schmuck des obern Theiles, über dem sich eine Decke von eingelegtem Holz mit sternförmigen Oeffnungen befindet, durch welche das Licht mit zauberhafter Wirkung fällt.

Hinter diesem Hauptsaale, nach Osten zu, befindet sich ein kleines Cabinet, eine Art Apodyterion (Auskleidezimmer). Von hier gelangt man durch einen engen Gang in ein Abkühlungszimmer und von diesem in den Badesaal.

Den Hof des Fischteiches umgeben, wie bereits gesagt, der Hof der Löwen, der Saal der beiden Schwestern, der Saal der Abencerragen und der Saal des Gerichtes, die kostbarsten und glücklicher Weise am besten erhaltenen Theile des Palastes. In den Hof der Löwen gelangt man vom Hofe des Fischteiches, indem man zwei Vorzimmer durchschreitet, deren zweites, zur Zeit Philipp's II. restaurirt, durch drei große Arkaden mit dem Löwenhofe in Verbindung steht. Der mittelste dieser Bogen ist breiter und höher als die beiden anderen und ruht auf weißen Marmorsäulen. Girault de Prangey erklärt sie für das Vollendetste, was die maurische Architektur überhaupt aufzuweisen hat. Der Eindruck, welchen man beim Eintritt in den Löwenhof empfängt, wird als ein überwältigender geschildert. — Dieser Patio de los Leones (vgl. die Darstellung bei *Girault de Prangey*, Essai etc. p. 149 und die Abbildung in den Monuments arabes. Grenade Pl. 26. 29. 30. 4. Choix d'ornements moresques. Pl. 27 und in den Werken von Murphy und Jones) ist 61½ Fuß breit und gegen 108 Fuß lang, ringsum mit Arkadengalerien umgeben, die an der Nord- und Südseite 6 Fuß, an der West- und Ostseite 9 Fuß tief sind, während zugleich in der Mitte der letzteren Säulenpavillons von 12 Fuß im Quadrat, mit besonderen kleinen Springbrunnen, nach der Innenseite des Hofes vortreten. In der Mitte desselben erhebt sich die berühmte Löwenfontaine (Fuente de los Leones), zu welcher das Wasser in marmornen Rinnen aus den

Fontainen des Saales der zwei Schwestern und des Saales der Abencerragen hingeleitet wird. Die berühmte Fontaine ist das bedeutendste und vollkommenste Meisterstück der maurischen Skulptur, das man überhaupt kennt. Sie besteht aus einer zwölfeckigen mit Arabesken und einer Inschrift in bas relief gezierten Marmorschale getragen von zwölf Löwen aus Marmor. In der Mitte befindet sich ein hohler Marmorcylinder von gegen 2 Fuß Höhe, welcher eine kleinere runde Schale trägt, in deren Mitte sich eine runde Pyramide befindet, aus deren Spitze das Wasser emporspritzt, das von einer Schale in die andere fallend endlich wieder aus den Rachen der zwölf Löwen hervorströmt. Die wenn auch groteske und an altägyptischen Styl erinnernde Kunst dieses Werkes macht dennoch einen gewaltigen Effect. Die Inschrift, welche rings um den Fries der unteren Marmorschale in bas relief geht, lautet folgendermaßen (vgl. den arabischen Text[15]) bei *Girault de Prangey*, Essai. Append. p. XVI und dazu die Abbildung der Fontaine ebend. pl. 17.):

Gelobt sei der, welcher dem Imâm Muhammed Wohnungen gab, welche durch ihre Pracht die (anderen) Wohnungen schmücken.

Bietet dieses Bassin nicht Herrlichkeiten dar (die so groß sind), daß Gott keine ihnen ähnlichen finden läßt?

Und (bietet es nicht) eine Skulptur von Perlen, deren Licht glänzt und den Rand desselben mit einem breiten Perlensaum schmückt.

Geläutertes Silber fließt da zwischen Edelsteinen und unvergleichlich reinem und weißem Glanz.

Was fließt, scheint dem Auge gleich dem zu sein, was fest ist, und man weiß beides nicht von einander zu unterscheiden.

Siehst du nicht, daß das Wasser in das Becken fällt, daß es aber dann in den (im Innern der Löwen angebrachten) Kanälen verschwindet?

Aehnlich wie bei dem Liebenden, welcher sein Augenlid mit Thränen netzt, diese aber zurückhält, da er den (Blick des neugierigen) Vorübergehenden scheut.

Geschieht dies wirklich ohne Zuthun der Wolken, die auf die Löwen herabregnen und die (in ihnen verborgenen) Bäche mit Wasser versehen?

Und ist es die Hand des Khalifen, welche (den Wolken) gleicht, in dem sie am frühen Morgen ihre Wohlthaten über die steinernen Löwen ergießt?

O du, der du die Löwen ruhig daliegend schaust, fürwahr nur die Scheu (vor unserem Herrn) verhindert sie (dich) anzugreifen.

O Erbe in directer Linie, der Nacriten, erhabenes Erbe, das an Erhabenheit die höchsten Berge überragt!

Ewig sei Gottes Segen mit dir! Immer mögest du neue Feste anstellen und deinen Feinden Kummer bereiten.

Südlich vom Hofe der Löwen befindet sich die Halle der Abencerragen (Sala de los Abencerrages). Dieselbe ist an Größe und Gestalt dem Saale der beiden Schwestern (28 Fuß lang und 23 Fuß breit) vollkommen gleich. In Folge der Explosion einer Pulvermühle wurde sie in vielen Theilen zerstört, doch lassen die Reste ihrer Skulpturen auf die ehemalige große Schönheit schließen (vgl. Girault de Prangey a. a. O. S. 156). In der Mitte der Halle befindet sich ein Marmorbecken mit einer Fontaine, an der Ost- und Westseite eine tiefe Nische, welche, wie es scheint, zur Aufnahme von Divans oder Betten bestimmt war, denn allen Spuren nach pflegten hier die Fürsten im Winter zu wohnen. Der Saal gewährt ein besonderes historisches Interesse, weil er als der Schauplatz der Ermordung der Banû Sirâdsch (Abencerragen) angesehen wird, welche um 1480 Alî Abû'l Hasan der Sage nach hier vornehmen ließ. Das Factum ist übrigens historisch durchaus noch nicht erwiesen (vgl. *al-Maccarî* by Gayangos II, 370).

An der Ostseite des Löwenhofes befindet sich der Saal des Gerichtes, Sala del Tribunal, 95½ Fuß lang und 12½ breit (mit drei großen Nischen von 9 Fuß Tiefe) und über 30 Fuß hoch. Die drei an der Ostseite dieses Gemaches befindlichen Nischen zeichnen sich besonders durch die an ihren aus Holz gebauten Decken angebrachten Malereien aus: das eine dieser Gemälde stellt einen Divan oder eine Versammlung von Greisen vor; das zweite stellt eine Doppeljagd dar — Christen jagen einen Eber und auf der andern Seite jagen Araber einen Löwen —, auf dem dritten Gemälde tödtet ein Maure einen Christen. An dem maurischen Ursprunge der Gemälde ist wol nicht zu zweifeln (vgl. über dieselben Gosche a. a. O. S. 67. Darstellungen derselben s. in den bereits angeführten Werken von Goury und Owen Jones, sowie bei *Murphy*, Arabian antiquities).

In diesem Raume sollen Ferdinand und Isabella die erste Messe haben lesen lassen. Leider ist er durch zahlreiche zu verschiedenen Zeiten vorgenommene Restaurationen vielfach entstellt worden.

Von dem Löwensaale gelangt man über einige Stufen zu dem Saale der beiden Schwestern (Sala de los dos Hermanas), so genannt von zwei weißen Marmorplatten von ungeheuren Dimensionen, welche zu beiden Seiten der im Mittelpunkte befindlichen Fontaine in das Getäfel des Fußbodens eingefügt sind. Nach allen Beschreibungen (vgl. besonders *Girault de Prangey*, Essai etc. p. 161, dessen Choix d'ornements pl. 13.) ist dieser Saal, was die Pracht des Baues und die Schönheit der Wandbecorationen anlangt, entschieden das Juwel des ganzen Palastes. Der untere Theil des Saales ist viereckig, die Wände sind zum größten Theil mit der reichsten Mosaik bedeckt; der obere, achteckige Theil, auf dessen rothen Friesen die in goldenen Buchstaben geschriebenen Inschriften, von azurblauen Blumen und Laubgewinden umgeben, hinlaufen, endigt in eine herrliche Kuppel, welche gleichsam aus Bienenzellen zusammengesetzt zu sein scheint. Die leichte Ornamentik hängt wie ein Spitzenschleier über dem Ganzen und gibt

15) Die drei letzten Verse sind einer längeren Qaçîda des Dichters Abû 'Abd-allah Muhammad b. Jûsuf, bekannt unter dem Namen Ibn-Zumruk (geb. in Granada 733, gest. 790 d. Fl.), welche derselbe zum Lobe des Muhammad V. verfaßte, entnommen. Dernburg hat den vollständigen Text der Qaçîda in einer Handschrift der k. Bibliothek zu Paris aufgefunden. Von demselben Dichter sollen verschiedene andere in der Alhambra an die Wände geschriebene Gedichte herrühren. — Eine Abbildung der Inschrift vgl. bei O. Jones I. Taf. 17.

dem Saale einen Reiz, von dem Alle, die ihn gesehen haben, wie bezaubert sind. Alle hervorspringenden Leisten sind reich vergoldet, auf weiß, roth und blau gemaltem Grunde (vgl. Willkomm a. a. O. II. S. 20). Das Licht fällt zauberisch durch die acht Fenster der Kuppel. Rings um den Saal geht eine Säulenhalle, über der sich eine in der halben Höhe angebrachte Galerie befindet, welche mit dem Harem, der sich an der östlichen Seite des Palastes befand, in Verbindung stand. Die aus durchbrochenem Blumenwerk bestehenden Jalousien, welche jetzt noch wohl erhalten sind (Willkomm a. a. O.), erlaubten den Frauen eine wenigstens beobachtende Theilnahme an den Festen, welche in diesem Saale veranstaltet wurden. Neben demselben befindet sich, nördlich in einem der kleineren Thürme, der sogenannte Tocador (oder Peinador) de la Reyna (das Putzzimmer der Königin), von dessen Fenstern aus man eine herrliche Aussicht auf den reizenden Patio de Lindaraxa, einen Garten mit Myrthen-, Citronen- und Orangenbäumen genießt. In diesem kleinen, nach allen Seiten hin offenen Salon finden sich an den Wänden Abbildungen tunesischer Landschaften, welche allen Spuren nach nicht aus der maurischen Zeit, sondern aus der Zeit Karl's V. herrühren, der den Tocador restauriren ließ. Der unterhalb des Tocador gelegene Saal ist fast ganz vernichtet, nur wenige Reste der maurischen Verzierungen sind noch erhalten. Er steht durch lange enge Corridors mit den Souterrains der Halle der Abencerragen in Verbindung.

Oestlich von dem Palaste außerhalb der jetzigen Ringmauer stehen noch jetzt mehre Gebäude, welche ohne Zweifel zu demselben gehörten. Das bedeutendste darunter ist ein zierlicher Pavillon, der Mirador de buena vista, oder der Palast des Prinzen, wahrscheinlich die Wohnung eines Prinzen der königlichen Familie. (Vgl. die detaillirte Beschreibung bei *Girault de Prangey*, Essai etc. p. 171 seq.)

Ganz in der Nähe des Palastes der Alhambra, nach Nordosten zu gelegen, von der Festung nur durch die Ringmauer und den Graben getrennt, befindet sich der berühmte Sommerpalast Generalif auf dem Abhange der Sierra del Moro. Der ziemlich verschieden gedeutete Name (*Marmol*, Hist. del rebelion de los Moriscos p. 28 nennt ihn Ginalarife und übersetzt es durch Garten des Tänzers „Zambrero;" Andere erklären es durch Garten des Prinzen) bedeutet Garten des Oberbaumeisters (der Name ist verderbt aus dem arabischen Dschannat-al-ʿarîf. Ueber die Bedeutung von Alarif: juez albañir, juez de edificios, vgl. *W. H. Engelmann*, Glossaire des mots espagnols et portugais dérivés de l'Arabe. Leyde 1861. p. 11 und Jos. Müller, Die letzten Zeiten von Granada (München 1863.) S. 150 fg.). Er wurde vom Könige Naçr Abû'l dschujûsch im Styl der Alhambra erbaut (vgl. die Darstellungen bei *Murphy*, Arabian antiquities Taf. 88—95. *Girault de Prangey*, Essai p. 173 seq. Willkomm a. a. O. II. S. 26 fg.). Wenig entfernt von dem großen Palais, auf der Spitze eines Berges, welcher gegenüber der Alhambra über dem Darro sich erhebt, ist der Generalif eine der reizendsten Sommerwohnungen, die man sich denken kann. Zur Zeit der Araber, wie noch heute, war es schon der Garten, dessen Reize „wegen der Fülle des Thaus, der Durchsichtigkeit seiner Gewässer, der frischen Brisen der duftenden Winde" sprüchwörtlich waren. Nach der Angabe eines arabischen (vgl. *Girault de Prangey* p. 174) Schriftstellers ist das Schloß kurz vor einer Pest, welche in Granada schreckliche Verwüstungen anrichtete und während welcher der Sultan Jûsuf sich hierher mit seiner Familie zurückzog, erbaut worden.

Als Bauwerk hat der Generalif durchaus nichts Eigenthümliches; durch ein Wohngebäude kommt man in einen weiten Patio, der nicht, wie dies in der Alhambra gewöhnlich ist, in der Mitte ein großes Bassin hat, sondern von einem klaren Wasserbache durchschnitten wird (vgl. Monuments arabes. Grenade. Vue générale du Generalife und Pl. 12). Rings herum laufen Bogengalerien von Bogen getragen in zarter Skulpturarbeit. Sodann tritt man in einen Vorsaal, dann in den Hauptsaal, der an den Seiten von kleineren Gemächern umgeben ist. Auch die Inschriften, von denen ein Theil sich noch erhalten hat, bieten durchaus nichts Bemerkenswerthes.

Desto interessanter und schöner sind die das Palais umgebenden Gärten. Herrliche Baumanpflanzungen wechseln mit geheimnißvollen Bosquets ab, zwischen denen man schöne Wasserbassins, Cascaden und Fontainen erblickt.

Das Hauptthor, welches zur Alhambra führt, ist das Thor des Gesetzes (Bâb al-scharîʿa) oder, wie es jetzt genannt wird, das Thor der Gerechtigkeit (Puerta Principale ó de justicia). Den Eingang dazu bildet eine Halle, welche von einem hochgeschwungenen Bogen, dem Bogen der Gerechtigkeit (Arco de justicia), welcher bis zur halben Höhe des Thurmes reicht, überspannt ist.

Das Thor der Gerechtigkeit (vgl. die Darstellungen bei Murphy Taf. 15—17. O. Jones Taf. 2. *Girault de Prangey*, Monuments arabes. Grenade. Pl. 3. 29. 30.) wird durch zwei viereckige, am Südabhange des Berges gelegene, Thürme gebildet, welche ein kühn gewölbter Hufeisenbogen verbindet. Diese beiden so zu einem Ganzen vereinigten Thürme sollen der älteste Theil der Alhambra und nach einer alten Volkssage von einem arabischen Astrologen erbaut sein, der, wie dieselbe Sage berichtet, die Steine dazu von den Pyramiden Aegyptens habe herbeiholen lassen.

Der Hufeisenbogen, welcher das Thor bildet, ist etwa 33 Fuß hoch. Der Zwischenraum zwischen den beiden Thürmen bildet eine Art Halle, an deren beiden Seiten Vorsprünge angebracht sind, welche als Sitze für die auf den Richterspruch Wartenden dienten. Denn hier wurde Recht gesprochen, wie folgende über dem Thore angebrachte Inschrift besagt: „Den Befehl zur Erbauung dieses „Thor des Gesetzes" genannten Thores

(möge Gott durch dasselbe Gedeihen geben dem Gesetze des Islâm, wie er es schon gethan hat zu einem ewigen Ruhm, der die Zeiten überdauert) hat gegeben unser Herr, der Beherrscher der Moslim, der kampfgeübte und gerechte Sultan, Abû'l-Haddschâdsch Jûsuf der Sohn unseres Herren, des kampfgeübten und heiligen Sultans Abû'l-Wâlid bin Naçr (Gott vergelte ihm die reinen Thaten, welche er im Interesse des Islâm gethan und nehme gnädig an die Großthaten, die er im Kampfe gegen die Ungläubigen vollbracht!). So wurde denn dies Thor erbaut im preiswürdigen Monat der Geburt des Propheten im J. 749 (1348 Chr.). Möge Gott es machen zu einem schützenden Bollwerk und es rechnen unter die Zahl der frommen und lange dauernden Werke!" An dem weißen Marmorstein, welcher den Schlußstein des Bogens (el Arco de Justicia) bildet, gewahrt man eine offene Hand, welche nach dem Schlüssel zu greifen scheint, der über der inneren Pforte der reich mit Arabeskenwerk aus Stuck geschmückten Halle angebracht ist. Dies stumme Räthsel wird verschieden gedeutet. Die Einen sagen, die Hand sei das Symbol der Lehre, der Schlüssel aber das des Glaubens, Andere behaupten Schlüssel und Hand seien die Sinnbilder des Gesetzes und seiner Handhabung, während die Volkssage eine andere, poetische Deutung bietet. Nach ihr soll der arabische Astrolog die Alhambra unter die Macht eines Zauberspruches gestellt haben, nach welchem dieselbe so lange stehen bleiben werde, bis die Hand nach dem Schlüssel greife. Dann werde sich der Hügel der Alhambra spalten, die Festung versinken und die reichen Schätze, die unter ihr vergraben liegen und von Ungeheuern bewacht werden, würden dann ans Tageslicht kommen (vgl. Willkomm a. a. O. II. S. 14).

Das andere Eingangsthor, welches, der Sage nach, seit der Einnahme Granada's durch die Christen geschlossen ist und welches noch früher als die Pforte des Gesetzes gebaut sein soll, unterscheidet sich sehr wenig von der letztern. Eine halbbogenförmige Bastion, welche Karl V. errichten ließ, verdeckt diesen Eingang.

Die ursprüngliche Festung Alcazaba, welche Granada beherrschte, bestand aus verschiedenen, hohen, finstern Thürmen, welche zum Theil jetzt noch stehen (vgl. die Abbildungen in den Monuments arabes. Grenade pl. 23. 29). Der höchste derselben heißt Torre de la Vela und steht mit dem Torre Quebrada und Torre Homenajo in Verbindung. Durch ihre Lage correspondiren diese Thürme mit den rothen Thürmen (Torres vermejos), deren Ursprung selbst bis in vorrömische Zeit zurückgehen soll. Eine mit Thürmen versehene Mauer vereinigte diese kleinen Festungen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach unter sich vermittels der unterirdischen Bauten, welche nach allen Richtungen unterhalb Granada hingeleitet sind, in Verbindung standen. Kein befestigter Punkt soll ohne eine Verbindung dieser Art mit der Alhambra gewesen sein. Ein breiter unterirdischer Bau ging von der Alcazaba zum Bette des Darro hinab und hatte die Bestimmung, den Platz mit Wasser zu versorgen für den Fall, daß das in den großen Cisternen reservirte Wasser nicht ausreichen sollte.

Die verschiedenen Thürme, welche hauptsächlich der siegreichen Abwehr der Feinde dienen sollten, wurden aber zugleich als Wohnungen benutzt. So war zum Beispiel der Thurm der Infantinen eine elegante, vollständige Wohnung, ebenso der Thurm der Königin, der Thurm der Pforte des Gesetzes u. a. (*L. Krehl.*)

2) Geschichte von Granada während der Herrschaft der Araber. Nachdem der berberische Heerführer Târic den letzten westgothischen König Roderich in der Schlacht bei Wâdî-Becca geschlagen hatte (711), sandte er Abtheilungen seines Heeres nach den Provinzen und darunter eine nach Eliberis. Die Hauptstadt wurde eingenommen und theilweise verwüstet; die übrigen Städte unterwarfen sich und wurden von den äußerst zahlreichen Juden, die durch die Westgothen sehr gedrückt worden waren und daher die Moslimen bei der Eroberung eifrig unterstützten, im Zaum gehalten. Die Bevölkerung des damaligen Granada bestand hauptsächlich aus Juden, woher sie denn auch die Judenstadt genannt wurde.

Im 9. Jahrhundert, als ganz Spanien das arabische Joch abschütteln wollte, wurde auch Eliberis, oder Ilbîra, wie die Araber die Provinz nannten, der Schauplatz eines fürchterlichen Krieges zwischen den Arabern und der spanischen, theils moslimischen, theils noch christlichen Bevölkerung. Die letztere gewann die Oberhand; der arabische Häuptling Jahjâ ibn-Sçocâla wurde gezwungen mit ihr einen Vertrag zu schließen, aber bald nachher wurde er von den Spaniern ermordet (889). Sein Nachfolger Sauwâr übte dafür eine schreckliche Rache; so oft er eine Festung einnahm, ließ er alle Spanier hinrichten. Er besiegte seine Gegner in einer großen Schlacht in der Nähe der Hauptstadt, wodurch er sie so sehr schwächte, daß sie die Vermittelung des Sultan Abdallâh anriefen. Der Friede kam zu Stande und Sauwâr wurde das Oberhaupt der Provinz; allein bald erneuerte sich der Krieg und jetzt waren die Spanier glücklicher. Die Araber, überall geschlagen und vertrieben, wurden genöthigt in der schon halb verwüsteten Alhambra eine Zuflucht zu suchen. Die Feldherrnkunst Sauwâr's rettete sie, als sie schon an Rettung verzweifelten, und wiederum wurden die Spanier geschlagen; aber nachher ließ Sauwâr sich in einen Hinterhalt locken und wurde von den Einwohnern von Eliberis getödtet (890). Sein Nachfolger Sa'îd ibn-Dschudî war das Muster eines arabischen Ritters, besaß aber die Talente Sauwâr's nicht, sodaß im Ganzen genommen die Spanier im Vortheil waren und blieben [16]). Der Zweck des Krieges, die Schwächung der übermüthigen arabischen Aristokratie — denn gegen diese waren die Spanier weit mehr erbittert als gegen die arabische Regierung — wurde erreicht, um so mehr, da unter den Arabern selbst ein Bürgerkrieg ausbrach; er war es, als

16) Ausführlich in meiner Histoire des musulmans d'Espagne. Th. II. Cap. 12.

Abdarrahmân III. an die Regierung kam (912) und durch zu gleicher Zeit vorsichtige und kräftige Maßregeln überall Ruhe und Ordnung herzustellen strebte. Die Gesinnung der Einwohner der Provinz Eliberis kam ihm dabei zu statten; sie waren des langen Krieges, der alle Wohlfahrt zerstörte, überdrüssig und sehnten sich nach geordneten Zuständen. Nur die christlichen Spanier wünschten den Krieg fortzusetzen; die moslimischen hingegen schlossen sich allmälig dem Sultan an. Die ersten wurden bezwungen und jetzt wurde die ganze Bevölkerung des moslimischen Spaniens zu einer einzigen Nation, unter der unbeschränkten Oberherrschaft des Khalifen (denn diesen Titel nahm Abdarrahmân III. an), umgeschmolzen.

Das 10. Jahrhundert, die Blüthezeit der arabischen Macht in Spanien, ging für die Provinz ruhig vorüber; im 11. aber, als die Familie Almanzor's gestürzt war (1009) und die fremden Truppen (Berber und Slaven) einander die Herrschaft streitig machten, wurde während des Krieges die Hauptstadt Eliberis so sehr verwüstet, daß ihre Einwohner (nach dem Jahre 1010) nach Granada auswanderten, und von da an wurde Granada nicht blos die Hauptstadt der Provinz, sondern auch die Residenz eines jener Geschlechter, die auf den Trümmern des Omaijadenreiches neue Königreiche errichteten. Der Stifter dieser Dynastie war der Berber Zâwî, aus dem königlichen Geschlechte der Cinhadschiten, das in Kairuwân (in Afrika) herrschte. Vier Könige aus diesem Geschlechte (welches Beni-Zîrî genannt wird) haben über Granada regiert, nämlich: Zâwî ibn-Zîrî bis 1019, in welchem Jahre er nach Afrika zurückkehrte, Habbus 1019—1038, Bâdîs 1038—1073, und Abdallâh 1073—1090. Unter der Regierung des zweiten und dritten waren die Geschäfte größtentheils einem sehr talentvollen Juden, Samuel ha-Levi, überlassen, der, ursprünglich Spezereihändler, sich durch seine Geschicklichkeit zum ersten Minister emporgeschwungen hatte. Er war ein äußerst gelehrter Mann, in allen Wissenschaften, Mathematik, Logik, Astronomie u. s. w., wohl bewandert; er verstand sieben Sprachen, und schrieb im Hebräischen eine Menge Werke, worunter eine Einleitung in den Talmud, 22 Werke über Grammatik, Nachahmung der Psalmen, der Sprüchwörter und des Predigers. Er besaß auch, was selbst die Araber anerkennen, alle Talente eines Staatsmannes und schrieb das Arabische mit ausgezeichneter Eleganz. Sein Einfluß war sehr heilsam, besonders unter der Regierung des Bâdîs, der ein Trunkenbold und ein abscheulicher Tyrann war. So hatte einmal Bâdîs, als er hörte, daß die arabische Bevölkerung Ronda's ihre berberischen Unterdrücker niedergemetzelt hatte, den Plan gefaßt, die ganze arabische Bevölkerung Granada's an einem Freitage, wenn sie in der Moschee versammelt sein würde, zu ermorden; allein Samuel ha-Levi wußte diesen abscheulichen Vorsatz dadurch zu vereiteln, daß er unter der Hand die Araber warnte, am Freitage in die Moschee zu kommen und nachher wußte er, von einem berberischen Schaikh unterstützt, den König dahin zu bringen, daß er seinen Plan ganz aufgab. Nach Samuel's Tode folgte ihm sein Sohn Joseph als erster Minister, der auch ein unterrichteter Mann war, sich aber durch seinen unerträglichen Stolz und durch seine freche öffentliche Verspottung der muhammedanischen Religion sehr Viele zu Feinden machte. Unter den letzteren befand sich ein arabischer Theolog, Abu-Ishak al-Ilbîrî, dessen ehrsüchtige Hoffnungen er vereitelt hatte und der sich nun durch ein heftiges (übrigens aber kräftiges und schönes) Schmähgedicht [17]) gegen Joseph und die anderen mächtigen Juden Granada's rächte, welches den Fanatismus der Berber so heftig erregte, daß sie zusammenliefen, den königlichen Palast, worin Joseph eine Zuflucht gesucht hatte, bestürmten und den Minister und mit ihm 4000 andere Juden, deren Häuser sie plünderten, tödteten (1066). Uebrigens erweiterte Bâdîs sein Gebiet, da er vom Königreiche Malaga Besitz nahm (1055). Nach seinem Tode aber wurden diese beiden Staaten wieder geschieden, denn Bâdîs' ältester Enkel (Abdallâh) erhielt Granada und ein anderer Enkel (Temîm) Malaga.

Die Eroberungen Ferdinand's I. und Alfons' VI. drohten der moslimischen Herrschaft auf der Halbinsel ein Ende zu machen, als die spanisch-moslimischen Fürsten sich entschlossen, den Fürsten der afrikanischen Almoraviden, Jûsuf ibn-Teschufîn um Hilfe zu bitten. Jûsuf setzte nach Spanien über und schlug Alfons VI. in der Schlacht von Zallâca (bei den Christen Sacralias) in der Nähe von Badajoz (1086). Bald genug aber ließ er den spanisch-moslimischen Fürsten merken, daß er nicht gesonnen sei, ihnen Spanien zu überlassen, und Abdallâh von Granada war der erste, der seines Thrones beraubt wurde. Er, so wie seine Vorgänger, wurden, weil sie Berber waren, von der arabischen und spanischen Bevölkerung tief gehaßt, und der Kâdhî seiner eigenen Hauptstadt, der Araber Abû-Dschafar al-Kolaiî, trug am meisten zu seinem Falle bei, indem er Jûsuf's Ehrgeiz stachelte und ihm die Einnahme Granada's als eine erlaubte und lobenswürdige That vorstellte. Als sich dann Jûsuf mit vier Heeren Granada näherte, ließ sich Abdallâh, ein schwacher Fürst und der überdies nur wenige Truppen hatte, von seiner Mutter überreden, dem Jûsuf entgegen zu gehen. Er hätte, meinte sie, von dem Fürsten der Almoraviden Nichts zu fürchten, und Jûsuf empfing ihn denn auch freundlich, bat ihn aber, sich nach einem Zelte zu begeben, wo er ihn bewirthen wollte, und als Abdallâh in dem Zelte angekommen war, wurde er verhaftet. Die Bewohner Granada's nahmen freudig die Herrschaft der Almoraviden an (1090), welche bald nachher das ganze übrige moslimische Spanien unterwarfen [18]).

Für die Christen der Provinz (und gerade in Granada waren sie damals noch am zahlreichsten) war die Herrschaft der beschränkten und fanatischen Almora-

17) Vgl. den Text und die Uebersetzung im ersten Theile meiner Recherches. 18) Ausführlich in meiner Histoire Th. IV. Cap. 2, 7 und 13.

viden äußerst drückend. Auf Jûsuf's Befehl wurden ihre Kirchen verwüstet und unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers 'Ali wurde ihr Zustand so hoffnungslos, daß sie endlich, im J. 1125, die Hilfe des Königs von Aragon, Alfons des Schlachtenlieferers, anzurufen sich entschlossen, indem sie ihm versicherten, daß er in der Provinz Granada selbst auf mehr als 12,000 streitfertige Leute zählen könnte. Alfons versprach zu kommen und fing dann auch im September den Feldzug an. Er ging an Valencia, Alcira, Denia und Murcia vorüber, versuchte vergebens sich der Städte Guadix und Granada selbst zu bemächtigen, drang dann bis Arnisol (bei Lucena) vor, wo er von den Almoraviden geschlagen wurde; nachher wendete er sich der Küste zu, kam bis Velez-Malaga, kehrte dann nach Granada, aber wiederum ohne Erfolg, zurück, bis er nach 15 Monaten in seine Staaten zurückkam. Zehntausend granadinische Christen (Mozaraber), welche wohl wußten, daß sie von den Moslimen keine Gnade zu hoffen hatten, hatten ihn um die Erlaubniß gebeten, ihn begleiten zu dürfen und ließen sich in Aragon nieder; für die übrigen aber hatte diese schlecht überlegte Unternehmung die schlimmsten Folgen. Der Kâdhî Abû-'l-Walîd ibn-Roschd (der Großvater des berühmten Averroes) begab sich nach Marocco an den Hof 'Alîs, um die Christen des Verrathes anzuklagen und dem Monarchen ihre Verbannung anzurathen. Sein Rath wurde natürlicherweise mit Beifall aufgenommen, und so wurde denn (1126) eine sehr große Anzahl Christen nach Afrika, besonders nach Salé und Miquenes, transportirt[19]).

Um dieselbe Zeit, in welcher die Almoraviden in Afrika durch eine andere Dynastie, die der Almohaden, verdrängt wurden, schien das moslimische Spanien seine Unabhängigkeit wieder erobern zu wollen. Allein es fehlte an Einheit; es entstanden nach und nach eben so viele kleine Staaten als es Städte gab, und daher fiel es den Almohaden leicht, auch Spanien zu erobern. Einen Augenblick, im J. 1161, wurde ihnen Granada wieder entrissen durch den andalusischen Häuptling Ibrâhîm ibn-Homoschk, der sich durch einen nächtlichen Handstreich der Stadt bemächtigte, und nachher schlug er sogar die Almohaden im Felde; allein in der Folge wurde er selbst geschlagen und schloß sich darauf den Almohaden an.

Als die Macht der Almohaden im Sinken war, erhob sich im Osten Spaniens ein Sprößling aus dem Geschlechte der alten Könige von Saragossa, Mohammad ibn-Hûd. Erst Anführer einer Räuberbande wußte er so viele Anhänger um sich zu sammeln, daß er den Königstitel annehmen konnte. Er herrschte in Murcia, Denia u. s. w., und auch Granada, Malaga und Almeria erkannten ihn als ihren Oberherrn an. Er suchte sich dadurch zu befestigen, daß er bei dem Abbasidenkhalifen al-Mustançir sich um die Investitur bewarb; diese wurde ihm gewährt und im J. 1234 in der großen Moschee von Granada dem Volke vorgelesen. Verschiedene Mitbewohner machten jedoch dem Mohammad ibn-Hûd die Macht streitig. Der glücklichste unter ihnen war Mohammad ibn-al-Ahmar, der sich 1232 in Arjona, wo er wohnte und große Güter besaß, erhob und allmälig Jaen, Granada, Malaga und selbst Cordova und Sevilla unterwarf. Er gehörte dem alten medinensischen Adel an, und einer seiner Vorfahren, Sa'd ibn-'Obâda, war im 7. Jahrhundert nahe daran gewesen, der Nachfolger Mohammad's zu werden. Er wurde der Stifter einer Dynastie, der Beni-'l-Ahmar oder Beni-Naçr, welche beinahe drei Jahrhunderte über Granada und das noch nicht von den Christen wiedereroberte Andalusien geherrscht hat, und welche folgende 21 Könige zählt:

1) Mohammad I. (al-ghâlib billâh) 1232—1272.
2) Mohammad II. 1272—1302.
3) Mohammad III. 1302—1309.
4) Naçr (Abû-'l-dschujûsch) 1309—1314.
5) Ismâîl I. (Abû-'l-Walîd) 1314—1325.
6) Mohammad IV. 1325—1333.
7) Jûsuf I. (Abû-'l-Haddschâdsch) 1333—1354.
8) Mohammad V. (al-ghanî billâh) 1354—1359.
9) Ismâ'îl II. 1359—1360.
10) Mohammad VI. (Abû-'Abdallâh) 1360—1362.
Mohammad V. zum zweiten Mal 1362—1391.
11) Jûsuf II. 1391—1395.
12) Mohammad VII.[20]).
13) Jûsuf III.
14) Mohammad VIII. (Abû 'Abdallâh al-aisar).
15) Mohammad IX. (aç-çaghîr).
Mohammad VIII.
16) Jûsuf IV.
Mohammad VIII. zum dritten Mal bis 1445.
17) Mohammad X. (Ibn-'Othmân al-Ahnaf) 1445—1454.
18) Mohammad XI. (Ibn-Ismâ'îl).
19) Alî (Abû-'l-Hasan) bis 1482.
20) Mohammad XII. (Abû-'Abdallâh, Boabdil) 1482—1483.
'Alî (Abû-'l-Hasan) zum zweiten Mal 1483.
21) Mohammad XIII. (az-zaghal) 1483—1487.
Mohammad XII. zum zweiten Mal 1487—1492.

Durch die großen Eroberungen der Christen wurde schon unter dem ersten Könige das Gebiet, welches unter der Herrschaft dieser Dynastie stand, sehr klein; es umfaßte nur die Küste zwischen Ronda im Westen und Almeria im Osten. Dazu kamen denn häufige Kriege über den Besitz des Thrones, welche die Moslimen immer mehr schwächten. Besonders unglücklich

19) Vgl. meine Recherches Th. I. S. 343—360 und den Text des gleichzeitigen Geschichtschreibers Ibn-aç-Çairafî im Anhange no. XXIV.

20) Die Jahrzahlen können bei diesem und den folgenden Königen nicht angegeben werden, weil die spanischen Chronikenschreiber zu unzuverlässig sind und wir über diesen Zeitraum keine arabischen Berichte haben. Vgl. *de Gayangos*, History of the Mohammedan dynasties in Spain II. S. 540.

war in dieser Hinsicht die Regierung Mohammad's V., der den gelehrten und berühmten Schriftsteller Lisân-al-dîn Ibn-al-Khatîb zum Vezîr hatte. Als er zur Regierung gekommen war, hatte Mohammad V. seinen Stiefbruder Ismâîl, sowie dessen Mutter Fâtima, einen Palast am Darro zum Aufenthalt angewiesen, der für ihn gewissermaßen ein Gefängniß war. Es gelang aber Fâtima durch die Schätze, welche ihr verstorbener Gemahl ihr hinterlassen hatte, eine Partei für ihren Sohn zu bilden, an welche sich alle Misvergnügten anschlossen. Diese Leute machten in einer Nacht von der Abwesenheit Mohammad's V., der sich auf seinem Lusthause im Ganna al-arif (Generalife) befand, Gebrauch, um die Alhambra zu überrumpeln, den Hâdjib Ridhwân zu tödten, Ismâîl in Freiheit zu setzen und ihn zum Sultan auszurufen. Darauf stürmten sie noch das Schloß, in welchem sich Mohammad V. befand; dieser aber, obschon er noch schlief, als die Aufrührer ankamen, hatte die Zeit sich auf ein Pferd zu schwingen, das immer für ihn gesattelt stand, und eilte nach Guadix, wo er am Morgen ankam. Die Besatzung und die Einwohner schwuren ihm Treue und bald stießen seine Anhänger aus andern Orten (August 1359) zu ihm.

Ismâîl II. regierte nicht lange in Granada. Sein Verwandter Abû-'Abdallâh Mohammad, der am meisten zu seiner Erhebung beigetragen hatte, denn er war es, der die Rebellen, welche die Alhambra bestürmten, angeführt hatte, empörte sich gegen ihn, belagerte ihn in der Alhambra, nahm ihn gefangen, ließ ihn hinrichten (Juni 1360) und ließ sich nun selbst zum Sultan ausrufen (Mohammad VI.). Auch er regierte noch nicht zwei Jahre. Durch Mohammad V. und den König Don Pedro von Castilien bedrängt, faßte er den gewagten Entschluß, die Gnade des letztern anzuflehen und ihm die Entscheidung über seine eigenen Ansprüche auf den Thron und die seines Gegners zu überlassen. Mit seinen Schätzen und einer kleinen Begleitung begab er sich also nach Sevilla, wo Don Pedro sich damals befand, und trug ihm seinen Wunsch vor. Don Pedro antwortete ihm, daß er klug gehandelt habe, und versprach ihm, daß er die Ansprüche der beiden Mitbewerber genau untersuchen wolle. Einige Tage nachher wurden Mohammad VI. und seine vornehmsten Officiere zu einem Gastmahle bei dem Großmeister des St. Jago-Ordens eingeladen. Sie saßen noch am Tische, als Martin Lopez, Kammerherr des Königs und gewöhnlich der Ausführer seiner grausamsten Befehle, mit den Armbrustschützen der Leibwache in den Saal trat und die Granadiner verhaftete. Sie wurden nach dem Gefängnisse des Zeughauses geführt, nachdem man sie der Edelsteine beraubt hatte, die sie zum Schmuck trugen oder die sie unter ihren Kleidern verborgen hatten. Zwei Tage später wurden sie hingerichtet als Verräther und Mörder Ismâîl's II. (April 1362). Ihre Köpfe wurden Mohammad V. zugeschickt [21]), der, nachdem er inzwischen 21 Monate in Fez, am Hofe des Meriniden-sultans, zugebracht hatte, den Thron Granada's zum zweiten Mal bestieg und Ibn-al-Khatîb wieder zu seinem Vezîr ernannte.

Unter den zahlreichen Schriften des letztern kommt unstreitig dem Buche al-Ihâta fî tarîkh Garnâta (Vollständige Geschichte Granada's) der erste Rang zu. Es ist ein biographisches Wörterbuch aller, nur irgendwie berühmten Männer und Frauen, die entweder in Granada geboren sind oder sich einige Zeit da aufgehalten haben, mit einer sehr werthvollen Einleitung über die Geschichte der Stadt, die Einrichtung des Staatswesens, die Sitte der Einwohner u. s. w. Die Auszüge (in Berlin und Paris) nicht mitgerechnet, ist davon in Europa nur eine einzige (sehr fehlerhafte) Handschrift in zwei Theilen vorhanden; der zweite Theil im Escurial, der erste im Besitze des Hrn. Prof. de Gayangos in Madrid. Da ich den letzteren größtentheils abgeschrieben habe, so will ich hier aus der Einleitung das Wichtigste mittheilen.

Die jährlichen Einnahmen betrugen 62,000 Dinare (der Dinar ist ungefähr zehn Franken) baar, das heißt die Einkünfte der königlichen und kirchlichen Güter, sowie auch die Leistungen in natura nicht mitgerechnet. Rechnet man diese mit, so betrugen die Einnahmen 560,000 Dinare. Das Heer bestand aus zwei Theilen, dem andalusischen und dem berberischen (afrikanischen). Ueber die Andalusier führte ein Mitglied der königlichen Familie oder doch ein ansehnlicher Eingeborener den Befehl. Sie waren früher gekleidet und bewaffnet wie die Ritter des christlichen Spaniens, aber zu Ibn-al-Khatîb's Zeit mehr auf orientalische und afrikanische Art. Das berberische Heer stand unter einem Verwandten der Meriniden, die in Fez regierten, und der den Namen Schaikh al-ghuzât führte. Die Einwohner bekannten sich alle zur Sekte Mâlik's, einer der vier orthodoxen im Islâm, welche schon lange in Spanien die herrschende war. „Sie bringen die Steuer," sagt Ibn-al-Khatîb, „mit lobenswerther Bereitwilligkeit auf; ihre äußere Erscheinung ist schön, ihr Haar schwarz auf die Schulter niederhängend, ihre Gestalt von mittler Größe, jedoch eher klein als groß, ihre Farbe röthlich-gelb, ihre Sprache rein Arabisch, nur daß sie von der imâla viel Gebrauch machen [22]), ihre Denkart hochsinnig. Sie sind arabischer Herkunft, jedoch befinden sich unter ihnen viele Berbern und Mohâdschira" [23]).

Das Ende dieses Schriftstellers und Staatsmannes war unglücklich. Um den Nachstellungen seiner Feinde in Granada, die mehr und mehr Einfluß bei Mohammad V. gewannen, zu entgehen, floh er nach Fez. Der Sultan Granâda's forderte seine Auslieferung; er

---

21) Ueber die Beweggründe, wodurch sich Don Pedro bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich hat bestimmen lassen, vgl. *Mérimée*, Histoire de Don Pèdre S. 346. 347.

22) Das heißt: das lange â als é oder î aussprechen. — Uebrigens habe ich diese Stelle etwas abgekürzt und nur das Wichtigste daraus mitgetheilt.

23) Spanier, die den Islâm angenommen hatten.

wurde aber in Fez selbst vor Gericht gestellt, jedoch nicht gleich verurtheilt, und da sein persönlicher Feind, Sulaimân ibn-Dâwud, fürchtete, daß er freigesprochen werden möchte, trieb er seine Diener dazu an, ihn im Gefängnisse zu ermorden, was denn auch geschah (1374).

In der Zeit, als Ferdinand und Isabella die Ordnung und Ruhe in ihren Staaten hergestellt hatten, war das Reich Granada, das an Castilien einen jährlichen Tribut zahlte, schon allmälig so schwach geworden, daß es leicht zu erobern schien. Dies wollten denn auch Ferdinand und Isabella und die Moslimen selbst gaben ihnen einen gewünschten Vorwand zum Kriege, da der 19. König Granada's, Abû-'l-Hasan 'Alî, den Tribut verweigerte und im December des Jahres 1481 die Festung Zahara überrumpelte. Die Spanier wußten sich dafür zu rächen. Rodrigo Ponce de Leon, Markgraf von Cadix, empfing die Nachricht, daß die Citadelle Alhama's nachlässig bewacht werde. Er beschloß, sich ihrer durch einen Handstreich zu bemächtigen, obschon es eine gewagte Unternehmung war, denn die Citadelle und die Stadt waren auf einen Felsen gebaut. Er brachte Truppen zusammen, marschirte nur des Nachts durch das wüste Gebirge und erst, als er nur noch eine halbe Meile von Alhama entfernt war, machte er seine Soldaten mit seinem Plane bekannt. Sie vernahmen es mit Freude, denn Alhama, wo sich das Dépôt der Grundsteuer befand und welches außerdem noch ansehnliche Fabriken besaß, versprach ihnen eine reiche Beute. Während einer stürmischen Nacht (Februar 1482) wurde die Citadelle Alhama's auf die nämliche Art überrumpelt, wie zwei Monate vorher Zahara und nach einer kurzen Ruhe beschloß der Markgraf auch sogleich die Stadt anzugreifen. Die Einwohner leisteten einen verzweifelten Widerstand; sie jagten sogar die Spanier nach der Citadelle zurück; aber der Angriff wurde mit Heftigkeit erneuert und endlich, nachdem das Gefecht den ganzen Tag gedauert hatte und etwa der vierte Theil der Einwohner gefallen war, blieben die Spanier im Besitze der Stadt, welche fürchterlich geplündert wurde. Vergebens suchte der Sultan sie wieder zu erobern und bald nachher wurde er aus seiner Hauptstadt vertrieben. Durch seine Liebe zu einer spanischen Beischläferin, Thoraija genannt, hatte er die Eifersucht der Sultanin, welche zugleich seine Nichte war, erregt. Diese fürchtete nämlich, daß die Söhne der Spanierin den ihrigen die Thronfolge streitig machen würden. Es hatten sich nun am Hofe zwei Parteien gebildet, die eine für die Söhne Thoraija's, die andere für die Söhne der Sultanin und in der Stadt war die Zahl der Misvergnügten sehr groß, da Abû-'l-Hasan ein dem Vergnügen ergebener Mann war, der seinen Unterthanen schwere Steuer auflegte. Thoraija scheint ihn gewarnt zu haben und so kam es denn, daß die beiden Söhne der Sultanin, Abû-Abdallâh (von den Christen verkürzt Boabdil genannt) Mohammad und Abû-'l-Haddschâdsch Jûsuf, da sie fürchteten, daß ihr Vater Thoraija's Rath befolgen und sie hinrichten lassen würde, aus Granada nach Guadix entflohen (Juli 1482). Guadix erklärte sich für sie, sowie auch Almeria, Baza und Granada selbst, sodaß ihr Vater Abû-'l-Hasan sich nach Malaga zurückzog [24]). Zur großen Freude Ferdinand's und Isabella's war also das Reich Granada in zwei einander feindliche Theile gespalten.

Es fiel jedoch schwer, selbst das in sich getheilte Reich zu überwältigen. Im Frühling des Jahres 1483 unternahmen Don Alfonso de Cardenas, Großmeister von St. Jago, der Markgraf von Cadix und Andere einen Streifzug gegen Malaga. Nach einem sehr beschwerlichen Marsche durch das Gebirge kamen sie bei der Stadt an. Der alte Sultan Abû-'l-Hasan war abwesend; er war in der Gegend Almuñecars; allein er hatte den Befehl seinem jüngeren Bruder Abû-'Abdallâh, mit dem Beinamen al-Zaghal, überlassen, und dieser schlug die Spanier vollkommen. Dieser große Sieg bewog den Sultan Granada's Boabdil (der indessen gegen seinen Vater eine Schlacht verloren hatte), auch seinerseits etwas gegen die Christen zu unternehmen. Im April des nämlichen Jahres zog er daher gegen Lucena, wo Don Diego Fernandez de Cordova den Befehl führte, der seinen Oheim, den Grafen von Cabra, zu Hilfe rief. Die Granadiner waren unglücklich; sie wurden im Gebirge von den Christen eingeschlossen, zusammengehauen und gefangen genommen. Boabdil selbst mußte sich einem Soldaten, Martin Hurtado, der ihn nicht kannte, ergeben. Don Diego Fernando de Cordova erkannte den König; aber sein Oheim, der Graf von Cabra, entführte ihm diesen Gefangenen, den er zu Ferdinand brachte.

Die Großen Granada's beschlossen jetzt dem Abû-'l-Hasan wieder den Thron anzubieten. Er kam zurück; aber da er epileptische Zufälle hatte und blind ward, so fiel ihm das Regieren beschwerlich und er abdicirte freiwillig zu Gunsten seines Bruders Abû-'Abd allâh az-zaghal. Darauf ging er nach Almuñecar, welches er bis zu seinem Tode bewohnte.

Nachdem die Spanier im J. 1484 einige Schlösser eingenommen hatten, griffen sie im Frühlinge des folgenden Jahres erst Coin, dann Ronda an, welche beide Städte sich ihnen ergaben. In der Gegend von Malaga, welche Stadt Ferdinand zu erobern suchte, wurde

24) Ich bin hier al-Maccarî (Th. II. S. 800 fg. der leydener Ausgabe) gefolgt, dessen Berichte gewiß die zuverlässigsten sind. Prescott (History of Ferdinand and Isabella I. ch. 10) erzählt diese Revolution ganz anders und gewiß unrichtig. Er nennt die Sultanin Thoraija; allein al-Maccarî (S. 802. Z. 17) sagt ganz deutlich, daß nicht sie, sondern die Beischläferin so hieß. Letztere nennt Prescott eine Griechin; bei al-Maccarî ar-rumîja, bei den spanisch-arabischen Schriftstellern der gewöhnliche Name für eine im christlichen Spanien geborene Frau. Prescott irrt auch, wenn er meint, daß Guadix und Baza sich für den Vater erklärten; al-Maccarî sagt gerade das Gegentheil. — Ueberhaupt werde ich mich, was diese Periode betrifft, so viel möglich an al-Maccarî halten, da Prescott und andere Schriftsteller, was die inneren Angelegenheiten Granada's betrifft, nicht zuverläßig sind. Ueber den Ursprung ihrer Erzählungen siehe unten am Ende dieses Artikels.

dann der Krieg mit abwechselndem Glück geführt; aber Ferdinand griff auch zu andern Mitteln, um seinen Zweck zu erreichen: er bediente sich des gefangenen Boabdil, um Zwietracht in Granada zu stiften. Er gab ihm nämlich die Freiheit zurück, nachdem er einen Vertrag mit ihm geschlossen hatte, dessen Inhalt dieser war: Waffenstillstand für zwei Jahre mit Boabdil und allen Orten, die ihn als König anerkennen würden; dafür sollte Boabdil 400 christliche Gefangene in Freiheit setzen, jährlich 12,000 goldene Doblas an Spanien bezahlen, den spanischen Truppen, welche den Krieg gegen seinen Oheim fortsetzen würden, freien Durchzug gestatten und sie mit Lebensmitteln versehen. Boabdil versprach weiter seinen eigenen Sohn und die Söhne seiner Großen als Geisel zu stellen. Boabdil ließ nun überall bekannt machen, daß diejenigen, die sich seiner Herrschaft unterwerfen wollten, nichts mehr von den Christen zu fürchten haben würden. Die Folge davon war, daß die Bevölkerung der großen Vorstadt Granada's, welche das Albayzin (eigentlich rabadh al-baijâzîn, nach der Aussprache der spanischen Araber rabadh al-baijîzîn, d. h. die Vorstadt der Leute von Baeza)[25]) genannt wurde, am 9. März 1486 aufstand und Boabdil als Sultan ausrief. Der Bürgerkrieg wüthete jetzt in Granada, bis man im Mai hörte, daß Boabdil nach Loja gekommen war, und daß er von da aus seinem Oheim az-Zaghal den Frieden habe anbieten lassen. Der Oheim, so hieß es, sollte den Thron behalten; der Neffe sollte, in Loja oder in irgend einem andern Orte, sein Vasall sein, und dann würden sie mit vereinter Macht gegen die Christen kämpfen. Bald darauf rückte Ferdinand heran, um Loja mit einem großen Heere zu belagern. Die Einwohner des Albayzin kamen herbei, um ihren Sultan zu vertheidigen; aber die anderen Granadiner, die dem ganzen Spiele nicht trauten, blieben zurück. Loja ergab sich den letzten Mai 1486; aber da Boabdil in der Stadt blieb und auch seinen Sohn, den er als Geisel gestellt hatte, zurückerhielt, so sagte man in Granada, daß es ein zwischen Boabdil und Ferdinand abgemachter Plan gewesen und daß ersterer nur deshalb nach Loja gegangen sei, um diese Stadt Ferdinand in die Hände zu spielen. Jedoch wollten die Einwohner des Albayzin nicht daran glauben; Boabdil kam in Albayzin an (15. Oct. 1486), wurde mit Freuden aufgenommen und setzte den Krieg gegen seinen Oheim fort. Auch in der Gegend von Malaga herrschte Hader und Zwietracht. Die Stadt Malaga selbst, von Ferdinand bedroht, erkannte Boabdil an; Velez-Malaga hingegen hielt es mit dem Oheim. Letztere Stadt wurde nun im April 1487 von Ferdinand belagert. Az-Zaghal versuchte sie zu entsetzen, wurde aber, als ihm eben die Nachricht zugekommen war, daß Granada sich für seinen Mitbewerber erklärt hatte, geschlagen und zum Rückzuge nach Guadix genöthigt. Velez ergab sich jetzt, da der Zustand hoffnungslos war. Die Einwohner Malaga's hingegen glaubten nichts zu fürchten zu haben, da sie ja Boabdil anerkannt hatten und mit den Christen, die ihnen sogar Lebensmittel zuführten, in Frieden waren. Sie ließen daher auch Ferdinand, als er Velez eingenommen hatte, ein Geschenk anbieten und sandten ihm einen gefangenen castilianischen Ritter zurück. Allein Ferdinand enttäuschte sie bald genug. Da, sagte er, Gebalfaro (die Citadelle Malaga's) noch az-Zaghal (der jetzt in Guadix residirte) anerkenne, so würde er auch die Stadt selbst als Feindin ansehen. Also begann die Belagerung Malaga's zu Land und zu Wasser. Die Besatzung und die Einwohner vertheidigten sich mit der größten Tapferkeit und der Sultan az-Zaghal sandte von Guadix aus eine Abtheilung Reiterei, um die Besatzung zu verstärken. Diese aber wurde von Boabdil geschlagen, der überdies niedrig genug war, an Ferdinand ein prächtiges Geschenk zu schicken und ihm zu seinen Eroberungen Glück zu wünschen. Ein gefangener Maure machte auch den Versuch, Ferdinand und Isabella (denn auch diese war im Lager angekommen) zu ermorden; er kannte sie aber nicht, verwundete zwei andere Personen, die er für den König und die Königin ansah, und wurde von den anwesenden Spaniern niedergehauen.

Indessen hofften die Belagerten vergebens auf Hilfe entweder aus Andalusien oder aus Afrika, wohin sie Gesandte geschickt hatten. Alles, was die Afrikaner thaten, bestand darin, daß der König von Tlemsen eine Gesandtschaft an Ferdinand schickte und seine Gnade für die Belagerten anflehte. Fürchterliche Hungersnoth zwang endlich die Unglücklichen, an Uebergabe zu denken. Einen Vertrag wollte jedoch Ferdinand nicht mit ihnen eingehen, und so mußten sie sich denn auf Gnade und Ungnade ergeben (August 1487), nachdem die Belagerung etwas länger als drei Monate gedauert hatte. Alle wurden zu Sklaven gemacht.

Im J. 1489 belagerte Ferdinand das sehr starke und gut vertheidigte Baza. Die Belagerung dauerte sehr lange, bis es endlich den Spaniern gelang (was sie lange vergebens versucht hatten), die Stadt ganz einzuschließen und ihr die Zufuhr abzuschneiden. Nun ließ die Hungersnoth sich fühlen. Die Belagerten hofften noch, daß der Winter den Feind zum Aufbruch bewegen würde; aber als sie sahen, daß diese Hoffnung fehlschlug, fingen sie an zu unterhandeln. Die Spanier, in der Meinung, der Vorrath sei ganz verzehrt, sandten Einen in die Stadt, weniger um Bedingungen anzubieten, als um zu erforschen, wie viel Vorrath noch vorhanden sei. Die Einwohner wußten diesen Mann zu täuschen, indem sie alle Vorräthe, die sie noch hatten, auf die Märkte zusammenbrachten, und so schlug man ihnen dann einen Vertrag vor, worin aber ihre Hilfsgenossen aus Guadix, Almuñecar, Almeria und den Alpurarras nicht eingeschlossen sein würden. Die Einwohner verweigerten dies und endlich kam es so weit, daß nicht blos Baza, sondern auch Guadix, Almuñecar, Almeria und die Alpurarras, das heißt das ganze Reich az-Zaghal's, sich den Christen vertragsmäßig unterwarf.

25) Als nämlich Baeza durch Ferdinand III. eingenommen war, hatten sich die Einwohner nach Granada zurückgezogen.

Az-Zaghal wurde mit Andarar, dem Thale Alhaurin, der Hälfte der Salzgruben Malehas und einem jährlichen Einkommen abgefunden. Er führte den Titel eines Königs von Andarar, aber als Vasall der spanischen Krone.

So blieben nur noch Granada und einige umliegende Schlösser zu erobern übrig; aber mit Boabdil glaubte Ferdinand ebenso leicht oder noch leichter fertig zu werden. Früheren Verabredungen zufolge ließ er ihn auffordern, ihm die Alhambra abzutreten; dafür sollte Boabdil eine große Summe und irgend ein Land, das er selbst wählen dürfte, als von der Krone Castiliens abhängiges Lehen erhalten. Nachdem er heimlich eingewilligt hatte, rief er die Vornehmsten der Stadt zusammen, und nachdem er sie mit der Forderung Ferdinand's bekannt gemacht hatte, fügte er hinzu, daß nur zwei Wege offen ständen: entweder müsse man sich Ferdinand auf Gnade und Ungnade unterwerfen oder den letzten Kampf wagen. Die Antwort der Großen war, sie wollten die jetzt ihnen vorgeschlagenen Bedingungen eingehen; fordere aber Ferdinand mehr, so seien sie entschlossen, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Im Juni 1490 kam dann Ferdinand mit seinem Heere in die Vega Granada's, forderte die Bewohner der Stadt auf, seine Oberherrschaft anzuerkennen, und bedrohte sie, falls sie es nicht thäten, mit der Verwüstung ihrer Aecker in der Vega. Da sie sich weigerten, wurde die Drohung vollzogen. Ferdinand zog jedoch wieder ab und jetzt eroberte Boabdil viele Schlösser wieder, deren christliche Besatzung und Bewohner er über die Klinge springen ließ; auch Andarar nahm er und das ganze Gebirge der Alpuxarras schüttelte das Joch der Christen ab; Andarar indessen wurde von az-Zaghal, der den Christen getreu blieb, wieder erobert (Juli und August 1490). Weiter nahm Boabdil noch Alhendin und die Stadt Salobreña, mit Ausnahme des Schlosses. Während er mit dessen Belagerung noch beschäftigt war, erhielt er die Nachricht, daß das feindliche Heer wieder gegen die Vega anrücke. Er kehrte daher nach Granada zurück, wo er am 20. Aug. ankam. Diesmal aber blieben die Spanier nur acht Tage in der Vega und gingen dann nach Guadir, woraus sie alle Moslims, denen sie seit den letzten Vorgängen nicht mehr trauten, vertrieben. Auch das Schloß von Andarar zerstörten sie, und jetzt endlich entschloß sich az-Zaghal, das unglückliche Land zu verlassen. Er ging nach Oran und von da nach Tlemsen, wo er sich niederließ und wo, wie ein afrikanischer Schriftsteller des 17. Jahrhunderts sagt, „seine Nachkommen, die „die Söhne des Sultans von Andalusien genannt werden, noch jetzt wohnen."

Im Frühjahr 1491 kehrte Ferdinand mit einem Heere von 50,000 Mann in die Vega zurück. Es war der letzte Feldzug. Die Belagerung dauerte sieben Monate. So lange die Communication mit Alpuxarras noch möglich war und die Granadiner von da aus Vorrath erhielten (denn die Spanier hielten sich in ziemlich großer Entfernung), verzweifelten sie noch nicht. Ueberdies hofften und erwarteten sie, daß der Feind bei der Annäherung des Winters abziehen würde. Aber als der Schnee die Verbindung mit Alpuxarras unmöglich machte und sie aus der Errichtung der Stadt Santa Fe auf der Stelle des Lagers, welches durch eine Unvorsichtigkeit theilweise verbrannt war, schließen mußten, daß die Belagerung nur mit der Einnahme der Stadt endigen solle, beschlossen sie, sich auf billige Bedingungen zu ergeben, aber unter der ausdrücklichen Bestimmung, daß der Papst den Vertrag gewährleisten würde. Der Vertrag, der geschlossen wurde, bestand aus 67 Artikeln [26]) und war für die Moslims äußerst günstig [27]).

Am 2. Jan. 1492 hielten Ferdinand und Isabella ihren prachtvollen Einzug in die Stadt.

Ueber Boabdil sagt der arabische Bericht, dem wir vorzüglich gefolgt sind, dieses: „Der Sultan der Moslims erhielt den Befehl, sich nach Alpuxarras zu begeben und in Andarar zu wohnen. Dahin ging er denn auch und Ferdinand zog seine Soldaten zurück. Nachher aber suchte er ihn durch List nach Afrika zu führen. Er gab vor, daß der genannte (Boabdil) ihn darum gebeten habe, und schrieb an den Befehlshaber in Almeria folgenden Brief: Sobald dieser mein Brief angekommen ist, darf keiner Muley Abû-'Abdallâh verhindern, nach irgend einem Orte in Afrika überzusegeln. Ein Jeder, der diesen Brief liest, befördere seine Reise und behandle ihn, wie es der mit ihm geschlossene Vertrag erheischt. — Diesem Briefe gemäß wurde sogleich für seine Abreise gesorgt; er ging unter Segel, kam in Melilla an und ließ sich in Fez nieder. Vorher hatte er um die Erlaubniß nachgesucht, sich nach der Gegend von Marocco begeben zu dürfen, aber sie nicht erhalten. In der Zeit, als er in Afrika ankam, herrschten da Hungersnoth und Pest." Später fügt al-Maccarî noch hinzu: „Nachdem der genannte Sultan in Melilla das Schiff verlassen hatte, kam er mit seinen Frauen und Kindern nach der Stadt Fez, sich entschuldigend über das, was er gethan, trauernd über das, was er verlassen hatte. Er baute in Fez einige Paläste auf andalusische Art, die ich gesehen und besucht habe, und starb allda im J. 940 (1533—1534). Gott sei seiner Seele gnädig! Er hinterließ zwei Söhne, Jûsuf und Ahmed. Die Nachkommen dieses

26) Bei al-Maccarî II. S. 812.

27) Unter den Capitulationsbedingungen, welche die Granadiner von dem Könige zugesichert erhielten, sind die folgenden besonders zu erwähnen: „Der König verspricht ihnen volle Sicherheit für ihre eigene Person, für Weiber, Kinder, Thiere, Grundstücke, Gärten, Aecker und Alles, was in ihren Händen sich befindet; sie sollten zu keiner anderen Steuer verpflichtet sein als zu dem Zakât (im Allgemeinen 2½ Procent von den Mobilien) und zu der Ablieferung des Zehntens von dem Ertrage der Pflanzungen; dies sollte gelten für die, welche noch fernerhin in Granada wohnen zu bleiben wünschten. Wer dagegen gesonnen sei, die Stadt zu verlassen, sollte seinen Grundbesitz um den ihm genehmen Preis verkaufen an Christen oder Moslims, wie er wollte, ohne Uebervortheilung. Wer nach Afrika auswandern wollte, sollte seinen Grundbesitz verkaufen können und seine Habseligkeiten mit sich führen und in die Schiffe laden nach jedem beliebigen Punkte des dem Islâm unterworfenen Gebietes, ohne Frachtgeld oder irgend etwas Anderes zu bezahlen, während eines Zeitraumes von drei Jahren." Vgl. Die letzten Zeiten von Granada, herausgegeben von M. J. Müller, S. 49 fg.

Sultans leben noch jetzt in Fez. Ich habe sie im J. 1037 (1627—1628) da gesehen; sie wurden aus den frommen Stiftungen für die Armen unterhalten und unter die Bettler gezählt."

Die weitere Geschichte der Moriscos, die Treulosigkeit, womit sie von den Spaniern behandelt wurden, und ihre endliche Vertreibung aus Spanien liegen außerhalb der Grenzen dieses Artikels.

Eine brauchbare Geschichte Granada's unter der moslimischen Herrschaft gehört noch zu den Desideratis. Die englischen Prachtwerke über die Alhambra sind für die Geschichte von geringem Nutzen. Das Buch, das Don Miguel Lafuente y Alcántara herausgegeben hat (Historia de Granada, comprendiendo la de sus cuatro provincias Almería, Jaen, Granada y Malaga, desde remotos tiempos hasta nuestros dias. Granada 1843. 8. 4 Theile), ist nicht zu empfehlen, da der Autor das wissenschaftlich vollkommen ungenügende Werk Conde's — eine Vereinigung von irrig verstandenen arabischen Stücken und phantastischen Erfindungen — als eine zuverlässige Quelle angesehen hat. Für die letzten 150 Jahre hatte Conde, wie schon de Gayangos richtig bemerkt hat, gar keine arabischen Materialien, da die Bibliothek des Escurials kein neueres Werk besitzt als das Ibn-al-Khatîb's (st. 1374). Er hat also die christlichen Schriftsteller benutzt und ihnen ein arabisches Ansehen gegeben, da er den Leser glauben machen wollte, daß er auch für diesen Theil der Geschichte arabische Quellen benutzt habe. Der letzte Krieg gegen die Spanier ist oft genug beschrieben worden, aber mit sehr wenig Kritik. Der weitläufige Bericht al-Maccarî's (II, 799 fg.), welcher nur aus kritiklos und wörtlich abgeschriebenen Stellen älterer Schriftsteller besteht, ist zuerst von Cardonne, aber sehr ungenau, übersetzt im dritten Theile seiner Histoire d'Afrique et d'Espagne. Conde, der die Originale nicht vergleichen konnte, hat nur Cardonne's Uebersetzung benutzt, sie aber mit Hilfe der christlichen Chronikenschreiber und seiner lebhaften Phantasie erweitert und verbrämt. Leider ist es ihm gelungen, spätere Schriftsteller, wie Prescott (ein unterhaltender Erzähler, aber kein Kritiker), zu täuschen, da sie meinten, in Conde's Darstellung eine neue Quelle zu besitzen. *(R. Dozy.)*

Granada, Staat und Conföderation in Südamerika, s. Neu-Granada.

GRANADA (Juan de), spanischer Theolog und Schriftsteller des 16. Jahrh., um das Jahr 1530 geboren, trat sehr früh in den Orden der Dominikaner und zeichnete sich ebenso durch sein frommes Leben als seine gründliche Gelehrsamkeit und ein ungewöhnliches Rednertalent aus. Er bekleidete verschiedene Ehrenämter seines Ordens, war Prior in mehren Klöstern und lehrte zuletzt längere Zeit die Theologie in dem Collegium zu Saragossa, wo er am 2. Nov. 1592 starb. Er versuchte sich auch als Schriftsteller und seine Parabolae evangelicae moralibus discursibus explicatae (Caesaraugustae 1585—1587. 4. 2 Voll.), von denen die erste Abtheilung Predigten für die Sonn- und Festtage, die zweite Predigten für die Feste der Heiligen enthält, waren bei seinen Ordensgenossen ein sehr geschätztes und bei den gleichzeitigen Predigern überhaupt ein beliebtes Buch; viel gelesen wurden auch von den Laien seine gut geschriebenen Betrachtungen über den 50. Psalm (Discursus sopra el Psalmo: miserere mei deus. Saragoza 1594. 8.). Daß er auch einige Zeit in Italien gelebt hatte oder wenigstens des Italienischen mächtig war, beweisen seine in dieser Sprache verfaßten ascetischen Werke: Sette affettuose salutazioni alla B. Vergine (Venezia 1645. 32.) und Sette affettuose ringratiamenti a Giesu Cristo (Ibid. 1645. 24.) zur Genüge *). *(Ph. H. Külb.)*

GRANADA (Frai Luis de) [1]), berühmter spanischer Theolog und Predigermönch, im J. 1505 zu Granada in Oberandalusien geboren, war der Sohn armer Aeltern von geringer Herkunft, zeigte aber von früher Jugend so vorzügliche Anlagen, daß der Graf von Tendilla bei seiner Erziehung die nöthige Beihilfe leistete und für seinen Unterricht in der Schule Sorge trug [2]). Nachdem sich Luis die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, trat er am 15. Juni 1524 in den Dominikanerorden und kam in das demselben angehörende und erst vor kurzer Zeit von dem Könige Ferdinand von Aragonien erbaute Kloster zu Granada, in welchem er auch im folgenden Jahre nach rühmlich überstandener Probezeit sein Gelübde ablegte. Er widmete nun seine ganze Zeit abwechselnd der Uebung der Frömmigkeit und dem Studium der Theologie und der zur Stütze derselben dienenden Wissenschaften. Ein Freund des Schweigens und stets beschäftigt, sprach er sehr wenig, dachte aber desto mehr nach und arbeitete unablässig an seiner Vervollkommnung. Seine angenehmste Unterhaltung waren gute Bücher, und da er, wie einer seiner Biographen bemerkt, nur las, um besser zu werden, so mehrte er dadurch nicht nur seine Kenntnisse, sondern wurde auch tugendhafter. Die trefflichen Eigenschaften seines Herzens erwarben ihm die Liebe und seine hohen Geistesgaben die Achtung seiner Ordensgenossen, welche er bereits weit überragte, ohne es in seiner Bescheidenheit zu wissen. Die Schulübungen schwächten übrigens keineswegs seine Neigung zur Frömmigkeit und zum Gebet, denn er studirte, als christlicher Philosoph, nicht, um den Kopf mit eiteln Spitzfindigkeiten anzufüllen und im Wortstreite zu glänzen, sondern um sich einen Schatz des Besten, Gediegensten und Nützlichsten, was die vor-

*) *J. Echard* et *J. Quétif*, Scriptores Ordinis Praedicatorum. Tom. II. p. 307 et 754. Universal-Lexikon der Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 558.

1) Ludwig von Granada, Ludovicus Granatensis, Louis de Grenade. 2) Der Graf wurde durch einen Zufall auf Luis aufmerksam, indem er denselben in einem heftigen, mit Thätlichkeiten verbundenen Zwiste mit einem Spielgenossen antraf und die Streitenden trennte. Luis trat sogleich auf den Vermittler zu und vertheidigte sich mit so lebendiger Beredsamkeit und mit so starken und wohlgeordneten Beweisen, daß Tendilla in Staunen gerieth und den Knaben so lieb gewann, daß er ihn in sein Haus aufnahm und mit seinen Söhnen erziehen ließ.

züglichsten Schriftsteller in ihren Werken niedergelegt haben, zur späteren Verwerthung zu sammeln. Um die Richtung seines Geistes, welche er schon zu dieser Zeit erhielt und sein ganzes Leben hindurch bewahrte, und den Einfluß, welchen sein Wirken auf die Zeitgenossen übte, genau zu bezeichnen, dient am besten eine Stelle aus seinem berühmten Werke über das Gebet [3]), in welcher er sich klar über den Werth der weltlichen Studien ausspricht und die ascetische Einseitigkeit, wodurch jeder Fortschritt in der Wissenschaft unmöglich gemacht werden dürfte, kund gibt. „Die Weisheit der Welt," sagt er, „bläht das Herz auf mit Eitelkeit, die Weisheit Gottes entflammt es mit Liebe zu ihm. Sie macht den Menschen nicht stolz und zum Schwätzer, sondern demüthig und zum Freunde der Thränen und des Schweigens. Füge ich also, wenn ich mich von Gott, der selbst mich durch sein Wort unterrichtet, abwende und den Lehrern der Welt folge, diesem göttlichen Meister nicht großes Unrecht zu? Verachte ich nicht seine Lehre, wenn ich dieselbe ebenso betrachte, wie die der Menschen, oder gar diese der seinigen vorziehe? Wäre die Zahl derjenigen, welche diesem Irrthume verfallen, nicht gar zu groß, so hätte man weniger Ursache, Klage zu führen, aber, um es unverhohlen herauszusagen, fast die ganze Welt huldigt diesem Misbrauche. In Magellan's Meerenge geht, wie man behauptet, von drei Schiffen eins zu Grunde, aus der Meerenge, von welcher wir sprechen, wird kaum einer gerettet. Wie viele Studirende zählt jetzt die Welt und wie wenige Schüler Jesus Christus? Am meisten zu bedauern ist aber, daß selbst solche, welche der Welt entsagen und in einen geistlichen Orden treten, nicht immer diese Klippen vermeiden; denn zu derselben Zeit, in welcher sie lernen sollen, den alten Menschen aus- und den neuen anzuziehen, und wenn sie kaum angefangen haben, die Augen zur Erkenntniß Gottes zu öffnen, werden sie auch schon von der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und von dem Studium der heidnischen Philosophie gänzlich in Anspruch genommen, und man hört mehre Jahre lang von ihnen weder den Namen Jesus Christus, noch ein Wort seines Evangeliums. Obschon diese Studien der Zeitverhältnisse und der Ketzereien wegen einigermaßen nöthig sind, so müssen wir sie dennoch als einen großen Nachtheil für unser Leben betrachten, weil sie uns um einen so beträchtlichen Theil unserer Zeit bringen und uns veranlassen, so viele Jahre als Fremdlinge in der Gemeinde des Herrn umherzuirren. Der heil. Gregorius hat vollkommen recht, wenn er behauptet, daß alle Gelehrsamkeit und alle Vernunftschlüsse der Heiden den Plagen Aegyptens gleichen, und daß alle weltlichen Wissenschaften sich nur zur Strafe unserer Sünden in die Kirche eingeschlichen haben. Sind wir nun aber auch durch unsere jammervollen Lebensverhältnisse zu diesem Uebel verdammt, so sollte man es wenigstens bis zu einem Alter verschieben, welches ihm gewachsen ist; wie kann man aber ohne den tiefsten Schmerz sehen, daß ein junger Mensch, dessen Seele noch zart ist und der kaum anfängt, die Süßigkeit der Milch Jesu Christi zu schmecken, von der Brust desselben hinweggerissen und an die der heidnischen Philosophen geworfen wird, wo er keine andere Nahrung findet als Vernunftschlüsse und Sophismen. Verfährt man auf diese Weise anders als Pharao? Als dieser grausame Fürst das Volk Gottes vertilgen wollte, befahl er, jedes neugeborene männliche Kind sogleich in den Fluthen des Nils zu ertränken; sehen wir nicht dasselbe in unserer Zeit, denn kaum hat eine Seele ihre Wiedergeburt in Christus begonnen, so taucht man sie, ehe sie noch einige Kraft in diesem neuen Dasein erlangen konnte, in ein Gewässer, worin der Geist der Andacht gänzlich erstirbt." Luis entging, wie er bemerkt, dadurch dieser Gefahr, daß er nur aus Gehorsam diesen Studien oblag und neben den heidnischen Schriftstellern auch fleißig die Bücher der heil. Schrift las. Nachdem er seinen philosophischen Cursus in dem Kloster zu Granada beendigt hatte, wurde er von seinen Obern nach Valladolid geschickt, um in dem Collegium des heil. Gregorius die Theologie zu studiren, eine Bevorzugung, die nur den jungen Mönchen, an welchen ein ausgezeichnetes Talent zu rühmen war, zu Theil wurde. Er übertraf noch bei weitem die von ihm gehegten Erwartungen und ragte über alle Studiengenossen durch Eifer und Fleiß hervor; denn nicht zufrieden mit der täglich in den Collegien gehörten Weisheit, benutzte er gewissenhaft jede freie Stunde, um die Werke der griechischen und lateinischen Väter, sowie die besten Geschichtschreiber und Redner des Alterthums zu lesen. Obschon er sich eines vortrefflichen Gedächtnisses erfreute, so fing er doch schon jetzt an, Alles emsig niederzuschreiben und zu sammeln, was er als gründlich, schön und nützlich erkannte, um davon zur Ausschmückung seiner Predigten und seiner ascetischen Werke, deren Plan er bereits entworfen hatte, Gebrauch zu machen. Nachdem er in den verschiedenen Fächern der Theologie eine ausreichende Festigkeit gewonnen hatte, ging er im J. 1534 zur Seelsorge über, deren Pflichten er über 50 Jahre mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit erfüllte. Verzagt trat er zuerst in seiner Vaterstadt als Prediger auf, seine hinreißende Beredsamkeit erntete aber bald die herrlichsten Früchte. In der ganzen, erst vor wenigen Jahren den Mauren entrissenen Provinz Granada befanden sich unter einer großen Menge schlechter Christen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Ungläubigen, welche sich äußerlich als Christen geberdeten und die Taufe empfangen hatten, aber im Innern noch Juden oder Muhammedaner waren und an den Vorschriften ihrer Sekte festhielten. Der unermüdliche Prediger stellte es sich während eines Zeitraumes von zehn Jahren zur Aufgabe, die Irrenden von den Wahrheiten, die sie hartnäckig von sich stießen, zu überzeugen und die Nachlässigen in ihrem Glauben zu befestigen, und seine Bemühungen hatten einen über alle Erwartung günstigen Erfolg. Er faßte nun den Entschluß, das Wort Gottes anderwärts zu verkünden, und begab sich zuerst nach der Stadt Cordova, wohin ihm der Ruf seiner Leistungen bereits vorausgeeilt war. Ob-

3) Libro de la oracion y meditacion. P. II. §. 8. c. 4.

schon er die damals häufigen Laster, insbesondere die Lüderlichkeit, die Ueppigkeit, den Wucher, den Betrug, die Unzucht und die Ungerechtigkeit heftig angriff, so beleidigte er doch Niemanden, und man liebte und achtete ihn, weil man recht wohl einsah, daß sein Zorn nur der Sünde galt, und daß er stets bereit war, Allen Gutes zu thun. Ungefähr zwei Meilen von Cordova im Gebirge lag ein etwa 100 Jahre früher gegründetes Kloster, genannt Himmelsleiter (Scala Coeli), welches aber die Mönche angeblich der ungesunden Luft wegen verlassen hatten; er unterzog sich bereitwillig dem Auftrage, es wiederherzustellen, und sein Unternehmen gelang vollkommen, da er selbst seinen Aufenthalt dort nahm und mehre gleichgesinnte Genossen, welche die ruhige Betrachtung an einem stillen Orte liebten, um sich sammelte. In dieser Einsamkeit schrieb er auch sein Buch über das Gebet (Libro de la oracion y meditacion), das erste seiner Werke und eines seiner vorzüglichsten, dem kein anderes, welches diesen Gegenstand behandelt, an Gehalt und Nützlichkeit gleich kommt; denn kein Gemüth, sagt ein gleichzeitiger Bischof (Bernhard von Fresneda), ist so verstockt, das nicht von dem Sinne und der Andacht desselben angezogen, bedeutend sich bessert und zur Uebung frommer Werke entflammt wird. Es enthält einen so unerschöpflichen Schatz von Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, so reine Grundsätze und erhabene Gedanken, daß kein Prediger und kein Seelsorger es ungelesen lassen sollte. Es ist in vielen älteren und neueren Ausgaben verbreitet, von welchen aber nur zwei der ältesten (Salamanca 1567. 8. und Medina del Campo 1578. 8.) wegen ihres antiquarischen Werthes und eine der neueren (Paris 1822. 12.) ihrer Erreichbarkeit und Bequemlichkeit wegen angeführt werden sollen. Eine gute lateinische Uebersetzung (De oratione et meditatione. Coloniae 1592. 12. u. öfter) mußte den Theologen, welche des Spanischen nicht mächtig waren, ausreichen, bis man auch in neueren Sprachen Nachbildungen versuchte. Die französischen Uebersetzungen von François de Belleforest (Dévotes Contemplations et spirituelles Instructions sur la vie, passion, mort, résurrection et glorieuse ascension de N. S. Jésus-Christ. Paris 1572. 16. Auch unter dem Titel: Le vrai Chemin et Adresse pour acquérir et parvenir à la grâce de Dieu. Paris 1576. 8.) und von einem Ungenannten (Traité de l'oraison. Paris 1685. 8. N. éd. Ibid. 1702. 8. 2 Voll.) geben das Original nicht getreu genug wieder, weit eher kann man dieses Verdienst der teutschen Uebersetzung („Vom Gebete und von der Betrachtung; aus dem Spanischen übersetzt." Regensburg 1841. 12.) nachrühmen. Das Buch soll, wie Manche behaupten, nur die weitere Ausführung einer kleineren Schrift Pedro's von Alcantara über das innerliche Gebet, nach Andern aber diese nur ein Auszug aus dem ersteren sein. Die Meinung der letzteren ist wol die richtige, jedenfalls betrachteten die Zeitgenossen Frai Luis als den wirklichen Verfasser, dessen Ruhm sich auch durch dasselbe schnell nach allen Seiten hin verbreitete, wie denn selbst die Araber sich sein Buch durch eine Uebersetzung zugänglich gemacht haben sollen. Aus allen Provinzen Spaniens kamen jetzt dem stillen, bescheidenen Mönche sowol von den Bischöfen und den Großen, als auch von dem Volke Einladungen zu, und jede Gemeinde wünschte den berühmten Prediger in ihrer Mitte zu sehen und sein lebendiges Wort zu vernehmen; er scheint jedoch erst um das Jahr 1552 von den Bergen bei Cordova herabgestiegen zu sein, um zu Badajoz, der Hauptstadt der Provinz Estremadura an der Grenze von Portugal, die Leitung einer Gesellschaft von Ordensgeistlichen, welche ihn zum Prior gewählt hatte, zu übernehmen. Er baute daselbst ein neues Kloster, ohne sich jedoch durch dieses Amt und die damit verbundenen Geschäfte von seinem eifrigen Wirken auf der Kanzel, von den gewohnten Uebungen der Frömmigkeit und von der Fortsetzung seiner gelehrten Arbeiten ablenken zu lassen. Er vollendete um diese Zeit die „Führerin der Sünder" (La guia de pecadores), welche zuerst im J. 1555 zu Badajoz ohne Angabe des Ortes und des Jahres und dann in einer verbesserten Ausgabe (Salamanca 1570. 8.) erschien. Sie nimmt unstreitig den ersten Rang unter seinen Schriften ein und hat, wie ein Bewunderer derselben sich ausdrückt (im Originale und in den Bearbeitungen und Uebersetzungen in griechischer, lateinischer, italienischer, französischer, teutscher und polnischer Sprache), mehr Irrende auf den Weg des Heils zurückgeführt, als sie Buchstaben enthält. Der Verfasser selbst betrachtete sie als seine vorzüglichste Arbeit und las sie später nie durch, ohne zu erstaunen, wie ihm ein solches Werk gelingen konnte [4]). Die lateinische Uebersetzung (Dux peccatorum. Coloniae 1619. 12. und öfter) ist den gelehrten Theologen am bekanntesten; am fleißigsten wurde das Buch ins Französische übersetzt, zuerst von Paul du Mont (Douay 1574. 8. Ibid. 1577. 8. Lyon 1585. 12. Paris 1594. 8.), sodann von Nicole Colin (Reims 1577. 16. Paris 1583. 12.), von Cyprien de Saint-Angelique (Lyon 1674. 8.) und am besten von Guil. Girard (Paris 1658. 8. Ibid. 1669. 8. und öfter), dessen den Geist des Originals athmende Nachbildung auch in neuerer Zeit wiederholte Auflagen (Paris 1711. 8. Avignon 1823. 12. 2 Voll. Paris 1824. 12. 2 Voll. Saint-Brieuc. 1837. 12. 2 Voll.) erlebte und sogar von Abbé Crouzet's sorgfältiger Uebersetzung (Paris 1842. 12. Lyon 1836. 12. 2 Voll. Avignon 1837. 12. 2 Voll.), welche großen Beifall fand, nicht übertroffen wurde, nur die neueste teutsche Uebersetzung eines Ungenannten, welche unter dem Titel: „Die Lenkerin der Sünder" (Aachen 1832. 12. 4. Aufl. Ebend. 1847. 12.) erschien, dürfte ihr gleichzustellen sein; eine ältere teutsche Bearbeitung („Deß Sünders Geleitsmann." Cöln 1623. 12. Dillingen 1583. 12.) ist jetzt ungenießbar. — Obgleich Frai Luis jedes Aufsehen fast ängstlich vermied, so verbreitete sich doch der Ruf seiner Tugenden

4) Er soll noch in dem letzten Jahre seines Lebens gesagt haben: „An me hoc opus Pace Augusta composuisse potest? Quam puro, quam salubri civitas ista fruitur coelo, sub quo talia nascuntur!" *J. Echard* et *J. Quétif*, Scriptores ordinis Praedicatorum. Tom. II. p. 287.

und der Früchte seines Eifers immer mehr und erregte insbesondere die Aufmerksamkeit des Infanten Enrique von Portugal, eines Sohnes des Königs Emmanuel, welcher als Cardinal und Erzbischof von Evora mit apostolischem Eifer seinem Sprengel vorstand. Er entsendete oft Boten zu dem nicht weit entfernten Mönche, um seinen Rath über wichtige Amtsangelegenheiten oder schwierige Gewissensfragen einzuholen, und hätte gern den ebenso gelehrten als frommen Mann in seiner unmittelbaren Nähe gehabt; da er aber nicht hoffen durfte, ihn durch Aemter oder sonstige Belohnungen zu gewinnen, so bewirkte er bei dem Ordensgeneral, daß dieser ihn auf einige Zeit in seine Diöcese versetzte. Er wurde zu Evora gleichsam im Triumph aufgenommen und betrat hier sogleich wieder das Feld seines unermüdlichen Eifers. Zwei Jahre später (1557) wurde er zum Provinzial seines Ordens in Portugal gewählt, und obgleich er dieses Amt nur ungern und nur auf Bitten des portugiesischen Hofes und seiner Ordensgenossen annahm, so führte er es doch mit Liebe, Klugheit und Mäßigung. Er besuchte alle in den verschiedenen Provinzen des Königreichs zerstreuten Klöster seines Ordens, versah zugleich überall die Seelsorge und half, wo es nöthig erschien, mit Ermahnung und Rath. Er arbeitete überhaupt jetzt angestrengter als je zuvor, und ließ sich, um bei seinen vielen und mühsamen Reisen keinen Augenblick zu verlieren, einen Sattel fertigen, auf welchem er reitend lesen konnte. Die Königin Katharina, Regentin von Portugal, welche alsbald den Provinzial kennen und schätzen lernte, wählte ihn zu ihrem Beichtvater und berieth sich mit ihm über die wichtigsten Regierungsangelegenheiten, besonders aber über die Besetzung kirchlicher Stellen. Sie hatte nie Ursache, die Wahl der von ihm vorgeschlagenen würdigen Männer zu bereuen, bemühte sich aber vergebens, ihn selbst zur Annahme irgend eines Amtes zu bewegen. Schon hatte er das Bisthum Viseu ausgeschlagen, als sie in ihn drang, sich der Verwaltung des im J. 1558 erledigten Erzbisthums Braga, welches sich in einem sehr verwahrlosten Zustande befand, zu unterziehen. Alle Bemühungen scheiterten aber an seiner Festigkeit, und sie mußte sich mit seiner Bereitwilligkeit begnügen, einen würdigen Mann zu dieser Stelle, dem wichtigsten und einflußreichsten kirchlichen Amte in Portugal, zu suchen. Er schlug nach reiflicher Ueberlegung Bartholomäus von den Martyrern (a Martyribus), einen durch gründliches Wissen und Frömmigkeit ausgezeichneten Ordensgenossen, vor, und die Königin durfte die Ernennung desselben, obschon die Großen des Reiches mit der Wahl eines Mönches nicht zufrieden waren, in jeder Beziehung als eine glückliche betrachten. Als sie im J. 1561 den Entschluß faßte, sich ganz dem beschaulichen Leben zu widmen, die Regierung niederlegte und die Leitung der Geschäfte nebst der Obsorge über ihren noch minderjährigen Sohn Sebastian ihrem Schwager, dem Cardinal Enrique, übergab, nahm dieser den ihm unentbehrlich gewordenen Ordensmann, von welchem in demselben Jahre das Amt des Provinzials bereits an einen andern übergegangen war, mit sich nach Lissabon. Dieser behielt auch hier großen Einfluß auf die Handlungsweise der königlichen Familie, leider vermochte sein kluger Rath aber nicht, Sebastian von der Expedition nach Afrika abzuhalten, welche den jungen König um sein Leben und seine Krone brachte und sein Haus ins Verderben stürzte. Dieses Ereigniß erfüllte auch Frai Luis, den treuen Freund desselben, mit großer Betrübniß, welche nur durch den unermüdlichen Eifer, womit er den Pflichten seines neuen Wirkungskreises oblag, nur durch die fortwährende Beschäftigung mit literarischen Arbeiten gemildert werden konnte. In die Zeit seines langen Aufenthaltes in Lissabon fallen die meisten seiner Schriften; vor allen ist zu nennen das Gedenkbuch des christlichen Lebens (El Memorial de la vida christiana. Lisboa 1565. fol. Salamanca 1566. fol.), worin der Christ eine vollständige Anleitung findet, wie er von den ersten Anfängen der Bekehrung an zur höchsten Vollkommenheit gelangen kann. Den Franzosen ist es durch die Uebersetzungen von J. de Foigny (Le Mémorial de la vie chrétienne. Reims 1578. 12. Paris 1587. 8. Lyon 1590. 12. Paris 1701. 8. 2 Voll.) und von dem Abbé P*** (Mémorial de la vie chrétienne. Lyon 1837. 8. 2 Voll.) und den Teutschen durch eine treue Nachbildung („Gedenkbuch des christlichen Lebens." Aachen 1834. 12. 4 Bde.)[5]) zugänglich gemacht; die älteren Uebersetzungen (München 1575. 12. und Würzburg 1604. 12. Ebend. 1614. 12.) sind jetzt nur noch der Seltenheit wegen zu bemerken. Nach dem Gedenkbuche erschien die Einleitung in das Glaubensbekenntniß (Introduccion al simbolo de la Fé. Salamanca 1582. fol.) in fünf Abtheilungen, worin er die Schöpfung, die Erlösung und andere Hauptpunkte der christlichen Religion erörtert und insbesondere in dem letzten Theile den Missionaren, welche zu den Indianern geschickt wurden, vorschreibt, wie sie den christlichen Wahrheiten am sichersten Eingang in den Geist dieser Ungläubigen verschaffen können, und verlangt, daß man ihnen zuerst die Sittengesetze entwickle und dann die Beweggründe der Glaubwürdigkeit in lichter Ordnung darlege. Eine französische Uebersetzung lieferte Nicol. Colin unter dem Titel: Catéchisme ou Introduction au symbole de la foi (Nouv. édit. Paris 1709. 8. 4 Voll.), welche der lateinischen (Introductio ad symbolum. Coloniae 1602. 4. oder Institutiones theologicae. Ibid. 1608. 4.) vorzuziehen ist. Auf diese hauptsächlich auf die Bekehrung der Heiden und die Behandlung der Neubekehrten berechnete und sogar ins Persische übersetzte Schrift folgten rasch nach einander verschiedene kleinere Abhandlungen[6]) über die Andacht (De devo-

5) Einen Theil desselben übersetzte Silbert unter dem Titel: „Ueber die Liebe Gottes oder von der Vervollkommnung des christlichen Lebens." Wien 1821. 8.

6) Sie befinden sich alle in den Gesammtausgaben seiner Werke; hier sollen nur einige der zugänglichsten Einzelausgaben angeführt werden. Mehre dieser kleinen Schriften sind ins Französische übersetzt unter dem Titel: Traité d'oraisons et considérations sur les principaux mystères; suivi de trois petits traités sur l'excellence de la prière etc., trad. nouvelle par M. l'Abbé P***. Lyon 1843. 8. 2 Voll.

tione. Coloniae 1600. 12.), über die Liebe Gottes, über die hauptsächlichsten Geheimnisse des Lebens unseres Herrn (Vita Christi. Coloniae 1607. 12.), über die Lebensweise und die Pflichten der Bischöfe, ein vortrefflicher kleinerer Katechismus (Catechismus minor. Coloniae 1624. 12.), von den Denksprüchen der Moralphilosophen (Collectanea moralis philosophiae tomis tribus, quorum primus selectissimas sententias ex omnibus Senecae operibus, secundus ex moralibus opusculis Plutarchi, tertius clarissimorum principum et philosophorum insigniorum apophthegmata complectitur. Olissiponae 1571. 8.), eine spanische Uebersetzung des Büchleins von der Nachfolge Christi (El Contemptus mundi, o menosprecio del mondo y imitacion de Christo. Madrid 1567. 12. Amberes 1572. 12.), eine Biographie Juan's von Ayala, eine spanische Uebersetzung der geistlichen Leiter des Johannes Climacus (Libro de sant Juan Climaco, llmado escala spiritual nuevamente romançado. Salamanca 1571. 8. Valladolid 1583. 8. Madrid 1612. 12.), eine Sammlung von Sentenzen und Aphorismen für Prediger (Silva locorum communium omnibus verbi concinatoribus necessaria, in qua tam veterum Ecclesiae Patrum, tum philosophorum, oratorum et poetarum egregie dicta leguntur. Lugduni 1582. 8. Coloniae 1650. 8. Französisch unter dem Titel: Lieux communs et discours spirituels en forme de méditations. Paris 1587 und öfter, fol. oder 4 Voll. 8.) und Betrachtungen für jeden Tag der Woche (Meditaciones para todos los dias de la semana. Paris 1841. 18.). Außer diesen kleineren Schriften [7]) fällt in den letzten Abschnitt seines Lebens noch sein bedeutendes Werk über die geistliche Beredsamkeit (Rhetoricae ecclesiasticae sive de ratione concionandi libri sex. Olissipon. 1576. 4. Parisiis 1635. 8.), von welchem ein berühmter Kanzelredner sagt, es verdiene mit goldenen Buchstaben gedruckt zu werden. „Ich hatte," bemerkt der Verfasser selbst in der Einleitung zu seinem Werke, „meinen ganzen Fleiß und einen großen Theil meiner Nächte darauf verwendet, Predigten über alle Gegenstände, welche während des ganzen Jahres in der Kirche vorkommen können, zu schreiben, und beinahe war ich bereits mit dieser großen Arbeit zu Ende, als ich ernstlich zu überlegen anfing, ob sie auch den beabsichtigten Nutzen bringen werde, und nach langem Nachdenken zu der Ueberzeugung gelangte, daß dieser kaum ohne eine vorhergehende Anweisung zu erreichen sein dürfte. Unter den einem Prediger des Evangeliums nöthigen Eigenschaften treten besonders drei als unbedingt nöthig hervor, nämlich die Erfindung, die Beredsamkeit und der Vortrag. Er muß verstehen, die würdigen und seinem Gegenstande entsprechenden Gedanken zu finden, denn davon hängen Richtigkeit und Gediegenheit der Rede ab; er muß verstehen, die ganze Kraft seiner Beweise auf eine entsprechende und leichte Weise zu entwickeln, das heißt, seine Gedanken so auszusprechen, daß Alles, was er in seinem Geiste ausgedacht hat, durch die Kraft seiner Worte auf den Geist der Zuhörer übergeht und einen bleibenden Eindruck macht. Endlich muß der christliche Redner verstehen, seine Stimme, seine Geberden und sein Benehmen auf die möglichst getreue und gefällige Weise mit dem, was er sagt, in Einklang zu bringen. Die Erfindung oder die Gabe, die würdigen, richtigen oder kräftigen Gedanken zu fassen, ist ohne Zweifel die vornehmste Eigenschaft des vollkommenen Predigers; er muß darauf alle mögliche Sorgfalt und den Fleiß seines ganzen Lebens verwenden, damit er dem gefundenen Stoffe immer aus dem Schatze seines Wissens etwas Neues hinzufügen kann. Vergegenwärtigt man sich aber die Lage der Zuhörer und die Tragweite des Verstandes der Mehrzahl des Volkes, welches die Dinge weniger nach ihrer Würde, als nach der Art und Weise, wie sie ihm vorgeführt werden, auffaßt, so wird man zugeben müssen, daß die Beredsamkeit und der Vortrag noch nöthiger sind, als selbst die Erfindung. Daher kommt es, daß viele durch Gelehrsamkeit und Gedankenreichthum ausgezeichnete Redner, welchen die Gabe des Vortrages fehlt, nicht nur keinen Eindruck auf die Zuhörer machen, sondern sogar dieselben langweilen. Da ich nun einsah, daß der etwa mögliche Erfolg der von mir mit so großer Mühe ausgearbeiteten Predigten nur der Erfindung gebühre, aber ohne die Richtigkeit und Würze des Vortrages wenig Nutzen stiften könne, so entschloß ich mich, nach meinen schwachen Kräften eine Anleitung zum Vortrage dieser Predigten zu schreiben, um die ganze Arbeit nicht umsonst unternommen zu haben." Der Zweck des Verfassers wurde vollständig erreicht, und das Werk hat nicht nur im Original, sondern auch und vielleicht noch mehr in der vortrefflichen französischen Uebersetzung von Nic. Jos. Binet (La Rhétorique de l'Église, ou l'Éloquence des prédicateurs. Lyon 1673. 8. Avignon 1743. 12. Lyon 1830. 8. 2 Voll.) großen Nutzen gestiftet. Die von Frai Luis ausgearbeiteten zahlreichen Predigten zerfallen nach der Eintheilung des Kirchenjahres in mehre Sammlungen; die erste reicht von dem Anfange des Advents bis zur Fastenzeit (Conciones de tempore a Dominica Adventus ad Quadragesimam. Olissip. 1575. 8. Antverp. 1577. 8. Ibid. 1594. 12.), die zweite von der Fastenzeit bis zu Ostern (De quartis et sextis feriis et dominicis Quadragesimae ad Pascham. Olissip. 1575. 8. Salamanca 1577. 4. Antverpiae 1581. 8.), ins Teutsche übersetzt von Joh. Nullius („Quadragesimale, das ist, Außlegung der Evangelien, so durch die Fasten am Mittwoch und Freytag in der Kirchen geprediget werden, sampt fünf Predigten von der Buß." Cölln 1620. Fol.) und von J. P. Silbert („Homiletische Fastenpredigten, nebst fünf Predigten über das Sacrament der Buße." Wien 1830. 8.), die

7) Von den Uebersetzungen mehrer dieser kleineren Schriften sind noch zu erwähnen: „Das sinnreich Buch der geistlichen Uebung" (München 1576. 12.); „Einkehr in Gott auf den Wegen des geistlichen Lebens, übersetzt von J. P. Silbert" (Regensburg 1838. 12.) und „Die guten Werke der katholischen Kirche: Beten, Fasten und Almosengeben, als Beförderungsmittel des zeitlichen und ewigen Heiles der Menschen." (Landshut 1839. 12.)

dritte von Ostern bis zum Frohnleichnamsfeste (Conciones a Pascha ad festum corporis Christi. Olissip. 1575. 8. Antverp. 1579. 8.), die vierte von diesem Feste bis zum Advent (Conciones de Dominicis in Adventum. Olissip. 1578. 8. Antverp. 1582. 8.) und die fünfte umfaßt die Feste der Heiligen (Conciones de Sanctis. Romae 1557. 4. Antverp. 1580. 8. Ibid. 1600. 8.). Diese einzelnen Abtheilungen wurden auch unter dem Titel: Conciones de tempore et de Sanctis, oder Conciones in Evangelia oder Postilla Evangelica zusammengedruckt (Coloniae 1593. fol. Ibid. 1598. 8. Ibid. 1600. 8. Antverp. 1610. 8.). Sämmtlich wurden sie ins Französische übersetzt von Jean Charon (Sermons. Paris 1585—1602. 8. 6 Voll.) und von Nic. Jos. Binet (Sermons pour l'avent, le carême, l'octave du Saint-Sacrement. Paris 1698. 8. 3 Voll.) und ins Teutsche von J. P. Silbert („Homiletische Predigten auf das ganze Kirchenjahr." Regensburg 1834—1836. 8. 5 Bde.), eine ältere Uebersetzung („Außlegung der Sonntäglichen auch anderer Evangelien durch das gantze Jahr, darinnen auff jedes Evangelium zwo, drey oder etwa mehr Predigten begriffen." Cölln 1588. Fol.) verdient der Sprache wegen Beachtung. In allen diesen Predigten sind die Regeln, welche Frai Luis in seiner Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit gibt, sorgsam beobachtet, und sie theilen dem Leser wirklich das Feuer mit, welches den Redner und die Zuhörer begeisterte; überhaupt ist der Einfluß, den die Schriften dieses Kirchenlehrers sowol auf die Geistlichen als auch auf die Laien des 15. und 16. Jahrh. übte, unberechenbar, und der Papst Gregorius schrieb ihm am 21. Juli 1582 mit Recht: „Vielgeliebter Sohn! Deine tägliche und unabläßige Bemühung, die Menschen sowol von Lastern abzuschrecken, als auch zur Vollkommenheit des Lebens zu führen, war uns immer höchst angenehm und Allen, welche die Ehre Gottes und ihr und Anderer Heil eifrig suchen, sehr erwünscht und erfreulich. Viele Predigten hast du gehalten und viele Bücher voll der vorzüglichsten Lehren und der reinsten Frömmigkeit herausgegeben; du thust dies auch noch täglich und hörst nie auf, sowol in deiner Umgebung als auch in der Ferne Christus möglichst viele Seelen zu gewinnen. Innigst erfreuen uns die vorzüglich guten Früchte, die du aus deiner Arbeit ziehst, und die großen Vortheile, die Andern daraus erwachsen, denn so viele Gläubige aus deinen Predigten und Schriften Nutzen schöpfen, so viele Söhne hast du Christus erzeugt und sie mit weit höheren Wohlthaten begabt, als wenn du Blinden das Gesicht und Todten das Leben vom Herrn erfleht hättest.... Fahre denn fort, wie du bis jetzt gethan, gib dich diesem Wirken aus vollem Herzen hin, vollende die Werke, welche du angefangen hast, und fördere sie ans Licht zum Heil der Kranken, zur Kräftigung der Schwachen, zur Freude der Gesunden und Starken und zur Glorie sowol der streitenden als der triumphirenden Kirche." Aber nicht nur durch Worte sprach der Papst seine Zufriedenheit mit dem Wirken des ausgezeichneten Kirchenlehrers aus, er ließ ihm auch den Cardinalshut anbieten, aber der schlichte Mönch erwiderte mit der inständigsten Bitte, man möge ihn mit dieser Gnade verschonen. Sein Leben entsprach vollkommen dieser Gesinnung, welche alle Eitelkeit der Welt verachtete; er ging stets in einem ärmlichen, abgetragenen Gewande, schenkte den Dürftigen die Gaben, womit man ihn überschüttete, und ließ selbst in seinem höchsten Alter so wenig ab von seinem bußfertigen Leben, daß er nicht einmal gestattete, sein Kämmerlein im Winter zu wärmen. Bei allen Entbehrungen erfreute er sich stets einer vorzüglichen Gesundheit und arbeitete mit rastloser Thätigkeit bis in sein 84. Jahr, in welchem ihn eine kurze, aber schwere und schmerzliche Krankheit am 31. Dec. 1588 hinwegraffte. Seine Werke in spanischer und lateinischer Sprache wurden nach seinem Tode in verschiedenen Gesammtausgaben verbreitet und bilden einen Hauptschatz der theologischen Literatur im Allgemeinen und der spanischen Nationalliteratur insbesondere. Die spanischen Ausgaben (Obras. Madrid 1679. fol. 3 Voll. und Barcellona 1701. fol. 6 Voll.) haben immer noch Werth [8]), obschon die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienenen und durch die meisterhafte Biographie des Frai Luis von Luis Munos eingeleitete (Obras con su vida. Madrid 1786—1789. 8. 19 Voll. und Madrid 1800. fol. 6 Voll.) als die vollständigste betrachtet und am meisten gesucht wird. Ihr folgt auch der neueste Abdruck (Obras. Madrid 1849—1850. gr. 8. 3 Voll.) nebst einer Biographie von Joseph Joachim Mora, welcher eine Abtheilung (Bd. VI, VIII und IX) der Biblioteca de autores españoles bildet. Die beste Ausgabe der lateinisch geschriebenen Werke lieferte Andr. Schott (Coloniae 1628. fol. 3 Voll.), eine lateinische Bearbeitung der spanischen Schriften Mich. van Isselt (Opera theologica. Coloniae 1626. fol. 3 Voll.); eine gute französische sämmtlicher Werke, welche sich immer noch lesen läßt, Guil. Girard (Oeuvres complètes. Paris 1658. 8. 10 Voll. Ibid. 1662. 8. 10 Voll. Ibid. 1667. 8. 10 Voll. und öfter. Paris 1668. fol. 2 Voll. Ibid. 1690. fol. 2 Voll.) [9]). Eine teutsche Uebersetzung sämmtlicher Schriften ist nicht vorhanden und wird wol auch nicht leicht gewagt werden, da sie nicht alle dem teutschen Charakter so sehr entsprechen wie dem französischen. Uebrigens zeichnen sie sich ohne Unterschied aus durch südliche Lebendigkeit und nicht selten durch dichterischen Schwung, immer aber durch echt christliche Wärme, und man sieht, daß er selbst von dem, was er lehrte und schrieb, innigst erfüllt und durchdrungen war. An Leichtigkeit, Klarheit, Reichthum und Fülle der Darstellung ist er vielleicht am besten mit dem Kirchenlehrer Chrysostomus zu vergleichen. Das eifrige Studium Cicero's bildete ihn zum großen Redner, das tiefe Studium der heil. Schrift und der Kirchenväter zum großen Asceten, weshalb seine Schriften besonders von Priestern gelesen zu werden verdienen. „Verschaffe sie dir," fagt

8) Die erste Ausgabe (Antverp. 1572. 8. 9 Voll.) ist sehr mangelhaft. 9) Die geistlichen Schriften übersetzten Seb. Hardy (Rouen 1634. fol.) und Sim. Martin (Paris 1643. fol.).

Franz von Sales in einem Briefe an einen seiner Freunde [10]), „sämmtlich und betrachte sie als dein zweites Brevier. Der Cardinal Borromeo wählte keinen andern Stoff zu seinen Predigten und er predigte sehr gut. Dies ist aber nicht der einzige Vortheil, den du daraus ziehen kannst, sie werden auch deinen Geist zur Liebe der wahren Andacht und zu allen geistlichen Uebungen, welche dir nöthig sind, hinleiten. Nach meiner Ansicht beginnst du am besten mit der „Lenkerin der Sünder," dann gehe zum „Denkbuch" über und lies dann sämmtliche Schriften nach der Reihe. Um sie aber mit nützlichem Erfolg zu lesen, darfst du sie nicht eilig durchlaufen; du mußt sie wiederholt lesen und emsig darüber nachdenken, du mußt sie mit Ehrfurcht und Andacht lesen, wie ein Buch, das die ersprießlichsten Eingebungen enthält, welche uns von Oben kommen können." Außer dem schon erwähnten Leben des Frai Luis von Granada von Munos (La vida y virtudes de Luis de Granada. Madrid 1639. 4.) besitzen wir noch gute Biographien von Francisco Diago (Ludovici Granatensis vita. Coloniae 1614. 8.) und von André Félibien (Vie du P. Louis de Grenade, de l'ordre des Prêcheurs. Paris 1668. 12.) [11]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANADILLA, eine von Tournefort aufgestellte Gattung, welche aber von Linné und allen späteren Systematikern mit Parviflora vereinigt wurde. Diese brachte De Candolle in folgende acht gleichwerthige Abtheilungen:

1) Astrophea. Den Mitgliedern dieser kleinen Abtheilung, welche sämmtlich baumartig sind, fehlen die Ranken und die Blüthenhüllen, haben aber einen fünflappigen Kelch.

2) Polyanthea. Die vielblüthigen Blüthenstiele sind mit Ranken versehen; die Blüthenhülle fehlt oder ist doch nur sehr klein; der Kelch ist zehnlappig; die Stengel ranken.

3) Tetrapathea. Mit vierlappigem Kelche, vier Staubgefäßen, fehlender oder sehr kleiner Blüthenhülle, dreiblüthigen, ästigen Blüthenstielen und einfachen Ranken, welche nicht aus denselben Blattachseln als die Blüthenstiele entspringen.

4) Cieca. Der Kelch ist fünflappig; die Hülle fehlt oder ist sehr klein; die Blüthenstiele sind vielblüthig und nebst den häufig aus den Blattachseln entspringenden Ranken einfach.

5) Decaloba. Der Kelch ist zehnlappig; die Hülle fehlt oder ist sehr klein und von der Blüthe gesondert; die Blüthenstiele sind einblüthig und nebst den aus denselben Achseln entspringenden Ranken einfach.

6) Granadilla. Die dreiblätterige Hülle hat ganzrandige oder gezähnte, aber nicht gelappte Blättchen; der Kelch ist zehnlappig; die Blüthenstiele sind einblüthig und nebst den aus denselben Achseln entspringenden Ranken einfach.

7) Tacsonioides. Die Kelchröhre ist zwar etwas länger als bei den Mitgliedern der vorigen Abtheilung, mit welcher diese sonst übereinstimmt, aber doch weit kürzer als der Saum.

8) Dysosmia. Die Blättchen der dreiblätterigen Hülle sind in borstige, an der Spitze drüsige Zipfel getheilt; der Kelch ist zehnlappig; die Blüthenstiele stehen einzeln; die Frucht ist kapselartig.

Dieselben Namen und Abtheilungen nimmt zwar auch Endlicher an, legt ihnen aber verschiedenen Werth bei, indem er nur die fünf Abtheilungen: Tetrapathea, Cieca, Decaloba, Dysosmia und Astrophea anerkennt, Decaloba aber wieder in vier Unterabtheilungen (Endecaloba, Granadilla, Tacsonioides und Polyanthea) bringt.

Die Abtheilung Granadilla, mit welcher Anthactinia *Bory* identisch ist, umfaßt bei De Candolle 45 Arten, zu denen in neuerer Zeit noch einige hinzugekommen sind. (*Garcke.*)

GRANADO (Diego), spanischer Theolog, im J. 1574 zu Cadiz geboren, trat in seinem 14. Jahre in die Gesellschaft Jesu und lehrte nach der Beendigung seiner Studien 30 Jahre hindurch in den Collegien seines Ordens zu Sevilla und Granada die Philosophie und Theologie. Er besaß eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit, womit er aber nie prunkte, welche er im Gegentheil bei jeder Gelegenheit bescheiden zu verbergen suchte. Seine Frömmigkeit diente allen seinen Ordensgenossen und Schülern zu einem schwer zu erreichenden Muster, da sie mit schweren körperlichen Abtödtungen verbunden war. Er starb am 5. Jan. 1632 zu Granada. Den großen Schatz seines scholastischen Wissens legte er in einem ausführlichen Commentare über die Summa des Thomas von Aquin (Commentarii in Summam Theologiae S. Thomae. Hispali et Granatae 1623—1633. fol. 8 Voll.) nieder. Ein gleichzeitiger Nachdruck des jetzt selten gewordenen, aber wenig gesuchten Werkes (Mussiponti 1624. 4.) enthält nur die drei ersten Bände. Eine Abtheilung des Ganzen (De immaculata conceptione Mariae Virginis) erschien schon früher als Probe, wurde aber dem Werke wieder einverleibt [1]). — Verschieden von diesem Jesuiten ist ein gleichzeitiger Diego Granado, welcher ein Buch über die Kochkunst (Del arte de cocina. Madrid 1599. 8. Lerida 1614. 8.) schrieb [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANAFEO (Giovanni), Erzbischof von Bari, um das Jahr 1620 zu Brindisi geboren, stammte aus dem Geschlechte der Marchesen von Carovigno; er widmete sich der Theologie und insbesondere dem kanonischen

---

10) Lettres spirituelles. Liv. I. Lettre 34. 11) Vergl. *A. Touron*, Histoire des hommes illustres de l'ordre de Saint Dominique. (Paris 1747. 4.) Tom. IV. p. 558—592. Biographie universelle. Tom. XIX. p. 442 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 908 seq.

1) *Ph. Alegambe*, Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, ed. *Nath. Sotwell.* (Romae 1676. fol.) p. 366 seq. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des Écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. II. (Liège 1854. 8.) p. 260. 2) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1572.

Rechte und stieg nach Beendigung seiner Studien in den kirchlichen Würden von Stufe zu Stufe, bis er zum Bischof von Nardo und im J. 1660 zum Erzbischof von Bari geweiht wurde. Er verwaltete seine Diöcese mit Ernst und bemühte sich, mancherlei Misbräuche, die sich in der Verwaltung derselben eingeschlichen hatten, zu beseitigen. Bei der Visitation der Klöster seines Sprengels überzeugte er sich, daß das Finanzwesen der Nonnenklöster sich sehr im Argen befand, weshalb er verordnete, daß die Kasse eines jeden Klosters mit drei verschiedenen Schlüsseln verschlossen werden müsse, von denen den einen der Bischof, den andern die Aebtissin und den dritten ein von dem Bischofe zu bestimmender Geistlicher in Händen haben solle, welche Bestimmung bei den Klosterleuten großes Misfallen erregte, aber allgemein als sehr nützlich und nothwendig betrachtet wurde. Er sorgte übrigens eifrig für die Erhaltung und Verschönerung der Kirchen und Klöster, hielt jedoch dabei auf strenge Beobachtung der Kirchenzucht und berief deshalb im J. 1675 ein Diöcesanconcilium, dessen Beschlüsse er nebst allen Beschlüssen seiner Vorgänger in einer bereits selten gewordenen Sammlung (Constitutiones Synodi diocesanae Barensis. Venetiis 1676. fol.) herausgab. Durch seine strenge Ordnungsliebe machte er sich bei einem großen Theile des Klerus seiner Diöcese so misliebig, daß dieser eine Anklage gegen ihn bei dem Papste erhob. Er wurde nach Rom beschieden, wo seinen Feinden es gelang, mehre Jahre seine Rechtfertigung zu verhindern. Nachdem sich endlich seine Unschuld glänzend herausgestellt hatte, kehrte er niedergedrückt und krank nach Bari zurück, wo er bald darauf am 18. März 1683 starb *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANALIEN, GRANULIREN. Ein Metall in kleine Körner oder Stücke zu bringen, in mehr oder weniger grobes Pulver zu verwandeln, nennt man granuliren oder körnen und die so zu Körnern reducirten Metalle werden Granalien genannt. Man pflegt sie im geschmolzenen Zustande durch ein siebartiges Blech oder durch einen mit Löchern versehenen eisernen Löffel zu gießen und unter beständig schüttelnder Bewegung desselben in kaltes Wasser fallen zu lassen. In Ermangelung einer solchen siebartigen Vorrichtung ist es hinreichend, das flüssige Metall in dünnem Strahle in ein tiefes mit kaltem Wasser gefülltes Gefäß aus einiger Höhe herabzugießen. Auf einigen Hüttenwerken wird eine besondere Granulirmaschine, eine kleine mit Wasser angefüllte Wanne, auf welcher eine 3 Zoll dicke Walze mit einer Kurbel umgedreht werden kann, angewendet. Die Walze ist mit Reisern umgeben. Bei der Operation wird das flüssige Metall über die Walze ins Wasser gegossen und während dessen die Walze beständig umgedreht. Bei der englischen Granulirmaschine wird das geschmolzene Metall in einen glühenden mit Thon ausgeschlagenen Trichter gefüllt, der einen siebförmigen Boden hat. In den Kufen befindet sich ein beweglicher Boden, welcher verhindert, daß die Metalltropfen nicht zu tief durch das Wasser fallen, wodurch sie sonst zu mehr langen Stücken als zu Körnern gebildet würden. Das Granuliren der leichtflüssigen Metalle, z. B. des Bleies oder des Zinnes, erfolgt am besten dadurch, daß man dieselben schmilzt, ohne sie glühend zu machen, sie dann auf einen hölzernen, mit Kreide ausgestrichenen Trog oder in eine Büchse schüttet und so lange in Bewegung erhält, bis sie erstarren. Strengflüssige Metalle, wie z. B. Kupfer, läßt man im geschmolzenen Zustande und in einem sehr dünnen Strome in stark bewegtes Wasser fließen, oder auch, wie schon oben angedeutet, auf eine mit Reisern umwundene, im Wasser sich drehende Walze fallen. Zink, Kupfer, namentlich Schwarzkupfer, lassen sich auch zerkleinern, wenn man dieselben im Schmelzmomente zerstößt, die erhaltenen Granalien oder granulirten Metalle werden dann abgesiebt und die zurückbleibenden größeren Stücke einer wiederholten gleichen Behandlung unterzogen. Zur Verwendung für die Messingfabrication fallen die Kupfergranalien rundlich aus, wenn das Metall in ruhiges heißes Wasser gegossen wird. Gießt man es in fließendes kaltes Wasser, so sind die Granalien federähnlich. Das Granuliren des goldhaltigen Silbers, welches vorzüglich wegen der leichteren Behandlung desselben und um die Scheidung zu beschleunigen vorgenommen wird, geschieht durch langsames Eingießen des geschmolzenen Metalles in einen mit Wasser gefüllten kupfernen Kessel; je kleiner und hohler die erzeugten Granalien ausfallen, desto leichter erfolgt ihre Scheidung. Am einfachsten wird dieses dadurch bewirkt, daß man das goldhaltige *Silber* durch einen heiß gemachten, zart durchlöcherten Löffel in das Wasser strömen läßt.

Um Phosphor zu granuliren, läßt man ihn unter Wasser schmelzen, schüttelt denselben mit diesem in einer verschlossenen Flasche, bis die Temperatur des Wassers so weit gesunken ist, daß die kleinen Phosphorkörnchen fest werden. (*C. Reinwarth.*)

GRANARA (Giacinto Maria), italienischer Theolog, am Anfange des 17. Jahrh. zu Genua geboren, trat in den Dominikanerorden und erwarb sich nach der Beendigung seiner theologischen Studien als Kanzelredner einen weit verbreiteten Ruf und großes Ansehen bei den Oberen seines Ordens, welche ihn zu mehren Ehrenämtern in demselben beförderten. Er war zuletzt Generalinquisitor und starb um das Jahr 1670. Er versuchte sich auch als Schriftsteller in dem moralischen Fache und seine Schule der wahren Weisheit (La scuola della vera sapienza. Venezia 1665. 4.) war lange ein beliebtes Buch. Er soll auch der Verfasser mehrer ascetischer Schriften (De modo acquirendae perfectionis religiosae; De oratione mentali und Liber piarum meditationum) sein; ob sie gedruckt sind, wird nicht bemerkt [1]. — Giuseppe Granara, ebenfalls ein Genuese, welcher in der Seefahrtskunde sehr erfahren gewesen sein soll, gab eine nicht näher bekannte Beschreibung des

*) *Ferd. Ughelli*, Italia sacra. Tom. VII. p. 669.

1) *J. Echard* et *J. Quétif*, Scriptores Ordinis Praedicatorum. Vol. II. p. 658.

mittelländischen Meeres und der in demselben liegenden Inseln in italienischer Sprache heraus [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANAT (Grenat — Garnet). Mit dem Namen Granat bezeichnete man früher ein durch seine schöne blutrothe, der Blüthe des Granatbaums ähnliche Farbe ausgezeichnetes Mineral, welches jetzt in zahlreichen Varietäten als edler Granat, Almandin, sirianischer Granat, Pyrop, Melanit, Grossular, Allochroit, gemeiner Granat u. s. w. mit dem allgemeinen Namen Granat genannt wird. Seine Krystalle gehören den Formen des regulairen Systems an, unter welchen das Rhombendodekaëder (deshalb auch Granatoëder genannt) das gewöhnlichste ist. Demnächst kommen das Ikosaëder (Leucitoid), das Tetrakisheraëder (Pyramidenwürfel) und das Heraëder vor. Die Krystalle sind parallel den Dodekaëderflächen spaltbar, aber sehr gering, oft undeutlich. In Härte ist der Granat dem Quarze gleich, mitunter auch übertreffend, in einigen Varietäten auch weicher. Das spec. Gewicht schwankt zwischen 3,6 und 4,3, was in der großen Mannichfaltigkeit der chemischen Bestandtheile begründet ist. Vor dem Löthrohre schmelzen alle Granaten ziemlich leicht, die eisenreichen zu einem grauen oder schwarzen, die anderen zu einem grünlichen oder braunen Glase, die Eisenkalkgranaten gehören aber zu den schwerschmelzbarsten.

Die Granaten gehören zu den häufig vorkommenden Mineralien und die zahlreichen Abänderungen derselben lassen sich in Bezug auf die chemischen Verhältnisse nach ihren Basen, in geologischer Beziehung dagegen zweckmäßiger nach ihren Farben ordnen.

Obgleich verschiedene Basen die Granaten zusammensetzen, so lassen sich diese Mineralien doch im Allgemeinen ansehen als 1) Verbindungen aus 2 At. Kieselsäure, 1 At. Thonerde und 3 At. Kalkerde, oder Magnesia, oder Eisenorydul, oder Manganorydul; oder 2) als Verbindungen aus 2 At. Kieselsäure, 1 At. Eisenoryd oder Chromoryd und 3 At. Kalkerde. Man unterscheidet daher: Thonkalkgranat (Grossular, Hessonit und Romanzovit), Thoneisengranat (Almandin), Thongranat, Eisenkalkgranat (grüner, brauner und gelber Granat, Melanit, Rothoffit) und endlich Chromkalkgranat (Umarovit. Auch der Pyrop hält etwas Chromoryd). Alle diese Basen sind in den Granaten vorhanden, und man kann dieselben im Allgemeinen als zweifach basische Silicate von zwei Reihen isomorphen Basen betrachten, wenn die eine Reihe Kalkerde, Magnesia, Eisenorydul, Manganorydul, die andere Thonerde, Eisenoryd, Manganoryd enthält und unter welche die Kieselsäure gleich vertheilt ist. Ist der Granat hiernach eine Verbindung von kieselsaurem Kalk und kieselsaurer Thonerde allein, so ist er ganz farblos. Nun kann er aber statt des Kalkes sowol als auch statt der Thonerde andere Basen enthalten, und zwar sind hier die wichtigsten die Oryde des Eisens: Eisenorydul und Eisenoryd. Ersteres kann nur die Stelle des Kalkes vertreten, letzteres nur die der Thonerde. Beide unterscheiden sich durch die Menge Sauerstoff, welche sie enthalten; das Eisenoryd hat dann die Hälfte mehr als das Eisenorydul. Dasselbe Verhältniß findet auch zwischen dem Kalk und der Thonerde statt. Ein solcher Ersatz der basischen Bestandtheile unterstützt daher den wichtigen Satz, daß Mineralien, welche als verschiedene Sättigungsstufen eines und desselben Radicals betrachtet werden können, in gewissen Fällen gleiche oder doch sehr nahestehende Krystallformen (die Färbung ist nicht wesentlich) besitzen. Ist hiernach aller Kalk durch Eisenorydul vertreten, während die Thonerde bleibt, so haben wir es mit dem edlen Granat zu thun, welcher vorzugsweise in schön gefärbten klaren Krystallen als Schmuckstein benutzt wird. Hierher gehören der Grossular, Almandin, Kaneelstein oder Hessonit, die sirianischen Granaten (von Sirian, einer Stadt in Pegu, wohin sie zu Markte gebracht werden). Auch der Pyrop (von πῦρ, Feuer, und ὄψ, Schein, Ansehen) wird häufig hierher gezählt, da er ein geschätzter Schmuckstein ist, wenngleich er die Bestandtheile des gemeinen Granats enthält und von diesem nur durch einen Gehalt von Chrom verschieden ist. Befindet sich dagegen an Stelle der Thonerde Eisenoryd unter Beibehaltung des Kalkes in dem anderen kieselsauren Salze, so haben wir den gemeinen Granat vor uns, der auch roth oder gelb gefärbt ist, indessen nie durchsichtig genug auftritt, um einen geschätzten Edelstein abzugeben. Er umfaßt die mannichfaltigen schmutzigrothen, braunen und grünen Varietäten und bricht häufig mit Magneteisenstein.

Die große Mehrzahl der Granaten ist aus Vereinigung der oben angegebenen Fälle entstanden, eine strenge Scheidung der Species findet in der Natur nicht statt, und die obigen Eintheilungsarten dienen hauptsächlich zur Orientirung für den Chemiker, ohne daß die ihr zu Grunde liegenden Kriterien von der Natur scharf hervorgehoben werden. So kann ein kleiner Theil des Kalkes durch Eisenorydul oder diesem ähnliche Basen, wie Manganorydul und Magnesia ersetzt sein, oder alle diese Basen sind auf einmal im Mineral enthalten. Dadurch entstehen auch der Färbung und Klarheit nach verschiedene Abarten, deren brauchbarste unter den Namen Kaneelstein oder Hessoit, Grossular und Succinit bekannt sind. Ebenso kann die Thonerde durch Eisenoryd in verschiedenen Mengen vertreten sein, und es läßt sich hieraus abnehmen, welche Verschiedenheiten dadurch in dem einen Mineral „Granat" hervorgebracht werden. Diese zahlreichen Abänderungen haben zu vielen Analysen Veranlassung gegeben, von denen jedoch die niederen, welche namentlich Klaproth, Bucholz, Simon und Murray geliefert haben, nicht ausreichend sind, um die chemischen Verhältnisse des Granatgeschlechtes klar durchschauen zu lassen. Erst durch die späteren, von Hisinger, Trolle-Wachtmeister, Karsten, Kobell und Rammelsberg angestellten zahlreichen und genauen Analysen sind Resultate gewonnen, welche ergeben, daß alle Granaten ⅓ kieselsaure Salze sind,

2) Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1123.

wie bereits oben angegeben. Hinsichtlich der numerischen Ergebnisse der Analysen wird hier, da eine specielle Aufführung bei der großen Anzahl derselben zu viel Raum erfordern und ein Auszug immer etwas Lückenhaftes sein würde, auf die Abhandlungen verwiesen, welche in Berzelius' Jahresber. II, 101; III, 150; XIII, 171; Poggendorff's Annal. II, 126; XXII, 391; Sweigger's Journ. LXV, 320. 343. Annalen der Pharm. VII, 269 abgedruckt sind.

Von geologischer Bedeutung sind: der rothe, grüne, braune und schwarze Granat; der weiße und gelbe haben mehr ein mineralogisches Interesse.

Der rothe Granat ist ein wesentlicher Gemengtheil des Eklopits. In außerordentlicher Menge findet er sich in krystallinisch-schieferigen Gebirgsarten: im Gneiße, Glimmerschiefer, Hornblende-, Talk- und Chloritschiefer, ferner im Granulit, Granit, Syenit, Diorit, Hornblendegestein, Serpentin, Feldsteinporphyr, Trachyt und in älteren Laven des Vesuvs. Auch im Thonschiefer, im körnigen Kalk, auf Erzgängen, im aufgeschwemmten Lande, lose in Krystallen und Körnern kommt er vor.

Der grüne Granat findet sich im Glimmerschiefer, im körnigen Kalk und sehr häufig auf Erzlagerstätten, besonders von Magneteisen, und Sachsen, Böhmen, der Harz, Ungarn, Schweden und Norwegen bieten für das letztere Vorkommen viele Beispiele dar.

Der braune Granat kommt häufig mit rothem oder grünem an vielen Orten zusammen vor.

Der schwarze Granat findet sich im Glimmerschiefer, im Thonschiefer und im körnigen Kalk, im Dolerit, Diorit und Syenit, im vulkanischen Gestein und auf Erzlagerstätten.

Wie schon erwähnt, finden wir im Glimmer-, Chlorit-, Hornblende- und Talkschiefer den Granat sehr häufig in Begleitung mit Magneteisen, und jene Begleitung von Magneteisen ist insofern eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung, da schon ältere Mineralogen (*Brugmann*, Lithologia Groningana etc. 1781. p. 50) die Wirkung der Granaten auf die Magnetnadel bemerkten. Saussure (Voyage dans les Alpes I, 60) erwähnt eines schönen, reinen, syrischen Granats, welcher noch in der Entfernung von zwei Linien die Magnetnadel merklich in Bewegung setzte; v. Kobell (Schweigger's Journ. LXIV, 285) fand gleichfalls, daß Granatkrystalle eine empfindliche Nadel an einigen Stellen mehr, an anderen weniger beunruhigten. Als er einen großen Krystall zerschlug und Stücke, welche zum Theil durchscheinend und von schön rother Farbe waren, der Magnetnadel näherte, wurde sie sehr auffallend in Bewegung gesetzt. Bei genauerer Beobachtung erkannte er kleine, sehr deutlich ausgebildete Octaëder von Magneteisen, welche mitten im vollkommen frischen Granat eingewachsen waren. Auch G. A. Kennjott (Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanst. 1851. c. 46) macht auf ein Vorkommen des Granats im Granit bei Presburg aufmerksam, der als Krystall von der Form des Leucitoëders auf die Magnetnadel einwirke.

Einige Granaten, namentlich die braunen und grünen, kommen so häufig vor, daß sie dem Eisenhüttenmann als Eisenerze, oder wenigstens als Zuschläge sowol wegen der Leichtflüssigkeit als des Eisengehaltes wegen sehr schätzbar sind. So ist z. B. der Granat ein steter Begleiter der Eisenerze von Moravitza im Banat. Er tritt hier in so überwiegendem Verhältniß auf, daß dessen Mächtigkeit über 100 Klafter beträgt; er ist meistens derb, selten krystallisirt und beherbergt die Eisenerze, die sich durch ihr regelloses Vorkommen darin auszeichnen, sodaß der Granat in den Eisenstein, und umgekehrt, wie in einander zerflossen, von dem ganz reinen Zustande bis in das völlig Taube übergehen.

Vorzüglich reich an Granaten ist Böhmen. Hier im Eger-Kreise, im Glimmerschiefer des Tillen- und Lindenberges kommen die Granaten in so großer Anzahl und darin stellenweise so massenhaft angehäuft vor, daß man sie vor Zeiten, wie unter anderen am sogenannten Granatenbrünnlein am Tillen, schachtmäßig zu gewinnen sich veranlaßt fand. Sie sind jedoch von geringerem Werthe, sowie überhaupt die böhmischen Granaten oder Pyrope den syrinischen oder sirianischen Granaten von der schönen dunkelvioletblauen Farbe, den feuerrothen und zimmetbraunfarbenen von Ceylon im Werthe sehr nachstehen. Die Pyrop führenden Ablagerungen im böhmischen Mittelgebirge, schon von älteren Schriftstellern als „Granatenland“ bezeichnet, sind Producte der gewaltigen Revolutionen und Zertrümmerungen, von welchen bei dem Ausbruche der Basaltmassen das Mittelgebirge, ebenso das krystallinische Grundgebirge wie die darüber abgelagerten Quader- und Plänerschichten betroffen wurden. Das Muttergestein aller Pyrope des Mittelgebirges ist Serpentin. Einem bei der Basalt-Eruption zertrümmerten und zerstückten Serpentingebirge verdanken sie ihr Vorkommen in den jüngeren Schichten. Das Pyrop führende Conglomerat von Meronitz, obwol ohne erkennbare Basalttrümmer, dennoch geologisch gleichzeitig und gleichbedeutend mit den Basalt-Conglomeratbildungen des Mittelgebirges, ist ein unter Beihilfe von Wasserfluthen zusammengehäuftes Trümmergestein von Granit-, Gneiß-, Granulit-, Serpentin-, Plänersandstein-, Plänerkalk- und Plänermergelstücken mit thonig-kalkigem Bindemittel. In diesen Conglomeraten haben sich dolomitische Kalkmassen ausgeschieden und als Product zersetzter Serpentintrümmer eigenthümliche grüne Halbopale, reich an eingewachsenen Pyropkörnern gebildet. Die auf diesen Conglomeraten bergmännisch betriebenen Gruben liefern jährlich 22—24 Ctr. Pyrop. Zugleich mit Pyrop werden aus der Masse des „Granatenlagers“ mancherlei Mineralien und kleine verkieste Petrefacten des Plänermergels ausgewaschen. — Ganz analog ist das Pyrop führende Basaltconglomerat der Lissa Hora zwischen Starai und Leskai, nördlich von Trziblitz. Zahlreiche Serpentinbruchstücke mit eingewachsenen Pyro-

pen in diesem Trümmergesteine von Basalt und Pläner beweisen auch hier hinlänglich die Herkunft der Pyrope. In unmittelbarem Zusammenhange mit diesem Punkte steht das Pyrop führende Diluvialgerölle von Trziblitz und Podselitz. Dieses Gerölle, 1—3 Klafter mächtig, besteht vorherrschend aus Basaltgeschieben. Zur Pyropgewinnung wird das Gröbere durch Siebe ausgeschieden, das Kleinere dann ausgewaschen. Interessant sind die mancherlei Edelsteine, welche beim Waschen des Granatensandes zum Vorschein kommen: Hyacinth, Zirkon, Saphir, Spinell, Cyanit, Turmalin, Chrysolith u. a. Das Gerölle breitet sich von jenem Hügel, bei Starai und Leskai angefangen, in zwei Arme in südöstlicher Richtung aus. Der eine Arm geht über Trzemschitz, Chnaftian, Podselitz und Dlaschkowitz bis Sedletz, der andere läßt sich über die Granatenschenke über Trziblitz, Wekan bis ins Egerthal bei Libochowitz verfolgen, wenn auch die Pyropenführung des Gerölles sich nur auf ein bis zwei Stunden Entfernung von jenem Hügel erstreckt.

Die Pyropen gerade dieser Lagerstätten haben zu einer eigenthümlichen Industrie des Schwarzwaldes Veranlassung gegeben. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bezogen einige unternehmende Kaufleute zu Freiburg die rothen Granaten aus Böhmen und versuchten die Bearbeitung derselben. Sie etablirten Krystallschleifereien und der Schwarzwälder brachte seine Granatenindustrie zu einer Zeit in Flor, in welcher der Böhme selbst noch gar nicht an die Bearbeitung seines heimathlichen Schmucksteines dachte. Erst später lernte er durch eingewanderte Schwarzwälder diese Arbeit kennen, allein noch heute steht die Ausdehnung des Granatengeschäftes in Böhmen in keinem Verhältniß zur Größe der Granatenindustrie des Schwarzwaldes. Die zu Freiburg begonnene Granatenarbeit wanderte bald zu den Landleuten, und es blieb dabei, wie bei der Uhrenindustrie, das Hauswesen des Arbeiters auf den Grundbesitz gestützt. Von Freiburg pflanzte sich die neue Industrie weiter in die Stadt Waldkirch im Elzthal, wo noch heute geltende Zunftstatuten existiren, und wo gegenwärtig 27 Meister mit 12 zunftmäßigen Gehilfen und 12 Lehrlingen und mit einer weit größeren Anzahl Arbeiterinnen das Granatengeschäft betreiben. Auch in das Thal Harmersbach, bei der Stadt Zell, verpflanzte sich das Geschäft weiter und beschäftigt darin mehr als 100 Familien. Wie schon gesagt, werden die rohen Granaten aus Böhmen bezogen, aber im Thal Harmersbach verarbeitet. Die Granaten werden durch Schlämmen gereinigt, durch Siebe sortirt und in Nummern abgetheilt. Durch das Anbohren mittels einer durch einen Bogen mit Saite in Bewegung gesetzten hölzernen Spindel erhält der Granat eine flache Vertiefung, indem die oben und unten mit einem starken Eisendraht versehene Spindel (Bohrer) in senkrechter Stellung auf den Granat gestellt wird. Von dieser flachen Vertiefung aus werden sie durch Diamantsplitter durchbohrt, und zwar geschieht diese Durchbohrung je nach der Größe der Granaten entweder in der Richtung der kürzeren oder der längeren Axe. Alle kleineren Granaten werden in der Richtung der kürzeren Axe, durch die sogenannte Flächenaxe durchbohrt, von denen das 1000 $2\frac{1}{2}$—5 Loth wiegt. Es gibt aber auch größere Granaten, deren Form es nöthig macht, sie nicht nach der Höhenaxe, sondern ebenfalls nach der Flächenaxe zu durchbohren, während in der Regel alle größeren Steine in der Richtung der längeren Axe durchbohrt werden. Durch das Schleifen erhält nun der Granat die gewünschte Form. Die durch Waschen und schwaches Glühen von anhängendem Oel und angesetztem Schmutz gereinigten Granaten, welche durch solche Behandlung auch eine größere Härte erlangen, werden nämlich entweder mittels Sandsteine, die gewöhnlich durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt werden, oder auch auf Bleischeiben unter Anwendung von Schmirgel geschliffen. Die kleinen, durch die Flächenaxe gebohrten Granaten erhalten beim Schleifen unregelmäßige Flächen, werden Glänzer genannt und sind die wohlfeilsten. Die größeren durch die Höhenaxe gebohrten Granaten werden entweder in der Form der sogenannten Oliven oder brillantirt geschliffen. Bei beiden stehen die Schliffflächen aufrecht; bei den Oliven haben die Steine nur zwei Reihen Facetten, wovon die eine die obere Hälfte umgibt, die andere die untere Hälfte. Die brillantirt geschliffenen Granaten dagegen haben vier Reihen Facetten, die man Rauten nennt und nie weniger als 24 Flächen. Ueberhaupt bestimmt die Beschaffenheit des Granats die Art des Schliffs, und nur bei den größeren richtet sie sich nach der gegebenen Bestellung. Hierauf erfolgt das Poliren auf einer horizontallaufenden Scheibe, die aus ¾ Zinn und ¼ Blei zusammengesetzt ist, unter Anwendung von Trippel. Die durch das Schleifen hervorgebrachten Flächen erhalten durch diese Manipulation den gehörigen Glanz.

Alle durchbohrten Granaten werden für den Verkauf aufgefaßt und heißen Schnurgranaten. Davon werden diejenigen unterschieden, welche zum Fassen bestimmt sind. Man gibt diesen eine flache Grundfläche und eine gewölbte, brillant geschliffene Oberfläche. Nach dem Poliren werden die Granaten nochmals durch sorgfältiges Waschen gereinigt. Sollen sie von einer sehr dunkeln Farbe sein, so werden die an und für sich dunkelsten Steine ausgelesen und in der Wärme mit Fett in Berührung gebracht. Mitunter wird das Färben durch Kochen mit Spänen von Brasilienholz bewirkt. Nach geschehener Reinigung werden die Granaten an rothe Seidenschnüre aufgefaßt. Man gebraucht dazu eine lange, dünne, biegsame Nadel. Gewöhnlich werden 1000 Stück auf eine bestimmte Zahl Schnüre gefaßt. Die zur Fassung bestimmten Granaten werden dutzendweise zusammengethan. Als eine Verzierung der Enden der Granatenschnüre werden dieselben mit Silberfäden durchflochten, wodurch das Roth der Granaten gehoben wird.

Gegenwärtig werden auch in Troppau und Teplitz Granatenarbeiten gefertigt, aber nur die größeren Steine und auch die orientalischen Granaten, die Almandine,

bearbeitet. Sie werden als Arm- oder Halsschmuck getragen. Der Betrieb im Großen macht sehr niedrige Preise möglich. Die kleinen Granaten werden gewöhnlich lothweise für desto geringeren Preis verkauft, je mehr auf ein Loth gehen; solche aber, von denen 24—30 Stück auf das Loth kommen, verkauft man stückweise. Sehr kostbar sind die schönen stirianischen Granaten, von denen häufig ein Stein, achteckig, $8\frac{1}{2}$ und $6\frac{1}{2}$ Linien groß, mit 3500 Franken bezahlt wurde. Ein feuerrother Granat aus Ceylon, oval und 11 und 7 Linien groß, wurde mit 1000 Franken bezahlt. Aber auch von den böhmischen Granaten, wenn die Farben rein sind und sie obige Größen haben, ist das Stück mit 150—250 Franken bezahlt worden. Misfarbige und rissige Granaten werden gepulvert, geschlämmt und als Schleifmittel für andere Steine benutzt. Aus größeren tyroler und steiermärkischen Granaten werden Tabatieren und andere Luxusgegenstände geschliffen.

(*C. Reinwarth.*)

GRANATA (Francesco), italienischer Historiker, am 5. Febr. 1701 zu Capua geboren, widmete sich der Theologie und Jurisprudenz und erlangte nach der Beendigung seiner Studien in beiden Fächern die Doctorwürde. Er bekleidete verschiedene kirchliche Würden und wurde im J. 1757 von dem Papste Benedict XIV. zum Bischof von Sessa ernannt, wo er im J. 1771 starb. Er benutzte die Muße, welche ihm nach der Erfüllung seiner Amtspflichten blieb, zu gründlichen Forschungen über die politische und kirchliche Geschichte der Städte Capua und Sessa, und die Ergebnisse seines Fleißes (Storia civile della fedelissima Città di Capua. Napoli 1750—1756. 4. 3 Voll. Ragguaglio istorico della Città di Sessa. Napoli 1763. 4. und Storia sacra della Chiesa metropolitana di Capua. Napoli 1766. 4. 2 Voll., in welcher letzteren Schrift auch die vorhergehende aufgenommen ist) sind als Materialiensammlungen für die Geschichte Italiens von entschiedenem Werthe *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANATA (Giovanni Battista), berühmter italienischer Guitarrespieler und Componist für dieses undankbare Instrument, am Anfange des 17. Jahrh. zu Bologna geboren, gab eine Sammlung von Sonaten heraus (Soavi concenti di Sonate musicale per la chitarra spagnuola, livri diversi. Bologna 1659. 4.), welche lange Zeit sehr gesucht und beliebt war, jetzt aber selten geworden ist †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANATÄPFELSCHALEN enthalten neben adstringirendem und vielem Extractivstoffe auch viel gelbfärbendes Pigment. Sie ertheilen in Folge des letztern dem baumwollenen Gewebe mit der essigsauren Thonerde vorbereitet eine gelbe, ins Grünliche sich neigende Farbe, werden aber in der Zeugdruckerei selten allein verwendet, weil das Weiß im Granatapfelbade durch den Extractivstoff stark alterirt wird.

In Frankreich werden sie meistens als Zusatz beim Färben mit der Quercitronrinde gebraucht, um nicht blos Oliven, sondern auch intensive und glänzende Orange-, Kaneel- und chocolatenfarbige Abstufungen in Mitwirkung von Krapp zu erzeugen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß, wenn dem Krappbade mit Quercitronrindeabsud versetzt, die Temperatur beim Färben nicht hoch gegeben werden darf, weil sonst der Krapp das bereits entwickelte und aufgefärbte Quercitronpigment, sobald das Bad 32 Grad R. überschreitet, wieder austreibt, welches nicht geschieht, wenn man Quercitronrinde mit Granatäpfelschalen vermengt hat. Es empfiehlt sich daher ein solches Verfahren, um jene Farbenschattirungen in ihrem höchsten Glanze zu erhalten.

Die grauen Farbenabstufungen, welche durch verschwächte Eisenbeizen mit den Granatäpfelschalen erhalten werden, zeichnen sich abweichend von den Nuancen, die der Sumach, die weiße Seerosenwurzel, das Bablah und die Galläpfel liefern, aus. Sie erscheinen immer mit einem Stich ins Gelbliche, wie dieses bei allen fahlfärbenden Pflanzenstoffen der Fall ist, deren Pigment sich mehr dem gelbfärbenden nähert.

Mit chromsaurem Kali geben die Granatäpfelschalen auf Baumwollgewebe echtes bräunliches Gelb. Wenn 2 Theile Granatäpfelschalen mit 8 Theilen Wasser und 1 Theil Kupfervitriol kalt ausgezogen, mit dem Auszuge Kattune getränkt, einige Tage der Luft exponirt und nachher ausgewaschen werden, wird nach Runge ein dauerhaftes Bräunlichgelb erhalten. (*v. Kurrer.*)

GRANATBAUM (Punica granatum), ein Ziergewächs, heimisch in Südeuropa, Nordafrika und Mittelasien. Im südlichen Teutschland dauert er im Freien aus; in nördlichen Gegenden muß er den Winter über in das Glashaus oder in den Keller gestellt werden. Man unterscheidet den einfachen oder zahmen Granatbaum, den Granatbaum mit gefüllter rother Blüthe, den Granatbaum mit einfacher gelber Blüthe, den Granatbaum mit einfacher großer Blüthe und den Zwerggranatbaum. Die Fortpflanzung geschieht durch Nebensprossen, Stecklinge, Ableger und Pfropfen. Das Ausstoßen der mit eigenen Wurzeln versehenen Nebenschößlinge sucht man dadurch zu befördern, daß man die Wurzeln des alten Baumes nur mit wenig Erde bedeckt. Stecklinge macht man entweder von überjährigen Zweigen, die man im Februar ins Mistbeet steckt, oder von Zweigen getriebener Bäume. Man pflanzt die Stecklinge, sobald sie gehörig bewurzelt sind, bringt sie in ein warmes Beet, beschattet sie bei Sonnenschein, härtet sie nach und nach ab und stellt sie dann ganz frei. Zu Ablegern nimmt man junge, kräftige, vorjährige Triebe. Das Pfropfen geschieht Mitte Februar in den Spalt; man setzt die veredelten Stämmchen in ein mäßig warmes Haus, wo man sie Anfangs beschattet. Der Granatbaum liebt eine Erde, welche aus 3 Theilen gut verrottetem Kuh- oder Pferdemist, 2 Theilen Lauberde und 1 Theil Flußsand besteht. Anfangs

---

*) *Tipaldo,* Biografia degli Italiani illustri. Tom. VII. p. 462. Biographie générale. Tom. XXI. p. 632.

†) *F. J. Fétis,* Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. p. 81.

April wird der Baum aus dem Winterquartier genommen und ins Freie an einen warmen, gegen rauhe Winde geschützten Ort gestellt. Das Begießen im Frühjahre darf nicht eher geschehen, bis der Wurzelballen ausgetrocknet ist. Wenn aber der Baum im größten Wachsthume ist, muß er so oft begossen werden, als die Oberfläche der Erde trocken ist. Ende Frühjahr wird der Granatbaum an den Ort gestellt, welchen er den Sommer über einnehmen soll. Das Verpflanzen geschieht entweder zeitig im Frühjahre, ehe der Baum treibt, oder Anfangs Juni. Man verschneidet dabei den Wurzelballen und nimmt die Wurzeln, welche sich an den Topf oder Kübel angelegt haben, weg. Alljährlich im Frühjahre muß der Baum beschnitten werden, theils zur Reinigung von den ungesunden und dürren Theilen, theils um ihm eine schöne Form zu geben. Zum Treiben eignen sich am besten alte, nicht zu hohe Bäume der großen gefüllten Art, die den Sommer vorher reichlich geblüht haben und verpflanzt worden sind. Man stellt die Bäume in ein Haus, das eine Temperatur von + 15—20° R. hat, nahe an den Ofen auf eine Stellage, erhält die Wärme möglichst gleichmäßig, gießt oft und bespritzt zuweilen. Der Zwergbaum verlangt eine etwas abweichende Cultur. Derselbe liebt eine leichte, mit etwas Sand vermischte Haideerde und mäßige Feuchtigkeit. Sobald sich im Herbst die Knospen zeigen, verlangt er mehr Wärme und ist dann in ein mäßig warmes Haus oder in ein Mistbeet zu stellen. Im Winter verlangt er mehr Wärme als die andern Arten. Hält man die Zwerggranate im Zimmer, so muß man ihr alle Jahre im Februar frische Erde, halb Laub- und halb fette Gartenerde, geben. Sie verlangt viel frische Luft und im Sommer viel, im Winter dagegen wenig Wasser. Um alljährlich viel Blumen zu erzielen, versetzt man die alten Bäume nur alle drei Jahre in größere Töpfe, versieht diese mit Kuhdünger und beschneidet die Bäume im Herbst, indem man das vorjährige Holz zurückschneidet. Die Stecklinge macht man von im Frühjahre getriebenen Exemplaren. Die jungen Pflanzen müssen im ersten Jahre stets unter Fenster bleiben. Die außen rothen, innen gelben, mit einem lederartigen rothen Kelch gekrönten, bei der Reife aufspringenden, ein angenehm säuerlich schmeckendes Mark mit vielen purpurblauen Kernen enthaltenden Früchte (Granatäpfel) sind ebenso wie die Wurzel officinell. Beide dienen als Mittel gegen den Bandwurm. (Dr. *William Löbe.*)

GRANATBAUM (Mat. med.). Von dem im nördlichen Afrika einheimischen, jetzt aber auch im ganzen südlichen Europa und im Orient bis nach Ostindien vorkommenden Granatbaume (Punica granatum) sind verschiedene Theile in medicinischen Gebrauch gekommen.

a) Die Granatwurzelrinde (Cortex radicis Granati) war schon Dioscorides als wurmtreibendes Mittel bekannt und behauptet neben allen neueren Wurmmitteln noch immer ihr wohlverdientes Ansehen. Die Rinde muß von wildwachsenden Bäumen gesammelt werden, wenn sie gehörig wirken soll. Die getrocknete Rinde, außen gelblichbraun und runzlich, innen gelblich, etwa 1 Linie dick, ist geruchlos und schmeckt zusammenziehend. Sie enthält Harz (Punicin), Gerbsäure und Gallussäure, Zucker (Mannit), eine wachsartige Substanz. Von mittleren Gaben dieser Wurzel entsteht Kolik, Brechneigung, vermehrter Stuhl; große Dosen bewirken eine stärkere Reizung des Darmes (heftigere Leibschmerzen, Durchfall und Erbrechen, Schwindel, Zittern) und dabei werden etwa vorhandene Bandwürmer meistens ertödtet und abgeführt. Man benutzt deshalb diese Rinde zur Abtreibung des Bandwurms. Am besten gibt man ein Decoct von 1—2 Unzen Rinde innerhalb 2 bis 3 Stunden; weniger geeignet ist die Pulverform, ½—1 Drachme in rasch auf einander folgenden Gaben. Um die Einführung des kräftigen Mittels zu erleichtern, hat man auch wol ein Extractum Punicae granati (mit Weingeist und Wasser bereitet) und ein Extractum aethereum Punicae granati dargestellt.

b) Die Granatblüthen (Flores Granatorum, Flores Balaustiorum), im frischen Zustande hochroth, getrocknet dunkelroth, geruchlos und von herb zusammenziehendem Geschmacke, sind wegen ihrer adstringirenden Wirkung gegen Diarrhöen empfohlen worden, aber auch selbst gegen Wechselfieber zu 20—30 Gran pro dosi.

c) Von den Früchten des Granatbaums werden da, wo die Pflanze einheimisch ist, die Samen (Semina granati), die mit einem sauren styptischen Safte erfüllt sind, als kühlendes und zusammenziehendes Mittel bei Fieber benutzt, besonders bei sogenannten biliösen Fiebern. Außerdem hat man die lederartige Schale (Cortex Granatorum, Malicorium) der reifen Früchte, die in der Heimath des Granatbaums bisweilen als Gerbstoff dienen, als Adstringens bei atonischen Halsgeschwüren und bei Fluor albus äußerlich angewendet, ja man hat sie auch innerlich zu ½ Drachme pro dosi bei chronischen Durchfällen und Dysenterien gegeben. Rehmann bemühte sich sogar, der Granatschale als Surrogat der Chinarinde eine Stelle zu gewinnen.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GRANATBAUM (der), in der Bibel. — Dieser mäßig hohe Baum, hebräisch רִמּוֹן, portugiesisch, vielleicht davon abgeleitet, Romaas, griechisch ῥοά (böotisch σίδη) [1]), lateinisch Punica arbor [2]), nach Linné Punica granatum, wuchs ziemlich häufig in Kanaan [3]), wo er vielleicht mehren mit רִמּוֹן zusammengesetzten Ortschaften den Namen gegeben hat, wenn man, wie viele Ausleger meinen, diesen Zusatz nicht anders deuten will. Auch im Talmud oft erwähnt [4]), wurde der Baum wegen seiner Frucht sehr hoch geschätzt. Indessen scheint er wie gegenwärtig, so auch in der biblischen Zeit innerhalb Palästina's nicht so häufig gewesen zu sein wie etwa der Weinstock und der Feigenbaum, mit welchen er meist zusammengenannt wird. Außerdem fand und findet er

1) *Athen.* XIV, 650. 2) *Plin.* Nat. Hist. XIII, 38 a. 3) 4 Mos. 13, 24; 5 Mos. 8, 8; 1 Sam. 14, 2; Joel 1, 12; Hagg. 2, 10; vergl. Hoheslied 4, 3. 13; 7, 12. Scholz, Reise S. 140. 4) Berachoth 6, 8.

sich auch nicht selten in Syrien, Arabien[5]), Aegypten[6]), im übrigen Nordafrika, besonders bei Karthago, in Ost- und Westindien, sowie an mehren Stellen von Südeuropa, z. B. in Italien bei Monte Cassino und anderwärts[7]). Sowol zahm als auch wild wachsend, gehört er unter die strauchartigen Bäume, da er eine Höhe von nur 8—10 Fuß erreicht. Sein Stamm ist gerade und hat viele Seitensprossen, eine röthliche Rinde; seine gestielten Blätter sind lanzettförmig, hellgrün, seine Blüthen einzelstehend, groß, sternförmig, geruchlos, von hochrother Farbe, seine Früchte rund, auswendig roth, inwendig gelb[8]). Bei den Römern hieß die Frucht malum Punicum oder malum granatum[9]); sie hat die Größe einer Orange, nämlich 3—4 Zoll im Durchmesser. Sie enthält in zwei Kammern viele, selbst neun und mehr Fächer, von denen jedes mehre Kerne oder Samen einschließt, ist sehr fleischig und saftig[10]). Im Orient während des Augustmonates zur Reife gelangend, wird sie dort noch jetzt sehr gern genossen, theils in ihrer natürlichen Gestalt, theils indem man einen Saft daraus preßt, welchen man gähren läßt und so in eine Art von Wein verwandelt[11]). Sie diente im Alterthume vielfach als Vorbild zu Schmucksachen, indem man z. B. den Knäufen oder Kapitälen der Säulen im Salomonischen Tempel künstliche Granatäpfel anbildete[12]) und solche auch als Stickerei an den hohenpriesterlichen Gewändern anbrachte[13]). Ueber diese Verwendung vergl. Bähr, Symbolik II, 122 fg.; Meyer, Blätter für höhere Wahrheit X, 83. Philo gibt dieser Symbolik eine mystische Deutung[14]). Bei den späteren Juden benutzte man die Größe des Granatapfels als Maß[15]). — Für die Literatur sind außer den größeren botanischen Werken der neueren Naturforscher zu benutzen: *J. J. Scheuchzer*, Physica sacra (Augsburg 1731—1735. 5 Bde.; die Kupfer dazu 1727—1728); *T. M. Harris*, Natural History of the bible (London 1824); S. Oedmann, Strödda Samlingar utur Naturkunnigbeten til den hel. Skrifts uplysning (Upsala 1785 fg.); *M. Hiller*, Hierophysicon sive commentarius in loca s. s., quae plantarum faciunt mentionem (Utrecht 1725); *O. Celsius*, Hierobotanicon sive de plantis s. s. disertt. (Upsala 1745 und 1747); G. B. Winer, Biblisches Realwörterbuch. 1. Bd. 3. Ausgabe. (Leipzig 1847.) S. 445. 446. (*J. Hasemann.*)

GRANATE, GARNELE, ein Schalenthier, das zu Millionen an der oldenburgschen und hanöverschen Küste während des ganzen Sommers gefangen wird. Gekocht sind sie eine sehr beliebte Delicatesse; was in der Ausscheidung der zur Verzehrung unbrauchbaren größern Stücke im Siebe durchfällt, dient als vortreffliches Düngmittel. In der neuesten Zeit bereitet man die Garnelen als Düngmittel förmlich zu, indem man sie auf einer Darre trocknet, pulvert und als Düngmehl in den Handel bringt, welches sehr stickstoffhaltig ist, rasch wirkt und dem Guano kaum nachsteht. (Dr. *William Löbe.*)

GRANATE, GRENADE, ist eine gußeiserne Hohlkugel, ein Hohlgeschoß, welches im Allgemeinen die Bestimmung hat, mittels des in seinem inneren Raume, in die Höhlung gebrachten Pulvers — die Sprengladung — am Ziele zu zerspringen, zu crepiren und durch die umherfliegenden Stücke zu wirken. Die Entzündung der Sprengladung geschieht mittels eines in dem Mundloche der Granate befindlichen Zünders, der beim Abfeuern des Schusses durch die Schußladung entzündet wird und während der Flugbahn des Geschosses langsam fortbrennt. Das Mundloch ist eine kleine aus der Höhlung nach der Oberfläche des Geschosses gehende konische Oeffnung, der Zünder aber ist eine aus sehr trockenem Buchen-, Eschen-, Linden- oder Birkenholz gefertigte, inwendig glatt ausgebohrte Röhre, ohne Aeste und Risse, die den Durchmesser der Hohlkugel zur Länge, den Durchmesser des Mundloches zur Stärke hat. Sie wird an ihrem unteren Ende schräg abgeschnitten und mit dem Zündersatze — einer Mischung aus Kohlen, Schwefel, Salpeter und Mehlpulver — ausgeschlagen. Auch werden die Zünder von Doppelpapier gefertigt und gleich anderen Hülsen geschlagen, dann aber in die hölzerne Röhre — Brandröhre — geschoben, um auf diese Weise die Nachtheile des Aufspringens der letzteren oder des Losbrennens des Satzes in derselben zu vermeiden. Oben wird etwas Zündschnure — drei- bis vierfach zusammengedrehtes baumwollenes Garn in Anfeuerung (Branntweinteig) getränkt und mit Mehlpulver bestreut — kreuzweise in dem Zünderkopfe — befestigt. Ehe die Zünder in die Hohlkugel eingesetzt werden, müssen die Sprengladungen derselben eingeschüttet werden, damit diese Körper nicht allein als gewöhnliche Projectilen, sondern auch durch ihr Zerspringen wirken. Neben dem Pulver zur Sprengladung kommt gewöhnlich noch etwas Geschmolzenzeug — eine Mengung von gebrochenem Salpeter, ganzem Schwefel und Mehlpulver — in den Hohlkörper, um bei dem Beschießen der Wohnplätze auch die etwa vorhandenen brennbaren Gegenstände anzuzünden. Die Menge des zu jener erforderlichen Pulvers hängt von der Stärke und Beschaffenheit des Eisens ab, woraus die Granaten gegossen sind, weil ein zäheres Eisen mehr Pulver erfordert als ein spröderes. Gewöhnlich wird die Sprengladung mit einem Trichter, darauf das Geschmolzenzeug eingebracht und zuletzt der Zünder in jede Granate eingetrieben, sodaß er mit dem Kopfe dicht auf die Granate aufstößt. Der Zünder wird nun noch mit einer Wachsleinwandplatte bedeckt, welche mit Leim bestrichen, unter dem Kopfe mit Bindfaden festgebunden und an die Granate geklebt wird. Zur leichteren Handhabung beim Laden werden in jede Granate, von der

5) Niebuhr, Beschreibung S. 148. 6) 4 Mos. 20, 5; vergl. Pococke, Morgenland I. S. 319. 7) Ueber seine jetzige Verbreitung vergl. z. B. Ritter, Erdkunde XI. S. 549 fg. 8) Hoheslied 4, 3; vergl. *Celsius* I, 175. 9) *Plin.* Nat. Hist. XIII, 34; XVI, 36; *Marcell.* Med. c. 27. 10) *Plin.* Nat. Hist. XIII, 34. 11) *Diosc.* V, 34; *Plin.* Nat. Hist. XIV, 19; Hoheslied 8, 2. 12) 1 Kön. 7, 18; 20, 42; 2 Kön. 25, 17. 13) 2 Mos. 28, 33. 34; Jerem. 52, 22. 23; 1 Kön. 7, 8. 14) Opp. II, 153. 226. 15) Masor. Chelim. 17, 1. 4.

siebenpfündigen aufwärts, sowie in jede Brandgranate zwei eiserne Oesen mit eingegossen. Die zum Feldgebrauch bestimmten Granaten werden verpicht, bei allen übrigen geschieht dies nicht, weil sie erst kurz vor dem Gebrauch geladen werden. Bei der Verwendung der Granaten zum Gebrauch wird auf die vorschriftsmäßige Größe und auf sphärische Rundung gesehen. Die Oberfläche des Eisens muß überall dicht und eben sein und das Gewicht der Kugel in den vorschriftsmäßigen Grenzen liegen. Sie dürfen keine Sprünge haben, was man durch Anschlagen mit dem Hammer an ein aufgehängtes Geschoß aus dem Klange erfährt. Der Guß der Granaten geschieht in Sand, indem ein aus Lehm gemachter und gebrannter Kern in die Form eingesetzt und alsdann die Hohlkugel über demselben concentrisch in Sand gegossen wird.

Wenn die Granate alles Vorstehende mit der Bombe gemein hat, so unterscheidet sie sich von derselben dadurch, daß sie nur bei Haubitzen, theilweise auch bei Kanonen, die Bombe aber nur bei Mörsern zur Anwendung kommt und dem entsprechend namentlich die Zündereinrichtung verschieden ist.

Die nach dem Kaliber der betreffenden Geschütze verschiedene Größe der Granate wird entweder in Zollen der Länge des Durchmessers angegeben, oder nach dem freilich mehr oder weniger eingebildeten Gewicht einer steinernen Vollkugel, die mit dem Geschoß von gleicher Dicke ist, und letztere Benennungsart ist, obwol ungenauer, die gebräuchlichere. So hat man Granaten, deren Durchmesser zwischen 4 und 9 Zoll liegen, die einem Gewichte von 12—60 Pfund entsprechen. Im Feldkriege kommen nur die kleineren, bis zu den sechszölligen, im Festungskriege dagegen sämmtliche Arten zur Anwendung. Bei Schießübungen erhalten die Granaten in der Regel nur eine Ausstoßladung zum Herauswerfen des Zünders. An diesen wird dann ein Stück Zündschnur gebunden und außer der Ladung etwas Zündpapier in das Hohlgeschoß eingelegt. Das Mundloch solcher Granaten, die keinen Zünder erhalten sollen, wird mit einem Holzpfropfen geschlossen.

Das wesentlichste Motiv für den Gebrauch der Granaten ist ihre Sprengwirkung. Diese macht sich vorzugsweise gegen Truppen geltend, die in Masse stehen. Auch werden sie gegen geschlossene Cavalerie angewendet, wo die unter den Pferden hervorgebrachte Verwirrung den Effect noch erhöht. Obgleich die Sprengstücke mehre hundert Schritt weit umherfliegen, so hat das Crepiren der Granate doch nur dann vollständigen Erfolg, wenn es in nächster Nähe der feindlichen Truppen stattfindet. Gegen Erdwerke wirkt die um einige Zoll über ihre ganze Dicke tief eingedrungene Granate durch ihr Crepiren minenartig und dient namentlich zur Zerstörung der Schartenbekleidungen. Gegen Schiffe kann die treffende Granate nach dem Durchschlagen der Wand oder des Decks im Innern crepiren, oder sie crepirt dicht über dem Schiffe, um die Mannschaft und die Takelage zu beschädigen. Die Mittelzahl der Sprengstücke ist etwa 16; das Gewicht derselben liegt bei den kleineren Granaten zwischen 3 Loth und 3 Pfund, bei den größeren zwischen ½ und 10 Pfund.

Beim Entladen der Granaten ist die größte Vorsicht anzuwenden. Der Zünder wird mittels der Zündermaschine herausgehoben; Ladung und Geschmolzenzeug werden behutsam ausgeschüttet und demnächst ausgesiebt. Ist der Zünderkopf abgebrochen, so wird der Zünder mit Wasser benetzt, der Satz etwas über die Eisenstärke ausgebohrt, der Zünder in das Hohlgeschoß gestoßen, aus demselben die Ladung u. s. w. herausgeschafft, Wasser hineingegossen, wenn dasselbe nach Verlauf einer Viertelstunde wieder ausgegossen, der Zünder mit einem eisernen Meißel zersplittert.

Ein besonderer Zweck des Granatfeuers ist das Inbrandstecken von Dörfern und Gehöften, die der Feind besetzt hat, und von Magazinen. Wenn dies schon mit den gewöhnlichen Granaten möglich ist, so hat man speciell für gedachten Zweck noch eine besondere Art: die Brandgranate. Sie hat nur schwache Eisenstärke und außer dem Mundloche mehre Brandlöcher um dasselbe. Ihre größere Höhlung nimmt außer der verhältnißmäßig geringen Sprengladung, die hier durch einen besonderen, in seiner Mitte mit einem Loch für den Zünder versehenen Boden abgeschlossen ist, noch eine intensiv brennende Mischung, den Brandsatz, auf. Dieser Brandsatz besteht aus 75 Theilen gekleintem Salpeter, 25 Theilen pulverisirtem Schwefel, 7 Theilen Mehlpulver und auf jedes Pfund dieser Mischung 10 Loth Kolophonium, die ersteren Bestandtheile werden bis zu 12 Pfund mit Metallkugeln 2 Stunden lang in der Mengtrommel bearbeitet. Das Kolophonium wird in einem Grapen geschmolzen, der Satz schaufelweise eingeschüttet und unter das Kolophonium gerührt. Mit Blechkellen wird der heiße Satz aus dem Grapen genommen, mit hölzernen Spateln in das Geschoß gebracht, mit dem Stopfholze darin vertheilt und festgestopft. Die Brandlöcher erhalten dabei hölzerne Stöpsel (Brandlochfutter), welche in der Mitte ein ½ Zoll weites Loch haben, zuletzt auch das Mundloch. Sämmtliche Futter werden nun etwas unter die Oberfläche des Geschosses versenkt und durch die Ausbohrung jedes derselben wird ein Satzröhrchen in den noch heißen Satz eingetrieben. Man feuert dieselben an, streut Mehlpulver darauf, deckt eine passende Papierplatte darüber und klebt über diese noch eine zweite an dem Geschosse fest. Bei diesen Granaten entzündet sich der Brandsatz durch das Abfeuern sofort, brennt während des Fluges des Geschosses und nach dem Niederfallen desselben noch mehre Minuten, indem heftige Flammen aus dem Mundloche und den Seitenbrandlöchern strömen, um schließlich, nachdem der im Brandboden befindliche kleine Zünder Feuer gefangen hat und durchgebrannt ist, zu crepiren und den noch nicht verzehrten Brandsatz umherzuschleudern.

Außer den oben genannten hat man noch Spiegelgranaten. Sie haben etwa 3 Zoll Durchmesser und sind bestimmt, in Mengen von je 25—30 Stück aus großen Mörsern geworfen zu werden. Der Ge-

brauch derselben kommt nur im Festungskriege auf kleinen Entfernungen bis etwa 150 Schritt vor. Zum Werfen der Spiegelgranaten bedient man sich eines hölzernen Hebespiegels, welcher diesen Geschossen einen gleichmäßigen Stoß und mehr Triebkraft geben soll. Der Hebespiegel hat in der Mitte ein rundes Loch zum Durchschlagen des Feuers. Ein Wurf Spiegelgranaten enthält aus dem 50pfündigen Mörser 25, aus einem Steinmörser 30 Stück. Dergleichen Granaten können auch einzeln mit der Hand geworfen werden, nachdem der Zünder mittels einer Lunde in Brand gesetzt worden, was ebenfalls nur im Festungskriege auf ganz nahe Entfernung vorkommt. In früherer Zeit wurden hierzu Infanteristen verwendet, daher noch der Name Grenadiere, der jetzt lediglich als Ehrenbezeichnung einzelner Regimenter fortbesteht. Die Granaten wurden deshalb auch Handgranaten genannt. Der Grenadier, der sie werfen sollte, steckte die Brandröhre vermittels einer Lunte an und warf die Granate unter die Feinde. Allein da die Granaten auf solche Weise eben nicht sehr weit mit der Hand geworfen werden konnten, die Methode überhaupt eine Menge Unbequemlichkeiten und persönliche Gefahren mit sich brachte, so ist sie ganz abgeschafft worden.

Neuerdings sind Shrapnelgranaten (nach ihrem Erfinder benannt), eigentlich Kartätschgranaten, eingeführt worden. Dieselben nehmen eine große Anzahl Bleikugeln auf, erhalten loses Pulver zum Sprengen, Zünder zum Entzünden. Wenn die Granate zur gehörigen Zeit crepirt, fliegen die Bleikugeln alle vorwärts und schlagen in das Ziel ein.

Die noch gangbaren Handmörsergranaten haben etwa 4 Zoll Durchmesser. Es sind Bomben, die aus kleinen tragbaren Mörsern geworfen werden.

Die älteste Spur von Bomben befindet sich bei Elmacius, welcher erzählt, daß Hagiagäus im J. 690 Mekka belagert und vermittels des Naphtha und des Feuers Geschosse auf die Caba geworfen habe, welche ihre Dächer zerschmetterten, anzündeten und in Asche legten. Auch sollen die Türken im J. 1522 sich der Bomben bei der Belagerung von Rhodus bedient haben. In Frankreich sind die Bomben um das Jahr 1634 durch englische Ingenieurs bekannt geworden. Man leitet den Namen Bombe von dem italienischen bombo, ribombo, ribombare, krachen, knallen, ertönen ab. Der Granaten erwähnt zuerst Vannuccio Viringoccio in seiner 1558 herausgegebenen Pyrotechnia.

(*C. Reinwarth.*)

GRANATEEN, eine von De Candolle aufgestellte Pflanzenfamilie, welche von andern Systematikern mit den Myrtaceen vereinigt wird. Sie haben 5—7 leberartige, klappige, am Grunde, in eine dem Fruchtknoten angewachsene, oberhalb verengerte Röhre verwachsene Kelchblätter. Die 5—7 dachziegelig sich deckenden Kronblätter sind dem Schlunde des Kelchs eingefügt. Die zahlreichen, vielreihigen Staubgefäße sind der Kelchröhre eingefügt und eingeschlossen, die Fäden sind frei, die Beutel liegen auf. Fruchtknoten aus mehren, in zwei Reihen über einander stehenden Früchtchen, in der untern Reihe 5—9 im Quirl, mit centralen, in der oberen 3 mit fast wandständigen Placenten. Fächer vieleiig, Eichen aufsteigend. Griffel fadenförmig, einfach. Narbe kopfförmig. Samen zahlreich, mit saftiger Hülle. Samenkeim ohne Eiweiß, gerade; Keimblätter blattartig, spiralig aufgerollt.

Lindley ist dagegen der Ansicht, daß die Granateen als keine besondere Familie anzusehen seien, sondern zu den Myrtaceen gehören und von diesen nicht einmal als Abtheilung unterschieden zu werden brauchen. Er sagt darüber: die Frucht des Granatbaums wird von Gärtner und De Candolle beschrieben als durch eine horizontale Querwand in zwei ungleiche Abschnitte getheilt, von denen der obere aus 5—9, der untere aus 3 Fächern besteht, als seien die Fächer beider durch häutige Scheidewände getrennt und als wenn die Placenten der obern Hälfte von dem Rücken nach dem Mittelpunkte und die von der untern unregelmäßig von ihrem Boden verlaufen und von Don als ein fleischiger, von der Kelchröhre in einer einfächerigen Beere gebildeter Boden, mit einer schwammigen Placente angefüllt, welche in eine Anzahl unregelmäßiger Fächer ausgehöhlt ist. In der That findet man bei der Untersuchung eines Granatapfels, daß er mehr oder weniger mit diesen beiden Beschreibungen übereinstimmt. Aber es ist klar, daß eine auf diese Art beschriebene Frucht mit allen bekannten Gesetzen, nach welchen sich zusammengesetzte Früchte bilden, im Widerspruche steht. Es ist jedoch Nichts gewöhnlicher, als daß die ursprüngliche Bildung der Früchte durch Vergrößerungen oder Verminderungen oder Veränderungen, welche ihre Theile während ihres Fortschreitens zur Reife erfahren, undeutlich wird. Es ist daher immer wünschenswerth, von der Bildung des Fruchtknotens aller Früchte, welche nicht offenbar mit den gewöhnlichen Gesetzen der Fruchtbildung übereinkommen, einen deutlichen Begriff zu erlangen. Nun zeigt aber ein Durchschnitt des Fruchtknotens des Granatbaums in verschiedenen Richtungen, wenn er um die Zeit der Entfaltung der Blüthen, ehe noch die Befruchtung stattgefunden, ausgeführt wird, daß derselbe in der That aus zwei Reihen Früchtchen besteht, von denen drei oder vier die Axe umgeben und in dem Boden der Kelchröhre liegen und daß eine Anzahl von 5—10 diese umgeben und an dem oberen Theile der Kelchröhre anhängen. Die Placenten dieser Früchtchen hängen unregelmäßig an dem Rücken und an der Vorderseite ihrer Fächer und so gibt die zuletzt von den Samen erlangte Stellung ihm das anomale Ansehen, welches es in der reifen Frucht annimmt. Wenn diese Ansicht von der Bildung der Granate richtig ist, so besteht ihre Eigenthümlichkeit darin, daß sie in einer Ordnung, deren Früchtchen nur eine einfache Reihe um die Axe einnehmen, Früchtchen in zwei Reihen, eine über der andern besitzt, in Folge der Zusammenziehung der Kelchröhre, von welcher sie entspringen. Es gibt nun aber mehre Beispiele einer ähnlichen Anomalie unter Gattungen derselben Ordnung und man findet sie auch unter

Arten derselben Gattung. Beispiele der letztern sind Nicotiana multivalvis und Nolana paradoxa und von der erstern Malope unter den Malvaceen; vielfrüchtige Ranunculaceen, wie mit Nigella verglichen und vielfrüchtige Rosaceen mit Spiraea verglichen. Bei Prunus wurde eine monströse Blüthe beobachtet, wo eine Anzahl Früchtchen um eins in der Mitte und auch in Folge der Lage auf dem Kelche über demselben saßen und endlich wird eine dauernde Varietät des Apfels beschrieben, welche genau das für die Pomaceen ist, was Punica bei den Myrtaceen. Diese Pflanze besitzt nach der Regel 14 Griffel und 14 Fächer, in zwei horizontalen, parallelen Ebenen geordnet, nämlich fünf in der Mitte und neun an der Außenseite, kleiner und näher an der Spitze, ein Umstand, welcher sicher aus dem Vorhandensein einer äußeren Reihe von Früchtchen erklärt werden muß. Wenn man die Anomalie in der Bildung der Frucht von Punica auf diese Weise erklärt, so bleibt Nichts, wodurch sie sich von den Myrtaceen unterscheidet, als ihre Blätter ohne Randader, die zusammengerollten Keimblätter und die in einer saftigen, breiartigen Hülle liegenden Samen. Es finden sich jedoch deutliche Spuren von Punkten in den Blättern und die Vereinigung der gebogenen Adern, welche bei den Myrtaceen das Ansehen von einer Randader erzeugt, hat, obgleich weniger regelmäßig, bei Punica statt; die zusammengerollten Keimblätter bei Punica sind nur in den Myrtaceen das, was die von Chamaemeles bei den Pomaceen, eine merkwürdige, aber unwichtige Ausnahme von der allgemeinen Bildung und das einzige Merkmal der breiartigen Umhüllung der Samen kann zur Aufstellung einer Familie der Granateen nicht für hinreichend gehalten werden.

Zu dieser Familie rechnete De Candolle nur die eine Gattung Punica, deren Charakteristik natürlicher Weise mit jener der Familie identisch ist. Die Gattung selbst ist nur durch zwei Arten vertreten, welche schon Linné kannte.

1) Punica Granatum *Linné*. Ein kleiner, sehr ästiger Baum oder ein Strauch von 6—9 Fuß Höhe, dessen Aestchen in Dornen ausgehen und mit grauer, an den jungen Trieben rother Rinde. Die Blätter sind länglich-lanzetlich, nach dem Grunde in einen kurzen Blattstiel verschmälert, ganzrandig, kahl, glänzend, die unteren stumpf, die oberen spitz, die der Aeste büschelig, die der jungen Triebe wechselständig. Die fast stiellosen, sehr ansehnlichen, schönen Blüthen stehen einzeln oder zu 2—3 beisammen. Der Kelch ist fleischig, korallenroth, glänzend. Die scharlachrothen Blumenblätter sind noch einmal so lang als die Kelchzipfel. Die Staubfäden sind ebenfalls roth, die Beutel gelblich. Die plattkugelige, röthlichbraune Frucht hat die Größe eines Apfels, das rothe Mark derselben ist erfrischend.

Der Granatbaum stammt aus Mauritanien, von wo er nach Südeuropa eingewandert und dort vollständig eingebürgert ist. In Gärten ändert er mit weißgefleckten oder ganz weißen und gefüllten Blumen ab. Bekannt und geschätzt ist die Wirksamkeit der Wurzelrinde des Granatbaums als Mittel gegen Bandwurm.

2) Punica nana *Linné*. Ein Strauch mit linealischen Blättern.

Auf den Caribäen und in Südamerika einheimisch. (*Garcke.*)

GRANATIN, GRANADIN, GRENADIN, eine in der Wurzelrinde des Granatbaums gefundene krystallinische süße Substanz, welche mit dem Mannit (Mannazucker) identisch ist.

Granatin ist ferner ein von Landerer so bezeichneter, aus den unreifen Granatfrüchten mit Alkohol ausgezogener krystallinischer bitterer Stoff, welcher sich in Säuren löst, aber durch Salpetersäure blutroth gefärbt und in eine wachsartige Substanz verwandelt wird. (*C. Reinwarth.*)

GRANBERG (Per Adolf), schwedischer Dichter und Historiker, im J. 1770 zu Götheborg geboren, widmete sich Anfangs dem Geschäftsleben und war einige Zeit Inhaber einer Buchdruckerei zu Stockholm. Im J. 1825 wurde er zum Secretair der schwedischen Akademie der Agricultur gewählt. Er entwickelte in dieser Stellung einen rühmlichen Eifer, zeigte aber eine besondere Vorliebe für historische Studien, wie er denn auch einer der ersten Stifter der Gesellschaft zur Veröffentlichung der auf die schwedische Geschichte bezüglichen Urkunden war und sich durch eine Reihe historischer Schriften großen Ruhm erwarb. Als die vorzüglichste derselben betrachten, wie es scheint, seine Landsleute die Geschichte der kalmarischen Union (Kalmare Unionens Historia. Stockh. 1807—1811. 8. 2 Voll.), an welche sich die Kriegsgeschichte Skandinaviens von dem Bruche der Union von Kalmar bis zu dem Frieden nach dem Tode Karl's XII. (Skandinaviens krigs Historia ifrån Kalmare töreningens upphäfande till freden efter Carl XIIs död. Ibid. 1821. 8.) anschließt. Seine Lobreden auf Sten Sture (1804) und auf Axel Oxenstjerna (1809) wurden von der schwedischen Akademie eines Preises würdig befunden; auch seine übrigen historischen Schriften werden, da sie sich auf die besten Quellen stützen und manche derselben zuerst mittheilen, ihren Werth nicht verlieren. Hierher gehören seine Schilderung des letzten Regierungsjahres des Königs Gustav Adolf (Historisk tafla af konung Gustaf-Adolphs sednare regeringsår. Stockh. 1810—1811. 8. 3 Voll.), welche zur Rechtfertigung der Revolution von 1809 dienen soll; die Geschichte Skandinaviens unter den Königen aus dem Geschlechte der Folkunger (Skandinaviens Historia under konungarne of Folkunga ätten. Ibid. 1819. 8. 2 Voll.) und die Geschichte und Beschreibung der Stadt Götheborg (Staden Götheborgs historia och beskrifning. Ibid. 1814—1815. 8. 2 Voll.). Zur Erläuterung des Zustandes des Verkehrs, der Industrie und der Finanzen in Schweden sowol in älterer als auch in neuerer Zeit dienen die Geschichte der Schiffahrt auf dem Trollhättakanal (Trolhätta Kanalfartens historia); die beiden

Abhandlungen über die Finanzen Schwedens im Mittelalter und unter der Regierung Gustav Wasa's (Om Svenska Kammarverket under Medelalderen; Om Svenska Kammarverket under K. Gustaf Is. regering), welche von der schwedischen Akademie gekrönt wurden; die Uebersicht des finanziellen Zustandes Schwedens während des gegenwärtigen Jahrhunderts bis auf unsere Tage (Öfversigt af Sveriges penninge väsende under förra seklet till närvärande tid) und Jahresberichte der Gesellschaft zur Beförderung der inländischen Seidenzucht (Arsberättelser af sällskapet för inhemsk Silkesodling). Eine ganz vorzügliche Beachtung verdient noch sein Versuch einer schwedischen Statistik (Utkast till en svensk statistik. Stockh. 1816. 8.), das erste Werk, welches die schwedische Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Granberg lieferte außerdem noch zahlreiche historische und statistische Abhandlungen und Aufsätze in verschiedene Sammlungen und Zeitschriften; auch erwarb er sich einen ausgebreiteten Ruf als Dichter, obschon er mehr an der alten Schule festhielt und den Neuerungen der Romantiker abhold war. Er befaßte sich hauptsächlich mit dem Drama und im J. 1812 gewann er den von der Akademie für das beste lyrische Trauerspiel ausgesetzten Preis durch seinen „Jörund" (abgedruckt in den Sv. Akad. Handl. 1796. Del VI), welcher aber auf der Bühne ebenso wenig Glück machte, als die Mehrzahl seiner übrigen Stücke; den meisten Beifall fanden sein „Svante Sture," der fast ein halb Hundert Vorstellungen erfuhr, und „Karl Knutson's Tod" (Karl Knutsons död. Trag. Stockh. 1823. 8.). Der Dichter verräth in allen seinen Schauspielen, welche auch gesammelt erschienen (Dramatiska Skrifter. Stockh. 1811. 8. und Nyare dramatiska Skrifter. Ibid. 1826. 8.), tiefes Gefühl, aber wenig Einbildungskraft und noch weniger dramatisches Talent. Außer den Dramen gab er noch ein Bändchen kleinerer Poesien (Skaldestycken. Stockh. 1813. 8.) und eine gelungene Nachahmung des didaktischen Gedichtes „Die Unsterblichkeit" von Delille heraus. Er starb im J. 1841 zu Stockholm *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANBY (John Manners), Marquis von, englischer General und Staatsmann, am 2. Jan. 1721 geboren, war der älteste Sohn des Herzogs von Rutland, betrat sehr jung die politische Laufbahn und wurde, als er kaum das gesetzliche Alter erreicht hatte, zum Mitglied des Unterhauses gewählt, in welchem er dreimal die Stadt Grantham vertrat. Als der Prätendent Karl Eduard, der letzte Fürst des vertriebenen Hauses Stuart, im J. 1745 einen Einfall in Schottland wagte, warb Granby, ein eifriger Anhänger des Hauses Hanover, auf seine eigenen Kosten ein Infanterieregiment, an dessen Spitze er in der Schlacht von Culloden (27. April 1746), welche das Schicksal Eduard's entschied, tapfer focht. Die Freude über diesen glücklichen Erfolg erweckte in ihm die Lust zum Kriegsdienste und er ließ sich in das königliche Heer einreihen. Nachdem er schnell die unteren Grade durchlaufen hatte, wurde er im J. 1755 zum Major und im J. 1758 zum Obersten der Leibgarde zu Pferde ernannt. Im folgenden Jahre rückte er zu dem Grade eines Generallieutenants vor und in dieser Eigenschaft machte er die zweite Hälfte des siebenjährigen Krieges unter dem Feldherrn Ferdinand von Braunschweig, welchem er zugleich als Bevollmächtigter des Königs Georg II. den Hosenbandorden überbrachte, und unter dem besonderen Befehle des Lords George Sackville, des Generals der englisch-hanöverischen Cavalerie, mit. Als der letztere in der Schlacht bei Minden (1. Aug. 1759) den Befehlen des Feldherrn keine Folge leistete und seine Reiterei unbeweglich stehen ließ, stürzte sich Granby mit seinen Schwadronen auf den Feind und entschied dadurch den Sieg. Ein Tagesbefehl des Herzogs Ferdinand spendete ihm dafür das gebührende Lob und sprach dadurch seinen Tadel gegen Lord Sackville aus, welcher nach England abgerufen und vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Granby, welcher ihm im Commando der Cavalerie folgte, wurde ebenfalls beschieden, um Zeugniß abzulegen, er that dies aber mit der größten Rücksicht und verschwieg sogar manche Umstände, welche die Schuld des Generals hätte vergrößern und seine Lage verschlimmern können. Er kehrte darauf wieder zu dem Heere zurück und zeichnete sich in dem Treffen bei Marburg (31. Juli 1760) und in den Gefechten von Kirchhain, Grebenstein und Homburg (1762) durch Tapferkeit und Umsicht aus. Bei den Truppen stand er in großem Ansehen und in seltener Gunst, da er wahrhaft väterlich für die Bedürfnisse seiner Leute sorgte und in der Zeit der Noth nicht selten auf eigene Kosten Lebensmittel für sie herbeischaffen ließ; für die englischen Officiere war seine Tafel ohnehin stets gedeckt. Nach dem Friedensschlusse im J. 1763 nahm er wieder als Abgeordneter der Grafschaft Cambridge, welche ihn dreimal (1754, 1761 und 1768) wählte, seinen Sitz im Parlamente ein. Sein Verdienst und die erstaunliche Popularität, deren er in England genoß, konnte bei Vergebung einflußreicher Stellen nicht unberücksichtigt bleiben und seine Ernennung zum Mitglied des geheimen Rathes (1764) und zum Lordlieutenant der Grafschaft Derby ward von dem Volke mit großer Befriedigung vernommen. Später wurde er Kriegsminister und im J. 1766 Obergeneral. Trotz seiner Popularität ward er übrigens gleich den andern Ministern von dem Verfasser der Juniusbriefe heftig angegriffen und zum Gegenstande des Witzes und der Satyre gewählt, indem man ihm vorwarf, daß er zu verschwenderisch Stellen an seine Verwandten und Freunde vergebe. Obschon dieser Tadel nicht einmal begründet gewesen zu sein scheint, so zog sich Granby doch am Anfange des Jahres 1770 noch vor dem Sturze des Ministeriums aus demselben zurück und starb am 19. Oct. desselben Jahres plötzlich. Er war mit einer Tochter des Herzogs von Somerset verheirathet und hatte von ihr drei Söhne und drei Töchter. Sein

*) Biographiskt Lexicon öfver namnkunnige Swenska Män. Tom. V. p. 181 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 632 seq.

ältester Sohn starb jung und sein zweiter Sohn kam im Jahre 1779 in den Besitz der Würden und Güter des Herzogs von Rutland. Der Marquis von Granby war jedenfalls ein tüchtiger Soldat, tapfer, thätig und großmüthig; daß er aber die Talente eines guten Feldherrn besaß, läßt sich weder behaupten noch verneinen, da er keine Gelegenheit fand, dieselben zu zeigen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANCEY-LE-CHÂTEL, Städtchen in dem Theile der Champagne, der von Alters her den Namen Bussigny trägt, für jetzt aber dem Bezirke von Dijon, Département Côte d'or, zugetheilt, ist der Hauptort eines Cantons, wird auch, bei einer Bevölkerung von 670 Köpfen, als „jolie petite ville" bezeichnet. Sie liegt an der Sille, 5 Stunden von Langres, und hatte vordem ein von den Herren von Grancey 1361 gegründetes Collegiatstift, woran ein Dechant, neun Chorherren und vier Halbpfründner, alle sehr mäßig dotirt; ein Kanonicus bezog jährlich 200 Livres. Die Sires de Grancey, die gleich ihrer Baronie von den Herzogen von Burgund abhängig waren, zählten unter die mächtigsten Geschlechter dieser Provinz, wo sie 24 Herrschaften besaßen, namentlich Gemeaur, Selongey, Meursault, Chacenai, einen Theil der Graffschaft Bar-sur-Seine u. s. w. Gerhard von Grancey lebte 1078. Odo von Grancey nimmt 1127 die Tempelherren zu Bure-les-Templiers, später die erste Chambre priorale des Großpriors der Champagne, Malteserordens, in seinen Schutz. Reinald von Grancey stiftet gemeinschaftlich mit Villencus von Aigremont, dem Bischofe von Langres, die Abtei Auberive, Cistercienserordens, 1135. Pontus von Grancey schenkt 1150 Pralay an die besagte Abtei. Justin von Grancey, Abt zu Fontenet, Cistercienserordens, 1186. Pontus von Grancey, Connétable von Burgund, erbaute 1193 das Hôtel Grancey zu Dijon, lebte auch noch 1212. Eudo von Grancey heirathete 1214 die Erbin der Herrschaft Larey in Châtillonais, die Constantia von Larey, und verkaufte 1219 S. Loup an die Abtei Auberive. Sein Sohn Reinald, gest. 1236, hatte sein Grabmal zu Clairvaux in der Kapelle von Larey. Unter Eudo's Lehensleuten wird 1208 Hugo von Pichange, casertus (Burgmann), genannt. Zu Larey hat Clementia von Grancey 1223 einen Kaplan, Wilhelm von Grancey die Kapelle zum heil. Rochus gestiftet; in der Pfarrkirche sind die Eheleute Milo von Grancey und Maria von Anglure beerdigt. Eudo II. von Grancey, 1301, vergabt das Lehen Ronprey an die Templer, doch die hohe Gerichtsbarkeit sich vorbehaltend, 1303. An dieselben hat Guido's II. von Grancey Witwe Isabella Conclois bei Bure verschenkt, 1299. Eudo von Grancey rettete die Stadt Chalons-sur-Marne. Diese hatte Peter von Audley, einer der Feldherren der Engländer, heimgesucht. Die Stadt wurde in der Nacht überfallen und fortwährend bis zum vollen Mittag bestürmt, „et vouloient dire les aucuns que Châlons eût été alors briévement gagnée, si n'eût été messire Eudes sire de Grancey, qui avoit été inspiré et certifié le jour devant de la chevauchée desdits Anglois, dont en grand'hâte, pour ceux de Châlons conforter, il avoit pris et cueilli des compagnons, chevaliers et écuyers, autour de lui et de son hôtel; car il savoit que dedans Châlons n'avoit nuls gentils hommes. Si monta à cheval, et en sa route environ soixante lances de bonnes gens, chevaliers et écuyers. Et exploitèrent tant de jour et de nuit, que ils vinrent à Châlons à la propre heure que ces Anglois et Navarrois se combattoient, dessous messire Pierre d'Audelée, audit pont; et mettoient grand'entente au pont conquerre. Sitôt que ils furent entrés en la ville, ils mirent pied à terre et s'ordonnèrent ainsi que pour combattre, et vinrent au pont. Là fit le sire de Grancey développer sa bannière et mettre devant lui, en approchant les Anglois de grand'volonté. De la venue de seigneur de Grancey furent ceux de Châlons moult réjouis, et ils eurent droit; car sans lui et son confort eussent-ils eu fort temps; et ce rafraîchit et rencouragea durement ceux de la ville." Die Feinde mußten abziehen. „De leur département furent ceux de Châlons moult joyeux; et louèrent Dieu, quand à si bonnes gensd'armes ils étoient échappés; et remercièrent grandement le seigneur de Grancey du sécours et de la courtoisie qu'il leur avoit fait, et lui donnèrent cinq cents francs pour lui et pour ses gens" (1369). Der Andrang der Feinde schien sich gegen das Herzogthum Burgund zu wenden; um der bedrohten Provinz zu Hilfe zu kommen, ernannte der Herzog den Sire de Grancey zu seinem Statthalter für dieselbe, und die Gefahr schwand. Bald darauf vollzog der Ritter seine Ehe mit Beatrix, des Herzogs Ludwig I. von Bourbon Tochter. Sie war seit 1346 des Königs Johann von Böhmen Witwe, welchem sie im December 1334 angetraut worden. Ihren königlichen Staat zu unterhalten, hatte K. Johann, d. d. Prag den 21. Mai 1337, ihr wöchentlich 15 Mark Silber angewiesen. „Le roi de France, Charles V. donna à sa très-chère et très-amée tante, la reine de Bohême, et à son amé et féal chevalier le sire de Grancey, son mari, le châtel et la châtellenie de la ville de Bar-sur-Aube, estimée 1600 livres de rente, en échange de la ville et châtellenie de Creil-sur-Oise," 7. Aug. 1374. Frau Beatrix starb den 25. Dec. 1383 und wurde in der Kirche der Dominikaner (Jacobiner) in der Straße Saint-Jacques zu Paris beerdigt. Sie hatte ihr Grabmonument zur Linken des Hochaltars, wo sie an einem Pfeiler abgebildet ist, mit einer Inschrift darüber; das eigentliche Grabmal befand sich im Schiff und der Marmor trug die gleiche Inschrift, worin so wenig wie in der ersten ihr zweiter Gemahl genannt wird. Ihr einziges Kind war Herzog Wenceslaus von Luremburg, gest. den 7. Dec. 1383. Eudo von Grancey, der Stifter der Collegialkirche zu Grancey, 1361, besaß u. a. die Herrschaft Pisy, Amt

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 283. Biographie générale. Tom. XXI. p. 633.

Avalon, und war in erster Ehe mit Mathilde von Noyers verheirathet. Ferri von Grancey, Bischof von Autun, stand an der Spitze der von dem Concilium zu Basel 1432 entsendeten Gesandtschaft, welche den Herzog Philipp von Burgund erinnern sollte, daß er ein Christ und französischer Prinz sei. Ferri hat auch 1427 die St. Georgenkapelle in der Collegialkirche zu Saulieu, worin sein Grabmal, gestiftet. Maria von Grancey schenkte 1470 ihrem Herrn, Claudius von Toulongeon, die Herrschaft Larey. Eudo von Grancey, der Mathilde von Noyers Sohn, erhielt in der Ehe mit Yolantha von Bar die Tochter Johanna von Grancey, die, als des Vaters Haupterbin, Grancey, Louvois und Pierrepont ihrem Gemahl Johann von Thil zubrachte. Dieser hatte, als der Johanna von Châteauvilain Sohn, Namen und Wappen der großen Herren von Châteauvilain angenommen. Seine Tochter Maria trug Louvois in das Haus Saarbrücken-Commercy. Seines Urenkels Tochter Anna brachte Châteauvilain, Arc-en-Barois, Grancey und Selongey in ihre zweite Ehe mit Marcus de la Baume, Graf von Montrevel, 1508. Ihre zweite Tochter, Anna de la Baume, Frau auf la Cour d'Arcenay, heirathete als Peter's von Aumont Witwe den Johann V. von Hautemer und erbte, auf ihrer Nichte Antoinette de la Baume, verehelichte von Annebaut, kinderlosen Abgang die Grafschaft Grancey. Johann V. von Hautemer, auf Fervaques unweit Lisieux in der Normandie, auf Fournet, Estampuy, la Croupte und Boisbroulin, hat als Lieutenant in des Marschalls von S. André Compagnie in der Schlacht von Cerisole, 14. April 1544, höchlich sich ausgezeichnet, mußte aber den erworbenen Ruhm mit seinem Leben bezahlen. Sein Sohn Wilhelm IV., Graf von Grancey, Baron von Mauny und Fervaques, wird in ehrenhafter Weise genannt bei Gelegenheit der Schlachten von Renty, S. Quentin, Gravelines, Dreux, S. Denys und Moncontour. Capitain einer Ordonnanzcompagnie, hat er vornehmlich den König von Navarra bestimmt, den Hof zu verlassen, gleichwie er die Mittel zur Flucht verschaffte. Den hiermit von Fervaques ihm geleisteten Dienst hat indessen der König sehr bald vergessen und noch in demselben Jahre, 1576, den unbequem gewordenen Rathgeber entlassen. Er widmete sich darauf dem Dienste des Herzogs von Alençon, wurde dessen premier gentilhomme de la chambre, Oberst-hofmeister, Chef de ses finances de son conseil und General-Lieutenant der Armee von Straßenräubern, welche der Prinz nach den Niederlanden führte. Er vornehmlich hat seinen kindischen Gebieter zu dem Unternehmen auf Antwerpen, 17. Jan. 1583, verleitet. „De Hertog van Montpensier, die van alle desen handel niet en wist, siende den aënslag, die den Hertog van Alençon ging ondernemen, en ontdeckende, wat' er geschiede, wiert bekommert voor het leven ofte voor de vryheit van de Prins van Oranje, syn Schoonsoon, en derhalven ging hy naë den Hertog van Alençon, om hem te bidden dat de Prins dog geen leet mogt wedervaëren, waër op de Hertog hem beloofde daër voor sorg te zullen draëgen, maër hy sond den Heer de Fervaques met een hoop van hondert paërden naër het Casteel, soo hy seide, om de Prins te behouden, maër waër schynelyk, om sig van hem te verseekeren. De Heer de Fervaques vervolgens met syn bende ruyters in de Stad gedrongen zynde, trok langs de wallen naër het Casteel, daër de Prins syn verblyf was houdende, maër hy wiert door vyf hondert burgers, by de St. Jorispoort, die sig aldaër verschanst hadden, gestuyt. Ondertussen wiert hy nog door twee benden voetvolk ondersteunt, die de burgers van daër sogten te verdryven, maër selfs te ruggedreven wierden: terwyle sy aldus handgemeen waëren, quam de Prins met een hoop volks op het gerucht toëschieten, hy deed hem van achteren aëngrypen, verstroyde syn volk, nam Fervaques selfs gevangen, en deed hem, met de armen achter de rugge gevleugelt, naë de gevankenis leiden." Als der eigentliche Urheber der fransche furie bezeichnet, lief Fervaques ernstliche Gefahr; um dieser zu entgehen, gab er sich für den Grafen von Laval aus und nannte als den Urheber des Unternehmens den Grafen von la Rochepot, „qui de fait," sagt Dupleſſis-Mornay, „sous ombre d'acheter des pierreries pour Monsieur, avoit fait voir les jours précédens les plus belles pièces qui étoient chez les orfévres, pour les piller ce jour-là." Bald genug in Freiheit gesetzt, den 7. Jan. 1595 zum Marschall von Frankreich ernannt, ist Grancey im J. 1613 mit Tode abgegangen. Seine Grafschaft Grancey sammt den einverleibten Herrschaften Selongey, Cussy, Villiers, Mounier, Coulomiers-le-haut et -le-bas, Saintenogie, Pouisson, Poinsenot, Villemoron, Vilmerum, Chalmesson, Praslon, Messus, Vernoy, Foussegrine, Marey, Jurtille, Busserotte, Neufville und la Margelle wurde im December 1611 zum Herzogthum erhoben, das aber sehr bald mit dem Tode des neuen Herzogs erloschen ist; denn er hinterließ nur Töchter, alle drei verheirathet, die in das väterliche Erbe sich theilten; die älteste, Louise, nahm Fervaques und Plannes, die jüngste, Johanna, Mauny, der mittleren, Charlotte, seit dem 22. Mai 1588 an Peter Rourel, Baron von Medavi, verheirathet, blieb die Grafschaft Grancey sammt Selongey u. s. w. Medavi, in der Normandie zwischen Argentan und Séez gelegen, war das Besitzthum von Hugo von Medavi, den Orderich Vitalis als einen der vornehmsten Vasallen des Grafen Roger II. von Montgommery bezeichnet. Wilhelm's l'Arçonneur, des Herrn von Medavi, Roisville, Aubry-le-Pantou und Bretel, einzige Tochter und Erbin heirathete um das Jahr 1428 den Johann Rourel auf Plessis-Morvant in Bretagne. Ihr Sohn, Georg Rourel, Herr von Medavi, fiel bei Guinegate 1479. Dessen Urenkel, Jacob II. Rourel von Medavi, wurde der Vater von Peter, Franz und Jacob, dieser gestorben 1647 als des Malteserordens Großprior von Aquitanien. Franz, Bischof zu Lisieux 1598, starb 1617. Peter endlich, bekannt durch mehre Zweikämpfe, heirathete die Erbin von Grancey und starb, von 17 Kindern Vater,

den 31. Dec. 1617. Ein Sohn, Franz Rourel, geb. den 8. Aug. 1604, wurde Abt zu Cormeilles 1617 und zu S. André-en-Gouffer 1630, Bischof von Séez 1651, zu Autun 1664, zu Langres 1670, Erzbischof zu Rouen 1671 und starb zu Macon den 29. Jan. 1691. Sein älterer Bruder Jacob III., Graf von Grancey und Medavi, verdiente sich in einer langen Reihe von Feldzügen den Rang eines Maréchal-de-camp 1636. Im J. 1644 erhielt er das Gouvernement von Gravelines sammt dem Range eines General-Lieutenants und im J. 1651 den Marschallsstab. Commandirender General in Italien, besiegte er den Marques von Caracena in dem Gefechte bei la Rochetta, den 23. Sept. 1653, und im J. 1654 erzwang er den Uebergang der Bormida. Er starb den 20. Nov. 1680, nachdem er einige Jahre vorher das Gouvernement von Thionville erhalten hatte. Der ersten Ehe, mit Katharina de Mouchy, gehören an die Söhne Peter II. und Franz Benedict, marquis de Grancey, Gouverneur von Argentan und Chef d'escadre, welcher Erbauer des Dominikanerklosters im Flecken S. Pierre au quartier du Mouillage auf Martinique geworden ist und zu Argentan den 9. Sept. 1679 sein Leben beschloß. Der zweiten Ehe mit Charlotte de Mornay gehörte an der sogenannte Abbé de Grancey, nachdem ihm die Abteien Relec, Bois-Gency, Preuilly und S. Benoit-sur-Loire verliehen worden. „L'abbé de Grancey, premier aumônier de M. le duc d'Orléans, médiocre prêtre, mais fort brave et fort bon homme, fut tué à deux pas derrière lui (in dem Entsatz von Turin 1706), sur quoi le comte de Roucy disait que ce pauvre abbé mourrait de joie s'il pouvait savoir qu'il avait été tué.“ Seiner vollbürtigen Schwestern waren acht, darunter Marie Louise und Louise Elisabeth Rourel, die beiden Schönheiten, die man in den Zeiten ihres Glanzes les Anges genannt hat. Marie Louise, geb. 1648, heirathete 1665 ihren Vetter, Joseph Rourel, Graf von Marey und Clermont, Wilhelm's Sohn, der Mestre de camp bei der Cavalerie und Sergeant major für die nach Candia geschickten Hilfstruppen als Commandant der Außenwerke dieser Festung getödtet wurde, 1668. Die kinderlose Witwe folgte ihrer Mutter in dem Amte einer Gouvernante der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orléans, nachmalige Herzogin von Lothringen, und bekleidete das gleiche Amt bei den Kindern ihres Bruders. Von ihr handelt Saint-Simon, 1710: „Ce voyage de Marly fut l'époque du retour des deux soeurs de madame la duchesse de Berry à Chelles, et de la liberté de madame de Maré. Elle avait été gouvernante des enfans de Monsieur en survivance de la maréchale de Grancey sa mère, puis en chef après elle, et l'était demeurée de ceux de M. le duc d'Orléans avec beaucoup de considération. Le roi et madame de Maintenon comptaient qu'elle serait dame d'atours de madame la duchesse de Berry qu'elle avait élevée, et à qui elle paraissait fort attachée, et Mademoiselle à elle. Madame et M. le duc et madame la duchesse d'Orléans le voulaient. Jamais on ne l'y put résoudre, quelques pressantes et longues que fussent les instances que tous, jusqu'à madame de Maintenon, lui en firent. Il faut savoir que la maréchale de Grancey était soeur de Villarceaux, chez qui madame de Maintenon avait tant passé d'étés, et puis à Montchevreuil avec lui, et qui toute sa vie en conserva un souvenir si cher, comme je l'ai dit ailleurs. Ce ne fut qu'aux refus opiniâtres et réitérés de madame de Maré qu'on nomma une dame d'atours. Elle prétexta son âge, sa santé, son repos, sa liberté. Elle se retira donc avec les regrets de tout le monde, les nôtres surtout. Elle était ma parente, de tout temps intimement mon amie. Elle avait beaucoup d'amis considérables, et plus de sens et de conduite encore que d'esprit. Elle eut des présents, 2000 écus de pension du roi, un logement au Luxembourg, et conserva le sien au Palais-Royal, ses établissements de Saint-Cloud et les 12,000 livres d'appointements de M. le duc d'Orléans, avec le titre de gouvernante de ses filles sans plus s'embarrasser des fonctions. Nous ne fûmes pas longtemps sans découvrir la cause de son opiniâtre résistance à demeurer auprès de madame la duchesse de Berry. Plus cette princesse se laissa connaître, et elle ne s'en contraignit guère, plus nous trouvâmes que madame de Maré avait raison; plus nous admirâmes par quel miracle de soins et de prudence rien n'avait percé.“ Nicht mit der gleichen Ehrfurcht spricht die Sévigné von den Tugenden der Gräfin von Marey. „M. le duc donna samidi,“ schreibt sie den 6. April 1672, „une chasse aux Anges (die Marey und ihre Schwester Louise Elisabeth) et un souper à Saint-Maur, des plus beaux poissons de la mer. Ils revinrent à une petite maison près de l'hôtel de Condé, où, après minuit sonné, plus scrupuleusement que nous ne faisions en Bretagne, on servit le plus grand medianoche du monde en viandes très exquises: cette petite licence n'a pas été bien reçue, et a fait admirer la charmante bonté de la maréchale de Grancey. Il y avoit la comtesse de Soissons, mes dames de Coëtquin et de Bordeaux, plusieurs hommes et le chevalier de Lorraine; des hautbois, des musettes, des violons; et de madame la duchesse, ni du carême, pas un mot; l'une étoit dans son appartement, et l'autre dans les cloîtres. Toutes ces dames sont brunes, nous trouvons qu'il falloit bien du jaune pour les parer.“ In der Epistel vom 21. Oct. 1673 sagt die berühmte Briefschreiberin: „Pour madame de Marei, elle quitta Paris par pure sagesse, quand on commença toutes ces collations de cet été, et s'en vint en Bourgogne, on la reçut à Dijon au bruit du canon. Vous pouvez penser comme cela faisoit dire de belles choses, et comme ce voyage paroissoit au public: la vérité c'est qu'elle avoit un procès à Dijon, qu'elle vouloit faire juger; mais cette rencontre est toujours plai-

sante“ *). Die Gräfin von Marey starb den 9. Mai 1728, ihre Schwester, Louise Elisabeth, dite madame de Grancey, den 26. Nov. 1711, in dem Alter von 58 Jahren. „En même temps,“ hat Saint-Simon angemerkt, „mourut encore madame de Grancey, fille du maréchal de Grancey, qui n'avait jamais été mariée, et qui était l'ainée de madame de Maré. Elle avait été belle; et à son âge, elle le croyait encore, moyennant force rouge et blanc et les parures de la jeunesse. Elle avait été extrêmement du grand monde fort galante, et avait longtemps gouverné le Palais-Royal sous le stérile personnage de maîtresse de Monsieur, qui avait d'autres goûts qu'il crut un temps masquer par là, et en effet par le pouvoir entier qu'elle eut toujours sur le chevalier de Lorraine. Elle ne paraissait guère à la cour qui n'était pas son terrain. Monsieur, pour la faire appeler Madame, l'avait faite dame d'atours de la reine d'Espagne, sa fille, qu'elle accompagna en cette qualité jusqu'à la frontière.“ Auch von ihr weiß die Sévigné Manches zu erzählen, z. B. den 19. Juli 1671: „Il a vagué chez Monsieur une charge de vingt mille écus; Monsieur l'a donnée *à l'ange*, au grand déplaisir de toute sa maison.“ Den 16. Aug. 1671 von des Herzogs von Orléans Vermählung mit der Pfalzgräfin sprechend: „On dit que quand le mariage fut déclaré, *les anges* disparurent pour huit jours, ne pouvenant soutenir les premiers jours de cette nouvelle.“ Den 23. Dec. 1671: „Villarceaux, en parlant au roi d'une charge pour son fils, prit habilement l'occasion de lui dire qu'il y avoit des gens qui se mêloient de dire à sa nièce que S. M. avoit quelque dessein pour elle; que si cela étoit, il le supplioit de se servir de lui; que l'affaire seroit mieux entre ses mains que dans aller des autres, et qu'il s'y emploieroit avec succès. Le roi se mit à rire, et dit: „„Villarceaux, nous sommes trop vieux, vous et moi, pour attaquer des démoiselles de quinze ans,““ et, comme un galant homme se moque de lui, et contre ce discours chez les dames. *Les anges* sont enragées, et ne veulent plus voir leur oncle, qui, de son côte, est un peu honteux.“ Den 21. Oct. 1673: „Guitaud me conta comme Monsieur veut faire mademoiselle de Grancey dame d'atour de Madame, à la place de la Gordon, à qui il faut donner cinquante mille écus: voilà qui est un peu difficile, car le maréchal de Grancey ne veut donner cette somme que pour marier sa fille; et comme il craindroit, qu'il n'en fallût donner encore autant pour la marier, il veut que Monsieur fasse tout.“ Den 27. Oct. 1673: „La comtesse (de Fiesque) m'a dit des choses admirables de l'hôtel de Grancey; le plan de cette maison est une chose curieuse. Mais, je vous supplie, que toutes les jalousies du monde se taisent devant à quelle de l'homme (M. le duc) qui est acteur dans cette scène; c'est la jalousie même.“

Peter II. Rourel, Graf von Grancey, geb. den 27. Febr. 1626, trat als ein Jüngling von 18 Jahren seine militairische Laufbahn an, wurde maréchal-de-camp den 7. Nov. 1651, führte als mestre-de-camp in dem Gefechte bei la Rochetta das Regiment Grancey und starb zu Argentan in seinem Gouvernement den 20. Mai 1704. „Le vieux Grancey mourut, marié pour la quatrième fois depuis six semaines. Il était lieutenant général avant la paix des Pyrenées. En ces temps-la on allait vîte, puis choisi ou laissé, et c'est ainsi qu'on fait des généraux utiles, et non pas des gens usés dont le corps ne peut plus aller. Celui-ci était demeuré depuis obscur et dans la débauche toujours chez lui en Normandie, et sans avoir rien de recommandable que d'être le fils et le père de deux maréchaux de France.“ Die Grafschaft erbte der Sohn erster Ehe, Jacob Leonor Rourel, der nachmalige Marschall. Der zweiten Ehe gehörten an Franz Marquis von Grancey, von diesem nach seinem älteren Bruder, und Ludwig Franz Graf von Grancey, geb. den 10. Sept. 1667, chef d'escadre den 1. Nov. 1720, gest. den 20. Aug. 1728, kinderlos in der Ehe mit Maria Katharina Aubert, Tochter von Urban Aubert, dit le marquis de Tourny. Jacob Leonor Rourel, Graf von Medavi und Grancey, war zu Chalençay in Burgund den 31. Mai 1655 geboren. Als Cadet bei den Gardes du Corps eingetreten, hatte er sofort der Belagerung von Maastricht beigewohnt. Zum Obersten des Regiments Grancey ernannt, 1675, befand er sich an dessen Spitze in der Schlacht an der Conzerbrücke und gerieth verwundet in Gefangenschaft. Brigadier 1688, war er 1689 einer der Vertheidiger von Bonn. Er focht bei Staffarda 1690, erhielt den 1. Oct. 1692 das Gouvernement von Dünkirchen und wurde 1693 maréchal-de-camp. In der Schlacht bei Marsaglia trug er eine schwere Wunde davon, sodaß er kaum dem Tode entrann. General-Lieutenant seit dem 29. Jan. 1702, diente er als solcher in der Schlacht von Luzzara. Im J. 1703 folgte er dem Herzoge von Vendôme in den Zug nach Tyrol, blieb auch, nachdem die Armee den Rückzug angetreten, mit 12 Bataillonen zurück, die, nach Arco, Riva, Naco und Torbole vertheilt, Miene machten, diese Posten zu behaupten. Allein auch sie mußten bald weichen und am 16. Sept. war die ganze französische Armee wieder zu San Benedetto vereinigt. „Le grand prieur attaqua le 2. février 1705 les postes que le général Patay gardait entre le mont Baldo et l'Adige, avec mille chevaux et trois bataillons en divers endroits; les troupes firent une assez molle défense et furent chassés de partout. On leur prit six drapeaux et quatre cents prisonniers, et cette expédition leur ôta la communication avec

*) „Tout ce passage est ironique; madame de Sévigné, dans sa lettre du 6. avril 1672. no. 239, a parlé d'un grand souper donné à Saint-Maur aux *anges* par M. le duc; on soupçonnait que, loin de fuir ces parties, madame de Marei n'avoit d'autre but, en faisant ce voyage, que de venir rejoindre le prince.“

le Véronnais, d'où ils tiraient leurs vivres. Médavi avait, le même jour, assemblé ses troupes de l'Oglio pour inquiéter les ennemis de ce côté-là, et les empêcher de secourir leur major général Patay. Le comte de Linange, qui commandait l'armée depuis que le prince Eugène n'était plus en Italie, se sentant beaucoup supérieur à Médavi, leva tous ses quartiers pour le venir combattre, sur quoi Médavi se retira sur l'Oglio, en un poste où il ne pouvait pas l'être." Im Februar 1706 zog Medavi dem Oglio entlang, von Calepio bis Soncino, eine Linie, befestigte auch Soncino. Er focht bei Calcinato, 19. April, wurde aber bei Salo mit Verlust von 200 Mann von dem tapfern Zumjungen zurückgeschlagen. Während Eugenius den kühnen Marsch nach Turin vollbrachte, behauptete Medavi sich zwischen Oglio und Mincio. Den 17. Aug. griff der Erbprinz von Hessen-Cassel Goito an und ließ folgenden Tags dem Commandanten Accord anbieten, welchen derselbe am 19. annahm und den 20. mit seinen 300 Mann nach Cremona abzog, wo Medavi, in Betracht er den ihm anvertrauten Ort sammt dem großen Magazine zu bald übergeben, ihm den Kopf abschlagen ließ. Bereits hatte der Erbprinz von Hessen-Cassel die Belagerung von Castiglione delle Stiviere unternommen. Die Stadt zu entsetzen, zog Medavi eine den Hessen weit überlegene Macht, 25 Bataillone und 25 Escadrone zusammen, und beschleunigte seinen Marsch so, daß er am 9. Sept. Miene machte, die Hessen von dem Mincio abzuschneiden, daher diese gezwungen waren, trotz der Ungleichheit der Zahl — sie waren nur 8000 Mann stark — das Treffen anzunehmen. Im Beginn warfen sie die Franzosen über den Haufen und beschossen sie mit ihren eigenen Kanonen. Weil aber die Franzosen bei ihrer materiellen Ueberlegenheit dem rechten Flügel der Teutschen in den Rücken kamen, was man wegen des Gesträuchs nicht sogleich wahrnahm, gerieth dieser in Verwirrung, und der Prinz zog sich in guter Ordnung auf Valeggio zurück. Die Teutschen hatten gegen 1500 und die Franzosen gegen 1000 Mann Verlust. Anders berichtet Saint-Simon: „le 9. septembre, c'est-à-dire le surlendemain de la bataille de Turin, Médavi marcha avec neuf mille hommes au secours de Castiglione, que le prince héréditaire de Hesse-Cassel assiégeait avec douze mille hommes. Il laissa huit cents hommes dans la ville qu'il avait prise, leva ses quartiers de devant le château, et vint au-devant de Médavi dans une belle plaine, qui de son côté marcha aussi à lui. Notre cavalerie, débordée par celle des ennemis, fut d'abord un peu en désordre, il fut augmenté par la fuite que prirent quatre régiments d'infanterie de Milanais et de Napolitains; Sebret, qui commandait une brigade en seconde ligne, alla les remplacer sans attendre d'ordre. Médavi fit mettre l'épée à la main à toute son infanterie; elle essuya toute la décharge de l'infanterie ennemie, la chargea ensuite et la défit entièrement. La cavalerie ennemie, voyant l'infanterie défaite, s'en fuit. On leur tua deux mille hommes, on leur en prit quinze cents, tous leurs canons et beaucoup d'étendards et de drapeaux. Médavi y perdit aussi du monde, le chevalier de Verac, Grammont de Franche-Comté, Renepont, du Cheilar, tous quatre mestres de camp, et d'Herouville, colonel d'infanterie, blessé à mort. Outre ces prisonniers, on eut les huit cents hommes laissés dans la ville. Médavi fit passer le Mincio au prince de Hesse, et le poursuivit jusq'à l'Adige; il lui tua encore du monde, prit les traineurs dans cette poursuite, et reprit Goito. Ce fut un étrange contraste avec Turin, et un grand renouvellement de douleur sur la retraite en France au lieu de l'avoir faite en Italie. Médavi en fut fait sur-le-champ chevalier de l'ordre, Saint-Pater et Dilon, ses deux maréchaux de camp, lieutenants généraux; Grancey son frère, qui avait apporté la nouvelle, maréchal de camp, et Sebret, qui apporta le détail, brigadier." Diesem folgen, nach Landesbrauch, lange Tiraden über die Wunder, welche Orléans, das Heldenkind, vor Turin wirkte oder gewirkt haben würde, hätte ihn nicht Marchin's Starrsinn und la Feuillade's Dünkel gezügelt; anders aber hat Medavi die Lage der Dinge beurtheilt. Ohne Säumen zog er sich hinter die Adda. „Der alte Prinz von Vaudemont, als er von der Bewegung des Prinzen Eugen hörte, begab sich alsbald, den 18. Sept. in der Nacht, mit dem ganzen Hofe, nebst dem Herzoge von Sesto, General Colmenero und andern Bedienten aus der Stadt. Als den andern Tag der General Medavi nach Mailand kam, Vaudemont als mailändischen Gouverneur zu sprechen und er solchen nicht antraf, eilte er ihm nach und brachte ihn wieder in die Stadt. Sie begaben sich aber beide den folgenden Tag wieder hinweg nach Pizzighettone." Auch diese Stadt mußte sich den 25. Oct. 1706 an die Kaiserlichen ergeben, wiewol französischerseits behauptet wird, Medavi, jetzt commandirender General in Italien, habe sich fortwährend auf dem Kriegsschauplatze behauptet, „sans que les ennemis osassent l'attaquer; il tenait Mantour et quantité d'autres places." In der Wirklichkeit konnte man sich in Frankreich Glück wünschen, als Medavi's General-Lieutenant Saint-Pater am 13. März 1707 die General-Capitulation für Italien unterzeichnete. „Denn Frankreich hatte dadurch den Vortheil, seine Mannschaft, die in Italien keinen weitern Nutzen mehr schaffen und mit der Zeit gar zu Schanden hätte gehen oder zu Kriegsgefangenen gemacht werden können, solchergestalt zu salviren und anderwärts mit besserem Nutzen anzuwenden." Uebergeben wurden dem zufolge Finale, das Castell zu Mailand, Mirandola, Mantua, Sabionetta und Cremona. „Tout fut donc arrêté de la sorte, et le général Patay fut livré pour cotage à Médavi pour marcher avec lui jusqu'à ce que toutes nos troupes et leur suite fussent arrivées en Savoie. Sur la fin d'avril, Vaudemont et Médavi arrivèrent à Suze avec près de vingt mille hommes tant des troupes du roi que de celles du roi d'Espagne

(ungefähr 7000 Franzosen, Spanier und Italiener in größerer Anzahl). Le 9. mai, c'est-à-dire le lendemain du détail de la bataille d'Aimanza apporté par Bockley, Médavi arriva à Marly et vint saluer le roi dans ses jardins, dont il fut très-bien reçu, après quoi il le suivit chez madame de Maintenon, où il demeura une heure à lui rendre compte d'un pays et d'un retour qu'il devait entendre avec une grande peine. Le gouvernement de Nivernais venait de vaquer tout à propos; le roi le lui donna sans qu'il le demandât, quoiqu'il eût celui de Dunquerque, mais il l'avait acheté. On le fit repartir au bout d'un mois pour aller commander en chef en Savoie et en Dauphiné, avec deux lieutenants généraux et deux maréchaux de camp sous lui, et le traitement de général d'armée, quoique aux ordres du maréchal de Tessé qui y était déjà. Il eut de plus 12,000 liv. de pension. Le roi lui dit que c'était en attendant mieux, parce qu'il avait cru le gouvernement de Nivernais de 30,000 livres de rente, et qu'il se trouvait n'en valoir que 12,000. Ces grâces, contre l'ordinaire, ne furent enviées de personne, et chacun y applaudit avec grande raison." Nach dem utrechter Frieden wurde Medavi zum commandirenden General für Dauphiné und Provence ernannt und man rühmt seine Anstalten um die weitere Ausbreitung der im J. 1720 zu Marseille ausgebrochenen Pest zu verhindern. „L'on peut dire qu'il a donné de preuves en cette occasion de l'exactitude qui lui était ordinaire dans les expéditions militaires." Im J. 1720 erhielt er das Gouvernement von Stadt und Fürstenthum Sedan und im J. 1722 schenkte ihm der König sechs von den 40 vor Castiglione eroberten Kanonen, damit er mit diesen Trophäen das Schloß in Grancey schmücke. Durch Patent vom 2. Febr. 1724 erhielt er den Marschallsstab und seitdem heißt er le maréchal de Grancey. Die Grafschaft dieses Namens hatte ihm sein Großoheim, der Erzbischof von Rouen, dessen Universalerbe er auch geworden ist, gegeben. Der Vater trat ihm die Baronie Médavi, sein Oheim, der Marquis Franz Benedict von Grancey, das Schloß Almenesche-Painthièvre sammt den Gütern la Quatorzaine, Boissey, Marigny und le Bois-Maheult ab. Die Kosten der Anlage von den Champs-Elisées zu Grenoble hat er getragen, auch den Riß dazu gegeben, gleichwie er der Erbauer des Schlosses zu Grancey in römischem Style geworden ist. Daselbst stand seine Reiterstatue, die jedoch in der Revolution verschwand. Der Marschall starb plötzlich zu Paris, den 6. Nov. 1728, in dem Alter von 70 Jahren, sodaß er demnach die einzige Tochter seiner Ehe mit Maria Teresa Colbert de Maulevrier überlebt hat. Diese Tochter, Elisabeth Victoria, geb. den 27. März 1686, wurde im J. 1713 an ihren Vatersbruder, Franz Rourel, Marquis von Grancey, verheirathet und starb den 16. Jan. 1716 im Wochenbett. Das Söhnchen, von dem sie entbunden worden, überlebte sie nur kurze Zeit. Der Marquis von Grancey, 1692 Capitain, 1693 Oberst im Regimente Grancey, 1702 Brigadier von der Infanterie, Maréchal-de-camp 1706, erhielt 1714 die Anwartschaft auf das Gouvernement von Dünkirchen, „son frère s'en réservant les appointements. C'est ainsi qu'on escobardait les survivances depuis que le roi n'en voulait plus donner que des charges de secrétaire d'état. General-Lieutenant den 8. März 1718, Gouverneur von Argentan 1720, ist der Marquis von Grancey den 30. Juli 1729 gestorben, unbeerbt auch in seiner zweiten Ehe mit Maria Casimira Teresa Genofeva Emanuele de Bethune-Selles, die als Witwe den verrufenen Marschall von Belisle heirathete. Die Familie Medavi war hiermit ausgestorben und Grancey wurde den 12. Mai 1730 gleichwie Marey und Selongey verkauft. (*v. Stramberg.*)

GRANCHI oder GRACCHIA (Rainieri), italienischer Historiker des 14. Jahrh., um das Jahr 1290 zu Pisa geboren, über dessen Lebensverhältnisse man jedoch mit Bestimmtheit Nichts weiter weiß, als daß er dem Dominikanerorden angehörte. Lud. Muratori, welcher das poetisch-historische Machwerk desselben (De Praeliis Tusciae) zuerst bekannt machte, ist geneigt, ihn für eine und dieselbe Person mit dem Mönche Rainieri von Pisa, dem berühmten Theologen und Verfasser der bekannten Pantheologie zu halten. Beide gehörten freilich demselben Orden an und lebten zu derselben Zeit, aber genauere Nachforschungen belehren uns, daß der Verfasser der Pantheologie Fra Rainieri von Rivalto (einem kleinen Castelle in der Umgegend von Pisa) genannt wurde, der Historiker aber der pisanischen Familie der Granchi (zuweilen auch, aber fälschlich, Gracchi oder Gracchia genannt) angehörte, denn dieser selbst nennt am Ende des vierten Buches seines Gedichtes[1]) Giovanni und Bartolommeo Granchi, welche auf dem Feldzuge der Pisaner gegen die Catalonier, die sich auf der Insel Sardinien festgesetzt hatten, umkamen, seine Blutsverwandten und am Schlusse der Schrift[2]) sich selbst den letzten der Granchi. Diese Angabe dürfte wol besser den Unterschied der beiden Rainieri beweisen, als Muratori's Vermuthung, daß beide schon deshalb als verschieden zu betrachten sein dürften, weil der Theolog gut, der Historiker aber sehr schlecht schrieb, obschon er selbst zugesteht, daß derselbe Schriftsteller ein guter Prosaist und ein schlechter Dichter zugleich sein könne. Ein erbärmlicher Dichter ist ohne Zweifel der Verfasser der poetischen Geschichte der toscanischen Kriege in acht Büchern, denn sie ist so unklar geschrieben, daß ihr kaum ein Sinn zu entlocken ist; der Dichter hat keinen

1) Bei Muratori (Script. Ital. Tom. XI. p. 325):
Pluribus amissis redeunt, nec corpore sani
Victibus ab illis, a cladibus, aëre. Post haec
Quod superesse fuit de civibus attumulatur.
Quare alios sileam: non est mihi causa ferendi,
Dicere de propriis licet. Hoc fuit ipse Johannis
Natus et huic similis de Grancis Bartholomaeus.

2) Ibid. p. 356:
Ergo sitis uno, cives, cum corde regentes
In commune; simul gaudebit Ranerianus
Ultimus a stirpe de Grancis frater et heres.

Begriff von dem Wesen der Poesie, kennt nicht die gewöhnlichen Vorschriften der Metrik und vernachlässigt sogar die Regeln der lateinischen Sprache, sodaß er also weder als Historiker, noch als Dichter auch nur auf mäßiges Lob Anspruch machen kann[3]). Und doch darf er nicht ganz vernachlässigt werden, da sich seiner räthselhaften Erzählung einige sonst nirgends zu findende Angaben entlehnen lassen und uns bei dem Mangel besserer historischer Quellen genügen müssen. Das Gedicht, welches mit dem Abschlusse des Friedens zwischen den Florentinern und Pisanern im J. 1342 endigt, hat sich in einer gleichzeitigen, schön ausgestatteten und wahrscheinlich zum Geschenk bestimmten Handschrift erhalten, welche sich im vorigen Jahrhundert in der Bibliothek des Klosters der Camalduenser zu Classe bei Ravenna befand. Aus diesem Manuscript, dessen Schreiber sehr schön, aber nachlässig arbeitete, gab Lud. Ant. Muratori das aus acht Büchern bestehende Gedicht in seiner Sammlung italienischer Historiker (Italicarum rerum Scriptores. Tom. XI. p. 284—356) zuerst heraus, entsagte aber gern dem Versuche, es in allen seinen Theilen zu erläutern. Zu den wichtigen Angaben, welche es enthält, gehört auch die Nachricht, daß die lange in Amalfi verborgene einzige Handschrift der Pandecten bei der Erstürmung dieser Stadt durch die Pisaner (im J. 1135) erbeutet und nach Pisa gebracht worden sei[4]), welche deshalb besondere Beachtung verdient, weil man gewöhnlich angenommen hat, daß das römische Recht das ganze Mittelalter hindurch vergessen und verloren gewesen und erst durch das Auffinden dieser Handschrift bekannt geworden und bald allgemein verbreitet worden sei. Obschon diese Nachricht auch noch durch eine andere ähnliche Erzählung unterstützt wird, so ist der Thatsache doch vielfach widersprochen worden, da beide Zeugnisse um zwei Jahrhunderte neuer sind, als die Begebenheit, welche sie erzählen, und auch andere frühere Nachrichten von noch älteren Handschriften der Pandecten, welche im Mittelalter benutzt worden sind, sprechen, wie Fr. C. von Savigny[5]) mit großer Gelehrsamkeit und ausführlich dargethan hat[6]). *(Ph. H. Külb.)*

GRANCINI (Michel Angelo), italienischer Componist des 17. Jahrh., um das Jahr 1620 zu Mailand geboren, zeigte von früher Jugend an entschiedene Neigung und große Anlage zur Musik und ward schon in seinem 17. Jahre in seiner Vaterstadt Organist an der Kirche del Paradiso, auch gab er in dieser Zeit bereits Madrigale und andere Compositionen heraus. Später ward er Organist am Dome zu Mailand und endlich sogar Kapellmeister an dieser Kathedrale, obgleich der Cardinal und Erzbischof von Mailand, Carlo Borromeo, im J. 1566 durch ein besonderes Decret verboten hatte, daß die letztere Stelle von einem verheiratheten Manne bekleidet werde; man glaubte aber mit dem kenntnißreichen und genialen Manne, dessen Ruf schon über ganz Italien verbreitet war, eine Ausnahme machen zu dürfen. Seine Meinung in musikalischen Dingen galt als so zuverlässig, daß man ihn bei Streitigkeiten stets zum Schiedsrichter ernannte und sich seiner Entscheidung gern fügte. Er soll 28 Werke (Messen, Psalmen, Motetten, Madrigale und Canzonetten) herausgegeben haben, man kennt aber von denselben nur zuverlässig: Novelli Fiori ecclesiastici nel organo all' uso moderno, divisi in messe, salmi, motetti, magnificat e litanie della Madonna a quattro voci (Milano 1643. 4.); Corona ecclesiastica divisa in parte, dove sono motetti, messe, salmi, litanie a due, tre, quattro e cinque voci (Ibid. 1649. 4.); Il settimo libro di sacri concerti a due, tre e quattro voci (Ibid. 1649. 4.); Vari concerti a otto voci: messe, motetti, magnificat e litanie della Beata Vergine (Ibid. 1652. 4.) und Giardino spirituale di vari fiori musicali a quattro voci concertati di messe, salmi, motetti, antifone e litanie della Beata Vergine (Ibid. 1655. 4.). Das Todesjahr dieses Componisten ist unbekannt *). *(Ph. H. Külb.)*

GRAND (Alexandre, Sieur d'Argycourt), ein französischer Dichter aus der letzten Hälfte des 17. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen und Leistuugen sich jedoch keine weitere Nachricht erhalten hat, als daß seine Begriffe von dramatischer Kunst sehr unvollkommen gewesen sein müssen, denn seine Tragödie: Le Triomphe de l'amour divin de Sainte Reine, martyre, tragédie en machines (Paris 1671. 8.) erinnert nach Inhalt und Form lebhaft an die geistlichen Schauspiele (Mysterien) des Mittelalters. Französische Kritiker urtheilen übrigens fast einstimmig über die dramatischen Erzeugnisse des 17. Jahrh. ungünstig für die Entwickelung der dramatischen Kunst überhaupt. Es dürfen übrigens diese wenigstens theilweise verdienstlichen Versuche als nicht ganz unwichtig betrachtet werden; sie sind aber zu unvollkommen bekannt, da die ältere Geschichte des französischen Theaters immer noch keinen dem Gegenstande gewachsenen Bearbeiter gefunden hat †). *(Ph. H. Külb.)*

GRAND (Gerard Gregoire), französischer Theolog in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. zu Rheims geboren,

3) „Quare dum soluta oratione neglecta latinis versibus sua sensa vult expromere, nihil aliud quam inepti Poetae simulque infelicissimi historici titulum sibi comparavit.“ *Muratorii* Praef. 4) Bei *Muratori* l. c. p. 314:

Malfia Parthenopes datur et quando omne per aequor,
Unde fuit Liber Pisanis gestus ab illis
Juris, et est Pisis Pandecta Caesaris alti,
Civibus adjunctis animo mente atque fideli.

5) Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. 2. Auflage. Bd. 3. S. 94 fg. 6) Vergl. Muratori's Einleitung vor seiner Ausgabe in der erwähnten Sammlung. *Girolamo Tiraboschi*, Storia della Litteratura italiana. (Rom. 1783. 4.) T. V. p. 357. *Dom. Moreni*, Bibliografia regionata della Toscana. (Firenze 1805. 4.) T. I. p. 437.

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 9. S. 572. Universal-Lexikon der Tonkunst von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 221. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. T. IV. p. 81.

†) Vergl. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Bd. 2. S. 1573.

trat nach der Beendigung seiner Studien in den Benedictinerorden von der Congregation des heil. Maurus. Er lebte in der Abtei seines Ordens zu Rheims, wo ihm in der Schule der Unterricht in der lateinischen Sprache und in der Rhetorik übertragen war. Er benutzte seine Mußestunden zur Erforschung der Geschichte seiner Vaterstadt und fand Vergnügen daran, die Denkmäler und Gebäude in lateinischen Versen zu beschreiben. Ein solches Gedicht auf die Kirche des heil. Nicasius (Perelegantis Basilicae Jorinae Nicasianae apud Remos exstructae encomium Adonicum) in mehr als 300 adonischen Versen, welches Guillaume Marlot in seiner Historia Metropolis Remensis Tom. I. (Insulis 1662. fol.) p. 663 seq. mitgetheilt, ist kein poetisches Meisterstück, enthält aber brauchbare historische und architektonische Notizen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Pierre), französischer Jurist, geboren am 22. Nov. 1802 zu Paris, war der Sohn eines der Adjutanten des Generals Barras, des bekannten Mitgliedes des Directoriums, und ließ sich, kaum 18 Jahre alt, in eine Loge der Carbonari aufnehmen, deren thätigstes Mitglied er alsbald wurde. Als er im folgenden Jahre (1821) wegen einer politischen Flugschrift (Le cri de la France. Paris 1821. 8.) verfolgt wurde, entfloh er nach Belgien und ward durch ein Contumazurtheil zu zwei Jahren Gefängniß und zu einer Geldbuße von 2000 Francs verurtheilt. Wenige Tage nach seiner Verurtheilung kehrte er aber nach Frankreich zurück, wo er am 15. Nov. vor den Schranken des Assisenhofes erschien und freigesprochen wurde. Trotz dieser Freisprechung erklärte aber die juristische Facultät seine Ausschließung auf zwei Jahre aus den Facultäten und aus der Akademie zu Paris; Grand appellirte an den Rath des öffentlichen Unterrichts, welcher aber den Ausspruch des Disciplinarrathes der Rechtsfacultät bestätigte, welcher Ausspruch selbst nach der Sitzung der Deputirtenkammer vom 22. Juni 1822, worin B. Constant, Girardin und Chauvelin die Vertheidigung des verfolgten Studenten, welcher sie in einer Bittschrift (Pétition sur une décision arbitraire de l'université à MM. de la Chambre des deputés. Paris 1822. 4.) um Beistand angerufen hatte, mit vieler Wärme führten, nicht zurückgenommen wurde. Pierre Grand, welcher sich nun genöthigt sah, seine juristischen Studien zu Rennes zu beendigen, kam erst im J. 1824 nach Paris zurück und ließ sich zu dieser Zeit unter die Advocaten an dem Gerichte zu Paris aufnehmen. Er veröffentlichte bald darauf wieder eine Flugschrift (Coup d'oeil impartial sur l'organisation politique en France. Paris 1825. 8.), wodurch er sich den Beifall der Oppositionsjournale erwarb. Durch dieses Lob veranlaßt, ward er ein fleißiger Mitarbeiter an der Zeitschrift Année française, mémorial politique, scientifique et littéraire, worin er auf mancherlei eingewurzelte Misbräuche aufmerksam machte und die Behörden zur Abschaffung derselben aufforderte. Einen solchen argen Misbrauch, die noch aus barbarischer Zeit in der Nieder-Bretagne übliche Brandmarkung, rügte er in einer besondern Flugschrift (De la marque ou flétrissure. Paris 1826. 8. und Pétitions de graves interêts, présentées à la Chambre des députés, l'une sur la nécessité et les moyens de répandre les lumières dans la Basse-Bretagne, d'interdire aux curés de brûler le prince d'Orange, in effigie, et l'autre sur la nécessité d'abolir la marque ou flétrissure. Paris 1828. 8.), welche die öffentliche Aufmerksamkeit erregten und in der Sitzung der Kammer vom 17. Mai 1828 Veranlassung zu einem lebhaften Meinungsaustausche zwischen den ministeriellen Deputirten der Nieder-Bretagne und den Oppositionsmitgliedern Keratry, B. Constant und Charles Dupin gaben. Ebenso eifrig nahm er Privatleute gegen die Uebergriffe der Regierungsgewalt in Schutz, wie seine Flugschrift Consultation pour Pierre-Victor, artiste du Théâtre-Français, contre M. le Baron Taylor, commissaire royal près le même théâtre (Paris 1828. 8.) beweist. Der Tod des berühmten Mitgliedes des Nationalconvents und des Directoriums Barras (20. Jan. 1829) brachte ihn von Neuem in Streit mit der Regierung, denn er hielt nicht nur eine feurige Leichenrede an dem Grabe desselben, sondern erhob sich auch mit aller Macht gegen die in Folge einer alten Verordnung Peyronnet's vollzogene Anlegung der Siegel an den Papieren des Verstorbenen und führte diese in das Privatrecht tief eingreifende Sache, welche er in der Flugschrift Tentative d'enlévement de papiers politiques de l'ex-directeur Paul Barras. Consultation à cet sujet (Paris 1829. 8.) erörterte, in der ersten Instanz und am königlichen Gerichtshofe. Am 24. Juli desselben Jahres sprach er eine Leichenrede an dem Grabe des früheren Conventsmitgliedes Laignelot, welche eine Vorladung vor den Disciplinarrath des Advocatenstandes und Suspension für ein Jahr zur Folge hatte. Er appellirte gegen diesen Ausspruch, dieser ward aber bestätigt. Die Ungesetzlichkeit der Juliordonnanzen gab Grand eine erwünschte Gelegenheit zur energischen Opposition. Er vertheidigte seinen Stand nicht nur in der mit Duverne gemeinschaftlich herausgegebenen Flugschrift Pétition à la Chambre des députés sur l'illégalité du décret du 14. Decembre 1810 et d'inconstitutionalité de l'ordonnance du 20. Novembre 1822, concernant l'exercice de la profession d'avocat (Paris 1830. 8.), sondern wohnte auch einer Versammlung von Schriftstellern bei, welche ihre Protestation mit den Waffen zu unterstützen beschlossen; er war einer der eifrigsten Theilnehmer und hielt sich zu denjenigen Rednern, welche nicht nur den Thron Karl's X., sondern überhaupt alle Throne umgestürzt wissen wollten. Stets hatte er sich bei allen solchen revolutionairen Bestrebungen an der Spitze befunden, als sein Eifer allmälig aus unbekannten Ursachen zu erkalten anfing und er bald darauf als ruhiger und sanfter Substitut des Staatsprocurators zu Charleville seine frühere Opposition gegen die Regierung zu

*) Vergl. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1573.

sühnen suchte. Er mußte viele Vorwürfe wegen der Aenderung seiner Gesinnung erdulden und er versuchte vergebens, sich gegen dieselben zu vertheidigen und sein Benehmen zu rechtfertigen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Albert le), gelehrter französischer Mönch des 17. Jahrh., um das Jahr 1580 zu Brest oder vielleicht auch zu Morlair [1]) in der Diöcese von Treguier geboren, stammte aus einer dem alten Adel angehörenden Familie der Bretagne [2]), widmete sich, da seine ungewöhnlich kleine und nicht weniger als zierliche Gestalt ihm in jeder andern Laufbahn keine glänzenden Aussichten versprach, dem geistlichen Stande und trat in den reformirten Orden der Dominikaner, welcher im J. 1619 in dem Kloster Notre Dame de Bonne Nouvelle zu Rennes seinen Anfang genommen hatte. Er befand sich zuerst in dieser Stadt, hielt sich dann aber in verschiedenen Klöstern seines Ordens zu Nantes, zu Morlair und an andern Orten auf und zeichnete sich durch seine Kenntnisse und durch sein Rednertalent aus. Während seines Aufenthaltes zu Morlair kam Noel Deslandes, damals Generalvicar der gallicanischen Congregation des Ordens und später Bischof von Treguier, auf einer Visitationsreise im J. 1626 auch in sein Kloster, war überrascht von seiner Gelehrsamkeit und ertheilte ihm den schriftlichen Auftrag, das Leben der Heiligen der Bretagne zu bearbeiten. Der fleißige Mönch durchwanderte nun, von seinen Oberen und von den Bischöfen der Diöcese mit der ausgedehntesten Vollmacht versehen, alle Theile der Bretagne und besuchte hauptsächlich die Kirchen und Klöster, um die Handschriften, die Urkunden und die alten Denkmäler zu Rathe zu ziehen, wobei ihn freilich nicht immer kritischer Scharfsinn geleitet haben mag. Die Frucht zehnjähriger Arbeit erschien endlich unter dem Titel: Vie, gestes, mort et miracles des Saints de la Bretagne armorique; ensemble un ample catalogue chronologique et historique des évêques des neufs évêchés d'icelle, accompagnée d'un bref récit des plus remarquables événements arrivés de leur temps (Nantes 1636. 4.), ein für jene Zeit großartiges und jetzt noch werthvolles und nützliches Werk, dessen Inhalt aus handschriftlichen und gedruckten Quellen und besonders aus den Memoiren, welche einer seiner Oheime, Yves Le Grand, Kanonicus der Kathedrale von Saint-Pol-de-Leon und Beichtvaters des Herzogs François II. von Bretagne, hinterlassen hatte, mit großem Fleiße zusammengestellt ist. Die bretagnischen Namen sind größtentheils nach der ursprünglichen Etymologie geschrieben, ein Verfahren, welches bei dem ersten Anblicke lächerlich und abstoßend erscheint, aber dem Historiker und Sprachforscher sehr erwünscht ist und ihnen reiche Ausbeute gewährt. Die Bewohner der Bretagne ergötzen sich noch immer an dieser Legende, welche die originelle Phantasie ihrer Voreltern und die den Bretagnern eigenthümlichen Träumereien getreu wiedergibt und die uralten Gebräuche des Landes mittheilt. Sie ward auch von seinen Zeitgenossen mit ungetheiltem Beifall aufgenommen und einer seiner Ordensbrüder vergleicht sie in einem ihr vorgedruckten Gedichte mit dem berühmten Werke Ribadeneira's und meint, wenn dieses allgemeiner sei, so müsse die Legende Le Grand's lieblicher genannt werden [3]). Freilich ist der Aberglaube, welchen der Verfasser zur Schau trägt, eben so groß, als seine Gelehrsamkeit, der jetzige Leser darf sich aber dadurch nicht zurückschrecken lassen, wenn er die anziehenden Einzelnheiten der alten bretagnischen Geschichte erfahren will. Diesen Vortheil bietet ihm das spätere gründliche Werk Guy Alexis Lobineau's (Vie des saints de la province de Bretagne. Rennes 1724. fol.) bei weitem nicht. Eine zweite verbesserte Auflage der Legende lieferte Auttet de Missirien, ein Freund des Verfassers (Rennes 1659. 4.), welche später mit einigen Verbesserungen wieder aufgelegt wurde (Rennes 1680. 4.). Die neueste, von dem Rechtsanwalte Daniel Louis Miorcec de Kerdanet besorgte Ausgabe (Brest 1838. 4) ist mit vielen historischen Anmerkungen bereichert, ersetzt aber, da der Bearbeiter viele Stellen hinweggeschnitten hat, die alten Ausgaben nicht. Legrand starb um das Jahr 1640. Außer der bretagnischen Legende hat er eine Vita Sancti Hervaei (in den Act. SS. Antverp. Junii Tom. III. p. 365 seq.), Vita Sancti Majani (Ibid. Tom. IV. p. 100 seq.) und das Leben des heil. Budoc, Erzbischofs von Dol, mit einigen erbaulichen Anhängen (La Providence de Dieu sur les justes ou l'histoire admirable de S. Budoc, archevêque de Dol, et de la princesse Azenor de Leon sa mere, et admirable de Dieu sur un pauvre homme miraculeusement delivré du naufrage. Rennes 1640. 4) herausgegeben [4]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Antoine le), französischer Philosoph, um das Jahr 1620 zu Douai im wallonischen Flandern (jetzigem Norddepartement) geboren, widmete sich der Theologie und lehrte nach der Beendigung seiner Studien längere Zeit mehre Fächer der philosophischen und theologischen Wissenschaften an der Universität seiner Vaterstadt. Er bekannte sich Anfangs in seinen Ansichten zu den Grundsätzen der Stoiker und vertheidigte dieselben in seinem philosophischen Versuche: Le Sage des Stoiques, ou l'homme sans passions, selon les sentiments de Senèque (La Haye 1662. 12.), welcher Karl II., König von England, gewidmet ist und womit er zuerst

*) Vergl. Biographie des hommes du jour, par G. Sarrut et B. Saint-Edme. Tom. II. P. 2. p. 10, wo er wegen seines Abfalles von der früheren Partei arg verspottet wird. Er vertheidigte sich gegen diesen Hohn in seiner Réponse à MM. G. Sarrut et B. Saint-Edme (Paris 1838. 8.) mit nicht besonderem Glück.

1) Er unterzeichnet sich wenigstens selbst Bruder Albert Le Grand von Morlair; dies kann jedoch auch deswegen geschehen sein, weil er einen großen Theil seines Lebens zu Morlair zubrachte. 2) Er war ein Neffe Ecuyer Vincent Le Grand's, Herrn von Kersgao-Kerigowal, königlichen Rathes und Seneschalls von Carhair.

3) Je sçay que ce dernier a traitté de plusieurs,
Et vous tant seulement des saints de la Bretagne,
Mais je sçay qu'on cueillit de plus exquises fleurs
Dans un petit jardin que dans une campagne.

4) Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 199.

als Schriftsteller auftrat. Diese Schrift, welche in der zweiten verbesserten Auflage unter dem Titel: Les caractères de l'homme sans passions (Paris 1663. 12.) erschien, ward mit großem Beifall aufgenommen, wie die beiden späteren schnell auf einander folgenden Ausgaben (Lyon 1665. 12. und Paris 1682. 12.) beweisen. Derselben philosophischen Anschauung folgt er in seiner Physik (Physica. Amstelodami 1664. 4.) und in seinem Epicure spirituel ou l'empire de la volupté sur les vertus (Douai 1669. 8.). Später verließ er jedoch diese Richtung und Descartes fand an ihm einen seiner eifrigsten Anhänger und Vertheidiger. Er suchte dessen Lehre hauptsächlich in England zu verbreiten, wohin er von dem englischen College der Franziskaner zu Douai, welchem er angehörte, als Missionar geschickt worden war. Sein nach scholastischer Art und Weise eingerichtetes Lehrbuch des von Descartes aufgestellten philosophischen Systems (Philosophia Veterum e mente Renati Descartes more scholastico breviter digesta. Londini 1671. 12.), worin er dieses in gedrängter und leicht faßlicher Uebersicht Jedem zugänglich zu machen suchte, erreichte vollkommen seinen Zweck und fand besonders in der vermehrten und oft gedruckten Umarbeitung (Institutio Philosophiae secundum principia Renati Descartes, nova methodo adornata et explicata ad usum juventutis academicae. Londini 1672. 8. Ibid. 1675. 1678. 1680. 1683. 4. Norimbergae 1679. 1683. 1695. 4.) überall, in England hauptsächlich durch eine Uebersetzung in die Landessprache (An entire Body of Philosophy, according to the Principles of the famous Renati Des Cartes. London 1694. fol. c. figg.) Eingang, ja man darf behaupten, daß Le Grand, der „Abkürzer" des Descartes, wie man ihn gewöhnlich nannte, bekannter wurde, als der Philosoph selbst. Fast ebenso allgemeinen Anklang fand seine Historia naturae, variis experimentis et ratiociniis elucidata (Londini 1673. 8. Norimbergae 1678 und 1680. 8. Londini 1680. 4. Norimbergae 1702. 4.), worin er die Ansichten dieses Philosophen über die Natur und ihre Erscheinungen entwickelt. Zur Erläuterung und Vertheidigung einzelner Theile des Systems desselben dienen auch die von Le Grand in kurzen Zwischenräumen herausgegebenen Schriften: De carentia sensus et cognitionis in brutis (Londini 1675. 8. Norimbergae 1679. 8.), welche Abhandlung Manche mit Unrecht dem Theologen Robert Jenken zuschreiben; De ratione cognoscendi et appendix de mutatione formali, contra J. S. methodum sciendi (Londini s. a. 8.), gegen den zu der katholischen Kirche übergegangenen Protestanten John Sergeant gerichtet; Apologia pro Renato Descartes contra Samuelem Parkerum (Londini 1679. 8. Norimbergae 1681. 12. Londini 1682. 12.) und Animadversiones ad Jacobi Rohaultii Tractatum physicum (Londini 1682. 8.), Bemerkungen über eine lateinische Uebersetzung der Physik Rohault's von Theophile Bonnet. Zu seinen beliebtesten Schriften gehört ferner der Curiosus rerum abditarum naturaeque arcanorum Perscrutator (Francofurti et Norimbergae 1681. 12.), auch von einem Unbekannten in das Teutsche übersetzt unter dem Titel: „Curieuser Erforscher der Geheimnisse der Natur." (Nürnberg 1686. 12. Ebend. 1715. 12.); politischen Inhaltes ist die Scydromedia, seu sermo, quem Alphonsus de La Vida habuit coram comite de Falmouth, de monarchia libri II. (Norimbergae 1680. 8.) Seine philosophischen Ansichten über die Natur wurden zum Theil von der Geistlichkeit nicht gebilligt und insbesondere erregte die Behauptung, Gott habe die Welt in einem Augenblicke erschaffen, Moses aber nachher die Schöpfung der Ordnung wegen in sechs Tagewerke eingetheilt, bei den Orthodoxen großen Anstoß. Von vielen seiner Zeitgenossen wurde seine biblische Geschichte von der Erschaffung der Welt bis zur Zeit Constantin's des Großen (Historia sacra, a mundi exordio ad Constantini Magni imperium deducta (Londini 1685. 8. Herborn 1686. 8. Norimbergae 1686. 8.) als die vorzüglichste aller seiner Leistungen betrachtet, dieses Urtheil kann aber bei dem jetzigen Standpunkte der historischen Forschung nicht mehr maßgebend sein und nur seine philosophischen Schriften haben als erläuternder Commentar des nach Descartes genannten Systems einigen Werth behalten. Zu erwähnen ist noch seine wenig beachtete Erklärung des Meßopfers (Missae Sacrificium neomystis succincte expositum (Londini 1695. 12.). Legrand starb gegen das Ende des 17. Jahrh. in England, wahrscheinlich in Oxfordshire, wo er sich niedergelassen hatte und wo er längere Zeit in lebhafte Streitigkeiten mit dem bereits oben erwähnten John Sergeant über die Natur der Ideen und über andere metaphysische Fragen verwickelt war [1]). Er ist nicht zu verwechseln mit dem gleichzeitigen französischen Dominikanermönche Antoine Le Grand von Eparge in der Diöcese von Verdun, welcher eine ungedruckt gebliebene Chronik des dem Predigerorden angehörenden Convents zum heil. Johannes dem Täufer in Verdun in französischer Sprache schrieb und am 24. Nov. 1670 starb [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Baptiste Alexis Victor Le), verdienstvoller französischer Ingenieur, am 20. Jan. 1791 zu Paris geboren, verlor sehr frühe seinen Vater, erhielt aber von seiner Mutter, einer sehr klugen und liebenswürdigen Frau, eine sehr vorzügliche, auf Geist und Gemüth wohlthätig einwirkende Erziehung und trat, nachdem er in dem kaiserlichen Lycée, einer damals ausgezeichneten Lehranstalt, eine gründliche Vorbildung erhalten hatte, im September 1809 in die polytechnische Schule, aus welcher er zwei Jahre später in die Schule für den Bau der Brücken und Landstraßen überging. Im J. 1812 begann er im Departement der östlichen Pyrenäen seine Laufbahn im Staatsdienste und wurde

1) *Dan. Georg. Morhofii* Polyhistor. (Lubecae 1747. 4.) Tom. II. p. 114. *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Tom. V. p. 532. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 202. Biographie générale. Tom. XXX. p. 422. 2) *J. Echard* et *J. Quétif*, Scriptores Ordinis Praedicatorum. Tom. II. p. 819.

im J. 1814 als Ingenieur nach dem Departement des Ombrone, einem zu dieser Zeit Frankreich annectirten Stücke Italiens, geschickt, wo er neben der gewissenhaftesten Erfüllung seines Amtes sich eifrigst mit dem Studium der italienischen Sprache und Literatur befaßte. Nach dem Sturze Napoleon's und nach der Herstellung der früheren Grenzen seines Vaterlandes kehrte er nach Paris zurück und beschäftigte sich hier mit wissenschaftlichen Arbeiten, bis er die Stelle eines Secretairs bei dem Rathe des Brücken- und Landstraßenbaues erhielt. In derselben Eigenschaft wurde er, nachdem er zum Ingenieur zweiter Classe ernannt worden war, von Becquey, dem Generaldirector der öffentlichen Arbeiten, an welchem er durch seinen unermüdlichen Fleiß und durch seine Bescheidenheit einen einflußreichen Gönner gefunden hatte, der Specialcommission der Kanäle zugetheilt. In dieser Stellung trug er nicht wenig zur Annahme und zur Ausführung des weitreichenden Planes bei, welcher den Zweck hatte, die Reichthümer des französischen Ackerbaues und Handels durch die Erleichterung des Verkehrs und des Transports zu vermehren und zu vervielfältigen, insbesondere hatte er einen entschiedenen, wenn auch nur mittelbaren Antheil an den Gesetzen von 1821 und 1822, welche das Budget für Brücken und Landstraßen wenigstens um das Vierfache erhöhten, aber eine vorher nicht geahnte Regsamkeit im Verkehr bewirkten und die Speculation, welche sich fast nur auf das gefährliche Börsenspiel beschränkte, zu industriellen Unternehmungen ermunterte. Unermüdlich in seinem Berufe, uneigennützig in jeder Beziehung und sich fern haltend von jedem politischen Treiben, erwarb sich Le Grand die Achtung aller Parteien und fand auf seiner Laufbahn, die er mit Eifer und Umsicht verfolgte, rasche Beförderung, wie seine Ernennung zum Requetenmeister im Staatsrathe, zum Oberingenieur erster Classe und zum Generalsecretair des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten beweist. Die Revolution im Juli 1830 beeinträchtigte keineswegs seine Stellung, da er nicht wohl zu entbehren war; man übertrug ihm vielmehr die provisorische Verwaltung des Brücken- und Straßenbaues und verlieh ihm den Titel Staatsrath. Ein unangenehmer Theil seiner Amtspflichten war für ihn der Auftrag, das Budget der Brücken und Straßen vor der Deputirtenkammer zu entwickeln und zu rechtfertigen; er vermochte nur sehr schwer seine politische Schüchternheit zu überwinden, mit dem ersten gelungenen Versuche wuchs aber seine Zuversicht. Seine Erklärungen und Erwiderungen, welche sich auf die vollkommenste Sachkenntniß stützten und zugleich durch eine zierliche Sprache auszeichneten, wurden von der Kammer, für welche sie sehr belehrend waren, mit Aufmerksamkeit angehört und hauptsächlich seiner klaren und durchdachten Darlegung des Sachverhältnisses verdankt man in Frankreich die Einführung eines vernünftigen Expropriationsgesetzes und einer besondern Jury zur Aburtheilung schwieriger Fälle und zur Verhütung leicht möglicher Misbräuche und Bedrückungen bei dieser nothwendigen Maßregel. Als Thiers, welcher wirkliche Verdienste zu würdigen verstand, im April 1834 das Ministerium des Innern übernahm, beförderte er Le Grand zum Generaldirector der Brücken, Straßen und Bergwerke und vermittelte seine Ernennung zum Commandeur der Ehrenlegion. Von nun an war dieser unter den einander folgenden Ministerien der öffentlichen Arbeiten die Seele aller Unternehmungen und Verbesserungen im innern Verkehr und in der Industrie und Frankreich fühlte bald die wohlthätige Wirkung seiner Bemühungen. Als er auch zum Deputirten gewählt wurde, konnte seine Stellung gegenüber dem Specialrathe, dessen Präsident er war, und dem Ministerium, von welchem er abhing, leicht schwierig und mislich werden, aber seine anerkannte Biederkeit, die Sanftheit und Würde seines Charakters und seine Mäßigung, verbunden mit seinen gründlichen Kenntnissen und seiner Liebe zum Guten, trugen über alle Hindernisse den Sieg davon und je aufgeklärter der Minister der öffentlichen Arbeiten war, desto größer war das Ansehen des Generaldirectors, ganz besonders aber genoß dieser das Vertrauen des Ministers Dufaure, eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten, welcher sich die Förderung der Industrie zur würdigen Aufgabe seiner Bestrebungen gemacht hatte und seine Untergebenen auf eine ebenso verständige als energische Weise in ihren Dienstverhältnissen unterstützte. Einen neuen Gegenstand des Nachdenkens bildete für Le Grand die bereits in England begonnene Anwendung des Dampfes auf den Verkehr zu Lande, und konnten auch seine großartigen Pläne bei der Neuheit der Sache nicht sogleich den gehofften Beifall finden, so suchte er doch durch kleinere Versuche die Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit des neuen Beförderungsmittels zu lenken und bereits im August 1837 konnte die Eisenbahn von Paris nach Saint-Germain, die erste in Frankreich, eröffnet werden. Der Generaldirector entzog aber deshalb keineswegs seine Aufmerksamkeit den übrigen Zweigen der Industrie und des Verkehrs. Er wiederholte fortwährend seine Inspectionsreisen durch alle Departemente Frankreichs, unterstützte allenthalben nützliche Localunternehmungen, machte bedeutende Verbesserungen in der Einrichtung der Seehäfen und Leuchtthürme und fehlte mit Rath und That nirgends, wo es galt, den Wetteifer Frankreichs mit andern Ländern in der Industrie, im Handel und in der Schiffahrt anzufeuern. Die allgemeine Achtung, welche ihm in vollem Maße zu Theil ward, war seine höchste Belohnung, denn Eigennutz und Gewinnsucht waren ihm gänzlich fremde Leidenschaften und so nahe ihm die Gelegenheit gerückt war, sich an lohnenden industriellen Unternehmungen zu betheiligen, oder durch die ungeheueren Geldmittel des Staates, über die er zu verfügen hatte, Gewinn zu erzielen, so vermehrte sich doch in einem Zeitraume von 20 Jahren, während dessen er an der Verwaltung Theil nahm, sein väterliches Vermögen um keinen Heller, ja er duldete nicht einmal, daß auch nur ein Theil der sehr bedeutenden Mitgabe seiner Frau bei industriellen Unternehmungen angelegt wurde. Le Grand wurde fünfmal von dem

Bezirke von Mortain zum Deputirten gewählt und er wahrte bei jedem vorkommenden Falle getreulich die Vortheile seiner Wähler, bis im J. 1847 die politischen Leidenschaften sich auf eine ihm unangenehme Weise immer rücksichtsloser kund gaben und ihn so sehr beunruhigten, daß er an den Verhandlungen nur noch selten Theil nahm. Ein treuer Anhänger des regierenden Hauses, durch welches er stets in seinen Bestrebungen gefördert worden war, hatte er kein Verlangen nach einer Veränderung und er sah deshalb den Sturz desselben im J. 1848 mit aufrichtigem Schmerze, doch war er gesonnen, da er bei jeder Regierungsform in seinem Fache für sein Vaterland mit Erfolg wirken zu können glaubte, sich der Nothwendigkeit zu fügen. Auch die neuen Gewalthaber konnten einen so verdienstvollen und allen politischen Umtrieben fern stehenden Mann unmöglich zurückstoßen; er blieb Vicepräsident eines Ausschusses des Staatsrathes, die unerwarteten Ereignisse hatten aber auf ihn einen so heftigen Eindruck gemacht, daß seine ohnehin schwächliche Gesundheit schnell abnahm und er sich genöthigt sah, auf den Rath der Aerzte das Bad von Urriage bei Grenoble zu besuchen, um sie wieder herzustellen; er starb aber bald nach seiner Ankunft im Juni 1848 an einer Hirnentzündung. Zu bedauern ist, daß sich Le Grand nicht als Schriftsteller in seinem Fache versucht hat*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Claude Juste Alexandre Le), französischer General und Pair von Frankreich, am 23. Febr. 1762 zu Plessieur-sur-Saint-Just (im jetzigen Departement der Oise) geboren, trat, da er schon in dem 15. Lebensjahre seine Aeltern verloren hatte, am 16. März 1777 als gemeiner Soldat in das Infanterieregiment Dauphin, wurde am 3. Febr. 1781 Corporal, am 1. Jan. 1782 Sergeant und war bereits am 1. Juni 1786 zum Range eines Sergeant-Majors vorgerückt, als er seinen Abschied nahm, um sich zu verheirathen. Er ließ sich zu Metz häuslich nieder und erwarb durch seine Biederkeit und Freimüthigkeit die Liebe und Achtung seiner Mitbürger. Als bei dem Ausbruche der Revolution sämmtliche Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgefordert wurden, nahm er am 1. Mai 1790 wieder Dienst bei der Nationalgarde von Metz und wurde am 1. Mai 1791 zum Chef eines Freiwilligenbataillons des Departements der Mosel gewählt. Im J. 1792 mit der Inspection eines Theiles der Moselarmee und andern wichtigen Aufträgen betraut, erwarb er sich durch die Geschicklichkeit und die Umsicht, welche er bei der Erledigung dieser Geschäfte bewies, die Zufriedenheit der Regierung in so hohem Grade, daß diese ihn am 20. Sept. 1793 zum Brigadegeneral ernannte. In dieser Eigenschaft zog er mit einer der Colonnen der Besatzung von Mainz, welche nach den Bedingungen der Uebergabe in Jahresfrist nicht gegen die Teutschen dienen durfte, nach der Vendée, vereinigte sich mit der Sambre- und Maasarmee und bemächtigte sich in dem Treffen von Nancy einer mit Kartätschen geladenen Kanone in dem Augenblicke, wo der Kanonier sie abbrennen wollte. Er erhielt in diesem Kampfe, in welchem sämmtliche Leute seines Detaschements entweder getödtet oder beschädigt wurden, vier leichte Wunden; auch zu Arlon rechtfertigte er das Vertrauen, welches man in seine Tapferkeit setzte und in der Schlacht von Fleurus (26. Juni 1793) schlug er sich mit großer Auszeichnung. Als die Flügel der Armee zum Weichen gezwungen wurden und zum Theil schon über die Sambre zurückgewichen waren, vertheidigte er im Centrum mit vier Bataillonen und einer Compagnie leichter Artillerie das Dorf Epigny, welches dreimal an diesem Tage von überlegenen Streitkräften des Feindes angegriffen wurde. Er behauptete diesen wichtigen Posten, brachte dem Gegner einen beträchtlichen Verlust bei, verschaffte der französischen Armee Zeit, um wieder die Offensive zu ergreifen und trug auf diese Weise zum siegreichen Ausgange des Treffens bei, welches bis sechs Uhr des Abends unentschieden geblieben war. Von dieser Zeit an war sein Leben eine ununterbrochene Reihe von Anstrengungen, Kämpfen und glänzenden Erfolgen. Als der Feldzug des dritten Jahres der Republik (1795) mit dem Uebergange über den Rhein eröffnet wurde, erhielt Le Grand den Auftrag, mit einer Abtheilung der Grenadiere der siebenten Division oberhalb Düsseldorf über den Rhein zu setzen. Er hatte sich kaum in der Nacht vom 17. auf den 18. Fructidor (4. auf 5. Sept.) mit seinen Grenadieren eingeschifft, als der Mond aufging und den Feind in den Stand setzte, jede Bewegung der Franzosen zu beobachten. Die Oesterreicher richteten sogleich das Feuer ihrer sämmtlichen Batterien auf die Flotille. Der Rhein schien glühende Fluthen daherzuwälzen und die Ueberraschung und die Wuth der Kämpfenden, die Gefahr des Angriffes auf einem reißenden Strome, 150 ununterbrochen donnernde Geschütze und die in der Luft sich kreuzenden Bomben lieferten ein ebenso schreckliches als erhebendes Bild der Greuel des Krieges. Der General, von Ungeduld brennend, mit dem Feinde handgemein zu werden, springt mit dem Rufe: „Folgt mir, Kameraden," in die Fluthen, die Grenadiere, von seinem Beispiele begeistert, eilen ihm nach und rücken muthig gegen die durch eine solche Verwegenheit überraschten Oesterreicher an. Sie werfen ein hinter der Bucht von Hamm lagerndes Corps von 2000 Mann über den Haufen, bemächtigen sich einer Batterie von sieben Kanonen und werfen sich schnell auf die Stadt Düsseldorf, deren aus 2000 Pfälzern bestehende Garnison sie zu Gefangenen machen. Dieser kühne Streich wurde in weniger als sieben Stunden ausgeführt und der commandirende General Jourdan erwähnt desselben in seinem Berichte an den Convent über den Rheinübergang mit den Worten: „Das Benehmen des Generals Le Grand und seine Unerschrockenheit sind über alles Lob erhaben." Der Feldzug des folgenden Jahres (1796) in Teutschland bot ihm neue Gelegenheiten, sich auszuzeichnen. Von dem General Championnet am 30. Thermidor (17. Aug.) beordert, mit zwei Bataillonen der 92. Halbbrigade sich in die

*) Biographie générale. Tom. XXX. p. 432 seq.

Schluchten von See zu schleichen, um einen Versuch zu machen, den linken Flügel der Oesterreicher zu umgehen, befand er sich am Ausgange der Schlucht unvermuthet im Angesichte eines überlegenen und durch eine furchtbare Artillerie gedeckten Feindes; er hemmte deshalb, als er die Gefahr seiner Lage wahrnahm, vorsichtig seinen Marsch in einem kleinen Gehölze, wo die Oesterreicher ihn einzuschließen gedachten, er aber tapfer ihre Angriffe abwehrte und sich hielt, bis Championnet ihn frei zu machen vermochte. Neue Beweise der Tapferkeit gab er bei der Erstürmung der Höhen von Poppberg und Heinfeld, wodurch der Feind bis Amberg zurückgeworfen und die Einnahme von Kastell durch den General Bonnaud erleichtert wurde. Während desselben Feldzugs ging Le Grand an der Spitze von zwölf Compagnien Infanterie zum zweiten Mal bei Weißenthurm über den Rhein, trieb die Oesterreicher aus ihren Verschanzungen, brachte ihnen einen nicht unbedeutenden Verlust bei und beschäftigte sie so lange, bis man eine Brücke über den Fluß geschlagen hatte. Als nach der Schlacht bei Würzburg am 17. Fructidor (3. Sept. 1796), in welcher die Franzosen durch Erzherzog Karl eine Niederlage erlitten, seine auf eine Strecke von beinahe zwei Meilen zerstreute Brigade von 10,000 Mann Infanterie und 3000 Mann Cavalerie eingeschlossen wurde, zeigte er, sobald er die Mislichkeit seiner Lage erkannt hatte, eine unerschütterliche Kaltblütigkeit, bahnte sich durch einen entschlossenen Angriff einen Weg durch die feindlichen Colonnen und vollbrachte nicht nur ohne großen Verlust sein Wagniß, sondern deckte auch den Rückzug der Reiterei, welche sich in nicht geringer Verlegenheit befand. Bei der letzten bedeutenden Unternehmung am Rhein im Feldzugsjahre 1796 wird er ebenfalls mit Auszeichnung genannt. Als nämlich in der Nacht vom 21. auf 22. Oct. die Oesterreicher 1200 Mann stark über den Rhein gingen, um die von der Mündung der Lahn bis nach Neuwied hin zerstreuten Franzosen zu überfallen, sammelte Le Grand in der größten Eile zwei Compagnien Grenadiere und 25 Dragoner, warf sich dem Feinde entgegen und drängte ihn mit großem Verluste zurück. Nicht weniger Muth und Geschicklichkeit bewies er in dem Treffen von Liptingen (25. März 1798), in welchem sein Bruder, welcher die Dienste eines Adjutanten bei ihm versah, blieb und zwei Pferde unter ihm fielen. Der Krieg, welcher durch die Verhandlungen zu Rastatt kurze Zeit geruht hatte, entbrannte nach dem Gesandtenmorde alsbald mit erneuter Wuth. Le Grand, durch ein Decret vom 1. Floreal (20. April) zum Divisionsgeneral ernannt, übernahm das Commando der auf dem rechten Rheinufer stationirten Truppen und schlug sein Hauptquartier zu Kork bei Kehl auf, mußte aber für den Augenblick Urlaub nehmen und sich nach Strasburg begeben, um seine durch die Strapatzen des Krieges untergrabene Gesundheit wieder herzustellen. Kaum von einer schweren Krankheit genesen, wurde er von dem General Massena, welcher sich gern mit ausgezeichneten Officieren umgeben wollte, nach der Schweiz berufen, doch übernahm er alsbald wieder seine Stellung auf dem rechten Rheinufer und zwar gerade in dem Augenblicke, als der im Kinzigthale lagernde Feind Verstärkungen an sich gezogen hatte. Am 18. Messidor (6. Juli) wurde er von den überlegenen Streitkräften desselben auf seiner ganzen Linie angegriffen. Sie rückten aus dem Kinzigthale und aus dem Thale von Ebersbach hervor und richteten ihren Marsch auf Offenburg, Oberkirch und Ettenheim. Die französischen Vorposten, unvermuthet überrascht, waren gezwungen Offenburg zu räumen und sich nach dem Walde von Neumühl, etwa eine Stunde von Kehl, zurückzuziehen. Le Grand, durch frische Truppen verstärkt, ergriff aber alsbald wieder die Offensive, drängte die Oesterreicher nach einem hartnäckigen Kampfe bis Offenburg zurück und brachte sie wieder um die Vortheile, die sie durch Ueberraschung errungen hatten, wodurch auch ihr Plan, Massena zu bewegen, Truppen aus der Schweiz nach dem Elsaß zu schicken, vereitelt wurde. In dem folgenden Feldzuge focht er unter Moreau's Führung und trug nicht wenig zum siegreichen Ausgange der Schlacht von Hohenlinden (3. Dec. 1800) bei, indem er die Absicht des Prinzen Ferdinand, welcher die Position der Franzosen zu umgehen und ihnen die Verbindung von München abzuschneiden suchte, noch zur rechten Zeit wahrnahm und ihn mit großem Verluste zurückschlug. Nach dem Frieden von Luneville (9. Febr. 1801) von der Regierung (19. Juli 1801) zum Commandanten von Piemont, welches jetzt die 27. Militairdivision bildete, ernannt, bewies er, daß er mit den Leistungen eines Generals auch das zur Verwaltung nöthige Talent zu verbinden verstand. Bei seiner Ankunft in Turin fand er Alles in der größten Verwirrung und die öffentliche Meinung den Franzosen wenig günstig; die Beamten hatten vergessen, ihre Pflichten zu erfüllen und die Straßen wurden durch Räuberbanden unsicher gemacht, eine fast unausbleibliche Folge der Kriege, deren Schauplatz das Land gewesen war; er stellte durch seine Festigkeit in wenigen Monaten die Ordnung in allen Zweigen der Verwaltung her und wußte dem französischen Namen nach allen Richtungen hin Achtung zu verschaffen, wenn es ihm auch nicht gelang, die Herrschaft der Fremden angenehm zu machen und die Piemontesen von den Vorzügen des französischen Lebens und Treibens zu überzeugen. Am 8. Ventôse des Jahres X (28. Febr. 1802) auf kurze Zeit zur Disposition gestellt, erhielt er unter dem Consulate am 5. Germinal des Jahres XI (27. März 1803) die Generalinspection über eine Truppenabtheilung im Süden und am 12. Fructidor desselben Jahres (30. Aug.) den Oberbefehl über die dritte Division im Lager zu Saint-Omer. Am 19. Frimaire des Jahres XII (10. Dec. 1803) wurde er zum Mitglied der Ehrenlegion und am folgenden 25. Prairial (14. Juni 1804) zum Großofficier derselben ernannt. In dem Feldzuge gegen Oesterreich und seine Verbündeten (1805) befehligte er eine Infanteriedivision unter dem Marschall Soult und hatte großen Antheil an der siegreichen Entscheidung der Treffen bei Wertingen (8. Oct.) und Hollabrunn oder Gundersdorf (16. und 17. Nov.). In der Schlacht von Austerlitz

leistete er mit einer seiner Brigaden in den Engpässen von Lettowitz und Sokolnitz beinahe zehn Stunden lang allen Anstrengungen des linken Flügels der russischen Armee nicht nur Widerstand, sondern machte auch 3000 Gefangene und eroberte 12 Kanonen. Die Belohnung seiner Waffenthat an diesem denkwürdigen Tage war die Ernennung zum Commandanten der Ehrenlegion. Während des Krieges gegen Preußen und Rußland (1806) focht er in den Schlachten von Jena, Lübeck, Eylau und Heilsberg in den vordersten Reihen und bei dem Angriffe auf Königsberg nahm er an der Spitze seiner Division die Vorstädte. Nach dem Frieden von Tilsit (7. Juli 1807) belohnte Napoleon die Verdienste eines seiner vorzüglichsten Generäle durch die Erhebung zum Reichsgrafen mit einer Dotation von 30,000 Francs Rente. In dem Kriege gegen Oesterreich (1809) bewährte Le Grand von Neuem seine anerkannte Umsicht und Thätigkeit. Er trug mit seiner Division zur Einnahme des Schlosses und der Stadt Ebersberg (7. Mai) bei und bewies in der Schlacht bei Eßling einen an Verwegenheit grenzenden Muth. In dem Dorfe Großaspern, dessen Vertheidigung ihm von Massena anvertraut war, schlug er drei heftige Angriffe des österreichischen Generals Hiller glücklich zurück, wobei ein Pferd unter ihm getödtet wurde. Bei Wagram riß ihm eine Bombe den Hut vom Kopfe. Die schönsten Lorbeern erwarb er sich jedoch in dem Feldzuge gegen Rußland, indem er bei der unglücklichen Wendung desselben keinen Augenblick seine Thatkraft und seine Besonnenheit verlor und wiederholt durch energische Angriffe den verfolgenden Feind zurückzuweisen suchte. Als Befehlshaber des zweiten Armeecorps, welches ihm nach der Verwundung des Marschalls Gouvion-Saint-Cyr anvertraut war, erzwang er am 28. Nov. 1812 den Uebergang über die Beresina und rettete dadurch die Trümmer des Heeres und den Kaiser selbst, erhielt aber in diesem Kampfe eine gefährliche Wunde und würde nicht mehr seine Heimath gesehen haben, wenn ihn nicht seine Grenadiere, welche eine große Zuneigung zu ihm hegten, lange Zeit sorgfältig auf einer Tragbahre weiter gebracht hätten. Kaum wieder nothdürftig hergestellt, leitete er im J. 1814 die Vertheidigungsarbeiten zu Châlons-sur-Saone, war aber einer der ersten Generäle, welche sich nach der Abdankung Napoleon's den Bourbonen unterwarfen und wurde von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. Seine Gesundheit war jedoch gänzlich zerrüttet und er starb bereits am 8. Jan. 1815 an den Folgen der Wunde, die er an der Beresina erhalten hatte. Seine sterblichen Ueberreste wurden in dem Pantheon beigesetzt und sein Name prangt auf der östlichen Seite des Triumphbogens de l'Etoile an der Barriere von Neuilly zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Etienne le), französischer Jesuit, im J. 1600 zu Chatillon-sur-Saone geboren, trat schon in seinem 18. Jahre in die Gesellschaft Jesu und lehrte nach der Beendigung seiner Studien einige Zeit lang in mehren Collegien seines Ordens die Philosophie und Rhetorik. Darauf faßte er den Entschluß, auf der Kanzel zu wirken und predigte 25 Jahre hindurch an verschiedenen Orten mit sehr großem Beifall, auch war er mehre Male Rector der Collegien zu Autun, Metz und Langres. Im J. 1669 sandte ihn die Jesuitenprovinz der Champagne als Procurator nach Rom, wo er die Interessen seines Ordens auf das Eifrigste wahrte. Er starb am 26. Febr. 1681 zu Dijon. Seine Kirchengeschichte der Stadt Chatillon (Histoire sainte de la ville de Châtillon-sur-Saone, au Duché de Bourgogne, contenant la vie et les miracles de St. Vorle, Patron du lieu, l'Enfance et l'Éducation de S. Bernard au même lieu, les Miracles de l'Image de la Sainte Vierge, qui s'y conserve de tems immemorial et plusieurs autres remarques curieuses. Autun 1681. 8.), wozu ihm gute Quellen zu Gebote standen, ist ohne Werth, da die Leichtgläubigkeit bei jeder Gelegenheit den Sieg über die Kritik davon trägt oder vielmehr diese gar nicht zuläßt. Kein günstigeres Urtheil ist über seine Biographie des heil. Thiebald (La vie de St. Thiébaud, prêtre et confesseur, hermite de l'Ordre de Camaldoli. Autun 1664.) zu fällen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Etienne Antoine Mathieu le), französischer Orientalist, im J. 1724 zu Versailles geboren, kam sehr jung mit einer Gesandtschaft nach der Levante und leistete, nachdem er der arabischen Sprache mächtig geworden war, seinem Vaterlande zuerst als zweiter und dann als erster Dolmetscher zu Constantinopel, zu Kanea auf der Insel Candia, zu Alexandrien, zu Kahira, zu Tripoli in Syrien und zu Haleb wichtige Dienste. Nach einem Aufenthalte von 38 Jahren im Orient kehrte er nach Frankreich zurück und wurde zum dolmetschenden Secretair des Königs ernannt. Er war ganz zum Morgenländer geworden und blieb sogar von den Krankheiten verschont, von welchen die Fremden gewöhnlich in den Küstenstädten Asiens und Afrika's befallen werden. Er sprach und schrieb so geläufig die türkische, arabische und persische Sprache, daß der gelehrte Orientalist Cardonne ihn dem Minister mit den Worten vorstellte: „Ich bringe Ihnen den Europäer, der am besten die orientalischen Sprachen versteht." Als der König von Marocco die von Le Grand geschriebene Urkunde über den mit Frankreich im J. 1768 abgeschlossenen Handelsvertrag erhielt und sie in einem sehr reinen und schönen Arabisch geschrieben fand, äußerte er erstaunt: er habe nie geahnt, daß man an einem europäischen Hofe die arabische Sprache zu solcher Vollkommenheit gebracht habe. Le Grand's Tugenden waren nicht minder groß als sein Wissen; Einfachheit, Bescheidenheit und Zuvorkommenheit hatten ihn überall beliebt gemacht. Wer sich in Paris mit den orientalischen Sprachen beschäftigte, be-

*) Biographie nouvelle des Contemporains par Arnault, Jay, Jouy et Norvins. Tom. XI. p. 271. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 205. Fastes de la Legion d'Honneur. Tom. III. p. 342.

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des Écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. III. p. 444.

mühte sich um seine Bekanntschaft, und die durchreisenden Gelehrten dieses Faches versäumten nie, ihn zu besuchen. Die Mühseligkeiten eines so langen Aufenthaltes in der Levante hatten übrigens seine Gesundheit sehr geschwächt und das Schreiben verursachte ihm große Anstrengung; doch besorgte er gewissenhaft die zu seinem Amte gehörenden Aufträge des Hofes. Er hatte mehre arabische Schriften ins Französische übersetzt, veröffentlichte aber nur eine einzige, welche seinem Geschmacke besonders entsprach, nämlich eine Streitschrift über die christliche und Muhammedanische Religion (Controverse sur la religion chrétienne et celle des mahométans. Paris 1766. 12.), welche den Maroniten Giorgi, Mönch des Klosters Mar Simean el Bahri, zum Verfasser hat und im J. 612 der Hedschra (1215 n. Chr.) geschrieben ist. Le Grand starb im August 1784 und vermachte der königlichen Bibliothek fünf seltene arabische Handschriften *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (François René Frédéric le), französischer Dichter und Literat, um das Jahr 1794 zu Orléans geboren, widmete sich keinem besonderen Fache und bekleidete auch nie ein öffentliches Amt, sondern lebte von den Renten eines bescheidenen Vermögens auf seine eigenthümliche Weise, ohne sich um das Treiben der Welt viel zu kümmern. Daß er übrigens in mancher Beziehung ein etwas überspannter Sonderling war, beweist schon der Titel: Zögling der Natur (Elève de la nature), den er sich auf seinen zahlreichen Versuchen in Versen und in Prosa, die jedoch meist nur aus einigen Blättern bestehen, beilegte. Seine Stances à l'Éternel sur les principaux devoirs de l'homme, suivies de quelques pensées, maximes et sentences philosophiques et morales (Paris 1829. 12.) gaben Gelegenheit zu einer höhnischen, an persönliche Beleidigung grenzenden Kritik in dem Journale Le Voleur, wodurch er sich sehr gekränkt fühlte und zu einer Entgegnung (Au journal intitulé: le Voleur. Paris 1829. 8.) bewogen wurde, obschon ihm im Allgemeinen die Nichtbeachtung seiner Meinungen und Behauptungen sehr gleichgültig war. Von seinen übrigen Schriften dürften noch L'homme tel qu'il doit être, ou Pensées philosophiques et morales d'un élève de la nature. (Paris 1828. 12.); Le portrait de ma femme, ou le moyen d'être heureux, en vers libres (Paris 1828. 18.); Le Troubadour volage, ou l'art de plaire aux femmes et de se venger des ingrates et des infidèles (Paris 1829. 32.); Les journalistes intrigants et calomniateurs démasqués, suivis du journaliste tel qu'il devrait être (Paris 1829. 12.); La Philippiade, fragments en vers sur la vie de Louis Philippe I[er], roi des Français (Paris 1830. 8.) und Les opinions politiques de la France dévoilées, ou Quel est le désir des républicains, napoléonistes, carlistes et orléanistes. Pourquoi le commerce ne va pas, et le moyen de le faire refleurir. Dialogue en prose (Paris 1831. 8.) zu erwähnen sein. Le Grand starb im J. 1832 zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Henri le), berühmter französischer Schauspieler des 17. Jahrh., gewöhnlich Belleville oder Turlepin genannt, begann seine Laufbahn als Spaßmacher auf den Jahrmärkten und auf den Marktschreierbühnen, fand aber hier immer so ungetheilten Beifall durch seinen treffenden Witz, daß die Unternehmer des Theaters du Marais ihn anwarben, um auf ihrer Bühne vor einem schon auf bessere Bildung Anspruch machenden Publicum aufzutreten. Ihre Speculation ergab sich als eine sehr gelungene, denn Le Grand's Spiel übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Zuhörer. Die Schriftsteller jener Zeit spenden ihm als Turlepin unbedingtes Lob und rühmen nicht nur seinen Geist und sein lebhaftes Spiel, sondern auch sein richtiges Urtheil, wesentliche Eigenschaften eines Schauspielers, der genöthigt ist, in seinen Rollen häufig aus dem Stegreife zu sprechen. Dieselben Vorzüge zeigte er auch in der gewöhnlichen Unterhaltung, da man ihn nicht gern bei irgend einer fröhlichen Gesellschaft vermißte. Er wird als ein schöner Mann, aber mit grell rothen Haaren geschildert und sein Aeußeres und seine Späße verursachten eine unwillkürliche Bewegung der Lachmuskeln. Selbst der Cardinal von Richelieu ließ sich oft von dem Spiele Le Grand's und seiner Genossen Gros-Guillaume und Gautier-Garguille, ebenso berühmter Meister in der niedrigen Komik, erheitern und war von ihren Leistungen so vollständig befriedigt, daß er den Vorstehern des Theaters des Hotel de Bourgogne befahl, sie als Mitglieder ihres Personals aufzunehmen. Le Grand starb im J. 1634 aus Verdruß über den Tod seines Freundes Gros-Guillaume, welcher wegen allzu freier Aeußerungen in das Gefängniß gebracht worden war und aus Bestürzung über seine unvermuthete Festnehmung darin endete. Schon das Portrait Le Grand's, welches öfter von guten Meistern gestochen ist, bringt zum Lachen. Man hat ihn auch in neuerer Zeit in mehren Possen auf die Bühne gebracht, die Späße, welche zu seiner Zeit mit allgemeinem Beifall beklatscht wurden, haben jedoch größtentheils ihr Verständniß und ihre Bedeutung verloren †). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND oder GRANT (Jacques le), bekannter unter dem latinisirten Namen Jacobus Magni [1]), ein Augustinereremit, unter der Regierung Karl's V. um das Jahr 1340 zu Toulouse und nicht, wie von Manchen irrig angegeben wird [2]), zu Toledo geboren, wid-

*) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Tom. V. p. 534. Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 578. Biographie générale. Tom. XXX. p. 428.

*) *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. V. p. 109. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 204. Biographie générale. Tom. XXX. p. 439.

†) Biographie universelle. Tom. IV. p. 112.

1) Nicht Magnus. Jacobus Magni (non Magnus) ex cognomine cujusdam Gallicae familiae, sagt Ph. Elssius in dem Encomiasticon Augustinianum (Bruxellis 1654. fol.) p. 312. 2) Die Angabe scheint nur auf einer Verwechselung der Namen Toulouse und Toledo zu beruhen und man muß hier Elssius, dem

mete sich mit ungewöhnlich großem Fleiße dem Studium der Wissenschaften, deren Kenntniß man zu jener Zeit von einem tüchtigen Gelehrten verlangte, und wählte, nachdem er in den Orden des heil. Augustinus getreten war und seine Prüfungsjahre bestanden hatte, das Unterrichtsfach. Er lehrte längere Zeit zu Padua die Philosophie und Theologie und scheint sich hier auch zuerst als Schriftsteller versucht zu haben, diese Schriften sind aber sämmtlich ungedruckt geblieben. In diese Zeit fallen seine Bemerkungen zu fast allen Theilen des alten und neuen Testaments (Commentarii in utriusque Testamenti libros), zu den vier Büchern der Sentenzen (Commentarius in libros quatuor sententiarum) und zu dem Werke des Aristoteles über die Seele (Quaestiones in libros Aristotelis de anima), welche sich alle früher in der Bibliothek des St. Victorstiftes zu Paris befanden. Während der Zeit seines Lehramtes verfaßte er wol auch seine Auslegung des ersten Buches Mosis (Expositio literalis et mystica in Genesin), von welcher die Augustinerklöster zu Rom und zu Regensburg Handschriften besaßen, und das Handbuch der Philosophie (Compendium utriusque Philosophiae tam naturalis quam supernaturalis), welches das Augustinerkloster zu Vintimiglia handschriftlich aufbewahrte[3]). Dieses Werk kann jedoch Le Grand auch erst nach seiner Zurückkunft nach Frankreich geschrieben haben, da es Michael, Bischof von Auxerre, gewidmet ist. Er scheint jedenfalls um das Jahr 1370, als er sich schon einen weit verbreiteten Ruf erworben hatte, nach seiner Heimath zurückgekehrt zu sein und sich zu Paris niedergelassen zu haben, denn er schrieb um diese Zeit für den Herzog Johann von Berry sein Livre des bonnes meurs. Ein Bild der ältesten in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrten Handschrift dieses Buches und wahrscheinlich des dem Herzoge von Berry überreichten Originals[4]) zeigt diesen sowol als auch den Mönch mit jugendlichem Gesichte und den ersteren, dessen Geburt in das Jahr 1340 fällt, etwa im 30. Jahre seines Alters, aus welchen Andeutungen sich auf die Zeit der Beendigung dieses Werkes (1370) schließen läßt. Die bildliche Darstellung, welche sich auf dem ersten Blatte der Handschrift befindet, stellt den Herzog sitzend dar, wie er das Buch aus den Händen des vor ihm knieenden Mönches nimmt. Der Verfasser sagt in der Zueignung, jeder Christ solle sich bemühen, während seiner Lebenszeit einen heiligen Wandel zu führen, um das ersehnte Ziel zu erreichen, und er habe deshalb für gut gehalten, dem Herzoge einige Lehren in der gewöhnlichen Landessprache mitzutheilen[5]). Das Buch kann also nicht, wie Manche geglaubt haben, eine Uebersetzung des von Le Grand in lateinischer Sprache geschriebenen Sophologiums, von dem weiter unten die Rede sein wird und welches völlig verschiedenen Inhaltes ist, sein und noch weniger die Uebersetzung von Christine de Pisan herrühren, wie man ohne allen Grund angenommen hat. Das Sophologium zerfällt in zehn Bücher, das Buch der guten Sitten besteht aus fünf Theilen und soll Mittel gegen die sieben Todsünden und Regeln für die drei Stände angeben, welche jeder in dem Stande, welchen er wählt, befolgen soll. Die kaiserliche Bibliothek besitzt viele Handschriften dieses, wie es scheint, zu seiner Zeit sehr beliebten Werkes. Die älteste gedruckte Ausgabe desselben (Le liure des bonnes meurs, fait et compose par frère Jacques Legrant. — Explicit le liure de bonnes meurs fait et impresse a Chablies par moy Pierre Lerouge, le premier jour dauril lan de grace mil cccc L xx viij. fol.) ist sehr selten geworden, doch gibt es weit mehr Ausgaben, als man früher geglaubt hat und man kennt jetzt bereits außer der ersten schon sechs andere (Paris 1486. 4. Ibid. 1487. 4. Genève 1490. 4. S. l. et a. [Lyon, c. 1490.] fol. Paris 1499. 4. und Paris 1519. 4.); auch ist das Buch öfter unter dem veränderten Titel: Le Trésor de sapience et fleur de toute bonté, rempli de plusieurs bonnes autorités (Paris 1531. 8. Ibid. 1539. 8. Lyon 1542. 12.) gedruckt[6]). Die englische Uebersetzung (The book of good maners. Westminster 1487. fol.) ist ebenfalls sehr selten, die lateinische Uebersetzung (Liber bonorum morum, in quo de remedio contra septem peccata mortalia, de statu ecclesiae, de statu principum, de morte et de judicio. Paris 1507. fol.) scheint aber wenig Anklang gefunden zu haben. Das andere moralische Werk Le Grand's, welches den Titel Sophologium führt, ist in lateinischer Sprache geschrieben und eine Art Encyklopädie oder Sentenzensammlung in zehn Büchern und wird wegen der angeführten Stellen aus römischen Classikern, welche es als kritisches Hilfsmittel brauchbar machen, von den Philologen sehr geschätzt. Aus ganz andern Gründen war es im 14. und 15. Jahrh. beliebt, indem es die in jener Zeit für den Gebildeten hinreichende Summe der Gelehrsamkeit enthielt. Es spricht zuerst von der Liebe zu der Wissenschaft und der Pflege derselben überhaupt, dann von den sieben freien Künsten (der Grammatik, Logik, Rhetorik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astrologie), von der Physik, der Metaphysik, der Medicin, der Ethik, der Politik, der Oeconomie, der Theologie und von dem bürgerlichen und kanonischen Rechte. Man erkennt daraus genau die Anschauungsweise der Gelehrten jener Zeit und die Fortschritte der Wissenschaften. Le Grand zeigt eine

Historiker des Augustinerordens, welcher nach guten Quellen arbeitete, unbedingt Glauben schenken.

3) Alle diese Schriften werden angeführt in *Elssii* Encomiasticon Augustinianum l. c. und in *Jos. Pamphili* Chronica ordinis fratrum Eremitarum Sancti Augustini (Romae 1581. 4.) fol. 72 b.

4) In das Manuscript sind von der Hand des Herzogs die Worte: Ce livre est au Duc de Berry Jehan, eingeschrieben.

5) Chacun se doit en son vivant péner de vivre saintement pour parvenir à la fin desirée, et à par moy ce meisme avisant, jugay que bon seroit d'écrire en langage commun aucuns enseignements.

6) Eine genaue Beschreibung aller dieser Ausgaben gibt J. Chr. Brunet in dem Manuel du libraire. (Paris 1862. 8.) Tom. III. p. 1299 seq.

auffallende Kenntniß der vorzüglichsten Werke der alten Schriftsteller und macht seine Auszüge nicht ohne Umsicht und Geschmack. Die Anfangsgründe der Logik und der Arithmetik werden auf dieselbe Weise entwickelt, wie sie jetzt noch in den gewöhnlichen Lehrbüchern gebräuchlich ist. Auffallend erscheint es, daß Le Grand nicht eine einzige Sentenz aus dem berühmten Buche von der Nachfolge Christi anführt, woraus man den Schluß ziehen will, daß dieses jünger sei, als man gewöhnlich annimmt; die positiven Beweise für ein höheres Alter sind aber so zahlreich und schlagend, daß man auf einen solchen negativen Beweis kein Gewicht legen kann. Das Sophologium (Opus de sermone et inquisitione divinae sapientiae, seu Sophologium ex antiquorum poetarum, oratorum atque philosophorum gravibus sententiis praecipue collectum, cujus principalis intentio est inducere animum legentis ad sapientiae amorem) ist dem Bischofe Michael von Auxerre, dem Beichtvater des Königs, dessen unterthänigen Kaplan sich Le Grand nennt, gewidmet und wurde in zahlreichen Ausgaben verbreitet. Die ältesten erschienen ohne Angabe des Druckortes und des Druckjahres zu Cöln und Paris um das Jahr 1470, man beachtet aber nur die datirten, welche noch in das 15. Jahrh. fallen (Parisiis 1475. fol. Ibid. 1477. 4. Lugduni 1495. fol. und Parisiis 1498. 4.), obschon mehre der undatirten, welche aus Handschriften abgedruckt sind, ebenso großen und noch größeren kritischen Werth haben [7]). Le Grand übersetzte selbst einen Theil des Sophologiums unter dem Titel: Archiloge-Sophie in das Französische und widmete diese Uebersetzung dem Herzoge Ludwig von Orléans. Sie wurde nicht gedruckt, gute Handschriften befinden sich aber in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris. In der in Versen geschriebenen Einleitung, welche in dem Originale fehlt, läßt der Verfasser die in Athen geborene Dame Sophia nach Rom wandern, zuletzt aber in Paris ankommen, wo Le Grand aus ihrem Munde die schönen Sprüche hört, welche er in seinem Werke mittheilt [8]). Die Zeit der Widmung desselben fällt jedenfalls in die Jahre, in welchen Ludwig von Orléans noch in großem Ansehen stand, denn später hätte der Uebersetzer sie wol nicht versucht. Nach dem Tode des Herzogs Philipp von Burgund, des Oheims Karl's VI., gedachte Johann, der älteste Sohn des Herzogs, das Ansehen, welches sein Vater in dem Rathe des Königs und bei der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten genossen hatte, zu behalten und noch zu vermehren, aber der Herzog Ludwig von Orléans, der Bruder des Königs, lenkte während der Krankheit desselben im Einverständnisse mit der Königin, Isabella von Baiern, allein den Staat und ließ die übrigen Prinzen keinen Theil an der Regierung nehmen. Die ihm ertheilte Würde eines Generallieutenants des Königreichs erweckte die Eifersucht der Großen und die Unterdrückung des Volkes rief ein allgemeines Misvergnügen hervor. Der Herzog von Burgund, ehrgeizig, hochmüthig und stolz, wußte den Aerger der Großen und den Haß des Volkes zu seinen Zwecken auszubeuten und scheute kein Mittel seinen Gegner zu stürzen. Man fing schon um das Jahr 1403 an, ehrenrührige Reden gegen die Königin und den Herzog von Orléans zu verbreiten und dadurch das Volk gegen die Regierung aufzubringen. Auch Le Grand, welcher durch seine Rednergabe großen Einfluß auf die Menge übte, ließ sich, da er ein entschiedener Feind jeder Unterdrückung war, gewinnen und wagte es in einer Predigt am Himmelfahrtstage des Jahres 1405 die in der Kirche anwesende Königin öffentlich zu tadeln. Er warf ihr ohne Schonung die Ausgelassenheit ihrer Sitten, ihren Hang zur Verschwendung und zur Ueppigkeit vor und beklagte, wie dadurch ihrem Hofe ein böses Beispiel gegeben werde und die sonst so tapfer für das Vaterland kämpfenden Krieger durch Ausschweifungen jeder Art bereits so entnervt und feig geworden seien, daß sie sich scheuten in den Krieg zu ziehen, um nicht durch irgend eine Verletzung irgend einen Schaden an ihrer Gestalt und Schönheit zu leiden [9]). Er schloß seine Mahnung mit der Versicherung, daß die Königin alle diese und noch andere Dinge von dem Volke mit eigenen Ohren hören könne, wenn sie es wagen wolle, verkleidet sich unter ihre Unterthanen zu mischen. Diese Predigt verfehlte so wenig die beabsichtigte Wirkung, daß die Königin auf dem Heimwege kaum Beschimpfungen entging, und als einige Hofdamen dem Prediger ihr Erstaunen über seine freche Rede kund gaben, erwiderte er, daß er noch weit mehr über ihre frechen Handlungen erstaunt sei und daß er die Königin, so oft es ihr gefalle, noch Aergeres weit deutlicher enthüllen wolle. Einem Höflinge, welcher meinte, man solle den unverschämten Mönch ins Wasser werfen, sagte er, daß nur noch ein ihm ähnlicher Tyrann dazu gehöre, um eine so schändliche That auszuführen. Der König, welchen man durch Mittheilung des der Königin

7) Man findet die älteren Ausgaben verzeichnet in Fr. Ad. Ebert's Bibliographischem Lexikon. Bd. 2. S. 16 und in Ludw. Hain's Repertorium bibliographicum. Vol. II. P. 1. p. 321 seq.; eine genauere Untersuchung über den kritischen Werth der einzelnen Ausgaben fehlt aber noch.

8) En la Cité d'Athénes se disoit estre née;
Et puis après à Rome fut grandement prisée,
Néantmoins à la fin arriva à Paris ....
Je fus comme rasi en ceste amour tant douce
En écoutant les dits de sa très-plaisante bouche
Lesquels sont cy écrips en prose et en vers
Par forme de proverbes à propos moult divers
Et pourtant je requier en l'honneur de ma mye
Que ce livre soit dit l'Archiloge-Sophie.

9) Ad particularia quidem veniens, inquit, Vellem equidem tibi placere, generosa Regina, sed multo malens te salvam; qualicunque erga me animo futura sis, in Curia tua domina Venus solium occupans, ipsi etiam obsequuntur ebrietas et comessationes quae noctes vertunt in diem, continuantes choreas dissolutas; hae maledictae et infernales pedissequae Curiae assidue ambientes, mores viresque enervant plurium et impediunt saepius ne milites vel scutiferi delicati adeant expeditiones bellicas, ne in aliqua parte corporis deformentur. Stelle eines ungenannten gleichzeitigen Historikers, aus der Handschrift mitgetheilt in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions. Tom. XV. p. 803.

widerfahrenen Schimpfes zum Zorn zu reizen suchte, zeigte großes Verlangen selbst den Prediger zu hören, und begab sich an dem nächsten Pfingstfeste in die Kirche. Le Grand, davon unterrichtet, nahm die Worte (Joh. 16, 13): „Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren," zum Texte seiner Predigt, und entwarf, nachdem er dargethan hatte, daß den Königen, welche stets von lügenhaften Schmeichlern umgeben seien, nur von den Dienern der Religion die Wahrheit beigebracht werde, eine ebenso wahre als traurige Schilderung der Unordnungen am Hofe, welche mit einer Anrede an seinen erlauchten Zuhörer schloß, worin dieser ersucht wurde, den Leiden, welche auf seinem Volke lasteten, ein Ende zu machen. Der König, welcher in diesem Augenblicke gerade bei gesundem Verstande gewesen zu sein scheint, war weit entfernt, die an ihn gerichtete Mahnung übel zu deuten, sondern ließ dem Prediger seine Zufriedenheit bezeugen und übersendete ihm ein ansehnliches Geschenk. Er soll ihm sogar das Erzbisthum Bordeaux angeboten haben, der Mönch es aber aus reiner Bescheidenheit ausgeschlagen haben. Nach Andern machte ihm erst Karl VII. dieses Anerbieten, was aber noch unwahrscheinlicher ist. Einige Zeit nachher (1407) wurde der Herzog von Orléans ermordet und der Herzog von Burgund, der Haupturheber dieser Gewaltthat, trat an seine Stelle. Der neue Günstling schaltete aber nicht weniger rücksichtslos und eigenmächtig, wie sein Vorgänger, und hatte bald ebenso viele Feinde, wie dieser. Die aus der Staatsverwaltung verdrängten Prinzen schlossen ein Bündniß unter sich, um mit Waffengewalt ihre Rechte geltend zu machen; da aber ihre Unternehmungen keinen glücklichen Erfolg hatten, so nahmen sie heimlich ihre Zuflucht zu dem Könige Heinrich V. von England und luden ihn ein, den französischen Thron in Besitz zu nehmen. Da die Verhandlungen mit großer Umsicht geführt werden mußten, so wählte man den durch seine Klugheit bekannten Mönch Le Grand, welcher übrigens als Parteimann eine Rolle spielte, welche sich wenig mit seiner Ordensregel und noch weniger mit den Pflichten, die er gegen seinen rechtmäßigen König zu beobachten hatte, vertrug. Seine Handlungsweise scheint sich übrigens mehr nach den sich ihm darbietenden Vortheilen, als nach seiner Ueberzeugung gerichtet zu haben, denn so sehr er gegen den Herzog Ludwig von Orléans gearbeitet hatte, so war er doch jetzt ebenso eifrig für dessen Sohn Karl, einen der Hauptführer der Partei, welche die Engländer in das Land zu rufen gedachte. Le Grand übernahm deshalb bereitwillig den ihm gewordenen Auftrag, schiffte sich aber zu Boulogne mit solcher Eile ein, daß ein Theil seines Gepäcks, worin sich wichtige Papiere über die Pläne seiner Partei befanden, zurückblieb, wodurch der König Kenntniß von dem staatsgefährlichen Geheimniß erhielt. Der Mönch, welcher mit einem von dem Herzoge Johann von Berry, dem Herzoge Karl von Orléans, dem Herzoge Johann von Bourbon und dem Grafen Johann von Alençon unterzeichneten Beglaubigungsschreiben versehen war, wurde in England ebenso glänzend empfangen, als ob er ein Gesandter des Königs von Frankreich gewesen wäre, und erhielt das bestimmte Versprechen, daß man in kurzer Zeit Hilfstruppen zur Unterstützung der Partei, deren Geschäftsträger er war, schicken werde. Karl VI. that zwar Gegenschritte und machte Heinrich V. sehr vortheilhafte Anerbietungen, die Engländer benutzten aber doch zuletzt den Zwiespalt der Parteien, um in Frankreich einzudringen und sich der schönsten Provinzen zu bemächtigen. Es ist nicht bekannt, ob und welchen Antheil Le Grand an dem Bürgerkriege nahm; von dem Vorwurfe, denselben zum Theil durch seine Bemühungen veranlaßt und ein feindliches Volk in sein Vaterland gerufen zu haben, ist er in keinem Falle frei zu sprechen, wodurch sein in der Gelehrsamkeit erlangter und verdienter Ruf nicht wenig verdunkelt wird. Man weiß die Zeit seines Todes nicht, glaubt jedoch, daß er im J. 1422 bei dem Regierungsantritte Karl's VII. noch lebte. Die Geschichtschreiber seines Ordens behaupten, daß er noch Beichtvater dieses Königs gewesen, aber alsbald nach der Thronbesteigung desselben zu Paris gestorben und daselbst in dem Kloster der Augustinereremiten begraben sei, ohne jedoch irgend eine erwiesene Thatsache für ihre Behauptung beibringen zu können. Während der letzten Zeit seines Lebens, in welcher er in politische Händel verwickelt und von denselben in Anspruch genommen war, scheint er sich nur wenig oder gar nicht mit literarischen Arbeiten beschäftigt zu haben, denn die von ihm begonnene abgekürzte Bearbeitung des von Peter Berchovius ausgearbeiteten moralisch-biblischen Lexikons (Dictionarium morale biblicum), welche sich in der Bibliothek des St. Victorstiftes zu Paris befand und die drei ersten Buchstaben des Alphabets umfaßte [10]), kann auch einer früheren Zeit angehören, jedenfalls ist es kein Verlust für die Wissenschaft, daß er sie nicht beendigte, weit näher liegt der Wunsch, daß er vorgezogen hätte statt mit politischen Umtrieben seinem Stande Unehre zu machen, noch mehre encyklopädische Arbeiten, wie das Sophologium, der Nachwelt zu hinterlassen [11]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Jacques Guillaume le), französischer Architekt, am 9. Mai 1743 zu Paris geboren, kam, nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, in die Schule für den Brücken- und Straßenbau und war nach der Beendigung seiner Studien in seinem Fache bereits praktisch beschäftigt, als er den Entschluß faßte, es aufzugeben und sich der Architektur zu widmen. Er nahm deshalb Unterricht bei Charles Louis Clerisseau, einem der damals berühmtesten Lehrer in diesem Fache,

---

10) *Cas. Oudin*, Commentarius de scriptoribus ecclesiasticis. Tom. III. p. 2293. 11) Vergl. des Abbé Sallier Mémoire sur quelques particularités de l'histoire des Ducs d'Orléans descendus de Charles V. et sur quelques écrits d'auteurs français, qui ont fleuri dans le XIV[e] siècle in den Mémoires de littérature tirés des registres de l'Académie royale des inscriptions et belles lettres. Tom. XV. (Paris 1743. 4.) p. 795 seq. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 286. Biographie générale. Tom. XXX. p. 419.

welchem er stets dankbar zugethan blieb und dessen Tochter er heirathete. Er schloß während dieser Lehrzeit auch eine innige Freundschaft mit Jean Molinos, einem einer Mitschüler, an welchem er bis an seinen Tod so unwandelbar festhielt, daß er alle bedeutenden Arbeiten mit ihm theilte und gemeinschaftlich mit ihm ausführte. Zu seiner weiteren Ausbildung machte er einige Reisen nach Italien und Griechenland, wo er durch die Anschauung und Abbildung der alten Denkmäler seinen Geschmack läuterte und seine Kenntnisse bereicherte, aber auch das Studium der Natur nicht vernachlässigte und eine werthvolle Sammlung von Abklatschen schöner Pflanzen, Blumen und Muscheln zusammenbrachte, die er später mit großem Vortheil zur Verzierung der von ihm aufgeführten Gebäude benutzte. Nach seiner Heimkehr ließ er sich als Baumeister zu Paris nieder und erwarb sich in Kurzem durch seine Leistungen großes Ansehen. Da die von dem berühmten Architekten Nicolas Le Camus von Mezières im J. 1765 erbaute Fruchthalle für das Bedürfniß zu klein geworden war, so suchte man diesem Uebelstande durch die Bedachung des sie rundum umgebenden Hofes abzuhelfen. Le Camus selbst machte den Plan zu einer Kuppel, welcher aber des vorgeschlagenen theuren Materials wegen nicht angenommen wurde. Le Grand und sein Freund Molinos erboten sich, diese Kuppel in Holz aufzuführen und sie aus Curven von 0m,038 dicken und auf die schmale Seite gestellten tannenen Dielen zusammenzusetzen, sodaß die je zwei und zwei verbundenen Curven die 0m,244 von einander entfernten Träger bildeten. Dieses von dem geschickten Architekten Philibert Delorme bei dem alten Schlosse La Muette zu Saint-Germain-en-Laye in Anwendung gebrachte System, von welchem man seit der Mitte des 16. Jahrh. keinen Gebrauch gemacht hatte, fand Beifall; die Arbeit, womit man am 10. Sept. 1782 begann, war am 31. Jan. 1783 beendigt und die von 25 großen Fenstern durchbrochene Kuppel, welche einen Umfang von 122m,46 hatte und vom Straßenpflaster an gerechnet 32m,483 hoch war, erregte damals allgemeine Bewunderung. Dieses Meisterstück von Zimmerwerk hatte nur den Hauptfehler, welchen Le Camus vermeiden wollte; es war von Holz und brannte durch die Unvorsichtigkeit eines Bleigießers im J. 1802 in zwei Stunden ab. Im J. 1811 wurde die Kuppel von Bellanger aus Kupfer und Eisen wieder hergestellt. Im J. 1786 erhielten Le Grand und Molinos den Auftrag, eine Tuch- und Leinwandhalle zu erbauen; das Gebäude hat eine Länge von 130m und ist sehr einfach, entspricht aber vollkommen ihrem Zwecke; als der merkwürdigste Theil desselben muß die Treppe mit doppeltem Absatze am Haupteingange betrachtet werden. Man überließ den beiden bewährten Baumeistern auch die Restauration der von Jean Goujon, dem berühmtesten französischen Bildhauer des 16. Jahrh., aufgeführten Fontaine der Nymphen. Diese Fontaine, gewöhnlich Fontaine des Innocents genannt, lag ursprünglich an der Ecke, welche die Rue Saint-Denis und die Rue aux fers bilden, und war von Gebäuden eingeengt, sodaß sie zwei Seiten nach der ersten und nur eine Seite nach der andern Straße zeigte; sie sollte jetzt in die Mitte des Markts des Innocents versetzt und durch eine vierte Seite, durch Bassins und durch andere Zugaben vervollständigt werden. Die Restauration wurde im J. 1788 mit so besonnener Geschicklichkeit und so geschmackvoll ausgeführt, daß diese Fontaine jetzt noch mit Recht als eines der Wunder von Paris betrachtet wird und viele neuere gepriesene Kunstwerke überlebt hat. In den nächsten Jahren (1789 und 1790) erbauten die unzertrennlichen Architekten das Théâtre Feydeau, welches, obgleich es auf einem beschränkten und unregelmäßigen Raume stand, doch durch die vortreffliche Benutzung und Eintheilung desselben als eines der bequemsten in Paris galt; auch die Façade zeichnete sich trotz ihrer unvortheilhaften Lage durch einen originellen Charakter aus. Es ist leider jetzt gleich vielen andern historisch merkwürdigen Bauten der Verschönerung der Hauptstadt geopfert. Um dieselbe Zeit führten die unermüdlichen Freunde das Hotel Marbeuf auf, welches besonders seiner geschmackvollen Verzierungen wegen merkwürdig war. Wie sehr Le Grand sich mit der Architektur des Alterthums vertraut gemacht hatte, beweist die von ihm entworfene Restauration des reizenden choragischen Denkmals des Lysikrates zu Athen, gewöhnlich Laterne des Demosthenes genannt. Der Italiener Trabucchi stellte es nach Le Grand's Zeichnungen aus gebranntem Thon auf einem viereckigen Thurme im Parke von Saint-Cloud wieder her, wo es als eine der merkwürdigsten Zierden desselben bewundert wird. Da während der Revolution an großartige Neubauten nicht zu denken war, so fing Le Grand an, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, um sich als Schriftsteller in seinem Fache zu versuchen. Seine ersten gelehrten Arbeiten waren der Text zu des Architekten Jean Nic. Louis Durand Parallèle de l'Architecture ancienne et moderne (Paris 1799. 4.), einem sehr lehrreichen Kupferwerke[1]), einige gemeinschaftlich mit Molinos verfaßte Abhandlungen über die Grabstätten (Mémoires sur les Sépultures. Paris 1800. 8.) und ein die Baudenkmäler betreffender, von eigenen Bemerkungen begleiteter Auszug aus Denon's Reise nach Aegypten (Analyse et Extrait du Voyage dans la basse et haute Égypte, pendant les campagnes du général Bonaparte, par Denon, lus à l'Athenée de Paris. Paris 1802. 8.). Diesen folgten die Uebersetzung der griechischen und römischen Baudenkmäler und Alterthümer der Piranesi (Oeuvres de Jean-Baptiste et François Piranesi sur l'architecture et les antiquités grecques et romaines, le texte italien revu et augmenté de notes par Visconti et la traduction française faite par Legrand. Paris 1800 — 1802.

---

1) Seine Beiträge zu den von Laporte du Theil gelieferten Erläuterungen der Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Égypte (Paris 1798. fol.) nach den Zeichnungen des Landschaftsmalers und Architekten L. F. Cassas wurden nicht gedruckt, da nur der erste Band ohne Text erschien.

fol. 20 Voll.) [2]), die Notice sur le Voyage pittoresque d'Istrie et de Dalmatie publié par M. Cassas [3]) (Paris 1803. 8.), eine Uebersetzung des sonderbaren Phantasiegebildes Polyphile von Francesco Colonna (Le Songe de Polyphile, traduit de l'italien [4]). Paris 1804. 12. 2 Voll. N. Ed. Parma 1811. 4.), der Text zu seines Lehrers Clerisseau Alterthümern Frankreichs (Antiquités de la France. Monuments de Nîmes, publiés par Clérisseau, avec un texte historique et descriptif par Legrand [5]). Paris 1804. fol. 2 Voll.) und die Meisterwerke der Baukunst (Collection des chefs-d'oeuvre de l'architecture des différents peuples, executés en modèles sous la direction de L. F. Cassas et décrite par Legrand. Paris 1806. 8.). Mit dem Architekten Louis Baltard gab er heraus eine Abhandlung über die Aehnlichkeit der menschlichen Gesichtsbildung mit jener der Thiere (Dissertation sur un traité de Ch. Lebrun, concernant le rapport de la physionomie humaine avec celle des animaux. Paris 1806. fol. av. pl.), mit dem Maler und Kupferstecher Charles Paul Landon die Beschreibung der Stadt Paris und ihrer Gebäude (Description de Paris et de ses édifices, avec un Précis historique et des Observations sur le caractère de leur architecture et sur les principaux objets d'art et de curiosité, qu'ils renferment. Ouvrage divisé en quatre parties, savoir: la première, Églises et Monuments religieux; la seconde, Palais; la troisième, Places, Fontaines, Marchés, Théâtres, Hôpitaux et autres édifices d'utilité publique; la quatrième partie, Hôtels et Édifices particuliers. Paris 1809. 8. Seconde édition, corrigée avec soin dans toutes ses parties et considérablement augmentée en texte et en planches. Paris 1818. 8. 2 Voll.). Die Verfasser gehen von der richtigen Ansicht aus, daß Pläne und geometrische Aufrisse, welche zugleich den Umfang, die Eintheilung und die richtigen Verhältnisse der Gebäude bis ins Einzelne und genau angeben, perspectivischen Ansichten, welche nur einen allgemeinen Ueberblick gewähren und bei denen man oft die schönsten Theile des Ganzen dem malerischen Effecte opfern muß, vorzuziehen seien und das auf diese Weise ausgeführte Werk ist deshalb ein sehr brauchbarer und geschätzter Führer für Fachleute, für Kunstfreunde und überhaupt für alle Fremde, welche sich nicht mit dem oberflächlichen Anblicke der herrlichen Kunstwerke, welche Paris in so reicher Fülle darbietet, begnügen, sondern sich genauer unterrichten wollen. Geringeren Beifall fand Le Grand's Sammlung von Meisterstücken der Architektur, der Bildhauerkunst und der Malerei aus der alten Zeit (Galérie antique, ou Collection des chefs-d'oeuvre d'architecture, de sculpture et de peinture antique, gravés par Boutrois, avec texte historique par J. L. Legrand. Première division. La Grèce. Paris 1807. fol.). Da dieser erste Band des zum Unterricht der Architekten, Bildhauer, Maler und Kunstfreunde bestimmten Werkes nicht die nöthige Unterstützung fand, so gab man ihn, da er die vorzüglichsten Baudenkmäler Athens enthält, zum zweiten Mal unter dem Titel: Monuments de la Grèce (Paris 1808. fol.) heraus. Unter dem Kaiserreiche wurde Le Grand zum Architekten der öffentlichen Denkmäler ernannt und mit der Ueberwachung und Restauration derselben beauftragt. Er hatte bereits mit der Wiederherstellung der während der Revolution verwüsteten Kirche zu Saint-Denis und der darin befindlichen Grabmäler der französischen Könige begonnen, als der Tod ihn unvermuthet hinwegraffte. Er starb am 18. Nov. [6]) 1807 zu Saint-Denis. Le Grand war Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften und der philotechnischen Gesellschaft. Eine Umarbeitung seines Abrisses der Geschichte der Baukunst, welcher zuerst in Durand's schon oben erwähnter Parallèle de l'Architecture ancienne et moderne erschienen war und an dessen Verbesserung er fortwährend gearbeitet hatte, wurde nach seinem Tode von Molinos unter dem Titel: Essai sur l'histoire générale de l'architecture. Seconde édition, corrigée et augmentée d'une Notice sur la vie et les ouvrages de l'auteur (Paris 1810. 8.) herausgegeben; auch soll er noch eine in der Handschrift fertige vergleichende Geschichte der Baukunst (Histoire générale de l'architecture, ou comparaison des monuments de tous les âges chez les différents peuples) hinterlassen haben [7]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Jean Baptiste le), französischer Theolog um das Jahr 1640 geboren, von dessen Lebensverhältnissen aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er nach der Beendigung seiner Studien sich als unabhängiger Abbé mit dem von Descartes in Aufnahme gebrachten und zu seiner Zeit sehr beliebten philosophischen Systeme eifrig beschäftigte und den Vorsatz hegte, eine Ausgabe der sämmtlichen Werke dieses Philosophen zu besorgen. Claude Clerselier, einer der vertrautesten Freunde des Philosophen, hatte ihm kurz vor seinem Tode (1684) mehre in seinem Besitze befindliche handschriftliche Werke desselben nebst einer Summe von 500 Livres übergeben, um diese Papiere zu ordnen und sie zum Druck zu befördern. Grand's Bemühungen war es auch gelungen, einen Theil der Correspondenz bekannter Zeitgenossen mit Descartes wieder aufzufinden und sich zu verschaffen. Besonders wichtig waren die Briefe des Professors Heinr. Regius aus Utrecht an Descartes, die Briefe dieses Philosophen an den Abbé J. Picot, an seinen Freund Clerselier, an Tobie d'André und an Andere und die

2) Die Bände VI und X erschienen nicht. 3) Man hat den Text zu diesem Kupferwerke, welcher Joseph Lavallée angehört, mit Unrecht Le Grand zugeschrieben. 4) Der dazu versprochene Kupferband kam nicht heraus. 5) Die Tafel, welche die Restauration der Bäder von Nîmes darstellt, ist nach Le Grand's Zeichnungen gestochen.

6) Andere geben den 9. oder 14. November als Sterbetag an. 7) Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 578. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. V. p. 106. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 327. Biographie générale. Tom. XXX. p. 430.

Briefe der französischen Gesandten in Schweden, Chevalier de Terlon und Pierre Chanut. Außerdem sammelte er noch sorgfältig alle Nachrichten, welche er durch mündliche Unterredung mit den Angehörigen und Freunden des Philosophen in Frankreich und durch Correspondenz mit seinen Bekannten und Anhängern in Teutschland, Holland und Schweden erlangen konnte. Er starb indessen, ehe er noch seine Vorarbeiten beendigen konnte, um das Jahr 1704 im Seminar Saint Magloire zu Paris und vermachte das gesammelte Material nebst der ihm von Clerselier übergebenen Summe Marmion, Professor der Philosophie am College des Grassins zu Paris; aber auch dieser starb ein Jahr darauf und hinterließ die Verfügung, Le Grand's Mutter das Geld und die Papiere wieder zuzustellen. Diese handschriftlichen Schätze sind seitdem verschwunden und wären gänzlich für die Wissenschaft verloren, wenn nicht Le Grand die meisten derselben dem bekannten Vielschreiber A. Baillet, als er den Stoff zu seiner Biographie des von ihm nicht vollständig begriffenen Philosophen Descartes sammelte, mitgetheilt hätte. Inwiefern Baillet die ihm zum unbedingten Gebrauche überlassenen Schätze und die ihm von Le Grand mündlich mitgetheilten Nachrichten benutzte, läßt sich nicht nachweisen, da er nicht an einzelnen Stellen, sondern nur im Allgemeinen in der Vorrede zu der erwähnten Biographie von dieser wichtigen Quelle spricht*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Jean Baptiste le), französischer Seemann, im J. 1750 zu Paris geboren, widmete sich, nachdem er eine gründliche Schulbildung erhalten hatte, der Schiffahrtskunde und erwarb sich in allen Fächern derselben hinreichende Kenntnisse, nahm jedoch weder auf der Flotte, noch in der Verwaltung irgend eine Stelle an, sondern befaßte sich ausschließend mit der Theorie seines Faches und suchte sich durch verschiedene Abhandlungen und Denkschriften, welche er im Auftrage des Marineministers de Sartines arbeitete, nützlich zu machen. Nur eine dieser Denkschriften und vielleicht die seltsamste, worin er die Hebung der Marine von der Beobachtung der Vorschriften der katholischen Kirche abhängig macht, wurde gedruckt. Sie führt den Titel: **Le rétablissement de la marine française dans la pratique du catholicisme** (Paris 1802. 8.) und Le Grand sucht die von ihm aufgestellte Behauptung auf folgende Weise darzuthun. „Ohne Matrosen," sagt er, „keine Marine, ohne Fischereien keine Matrosen, ohne Fischesser keine Fischereien, ohne die von der katholischen Kirche vorgeschriebenen Fasten keine Fischesser, also ohne Katholicismus keine Marine." Abgesehen von der Seltsamkeit der übrigens nicht gänzlich falschen und für die früheren Jahrhunderte geltend zu machenden Ansicht ist diese nicht ungeschickt durchgeführt und an die Durchführung knüpfen sich so treffliche Bemerkungen über das Seewesen, daß man die Unmöglichkeit, auch die übrigen Denkschriften des Verfassers kennen zu lernen, bedauern muß. Le Grand starb im J. 1802 zu Paris*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Jean Mathieu le), französischer Rechtsgelehrter, um das Jahr 1558 zu Gaillardon bei Chartres (im jetzigen Departement der Eure und Loire) geboren, war der Sohn des Generallieutenants des Amtsgerichts Chateau-neuf-en-Thimerais in der (jetzt zu demselben Departement gehörenden) Landschaft Perche-Gouet und widmete sich, nachdem er seine Vorstudien zu Paris gemacht und daselbst bei seinem Oheim, einem geachteten Professor, die Philosophie studirt hatte, zu Orléans unter Robert und zu Bourges unter dem berühmten Cujas der Jurisprudenz. Er wurde in der letzteren Stadt um das Jahr 1582 Licentiat in seinem Fache und kehrte dann nach Paris zurück, wo er das Parlament besuchte und öffentliche Vorträge über die Institutionen Justinian's hielt. In der Hauptstadt scheinen sich indessen keine ihm genügenden Aussichten eröffnet zu haben, denn er begab sich alsbald nach Angers, wo er die Doctorwürde erlangte. Er erhielt einen Ruf nach Bordeaux, zog aber vor, in Angers zu bleiben, wo die Universität ihn zur Belohnung seines Eifers und seiner Verdienste unter die sechs von ihr gewählten Doctoren aufnahm, in welche Würde er aber erst im J. 1592 eintrat. Darauf ging er wieder nach Orléans, um zur Erlangung eines Lehrstuhles der Jurisprudenz zu disputiren, und trug den Sieg davon. Er starb in dieser Stadt um das Jahr 1622. Seine beiden Abhandlungen: **Tractatus de actionibus arbitrariis** (Anjou 1602. 8. Paris 1605. 8. Orléans 1607. 12.) und **Tractatus de eo quod interest** (welcher sich bei der pariser Ausgabe der vorhergehenden befindet) gelten in der juristischen Literatur als ausgezeichnet. Sie sind auch unter dem

*) La plûpart de ces secours me sont venus par le moyen de Monsieur Legrand, dont le mérite se fera beaucoup mieux connoître par la belle édition qu'il médite de toutes les oeuvres de Monsieur Descartes, que par tout ce que j'en pourrois dire ici. Il ne s'est pas contenté de me mettre entre les mains les Manuscrits de nôtre Philosophe et les Mémoires de M. Clerselier: il s'est encore chargé de voir dans Paris toutes les personnes de qui il y avait lieu de recevoir quelques lumières. Il a pris la peine d'écrire en Bretagne, en Touraine, en Languedoc, en Hollande, en Suède et en Allemagne, pour intéresser les parens, les alliez et les amis du Philosophe dans ce dessin. Il a recouvré non seulement les lettres manuscrites de M. Regius, Professeur d'Utrecht, à M. Descartes, mais encore la plûpart de celles de M. Descartes à M. l'Abbé Picot, à M. Clerselier, au sieur Tobie d'André et à d'autres, celles de M. le Chevalier de Terlon Ambassadeur de France en Suède, quelques unes de celle de la Princesse Palatine Elizabeth de Bohême, de M. Chanut Ambassadeur de France en Suède et de divers Particuliers. Ce n'est pas encore tout le service que j'ay reçû de Monsieur Legrand ...... Si l'on ajoute à toutes ces considérations que M. Legrand a été le plus ardent et le plus infléxible de ceux qui m'ont engagé à ce travail, on ne trouvera point étrange que je le regarde comme celuy à qui le Public en aura l'obligation et comme un homme qui feroit honneur à mon ouvrage, s'il vouloit le gratifier de son adoption. La vie de M. Descartes. (Paris 1691. 4.) Tom. I. Préface p. XXII. Vergl. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 203.

*) Biographie nouvelle des Contemporains par Arnault, Jay, Jouy et Norvins. Tom. XI. p. 275.

Titel: Libri II rationum et differentiarum besonders (Paris 1606. 12.) gedruckt und fanden Aufnahme in dem dritten Bande des Thesaurus juris von Meermann. Seine Anmerkungen zu dem sechsten Buche der Decretalen (Annotationes ad librum sextum Decretalium) befinden sich handschriftlich in der öffentlichen Bibliothek zu Orléans*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Joachim le), französischer Historiker, am 6. Febr. 1653 zu Saint-Lo [1]) in der Normandie (jetzigem Departement der Manche) geboren, ging nach der Beendigung der gewöhnlichen Vorbereitungsstudien nach Caen, um sich unter der Leitung Pierre Cally's, eines damals in großem Ansehen stehenden Lehrers an dem College dieser Stadt, der Philosophie zu widmen. Er fühlte sich hier zu Pierre François de la Tour, einem seiner Mitschüler, welcher gleich ihm ein zurückgezogenes und fleißiges Leben liebte, ganz besonders hingezogen und trat im J. 1671 nach dem Beispiele desselben in die Congregation der Väter vom Oratorium, deren Generalsuperior später de la Tour wurde. In dem College derselben trieb er mit unermüdlichem Eifer das Studium der Theologie, der Philologie und der Literatur, trat aber, da diese Congregation durch keine Ordensregeln gebunden war, nach sechs Jahren wieder aus und nahm seinen Aufenthalt zu Paris, um sich mit dem Unterrichte zu befassen. Er übernahm bald nach seiner Ankunft die Erziehung des Marquis von Vins, später aber die des Herzogs von Estrées und warf sich zu gleicher Zeit mit entschiedener Vorliebe auf das Studium der historischen Wissenschaften. Charles Le Cointe, ebenfalls Priester des Oratoriums und Bibliothekar der Congregation zu Paris, welcher damals an seiner Kirchengeschichte Frankreichs arbeitete und ihm die Neigung zur Geschichte eingeflößt hatte, unterrichtete ihn in der Paläographie und in dem Urkundenwesen und erzog an ihm einen tüchtigen Schüler. Als Le Cointe im J. 1681 starb, lieferte Le Grand eine Biographie dieses verdienstvollen Gelehrten in das Journal des Savants (1681, Februar), welcher er eine Lobrede auf Michel de Marolles, Abt von Villeloin, einen geachteten Schriftsteller, in demselben Journale (1681, April) folgen ließ. Als der bekannte englische Kirchenhistoriker Gilbert Burnet, später Bischof von Salisbury, bei dem Regierungsantritte Jacob's II. (1685), in dessen Ungnade er gefallen war, nach Paris kam, machte Le Grand seine Bekanntschaft, gerieth häufig mit dem gegen den Katholicismus höchst feindlich gesinnten Geschichtschreiber der englischen Reformation in gelehrten Wortwechsel und trug ihm seine Bedenken über mehre Punkte der Religion vor; da aber Burnet aus diesen Mittheilungen Vortheil zu ziehen suchte, so glaubte Le Grand nachdrücklichen Widerspruch erheben zu müssen und es entstand zwischen beiden Gelehrten ein heftiger literarischer Streit. Le Grand trat zuerst mit seiner Schrift: Histoire du divorce de Henri III., roi d'Angleterre, et de Catherine d'Aragon. La Défense de Sanderus. La Réfutation des deux premiers livres de l'Histoire de la révolution de Burnet, et les preuves (Paris 1688. 12. 3 Voll.), welche fast nach einem Jahrhundert noch eine Auflage erlebte (Amsterdam 1763. 12.), hervor, welche Burnet in einem gedruckten Briefe einer heftigen und scharfen Kritik unterwarf, worauf aber der Angegriffene in seinem Avertissement et Remarques sur la lettre de Burnet à M. Thevenot, contenant une courte critique de l'Histoire du divorce de Henri III. (Paris 1688. 12.) nach Gebühr antwortete und später in den Lettres à Burnet touchant l'Histoire des variations [de Bossuet], l'Histoire de réformation [de Burnet] et l'Histoire du divorce de Henri III. [de Joach. Legrand] (Paris 1691. 12.) seine Gründe weiter ausführte. Im Februar 1692 nahm der Abbé d'Estrées, welcher zum Botschafter in Portugal ernannt worden war, seinen Lehrer Le Grand als Gesandtschaftssecretair mit sich und dieser benutzte seinen fünfjährigen Aufenthalt daselbst, um über die Entdeckungen der Portugiesen und ihren Verkehr mit den Colonien Untersuchungen anzustellen. Die Früchte dieser Forschungen waren die Uebersetzung der von dem portugiesischen Hauptmanne Joao de Ribeyro verfaßten Geschichte der Insel Ceylan (Histoire de l'isle de Ceylan, présentée au roi de Portugal en 1685 par le capitaine Jean de Ribeyro, traduite du portugais, augmentée de nombreuses additions. Trévoux et Paris 1701. 12. Amsterdam 1719. 12.) und die Bearbeitung der Geschichte der zweiten Mission der Jesuiten nach Habessinien von Jeronymo Lobo (Rélation historique d'Abyssinie du R. P. Jérôme Lobo S. J., traduite du portugais, continuée et augmentée de plusieurs dissertations, lettres et mémoires. Paris 1728. 4. oder 2 Voll. 12.), wozu er das Originalmanuscript des Verfassers benutzte. Nach seiner Zurückkunft nach Frankreich (1697) machte er eine Reise durch Burgund und Dauphiné, um weiteren Stoff zu einer längst begonnenen Geschichte Ludwig's XI. zu sammeln. Im J. 1702 ging er mit dem Abbé d'Estrées nach Spanien und versah die Geschäfte eines Gesandtschaftssecretairs bei dem französischen Botschafter, dem Cardinale d'Estrées. Als der Abbé d'Estrées im J. 1703 an die Stelle seines Oheims trat, blieb Le Grand in seinem Amte. Beide bekleideten im J. 1704 den König von Spanien bis an die Grenzen von Portugal und kehrten dann nach ihrer Heimath zurück, wo die Herzoge und Pairs des Königreichs ihn sogleich zu ihrem ersten Secretair wählten, eine Stelle, welche seit dem Tode Jean Le Laboureur's (1675) nicht besetzt worden war, und der Marquis von Torcy ihn mit einer anständigen Besoldung in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zog, um von seinen historischen Kenntnissen und von seiner Gewandtheit in mis-

*) J. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1573. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 198. Biographie générale. Tom. XXX. p. 421.

1) Nach Andern zu Thorigny in derselben Provinz; diese Angabe wird jedoch von den meisten Literarhistorikern als unrichtig betrachtet.

lichen Geschäften Gebrauch zu machen; er selbst benutzte die günstige Gelegenheit, aus den ersten Quellen sichere Nachrichten über die neuesten Zeitereignisse schöpfen zu können, um mehre Schriften über die wichtigsten und brennendsten politischen Fragen, welche damals die Welt in Bewegung setzten, zum Theil unter seinem Namen, zum Theil auch, ohne denselben zu nennen, zu veröffentlichen. Dahin gehören: Mémoire touchant la couronne d'Espagne (Paris 1710. 8.); Discours sur ce qui s'est passé dans l'Empire au sujet de la succession à la couronne d'Espagne (Paris 1711. 4.); Mémoire touchant la succession à la couronne d'Espagne, traduit de l'espagnol[2]) (Paris 1711. 8.); Réflexions sur la lettre à un Milord sur la nécessité et la justice de l'entière restitution de la monarchie d'Espagne (Paris 1711. 8.); L'Allemagne ménacée d'être bientôt réduite en monarchie absolue (Paris 1711. 4.) und Lettre de M. D.... à M. le docteur M.... touchant le royaume de Bohême (S. l. et a. 4.)[3]). Als der Kanzler von Aguesseau im J. 1717 mit dem Vorhaben umging, eine Sammlung der älteren Geschichtschreiber Frankreichs zu veranstalten, ließ er sich von Le Grand einen Plan ausarbeiten, die Ausführung des großartigen Unternehmens scheiterte aber an den Zeitumständen und man konnte erst lange nachher das jetzt noch nicht beendigte Werk beginnen. Einige Jahre später erhielt der in der Paläographie bewanderte Historiker den Auftrag, ein Verzeichniß der im Staatsarchive vorhandenen alten Urkunden anzufertigen[4]); diese Arbeit führte ihn zu seinen früheren Studien zurück und er faßte den Vorsatz, seine Geschichte Ludwig's XI. zu beendigen. Er durchsuchte zu diesem Zweck die Archive des Staates, der Städte, der Schlösser, der Rechnungskammer und des Parlaments, forschte in den Bibliotheken und las fast alle Schriften über die Zeit, welche er zum Gegenstande seiner Darstellung machen wollte. Im J. 1726 sollte der Druck des Werkes, welches dem Kanzler bereits zur Prüfung vorgelegt war, beginnen, er unterblieb aber, da der Verfasser zwei Jahre darauf seinen Entschluß änderte. Charles Pineau Duclos, der spätere Geschichtschreiber, kannte die Handschrift Le Grand's und sie stand ihm als königlichen Historiographen zur Verfügung, er hat aber von diesem überreichen Stoffe, den er nur zu vergeistigen und zu beleben hatte, keinen Gebrauch gemacht und in seiner Geschichte Nichts mehr als eine kalte und trockene Erzählung aller einzelnen Thatsachen, der Verschwörungen, Kriege, Waffenstillstände und Verträge geliefert. Le Grand schloß seine literarische Thätigkeit mit einer politischen Schrift über die Nachfolge der Blutsverwandten in Frankreich (De la Succession à la couronne de France pour les agnats. Paris 1728. 12.) und einer Lobrede auf den Marquis de Vins[5]), den Vater seines Zöglings, welcher im Februar 1732 starb. Le Grand pflegte einen Theil des Jahres zu Savigny bei dem Marquis zuzubringen und fühlte sich nach dessen Tode sehr vereinsamt. Er starb auch bald nach ihm am 1. Mai 1733 zu Paris. Le Grand galt bei seinen Zeitgenossen als ein sehr biederer, frommer und gelehrter Mann, und zugleich als einer der gewandtesten und scharfsinnigsten Diplomaten seiner Zeit, dem die Lösung der verwickeltsten Fragen nicht schwer fiel[6]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Joseph le), französischer Chirurg, im J. 1713 zu Val de Lievres in Lothringen geboren, übte nach der Beendigung seiner Studien einige Zeit die Wundarzneikunst zuerst in seinem Geburtsorte und dessen Umgebung und dann zu Metz und ward seiner Geschicklichkeit wegen zum Rath und zum Chirurgen des Herzogs Karl von Lothringen ernannt, den er auch auf allen Feldzügen begleitete. Diese boten ihm Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern, und man veranlaßte ihn, nachdem er ein vielbewegtes Leben mit der Ruhe in der Heimath vertauschte, die Ergebnisse seiner reichen Erfahrungen in einem Handbuche der Feldchirurgie (Le Chirurgien d'Armée. Metz s. a. 8.) niederzulegen. Im J. 1751 ernannte ihn die Akademie der Chirurgie zu Paris zu ihrem Mitgliede und als solches lieferte er auch einige Bemerkungen über besonders auffallende chirurgische Fälle in die Sammlung der Denkschriften dieser Gesellschaft. Er scheint um das Jahr 1770 gestorben zu sein*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Louis le), französischer Rechtsgelehrter, im J. 1588 zu Troyes geboren, stammte aus einer angesehenen Familie von altem Adel, welche die bedeutendsten Aemter in der Magistratur dieser Stadt bekleidete, und wurde, nachdem er den ersten gelehrten Unterricht in dem Collegium seiner Vaterstadt genossen und seine Vorstudien zu Paris beendigt hatte, nach Bourges geschickt, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Er machte daselbst glänzende Fortschritte, ließ sich nach der Beendigung seiner Studien in seiner Heimath als Anwalt nieder und wirkte als solcher mit großem Erfolg, bis er im J. 1625 nach dem Tode eines seiner Oheime in

2) Das Buch ist keineswegs aus dem Spanischen übersetzt, sondern eine vorzügliche Originalarbeit La Grand's. 3) Einige andere politische Schriften Le Grand's aus dieser Zeit (Les Assemblées des États généraux, des Regences, L'habilité à succéder à la couronne) kamen nur handschriftlich in die Hände Weniger. 4) Le Grand war auch Mitglied der Commission, welche Louis Dufour de Longuerue's Beschreibung Frankreichs (Description historique et géographique de la France ancienne et moderne. Paris 1722. fol.), welche bereits im J. 1719 gedruckt war, auf Befehl der Regierung revidiren mußte, ehe sie ausgegeben werden durfte.

5) In dem Märzhefte des Mercure de France 1732. 6) *Bougerel*, Éloge historique de l'Abbé Joach. le Grand, in dem Mercure de France 1734, Février p. 908. *J. P. Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres. Tom. XXVI. p. 123. Acta Eruditorum ann. 1735. p. 44. *L. M. Chaudon* et *Delandine*, Nouvelle Dictionnaire historique. Tom. V. p. 533. Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 574. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. V. p. 103. Biographie générale. Tom. XXX. p. 423.

*) Joh. Chr. Adelung, Nachträge und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1573.

dessen Stelle als Rath am Amts- und Landgerichte eintrat. Er legte jedoch später diese Stelle nieder, um sich ungestört mit einer wichtigen Arbeit beschäftigen zu können, und starb am 10. Jan. 1664 in seiner Vaterstadt. Die Abhandlung über die Wiedererstattungen (Traité des restitutions. Troyes 1655. 8.), womit er als Schriftsteller auftrat, war nur die erste Grundlage zu einem Werke von größerem Umfange, welches er später unter dem Titel: Coûtume du baillage de Troyes, avec des commentaires (Paris 1661. fol.) herausgab und welches bald nach seinem Tode eine neue Auflage (Paris 1681. fol.) erlebte. Der berühmte Pithou hatte schon ein Buch über denselben Gegenstand geschrieben, aber der Stoff war darin nicht so vollständig und gründlich entwickelt als in dem Werke Le Grand's, woran man jedoch tadelt, daß es nicht genau und formell genug in seinen Entscheidungen sei und zuweilen den Leser im Zweifel lasse. Es ist jedoch immer noch geachtet und wird besonders in der dritten und letzten Ausgabe (Paris 1737. fol.) gesucht *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Louis le), französischer Theolog, am 12. Juni 1711 zu Lusigny in Burgund (im jetzigen Departement der Saone und Loire) geboren, machte seine Vorstudien zu Autun und zu Paris und wurde, da er noch zu jung war, um weiter zu schreiten, nach Clermont geschickt, um daselbst die Philosophie zu lehren; man rief ihn jedoch bald wieder zurück, um ihn in den theologischen Cursus aufzunehmen. Seine Kenntnisse, sein richtiges Urtheil, sein Gedächtniß und sein Fleiß lenkten zwar die Aufmerksamkeit auf ihn; da er aber die Gabe der Mittheilung nur in geringem Grade besaß, so erhielt er keinen der ersten Plätze, obgleich er der beste Theolog unter allen seinen Mitschülern war. Nach Beendigung seines Cursus (1740) ließ er sich in die zur Leitung der Seminarien gestiftete Congregation der Priester von St. Sulpice aufnehmen und lehrte einige Zeit die Theologie zu Cambrai und zu Orléans. Später ging er wieder nach Paris und wurde, nachdem er die theologische Doctorwürde erlangt hatte, zum Studienmeister am Seminarium St. Sulpice ernannt. Dieses Seminarium stand damals bei der Geistlichkeit im größten Ansehen und Le Grand trug nach Kräften bei, diesen Ruf zu erhalten. Er warf sich mit seltener Beharrlichkeit auf das Studium seines Faches und hatte es bald dahin gebracht, daß man ihn als einen der gelehrtesten Theologen seiner Zeit betrachtete und von allen Seiten in schwierigen theologischen Fragen seinen Rath einholte. Die dadurch veranlaßte Correspondenz gereichte jedoch seinen größeren literarischen Arbeiten, die er begonnen hatte, zum Nachtheil, da ihm ein großer Theil der zur Beendigung derselben nöthigen Zeit durch die Beantwortung der an ihn gerichteten Fragen verloren ging; außerdem war er königlicher Censor, ein Amt, welches ebenfalls Zeit in Anspruch nahm und ihm überdies viele Unannehmlichkeiten bereitete und ihn in mancherlei Streitigkeiten verwickelte, obschon er stets im Namen der theologischen Facultät sprach, deren Syndicus, Abbé Riballier, übrigens Nichts ohne ihn that. So ist Le Grand der Verfasser der Censur, welche gegen den zweiten und dritten Band der Geschichte des Volkes Gottes von Berruyer (Determinatio sacrae facultatis theologicae super libro, cui titulus: Histoire du peuple de Dieu. Parisiis 1762. 4.) erschien, und der Censur des „Emile" von Rousseau, welche vielfach, besonders aber in den Nouvelles ecclésiastiques angegriffen, aber von ihm in den Observations sur quelques articles de la censure de la faculté de théologie de Paris, contre le livre intitulé: Emile ou de l'Education ou Lettres de M*** (S. l. 1763. 4.) aufrecht gehalten wurde. Diese sechs Briefe, von denen der erste dem Abbé Gervaise, welcher das Buch der theologischen Facultät denuncirt hatte, der letzte einem unbekannten Verfasser und die übrigen Le Grand angehören, wurden auch unter dem Titel: Lettres intéressantes aux amis de la vérité (S. l. 1763. 12.) noch in demselben Jahre zum zweiten Mal gedruckt. Le Grand entwarf ferner die Censur gegen Marmontel's „Belisaire" (Censure de la faculté de théologie de Paris, contre le livre intitulé: Bélisaire. Paris 1767. 12.), verfuhr aber mit dem Verfasser sehr rücksichtsvoll und leistete ihm sogar in derselben Zeit wichtige Dienste. Dieselbe Mäßigung bewies er gegen Buffon, als dessen „Epochen der Natur" seiner Censur unterlagen; auch gab er den Rath, sich mit einer neuen Erklärung des berühmten Naturforschers, welche den Bischöfen mitgetheilt wurde, zu begnügen. Eine Denunciation gegen Collet's Moraltheologie, welche in dem Seminarium von St. Sulpice eingeführt war, wies er entschieden zurück, veröffentlichte aber diese Schrift nicht, da der Verfasser sich selbst mit großem Geschick und Erfolg vertheidigte. Im J. 1768 erhielt Le Grand den Auftrag, eine Sammlung von Thesen, die man an verschiedenen Orten aufgestellt hatte und den Jansenisten günstig waren, zu untersuchen; da er seinem Urtheile einige Anmerkungen hinzufügte, welche zu weit ausgedehnte Grundsätze und falsche Ausdrücke in diesen Thesen berichtigten, so wurden diese Anmerkungen heftig angegriffen, er vertheidigte sich aber durch drei Briefe (Lettres d'un docteur de la faculté de théologie au censeur royal, auteur des notes. S. l. et a. [Paris 1769.] 8.), worin er den zwischen der Lehre der Augustinianer in Italien und der Lehre der Appellanten in Frankreich obwaltenden Unterschied klar darthut. Le Grand's eigene theologische Schriften (Tractatus de Incarnatione verbi divini. Parisiis 1751. 12. 2 Voll. N. Ed. Ibid. 1774. 12. 3 Voll. De Ecclesia Christi, in usum alumnorum sacrae facultatis Parisiensis. Tomus Imus. Parisiis 1779. 8. und das erst nach seinem Tode erschienene Werk: De existentia Dei, opus posthumum. Parisiis 1812. 8., wobei sich auch eine kurze Biographie des Verfassers von J. Montaigne findet) sind nur Abschnitte eines größeren theologischen Werkes, dessen Vollendung zum Nachtheil der Wissenschaft unterblieb. In seinem Nachlaß befanden sich noch

*) Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 199. Biographie générale. Tom. XXX. p. 421.

einige dazu gehörende Abhandlungen, deren Veröffentlichung ebenfalls in Aussicht gestellt wurde, aber schwerlich noch verwirklicht werden wird. Le Grand besorgte auch eine vermehrte und verbesserte Auflage der Vorlesungen über Gott und seine Attribute (Paris 1752. 8. 2 Voll.) von Lafosse, dem früheren Studienpräfecten von St. Sulpice, und eine neue Ausgabe des Rituals der Provinz Auch (1751). Während er mit der Censur Buffon's beschäftigt war, wurde er unvermuthet von einer Krankheit überrascht; er ließ sich in das Seminar zu Issi in der Nähe von Paris bringen, in welchem er am 20. Juli 1780 starb. Ebenso bescheiden als gelehrt, allem Ehrgeize fremd und stets fleißig, war er von keiner andern Begierde beseelt, als der Kirche und der Jugend, deren Unterricht er zu leiten hatte, nützlich zu sein; unter einem einfachen und gewöhnlichen Aeußern verbarg er einen tiefen Sinn und ausgedehnte Kenntnisse und seine Frömmigkeit war aufrichtig und musterhaft *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Louis le), der älteste einer Reihe von französischen Kupferstechern, welche sich im vorigen und in diesem Jahrhundert bekannt machten, arbeitete um das Jahr 1750 zu Paris und stach verschiedene Vignetten und Blätter nach K. Eisen, Hubert Franz Gravelot und H. Watelet, sowie auch Bildnisse, Landschaften und Ansichten aus der Umgegend von Paris und mehre Darstellungen zu der neuen Ausgabe der Metamorphosen Ovid's (Paris 1767 seq. 4. 4 Voll.). Er starb im J. 1780 zu Paris. — Sein Sohn August Claude Simon le Grand, geboren im J. 1765 zu Paris, hielt an derselben Manier fest, welche sein Vater beobachtet hatte, zeigte aber mehr Leichtigkeit und Eleganz. Außer einigen Vignetten, Bildnissen (Ludwig XVIII. und der Herzog von Crillon) und Pferdestudien (Étude du cheval normand und Étude du cheval arabe) stach er mehre Scenen aus der Legende der heil. Genovefa (nach Schall und Marguerite Gerard, schwarz in Punktirmanier und in Farben) und aus dem Roman Paul und Virginie (nach Jean François Schall, in Farben), die Einnahme von Port Mahon (nach Gervas Palmeus), die Nationalcocarde (nach L. Boilly, punktirt und in Farben), eine Frau, welche das Bildniß eines Mannes betrachtet (Avant la toilette, in Farben, nach des Künstlers eigener Zeichnung) und viele andere Blätter, welche alle mit seinem Namen versehen sind. Le Grand starb um das Jahr 1808. — P. F. le Grand, welcher ebenfalls in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebte und nicht nur in Punktirmanier arbeitete, sondern sich auch mit dem Farbendruck beschäftigte, stach nach Robert Dardel die Königin von Frankreich, welche den Dauphin nach seiner Geburt zeigt, die Apotheose Voltaire's und die vier Jahreszeiten, nach Fr. Girardon die Mutter Reinlichkeit (La mère propreté), nach Jean Le Roy den Amor als Kaminfeger (L'Amour Ramoneur), den Sommeramor (L'Amour d'Été) und nach Samuel Bernard das Bildniß des F. D. d'Epremenil. Die Lebensverhältnisse dieses Künstlers sind nicht näher bekannt und man weiß nur, daß er schon im J. 1780 arbeitete, also nicht mit dem Kupferstecher Paul Le Grand verwechselt werden darf, welcher in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts zu Paris arbeitete und an mehren größeren Kupferwerken, besonders an der Voyage pittoresque en Sicile (Paris 1822—1826. fol.) und an der Vue de l'île d'Elbe Theil nahm; die Kupfer des ersten Werkes sind nach Charles le Saint, die des andern nach Zeichnungen des Grafen Louis Niclas Philippe Auguste de Forbin in Aquatinta gestochen. — Von beiden zuletzt genannten Künstlern verschieden ist ein seinen Lebensverhältnissen nach völlig unbekannter Le Grand, welcher mehre Stiche zu den Tableaux topographiques de la Suisse, publiés par J. B. La Borde (Paris 1780—1788. fol.) lieferte und noch in diesem Jahrhundert arbeitete, wie sein Bildniß der Kaiserin Josephine beweist. Seine einzelnen Blätter (besonders Hamlet, Romeo und Julie, Belisar und Aesop und Rhodope) sind geschätzt. — Hyacinth Le Grand, vielleicht ein Bruder August Claude oder P. F. Le Grand's und um das Jahr 1755 in Lothringen geboren, arbeitete nach Honoré Fragonard; am bekanntesten sind seine Blätter Jupiter und Jo und die Brezel (La gimblette). — Es werden auch mehre Maler dieses Namens genannt, über welche aber so wenig Bestimmtes zu ermitteln ist, daß man sie kaum der Zeit nach unterscheiden kann. Ein Le Grand malte in der Mitte des 17. Jahrh. zu Aix in der Provence. Eines seiner Bildnisse (Boyer Aiguilles) hat Jacob Cölemans im J. 1697 gestochen. — Nicht viel später dürfte der Frescomaler Legrand zu setzen sein, welcher in Amsterdam arbeitete und vielleicht einer und derselbe ist mit Pierre Le Grand, von welchem die Frescogemälde in der Kirche zu Herzogenburg in Oesterreich herrühren, unter denen das Pfingstfest als das schönste gerühmt wird. — Ueber den Blumenmaler Le Grand, welcher am Anfange dieses Jahrhunderts zu Lyon arbeitete und sich großen Beifall erwarb, ist nichts Näheres bekannt. — Auch zwei Malerinnen dieses Namens werden erwähnt Jenny Le Grand und Athelante Legrand, beide zu Paris. Die erste, eine Schülerin François Leroy's von Liancourt, bewährte sich als geschickte und fleißige Künstlerin, wie die zahlreichen Genrebilder in Oel und Aquarell, die sie bis zum Jahre 1824 zur Ausstellung brachte, beweisen. Diese stellen gewöhnlich Frauen und Mädchen in verschiedenen Beschäftigungen und andere Familienscenen dar. Die andere Künstlerin, welche ihren Unterricht bei Claude Jean Besselièvre genoß, lieferte vorzugsweise Miniaturen und Porzellangemälde und unter letzteren ist das vorzüglichste das Portrait des Papstes Pius VII. nach David. — Unter den Künstlern dieses Namens dürften auch noch zu nennen sein die Architekten Jean Le Grand und Pierre Germain Le Grand; der erste erbaute im J. 1660 die Sternwarte zu Paris nach Claude Perrault's Zeichnungen und unter dessen Auf-

*) Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 576. *J. M. Querard*, La France littéraire. Tom. V. p. 105. Biographie générale. Tom. XXX. p. 427.

sicht, der andere lieferte um das Jahr 1760 die Zeichnungen zu dem neuen Wasserfalle des Gartens zu Saint-Cloud *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Lucas le), teutscher Philolog und Philosoph, im J. 1735 zu Basel geboren, widmete sich, nachdem er die nöthigen Vorkenntnisse erlangt hatte, auf mehren teutschen Universitäten mit ebenso großem Fleiß als Erfolg der Alterthumswissenschaft. Nach der Beendigung seiner Studien kehrte er nach der Heimath zurück, wo er an der Universität seiner Vaterstadt als Professor in der philosophischen Facultät angestellt ward und wo er am Anfange dieses Jahrhunderts starb. Als Schriftsteller machte er sich durch seine Observationes philosophicae miscellaneae (Basileae 1751. 8.) zuerst bekannt; weit größeren Werth hat aber seine kleine Schrift über den Agamemnon des Aeschylos (Specimen observationum in Aeschyli Agamemnonem. Basil. 1778. 8.) wegen der scharfsinnigen Verbesserungen und gelungenen Erklärungen schwieriger Stellen dieser Tragödie †). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Marc Antoine Le), französischer Schauspieler und dramatischer Dichter, am 17. Febr. 1673 (dem Todestage Molière's) zu Paris geboren, war der Sohn eines Oberchirurgen der Invaliden und widmete sich, da ihn die ernsteren Studien, wozu ihn sein Vater zu bewegen suchte, nicht anzogen, sehr früh der Bühne, obgleich seine kleine Gestalt, verbunden mit auffallender Häßlichkeit, ihm diese künstlerische Laufbahn sehr erschwerten und ihm viele Unannehmlichkeiten zuzogen. Er spielte jedoch, wie seine Zeitgenossen versichern, die Rollen sowol der Könige und Helden, als auch der Bauern gleich leidlich und wußte sich stets, wenn ihn das Publicum ärger als gewöhnlich mishandelte, durch seine Geistesgegenwart zu helfen und sogar wieder in Gunst zu setzen. So schloß er, als er nach einer Vorstellung, während welcher man ihn über Gebühr verhöhnt hatte, das am folgenden Tage zu spielende Stück ankündigte, seine Rede mit den Worten: „Meine Herren, es ist Ihnen leichter, sich an meine Gestalt zu gewöhnen, als mir, dieselbe zu ändern." Bei einer andern Gelegenheit, als man ihn als Theseus sogleich bei seinem Erscheinen mit Gelächter empfing, richtete er die ersten Worte seiner Rolle:

> Wie ungewöhnlich ist doch der Empfang,
> Mein Sohn, den deinem Vater man bereitet,

mit großem Pathos an das Paterre, welches durch diese wohlangebrachte Anspielung überrascht und für diesen Abend mit dem zwerghaften Helden ausgesöhnt war. So gering und selten aber stets der Beifall blieb, den Le Grand als Schauspieler erntete, so häufig und groß war der Erfolg, welcher seinen Lustspielen zu Theil wurde, die er sowol für die königliche Gesellschaft, welche ihn als eines ihrer nützlichsten Mitglieder schätzte, als auch für andere Bühnen schrieb. Da seine ersten Versuche: La femme fille et veuve, comédie en un acte et en vers (Paris 1707. 12.); L'amour diable, comédie en un acte et en vers (Paris 1708. 12. La Haye 1710. 12.); La famille extravagante, comédie en un acte et en vers (Paris 1709. 12.) und La Foire Saint-Laurent, comédie en un acte et en vers (Paris 1709. 12. La Haye 1710. 12.) allgemein gefielen und auf den meisten Bühnen wiederholt wurden, so folgten alsbald nach: L'épreuve reciproque, comédie en un acte et en prose (Paris 1711. 12; unter dem falschen Namen Alain herausgegeben; ins Teutsche übersetzt unter dem Titel: „Die beiderseitige Probe." Hamburg 1749. 8.); La métamorphose amoureuse, comédie en un acte et en prose (Paris 1712. 12.); L'uxurier gentilhomme, comédie en un acte et en prose (Paris 1713. 12.); L'aveugle clairvoyant, comédie en un acte et en vers (Paris 1716. 12. Ibid. 1718. 12. Troyes, an VII. [1799.] 8. teutsch unter dem Titel: „Der sehende Blinde." Dresden 1752. 8. Ebend. 1756. 8.); Critique de l'Oedipe de M. de Voltaire, en prose (Paris 1719. 8.); Le roi de Cocagne, comédie en trois actes et en vers (Paris 1719. 12. Ibid. 1780. 12. Reims 1800. 8.) und Plutus, comédie en trois actes et en vers (Paris 1720. 12.). Da Le Grand eine besondere Geschicklichkeit besaß, die lustigen Abenteuer der Hauptstadt und andere zur Unterhaltung dienende Begebenheiten des Tages auf die Bühne zu bringen, so versäumte er nicht den damals in der ganzen Welt durch seine unerhörte Frechheit berüchtigten Dieb Cartouche zum Gegenstand eines Lustspiels zu machen, welches den Titel führte: Cartouche, ou l'homme imprénable; die Polizei, welche trotz aller Mühe des gewandten Gauners nicht habhaft werden konnte, untersagte aber in ihrem Aerger die Aufführung des Stückes, bis dieser eingefangen sein würde. Als Cartouche im J. 1721 unvermuthet in einer Schenke ertappt wurde, besuchte ihn Le Grand im Gefängnisse, um sich mit ihm zu besprechen, änderte nach dessen Angabe den letzten Act seines Machwerks und brachte es unter dem veränderten Titel: Cartouche ou les voleurs am 21. Oct. 1721 auf die Bühne. Das Publicum ließ Edme Boursault's treffliches Lustspiel Ésope à la cour, welches zuerst gegeben wurde, aus Begierde nach den Räubern nicht zu Ende kommen. Le Grand's Stück, welches auch an und für sich nicht schlecht gerathen ist, wurde mit großem Beifall aufgenommen und der Verfasser überreichte Cartouche einen Theil des Ertrags. Dieser, Anfangs durch den Gedanken, als Held eines Drama's zu erscheinen, geschmeichelt, fühlte alsbald, daß dieser Ruhm ihm wenig nütze, und beklagte sich während seines Processes, daß das Stück einen schlimmen Eindruck hervorbringe; es durfte deshalb nach der dreizehnten Vorstellung vor der Hinrichtung des Gauners nicht mehr aufgeführt werden. Manche unflätige Späße mußten auch später hinwegfallen, doch fehlen diese keineswegs in den Ausgaben (Cartouche, ou les voleurs, comédie en trois actes et en prose. Paris 1721. 12. La Haye 1731. 12. Auch unter dem Titel: Les fourberies de Cartouche,

*) G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 325 fg.

†) *Chr. Saxii* Onomasticon literarium. Vol. VII. p. 160.

capitaine des voleurs. S. l. 1774. 12. Ins Teutsche übersetzt. Strasburg 1722. 4.). Unmittelbar nach Cartouche ließ Le Grand, dessen Geschick als Bühnendichter jetzt anerkannt war, erscheinen: Le galant coureur, ou l'ouvrage d'un moment, comédie en un acte et en prose (Paris 1722. 12.); Le ballet de vingt-quatre heures, ambigu comique en quatre parties et en prose, avec un prologue en vers libres, par M. D. L. F..... (Paris 1722. 4. Ibid. 1723. 12. Ibid. 1728. 12.); Le fleuve d'oubli, comédie en un acte et en prose (Paris 1723. 12. S. l. et a. 12.) und Belphégor, comédie-ballet en trois actes et en prose (Paris 1723. 12. Ibid. 1732. 12.), worin er nebst andern außerordentlichen Dingen die ganze Hölle vorführte. Er war fast unerschöpflich an solchen neuen Erfindungen, wodurch er der Comédie Française einen wesentlichen Dienst leistete, indem er die Zuschauer, welche sich allmälig in die mit jedem Jahre zahlreicher werdenden Theater der Hauptstadt zu vertheilen anfingen, immer wieder herbeizog. Ebenso machte er sich um das Théâtre Italien verdient, welchem er gemeinschaftlich mit dem berühmten Arlequin Domenique die Possen Agnes de Chaillot en un acte et en vers (Paris 1723. 8. Ibid. 1754. 12. Dijon 1777. 8.) und Le mauvais menage en un acte et en vers (Paris 1725. 8.), beliebte Parodien auf Lamotte's Ines de Castro und Voltaire's Mariannen, lieferte. In diese Zeit scheint auch das sehr unsaubere Lustspiel Le luxurieux, comédie en vers, en un acte, par le S^r L. G., comédien ordinaire du roi (s. l. et a. 12.) zu fallen, obschon es nach Anderer Meinung erst in seinen letzten Lebensjahren (um 1726) entstanden ist. Später brachte noch Le Grand rasch nach einander die allmälig matter werdenden Stücke: Le philanthrope, ou l'ami de tout le monde, comédie en un acte et en prose (Paris 1724. 12.); Les aventures du voyageur aérien, histoire espagnole, avec les Paniers ou la Vieille précieuse, comédie (Paris 1724. 12.; von Manchen andern Verfassern zugesprochen und jedenfalls zweifelhaft); Le triomphe du temps, divertissement en trois parties et un prologue, en prose (Paris 1725. 12. Ibid. 1761. 8. S. l. et a. 12.); L'Impromptu de la folie, ambigu comique, composé d'un prologue en prose, mêlé de vaudevilles, des Nouveaux Débarqués, comédie en un acte et en prose, et de la Française italienne, comédie en un acte et en prose (Paris 1726. 12.) und La Nouveauté, comédie en un acte et en prose (Paris 1727. 12). Le Grand's Lebenswandel soll nicht nur der gewöhnliche lockere der Schauspieler jener Zeit, sondern noch weit unmoralischer gewesen sein; so sagt man, daß er fast nie bei dem sonntägigen Religionsunterricht in der Kirche Saint-Sulpice gefehlt habe, um unter den jungen Mädchen Umschau zu halten und die fügsamen für die Bühne oder für andere noch schlimmere Zwecke zu gewinnen, je nachdem sie sich durch Talent oder nur durch Schönheit auszeichneten. In den letzten Jahren seines Lebens wurde Le Grand von Unwohlsein geplagt, welches ihn um so härter traf, da er nie an Ersparnisse gedacht hatte, obschon er als Schauspieler und als Schriftsteller nicht unbedeutende Honorare zog. Er starb am 7. Jan. 1728 zu Paris und hinterließ einen einzigen Sohn, welcher ebenfalls sein Glück auf der Bühne versuchte und im J. 1768 starb. Er war auch bei der Gesammtausgabe der dramatischen Werke seines Vaters (Théâtre de Le Grand. Paris 1731. 12. 4 Voll.; wiederholt Ibid. 1742. 12. 4 Voll.) thätig; die beste und vollständigste Ausgabe derselben besorgte aber de Laporte, Secretair der Comédie Française (Paris 1770. 12. 4 Voll); sie enthält außer den bereits genannten Stücken (mit Ausnahme des Luxurier) noch die Lustspiele: La Rue Mercière, ou les Maris dupés, en un acte et en vers, La chasse de cerf, comédie-ballet en trois actes und Les Amazones modernes, comédie en trois actes et en prose nebst einem gemeinschaftlich mit L. Fuzelier verfaßten Divertissement; eine gute Auswahl erschien unter dem Titel Chefs-d'Oeuvre dramatiques (Paris 1824. 18.). Der in diesen Ausgaben fehlende Luxurier, welcher zugleich unter der Ueberschrift: Le libertin puni (S. l. et a. 12.) besonders gedruckt wurde, fand auch Aufnahme in den Pièces libres de M. Ferrand et Poésies de quelques autres auteurs (Londres 1738. 8. und öfter) und in das berüchtigte Sammelwerk L'Abatteur de noisettes, ou Recueil de pièces nouvelles des plus gaillardes (La Haye 1741. 12.). Die meisten Lustspiele Le Grand's wurden bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in ganz Frankreich gern gesehen und einige (L'aveugle clairvoyant, Le galant coureur und Le roi de Cocagne) haben sich bis jetzt auf der Bühne erhalten. War Le Grand auch weniger Genie, als witziger Kopf, nahm er es auch mit dem Unterschiede zwischen dem Possenhaften und Edelkomischen nicht genau und war es ihm auch mehr um die Belustigung der Menge, als um den Beifall der fein gebildeten Welt zu thun, so nimmt er doch, was die komische Kraft sowol der Erfindung als auch der Durchführung der Handlung betrifft, eine der ersten Stellen unter den besseren französischen Lustspieldichtern ein. Er hatte schon eine Ahnung von der großen Kunst der jetzigen Dramendichter, sich eines jeden durch die Zeitumstände sich darbietenden Stoffes zu bemächtigen, dabei besaß er als Schauspieler eine vortreffliche Bühnenkenntniß, welche ihm bei der Herbeiführung einer Menge unterhaltender Scenen zu Hilfe kam. Nicht selten ist freilich die Handlung unwahrscheinlich und der Gegenstand derselben gemein, und Scenen von wohlthuender Zartheit, welche den besten Geschmack verrathen, folgen wahre Harlekinaden, woran nur das Publicum der Jahrmarktsbuden Geschmack finden kann; neben den drolligsten Einfällen machen sich die fadesten Gemeinheiten breit und häufig geht der sprudelnde treffliche Witz in schmutzige Späße und Anzüglichkeiten über. Die Kritik hat an ihm auch die Unregelmäßigkeit in der Anlage und Durchführung des Plans getadelt und nicht gebilligt, daß er mehre Gattungen des Lustspiels vermengte, langweilig hat sie aber keines seiner Stücke

genannt und dadurch indirect dem Dichter das größte Lob gespendet *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Nicolas le), ein französischer Arzt des 16. Jahrh. im J. 1520 geboren. Er erwarb sich, nachdem er seine Studien beendigt und mehre Länder Europa's zu seiner weiteren Ausbildung besucht hatte, durch seine glücklichen Heilungen gefährlicher Krankheiten großen Ruhm und ein sehr bedeutendes Vermögen. Er wurde seiner Verdienste wegen zum Leibarzt des Königs Heinrich II. ernannt und soll auch sein Fach durch mehre Werke bereichert haben; Näheres ist aber über dieselben nicht bekannt. Er starb am 24. Sept. 1583. — Ein anderer Nicolas le Grand aus derselben Zeit war als Theolog berühmt und gehörte dem Orden der Franziskaner an. Er lehrte die Theologie an der Universität zu Paris und fand besonders als Erklärer der heil. Schrift großen Beifall. Sein Commentar über die Briefe des Apostels Paulus an die Römer und die Hebräer (Commentarius in Epistolas S. Pauli ad Romanos et Hebraeos. Parisiis 1537. fol.), welchen er dem Könige Franz I. widmete, galt zu seiner Zeit als eine der besten Arbeiten über diesen Theil des neuen Testaments †). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Nicole Ferdinand le), Componist des vorigen Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen man aber nichts Näheres weiß. Er componirte mehre Cantaten und Arien für eine Stimme mit und ohne Violinbegleitung, welche mit Beifall aufgenommen wurden. Sein vorzüglichstes Werk ist aber eine Sammlung von Kriegs-, Liebes- und Trinkliedern, welche unter dem Titel: Triomf der Batavier, bestaande in eenigen Oorlogs-Zangen, Minne-Zangen en Drinkliederen (Amsterd. c. 1730. 4.) erschien und manche werthvolle auf Volksmelodien sich stützende Melodien enthält, aber selten geworden zu sein scheint ††). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Pierre le), Herr von Pouset, bekannter französischer Kriegsmann in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., stammte aus dem alten Adelsgeschlechte der Grands in Touraine. Er widmete sich schon in früher Jugend dem Kriegsdienste und erhielt im J. 1622 den Befehl über das Regiment de Bourdeille, welches einen Theil des Belagerungscorps vor der Festung La Force ausmachte. Bei der Vertheidigung einer Brücke wich er während sieben Stunden nicht von der Spitze seines Regiments, obgleich ihm beide Arme von Lanzenstichen durchbohrt und von Musketenkugeln zerschmettert waren. Diese Heldenthat hatte indessen die Eroberung der Festung zur Folge und erwarb ihm großen Ruhm. Im J. 1625 ward ihm von dem Könige der Auftrag, eine Musketiercompagnie zu Pferde und eine Carabiniercompagnie zu Fuße anzuwerben und einzuüben, um zu den unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls de Bourdeille stehenden Truppen zu stoßen, welcher als Gouverneur von Perigord die Aufgabe hatte, die Versammlungen der Misvergnügten zu hindern und die Autorität des Königs aufrecht zu erhalten *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Pierre le), einer der ersten und verwegensten Flibustier [1]), um das Jahr 1632 zu Dieppe in der Normandie geboren, versuchte sehr jung sein Glück auf dem Meere und hatte sich bereits durch seine Fahrten nach den fernsten Gegenden unter seinen Landsleuten den Namen eines tüchtigen Seemanns erworben; da ihm aber der spärliche Lohn für seinen mühsamen Dienst zu gering war, so begab er sich, um schnell zu einem erklecklichen Gewinn zu gelangen, nach der damals schon Frankreich angehörenden Insel Tortuga in Westindien, um sich unter die Flibustier [2]) oder Küstenbrüder (frères de la côte), wie sich die Piraten, welche daselbst ihren Sammelplatz hatten, nannten, aufnehmen zu lassen. Diese waren zu jener Zeit noch unbedeutende, aber kecke Abenteurer, welche auf elenden Fahrzeugen nach Brasilien und Guinea und sogar nach Ostindien segelten, um an den Küsten zu lauern und die unvorsichtigen Handelsschiffe zu überfallen; Le Grand, welcher seiner Erfahrung im Seewesen wegen zum Führer eines Fahrzeuges gewählt wurde, faßte schon kühnere Pläne und fing an selbst in Westindien auf die Schiffe der Spanier, welche er, wie alle französischen, englischen und holländischen Seeleute jener Zeit, gründlich haßte, Jagd zu machen. Im J. 1660 hatte er bereits auf seinem kleinen Fahrzeuge, welches nur vier kleine Kanonen und 28 Mann an Bord hatte, mehre Wochen ohne Erfolg gekreuzt und man hielt eben, da es bereits allenthalben leck war, Rath, was man in so schlimmen Verhältnissen thun solle, als die Wache auf dem Maste rief, daß sie ein Schiff wahrnehme, welches aber sehr groß zu sein scheine. „Desto besser," antwortete die Mannschaft, „so wird die Beute um so reicher sein." Man befand sich in der Nähe des Caps Tiburon, der westlichsten Spitze von Hispaniola, und es wurde sogleich beschlossen, auf das noch ferne Fahrzeug Jagd zu machen. Als man näher kam, überzeugte man sich, daß das Schiff, in welchem man sogleich ein spanisches erkannte, so groß und so wohl bemannt und bewaffnet war, daß der Erfolg eines Angriffes höchst zweifelhaft sein mußte. Le Grand ließ sich aber dadurch keineswegs abschrecken, sondern feuerte den Muth seiner Leute an, indem er ihnen vor-

---

*) Nouveau dictionnaire historique par *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*. Tom. V. p. 533. Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 574. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. V. p. 104. Biographie générale. Tom. XXX. p. 425.

†) Vergl. Moreri's Dictionnaire historique. Tom. IV. p. 345. Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 574.

††) Universal-Lexikon der Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 574.

*) *L. Moreri*, Dictionnaire historique. Tom. IV. p. 345.

1) Diese Benennung wird von dem englischen Worte Flyboat (Jagdschiff) abgeleitet, weil die Seeräuber, von welchen hier die Rede ist, sich gewöhnlich solcher Fahrzeuge bedienten. 2) Bei den Flibustiern befanden sich Leute von allen Völkern, die meisten waren jedoch Engländer oder Franzosen; unter den letzteren zeichneten sich besonders die Seeleute von Dieppe aus, welche gern in See stachen, um, wie sie sich auszudrücken pflegten, Spanier zu fischen.

stellte, daß man wegen der Winzigkeit ihres Schiffes keinen Verdacht hegen und es ihnen möglich machen würde, unter die Kanonen des Fahrzeuges zu kommen und es zu besteigen, ehe man ihre Absicht ahne. Seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuscht; die spanische Galeone, auf deren Hintercastell die Flagge eines Viceadmirals wehte, setzte in stolzer Ruhe ihren Weg fort, ohne sich um die sich ihr nähernde Barke im geringsten zu kümmern, die Freibeuter aber schwuren Mann für Mann in die Hände ihres Führers, entweder das Schiff zu nehmen oder umzukommen, und steuerten gerade darauf zu. Als der Befehlshaber der Galeone, welcher mit seinen Officieren in der Cajüte bei dem Spiele saß, durch die Wache benachrichtigt wurde, daß die Barke keine gute Absicht zu haben scheine, spottete er über ihre Angst, und als man ihn wiederholt fragte, ob man nicht wenigstens einige Kanonen in Bereitschaft setzen solle, rief er lachend: „Wozu Kanonen? Macht einen Flaschenzug zurecht, um die Nußschale an Bord zu hissen." Diese im Scherz befohlene Vorrichtung war aber unnöthig, denn die Flibustier erkletterten bereits das Schiff und hieben die wenigen Matrosen, welche die Wache hatten und in ihrer Bestürzung keinen Widerstand leisteten, nieder. Le Grand drang mit einigen seiner entschlossensten Leute in die Cajüte, setzte dem Capitain eine Pistole auf die Brust und zwang ihn, sich mit seinen Officieren zu ergeben. Nachdem die ganze Tischgesellschaft gefesselt und eingeschlossen war, wurden die übrigen Matrosen, welche zum Theil unter dem Verdeck ihr Abendbrod verzehrten, zum Theil, da es bereits dunkel war, in tiefem Schlafe lagen, leicht überwältigt, ehe sie sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, denn sie hielten, da ringsum kein Schiff zu sehen war, die Seeräuber für aus der Luft gefallene böse Geister und sprachen, fortwährend das Zeichen des Kreuzes machend, ängstlich zu einander: Son demonios estos (es sind Teufel). Die Flibustier hatten nämlich, ehe sie an Bord der Galeone sprangen, dem geleisteten Schwur getreu, Löcher in die Barke gebohrt, sodaß sie mit allen ihren Habseligkeiten fast unter ihren Füßen in die Tiefe des Meeres versank. Nach Anderen wußten die Flibustier selbst Nichts von der Versenkung ihres Schiffes, einer verwegenen That, welche jeden Rückzug unmöglich machte und nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod ließ, sondern Le Grand war mit dem Chirurgen, seinem vertrauten Freunde, übereingekommen, daß er zuletzt die Barke verlassen, vorher aber ein Loch in dieselbe schlagen solle. Das gekaperte Schiff, welches zu einer nach Europa segelnden Kauffahrteiflotte gehörte, aber durch einen Sturm von derselben getrennt worden war, hatte 54 Kanonen und über 200 Leute an Bord; Le Grand behielt nur so viele, als ihm zur Führung der Galeone nöthig waren und setzte die übrigen bei dem Cap Tiburon ans Land. Er fand in dem spanischen Kauffahrer außer dem Geschütze, der Munition und einer Menge von Lebensmitteln einen großen Reichthum an Waaren und an baarem Gelde und steuerte sogleich nach Europa, wo er das Schiff verkaufte und den Ertrag nebst der Beute mit seinen Gefährten theilte. Die meisten derselben kehrten, nachdem sie ihren Antheil vergeudet und verpraßt hatten, nach Westindien zurück, um ihr früheres Handwerk fortzutreiben; Le Grand aber ließ sich, mit seinem Gewinn zufrieden, als ruhiger Bürger zu Dieppe nieder, wo er im J. 1670 starb. Die Kunde von seiner kühnen That, welche sich schnell unter den Flibustiern verbreitete, übte auf dieselben einen nachhaltigen Einfluß und hatte Unternehmungen zur Folge, welche die Welt in Erstaunen setzten, denn die Piraten beschränkten später ihre Angriffe nicht auf Schiffe, sondern überrumpelten sogar an der Küste liegende reiche Handelsplätze und wohlbefestigte Städte. Fast alle spanische Schiffe, die sich in den westindischen Gewässern zeigten, wurden angefallen und, was immer gleichbedeutend war, genommen, sie mochten groß oder klein sein, Kanonen an Bord führen, oder nicht, und einzeln oder in Gesellschaft segeln. Die kleinen Jagdschiffe der Flibustier verschwanden allmälig, da diese die großen gekaperten Fahrzeuge nach ihrer Weise ausrüsteten und in furchtbare Raubschiffe umschufen. Die Spanier, welche ihren ganzen Handel nach Amerika bedroht sahen, rüsteten zwar Kriegsschiffe aus und ließen sie in den gefährdeten Gegenden kreuzen, die Piraten waren aber zu gewandt und verwegen, als daß sie sich durch solche Vorkehrungen schrecken ließen; diese trugen vielmehr dazu bei, ihre Tollkühnheit zu steigern, und erst am Anfange des 18. Jahrh. wurde durch die gemeinsame Anstrengung der seefahrenden Nationen diesem Unwesen ein Ende gemacht[3]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Pierre le), französischer Rechtsgelehrter und Schriftsteller, am 2. Juni 1804 zu Lille geboren, widmete sich auf der Universität zu Paris der Jurisprudenz und ließ sich nach der Beendigung seiner Studien in seiner Vaterstadt als Anwalt nieder, wo er auch zum Municipalrath und zum Präfecturrath gewählt wurde, aber trotz seinem Geschäfte und seinen Ehrenstellen doch noch Muße genug fand, sich mit der Literatur zu befassen und als Schriftsteller sein Glück zu versuchen. Sein „Bürger von Lille," ein flämisches Sittengemälde (Le Bourgeois de Lille, tableaux de moeurs flamandes. Lille 1831. 8.) und die Beschreibung einer Reise nach Holland, der Schweiz und dem südlichen Frankreich (Voyages en Holland, en Suisse et dans le midi de la France. Lille 1833. 8.) blieben nicht ohne Beifall; noch größern Ruhm erwarb er sich durch seine gediegenen Schriften über Gegenstände der Gesetzgebung (Études sur la Législation militaire et sur la Jurisprudence des conseils de guerre et de révision, avec les principaux arrêts de cassation sur la matière. Paris et Lille 1835. 8. Législation des portions ménagères, où se traite la question des biens communaux dans le nord de la France.

---

3) *G. Th. Raynal*, Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes. l. X. c. 10. (Genève 1780. 8. Tom. V. p. 277). J. W. v. Archenholz, Geschichte der Flibustier. (Tübingen 1803. 8.) S. 120. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 201.

Lille 1850. 8. und Essai d'un Code Criminel de l'Armée. Lille 1857. 8.) und durch seine Beiträge zu den Annales de Législation et de Jurisprudence. Er war auch Mitglied der wissenschaftlichen Gesellschaft seiner Vaterstadt und lieferte seit 1847 sein Scherflein zu den Denkschriften derselben (Recueil des Mémoires de la Société des sciences de Lille). Nach dem Staatsstreiche des 2. Dec. 1851 wurde er als Candidat der Opposition von seinem Departement als Deputirter zu dem gesetzgebenden Körper gewählt und als solcher nahm er einen thätigen Antheil an den Arbeiten der Gesetzgebung. Sein Benehmen erfreute sich des Beifalls seiner Mitbürger und er wurde im J. 1857 wieder gewählt, starb aber schon am 13. April 1859 zu Lille*).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND D'AUSSY (Pierre Jean Baptiste Le), ein geachteter französischer Gelehrter und Schriftsteller, am 3. Juni 1737 zu Amiens geboren, war der Sohn Pierre François Le Grand's, eines ärmlich besoldeten Beamten bei der Generalpacht, welcher sich aber den größten Entbehrungen unterzog, um seinen Kindern eine gute Erziehung geben zu lassen. Nachdem der junge Le Grand [1]) seine Vorbereitungsstudien mit glänzendem Erfolg im Collegium der Jesuiten zu Amiens beendigt hatte, ließ er sich in diesen Orden aufnehmen und wurde von den Oberen, welche jedes hervorragende Talent beobachteten und ihm die entsprechende Richtung zu geben wußten, zum Unterrichtsfache bestimmt. Er hatte schon einige Zeit in dem Collegium zu Caen die Rhetorik gelehrt [2]), als seine harmlose Beschäftigung durch die Aufhebung des Jesuitenordens (1764) unterbrochen und er in seinem 26. Jahre in die ihm völlig fremde Welt geschleudert wurde. Er ließ sich zwar zu Paris nieder, blieb aber dem Leben und Treiben der Hauptstadt stets fremd, da er nur gelehrte und alte Bücher kennen lernen wollte. Er machte auf diese Weise alsbald die Bekanntschaft des bekannten Geschichtforschers J. Bat. de la Curne de Sainte-Palaye, welchem er bei der mühsamen Sammlung des Stoffes zu dem von diesem in Aussicht gestellten Glossaire français [3]) hilfreiche Hand leistete, und des Marquis Antoine René de Paulmy, welchen er bei den in einer Reihe von Bänden erscheinenden Auszügen aus seinem reichen Bücherschatze (Mélanges tirés d'une grande bibliothèque. Paris 1775 seq. 12. 109 Voll.) kräftig unterstützte. Durch die Vermittelung dieser Männer erhielt der bescheidene Gelehrte im J. 1770 die Stelle eines Secretairs der Studiendirection an der Militairschule, welche ihm jedoch Muße genug ließ, seine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen; auch der lohnende Auftrag, die Erziehung des Sohnes eines reichen Generalpächters zu vollenden, konnte nur auf einige Jahre seine liebste Beschäftigung unterbrechen und wir sehen ihn bald darauf wieder als fleißigen Mitarbeiter an des Grafen L. E. de Tressan Bibliothèque des Romans (Paris 1775 seq. 12. 112 Voll.). Bei der Durchforschung des von Sainte-Palaye, Paulmy und Tressan aus Handschriften gesammelten Materials sprachen ihn die kleineren poetischen Erzählungen (Fabliaux) der alten französischen Dichter ganz besonders an. Er sammelte und übersetzte deshalb die vorzüglichsten derselben und erntete mit seinem nach dem wenig beachteten Anlaufe Etienne Barbazan's (Fabliaux et contes. Paris 1756. 12. 3 Voll.) zuerst wieder dieses Feld der französischen Literatur bebauenden Versuche (Fabliaux ou Contes des douzième et treizième siècles, traduits ou extraits d'après les manuscrits du tems; avec des notes et des imitations. Paris 1779. 8. 3 Voll.) so großen Beifall, daß er noch einen vierten Band, welcher die von Mönchen gedichteten frommen Erzählungen enthält (Contes dévots, Fables et Romans anciens. Paris 1781. 8.), folgen lassen und alsbald eine neue Auflage des Ganzen (Paris 1781. 18. 5 Voll.) veranstalten konnte, die er mit einer Abhandlung über die Troubadours, welche auch besonders (unter dem Titel: Observations sur les Troubadours. Paris 1782. 8.) erschien, vermehrte. Da er darin aber den Trouvères (den alten Dichtern der nördlich von der Loire liegenden Provinzen Frankreichs) in Bezug auf Phantasie, Geist und Talent den Vorzug vor den Troubadours (den südfranzösischen Dichtern) einräumte, so fand er entschiedenen Widerspruch und besonders suchten Laurent Pierre Berenger [4]) und der Abbé J. B. Papon [5]) die Ehre ihrer Landsleute zu retten. Le Grand's Sammlung enthält unstreitig eine große Anzahl der besten, hauptsächlich durch natürliche Unbefangenheit und Humor, öfter auch durch satyrischen Anflug ausgezeichneten Fabliaux nordfranzösischer Dichter und läßt uns genauer als irgend ein geschichtliches Werk den Geist einer Zeit erkennen, welche im Allgemeinen keineswegs die übertriebenen Lobsprüche verdient, welche man ihr zu spenden sich zuweilen veranlaßt findet. Die Sitten waren damals ebenso derb und roh, als unflätig. Die Ausgelassenheit herrschte nicht nur unter den Rittern auf ihren festen Burgen, sondern auch in den Städten unter den Bürgern und selbst die Geistlichkeit und insbesondere das Mönchthum

*) Biographie générale. Tom. XXX. p. 439.

1) Den Beinamen d'Aussy nahm er später, um sich von den zahlreichen Le Grands zu unterscheiden, von Aussy-le-Château (im Departement Pas-de-Calais), dem Geburtsorte seines Vaters, an. 2) Unter seinen Schülern machten sich viele auf dem Gebiete der Wissenschaften bekannt, der ausgezeichnetste derselben ist aber unstreitig der berühmte Mathematiker Pierre Simon Laplace, zu welchem er später an der Militairschule, an der dieser eine Professur bekleidete, wieder in nähere Beziehung kam. 3) Vergl. Projet d'un glossaire français. Paris 1756. 4. Das aus mehr als 40 Folianten bestehende Manuscript sollte unter dem Titel: Glossaire de l'ancienne langue françoise, depuis son origine jusqu'au siècle de Louis XIV. in zehn bis zwölf Foliobänden erscheinen; es wurden aber nur 1470 Columnen des ersten Bandes gedruckt und dieses höchst seltene Fragment läßt lebhaft bedauern, daß der Plan nicht ausgeführt wurde.

4) In dem Portéfeuille d'un troubadour ou Essais poétiques suivies d'une Lettre à Grosley sur les trouvères et les troubadours. Paris et Marseille 1782. 8. 5) In seinem Voyage de Provence avec cinq lettres sur les troubadours. Paris 1780. 8. 2 Voll.

war nicht frei von Verderbniß. Einige dieser Fabliaux, welche auch spätere Dichter nachahmten, treiben ihre Freiheit in der Darstellung geschlechtlicher Verhältnisse bis zur frechen Unzüchtigkeit und selbst manche fromme Erzählungen müssen einer späteren gebildeteren Zeit geradezu gottlos erscheinen, oder wird es jetzt dem Frommen nicht anstößig sein, wenn die Jungfrau Maria für eine von ihrem Beichtvater entführte Nonne, deren Gestalt sie annimmt, so lange im Kloster bleibt, bis die Sünderin reumüthig zurückkehrt oder wenn sie gar bei einer schwangeren Aebtissin mit zwei Engeln erscheint, um ihr heimlich in Kindesnöthen Beistand zu leisten, wenn Gott Vater am Allerheiligentage im Paradiese Hof hält und wenn bei dieser Festlichkeit die Engel, die Patriarchen, die Märtyrer, die heiligen Jungfrauen und Witwen nicht sehr züchtige Liebeslieder anstimmen und Jesus mit seiner Mutter den Ball eröffnet, später aber mit Magdalena tüchtig tanzt und ihr die größten Schmeicheleien sagt? Der Geschichtsforscher wird für diese Mittheilungen, aus welchen er seine Folgerungen zieht, dem fleißigen Le Grand sehr dankbar sein, ein noch weit höheres Verdienst hätte sich dieser aber erworben, wenn er bei der Bearbeitung der alten Dichtungen sich nicht zu große Freiheiten erlaubt und nicht ausschließend nach den von Paulmy und Sainte-Palaye gesammelten Auszügen gearbeitet hätte, statt nach den ihm zugänglichen Originalen zu greifen. Dieser Nachtheil, welchen man früher nicht für bedeutend hielt, stellte sich erst nach der Bekanntmachung solcher vollständigen Fabliaux in ihrer ursprünglichen Fassung von Dominique Martin Meon[6]) und Achille Jubinal[7]) in seinem ganzen Umfange heraus. Für den gewöhnlichen Leser behielt übrigens die Bearbeitung von Le Grand fortwährend ihre Anziehungskraft, wie die neue von Ant. Aug. Renouard besorgte und mit einem Theile der Originale[8]) vermehrte Ausgabe (Fabliaux ou contes, fables et romans du XII^e^ et du XIII^e^ siècle, trad. ou extraits par Legrand; troisième édition. Paris 1829. 8. 5 Voll. avec grav.) beweist. Ob Renouard dabei ein von dem Uebersetzer hinterlassenes, mit zahlreichen Anmerkungen, Verbesserungen und Zusätzen ausgestattetes Exemplar der zweiten Ausgabe benutzte, wird nicht gesagt. Le Grand's Arbeit fand auch im Auslande Anerkennung und wurde von Gr. L. Way ins Englische[9]) und von S. Chr. A. Lütkemüller ins Teutsche[10]) übersetzt und einzelne Fabliaux riefen sogar gute Nachahmungen hervor[11]). Le Grand's Studien über die alten Dichter führten ihn zur Ausarbeitung eines andern Werkes, wozu ihm der Marquis de Paulmy den Plan angab und welches die Geschichte des Privatlebens der Franzosen, insbesondere der Wohnung, der Kleidung, der Nahrung und der Vergnügungen behandeln sollte. Die Abtheilung, welche sich mit der Nahrung beschäftigt (Histoire de la vie privée des Français depuis l'origine de la nation jusqu'à nos jours. Paris 1783. 8. 3 Voll.), erschien zuerst und hatte einen unerwartet günstigen Erfolg, da sie eine Menge trefflicher Beiträge zur Culturgeschichte enthält. Lange Zeit war nach der Darstellung des Historikers die Nahrung sehr roh; das Schwein bildete die Hauptzierde der Tafel selbst bei festlichen Gelegenheiten und man ließ den Schinken in der Messe segnen, um sich am Osterfeste für das Fasten gütlich zu thun; man kannte damals in Paris noch nicht die leckersten Fische, welche der Ocean spendet, und aß noch im 16. Jahrh. das Meerschwein, den Wal und den Haifisch; die Vögel dienten bis zum 9. Jahrh. als Fastenspeise, weil sie nach dem ersten Buche Mosis mit den Fischen an einem und demselben Tage erschaffen wurden. Die guten Mönche, welche durch ihre Regel zur beständigen Enthaltsamkeit verurtheilt waren, tödteten sich also durch ein Huhn in ihrem Kohle ab und da nach vielen und langen Streitigkeiten entschieden worden war, daß das Schmalz kein Fett sei, so benutzten sie, während sie sich Milch und Eier versagten, den Speck zur Bereitung der Speisen. Le Grand führt für alle seine Behauptungen die zuverlässigsten Beweisstellen an, hat aber den Stoff zu sehr in die Breite gezogen, da er sich nicht entschließen konnte, einen Theil des mit so großer Mühe gesammelten Materials zu opfern. Die Masse desselben war so überwältigend, daß er sich auch scheute, die Ausarbeitung der übrigen Abtheilungen zu beginnen. J. B. de Roquefort, welcher eine neue Ausgabe der erschienenen Bände mit vielen Verbesserungen, Zusätzen und Erläuterungen (Paris 1815. 8. 3 Voll.) besorgte, löste sein Versprechen, eine Fortsetzung, welche das Geschichtliche der Wohnung und Kleidung bringen sollte, herauszugeben, aus unbekannten Gründen nicht. Nachdem Le Grand viele Jahre mit rastlosem Fleiße gearbeitet hatte, glaubte er sich eine Erholung gönnen und der Einladung eines seiner Brüder nach der Auvergne folgen zu dürfen[12]). Er machte diese Reise im J. 1787 als

6) Nouveau recueil de fabliaux et contes inédits des poètes français des XII^e^, XIII^e^, XIV^e^ et XV^e^ siècles, publié par Méon. Paris 1823. 8. 2 Voll. 7) Nouveau recueil de contes, dits fabliaux, et autres pièces inédites des XIII^e^, XIV^e^ et XV^e^ siècles, pour faire suite aux collections Legrand d'Aussy, Barbazan et Méon mis au jour pour la première fois par Achille Jubinal. Paris 1839—1842. 8. 2 Voll. 8) Diese wurden für die Besitzer der beiden ersten Ausgaben unter dem Titel: Choix et extraits d'anciens fabliaux (Paris 1829. 8.) auch besonders abgedruckt. 9) Fabliaux or Tales abridged from French Manuscripts on the XII and XIII Centuries by M. Le Grand, selected and translated into English verse, with a Preface, Notes and Appendix. Lond. 1796—1800. 8. 2 Voll. Mit Holzschnitten. Diese Ausgabe ist sehr schön und selten, ein späterer Nachdruck (London 1815. 8. 3 Voll.) ist leichter erreichbar.

10) Erzählungen aus dem 12. und 13. Jahrh. Mit historischen und kritischen Anmerkungen. Aus dem Französischen des Le Grand. Halle 1795—98. 8. 5 Bde. 11) Dazu gehört das mit Beifall aufgenommene englische Gedicht: Partenopex de Blois, a Romance in four Cantos from the French of M. Le Grand by W. S. Rose. London 1807. 4. 12) Le Grand hatte zwei jüngere Brüder, welche sich dem geistlichen Stande widmeten; der eine, Pierre Theodore Louis Augustin, trat im J. 1762 in den Prämonstratenserorden, war vor der Revolution zuerst Prior zu Licques in der Diöcese von Boulogne, ging dann in derselben Eigenschaft in die Abtei Saint-André in der Stadt Clermont und

gelehrter Beobachter und legte nach seiner Heimkehr die von ihm gesammelten Bemerkungen in einem flüchtig zusammengestellten Berichte (Voyage dans la haute et basse Auvergne. Paris 1788. 8.) nieder[13]), bald aber bereute er die Eile, womit er zu Werke gegangen war, besuchte zum zweiten Mal die Auvergne und ließ die Reisebeschreibung völlig umgearbeitet und mit vielen Zusätzen bereichert in einer zweiten Ausgabe (Voyage fait en 1787—88 dans la ci-devant haute et basse Auvergne, aujourd'hui département du Puy-de-Dôme, du Cantal et partie de celui de la Haute-Loire. Paris 1795. 8. 3 Voll.) erscheinen[14]). Der Styl in diesem Werke, dessen Stoff der Verfasser aus der unmittelbaren Anschauung der Natur schöpfte, ist weit reiner und anziehender, als in allen übrigen Schriften desselben, welche die Spuren der Auszüge aus älteren Werken zu sichtbar an sich tragen; auffallend bleibt es übrigens, daß Le Grand fast ausschließend die natürliche Beschaffenheit des Landes schildert und nur selten die Geschichte und die Alterthümer desselben berührt, weshalb auch seine Reisebeschreibung, welche doch eigentlich als seine einzige, auf eigener Anschauung beruhende und auch in Beziehung auf Styl und Sprache zu rühmende Leistung betrachtet werden muß, fast nur den Naturforschern näher bekannt ist und von ihnen nach Gebühr gewürdigt wird. Die Forschungen über die vaterländische Culturgeschichte vermochten übrigens nicht Le Grand gänzlich von dem Studium des classischen Alterthums, welches er früher als Lehrer mit großem Eifer getrieben hatte, gänzlich abzubringen und er hatte außer andern ähnlichen Arbeiten auch die Biographie des Apollonius von Tyana nach Apollodor bearbeitet, welche aber erst nach seinem Tode unter dem Titel: Vie d'Apollonius de Tyane (Paris 1807. 8. 2 Voll.) von einem seiner Freunde herausgegeben wurde. Er versuchte zwar die von Apollodor mitgetheilten Fabeln zu beseitigen und den vorhandenen Stoff kritisch zu sichten, sein philologischer Scharfsinn reichte aber keineswegs hin, um ein klares Bild von dem Leben und Treiben des griechischen Philosophen und Wundermannes zu entwerfen. Als Mitglied des Nationalinstituts der Wissenschaften und Künste war Le Grand ebenfalls nicht unthätig und die gelehrten Beiträge, welche er für dasselbe lieferte, gehören zu den nicht sehr zahlreichen Denkschriften desselben, welche stets einigen Werth behalten werden. Seine Nachricht über den Zustand der französischen Marine am Anfange des 14. Jahrh. (Notice sur l'état de la marine en France au commencement du XIV^e siècle et sur la tactique navale usitée alors dans les combats de mer, in den Mémoires de l'Institut national des sciences et arts. Sciences morales et politiques. Tom. II. 1799. p. 302.) gründet sich auf seine Forschungen in den gleichzeitigen Handschriften und außer ihm wäre wol damals kein Gelehrter Frankreichs im Stande gewesen, diese historisch und technisch wichtige Mittheilung zu machen. Noch lehrreicher ist seine Abhandlung über die altfranzösischen Gräber (Mémoire sur les anciennes sépultures nationales et les ornements extérieurs qui, en divers temps, y furent employés, sur les embaumements, sur les tombeaux des rois francs dans la ci-devant église de Saint-Germain-des Prés, et sur un projet de fouilles à faire dans nos départements, in den Mémoires. Tom. II. 1799. p. 411.). Die Zeit, aus welcher die Gräber herrühren, wird auf eine sehr sinnreiche Weise aus den Gegenständen, welche sich in denselben finden, gefolgert und die Untersuchung geht bis zu den Jahrhunderten zurück, in denen die wilden Bewohner Galliens sich steinerner Beile als Waffen und Werkzeuge bedienten. Auch glaubt der Verfasser, daß die Reichthümer der Gallier, Franken und Westgothen, welche nach seiner Behauptung täglich in den Gräbern verschwanden, sich noch an Ort und Stelle befinden und durch umsichtige Nachgrabungen wieder zu Tage gefördert werden können, eine Vermuthung, gegen welche gegründete Zweifel obwalten[15]). Wichtig war zu ihrer Zeit seine Erörterung über die älteste, von den teutschen Eroberern eingeführte Gesetzgebung, nämlich über die Rechtsbücher der salischen Franken, der Burgunder und der Westgothen (Mémoire sur l'ancienne législation de la France, comprenant la loi salique, la loi des Visigoths, la loi des Bourguignons, in den Mémoires. Tom. III. 1801. p. 382.), muß aber durch neuere Forschungen vielfach berichtigt und ergänzt werden. Die Uebersetzung eines alten Reisetagebuches (Voyage d'outre-mer et retour de Jerusalem en France, par voie de terre, pendant le cours des années 1432 et 1433, par Bertrandon de la Brocquière, conseiller et premier écuyer-tranchant de Philippe-le-Bon, duc de Bourgogne: ouvrage extrait d'un manuscrit de la Bibliothèque nationale, remis en français moderne, in den Mémoires. Tom. V. 1804. p. 422.), welche er auf Verlangen des Instituts bekannt machte, läßt bedauern, daß er nicht noch andere alte Reiseberichte und zwar in der Originalfassung aus den ihm zu Gebote stehenden Handschriften herausgab; sie würden nicht unwichtige Aufschlüsse über die Geographie des Mittelalters liefern und den zahl-

starb als Pfarrer zu Beauchesne bei Vendôme in der Diöcese von Amiens. Der andere Bruder, Alexandre, war Pfarrer an der Kirche Saint-Roch zu Paris.

13) Die teutsche Uebersetzung unter dem Titel: Reise durch Auvergne, ein verteutschter Auszug aus dem französischen Original des Herrn Le Grand d'Aussy, nebst einem Anhange geographisch-statistischer und vermischter Nachrichten aus Herrn du Laure's Beschreibung von Frankreich (Baireuth 1791. 8.) ist dem Originale vorzuziehen. 14) Auch diese Ausgabe wurde unter dem Titel: Le Grand's Reisen in die Auvergne, mit Zusätzen von Link (Göttingen 1797. 8.) ins Teutsche übersetzt.

15) Die Abhandlung über die Gräber wurde auch später unter dem Titel: De Sépultures nationales et particulièrement de celles des rois de France, par Legrand d'Aussy; suivi des Funerailles des rois, reines, princes et princesses de la monarchie française, depuis son origine jusques et y compris celles de Louis XVIII.; par M. de Roquefort (Paris 1824. 8.) besonders und mit Zusätzen herausgegeben.

reichen Auszügen aus alten französischen Dichtern, welche er in den Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque du roi (Paris 1787 seq. 4.) gab, vorzuziehen sein. Neben allen diesen bereits erwähnten Arbeiten trug sich Le Grand viele Jahre mit dem großartigen Vorhaben, eine vollständige Geschichte der französischen Poesie zu schreiben, zweifelte jedoch an der Möglichkeit der Ausführung, da ihm nicht hinreichende Quellen zur beliebigen Verfügung standen; als er aber im J. 1795 zum Conservator der Handschriften an der Nationalbibliothek ernannt wurde, griff er den früheren Plan mit frischem Eifer wieder auf und erweiterte ihn sogar, indem er die Geschichte der Sprache und der gesammten Nationalliteratur in ihn einzuschließen gedachte. Ungeheure Vorräthe von Material waren bereits aufgeschichtet und einzelne Theile des Werkes, für welches die Kräfte eines einzigen Menschen kaum auszureichen schienen, schon ausgearbeitet, als ihn unvermuthet der Tod hinwegraffte. Er starb zu Paris am 5. Dec. 1800. Als Mensch besaß Le Grand viele Vorzüge, aber auch manche Schwächen, welche größtentheils durch seine abgeschlossene Lebensweise bedingt wurden, und es fehlte ihm hauptsächlich der gefällige Anstrich, welchen der Mann den gesellschaftlichen Berührungen und dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte verdankt. Er hatte ein gutes, gefühlvolles Herz und bewies sich stets sehr wohlthätig gegen die Armen, sein Urtheil war aber oft sehr hart und von bitterer Laune eingegeben, wodurch er sich manche Unannehmlichkeiten zuzog und in den üblen Ruf eines grämlichen Gelehrten brachte. Jedenfalls muß man ihm das Lob spenden, daß er während seines thätigen Lebens so viel Nutzen stiftete, als ihm möglich war und gehört er auch nicht zu den bevorzugten Schriftstellern, welche sich trotz dem sie verfolgenden Neide und Hasse zu einer großen Berühmtheit emporarbeiten, so nimmt er doch eine hervorragende Stelle unter den Gelehrten ein, welche mit den Schätzen ihres Wissens zu wuchern verstehen [16]. (*Ph. H. Külb.*)

GRAND DE LALEU (Louis Augustin le), französischer Rechtsgelehrter, am 18. Mai 1755 zu Rouvion in der Picardie (jetzigem Departement Aisne) geboren, widmete sich der Jurisprudenz und trat nach der Beendigung seiner Studien mit glücklichem Erfolg als Anwalt auf; da er aber im J. 1786 ein von ihm entworfenes Gutachten, welches drei von dem Amtsgerichte von Chaumont zum Rade verurtheilte Leute in Schutz nahm und ihre Schuld bezweifelte, nach Recht und Pflicht unterzeichnen zu müssen glaubte, so wurde er von der Liste der Anwälte gestrichen. Das Gutachten dient als Anhang zu des seiner strengen Gerechtigkeitsliebe wegen bekannten und verfolgten Generaladvocaten Jean Baptiste Mercier Dupaty Mémoire justificatif (Bordeaux 1786. 4.), welches zwar auf Befehl des Parlements zu Paris verbrannt wurde, aber doch die drei unschuldig verurtheilten Bürger von Chaumont vom Tode rettete. Le Grand, welcher sich durch sein furchtloses Verfahren als einen rechtlichen Menschen und tüchtigen Juristen bewährt hatte, wurde während der Revolution als Professor der Gesetzgebung an die zu Laon errichtete Centralschule des Departements Aisne berufen und später als correspondirendes Mitglied in das Institut, welches an die Stelle der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften getreten war, aufgenommen. Seine Verdienste als Lehrer fanden bei der Regierung die gebührende Anerkennung und verschafften ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Er starb am 13. Juni 1819 zu Laon an einer Pulsadergeschwulst. Seine in dem Institute gelesene Abhandlung über den Ostrakismos und Petalismos der Athenienser (Dissertation historique et politique sur l'ostracisme et le pétalisme. Paris 1808. 8.) zeigt den gediegenen Juristen und Alterthumsforscher und seine Untersuchungen über die alte Criminaljustiz der Franzosen (Recherches sur l'administration de la justice criminelle chez les Français avant l'institution des parlements et sur l'usage de juger les accusés par leurs pairs ou jurés tant en France, qu'en Angleterre. Paris 1823. 8.) theilte mit dem ähnlichen Werke Joseph Elznar Dominique Bernardi's den von der Akademie im J. 1789 ausgesetzten Preis, wurde aber erst nach dem Tode des Verfassers gedruckt. Am Ende des Bandes sind einige ansprechende Gedichte des Verfassers beigefügt, unter denen sich besonders zwei schwungvolle Oden auf die Uebertragung der sterblichen Reste der Philosophen Descartes und J. J. Rousseau in das Pantheon auszeichnen. Der Roman Philotas (s. l. 1786. 8.), welcher ohne Le Grand's Namen erschien, sucht seine philosophischen Ansichten in das Gewand der Dichtung zu hüllen. Er hatte auch eine Uebersetzung des epischen Gedichts Araucana des Don Alonso de Ercilla in Versen begonnen und die Arbeit war bei seinem Tode bereits bis zum 16. Gesange gediehen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDAMI [1] (Jacques), französischer Theolog und Astronom, im J. 1588 zu Nantes geboren, trat in seinem 19. Jahre (10. Nov. 1607) in die Gesellschaft Jesu und wurde, nachdem er seine Studien beendigt und seine Gelübde abgelegt hatte, von seinen Obern zum Unterrichtsfache bestimmt. Er lehrte zuerst die Rhetorik und dann sechs Jahre hindurch die Philosophie und Theologie in verschiedenen Schulen seines Ordens und war dann nach einander Rector der Collegien zu Bourges, Rennes, Tours, la Fleche und Rouen. Die Stelle

16) Notice historique sur Legrand d'Aussy, par Pierre Charles Lévesque, in den Mémoires de l'Institut national des sciences et arts. Sciences morales et politiques. Tom. IV. p. 84 (auch abgedruckt bei der Biographie des Apollonius von Tyana und in der dritten Ausgabe der Fabliaux von Renouard). Biographie universelle. Tom. XXII. p. 580. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. V. p. 109. Biographie générale. Tom. XXX. p. 429. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. V. p. 251.

*) Notice sur L. A. Le Grand de Laleu vor den Recherches. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 204. Biographie générale. Tom. XXX. p. 431.

1) Latinisirt lautet der Name Grandamicus.

eines Generalvisitators der sämmtlichen Jesuitenklöster in Frankreich nahm er nur sehr ungern und nur aus Gehorsam gegen seinen Ordensgeneral Francisco Piccolomini an und bewirkte alsbald die Uebertragung derselben an einen andern, um sich wieder ganz den gewohnten Studien hinzugeben. Die mathematischen Wissenschaften zogen ihn vor allen andern an und er befaßte sich mit besonderer Vorliebe mit der Astronomie und Chronologie. Sein erstes Werk über die Unbeweglichkeit der Erde (Nova Demonstratio Immobilitatis Terrae, petita ex virtute magnetica, et quaedam alia ad leges magneticas usumque longitudinum et universam geographiam spectantia. Flexiae 1644. 4. Ibid. 1645. 4. Florentiae 1645. 4. Parisiis 1665. 8.) erregte Anfangs großes Aufsehen, wurde aber später gänzlich vergessen, da die Voraussetzungen, auf welchen die Theorie des Verfassers von den magnetischen Eigenschaften der Erde beruhte, sich bald als falsch erwiesen, dagegen blieben seine vorzüglich gearbeiteten astronomischen Tafeln (Tabulae astronomicae. Parisiis 1665. 4.) lange im Gebrauch. Ebenso haben seine Schriften über die Berechnung der Sonnenfinsternisse überhaupt (Ratio supputandarum eclipsium solis. Parisiis 1668. 4.) und über einzelne Sonnenfinsternisse (Deux éclipses en l'espace de quinze jours déchiffrées. Paris 1666. 4. und Dissertatio de eclipsi solis notata a Pachymere in Historia de Michaële Paleologo et Epilogismus accuratus defectionis solis, quae contigit anno Chr. 1255 die 30. Decembris bei den Anmerkungen zur Geschichte des Pachymeres l. IV. c. 3 in der von Petr. Possin besorgten Ausgabe, 1666. fol.), sowie seine Abhandlungen über einzelne Kometen (Le cours de la comète qui a paru sur la fin de l'année 1664 et au commencement de l'année 1665. Avec un traité de sa nature, de son mouvement et de ses effets. Paris 1665. 4. und Parallèle de deux comètes qui ont paru les années 1664 et 1665. Paris 1665. 4. 2 Broschüren) jetzt ihren Werth für die Geschichte der Sternkunde noch nicht verloren. Auch in der Erörterung chronologischer Fragen leistete er Vorzügliches und seine Abhandlung: De die supremo et Natali Christi quaestio Evangelica, in qua asseritur perfecta consensio Annorum Christi et Aerae communis in Ecclesia a mille et amplius annis usu recepta (Flexiae 1661. 4.) fand so entschiedenen Beifall, daß er sie zu einer vollständigen Chronologie (Chronologia Christiana. De Christo nato et rebus gestis ante et post ejus Nativitatem. Editio secunda. Parisiis 1668. 4. 3 Voll.) ausarbeitete. Er sucht in diesem Werke, welches bis zum 16. Jahrh. reicht, mit großer Gelehrsamkeit darzuthun, daß jede Entfernung von der in der christlichen Kirche seit so vielen Jahrhunderten angenommenen Zeitrechnung ebenso unnöthig als unstatthaft sei, und stützt seine Beweise hauptsächlich auf die zuverlässigen Beobachtungen der Sonnenfinsternisse. Als Prediger und theologischer Schriftsteller machte er sich durch seine Vorträge über die Herrlichkeit Gottes in Christus (Tractatus Evangelici de summa Dei gloria in Christo Jesu Domino nostro; ad materiam et formam concionum accommodati. Parisiis 1664. 4.) bekannt. Nachdem er sein Amt als Visitator, wodurch er gezwungen war, ganz Frankreich zu durchreisen, niedergelegt hatte, trug er noch mehre Jahre in verschiedenen Profeßhäusern den in der dritten Prüfungszeit befindlichen Ordensgenossen die Theologie vor und starb am 12. Februar 1672 im Collegium zu Paris. Grandami genoß nicht nur als ein sehr gelehrter, sondern auch als ein sehr biederer Mann die allgemeine Achtung und Liebe; er war höchst gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflichten, streng gegen sich selbst und stets möglichst mild gegen Andere. Seine Frömmigkeit war ebenso musterhaft, wie sein Fleiß, und der Tod überraschte ihn während seines Morgengebetes [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDAMICUS (Julian), um die Mitte des 16. Jahrh. zu St. Omer geboren, scheint während des Aufstandes der Niederlande gegen die spanische Regierung, in deren Diensten er vermuthlich stand, eine nicht unbedeutende Rolle gespielt und seinen Wohnsitz zu Löwen gehabt zu haben. Ueber seine Lebensverhältnisse ist nichts Näheres bekannt; auch als Schriftsteller kann er kein großes Lob beanspruchen, doch haben seine Leichenrede auf den Predigermönch Alfonso Contreras, Beichtvater des Herzogs von Alba (Oratio funebris in obitum Alfonsi Contreras, Duci Albano a confessionibus, habita Lovanii 1569. Antverp. 1570. 8.), sein Gedicht auf den Tod des bei Gröningen gefallenen Spaniers Gabriel Manrique und seine Lobrede auf Cäsar de Avalos, Vicekönig von Sicilien (Carmen in obitum Gabrielis Manrique et Encomium Caesaris de Avalos. Antverp. 1574. 8.), für den Geschichtsforscher einigen Werth, weil sie manche sonst nirgends zu findende Einzelnheiten enthalten *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDAUER (Bernhard Michael v.), teutscher Staatsmann, am 18. Dec. 1776 zu Würzburg von bürgerlichen Aeltern geboren, widmete sich, nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, der Rechtsgelehrsamkeit und beschäftigte sich nach Beendigung seiner Studien mit literarischen Arbeiten; besonders war er einer der fleißigsten Mitarbeiter der damals sehr beliebten Oberteutschen Literaturzeitung für die Fächer der Jurisprudenz, der Staatswirthschaft und der Geschichte. Als Würzburg an die baierische Krone gelangte, wurde er Landrichter zu Karlstadt unweit des Bades Brückenau, wo er sich durch Thätigkeit und unnachsichtige Ausübung seiner Pflichten so sehr auszeichnete, daß der Kronprinz Ludwig, während seines Aufenthaltes an dem Badeorte, unwillkürlich seine Aufmerksamkeit auf ihn lenken mußte.

2) Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, ed. *Nath. Sotvell* (Romae 1676. fol.) p. 368. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 288. Biographie générale. Tom. XXI. p. 636. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. Tom. IV. p. 287.

*) *Val. Andreae Desselii* Bibliotheca Belgica (Lovanii 1643. 4.) p. 597.

Dieser gewann ihn allmälig lieb und blieb ihm auch, nachdem er den Thron bestiegen hatte, fortwährend gewogen, wie schon daraus hervorgeht, daß er ihn, als er wegen angegriffener Gesundheit um Entlassung von seinem Amte nachsuchte, im J. 1827 als Oberstudienrath nach München berief und im J. 1829 zum Kabinetssecretair ernannte. Als solcher erlangte er einen bedeutenden, nicht von Allen als heilsam bezeichneten Einfluß, denn er soll bei der Aufhebung vieler liberalen Institutionen mit seinem Rathe nicht gefehlt haben. Im December 1831 ward er wirklicher Staatsrath, behielt aber seine bisherige Wirksamkeit bei, obschon sie von der Ständeversammlung heftig angegriffen worden war. Er starb am 23. Nov. 1838 zu München. Als gelehrten Juristen bewies er sich sowol in seinen schon erwähnten Aufsätzen als auch in seinem, wie es scheint, nicht sehr bekannt gewordenen und unbeendigt gebliebenen Werke: „Die Gesetzgebung des Fürstenthums Würzburg unter kurpfälzischer Regierung. Erster Band. Verordnungen vom 1. Dec. 1802 bis den 1. Jan. 1806" (Würzburg 1806. 8.); auch andere Fächer waren ihm nicht fremd; er war ein tüchtiger Philolog und gründlicher Mathematiker, Physik und Chemie trieb er als Lieblingsstudium. Als Staatsmann hat er keine günstige Beurtheilung erfahren. Unwahr ist wol der Vorwurf, daß er einen geheimen Polizeibriefwechsel mit vertrauten Günstlingen unterhalten und auch lächerlich der Tadel, daß er an der Spitze einer jesuitischen Congregation gestanden habe; leugnen läßt sich indessen nicht seine übertriebene Hingebung an die Capuciner und alle Bettelmönche überhaupt und von ihm soll auch die Idee ausgegangen sein, in Baiern das alte Klosterwesen wieder herzustellen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDAUS ASIANUS, ein griechischer Rhetor, dessen Lebensverhältnisse aber uns völlig unbekannt sind und dessen Namen die Nachwelt nicht einmal erfahren haben würde, wenn der ältere Seneca denselben nicht erhalten hätte, was freilich ein leicht zu ertragender Verlust wäre. Seneca macht nämlich bei der Controverse, ob eine in Gefangenschaft gerathene Priesterin, welche ohne ihren Willen durch Gewaltthätigkeit ihre Keuschheit verloren habe, ihr Amt wieder bekleiden könne, darauf aufmerksam, daß man auch unzüchtige Gegenstände auf eine anständige Weise verhandeln könne, und tadelt an den griechischen Rhetoren, daß diese solche Rücksichten ganz außer Acht gelassen und die schändlichsten Dinge geradezu bei ihrem Namen genannt hätten. Er führt unter diesen seinem Tadel unterliegenden Rhetoren auch Grandaus Asianus an und theilt auch ein Beispiel seiner unverhüllten Redensarten mit †). (*Ph. H. Külb.*)

*) Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. (Leipzig 1833. 8.) Bd. 2. S. 209. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1839. Bd. 1. S. 53.

†) Grandaus Asianus aeque declamator, quum diceret in eadem controversia: Num ideo occidi adulteros non paterentur, dixit: *Εἶδε· φιλάῤῥενα μοιχὸν ἔλαβον.* Senecae Controvers. l. I. controv. 2 in fine.

GRANDCHAMP (Joseph Christophe Couin), Baron von, französischer General, am 14. Juni 1763 zu Beaumont (im jetzigen Departement der Sarthe) geboren, trat im J. 1780 als Kanonier in ein Artillerieregiment, stand in den Jahren 1780 und 1781 während des Zwiespalts mit England wegen Nordamerika bei den Truppen, welche in der Normandie und bei Brest zur Vertheidigung der Küste aufgestellt waren, und befand sich bei der Belagerung von Genf im J. 1782, besonders aber zeichnete er sich nach dem Ausbruche der Revolution in dem Vertheidigungskriege gegen die Preußen in Lothringen (1792) aus, wo er einen Schuß in die linke Hüfte erhielt, aber zur Belohnung seiner Tapferkeit zum Lieutenant in der reitenden Artillerie ernannt wurde. Als solcher diente er in der Legion des Nordens, in der Armee der Vendée und in dem Heere der Pyrenäen und machte den Feldzug nach Italien mit, auf welchem er sich wieder in dem Kampfe bei der Brücke von Arcole (17. Nov. 1796) durch seine Kühnheit hervorthat. Zum Hauptmann befördert, folgte er Bonaparte nach Aegypten und kam nach der Beendigung dieser verunglückten Expedition wieder mit der Consulargarde, in welche er mit seinem Range versetzt worden war, nach Italien, wo er sich durch seine Leistungen in der Schlacht von Marengo zum Obersten emporschwang. Im J. 1804 ward er Mitglied der Ehrenlegion und Wähler des Departements der Eure und Loire. Darauf befehligte er ein Artillerieregiment in der an der Westküste Frankreichs zusammengezogenen Armee, von wo er mit einer Abtheilung derselben nach Teutschland zog. In den Kriegen gegen Oesterreich und Preußen nahm er fast an allen bedeutenden Schlachten Theil und war am Ende des Feldzuges Brigadegeneral. Zum Reichsbaron ernannt und im J. 1808 zur spanischen Armee versetzt, entwickelte er in den Jahren 1809—1811 auf der pyrenäischen Halbinsel große Thätigkeit und Umsicht. Nach Frankreich zurückberufen, zeichnete er sich noch ganz besonders in dem letzten Feldzuge Napoleon's aus und wurde nach der Abdankung des Kaisers in den Ruhestand versetzt. Nach der Julirevolution im J. 1830 trat er mit seinem früheren Range noch einmal in Thätigkeit, nahm aber schon im J. 1832 wieder seinen Abschied. Er starb am 9. Sept. 1834 und man rühmt ihm nach, daß er einer der treuesten Diener Napoleon's war *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDCHAMP (M. de), französischer Militair und Schriftsteller, um das Jahr 1670 geboren, trat sehr früh in das Heer und hatte es nach langem Dienste erst bis zum Hauptmann in dem Regimente Lillemarais gebracht, weshalb er, um seine bedeutenden mathematischen Kenntnisse zu verwerthen, zu der Zeit, als Oesterreich, Holland und England ein Bündniß gegen Frankreich schlossen, als Ingenieur in holländische Dienste trat. Er befand sich in dieser Eigenschaft bei dem Armeecorps, welches im J. 1702 unter der Anführung des Herzogs von Marlborough Lüttich nahm und fiel bei dem

*) Biographie des hommes vivants. Tom. II. p. 247. Fastes de la Légion d'honneur. Tom. III. p. 149.

ersten Angriffe auf die Citadelle dieser Stadt. Er hatte sich auch als Schriftsteller versucht, seine aus Dichtung und Wahrheit bestehende Erzählung Le Télémaque moderne, ou les Intrigues d'un grand seigneur pendant son exil (Cologne 1701. 12.) fand jedoch keinen großen Beifall, Werth hat aber die erst nach seinem Tode herausgegebene geschichtliche Arbeit: La Guerre d'Italie, ou Mémoires du comte D*** (Cologne 1702. 12.), welche in einer zweiten verbesserten Auflage mit Zusätzen von dem bekannten Schriftsteller Sandras de Courtilz (La Haye 1707. 12.) erschien. Da der Verfasser nicht auf dem Titel genannt ist, so haben manche Bibliographen dieses Werk fälschlich dem Herausgeber zugeschrieben *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANCOLAS (Jean), französischer Theolog, um das Jahr 1660 in der Nähe von Chateaudun (im Departement der Eure und Loire) geboren, wurde, nachdem er seine theologischen Studien beendigt und nach einer glänzenden Disputation am 17. März 1685 von der Sorbonne die theologische Doctorwürde erhalten hatte, Kaplan bei Ludwig's XIV. Bruder, dem Herzoge Philippe von Orléans, und hielt nach dem Tode desselben (1701) die Leichenrede, welche aber den Sohn des Herzogs, den späteren Regenten Philippe von Orléans, so wenig befriedigte, daß dieser ihm, obgleich er alle sonstigen Beamten seines Vaters behielt, den Abschied gab. Der gelehrte, aber der gewöhnlichen Lebensweisheit entbehrende Theolog wurde darauf Kaplan zu St. Benoit, welche Stelle er sein ganzes Leben hindurch behielt, ohne irgend einen Schritt zur Erlangung eines einträglicheren Amtes zu thun. Er hatte überhaupt einen finstern und unverträglichen Charakter und seinem Benehmen klebte eine gewisse Rohheit an, die selbst seine Standesgenossen von ihm entfernte. Bei den Prüfungen, welche zur Ertheilung der theologischen Doctorwürde durch die Sorbonne nothwendig waren, bewies er eine so unerbittliche Strenge, daß er alsbald der Schrecken der Candidaten wurde. Zugestehen muß man indessen, daß er die ihm von der Natur versagte Liebenswürdigkeit durch andere der Sorbonne angenehme Eigenschaften ersetzte und derselben durch seine Kenntnisse große Dienste leistete. Er war ein entschiedener Feind aller Neuerungen in der theologischen Wissenschaft, welche in seiner Zeit der Kirche große Unannehmlichkeiten und Sorgen bereiteten, und suchte sie auf jede Weise zu bekämpfen. Er soll auch, wie der witzige Abbé Barral beißend bemerkt, der einzige gewesen sein, der sich in den Versammlungen der Facultät in der lateinischen Sprache geläufig auszudrücken wußte, dagegen schrieb er in seiner Muttersprache desto schlechter. Seine wissenschaftliche Thätigkeit richtete er hauptsächlich auf die Erforschung der kirchlichen Alterthümer, insbesondere des Ursprungs und der Fortbildung der verschiedenen Liturgien und legte die Ergebnisse seiner Forschungen in mehren Werken nieder, unter welchen sein Traité des Liturgies, ou la manière dont on a dit la Messe dans chaque Siècle dans les Églises d'Orient et d'Occident (Paris 1698. 12.) und sein Ancien sacrementaire de l'Église où sont toutes les pratiques qui s'observaient dans l'administration des sacrements chez les Grecs et les Latins (Paris 1698 et 1699. 12.) die vorzüglichsten sind. In dem ersteren führt der Verfasser die bei der Messe übliche Liturgie auf die Einsetzung des Abendmahls durch Christus durch Ausstreckung und Auflegung der Hände zurück, zeigt, daß zur Zeit der Apostel die Ceremonien und Gebete noch ebenso einfach waren, die angeblich ältesten Liturgien unecht sind, die griechische Liturgie die ältere ist und die römische ihr Vieles entlehnte und kommt zu dem Schlusse, daß die jetzige römische erst nach Gregorius I. ihre völlige Ausbildung erhielt. Er theilt dabei den Inhalt der unechten Liturgien mit und erklärt die Bedeutung der echten. Dieselbe Darstellungsweise beobachtet er in dem zweiten Werke, welches sich mit der Einrichtung der kirchlichen Locale, mit der Spendung des Abendmahles, der Buße, der Taufe und der Firmung befaßt und das Alte von dem Neueren und das Echte von dem Falschen zu scheiden sucht. Seine übrigen zahlreichen Schriften sind größtentheils verwandten Inhalts; von den Sacramenten im Allgemeinen sprechen: Traité de l'Antiquité des Cérémonies des sacrements (Paris 1692. 12.) und Le Quiétisme contraire à la doctrine des sacrements (Paris 1693. 12.). In dem zweiten Werke findet man eine Entwickelung und Widerlegung der Irrthümer des spanischen Priesters Miguel Molinos nebst anziehenden Mittheilungen über dessen Lebensverhältnisse. Die Lehre von der Erbsünde und der Taufe erörtert Tradition de l'Église sur le péché original et sur la réprobation des enfans morts sans baptême (Paris 1698. 12.); von der Beichte handeln La Science des Confesseurs, ou la manière d'administrer le sacrement de Pénitence (Paris 1696. 12.); L'ancienne Discipline de l'Église sur la Confession et sur les pratiques les plus importantes de la pénitence (Paris 1697. 12.) und L'ancien Pénitentiel de l'Église, ou les pénitences que l'on imposait autrefois pour chaque péché et les devoirs de tous les états et professions préscrits par les saints-pères et par les conciles (Paris 1698. 12.); von dem Abendmahle: De l'Intinction, ou de la coûtume de tremper le pain consacré dans le vin (Paris 1693. 12.) und Histoire de la Communion sous une seule espèce, avec un traité de la concomitance, ou de la Présence du corps et du sang de Jésus-Christ sous chaque espèce (Paris 1696. 12.), und von der Messe: Heures sacrées, ou exercice du chrétien pour entendre la messe et pour approcher des sacrements, tiré de l'Écriture Sainte (Paris 1697. 12.); Traité de la messe et de l'office divin (Paris 1713. 12.) und Dissertations sur les messes quotidiennes et sur la confession (Paris 1715. 12.). Ferner verdienen Beachtung sein Commentar über das römische Brevier (Commentaire historique sur le Bréviaire romain.

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 10. Biographie générale. Tom. XXI. p. 637.

Paris 1715. 12. 2 Voll.) nebst dem Laienbrevier (Le Bréviaire des Laïques, ou l'office divin abrégé. Paris 1715. 12.). Der Commentar über das Brevier ist jedenfalls eines seiner vorzüglichsten Werke, welches besonders in der lateinischen Uebersetzung (Commentarius historicus in Romanum Breviarium, quo simul aliarum singularium Ecclesiarum, praecipue Breviarii Parisiensis ritus explicantur. Antverpiae 1734. 4. Venetiis 1734. 4.) große Verbreitung fand. Ein brauchbares Handbuch für die Literatur der Kirchenväter lieferte er in seiner Critique abrégée des ouvrages des auteurs ecclésiastiques (Paris 1716. 12. 2 Voll.), obschon die wirkliche Kritik gerade die schwächste Seite desselben ist; daß er aber mit diesem Zweige der theologischen Literatur sehr vertraut war, beweist die Bearbeitung der Katechesen des heil. Cyrillus von Jerusalem (Les Catéchèses de saint Cyrille de Jérusalem, avec des notes et des dissertations. Paris 1715. 4.). Beachtung verdienen auch noch seine Schriften über den Religionsunterricht im Allgemeinen (Instructions sur la réligion tirées de l'Écriture Sainte. Paris 1693. 12.), über die Moral (Traité de morale en forme d'entretien. Paris 1699. 12. 2 Voll.) und über das Jubiläum (Instruction sur le Jubilé, avec des résolutions de plusieurs cas sur cette matière. Paris 1722. 12.). Seine Uebersetzung des bekannten Buches von der Nachfolge Christi (L'Imitation de Jésus-Christ, traduction nouvelle, précédée d'une Dissertation sur l'auteur de ce livre (Paris 1729. 12.) ist nicht gelungen und nur der Einleitung wegen merkwürdig, weil er darin behauptet, dieses Erbauungsbuch rühre weder von dem heil. Bernhard, noch von dem heil. Bonaventura, noch von Thomas von Kempen, noch von Gerson her, sondern der Verfasser desselben sei höchst wahrscheinlich Hubertinus von Casali, ein Franziskanermönch des 14. Jahrh., eine Ansicht, welche auch schon von Andern aufgestellt, aber mehrfach und gründlich widerlegt wurde. Zur Kenntniß der französischen Cultur liefert dagegen seine Geschichte der Kirche und der Universität von Paris (Histoire abrégée de l'Église, de la Ville et de l'Université de Paris. Paris 1728. 12. 2 Voll.) manchen anziehenden Beitrag, da der Verfasser ohne Rückhalt seine Meinung oder vielmehr seinen Tadel auch über hochstehende Personen und insbesondere über den Cardinal de Noailles ausspricht, weshalb auch das Werk unterdrückt wurde und selten ist. Im Allgemeinen sind sämmtliche literarische Leistungen dieses gelehrten Theologen nur unverdaute Compilationen aus den Kirchenvätern und andern theologischen Schriftstellern aller Zeiten und Völker, wodurch er sich jedoch den Dank der Nachwelt verdient hätte, wenn nur darin wenigstens einige Ordnung und Methode beobachtet wäre. Grancolas starb am 1. Aug. 1732 zu Paris*). *(Ph. H. Külb.)*

*) *L. Ellies Dupin*, Bibliothèque des auteurs ecclésiastiques. Dix-septième siècle. Vol. V. P. 2. p. 335 seq. *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Vol. V. p. 532. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 284. Biographie générale. Tom. XXI. p. 635.

GRAND DONNON, höchste Spitze der Vogesen, auf der Grenze der französischen Departements der Vogesen, des Ober- und Nieder-Rheins, 3100 Fuß hoch. *(H.)*

GRANDE (Joannes), italienischer Rechtsgelehrter des 17. Jahrh., zu Aversa in der Provinz Terra di Lavoro im Königreiche Neapel geboren, war nach der Beendigung seiner Studien einige Zeit Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt und wurde später Beisitzer des königlichen Tribunals in der Provinz Terra di Bari. Ungewöhnliche Kenntnisse in seinem Fache und ein durchdringender Scharfsinn brachten ihn zu großem Ansehen und gaben seinen Entscheidungen ein maßgebendes Gewicht auch außerhalb seines Vaterlandes. Sein Werk über die wichtige Rechtsfrage des feindlichen Vorgehens von Verbannten gegen ihre Heimath (De Bello Exulum) wurde von dem Rechtsgelehrten Joh. Bapt. Thori (Neapoli 1654. 8.) mit Anmerkungen herausgegeben*). *(Ph. H. Külb.)*

GRANDE (Juan), ein spanischer Mönch aus dem Orden des heil. Johannes von Gott, von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er sich während einer Pest, welche die Stadt Xeres in Andalusien verwüstete, durch seinen unermüdlichen Eifer in der Pflege und Tröstung der Kranken auszeichnete und am 3. Juni 1600 als Opfer seiner Menschenliebe starb. Er ward erst im J. 1852, freilich etwas spät, heilig gesprochen. Den Beinamen „Sünder," welchen er führt hatte er sich selbst in seiner großen Demuth beigelegt; jedenfalls verdient er eher Erwähnung als mancher andere heiliggesprochene Mönch, da er sich einem edeln Zwecke opferte†). *(Ph. H. Külb.)*

GRANDEAU D'ABANCOURT (Louis Joseph), französischer General, am 5. Dec. 1761 geboren, machte die ersten Kriege der Revolution als Adjutant des Generals Lefebure mit und rückte am 11. Fructidor des Jahres XII (29. Aug. 1804) zum Brigadegeneral vor. Seine gründliche militairische Bildung war in den folgenden Feldzügen bei vielen Gelegenheiten sehr ersprießlich und wog häufig glänzende Thaten, welche die Geschichte erzählt, auf. Er wurde deshalb, da der Kaiser solche Verdienste nach Gebühr zu würdigen verstand, zum Mitglied der Ehrenlegion und im J. 1808 zum Reichsbaron ernannt. Er machte auch den Feldzug nach Rußland mit und zeichnete sich bei Smolensk, wo er verwundet wurde, und in andern Gefechten durch seinen Muth und seine Umsicht so sehr aus, daß Napoleon ihn zur Belohnung seiner Dienste zum Divisionsgeneral beförderte. Nach dem unglücklichen Ausgange der Expedition zog er sich auf Stettin zurück, wo er mit einer Garnison von 9000 Mann, die er aus den Trümmern der Armee zusammengebracht hatte, den Feind wiederholt zurückschlug. Nach der Restauration

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 576.

†) Biographie générale. Tom. XXI. p. 637.

erhielt er eine seinen Kenntnissen und Erfahrungen entsprechende Stelle bei der Generalinspection der Infanterie, welche er bis zu seinem Tode (30. März 1832) versah. Grandeau war nur Soldat, aber Soldat im ganzen Sinne des Wortes *). (*Ph. H. Külb.*)

Grande Chartreuse, s. Karthause.

GRANDES. Höchster Ehrentitel des spanischen und portugiesischen Adels, ursprünglich mit vielen Privilegien verbunden, heute kaum mehr, als ein Spiel der Eitelkeit, und fast ganz bedeutungslos geworden. Schon frühzeitig finden sich in Castilien und Aragonien, wie anderswo, verschiedene Rangstufen unter dem Adel; zunächst unterschied man zwischen dem niedern der Edelbürtigen und Ritter und dem hohen der Ricos hombres, welche letztere, Nachkommen der Gothen, welche unter Pelayo's Fahnen sich zur Befreiung des Vaterlandes von den arabischen Eindringlingen vereinten, bedeutenden Antheil an der Verwaltung aller Staatsgeschäfte erwarben. Zahllos ist noch heute die Menge der niedern Adeligen oder Hidalgos (hijos de algo = Sohn von Etwas; im Gegensatz zu den spanischen Plebejern, den hijos de nada; nicht etwa = Sohn von einem Gothen, wie man das Wort früher oft erklärte), die theilweise sich mit uralter Abstammung brüsten, theilweise erst später durch königliche Gnade nobilitirt sind. Namentlich in Biscaya, wo jeder Landmann adeligen Geblütes, ist diese Classe überwiegend; große Bildung ist gewöhnlich nicht ihr Privileg, dagegen ein maßloser Dünkel; der mannhafte Junker aus der Mancha ist das beste Abbild derselben. Zunächst muß der Adel des Vaters und Großvaters bewiesen sein; auf die mütterlichen Ahnen kommt es dabei wenig an; denn heirathet ein Hidalgo eine Plebejerin, so folgen deren Kinder dem Range des Vaters, wie umgekehrt die Kinder aus der Ehe einer Edeln mit einem Plebejer in die Classe der letztern treten. Auch unter den Hidalgos schon unterscheidet man verschiedene Stufen; solche, deren Uradel zweifellos ist, heißen Hidalgos notorios de casa y solar conocido, auch de cuatro costados (mit vier Quartieren), solche, die von edlem Geschlechte, ohne hinlängliche Mittel zum Unterhalt, königliche Pensionen beziehen, werden Hidalgos de devengar quinientos sueldos, solche, die sich ihr Adelspatent gerichtlich bestätigen ließen, Hidalgos de ejecutoria genannt. Diese alle gehören zum Uradel; alle andern sind Hidalgos de privilegio, d. h. durch ein königliches Patent geadelt; verächtliche Eindringlinge in letztere Classe sind die „de bragueta," die sich das Patent erschlichen, und „de gatera," die sich selbst zu Adeligen gestempelt, ohne Beweise vorbringen zu können; spöttisch nennt man auch wol Einen, der gern den Gentleman spielen möchte, einen Hidalguillo oder Hidalguejo. Die Form der Anrede an die Hidalgos „Usted" (= Vuestra merced, Eure Gnaden) ist dieselbe wie bei allen Beamten und par courtoisie bei jedem gebildeten Manne; ebenso das früher nur den Ricos hombres zukommende Don (catalonisch En, Mosen; in Valencia Micer), das ihren Vornamen vorgesetzt wird. Auch die Geistlichen, wenn sie nicht schon adeliger Abkunft sind oder einer höheren Rangclasse angehören — Bischöfe erhalten das Prädicat Ilustrisima (d. h. Señoria), Erzbischöfe Excelentisimo y Ilustrisimo Señor — werden als Edle „nobles" zur Hidalgueria gerechnet. Die Hidalgos bildeten in älteren Zeiten den Heerbann; sie dienten als Caballeros und Infanzones unter den Fahnen der Ricos hombres, des hohen Adels, aus dem die alten Grandes-Geschlechter hervorgegangen sind. In älteren Zeiten werden einzelne derselben auch Grafen genannt; doch gab dieser Titel kein besonderes Vorrecht, wenn er auch bei gewissen Geschlechtern Generationen hindurch erblich war; die Grafen von Burgos, Ahnen der Herrscher von Castilien, suchten, sowie sie sich unabhängig gemacht, diesen Namen möglichst zu beseitigen. Allgemein wird bald dafür die Bezeichnung der Ricos hombres (rics homens in Catalonien) oder proceres, magnates, optimates, wie sie die lateinischen Schriftsteller nennen. Das Wort „rico" bezeichnete damals nicht sowol den Reichthum, als eine große Macht und hohes Ansehen; es ist dasselbe, wie das spätere grande. Auch die Ricos hombres zerfielen in verschiedene Classen, uralt waren nur die de sangre (hochgeborenen); alle anderen verdankten ihren Rang entweder ihrem Besitze (de estado) oder den von ihnen bekleideten Würden (de dignidad) und dann der besonderen Bestätigung des Souverains. Der Grundbesitz an sich sollte nicht entscheiden, vielmehr ein hervorragendes, altererbtes Ansehen; so wurden denn durchaus nicht alle die, welche über Vasallen zu gebieten hatten, zu den Ricos hombres gerechnet. Aber sehr natürlich war es, daß bald die zweite Classe, der reiche, befestigte Grundbesitz, sich mit dem Uradel verschmolz, während die dritte, deren Mitglieder meist durch persönliches Verdienst in die Reihe der Ricos hombres aufgerückt waren, demselben lange Zeit hindurch fern stand. Schon in dem castilianischen Gesetzbuche Alfonso's X., den Siete partidas, werden die Ricos hombres mit dem gleichbedeutenden Namen Grandes hie und da bezeichnet, als dieselben, „die in andern Ländern Grafen oder Barone heißen," welche letztere Titel in Spanien nicht mehr vorkommen. Wir sehen übrigens aus demselben Gesetzbuche, wie bedeutend der Antheil des hohen Adels an der Staatsverwaltung war; der König war in seiner Machtvollkommenheit durch dieselben sehr beschränkt, da die Ricos hombres sich als geborene Rathgeber der Krone betrachteten und die höchsten Aemter beanspruchten. Als charakteristisches Kennzeichen des hohen Adels galt das Recht „der Fahne und des Kessels" (pendon y caldera); beide Attribute wurden den Ricos hombres feierlich vom Könige verliehen; die Fahne blieb die erste Nacht verhüllt in der Kirche ausgestellt, die der neue Inhaber gewöhnlich zu besuchen pflegte, meist in seiner Burgkapelle. Diese Symbole, die man oft in das Wappen der Ricos hombres aufgenommen findet, bezeichneten das Recht, Truppen zum königlichen Dienste zu werben,

*) Fastes de la Légion d'honneur. Tom. III. p. 251. Biographie des hommes vivants. Tom. III. p. 306.

und die Macht, solche zu unterhalten. Außer dem Prädicate Don, das anfänglich nur dem Könige, den Infanten und höchsten kirchlichen Würdenträgern gebührte, genossen die Ricos hombres eine Menge von Exemtionen und Vorrechten. Nicht nur hatten sie als Reichsunmittelbare, als directe Vasallen des Königs, Sitz und Stimme auf allen Reichstagen, sondern sie waren auch, da sie dem obersten Kriegsherrn mit Hab und Leben dienten — was allerdings bei den Kämpfen gegen die Mauren in Betracht kam — von allen Steuern befreit. Sie besaßen Soldgüter, königliche Lehen, für deren Einkünfte sie dem Könige mit einer Anzahl Lanzen — jede aus einem Ritter nebst 4—5 Gewappneten bestehend — dienten, und die sie nur in gewissen seltenen Ausnahmefällen verlieren konnten. Ohne ausdrücklichen Befehl des Königs durften sie vor kein Civil- und Criminalgericht vorgeladen werden; ja, sie durften sogar ungehindert mit ihren Vasallen das Reich verlassen und einem andern Fürsten, selbst gegen ihren Landesherrn dienen, ohne sich deshalb der Felonie und des Hochverraths schuldig zu machen. Zu solchen wichtigen Rechten und Freiheiten gesellten sich noch besondere äußere Auszeichnungen; so durften sie bei öffentlichen Handlungen sich vor dem Könige setzen und bedecken; der König redete jeden einzelnen mit Tu, nicht mit Vos, an und nannte ihn „mein Vetter" (mi primo), während andere Adelige nur das mi pariente „mein Verwandter" von ihm empfingen; selbst das Privileg, nicht gehängt, sondern auf einem Stuhle durch den Strang gerichtet zu werden, kam ihnen zu; man nannte das „recebir el garrote noble." So bildeten die Ricos hombres eine mächtige, in sich befestigte Kaste, einen gewaltigen Lehensadel, der die königliche Machtvollkommenheit unendlich beschränkt und bis gegen Ende des 15. Jahrh. die Geschicke Spaniens lenkte. Es war da ein ähnliches Verhältniß wie im teutschen Reiche mit dem alten hohen Adel; nur daß es Karl V. in Spanien besser gelang als in Teutschland, den königlichen Absolutismus zu befestigen und die Macht der Stände wie der Reichsunmittelbaren zu brechen. Versuche, den Lehensadel zu einem bloßen Hofadel herabzustimmen, hatten bereits Ferdinand und Isabella mit Hilfe des staatsklugen Ximenes gemacht; war es ihnen nicht ganz gelungen, so hatten sie doch ihrem Enkel den Weg gewiesen. Und Karl V. fand seine Aufgabe schon dadurch erleichtert, daß unter den alten Ricos hombres, die sich nunmehr sämmtlich Granden nannten, verschiedene Rangstufen durch Ertheilung von Titeln eingetreten waren; so wurde es ihm möglich, die Grandes, die sich „edel wie der König" (noble como el Rey) nannten, von den übrigen Ricos hombres auszusondern, die fortan als Titulados eine Mittelstufe zwischen diesen und den Hidalgos einnehmen sollten.

Was nun zunächst diese Adelstitel anbelangt, so ist der Name *Principe* niemals einem Ricos-hombres-Geschlechte für Spanien verliehen worden. Wo derselbe in Spanien geführt wird, hängt derselbe an auswärtigem Besitze, besonders in Neapel und Sicilien, auf welcher letzteren Insel die einzige Stadt Palermo noch heute mehr an Fürsten und Herzogen von Spaniens Gnaden aufzuweisen hat, als Grandes-Titel in ganz Spanien zu finden sind. Der Prinzen-Titel war ausschließlich Privileg des Thronerben, des Prinzen von Asturien; Heinrich III. als Kronprinz empfing ihn zuerst 1393, als er sich mit Katharina von Lancaster vermählte. Eine einzige Ausnahme, die aber in Spanien viel Misbilligung fand, sehen wir bei dem Herzoge von Alcudia, dem der Titel eines Friedensfürsten — Principe de la Paz — von seinem Protector Karl IV. verliehen wurde; doch ward derselbe nach seinem Falle 1808 cassirt und auch von seinen Nachkommen nicht weiter beansprucht. Ein Fürst Sangro von Castelfranco, sein Zeitgenosse, führte einen neapolitanischen Titel. Der älteste Grafen-Titel in Spanien ward 1328 dem Alvaro Nuñez de Osorio, als Grafen von Trastamara, Lemus und Sarria verliehen; er war ein bloßes Prädicat, ohne factische Vorrechte vor den andern Grandes. Bald folgte der höhere Titel eines Marques von Villena, den zuerst Alfonso de Aragon, Sohn des Infanten Pedro von Aragonien († 1412), 1366 empfing. Allein erst seit 1445 ward derselbe allgemeiner; Iñigo Lopez de Mendoza erhielt ihn für Santillana, der vielberufene Juan Pacheco für Villena. Dazu kam 1371 der herzogliche Name, zuerst einem Ausländer, dem bekannten Bertrand du Guesclin als Duque Molina verliehen; Fadrique von Castilien ward bald darauf Duque Benavente, Juan de Portugal 1387 Duque Valencia. In Aragonien führten zuerst die jung verstorbenen Söhne des Königs Johann I. den Herzogstitel. Neben diesen drei Rangstufen — die Namen Vizconde und Baron kamen zwar damals auch schon vor, ersterer namentlich oft in Navarra, doch nicht im übrigen Spanien, wo sie erst in neuester Zeit Eingang fanden — nahmen unter den Grandes noch zwei Großwürdenträger des Reichs eine hervorragende Stellung ein. Der eine war der Großadmiral (Almirante) von Castilien, Toledo, Leon und Galicien, der andere der Condestable von Castilien. Beide Würden waren ursprünglich nicht erblich; erstere aber ward es mit ihrem 25. Inhaber Alfonso Enriquez († 1429), Enkel des Königs Alfons XI. von Castilien und Ahnherrn der Herzoge von Medina del Rioseco, letztere, erst 1382, für jenen Alfonso von Aragon, Marques von Villena, creirt, 1473 mit dem 6. Inhaber, Pedro Fernandez de Velasco, Stammvater der Herzoge von Frias. Oft genug wurden solche Titel nach dem Tode oder bei Lebzeiten ihres Trägers wieder eingezogen; erst dann, nachdem die Grandes ihre wirkliche Macht eingebüßt, genossen deren Erben, die nun nicht mehr zu fürchten waren, ungestört die Nachfolge in dem väterlichen Majorate. — Nicht so glücklich, wie Ferdinand der Katholische, war sein Schwiegersohn Philipp von Oesterreich in seinem Bestreben, die Vorrechte des hohen Adels zu vernichten, und auch Karl I. war anfänglich genöthigt, den Grandes die alten Privilegien zu lassen, damit dieselben ihm bei der Unterdrückung der ständischen Bewegung in Catalonien wirksamen Beistand leisteten. Aber in derselben Zeit führte auch Karl den ent-

scheidenden Streich gegen die Uebermacht der Grandes. Seine Kaiserkrönung zu Aachen am 23. Oct. 1520 bot ihm die beste Gelegenheit, den stolzen, unabhängigen Lehensadel in einen geschmeidigen, abhängigen Hofadel zu verwandeln. Eine Anzahl Ricos hombres hatte ihn zu dem Krönungsfeste begleitet; in gewohnter Weise beanspruchten sie das Recht, sich vor ihrem Könige zu bedecken, das den teutschen Reichsfürsten gegenüber dem Kaiser nicht zukam. Die letzteren drohten, sich zu entfernen, falls den Spaniern solches Vorrecht eingeräumt bliebe. Da wußte Karl durch seinen Hofmarschall, den Herzog Fadrique von Alva, die letzteren zu bewegen, ausnahmsweise bei dieser Gelegenheit sich ihres Privilegs zu enthalten und der teutschen Sitte zu folgen. Doch gaben die Grandes damit nicht für immer nach; vielmehr beanspruchten sie fortwährend als Reichsunmittelbare den Rang souverainer Fürsten und den Vortritt vor den Herzogen von Savoyen, wie vor den teutschen und italienischen Reichsfürsten. Als zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges die Herzoge von Escalona und Bejar unter dem Kurfürsten von Baiern dienten, wollten erstere sich nie dazu verstehen, den Kurfürsten „Hoheit" zu tituliren; da sie ihm vielmehr nur die ihnen selbst zukommende Titulatur „Excellenz" gaben, kam es dahin, daß der Kurfürst seine stolzen Waffengefährten niemals anreden mochte. Gegenüber dem weltgebietenden Kaiser Karl zogen die Ricos hombres indessen andere Saiten auf, um nicht das Loos der gebändigten Communeros und ihres unglücklichen Hauptes, ihres Standesgenossen Padilla, zu theilen, und ließen sich, als Karl 1522 nach Spanien zurückgekehrt, eine durchgreifende Reform gefallen. Die eigentlichen Grandes sollten in Zukunft nur durch kaiserlich-königliche Gnade zur Ausübung ihrer Privilegien berechtigt sein; und so zog Karl eine scharfe Scheidelinie zwischen den übrigen Ricos hombres oder Titulados und den wenigen Berechtigten, denen der Granden-Titel entweder wegen hoher Abkunft und ausgedehnten Grundbesitzes bestätigt oder wegen besonderer persönlicher Verdienste für die Zukunft in Aussicht gestellt wurde. Auch Ausländern ward jetzt der Titel mehrfach verliehen; dieselben hießen zum Unterschied von den einheimischen Grandes de Castilla Granden von Spanien. Und auch unter den Grandes sollten verschiedene Abstufungen stattfinden; eine erste Classe, welche die gleich von Karl bestätigten Titulados umfaßte, und eine zweite, die ursprünglich die von ihm, dann auch die von Philipp II. neu creirten in sich schloß; eine dritte Classe bildeten dann die, welche durch Verleihung der späteren Könige diese Würde erlangten. Doch ward davon insofern später, nachdem man die meist rein äußerlichen Prärogative aller drei Classen festgestellt hatte, abgewichen, als es dem Souverain freistand, nach Willkür die eine oder andere Classe zu verleihen. So war ein Herzog, obgleich sein Titel der höchste, nicht gleich von selbst Grand erster Classe, stand vielmehr, wenn er etwa zweiter Classe war, den zur ersten gehörigen Grafen nach. Ueber die Titulados, welche von Karl 1520 und 1522 gleich als Grandes (erster Classe) anerkannt wurden, sind die Schriftsteller verschiedener Meinung; sicher gehörten dazu die Herzoge von Medinasidonia, Alburquerque, Alva de Tormes (Alba), Escalona, Najera, Infantado, Bejar und Arcos, sowie der Almirante und Condestable von Castilien; wahrscheinlich wurden auch die Marqueses von Astorga und Aguilar, die Grafen von Benavente und Lemus, sowie die Herzoge von Segorbe und Montalto, letztere beiden wegen ihrer Abstammung aus königlich aragonischem Geblüte, mit dieser Würde begnadigt. An die Stelle der alten fürstlichen Vorrechte trat nun eine Menge nichtssagender Privilegien, die großentheils schon von Anfang an mit jenen verbunden waren; bildeten sie aber damals einen unwesentlichen Anhang, so wurden sie nun das charakteristische Abzeichen der Grandes. Dazu gehörte das Prädicat Excelencia, das sonst nur den Infanten, Ministern und Großkreuzen der Orden zukam — der Titel Alteza gebührte lediglich dem Thronerben oder Regenten, wie ihn u. a. der Stellmacherssohn Espartero und der „Friedensfürst" führten —, während die Titulados nur auf das Usia (Vuestra Señoria) Anspruch hatten. Dazu ferner die bisherige Anrede seitens des Königs mit „mi primo," der auch auf die ältesten Söhne und präsumtiven Erben der Grandes, selbst wenn dieselben nur Titulados waren, ausgedehnt wurde; auf den Reichstagen saßen sie unmittelbar hinter den Prälaten und gingen überall nicht blos den Titulados, sondern auch den königlichen Bastarden vor. Sie hatten freien Zutritt in den Palast und die Gemächer des Königs; gingen sie durch den Vorsaal der Garden in dem königlichen Schlosse, so ward mit den Füßen gepocht, um den Schildwachen ein Zeichen zum Präsentiren des Gewehrs zu geben. Das bekannteste Vorrecht aber war die Cubertura, schließlich der wichtigste Rangunterschied zwischen den drei Classen. Die Grandes der ersten erschienen mit bedecktem Haupte vor dem Souverain, entblößten dasselbe beim Handkuß, bedeckten sich dann wieder und grüßten nur militairisch, während der König sie ansprach. Die der zweiten erschienen mit entblößtem Haupte, bedeckten sich nach dem Handkusse, behielten aber, so lange der Herrscher mit ihnen sprach, den Hut in der Hand; bei der dritten Classe erfolgte die Cubertura erst, nachdem der König sie entlassen, doch in Gegenwart desselben, nachdem er ihnen es zuvor geboten. — Bei der Erhebung zu der Grandes-Würde stand es übrigens, wie gesagt, dem Könige frei, jede beliebige Classe zu ertheilen; auch wurde dieselbe auf Lebenszeit verliehen, namentlich an Ausländer, z. B. an Alessandro Farnese, Herzog von Parma († 1592), an den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt († 1705), an den Herzog Joachim Ernst von Holstein-Plön († 1700), an den Grafen Rudolf Siegmund von Sinzendorff († 1747), an den friesischen Abenteurer Johann Wilhelm von Ripperda, der am 24. Juli 1725 zum spanischen Herzoge und Granden dritter Classe erhoben ward, bei seinem 1737 erfolgten Tode aber seinem Sohne († 1751) nur den väterlichen Baron-Titel hinterließ. Solche Grandeza honoraria ward auch noch in unserem Jahrhundert verliehen, meist aber über

kurz oder lang durch königlichen Befehl in erbliche verwandelt. Bei der Verleihung der Grandeza ging es folgendermaßen zu. Der Designirte begab sich, begleitet von einem „Pathen" (padriño), der natürlich ein Grande sein mußte, in den königlichen Palast, dessen Pforten bis zum Audienzsaal geöffnet waren. In letzterem fand er den König, zu dessen Linken die anwesenden Grandes standen, machte mit entblößtem Haupte seine Reverenz, worauf der König dann, je nachdem derselbe der ersten oder einer niederen Classe angehören soll, zu seiner Zeit das „Bedecken wir uns" (cubrios) sprach. Der Candidat folgte alsbald dem Befehle, nahm aber sofort den Hut (sombrero) wieder ab, folgte dem Könige zu den anderen Grandes, in deren Corps er somit introducirt ward, und bedeckte sich dann von Neuem. Sollte der Titel nun auf Lebenszeit gelten, so ward das einfache „cubrios" ausgesprochen; sollte er erblich sein, so ward nicht blos der Grundbesitz, auf dem der Titel basirt ward, hinzugefügt, sondern auch die Erblichkeit definitiv erklärt, mit der Formel: „Herzog (oder Marques oder Graf) von N. N., bedeckt Euch für Euch und die Eurigen." Die Cubertura war übrigens nicht ausschließlich Privileg der Grandes, sie kam auch dem päpstlichen Nuntius, dem Patriarchen von Indien, den Erzbischöfen, den fremden Gesandten, den Rittern vom goldenen Vließ im Ornate und den Rittern von S. Jago zu, letzteren, so oft der König als Ordensmeister Capitel hielt; die Generale der Dominikaner und Franziskaner waren dazu von selbst berechtigt, da ihnen für ewige Zeit die Grandeza verliehen war. Aber auch andere Ausnahmen fanden statt. Als Maria Anna von Oesterreich, Braut Philipp's IV., durch Mailand kam und von spanischen Granden, dem Herzoge von Najera und anderen, eingeholt ward, wollte der König nicht, daß der Gouverneur von Mailand, sein Repräsentant, der Marques Caracena (der nicht Grande war), hinter diesen zurückstehen sollte, und gestattete daher demselben das Recht der Cubertura, so lange die Braut im Territorium von Mailand weile. Unter den Grandes selbst fand übrigens bei festlichen Gelegenheiten kein eigentlicher Rangunterschied statt. Versammelten sie sich bei solchen Feierlichkeiten in der königlichen Kapelle, so ließen sich Alle bedeckt zunächst dem Altare nach der Seite hin, wo das Evangelium gelesen wurde, nieder; kamen nun die jüngsten zuerst, so pflegten sie wol aus Courtoisie den älteren, die ihnen folgten, den besseren Platz anzubieten; doch ward solches stets abgelehnt. Man näherte sich damit in etwas der portugiesischen Sitte, die keinen Unterschied zwischen Grandes und Titulados kannte; vielmehr erschienen da alle Privilegirten stets bedeckten Hauptes vor dem Könige. Die Frauen der Grandes theilten diese äußerlichen Vorzüge; erschienen sie vor der Königin, so erhob sich diese, um sie zu empfangen, von ihrem Sitze, und während andere Damen auf der Erde oder auf Teppichen sitzen mußten, erhielten sie Kissen, die auf einen erhöhten Polstersitz (estrada) gelegt wurden. Etwas fabelhaft klingt die Nachricht der Gräfin d'Aunoy, daß die hochgeborenen Damen an solchen Ceremonientagen stets von zwei cavalieri serventi begleitet gewesen, denen auch das Recht der Cubertura, selbst wenn sie nicht Grandes, zugestanden wäre, und die man embevecidos „liebestrunken" genannt, als solche, die über ihren Damen alles Andere vergessen. Wenigstens ist späterhin von solchen Cicisbeos nicht mehr die Rede. — Die Erbfolge in den Grandes-Titeln war streng an die Erstgeburt gebunden. Starben die Söhne kinderlos, so folgte die Tochter, die sich gewöhnlich, damit das Majorat nicht in fremde Hände überginge, mit ihrem nächsten Verwandten vermählte; wer durch seine Gattin einen solchen Titel erwarb, war berechtigt, denselben sofort, selbst ohne den König zu fragen, anzunehmen; er behielt ihn, auch nach dem Tode seiner Gattin, auf Lebenszeit, während der Sohn im Majorate der Mutter folgte. Sonst mußte jeder Titulado dem Souverain schriftlich den Tod seines Vorfahren melden, ohne dessen Titel anzunehmen; erst die königliche Bestätigung berechtigte dazu. Eine Ausnahme fand bei den alten Grandes erster Classe statt, die gleich nach des Vaters Tode dessen Titel annehmen durften. Selten wurde der Besitz zersplittert, sodaß der älteste Sohn nur die Grandes-Würde, die jüngeren andere Titel empfingen; in neuester Zeit hat man freilich mit diesem Grundsatze gebrochen. In ihrem Hauswesen suchten die Grandes den Rest ihrer verlorenen Souverainität zu wahren; so ließen sie sich bei Tische knieend bedienen, hielten prächtige Equipagen, bauten sich goldstrotzende Paläste und suchten durch ein gewisses Air, stelzbeinige Steifheit, Abgeschlossenheit und Hochmuth — daher der Name Grandeza — zu imponiren; man verglich vor Zeiten nicht mit Unrecht den gravitätisch einherschreitenden Storch mit den „Grandibus von Spanien." Einzelne Familien hatten dazu noch besondere Prärogative. Der Graf von Salinas speiste am Tage der heiligen drei Könige mit dem Könige an dessen Tafel und erhielt dann das Kleid, das dieser an selbigem Tage getragen, ebenso der Herzog von Escalona das Geschirr, aus dem der König getrunken; am Tage Mariä-Himmelfahrt ward das Kleid des Königs dem Herzoge von Arcos, das der Königin der Gräfin von Palma geschenkt u. s. f. Noch war bedeutender Grundbesitz in der Hand der meisten Grandesgeschlechter; in Estremadura besaß noch im 18. Jahrh. ein Marques über eine Million Schafe; ein Marques von Cerralvo bezog 62,000 Dollars für eine Sinecure aus den Minen Amerika's, ein Kanzler von Indien 100,000, ein Erzbischof von Toledo über 200,000 Dukaten. Aber was die Habsburger erstrebt, hatten sie erreicht; aus dem stolzen unbändigen Lehensadel war ein geschmeidig zahmer Hofadel geworden. Nicht bildeten die Grandes eine eigene Corporation, wie die ducs-pairs in Frankreich, nicht übten sie länger Einfluß auf die Staatsverwaltung der absoluten Monarchie aus, und erschienen auch gelegentlich einzelne derselben mit höchsten Aemtern bekleidet, so hatten sie sich doch zu denselben durch persönliches Verdienst oder einschmeichelnde Kriecherei, nicht durch den Zauber ihres Namens emporgeschwungen und mußten die königliche Gunst mit Hidalgos oder plebejischen Parvenus und

schmutzigen Pfaffen theilen. Nur die nichtssagenden obersten Hof-Chargen, die Würden eines Oberstallmeisters, Oberkammerherrn und Hauptmanns der Hellebardier-Garde blieben fast ausschließlich den Grandes reservirt, ohne daß damit die königliche Willkür im mindesten beschränkt worden wäre. Mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts gestalteten sich die Verhältnisse der Grandeza so, daß dieselbe täglich mehr von den Ueberresten ihres alten Ansehens einbüßte. Die Rivalität zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon machte die Fremden zu Herren Spaniens und die alten Geschlechter verkamen immer mehr. Echtes oder scheinbares Verdienst brach sich Bahn; dem gegenüber mußte der todte Ahnenprunk verstummen. Und als dann hernach der Principe de la Paz Jahre lang die Geschicke Spaniens lenkte, mußte der alte Adel den Parvenus und Creaturen des allmächtigen Ministers Platz machen; kein König Spaniens hat weniger die alten Grandes respectirt als Karl IV. Neue Familien tauchten auf, aber selten ward der Grandes-Titel verliehen; als Titulados blieben die Altadeligen stets in der Reihe des niederen Adels. Und nun gar die französische Herrschaft mit ihren zwar vorübergehenden, doch scharf genug in dies mittelalterliche Wesen einschneidenden Folgen. Als der Schattenkönig Josef Buonaparte den spanischen Thron bestieg, wurden die alten Grandes-Titel für ungültig erklärt, da deren Inhaber meist zu dem angestammten Herrscherhause hielten, wenn sie auch nicht die Energie besaßen, dem Fremden mit Entschiedenheit und Mannhaftigkeit entgegenzutreten und die Landesvertheidigung lieber den plebejischen Guerillas überließen. Eine neue Art Grandes, creirt von dem fremden Herrn, kam auf, die aber ebenso rasch verschwand, als die Bourbons zurückkehrten. Nun erhielten auch die alten Grandes ihre nichtssagenden Privilegien zurück; durch das königliche Statut vom 10. Mai 1834 wurden ihnen in der neuerrichteten Pairs-Kammer die ersten Plätze reservirt. Dagegen erlitten sie 1836 einen um so empfindlicheren Stoß. Alle Zehnten wurden von den Cortes ohne Ersatz aufgehoben; da verlor denn z. B. ein Marques von Santiago eine Rente von 80,000 Reales; er war damit ruinirt, da er, ohne Grundbesitz, seine sämmtlichen Einkünfte aus dem Zehnten bezog. Noch mehr verlor der Graf von Oñate, der bisher den Postzehnten, als Nachkomme der spanischen Taxis, bezogen hatte. Auch unter Ferdinand VII. und nach seinem Tode unter der Regentschaft seiner Witwe wurden verschiedene Grandes creirt, die ganz neuen Geschlechts, aber der Dynastie innig ergeben waren. Interessant ist die Schilderung, welche der wohlunterrichtete Verfasser der Revelations of Spain über den Zustand des spanischen Adels im J. 1845 gibt [1]). Er sucht nachzuweisen, daß der altrepublikanische Geist nirgendwo tiefere Wurzeln geschlagen als in Spanien, wo der Erbadel ganz heruntergekommen, und nur die Aristokratie des Geistes — und die Intrigue, möchte ich hinzusetzen — zu den höheren Staatsämtern berechtigen. Noch haben, bemerkt er, die Grandes ihre goldstrotzenden Equipagen und ihre (theils verfallenen) Paläste — fast alle wohnen in Madrid, nur sehr wenige in den Provinzen auf ihren Gütern —; doch können sie sich in keiner Weise mit der englischen Aristokratie messen; da die Mitglieder des Oberhauses wählbar sind, ist ein spanischer Herzog nicht von selbst schon Peer, wenn er auch nach den neuen Bestimmungen eo ipso Grande ist. Ueberhaupt unterscheidet sich der spanische Adel von der englischen Peerage dadurch, daß nicht alle Titel erblich sind — der Baron-Titel wird meist auf Lebenszeit verliehen, steht also dem englischen Baronet, der nicht zur Peerage gehört, noch nach —, daß nicht alle Titulados und Grandes zu einem Platze in dem gesetzgebenden Körper berechtigt sind, und daß endlich keine Majorate existiren und nur aus Rücksicht für den Familiennamen gewöhnlich die jüngern Söhne auf ihren Antheil an dem väterlichen Erbe verzichten. Mit den Ministern, die oft Hidalgos, zuweilen Plebejer sind, stehen die Grandes in gleichem Range; sie selbst bekleiden selten ansehnliche Stellungen im Staatsdienste, zu denen besondere Intelligenz erforderlich ist. Nur wo es gilt, mit einem althistorischen Namen zu imponiren oder blendenden Prunk zu entfalten, werden die wenigen reichen Grandes noch herangezogen, wie zu den Gesandtschaftsposten in Paris, London und St. Petersburg. Die höchsten Staatsämter, wirklich bedeutende Stellen, die einst ihr Privileg waren, stehen dem Talente offen. Von den Ricos hombres, die nur durch eine schwache Anzahl in der zweiten Kammer vertreten sind — in der ersten, dem Senate, der aber nur in unwichtigen Angelegenheiten ein entscheidendes Votum hat, sitzen deren mehre, einzelne als Secretaire, z. B. der Marques von Peñafloriba —, begnügen sich die meisten damit, locale Ehrenbezeugungen zu genießen; sie fungiren als Alcalden u. s. f. Nur der Kammerherrentitel, welcher den meisten Grandes verliehen ist, möchte vielleicht für den reellen Verlust an Macht einen dürftigen, aber der Capacität der betreffenden Persönlichkeiten entsprechenden Ersatz bieten! Die meisten Edeln, bemerkt der Verfasser weiter, lernen Nichts; die Hidalgos sind ohne Erziehung; die besten Staatsmänner gehen aus der plebejischen Juristenclasse hervor. Allerdings existirt ein Grandes-Colleg, um der Titelsucht zu steuern; aber auch seine Mitglieder sind meist homines novi. Selbst die sogenannte Grandez, altspanischer Ernst und Etikette, ist verschwunden; die plebejischen Eindringlinge haben sie ganz verwischt, und wo sie uns noch bei irgend einem Repräsentanten eines alten Geschlechtes begegnet, ist sie ohne Frage erkünstelt. Besser urtheilt ein neuerer Beobachter, Herr Loning [2]), über die Hidalgos, indem er in ihnen noch Ehrgeiz und Ruhmsucht, echten Adelsstolz und patriarchalischen Geist erkennen will; seine Ansicht stützte sich wol namentlich auf die Bevölkerung Biscaya's, wo noch zur Zeit Philipp's V. sich fast jeder Landmann

1) Revelations of Spain in 1845, by an English resident. (London 1845. 8.) Vol. II. p. 67.

2) Der spanische Adel; Cölnische Zeitung vom 24. Oct. 1851 (2. Ausgabe).

rühmte, dem Könige an Adel gleichzustehen und seine Urkunde unterschrieb: „Don N. N. noble como el Rey." Um so schärfer lautet sein Verdammungsspruch über die altspanischen Grandes. „Sie sind," nach ihm, „geistig und physisch verkommen;" das „süße Nichtsthun" ist ihr einziger Genuß; das Ankleiden, selbst Essen und Trinken, ist für sie eine Last. Meist schlafen sie bis in den hellen Tag hinein und bewegen sich nur in den Nachmittagsstunden von 4 bis 6 in dicht verschlossenen Kutschen auf dem Prado oder an der Fuente Castillana, um dann zu speisen und hierauf wieder zu lungern. Ihre Intendanten besorgen ihnen das zum Faullenzen nöthige Geld; meist sind diese die Hauptgläubiger der arg verschuldeten Großen. Bei den letzten Parteikämpfen bewiesen sie sich feig-neutral; nur zwei machten damals dem spanischen Namen Ehre, der Graf Via Manuel, der auf Befehl des Don Carlos erschossen ward, und der Graf Campo de Alange, der beim Sturme auf Luchana fiel. Auch diejenigen, welche früher dem Prätendenten angehangen, huldigten nach dem Vertrage von Vergara ohne Umstände der jungen Königin. Noch heute betrachten sich alle Grandes als geborene Großkreuze des Ordens Karl's III. „von der unbefleckten Empfängniß," und die meisten sind Ritter entweder von S. Jago, oder von Alcántara, oder von Calatrava, oder von Montesa; aber diese Orden sind heutzutage nur Aushängeschilder des Adels und beim Volke wenig geehrt; nur der Militair-Verdienstorden vom heiligen Ferdinand, den wenige der alten Grandes tragen, hat einen andern Klang. Alle Herzoge sind Grandes, keine Barone; die Titulados, die selbst auf ihrem Grundbesitze leben, behaupten sich aber in besserem Ansehen und glücklicherer finanzieller Lage, als die immer mehr und mehr ihrem Ruin zueilenden „Großen." Die Aufhebung der Majorate trägt dazu nicht wenig bei; durch die wiederholten Theilungen oder baaren Auszahlungen gehen die Inhaber des früheren Majorats vollständig zu Grunde, und bei der mangelhaften Administration der Güter, bei den Schulden, die auf dieselben gehäuft werden, bringt selbst ein ausgedehnter Grundbesitz (wie z. B. der der Gräfin Montijo) kaum die Hälfte von dem ein, was bei rationeller und gewissenhafter Bewirthschaftung zu erzielen wäre. Stirbt ein Grande, so haben alle Söhne Antheil an seinem Erbe; aber für jeden einzelnen Titel ist eine bestimmte Abgabe an den Fiscus zu zahlen, so für den eines Herzogs 500,000, für den eines Marques mit Grandeza 300,000, ohne denselben 200,000, für den eines Grafen mit Grandeza 250,000, ohne Grandeza 150,000, für den eines Vizconde 100,000, für den eines Barons 80,000 Reales. Oft kam es vor, daß von den Söhnen kein einziger im Stande war, den Titel zu bezahlen; dann lag derselbe brach, bis sich der Käufer fand; doch ging nicht mit dem Grundbesitze zugleich der Titel an jeden Beliebigen in den Kauf, wie vordem in Neapel und Sicilien, wo genuesische Bankiers sich oft billig genug Fürstentitel erwarben, und heute noch im Kirchenstaate, wo unlängst ein französischer Marquis (Louis Désiré de Montholon-Semonville, gest. den 27. Febr. 1863) einen Grundbesitz erwarb und fast unerwartet den Titel eines Principe Umbriano del Precetto erhielt, und ein Torlonia und Grazioli für ihre neuerworbenen Güter sofort den entsprechenden Fürsten- und Herzogstitel — Sicilien hatte dem Bäcker Grazioli letztern verweigert — erlangten. Da oft eine Menge Titel in einer Hand vereinigt sind, war die Summe, die für dieselben gezahlt wurde, ganz enorm; der Herzog von Medinaceli soll 1847 für seine 36 Titel nicht weniger als 11,200,000 Reales entrichtet haben. Nun kam es auch öfters vor, daß der Vater eine Menge Titel besaß, die Söhne sich in dieselben theilten, doch meist so, daß die ansehnlicheren dem Erstgeborenen verblieben; zuweilen kaufte auch wol ein Grande erst einen Theil der väterlichen Titel zurück und hernach den Rest, je nachdem es ihm seine Gelder erlaubten. Die jüngern Söhne, die keinen Titel acquirirt, führten einfach den Familiennamen fort. Neuerdings hat man die Taxen sehr ermäßigt, auch den neucreirten Grandes den Titel meist taxfrei überlassen; aber seit der Einführung einer real carta personal hat die Grandeza auch den letzten Rest ihres Ansehens eingebüßte Der Sohn folgt nicht von selbst dem Vater in dessen Titeln, sondern diese carta allein, die nur nach geleisteter Zahlung ertheilt wird, berechtigt ihn dazu, und so wird in den spanischen Staatskalendern bei den Grandes nicht das Todesjahr des Vorfahren, sondern das Jahr der Ertheilung jener carta angesetzt, das oft von jenem durch einen längeren Zeitraum getrennt ist. Ein königliches Decret vom 28. Dec. 1846 — dem bald eine königliche Instruction vom 14. Febr. 1847 folgte — enthält in seinem siebenten Artikel folgende Bestimmung: „Die bestehenden Grandes und Titulados müssen, wenn eine Nachfolge stattfindet, die entsprechende Bestätigungs-Urkunde, und die, welche in Zukunft creirt werden, die betreffenden Befehle erlangen; ohne dieses wesentliche Erforderniß können sie weder als Grandes, noch als Titulados angesehen werden. Die, welche gegen diese Bestimmung solche Titel führen, sollen als Geldstrafe das Doppelte der Abgabe erlegen, die sie sonst zu zahlen hätten, außer der Abgabe selbst." (Los Grandes y Titulos existentes deberán obtener en todas las sucesiones la correspondiente carta de confirmacion, y los que en lo sucesivo se crearen, sus respectivos despachos; sin cuyo esencial requisito no podrán ser considerados como tales unos ni otros ... Los que hicieren uso de Grandezas o Titulos en contravencion á lo que se establece, sufrirán una multa equivalente al duplo del derecho que hubieren dejado de pagar, ademas del importe de este derecho.)

In neuester Zeit sind die Grandes wieder etwas mehr herangezogen worden, seitdem ein königliches Decret vom 22. April 1864 bestimmt, daß alle Grandes, die nicht Unterthanen fremder Souveraine seien, auch wenn sie nicht das Alter von 30 Jahren erreicht, Sitz im Senate haben sollen. Aber es ist damit ein Census — eine jährliche Grundrente von 200,000 Reales — verbunden, die gewiß nur eine beschränkte Anzahl aufzu-

weisen hat; und so wird schwerlich jemals das Grandes-Corps auch nur einen Schatten der Macht und Bedeutung wiedererlangen, die es einst besaß. Die Feudalität liegt in Spanien in ihrer letzten Agonie. Und überblicken wir dann die Reihe der heutigen Grandes, so suchen wir vergebens nach so vielen alten Namen, die einst die Blüthe des castilischen Adels bezeichneten. Wo sind noch die alten Guzman, Pacheco, Ponce de Leon, Cardona, la Cueva in der jetzigen Grandeza vertreten? Wo die Namen vorkommen, deuten sie nur auf mütterliche Abstammung, oder es sind früher unbekannte Nebenlinien, die plötzlich hervortreten. Die Mehrzal der Grandes-Geschlechter sind entschieden neuen Ursprungs. Freilich dürfen auch die alten Grandes-Geschlechter nicht zu sehr auf ihren unvermischten Christenadel, ihr blaues Blut (sangre azul) pochen, denn jüdische und maurische Elemente sind überall untermischt; aber der Stand der Mutter wird ja niemals maßgebend. Sehr interessante Nachrichten darüber gibt uns ein zur Zeit Philipp's II. (1560) geschriebenes Werkchen des Cardinals Don Francisco de Mendoza [3]), das erst vor wenig Jahren veröffentlicht ward. Der Ahnherr des stolzen Hauses Toledo ist darnach ein bekehrter Maure; von einem getauften Juden Ruy Capon stammen mütterlicherseits so ziemlich alle zur Zeit Philipp's II. blühenden Grandes und die angesehensten Adelsgeschlechter ab. Das Blut von plebejischen Krämern, von Sklavinnen, Mulatten hat sich mit dem der alten Grandes vermischt; kaum eine Familie, in der nicht wenigstens einmal die Succession auf den Bastard übergegangen wäre. Aber das wollte einst wenig bedeuten in einem Lande, in dem selbst Bastarde oder deren Nachkommen den Königsthron bestiegen. Doch scheint die Bourbonische Dynastie in diesem Punkte etwas bedenklicher gewesen zu sein und sich ziemlich schroff gegen die „arg gemischte" Gesellschaft der Grandes abgesperrt zu haben; wenigstens sah man es als ein ungewöhnliches Ereigniß an, als im vorigen Jahre die Königin mit ihrer Gegenwart einen Ball beehrte, den die Herzogin von Fernan-Nuñez veranstaltete; eine solche Annäherung des Souverains an den Unterthanen schien ein grober Verstoß gegen die alte Etikette, und der Majordomus, Herzog von Baylen (ein französischer Baron!), und der Oberkammerherr, Graf Altamira, sollen über solche Familiarität nicht wenig verdutzt gewesen sein. Bei den vielen neuen Elementen, die fast von Jahr zu Jahr in die Grandeza Aufnahme finden, bei der Vererbung alter Titel auf die weibliche Nachkommenschaft und bei der Fülle neucreirter Titulados wird bald der letzte Rest der alten Grandeza verwischt sein.

Was nun die einzelnen Grandes-Titel anbelangt, so hat ein verehrter Mitarbeiter, Herr von Stramberg, die Genealogien verschiedener der angesehensten Grandes-Geschlechter, wie die Cordoba, la Cueva, Pacheco, Santisteban, Velasco, Osorio und so fort, in dem vorliegenden Werke behandelt. Aber leider hat derselbe sich nur auf Imhof und dessen unten erwähnte, sehr lückenhafte Fortsetzungen stützen können, sodaß für die meisten Geschlechter die zusammenhängenden Nachrichten bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts abbrechen. Genealogische Uebersichten über die Inhaber der einzelnen Grandate zu geben, ist um so schwieriger, als eben die weibliche Erbfolge in Spanien gilt, und in Folge davon oft eine Masse Titel auf ein Geschlecht übertragen wurden, ohne daß es mit den bekannten Hilfsmitteln möglich wäre, die Berechtigung dafür zu ermitteln. Da aber die Quellen, aus denen allein sich die Succession in den verschiedenen Grandaten nachweisen läßt, bei uns kaum Jemandem vollständig zugänglich sind, hielt ich es für nothwendig, hier, wenigstens soweit es irgend möglich ist — denn Lücken werden sich immer finden —, neben der Aufzählung der Grandes-Titel zugleich die Reihenfolge ihrer Inhaber anzugeben; es wird somit dieser Artikel eine oft gewünschte Ergänzung zu den ausführlichen Familiengeschichten aus Herrn von Stramberg's Feder geben. Schlimm ist es, daß in Spanien kein Werk in der Weise der englischen Peerages existirt; sonst würde sich alle Succession daraus ohne Beschwerde reproduciren lassen. Wol gab es früher eine Guia de la Grandeza; aber dieselbe enthält nur die Namen und Geburtstage (nicht Geburtsjahre!) der ein-

3) Don Franc. de Mendoza y Bovadilla Tizon de la nobleza de España (herausgegeben von Ant. Luque y Vincens). Madrid 1849. 12. Man vergl. über die Grandes hauptsächlich: *Ped. Salazar de Mendoza*, Origen de las dignidades seglares de Castilla y Leon. Toledo 1618. fol.; *Barn. Moreno de Vargas*, Discursos de la nobleza de España. Madrid 1659. 4.; 1795. 4.; *L. Salazar y Castro*, Advertencias historicas. Madrid 1688. 4. (derselbe schrieb: Historia general de la gran casa de Silva. Madrid 1685. fol. 2 Voll.; Catalogo de los condes de Fernan-Nuñez. Ebend. 1692. fol.; Historia genealogica de la casa de Lara. Madrid 1696—1697. fol. 4 Voll., aus welchem Werke Imhof größtentheils die von ihm gelieferten Genealogien spanischer Geschlechter ausgezogen hat); *Alf. Carrillo de Mendoza*, Origen de la dignidad de Grande de Castilla. Madrid 1657. fol.; *J. C. Becmanni* Syntagma dignitatum. Francofurti et Lipsiae 1696. 4. p. 897 seq.; Relation du voyage d'Espagne (par la comtesse d'Aulnoy). La Haye 1705. 12. Tom. II. p. 26 seq. Ausführliche Literatur findet sich in Meusel's Bibliotheca historica. Tom. VI. P. I. p. 385, meist aus *G. E. v. Franckenau*, Bibliotheca Hispanica. Lips. 1724. 4. Am bekanntesten bei uns ist die Schrift von Jac. W. Imhof: Recherches des Grands d'Espagne. Amsterdam 1707. 8., auch teutsch: historische und genealogische Nachrichten von den Granden oder Großen in Spanien. Hamburg und Leipzig 1712. 12. Imhof gibt darin u. a. eine Uebersicht der einzelnen Grandate und ihrer Besitzer, die freilich hie und da lückenhaft ist, aber durch seine andern, meist auf Salazar y Castro, aber auch auf Privatnachrichten gestützte genealogische Schriften ergänzt werden kann. Es sind dies die Historia Italiae et Hispaniae genealogica. Norimbergae 1701. fol., das Corpus historiae genealogicae Italiae et Hispaniae. Ebend. 1702. fol. und die Genealogiae XX illustrium in Hispania familiarum. Lipsiae 1712. fol., deren Fortsetzung er uns leider schuldig geblieben ist. Imhof's Arbeiten sind die Basis für alle neuern Nachrichten über die spanischen Grandes; Hübner hat dieselben reproducirt und in seinen Tabellen und seinem Lexikon fortzusetzen versucht, doch finden sich auch bei ihm manche Irrthümer, ebenso in den zerstreuten Notizen, welche die Ranfft'schen Sammlungen, besonders „Die neuen und die fortgesetzten neuen historischen Nachrichten" enthalten; mit dem Jahre 1775, bei welchem die letztern enden, verstummt bei uns alle zusammenhängende Kunde über die Grandes und nur gelegentliche Zeitungsnachrichten bieten dafür einen dürftigen Ersatz. Die späteren spanischen Schriftsteller sind bei uns ganz verschollen oder so gut wie unbekannt geblieben.

zelnen Grandes und ihrer Familie; später ward, seitdem das Decret vom 28. Dec. 1846 wegen der Personal-Karte in Anwendung gebracht, in dem spanischen Staatskalender, der Guia de forasteros, ein Verzeichniß aller Titulados aufgenommen, doch ohne irgendwelchen genealogischen Nachweis. Ich habe beide Guias, soweit sie mir zu Gebote standen, — letztere ohne Unterbrechung von 1851 bis 1864 — sorgfältig benutzt und neben einer Menge zerstreuten Materials (aus Specialgeschichten einzelner Familien, z. B. des Ant. de Ramos Genealogia de los Exemos. Señores Duques de Arco y Marqueses del Vado del Maestre. Malaga 1780. fol., aus juristischen Deductionen, aus den Archiv-Acten von Palermo u. s. f.) die bisher in Teutschland fast unbekannten größeren Werke benutzt, welche von der Genealogie der spanischen Adels- und Grandes-Geschlechter handeln. Dahin rechne ich namentlich die Asturias ilustradas des José Manuel Trelles-Villademoros und die Uebersicht über sämmtliche Titulados von José Berni y Catalá, Creacion, antiguedades y privilegios de los titulos de Castilla (Valencia 1769. fol.) nebst dem Aparato para la correccion y adicion dazu von Antonio de Ramos (Malaga 1777. fol.). Beide Werke enthalten auch gute Nachrichten über die Inhaber der Grandate und Titel aus der Zeit der Verfasser. Neuerdings sind dann zwei Werke über den spanischen Adel erschienen: *Aug. de Burgos* Blason de España, Libro de oro de su nobleza. Madrid 1859 seq. fol., ein sehr theures vielbändiges Werk, bei dem namentlich auf die Wappen besondere Sorgfalt verwendet ist, während der genealogische Theil lückenhaft bleibt, und *L. Vilar y Pascual,* Diccionario historico, genealogico y heraldico de los familios de la monarquia Españole. Madrid 1859 seq. 8. (bis jetzt 6 Bände). Dieses Werk behandelt die spanischen Geschlechter nicht in streng alphabetischer Ordnung, vielmehr enthält jeder Band ein ganzes Alphabet; die gewöhnlichen fabelhaften Nachrichten über den Ursprung der Familien sind auch hier meist reproducirt, und oft genug wird die Genealogie da abgebrochen, wo auch uns Teutsche die gewöhnlichen Hilfsmittel verlassen, d. h. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Schließlich wird dann der jetzige Inhaber der betreffenden Titel genannt, ohne daß seine genealogischen Verhältnisse aufgeklärt wären. Doch finden sich zuweilen bessere Nachrichten vor, die anderswoher schwerlich zu erlangen wären; zumeist aber betreffen dieselben Hidalgos-Familien. Die Masse der Grandes ist, wie ich mich selbst überzeugen konnte, gleichgültig gegen die Ahnen. Aber wo findet man auch jetzt noch die Lara, Mendoza, Guzman, Guevara und Mejia, die einst zur ältesten Classe des spanischen Adels zählten, oder die Ponce de Leon, Avila, Toledo, Caceres, die in der nächstfolgenden rangirten, wieder? Und so verdient wol der volle Verzeihung, der vor den unsäglichen Schwierigkeiten, alle diese genealogischen Knäuel zu entwirren, zurückschreckte und die spanische Grandeza nach 1750 als für ihn todt betrachtete.

Ich will nun hier eine Uebersicht der Grandes geben (d. h. der noch bestehenden Titel), zunächst der von Castilien, dann der fremden „Grandes von Spanien," ohne daß ich für die letztern absolute Vollständigkeit beanspruchen möchte, doch wird jedenfalls dies Verzeichniß erschöpfender sein, als alle bisher publicirten. Was die Succession in den castilischen Grandaten betrifft, so bezeichne ich die Inhaber mit einfachen Nummern; folgt dem Vater der Sohn oder die Tochter, so füge ich Nichts hinzu; folgt ein Bruder (oder eine Schwester) dem andern oder ein Oheim dem Neffen, so bezeichne ich dies durch „Br.", „Schw." oder „O."; ist der Nachfolger ein entfernter Verwandter, so werde ich dessen Abstammung, wo möglich, detailliren, ihn sonst aber einfach mit „V." kennzeichnen; die Siglen „G., S. und T." sollen „Gemahl, resp. Gemahlin," „Sohn" und „Tochter" bedeuten. Die Jahreszahl, die ich den jetzigen Grandes beifüge, bezeichnet nicht sowol das Todesjahr des Vorgängers als die Zeit der erhaltenen Personal-Karte; das nach dem Titel zunächst bemerkte Jahr gibt die Zeit der Creirung derselben an.

Die gegenwärtig bestehenden Grandes-Titel sind folgende, wobei ich bemerke, daß, wenn Herzogs- und andere Titel an Familien kamen, die zuvor schon eine ältere Grandeza besaßen, diese die alten Titel voranstellen, so z. B. nennt sich ein Osorio Marquis von Alcañices, obgleich er auch Herzog von Alburquerque und Algete ist, ein anderer Graf Altamira (zugleich Herzog von Atrisco, Baena und Montemar) u. s. f.

Herzöge (Duques), jetzt alle Grandes.

1) Abrantes 1642; Grand 1. Cl. 1761.

1) Alfonso d'Alencastre, Sohn des Alvaro von Aveyro, aus königlich portugiesischem Stamme 1642, geistlich 1649, † 1654. 2) Agustin, dessen Sohn Fernando, Marques Valdefuentes, vor ihm starb; es folgte daher der Enkel 3) Juan Manuel de la Cruz, † 1733. 4) Juan de Carbajal, S. des Bernardino, Grafen la Enjarada und der Josefa, T. des 2. Herzogs. 5) Manuel Bernardino, geb. 1739, † 1783 (G. a. Maria Miguela Gonzaga, von der nur Töchter. b. Maria Vicenta de Cordoba). 6) Angel Francisco Maria † (G. aus dem Hause Giron). 7) Angel Maria seit 1848 (Gem. aus dem Hause Cordoba; Sohn Angel José Luis, Marques von Sardoal seit 1863).

2) Ahumada; 1. Cl. 1835.

Titel seit 1746 für 1) Francisco de Paula Ahumada y Villalon, † 1760. 2) Maria Luisa del Rosario (1770; 1779). G. ihr Oheim Agustin Ahumada, Marq. von las Amarillas, Grand (persönlich 1755, † 1764). 3) (Schwiegersohn?) Geronimo Giron 1799. (4) I. Pedro Agustino Giron, geb. 1788; 1809; Herzog 1835, † 1842 (G. .... Ezpeleta). II. Francisco Javier Maria seit 1842 (Gem.: Aragon; sein Sohn Javier ist Marq. Ahumada seit 1850; sein Br. Pedro Agustin Marq. von las Amarillas seit 1842).

3) Alburquerque, Graf 1373, Herzog 1464, bestätigt 1520 als Grande.

1) Beltrame I. de la Cueva 1464, † 1492. 2) Francisco I. Fernandez. 3) Beltrame II. 1534, † 1559. 4) Francisco II. Fernandez. 5) Gabriel, Br. 1564, † 1571. 6) Beltrame III., Sohn Diego's, Enkel des 2. Herzogs, † 1612. 7) Francisco III. Fernandez. 8) Francisco IV. Fernandez, † 1676. 9) Melchor, Br., † 1686. 10) Francisco V. Fernandez, † 1733. 11) Francisco VI., † 1762. 12) Pedro 1769. 13) Miguel 1777; 1784, † vor 1804 (G. Gaetana de la Cerda). 14) José 1804, † 1811. 15) Alfonso, Oheim, † 1813. An den Marques von Alcañices als Nachkommen des Ambrosio Cayetan Spinola, Marq. von los Balbases, und der Ana Catalina de la Cueva, Tochter des 10. Herzogs.

4) Alcalá de los Gazules 1558.

1) Perafan Enriquez de Ribera, Sohn Fadrique's, 2. Marq. von Tarifa 1558. 2) Fernando I., Br. (dessen Sohn Fernando, 4. Marq. Tarifa, starb vor ihm; es folgte daher der Enkel:) 3) Fernando II. † 1636 (dessen gleichnamiger Sohn, 6. Marq. Tarifa, gleichfalls vor dem Vater starb). 4) Ana Maria Luisa Portocarrero, T. Pedro's, Bruders des 3. Herzogs, vermählt mit Antonio Juan de la Cerda, 7. Herzoge von Medinaceli, dessen Nachkommen erben.

5) la Alcudia, 1. Cl. 1792.

1) Manuel Godoy Alvarez de Faria, geb. 1767, Sohn des José Godoy und der Maria Antonietta Alvarez de Faria; Herzog und Grande 1792; Principe de la Paz (wegen des basler Friedens) 1795; Almirante von Spanien und Indien mit dem Prädicat Hoheit 1807, Herzog von Sueca 1803, † 1851 (Gem. a. Carolina Josefa Antonia von Bourbon, Gräfin von Chinchon 1797, gest. 1828. b. Daneben (!), vermählt 1829, Josefa Tudo y Catalá, Gräfin Castillofiel seit 1807, Fürstin von Bassano im Kirchenstaate, lebt noch; ihre Enkelin Maria Luisa Cristina, geb. 1839, heirathete 1859 den Prinzen Ernst von Looz). 2) Adolfo Ruspoli seit 1853, geb. 1822, S. von Carlotta Luisa Manuela, Tochter des Friedensfürsten aus erster Ehe, Herzogin von Sueca seit 1820, geb. 1800, und Camillo Fürst Ruspoli, Grafen von Chinchon und Herzog von Sueca durch seine Gattin († 1864); vermählt mit Rosalia Alvarez de Toledo, Tochter des Marques von Villafranca (Sohn Carlos Luis, geb. 1858). Von den Schwestern des Friedensfürsten heirathete Maria Romana den Grafen Manuel Candido Moreno, Grafen von Fuenteblanca, Maria Antonia den berüchtigten Virey von Mejico Michele la Grua aus dem Hause der Fürsten von Carini, Marchese von Branciforte, der zugleich zum Granden von Spanien erhoben ward; ihre Erbtochter Carlotta Luisa Garcia brachte den Marchesentitel von Branciforte ihrem Gemahl Carlo Inviciato zu. Von den Brüdern starb der älteste Luis ohne Titel mit Hinterlassung einer Tochter, der andere Diego, Herzog von Almodovar del Campo, heirathete die Josefa Dominga Catalá, Marq. von Quirra, Verwandte der zweiten Gemahlin seines Bruders, und starb, seines Titels entkleidet, 1843.

6) Algete, 1. Cl. 1734.

1) Cristobal Moscoso Cordoba Montemayor, Graf Torres 1683, geb. 1656, Herzog 1728, Grande 1734, † 1749. 2) Alfonso de Zayas y Guzman, sein Enkel 1764; 1777 (Gem. Ana Catalina de Mendoza, Gräfin von Sta. Cruz de los Manueles; ihr Sohn Cristobal, geb. 1748, vermählt mit Maria Ana Bonavides, † 1768 vor ihm; es folgt daher die Enkelin:) 3) Maria de las Mercedes Albonza 1777, † um 1849 (Gem. Manuel Miguel de Osorio, Marq. von Alcañices). An Alcañices 1849.

7) Almazan.

1) Pedro Pablo de Abarca, Graf Aranda, geb. 1718, † 1799 (vergl. Aranda).

8) Almenara alta, 1. Cl. 1852.

(Miguel José Taverner Graf Darnius seit 1692 ... Bernardin Luis 1777; Gem. Josefa Joaquina de Andrada, Erbin ihrer Schwester Maria Teresa, Marquesa von Villel ... Juan Antonio Taverner y Bru 1797; 1817.) 1) Juan Antonio Fivaller y Taverner, Graf Darnius und Marq. Villel, Herzog 1852.

9) Almodovar del Rio, Marques 1663, Herzog und Grande 2. Cl. 1780.

(1. Marq. Juan Gongora 1663 .... 5. Ana Antonia, Tochter des Pedro Suarez de Gongora, † 1776, Gem. Fernando Lujan de Lujan y Silva; ihr Sohn Ignacio Juan Antonio, geb. 1721, † 1754, ward Vater von 1. Pedro Lujan y Gongora, Herzog 1780, † 1794. 2. Gem. Maria Joaquina de Monserrate y Acuña, Witwe 1804). Nachdem der Titel geruht, gegeben 1851 an Joaquin Fernandez de Cordoba y Pulido, Marques von la Puebla de los Infantes, mit Grandeza honoraria (vergl. Puebla de los Infantes).

10) Alva de Tormes, Herzog 1469, bestätigt 1520.

1) Garcia Alvarez de Toledo (Sohn des Fernando, ersten Grafen 1439) 1469, † 1488. 2) Fadrique I. † nach 1510 (S. Garcia † 1510; daher folgt der Enkel:) 3) Fernando I., geb. 1508, der bekannte Herzog von „Alba," † 1582. 4) Fadrique II. † (S. Fernando, Herzog von Huescar, welcher Titel 1563 für seinen Vater creirt ward, starb jung). 5) Antonio I., S. des Grafen Diego von Lerin, Enkel des 3. Herzogs, † 1639. 6) Fernando II. † 1661. 7) Antonio II. † 1690. 8) Antonio III. † 1701. 9) Antonio Martino † 1711 (S. Luis † 1709). 10) Francisco, Marques del Carpio, S. des 7. Herzogs, † 1739. 11) Maria Teresa, geb. 1691, † 1755, Gem. Manuel José Maria de Silva, Graf Galves, S. des 9. Herzogs von Infantado, † 1728. 12) Fernando Simon de Silva y Mendoza † 1776 (Gem. 1731 Maria Bernardina de Braganza, Gräfin von Oropesa; S. Francisco da Paulo, † 1770 kinderlos; seine Witwe Mariana de Silva von Santa Cruz heirathet hernach den Grafen von Fuentes). 13) Maria del Pilar Teresa Gaetana, Tochter, † vor 1804 (Gem. 1775

José Alvarez de Toledo, Marques von Villafranca, † 1796). Ihre Erben waren die Nachkommen der 1716 geb. Maria Teresa, Tochter der 11. Herzogin und ihres Gemahls, des Herzogs von Berwick; eine andere Tante Maria Ana war an den letzten Herzog von Medinasidonia vermählt (s. Berwick).

11) del Arco, 1. Cl. 1715 und 1770.

1) Alfonso Manrique (Sohn Pedro's von Arquillo), Graf Montehermoso und Herr von Galisteo, von welchem letzteren Orte sein Ahnherr Gabriel, Graf von Osorno 1451, einen Herzogstitel empfing, Grande auf Lebenszeit 1714, 1. Cl. 1715, † 1737 (Gem. Mariana de las Casas, Gräfin von Montenuevo). 2) Luis Manuel Laso de la Vega, geb. 1699, Sohn des Thomas, 4. Grafen von Puertollano, und der Maria Manrique, Schwester des ersten Herzogs, † 1768. 3) Francisco † 1804/6 (Gem. Josefa de Silva von Cifuentes). 4) Maria Andrea, Marquesa von Miranda del Auta, Herzogin 1807 †. Gem. 1773 Alfonso de Solis, Graf Saldueña, Erstgeborener des Herzogs von Montellano (s. Montellano). Bei Fernan-Nuñez.

12) Arcos 1484 (1494), bestätigt 1520.

Rodrigo Ponce de Leon, Herzog von Cadiz 1484, † 1492; seine Tochter Francisca heirathet den Luis Ponce de Leon, Marques von Zara, ihr Sohn 1) Rodrigo I., bestätigt 1498 als Herzog von Arcos. 2) Luis Cristobal. 3) Rodrigo II., dessen S. Luis, Marques von Zara, vor dem Vater starb; es folgte der Enkel 4) Rodrigo III. † 1658. 5) Francisco I. (sein älterer Bruder Luis von Zara starb jung) † 1673. 6) Manuel, Br., † 1693 (Gem. 1665 Maria de Guadelupe, Herzogin von Aveyro in Portugal, † 1673). 7) Joaquin I. da Guadelupe, auch Herzog von Baños 1699, † 1729 (sein Br. Gabriel, Grande 1698, ward Herzog von Aveyro in Portugal, von Baños in Spanien 1715, † 1745; dessen Tochter [† 1771] heirathet den unglücklichen José Mascarenhas, Herzog von Aveyro, † 1759; vergl. die Grandes von Portugal; der Titel von Baños kam 1745 auf seinen Neffen Antonio). 8) Alfonso † 1737. 9) Joaquin II., Br., † 1743. 10) Manuel, Br., † 1744. 11) Francisco II., Br., † 1763 (Gem. Maria del Rosario Fernandez de Cordoba von Medinaceli † 1773). 12) Antonio, Br., seit 1751 bestätigt als Herzog von Baños, starb nach 1777 (vor 1794) (Gem. Maria Luisa de Carbajal von Abrantes; Töchter: Maria de la Concepcion, Gattin des 14. Herzogs von Medinaceli, und Maria del Carmen, Gattin des Grafen Vincente von Trastamara). Der Titel wird jetzt vom Herzoge von Osuna geführt.

13) Arion, 1. Cl. 1725.

1) Baldasar de Zuñiga, Marques von Valera, Sohn des 9. Herzogs von Bejar 1725, † 1727. 2) Francisco Pimentel Vigil de Quiñones, Sohn des 13. Herzogs von Benavente, Enkel der Manuela de Zuñiga, Schwester des 1. Herzogs, resignirt 1752. 3) Br. Ignacio † 1767. 4) Martin Velasco, jüngerer Sohn der Manuela Pimentel, Vatersschwester des 3. Herzogs († 1759) und des 10. Herzogs von Frias, hernach seit 1771 Herzog von Frias, † 1776. An Frias-Uzeda; dann an den Marques von Malpica und Mancera Manuel Antonio Fernandez de Cordoba, Gemahl der Maria Teresa Pacheco, Schwester des 13. Herzogs von Frias; ihr Sohn Manuel Joaquin Fernandez de Cordoba y Pimentel seit 1848.

14) Atrisco 1704.

1) José Sarmiento Valladares seit 1704 (vermählt in zweiter Ehe mit der 3. Gräfin von Motezuma). 2) Bernardina; Gem. a. Felix de Velasco von Fuensalida, † 1734. b. Melchor de Solis y Gand, Sohn des 2. Herzogs von Montellano, geb. 1695, Herzog von Atrisco, † 1744. An Altamira.

Aveyro, s. Arcos und Grandes von Portugal.

15) Baena, 1. Cl. 1566.

1) Gonsalvo Fernandez de Cordoba, Herzog von Sessa und Graf von Cabra 1565 und 1566, † 1578. 2) Schw. Francisca † 1597 (Gem. Alfonso Zuñiga, Marq. Gibraleon). 3) Antonio I. de Cardona, S. des 2. Herzogs von Soma und der Beatriz, Schwester des 1. Herzogs, † 1606. 4) Luis † 1642. 5) Antonio II. † 1659. 6) Francisco † 1688 (sein Erstgeborener Francisco, Graf von Cabra, † 1685). 7) Felix † 1709. 8) Francisco Javier † 1750 (sein Sohn Francisco Javier, Graf Cabra, starb jung). 9) Ventura Francisca † vor 1771 (Gem. a. 1731 Ventura Osorio, Graf von Altamira. b. José de Guzman, Graf von Oñate, Titularherzog von Baena, † 1783). An Altamira.

Der Titel gegeben 1859 an Maria Rosalia Luisa Osorio Moscoso Carbajal Ponce de Leon y Queralt, Gemahlin des Grafen Vicente Pio Osorio von Altamira.

16) Bailén, 1. Cl. 1833.

1) Francisco Javier Castaños 1833, † 1852. 2) Luis Carondelet, Baron Carondelet, Sohn des Barons Louis Hector (geb. 1772, † 1856), und der Maria Castaños y Aragorri, seit 1852.

17) Baños 1699 und 1751.

Siehe Arcos.

18) Bejar 1485, bestätigt 1520.

1) Alvaro I. de Zuñiga 1485, † 1488 (Sohn Pedro, Graf Bañares, † 1484; es folgt der Enkel) 2) Alvaro II. † 1532. 3) Teresa, T. des Marques Francisco von Ayamonte, Bruders des 2. Herzogs, † 1565 (Gem. Francisco de Sotomayor, 5. Graf Belalcazar, † 1544). 4) Francisco Zuñiga, Sohn, † 1580. 5) Francisco Diego Lopez I. † 1601. 6) Alfonso Diego Lopez † 1619. 7) Francisco Diego Lopez II. 8) Alfonso. 9) Juan, Br. 10) Manuel Diego Lopez † 1686. 11) Juan Manuel, auch Herzog von Mandas in Sardinien, † 1701 (sein Nachkomme, der Herzog von Osuna, hatte 1790 auf Sardinien 97,623 Unterthanen). 12) Antonio Francisco † 1747 (dreimal vermählt; seine

Witwe Maria Ana Borja von Gandia † 1748). 13) Joaquin Alvaro † 1777 (Gem. Leopoldine Elisabeth Charlotte von Lothringen). Da seine Schwester Ana Maria, obgleich zweimal vermählt (mit Gines de Castro, Grafen von Lemus, und mit Nicolas Carbajal, Grafen von Sarria), kinderlos vor ihm starb, fiel das Grandat 1777 an die Nachkommen der Manuela, T. des 9. Herzogs, d. h. an die Herzoge von Benavente (s. diese).

19) Benavente, Graf-Herzog (1461), bestätigt 1520; 1. Cl. 1752.

Fadrique de Castilla, Sohn des Königs Heinrich II. 1369, † gefangen. 1) Graf Juan Alfonso Pimentel 1398, † 1420. 2) Rodrigo I. † 1440 (S. Juan † 1437). 3) Alfonso I., Br., † c. 1461. 4) Rodrigo II., Graf-Herzog 1473, † 1499. 5) Alfonso II. (sein ältester Sohn Rodrigo, Graf von Mayorga, starb vor ihm). 6) Antonio I. 7) Luis † 1576. 8) Juan, Br., † 1621. 9) Antonio II. 10) Juan Francisco (Br. Rodrigo, Marques Viana, † 1679). 11) Antonio III. Alfonso Pimentel Vigil de Quiñones † 1677 (sein Erstgeborener, Caspar, Graf Luna, starb vor ihm). 12) Francisco Casimiro Antonio † 1709 (Gem. 1677 Manuela Zuñiga, T. des 9. Herzogs von Bejar; ihr Erstgeborener, Francisco Antonio, Graf Luna, starb gleich 1677). 13) Antonio Francisco † 1752 (Gem. a. Ignacia Borja y Centelles von Gandia. b. Maria Felipa de Hoornes y Oudekerke † 1725 kinderlos. Sein Erstgeborener, Manuel, Graf Luna, starb vermählt, aber kinderlos 1735). 14) Francisco, Herzog von Arion, 1727 (welchen Titel er 1752 seinem jüngern Bruder Ignacio abtritt), † 1767 (Gem. a. Francisca Benavides y la Cueva von Santisteban † 1735. b. Maria Faustina Tellez Giron, T. des 7. Herzogs von Osuna. Ihr einziger Sohn, Antonio Francisco Faustino, geb. 1753, Graf von Mayorga, starb jung). 15) Maria Josefa Agustina, geb. 1752, Herzogin von Benavente, Bejar, Gandia und Arcos, starb nach 1808. Gem. Pedro Alcantara Tellez Giron, Marques von Peñafiel, später 9. Herzog von Osuna, † 1807. An Osuna.

20) Berwick, Grande 1. Cl. 1704; Herzog von Liria 1707.

Dies Spanien ursprünglich fremde Geschlecht hat durch Heirathen jetzt eine solche Menge spanischer Grandate vereinigt, daß es nunmehr dort zu den mächtigsten zählt; es besitzt fünf Herzogstitel (Alva de Tormes, Berwick, Liria, Montoro und Olivares), acht Marquestitel (darunter den del Carpio mit Grandeza) und neun Grafentitel (Lemus und Monterey mit Grandeza). 1) Jago (James) Fitz-James, natürlicher Sohn Jacob's II. von England und der Arabella Churchill, geb. 1671, englischer Peer als Baron Bosworth, Earl of Tinmouth und Duke of Berwick upon Tweed 1687, verbannt 1688; Grand 1. Cl. 1704, Herzog von Liria und Xerica 1707, Herzog von Fitz-James-Warty in Frankreich 1710, † 1734 (Gem. a. 1695 Honoria de Burgh von Clanricarde † 1698, Mutter des 2. Herzogs. b. Anna Bulkeley, von der u. a. Jacques Fitz-James, Erbe des französischen Titels, † 1721, François, Bischof von Soissons, Duc 1721, † 1764, und Charles, Duc 1764, † 1787, Vater von Jean Charles, Duc, Großvater von Edouard, Duc, † 1838, dessen Enkel Jacques Edouard, geb. 1827 [Sohn des Duc Jacques, geb. 1799, † 1846], gegenwärtig Duc de Fitz-James ist). 2) Jago Francisco, Herzog von Liria, † 1738 (Gem. 1717 Catalina Ventura Colon, Erbin des Herzogthums Veraguas, † 1739, Witwe des Grafen Francisco de Toledo von Villada, Mutter von Pedro, geb. 1720, Marques von S. Leonardo seit 1764—1800, starb vor 1804, ohne Kinder von Maria Benita de Rozas y Drummond; Ventura, geb. 1727, starb kinderlos, vermählt mit Maria Cagigal, und:) 3) Jago (Jaime, Santiago) Carlos Francisco, geb. 1718, † 1785 (Gem. Maria Teresa de Toledo, Tochter der 11. Herzogin von Alva de Tormes, durch welche Ehe die Berwick schließlich das Herzogthum Alva mit Zubehör erwarben). 4) Jago Carlos Bernardin (früher Marques von Jamaica, irrig Fernando genannt) † 1787 (Gem. 1771 Carolina Augusta von Stolberg-Geudern, † 1829). 5) Jago Carlos Miguel, Herzog von Alva 1804, † 1831. 6) Jago José, Br., geb. 1773, † 1847 (Gem. Rosalia de Ventimiglia y Moncada von Grammonte). 7) Jago Luis Rafael seit 1847 (Gem. Maria Francisca de Sales Palafox y Kirkpatrick, Herzogin von Peñaranda, Gräfin von Montijo, Schwester der Kaiserin der Franzosen, † 1860; Sohn Jago Enrique, Graf von Galve seit 1849).

21) Bournonville, 1. Cl. 1715.

Ursprünglich französische Duché-pairie für Alexandre I. de Bournonville, Eduard's Sohn, 1600 creirt; er starb 1656. Sein ältester Sohn, Ambroise François, erhielt 1658 den Titel bestätigt; da derselbe indessen nicht einregistrirt ward, erlosch er 1693 mit seinem Tode. Von dessen Brüdern ward 1) Alexandre II. 1658 Grande von Spanien und belgischer Fürst; ihm folgte 2) sein S. Alexandre III. Albert François Barthélemi 1682, † 1705; diesem 3) Philippe Alexandre IV. (Sohn des Alexandre Hippolyte, † 1690, und Enkel des ersten Duc), Grande 1. Cl. 1715, † 1727. 4) Michel Joseph (Sohn des Jean François Benjamin † 1718, Enkel des 1. Duc) † 1752. 5) Wolfgang Guillaume, Marquis de Sars, Br., † 1754 (resignirt wol gleich den Titel seinem Sohne; sein Neffe François Antoine Galderich, Marques Roupit, hinterließ Nachkommen, z. B. François Salvator, Vicomte Jauche, † 1769). 6) François Albert Charles Seraphicus † um 1770 (Gem. 1718 Bénoite Charlotte von Ursel). 7) Maximilien Casimir, Br., Herzog 1777 † (Gem. Faustina de Lède; sein Sohn André † jung; sein Bruder, Graf Wolfgang Joseph Maurice, erhielt 1769 persönliche Grandeza und † um 1784). 8) Mariana (Gem. Pedro Pablo de Abarca, Graf von Aranda). An Aranda und von da an Hijar (s. dies.).

22) Camiña, Herzog und Grande auf Lebenszeit 1619, für ewig 1641 (bestätigt 1660).

1) Miguel I. Meneses y Noroña, 6. Marques Villareal 1619. 2) Luis, Br., resignirt seinem Sohne

3) Miguel II. † 1641. 4) Maria Beatriz, Schw., Witwe des ersten Herzogs, heirathet dann den Pedro Portocarrero, 8. Grafen von Medellin. 5) Pedro Damiano Luitgardo Portocarrero, 9. Graf von Medellin 1662, † 1716 (Schw. Luisa Feliciana heirathet Miguel Francisco de Moncada, 5. Marq. von Aytona, † 1674). An Aytona und von da an Medinaceli (s. dies.).

23) Cardona 1491; bestätigt 1520.

Grafen: a. Hugo II. Folch de Cardona 1375, † 1400. b. Juan Ramon I. c. Juan Ramon II. † 1471. d. Juan Ramon III. † 1486. (e.) 1) Juan Ramon IV., Herzog 1491, † 1513. 2) Fernando † 1543. 3) Juana (Gem. Alfonso de Aragon, 2. Herzog von Segorbe, † 1563). An Segorbe und von da an Medinaceli.

24) Castro-Enriquez 1858.

1) Maria de la Cruz Alvarez Alonso Yañez Canton seit 1858.

25) Castroterreño, 2. Cl. 1825.

1) Prudencio de Guadalfajara y Aguilera, 2. Graf 1825, † 1857. 2) Witwe Maria Amalia de Aguirre Zuazo y Acedo, Marquesa Montehermoso seit 1818, folgt 1857.

26) la Conquista, 1. Cl. 1847.

Pedro de Castro y Figueroa, Marques Graciareal und 1710 Graf la Conquista, Herzog (Titel von Neapel) 1735, † 1741; ihm folgte sein Sohn Bernardin, † 1777, und sein Enkel Pedro, von dem weiblicherseits herstammt: 1) José Maria Villaroel, Marques Graciareal, Herzog la Conquista, bestätigt 1849, † 1855. 2) Luis Carlos, bestätigt 1858 als Herzog; sein Sohn Fernando heißt, gleichfalls seit 1858, Vizconde von la Frontera.

27) Escalona 1472 (angeblich bestätigt 1520).

1) Juan Lopez Pacheco, Marques von Villena 1472, † 1474. 2) Diego I. † 1529. 3) Diego II. † 1556. 4) Francisco † 1574. 5) Juan † 1615. 6) Felipe Juan † 1633. 7) Diego III., Br., † 1655. 8) Juan Manuel † 1725. (Sein Sohn Vincenzo, Marques von Moya, † 1687 jung, ein anderer Marciano, geb. 1688, † 1743, ward durch Heirath Marques von Bedmar, und seine Nachkommen erbten 1759 das Herzogthum Escalona.) 9) Mercurio, geb. 1679, † 1738. 10) Andrés † 1746 (Gem. a. Ana Nicolosa de Portugal von Oropesa. b. 1731 Maria Isabel Pacheco Giron von Uzeda). 11) Maria Ana †1759 (Gem. a. Juan Lopez Pacheco, ihr Oheim, † 1751. b. Felipe Neri Silva y Mendoza, Sohn des Herzogs von Infantado, † 1758). 12) Felipe, Marques von Bedmar (s. dass.) 1759 —1777 . . † vor 1804 (Gem. Maria Luisa Centurion von Estepa). 13) Ana Maria Luisa, T., Herzogin durch Resignation ihres Vaters, † vor 1777 (Gem. Manuel José Pacheco Giron, Sohn des 6. Herzogs von Uzeda; Titularherzog und Grande 1777 †).

An Frias, als Erbe des letzten Titularherzogs, wol erst nach dem Tode des 12. Herzogs; Titel seit 1858 an Francisco da Borja Tellez Giron Fernandez de Velasco, Marques von Villena, Graf Alvadeliste.

28) Feria, Graf 1460, Herzog 1567; 1. Cl. bestätigt 1655.

a. Lorenzo II. Suarez de Figueroa, Graf 1460. b. Enkel Lorenzo III. 1518, † 1528. c. Pedro † 1551. (d.) 1) Gomez I., Herzog 1567, † 1571. 2) Lorenzo (IV.) I. † 1607. 3) Gomez II. † 1634. 4) Lorenzo II. † 1634. 5) Alfonso, Marques von Priego, S. von Pedro, Enkel des Alfonso, Bruders des 1. Herzogs, † 1645. 6) Luis Ignacio, Grande 1. Cl. 1655, † 1665. 7) Luis Francisco Mauricio † 1700. 8) Nicolas, Br., Herzog von Medinaceli 1711, † 1739. An Medinaceli (s. dass.).

29) Fernan-Nuñez, Graf und Grand 1728 und 1739, Herzog 1817.

Grafen: a. Alfonso Eustacio de los Rios y Angulo, Graf 1639. b. Ana Antonia, Enkelin, Tochter der Aldonza de los Rios und des Diego Quesada, vermählt mit Diego Gutierrez de los Rios. c. Francisco. d. Pedro, Grande 1728, † 1734. (e.) 1) José, Grande 1739, † 1745 (Gem. 1739 Marie Armande von Rohan-Chabot † 1750). 2) Carlos José 1745—1796, † vor 1804 (zweite Gem. und Witwe Maria de la Esclavitud Sarmiento Caceres y Quiñones von la Higuera de Vargas; ihr jüngerer Sohn José, Graf los Rios 1814, Marques de Escalonias 1850, † 1857; ihm folgte dann sein S. Manuel). 3) Carlos, geb. 1778, Graf 1804, Herzog von Montellano und Arco 1817 durch seine Gem. Maria Vincenta Solis Laso de la Vega †. 4) Francisca de Asis † 1848 (Gem. Felipe Maria de Osorio, Marques von las Minas und Graf von Cervellon, † 1859). 5) Maria del Pilar Loreto Osorio y Gutierrez de los Rios seit 1848 (Gem. Manuel Falcó y Valcarcel, Herzog von Montellano durch seine Ehe).

30) Frias 1492, bestätigt 1520.

a. Pedro Fernandez de Velasco, Graf Haro 1430, † 1466. b. Pedro, erblicher Condestable von Castilien 1472, † 1492. (c.) 1) Bernardino I., Herzog 1492, † 1512. 2) Iñigo I., Br., † 1528. 3) Pedro † 1537. 4) Iñigo II., Sohn des Juan, Marques von Berlanga, Enkel des 2. Herzogs. 5) Juan † 1613. 6) Bernardino II. † 1652. 7) Iñigo Melchor † 1696. 8) José, S. des Luis Francisco Baltasar, Marques von Jodar, Bruders des 7. Herzogs, † 1713. 9) Bernardino Fernando † 1727. 10) Agustino, Graf del Fresno, Sohn des Pedro Fernando, Enkel des Luis, Urenkel des 5. Herzogs, bereits Grande als Graf von Peñaranda de Bracamonte, † 1741 (Gem. Manuela Pimentel von Benavente † 1754). 11) Bernardino III., geb. 1707, † 1771 (Gem. Ana Maria Tellez Giron). 12) Martin, Herzog von Arion 1767, † 1776 (Gem. Isabela Maria Spinola, Fürstin von Molfetta, Erbtochter des Herzogs Francesco Maria von S. Pietro, † 1783). 13) Diego

Fernandez de Velasco Pacheco y Giron, Sohn des Andrés Pacheco, 7. Herzogs von Uzeda und der Maria de la Concepcion Velasco, Tochter des 11. Herzogs von Frias, hernach auch Herzog von Uzeda, † 1811. (Seine Schw. Maria Teresa erbt den Titel von Arion und bringt ihn ihrem Gemahl Manuel Antonio Fernandez de Cordoba, Marques von Malpica, zu; des 13. Herzogs Gem. ist: Francisca da Paula Benavides.) 14) Bernardino IV., resignirt seine Titel 1848, † 1852 (Gem. a. Maria Ana Silva von Sta. Cruz, von der sein Nachfolger und zwei Töchter: Ana Valentina, Gräfin Luna und Peñaranda, Grande 1. Cl. 1847, † 1852, Gem. des José Antonio Aragon y Azlor, Herzogs von Villahermosa [† 1853], und Bernardina, Herzogin von Uzeda seit 1848, Gräfin von Peñaranda de Bracamonte seit 1859. b. Maria de la Piedad Roca y Togores von Pinohermoso. c. Ana Jaspe y Macios, von der Fadrique Guillermo Costantino Hernan, Graf Castilnovo seit 1848). 15) José Maria Bernardino Silverio, Marques Belmonte 1849; seit 1852 (heir. in zweiter Ehe den 12. Oct. 1864 Victoria, Tochter des Componisten William Michael Balfe, geschieden von Sir J. F. T. Crampton; aus erster Ehe mit einer Giron stammen: Francisco da Borja, Herzog von Escalona seit 1858, und Maria del Rosario, Gräfin von Luna seit 1860).

31) Gandia 1483, bestätigt 1520.

1) Pedro Luis Borja, Sohn des Papstes Alexander VI., 1483. 2) Juan I., Br., † 1497. 3) Juan II. 1510. 4) Francisco I., geb. 1510, resignirt, Jesuit 1551, † 1571. 5) Carlos I. 6) Francisco II. 7) Carlos II. 8) Francisco III. 9) Francisco Carlos. 10) Pascual Francisco † 1716 (Br. Luis, heir. Maria Antonia Pimentel, Herzogin von Ciudadreal). 11) Luis Ignacio † 1740 (Schwestern: Maria Ignacia, Gattin des Antonio Francisco Pimentel, Herzogs von Benavente, und Maria Ana, † 1748, Gattin erst des Luis von Santisteban, † 1706, dann des Antonio Francisco, Herzogs von Bejar). An Benavente und von da an Osuna.

32) Gor 1803.

a. Antonio I. Alvarez de Bohorques, Vizconde Caparacena, Marques Trujillos seit 1629. b. Alfonso I. c. Antonio II. d. Nicolas Antonio (Gem. Maria Antonia Gräfin Torrepalma). e. Alfonso II. † 1767 (Gem. Maria Fausta Velez Ladron Guevara). f. Nicolas 1777 (Gem. 1768 Teresa Barradas). (g.) 1) Nicolas Mauricio, geb. um 1769, Herzog 1803 (Gem. Maria del Carmen Chacon Carrillo Albornoz, Witwe 1839, Mutter des 2. und 3. Herzogs, des José Nicanor, Alfonso Vito, der Maria Josefa Eugenia, Gräfin von Viamanuel, und der Maria de la Encarnacion). 2) Manuel Inocente † 1848. 3) Mauricio Cirilo, Br., † 1853 (Gem. Maria de la O'Jacoba Guiraldez y Cañas, Gräfin Valloria und Lerida seit 1856). 4) Mauricio seit 1853 (Schwester Maria del Carmen, Gräfin Sta. Isabel mit Grandeza 2. Cl. seit 1855; sein Sohn ist Nicolas Alvarez de las Asturias y Bohorques, Graf Lerida 1856).

33) Granada de Ega, 1. Cl. 1729.

1) Juan de Idiaquez y Eguia seit 1729, † 1736 (Gem. Mariana de Velasco). 2) Antonio de Idiaquez y Garnica, Sohn des Pedro, Bruders des ersten Herzogs, bestätigt 1747, † 1762 (Gem. Maria Isabel Aznarez Garro y Navarro † 1754). 3) Ignacio (sein älterer Bruder Francisco Javier resignirt und wird Jesuit) † 1769 (Gem. Maria Josefa de Palafox von Lazan; jüngere Söhne: Manuel und Ignacio). 4) Francisco da Borja 1769—1809 (Gem. Maria Agustina de Carbajal von Abrantes). 5) Francisco Javier I., † um 1850 (Gem. .. Azlor y Aragon). 6) Francisco Javier II. seit 1850.

Eine andere Linie der Idiaquez führte den Herzogstitel von Ciudadreal ohne Grandeza, da der Besitz im Mailändischen lag; es folgten sich darin: 1) Alfonso Idiaquez Butron y Mojica, Graf von Viandra, geb. 1565, † 1618 (Gem. Juana Robles). 2) Juan Alfonso † 1653 (Gem. Ana Maria de Alava y Guevara, Gräfin Triviana). 3) Francisco, † 1687 (Gem. Francisca de Borja, 7. Fürstin von Squillace in Neapel, Witwe des Miguel de Aragon, Grafen von Luna, † 1693). 4) Fernando Francisco, 8. Fürst von Squillace (Gem. 1682 Francisca de Guzman, Gräfin von Villa umbrosa). 5) Juana Maria, Schw. † 1712 (Gem. a. Antonio Pimentel Ibarra, 4. Marques Taracena, † 1686. b. Manuel Pimentel, 4. Marques von Malpica; aus erster Ehe stammte) 6) Maria Antonia Pimentel † 1728 (Gem. Luis Borja, Sohn des 10. Herzogs von Gandia). 7) B. Ana Maria de Orozco (Gem. Vincente Osorio, Sohn des Grafen von Villanueva de Cañedo, Graf von Mortara). 8) Joaquin Osorio y Orozco, Graf von Mortara, Grand seit 1765; 1780 (Gem. Rafaela Laso de la Vega von Arco, lebt als Witwe 1804). 9) Benito 1769; 1780, letzter Herzog von Ciudadreal, welcher Titel mit ihm erlosch, † vor 1795 (Gem. Josefa Gilaberta Carros y Centelles). Das Fürstenthum Squillace war schon zuvor von dem Hause de Gregorio in Messina erworben worden. Leopoldo de Gregorio erhielt davon 1744 den Marchese-Titel, den noch seine Nachkommen, die Fürsten von S. Elia, führen; gegenwärtig sein Urenkel Giuseppe, jüngerer Bruder des Muzio, dritten Fürsten von S. Elia.

34) Hijar 1483, 1599 (auch Graf-Herzog von Aliaga) und 1654.

1) Juan Fernandez de Hijar, Graf Aliaga 1465, Herzog von Hijar 1483 und Aliaga 1487, entsetzt 1493. 2) Luis, Graf von Belchite, Herzog 1498, † 1517 (sein Sohn Juan † vor ihm; sein Titel ward confiscirt, obgleich sein Enkel Luis ihn beanspruchte, und erst erneuert für seinen Urenkel) 3) Juan Francisco Cristobal Luis 1599, † 1614. 4) Isabel Margareta (Gem. 1622 Rodrigo Sarmiento de Silva Villadrada, Graf von Salinas). 5) Jaime Francisco Victorio † 1710 (Söhne: Jaime Fernando, Graf Belchite, † jung; Thomas, Graf Rivadeo, † jung; Francisco, Graf Rivadeo, geb. 1683, † 1697). 6) Juana Petro-

nila, geb. 1666, † 1731 (Gem. a. 1688 Fadrique de Silva, 3. Marques Orani, † 1700. b. Ferdinando Pignatelli, Fürst von S. Marco, † 1729; aus erster Ehe außer dem Nachfolger: Antonio, vermählt mit der Gräfin Carlet, und Jaime, durch seine Gattin Titularherzog von Aremberg-Barbançon; s. fremde Grandes). 7) Isidro de Silva † nach 1754 (Gem. a. Maria Luisa Moncada von Aytona; b. Prudencia Portocarrero von Montijo; sein Erstgeborener Joaquin Diego, Herzog von Aliaga, † um 1754 vor ihm, vermählt mit Maria Engracia de Abarca, präsumtiven Erbin ihres Bruders, des Herzogs von Almazan und Grafen Aranda, † 1784). 8) Pedro Alcantara, Herzog von Aliaga seit 1754, in Hijar 1769—1807 (Gem. Rafaela Palafox von Ariza; Kinder: Francisca Javeria, Gräfin von Aranda; Francisco, Herzog von Aliaga 1770, † jung; Juan, Marques Sobroso, und seine beiden Nachfolger) 9) Agustino, früher Herzog von Aliaga, † 1835 (Gem. 1792 Fernanda Maria Fitz-James von Berwick, † 1852). 10) José Rafael Fadrique I., Graf von Aranda und Herzog von Hijar 1835, † 1851 (Gem. ... Centurion). 11) José Rafael Fadrique II. † 1863. Ueber das Fortleben des Titels ist bis jetzt Nichts bekannt.

35) Huescar 1563.

1) Fadrique de Toledo, Erstgeborener des Herzogs von Alva de Tormes 1563. Der Titel, den ältesten Söhnen der Herzoge von Alva zustehend, ruht jetzt.

36) del Infantado 1475, bestätigt 1520.

1) Diego I. Hurtado de Mendoza 1475, † 1479. 2) Iñigo I. † 1500. 3) Diego II. † 1531. 4) Iñigo II. † 1566 (S. Diego, Graf Saldaña, † 1566, ein halb Jahr vor ihm, daher folgt der Enkel) 5) Iñigo III. † 1601. 6) Ana † nach 1619 (Gem. a. Rodrigo, ihr Oheim. b. Juan Hurtado de Mendoza; die einzige Tochter zweiter Ehe, Luisa, Gräfin von Saldaña, † 1619, verm. mit Diego Gomez de Sandoval, Sohn des ersten Herzogs von Lerma [† 1632]; ihr Sohn:) 7) Rodrigo Diaz de Vivar Gomez de Sandoval y Mendoza, geb. 1614, † 1657. 8) Catalina, Schw. † 1686 (Gem. Ruy de Silva, 4. Herzog von Pastrana; † 1675). 9) Gregorio Maria Domingo de Silva † 1693 (sein jüngerer Sohn Manuel Maria José, Graf von Galves, † 1728, heirathet die Erbin von Alva). 10) Juan de Dios geb. 1672, † 1737 (Gem. Maria Teresa de los Rios). 11) Maria Francisca Alfonsina † 1770 (Gem. Miguel de Toledo, Marques von Tavara und Velada; ihr Sohn Felipe Neri [† 1758] heirathet die Mariana Pacheco, 11. Herzogin von Escalona). 12) Pedro Alcantara I. de Toledo † 1790 (zweite Gem. 1758 Maria Anna Victoria von Salm-Salm; ihre Tochter Maria Leopoldina, geb. 1760, † 1792, heir. a. Francisco de Asis Silva Bazan, Marques del Viso. b. 1783 Frédéric Auguste, Herzog von Beaufort-Spontin, † 1817; aus dieser Ehe stammten: Pierre Marie Ignace, geb. 1787, † 1796, und Française Philippe Thomase, geb. 1785, † 1830, vermählt 1803 mit dem 10. Herzoge von Osuna; ihr Sohn erbte in Folge dieser Verwandtschaft 1841 das Herzogthum Infantado gegen den Protest des Bastards Manuel de Toledo). 13) Pedro Alcantara II., geb. 1771, † 1833. 14) Manuel, Br., geb. 1772, † 1841. An Osuna.

37) Lecera, 1. Cl. 1599.

Bei Hijar.

38) Lerma 1599.

1) Francisco I. Gomez de Sandoval y Rojas 1599, † 1625 (sein Erstgeborener Cristobal, Herzog von Uzeda 1620, † 1624; es folgte daher der Enkel:) 2) Francisco II. † 1635. 3) Maria Ana (ihre Schwester Felicia, † 1671, erbt Uzeda), depossedirt 1643, † 1658 (Gem. Luis de Aragon, 6. Herzog von Segorbe). 4) Ambrosio de Aragon † 1660. 5) Diego, Sohn des Diego, Grafen von Saldaña († 1632), Enkel des ersten Herzogs, † 1668. 6) Catalina, Schw., Herzogin von Infantado seit 1657, † 1686 (s. Infantado).

39) Liñares 1669.

Früher portugiesischer Titel für: 1) Fernando de Noronha † 1659. 2) Miguel, in Portugal depossedirt 1669, † 1703. 3) José Antonio, Br. 4) Juana (Gem. Agustin d'Alencastre, 2. Herzog von Abrantes). An Abrantes.

40) Liria und Exerica 1707.

Vergl. Berwick.

41) Losada 1760.

1) José Fernandez de Miranda, Sohn des 3. Grafen von Valdecarzana, 1760, † 1783. (Sein Erbe soll angeblich sein auf den Antillen lebender Verwandter Manuel de Losada geworden sein, dessen Sohn Isaak, in England lebend, vermählt mit seiner 1837 verstorbenen Cousine Lydia, 1848 als Herzog von Lousada und Grande 1. Cl. anerkannt sein will; sein ältester Sohn Manuel nennt sich Marques Lousada, der zweite Francisco, geb. 1815, vermählt mit Marianna Wolseley, hat das Indigenat von Toscana und drei Söhne: Horatio, Ernest und Francis). In Spanien gilt der Titel für erloschen, da er nur wol persönlich war, und die angeblichen Erben im Auslande leben.

42) Maqueda 1520.

1) Diego de Cárdenas 1520, † 1542. 2) Bernardin I. 1550. 3) Bernardin II., Enkel, S. des Bernardin, Marques von Elche, † 1601 (sein Erstgeborener Bernardin von Elche † 1599). 4) Jorge † 1644. 5) Jaime Manuel Manrique, Br., auch Herzog von Najera, † 1652. 6) Francisco Maria de Monserrate † 1656. 7) V. Teresa Antonietta Maria de Mendoza, Tochter des Juan Andrés, Marques von Cañete und der Maria de Cárdenas, der 1628 gestorbenen Tochter des 3. Herzogs (dreimal vermählt, doch kinderlos). Ihr Schwestersohn Antonio Manrique de Velasco, Herzog von Najera, beansprucht auch Maqueda, doch erhielt dasselbe 1668: 8) Maria de Guadelupe de Alacastre, Tochter des Herzogs Jorge von Aveyro und der Ana Maria Manrique de Cárdenas, einzigen Tochter

des 3. Herzogs, die 1660 starb, † 1673 (Gem. Manuel Ponce de Leon, 6. Herzog von Arcos, † 1693). An Arcos und Osuna.

Aus dem Hause de Cárdenas ward Alfonso 1723 von Kaiser Karl VI. zum Reichsfürsten erhoben; er lebte in Wien und starb unbeerbt 1734.

43) Medinaceli, erst Graf, Herzog 1479, bestätigt 1520.

a) Bernard de Foix (Gemahl der Isabel de la Cerda), Graf 1368. b) Gaston I. de la Cerda. c) Luis I. d) Gaston II. (e.) 1) Luis II., Herzog von Medinaceli 1479, bestätigt 1491, † 1501. 2) Juan I. † 1544 (sein Erstgeborener Luis, Marques von Cogolludo, 1535 † vor ihm). 3) Gastone. 4) Juan II., Br. 5) Juan III. 6) Juan Luis † 1607. 7) Antonio Juan Luis, auch Herzog von Alcalá de los Gazules durch seine Gattin, † 1671. 8) Juan Francisco Thomas Luis † 1691 (sein jüngerer Sohn Antonio ward Graf von Teba; seine Tochter Felicia Maria heirathete 1675 den Luis Francisco Mauricio de Cordoba, 7. Herzog von Feria und † 1690; ihr jüngerer Sohn Luis † 1771 als Cardinal, der ältere folgte als 10. Herzog von Medinaceli). 9) Luis Manuel † 1711. 10) V. Nicolas Maria Fernandez de Cordoba, 8. Herzog von Feria, † 1739 (Gem. Geronima Maria Spinola von los Balbases † 1755; von ihren Töchtern heirathete Maria Felicia den Grafen Oñate, Maria Teresa den Marques Ferrandina; von den Söhnen ward Juan de Mata durch Heirath Graf Salvatierra, Ventura starb im geistlichen Stande, und der älteste:) 11) Luis Antonio Fernando ward Herzog von Medinaceli und Feria 1739, † 1768 (Gem. 1722 Maria Teresa Moncada, Erbin des Marquesats Aytona, † 1756; von ihren Kindern starb Maria del Rosario 1773 als verwitwete Herzogin von Arcos, Maria Ana als Gräfin von Priego; der jüngere Sohn Cayetano unbeerbt). 12) Pedro d'Alcantara, bisher Marques von Cogolludo und seit 1756 von Aytona, † 1789 (Gem. 1747 Francisca Javiera Gonzaga von Solferino † 1759, von der Domingo, Maria Petronila und sein Nachfolger:) 13) Luis de la Cerda, geb. 1750, † 1839 (Gem. Joaquina Benavides, Herzogin von Santisteban, von der eine Tochter, Maria Magdalena, und:) 14) Luis Joaquin Antonio † 1847 (Gem. Maria de la Concepcion Ponce de Leon y Carbajal, ihr jüngerer Sohn Antonio Maria führte den Titel eines Herzogs von Feria seit 1847 und † 1849). 15) Luis Thomas, seit 1847. (Sein Sohn Luis Maria de Constantinopla ist seit 1852 Marques von Cogolludo, Solera und Villalva.)

44) Medina de Rioseco 1520 und 1538.

1) Fernando Enriquez 1520, 5. Almirante von Castilien, † 1550. 2) Luis I. † 1572. 3) Luis II. † 1596. 4) Luis III. † 1600. 5) Juan Alfonso † 1647. 6) Juan Gaspar † 1691. 7) Juan Thomas † 1705. 8) Luis IV., Br., Marques von Alcañices, Prätendent, † 1725 (vgl. Alcañices). Titel bei Alcañices 1725—1742; hernach an Osuna.

45) Medina Sidonia 1445, bestätigt 1520.

1) Juan Alfonso I. Perez Guzman, dritter Graf von Niebla 1445, †, entsetzt, 1460. 2) Enrique I. 3) Juan Alfonso II. † 1507. 4) Enrique II. 5) Alvaro, Br. 6) Juan Alfonso III., Br., † 1559 (S. Juan Claros, Graf von Niebla, † 1554; es folgt der Enkel:) 7) Alfonso † 1615. 8) Juan Manuel Domingo Francisco da Paula, † 1636 (sein Erstgeborener, Alfonso, Graf von Niebla, starb jung). 9) Gasparo † 1664 (sein Erstgeborener Gasparo Alfonso, Graf von Niebla, † 1661). 10) Gasparo Juan Alfonso † 1667. 11) Juan Claros † 1713. 12) Manuel Alfonso † 1721. 13) Domingo José † 1739 (Gem. 1729 Josefa Pacheco von Escalona † 1763). 14) Pedro Alcantara † 1779 (Gem. Maria Ana de Toledo).

An den Marques von Villafranca José Alvarez de Toledo, dessen Großmutter Juana de Guzman eine T. des 12. Herzogs war. Der Titel ward seinem Nachkommen Pedro Alcantara Alvarez de Toledo, Marques von Villafranca, los Velez, Martorell u. s. f. 1856 bestätigt. (Vergl. Villafranca und die Herzoge von Pastrana.)

46) Medina de las Torres 1625.

1) Gasparo Guzman, Graf von Olivares, 1625, resignirt 1625. 2) Maria † vor 1636; Gem.: 3) Ramiro Felipe Nuñez de Guzman, Graf von Toral, † 1668 (heirathete in zweiter Ehe die Anna Caraffa, Erbin von Sabbioneta, † 1644, aus welcher Ehe:) 4) Nicolas Maria, Herzog von Sabbioneta seit 1644 (das er 1684 an den Herzog Francesco Maria Spinola von S. Pietro verkauft), von Medina de las Torres 1668, † 1689. 5) Mariana Sinforosa, Schw., † kinderlos (Gem. Juan Claros Guzman, 11. Herzog von Medina Sidonia, † 1713).

An Astorga als Verwandte von Medina Sidonia und von da an Altamira. Titel verliehen 1849 der Maria Eulalia Osorio Moscoso, Marquesa Monasterio, Tochter des 13. Grafen von Altamira (s. Altamira).

47) Montellano 1705, Grande 1. Cl. 1784.

1) José I. de Solis y Valderrabano, 9. Adelantado von Yucatan, Graf 1683, Herzog 1704—5 (Gem. Clara Osorio). 2) Alfonso I. (Gem. Louise de Gand, Tochter des Fürsten Philippe Balthasar von Isenghien; ihre jüngeren Kinder sind Melchor, Herzog von Atrisco und Clara, Gem. des José Enriquez de Navarro, Grafen von Ablitas). 3) José II. 1759—1780 (2. Gem. Marie Auguste Therese de Vignacourt, Titularherzogin von Aremberg-Barbançon; Kinder sind: Francisco, Erzbischof von Sevilla, † 1775, und José, aus erster Ehe des Vaters mit einer Folch de Cardona, Virey von Neu-Granada 1753—1761, † 1763). 4) Alfonso II. Alero, früher Graf von Aigremont und Saldueña, Herzog 1804, † vor 1812 (Gem. 1773 Maria Andrea Laso de la Vega, Herzogin von Arco, † c. 1817). 5) Maria Vincenta, Herzogin von Montellano und Arco, lebt 1829 (Gem. Carlos Gutierrez de los Rios, Graf, dritter

Grande und seit 1817 Herzog von Fernan-Nuñez, Montellano und Arco). An Fernan-Nuñez (s. dass.).

48) Montemar, erst Graf, Herzog und Grande 1. Cl. 1735.

a. Graf Pedro Carrillo Esquivel y Guzman seit 1694. . . (c.) 1) José Carrillo de Albornoz Esquivel y Guzman, geb. 1664, Duca Bitonto, Herzog 1735, † 1747 (Gem. Josefa de Pomar y Senmanat † 1751; da er ohne Söhne, folgt im Grafentitel sein Vetter Diego Miguel und diesem sein Sohn Diego José 1777). 2) Maria Magdalena 1770; 1777 (Gem. José Lorenzo Davila, 3. Graf Valhermoso † 1750; ihre jüngere Tochter ist Francisca Maria, Gräfin von Trullas). 3) Maria Josefa Dávila † vor 1804 (Gem. Antonio Maria Ponce de Leon, Marques von Castromonte und Aguila, Herzog 1804—1824; heir. in zweiter Ehe Maria Luisa de Carbajal). 4) Maria Josefa Ponce de Leon † 1860 (Gem. 1846 Vincente Pio Osorio, Graf von Altamira). An Altamira (s. dass.).

49) Montoro 1660.

1) Luis Mendez de Haro 1660, Erbe von Olivares, † 1661 (s. Olivares).

50) Najera 1482, bestätigt 1520.

1) Pedro Manrique de Lara, Graf von Treviño 1482, † 1515. 2) Antonio † 1535. 3) Manrique I. † 1558. 4) Manrique II. † 1600 (überlebt seine Söhne Manrique † 1593 und Juan Manrique † 1598). 5) Aloisia † 1627 (Gem. Bernardino II. de Cárdenas, 3. Herzog von Maqueda † 1601). 6) Jorge de Cárdenas † 1644. 7) Jaime Manuel, Br., † 1652. 8) Francisco Maria de Monserrate † 1656. 9) Teresa Antonietta de Mendoza, T. des Juan Andrés, 5. Grafen von Cañete und der Maria, Schw. des 6. Herzogs, † 1657. 10) Antonio de Velasco, S. des Alfonso, 3. Grafen von Revilla († 1672) und der Nicolosa, Schwester der 9. Herzogin, † 1676. 11) Francisco Miguel † 1678. 12) Nicolosa † 1710 (Gem. 1687 Beltram Manuel de Guevara, Bruder des 10. Grafen von Oñate, Titularherzog † 1713). 13) Ana de Guevara † 1730 (Gem. a. Pedro Antonio Zuñiga; b. Gasparo Portocarrero; vielleicht auch noch vermählt mit José Osorio, Sohn des 8. Grafen von Altamira, oder Joaquin Maria Ramon Portocarrero von Palma).

An Oñate (den Titel führte Maria de la Concepcion Guzman, Tochter des 12. Grafen von Oñate, Gemahlin des Ventura Osorio, Herzogs von Sessa und Grafen von Altamira, † 1776). Jetzt Carlos Luis Guzman de la Cerda, Graf von Oñate seit 1850 (vgl. Oñate).

51) Noblejas, Graf 1693; Grande und Herzog 1820.

a. Francisco Herrera de la Concha, Graf 1689; Grande persönlich 1693....... José Chaves de Herrera 1777 — Pedro (Gem. Maria del Amparo Villaroel von Caudillon) — 1) [José] .. de Chaves y Villaroel, Marques von Casa Chaves 1815, Herzog 1820, † 1849 (Gem. a. . . Loaisa. b. . . Velasco, von der Tadeo Marques Casa Chaves, † 1857, beerbt von seinem Sohne Rafael de Chaves y Manso, Marques von Tous 1853 und von la Cueva del Rey 1857). 2) Pedro Alcantara Chaves y Loaisa seit 1850.

52) Olivares, erst Graf, Herzog (1621) 1635.

1) Gasparo I. de Guzman, Urenkel des 3. Herzogs von Medina Sidonia, 3. Graf, Grande 1621, Graf-Herzog 1625 und 1635, † 1644. 2) Luis Mendez de Haro, Sohn des Diego, Marques von Carpio, und der Francisca, Schw. des ersten Herzogs, Herzog von Montoro 1660, † 1661. 3) Gasparo II. † 1687. 4) Caterina (Gem. Francisco de Toledo, Herzog von Alva seit 1711; gegen ihn fordert den Titel José Antonio Noroña y Silva, Graf von Gouvea, † 1706). An Alva.

53) Osuna 1562.

1) Pedro I. Tellez Giron, 5. Graf von Ureña seit 1562. 2) Juan I., geb. 1554. 3) Pedro II., geb. 1574, † 1624. 4) Juan II. † 1656. 5) Gasparo † 1694. 6) Francisco Maria da Paula † 1716 (Töchter: Maria Dominga, Gattin des 6. Herzogs von Uzeda, und Maria Ignacia). 7) José Maria Joaquin † 1733 (Gem. Maria Francisca Bibiana Guzman von Medina Sidonia; Tochter: Maria Faustina, Gem. des 14. Herzogs von Benavente). 8) Pedro III. Zoilo, geb. 1728, † zwischen 1786 und 1794 (Gem. Maria Vincenta Barbara Pacheco, Tochter des 6. Herzogs von Uzeda; ihr Erstgeborener José, Marques von Peñafiel 1770, † jung). 9) Pedro IV. Alcantara † 1807 (Gem. Maria Josefa Pimentel, Herzogin von Benavente, Bejar, Gandia und Arcos, Witwe 1808; Töchter: Manuela Isidra, Gräfin von Coquinas; Josefa Manuela, Marquesa von Camarasa, und Joaquina Maria del Pilar, Marquesa von Sta. Cruz; der jüngere Sohn Pedro d'Alcantara, geb. 1786, ward Marques von Jovalquinto [s. dass.] und Fürst von Anglona). 10) Francisco da Borja † 1820 (Gem. 1803 Française Philippe Thomase von Beaufort, Präsumtiverbin des Herzogthums Infantado, † 1830). 11) Pedro V., geb. 1810, Herzog von Infantado 1841, † 1844. 12) Mariano Francisco da Borja José Justo, Br., geb. 1815; bestätigt 1845.

54) del Parque, Grandeza honoraria 1771, 1. Cl. 1792.

Ursprünglich fremder sicilianischer Titel für: 1) Giuseppe Agliata e Gravina, 2. Fürst von Villafranca und Herzog von Sala di Paruta, † 1648 (während in den andern Titeln sein Sohn, Francesco † 1697, folgt, kam der von Parco [Parque] an seine Tochter): 2) Isabella Agliata e Barrese, verm. mit Benito Trelles von Coaña. 3) Gonzalo de Trelles (Gem. a. Margareta Palafor von Ariza. b. Luisa Antonia Valdes y Trelles; jüngere T. Leonor Eulalia † 1757 als Gem. des Grafen Pedro Miranda von S. Roman). 4) Maria Isabela, verm. mit Francisco Antonio de Cañas, 6. Marques von Vallecerrato (Kinder außer dem Nachfolger: Benito, Fernando, Salvadore, Francisco, geistlich, Isabel, Gem. des José Joaquin Maldonado Ormaza,

Maria Nicolosa, Gem. des Domingo Villanueva, Grafen Albareal). 5) Manuel Joaquin de Cañas, Herzog 1763, Grand 1771, † 1792 (Gem. Agustina Portocarrero, Marquesa von Castrillo; jüngere Kinder: Maria del Pilar, Maria Francisca da Paula, Gräfin Benalua, Maria Barbara und Maria Josefa, Gräfin von Lerida). 6) Vincente Maria, geb. 1751, † nach 1822 (Gem. 1768 Maria Teresa Barradas von Peñaflor). 7) Maria Eulalia, Schw., † 1848 (Gem. Lorenzo Justino de Villavicencio, Herzog von S. Lorenzo de Valhermoso (s. dass.); Titel seit 1859 bei Luis José Tadeo de Villavicencio Corral y Cañas.

55) Pastrana 1572.

1) Ruy I. Gomez de Silva, Fürst von Eboli, Herzog von Estremera 1568—1572, von Pastrana 1572, † 1573. 2) Ruy II. † 1596. 3) Ruy III. † 1626. 4) Ruy IV. † 1675 (Gem. Catalina de Sandoval, Herzogin von Infantado, † 1686). 5) Gregorio Maria Domingo, Herzog von Infantado 1686, † 1693. An Infantado, hernach an Villafranca; den Titel führt seit 1856 Manuel Alvarez de Toledo, Bruder des Marques von Villafranca (vergl. dass.).

56) Peñaranda 1608.

1) Juan Zuñiga, 6. Graf von Miranda del Castañar 1608, † 1608. 2) Diego I. † 1626. 3) Francisco † 1662. 4) Diego II. † 1666. 5) Fernando, Br., † 1667. 6) Ana Maria, Schw., verm. mit Juan Chaves y Chacon, 2. Grafen von Calçada, † 1698. 7) Joaquin José de Chaves † 1725. (Sein jüngster Sohn, Pedro Regalado, Marques von Leyza, hinterließ den Vincente, Grafen von Miranda 1770—1784, † vor 1807.) 8) Manuel Francisco Lope † 1748. 9) Antonio, Br., † 1765 (Gem. Maria Pacheco von Uzeda † 1754; ihr Sohn Rafael, Marques de Bañeza, † 1762, ohne Kinder von Maria Ana Francisca Pacheco von Bedmar, die 1804 als Witwe lebte). 10) Maria del Carmen Josefa 1765—1804 (Gem. Pedro Alcantara de Toledo, Sohn des 10. Marques von Villafranca, †). An den Grafen Montijo, als Erben der Maria Josefa, Tochter des 8. Herzogs und des Erbgrafen Cristobal VII. de Portocarrero von Montijo.

57) Plasencia 1476.

1) Alvaro de Zuñiga 1476, ward Herzog von Bejar 1485 † 1488 (vergl. Bejar).

58) Regla, Graf 1768, Herzog 1859.

Pedro José Maria Romero de Terreros Trebueste y Davalos, 3. Graf von Regla und Jala in Mejico (Gem. Maria Josefa Villamil y Rodriguez de Velasco); Sohn: 1. Juan Romero de Terreros y Villamil Rodriguez de Pedroso y Rodriguez de Velasco, Marques Villahermoso de Alfaro 1849, Graf von Regla 1854, Herzog von Regla 1859, † 1863. Nachfolge schwebend.

59) Riánsares, 1. Cl. 1844.

1) Agustin Fernando Muñoz y Sanchez, Gemahl der Königin Maria Cristina seit 1834 (resp. 1844), auch Herzog von Montmorot in Frankreich 1846. (Kinder: Juan Bautista Maria de la Guardia José, geb. 1841, Graf del Recuerdo und Vizconde de Villarubio seit 1848, Herzog von Montmorot durch Cession des Vaters 1862, † 1863; José Maria, Graf Garcia, geb. 1846, † 1863; Agustin Maria, Vizconde Rostrollano, Herzog von Tarancon 1848, † 1855; Fernando Maria, Vizconde la Alborada und Graf Casa Muñoz seit 1849, Herzog von Tarancon seit 1855 [bestätigt 1857]; Maria Amparo, geb. 1834, Gräfin Vista-alegre 1847, † 1864 als Gattin des Prinzen Ladislaus Czartoryski; Maria Milagros, Marquesa von Castillejo seit 1847, Gemahlin des Juan Prim, Grafen von Reus und seit 1860 Marques von Castillejo, und Maria Cristina, Vizcondesa von la Dehesilla, Marquesa von Isabela seit 1848, vermählt mit dem Fürsten Giorgio del Drago.)

60) Rivas de Saavedra, Marques 1641, Herzog 1793.

a. José Saavedra y Ramirez, Marques 1637 und 1641. . . . c. Lorenzo (Gem. Luisa Maria de Saavedra), d. Mariana (Gem. Martin Perez Saavedra, 2. Marques Villar). e. Antonia (Gem. Luis de Saavedra; ihre jüngeren Kinder sind Joaquin und Mariana). (f.) 1) Martin Perez de Saavedra 1777, Herzog 1793, † 1802 (Gem. Maria Domingo Ramirez Baquedano y Quiñones, Witwe 1804). 2) Juan 1804, † 1834. 3) Angel, Br., geb. 10. März 1791, Herzog 1834.

61) la Roca, Graf 1628, Grande auf Lebenszeit 1765, 2. Cl. 1771, 1. Cl. und Herzog 1793.

a. Juan Antonio Vera y Figueroa, Graf 1628. b. V. Fernando Acevedo y Vera (Gem. Aldonza Vargas). c. Tochter Mariana (Gem. Fernando Ladron de Guevara; ihr Sohn folgt:) d. Fernando (Gem. Antonia Chaves y Zapata). e. Pedro, Graf Tierrabrava 1720. f. Vincente Javier (Gem. Maria Josefa de Tapia; ihre Tochter Maria de Guadelupe 1780 heir. den Joaquin de la Cerda, Marques von la Mota). (g.) 1) Vincente Maria Vera Ladron de Guevara, Reichsgraf, Grande persönlich 1765, 2. Cl. 1771, Herzog und 1. Cl. 1793, † 1813 (Gem. Juana Francisca Bejarano, Erbtochter des Domingo, Marques Sofraga; ihr älterer Sohn Vincente Javier † wol jung vor 1804 ohne Kinder von Maria del Rosario Crespi y Valdaura). 2) Manuel Maria, † um 1847 (Gem. Maria de la Concepcion Nero y Aragon). 3) Maria Teresa, † 1858 (Gem. Vincente de Alcazar, Graf von Requena, Herzog von Sotomayor, † 1844; ihre jüngeren Kinder sind: Juan Gualbert, Marques Villaviciosa seit 1858; Santiago, Marques von Valle de la Paloma seit 1857; Serapion, Marques von Peñafuente seit 1858; Fernando, Graf von Cañete del Pilar seit 1859; Maria de las Mercedes, Marquesa von Coquilla seit 1858 und Maria de la Concepcion, Gräfin von Montalbo 1858—1861; ihr Nachfolger ist José Montalbo y Castillo seit 1861). 4) Vincente de Alcazar y Vera, Graf von Requena, Marques von Sofraga, Herzog seit 1858 (vergl. Sotomayor).

62) S. Carlos, 1. Cl. 1793.

1) José Miguel Carbajal y Vargas, Creole (Bruder der Joaquina Josefa, Baronin von Croles, und der Maria Catalina), geb. 19. März 1771, Herzog 1793, † 1834 (Gem. Maria Eulalia de Queralt Descatillar y Silva, geb. 1788, †). 2) José Miguel seit 1834 (sein Bruder Luis Joaquin ward 1849 Graf de Union).

63) S. Fernando de Quiroga, 1. Cl. 1815.

1) Pedro Antonio Fernandez Melgarejo, Herzog 1815, † (Gem. 1817 Maria Luisa de Bourbon, Tochter des Infanten Luis Antonio Jago, Grafen von Chinchon, geb. 1780, † 1846). 2) Francisco Javier Losada Melgarejo seit 1850.

64) Sta. Isabel, 1. Cl. 1846.

1) Ferdinand François Paul Philippe de Bresson, Sohn des französischen Gesandten Charles Jean de Bresson († 1847 als Gesandter in Neapel) und der Louise Charlotte von Cominges, von der Königin Isabella II. aus der Taufe gehoben, Herzog und Grande von Castilien seit dem 12. Oct. 1846, † 1863.

65) S. Lorenzo de Valhermoso, 2. Cl. 1795.

Juan Villavicencio, Marques von la Mesa de Asta seit 1698. . . . Luis Fernandez, Marques Casa Villavicencio 1712. . . . Maria Josefa Villavicencio Zaccarias † 1777. Gem. Lorenzo Antonio von Casa Villavicencio, Grande persönlich 1771, † 1773; Sohn 1) Lorenzo Justino Tadeo Fernandez, Marques, dann 1795 Herzog von S. Lorenzo de Valhermoso, † nach 1840 (Gem. a. Maria Josefa del Cañaveral. b. Maria Eulalia de Cañas, Herzogin del Parque, † 1848; Kinder: Manuel Maria, geb. 1790 †; Joaquin, geb. 1791 †; Fernando, Graf von Cañete del Pilar seit 1849; Maria del Rosario, vermählte Marquesa von Castillo de Val de Sidueñas, und:) 2) Luis Francisco, Marques Vallecerrato, Herzog von S. Lorenzo 1849, von Parque 1855, † 1858 (Gem. . . . Corral; Kinder: Luis José Tadeo, Herzog von Parque seit 1859; Manuel Joaquin, Marques Vallecerrato mit Grandeza 2. Cl. seit 1859; José Juan, Marques von Castrillo 1859; Lorenza Fany, Gräfin von Belmonte seit 1859, und:) 3) Luis José, Herzog von S. Lorenzo de Valhermoso seit 1859.

66) S. Lucar la mayor 1635.

1) Gasparo I. Guzman, Herzog von Olivares 1635. 2) Enrique Felipe (früher Juliano, sein Bastard). 3) Gasparo II. † 1648.

An Altamira; Titel seit 1848 an Maria Cristina Osorio Moscoso y Carbajal, aus dem Hause Altamira (s. dass.).

67) S. Miguel, 1. Cl. 1857.

1) Evaristo Fernandez S. Miguel y Valledor 1857, † 1862 (Vt. Santos). Titel vacant.

68) Santisteban del Puerto, Graf 1473, Grande 1696, 1. Cl. und Herzog 1737.

a. Diego I. Sanchez de Benavides, Graf 1473, † 1478. b. Mendo Rodriguez † um 1492. c. Francisco I. † 1519. d. Diego II. † 1552. e. Francisco II. † 1580. f. Diego III. † 1587. g. Francisco III. † 1640. h. Francisco IV., Marques von Solera † 1666. (i.) 1) Francisco IV., Grande 1696, † 1716. (Seine älteren Söhne Diego V., Marques von Solera, † 1693, und Luis, Marques von Solera, † 1706 vor ihm.) 2) Manuel, Herzog 1735, † 1748. (Seine Tochter, Francisca, heirathete 1731 den Francisco Pimentel, 14. Herzog von Benavente, und † 1735.) 3) Antonio 1748 —1789 † vor 1804 (Gem. a. Maria de Cordoba. b. Catalina de Toledo von Villafranca, kinderlos). 4) Joaquina 1804 (Gem. Luis de la Cerda, 13. Herzog von Medinaceli). An Medinaceli.

69) Sedaví, 2. Cl. 1802.

1) Fernando Perez de Barradas, Graf Peñaflor, Herzog 1802, † vor 1849. 2) Antonio Manuel seit 1849.

70) Segorbe 1476, bestätigt 1520.

1) Enrique de Aragon, Sohn des Enrique von Villena seit 1476. 2) Alfonso † 1563 (Gem. Juana Folch de Cardona, 3. Herzogin von Cardona). 3) Francisco † 1575. 4) Juana (Gem. Diego Fernandez de Cordoba, 3. Marques von Comares; ihr Sohn Luis † vor ihnen; es folgt der Enkel:) 5) Enrique Ramon de Cordoba, Herzog von Cardona und Segorbe. 6) Luis Ramon † 1670. An Medinaceli, Nachkommen des Juan Francisco Thomas Lorenzo, 8. Herzogs von Medinaceli († 1691), und der Catalina Antonia de Cordoba († 1667).

71) Sessa 1505.

1) Gonsalvo I. de Cordoba, der große Capitain, 1505, † 1516. 2) Elvira † 1524 (Gem. Luis de Cordoba, 4. Graf von Cabra; † 1526). 3) Gonsalvo II., Herzog von Baena 1566, † 1578.

(Vergl. Baena und Erben.) Titel seit 1849 an José Osorio Moscoso y Carbajal, Graf von Trastamara.

72) Sevillano, 1. Cl. 1854.

1) Juan de Mata Sevillano Fraile Perez y Martin, Marques von Fuentes del Duero seit 1846, Herzog 1854.

73) Solferino (1716) 1747.

1) Francesco Gonzaga 1716 (1747) † 1758 (Gem. a. Isabel Ponce de Leon, verwitwete Herzogin von Alva, † 1722. b. Giulia Eliteria Caracciolo † 1756; die Söhne starben sämmtlich jung; Töchter: Maria Antonia, Gem. des Antonio de Toledo, 10. Marques von Villafranca; Maria Javiera † 1759, verm. 1747 mit Pedro d'Alcantara, 12. Herzog von Medinaceli; Maria Miguela, Gem. des Manuel Bernardino, 5. Herzogs von Abrantes, und) 2) Maria Aloisia † 1773 (Gem. 1741 Gioacchino Atanasio Pignatelli, Graf von Fuentes, † 1776, vermählt in zweiter Ehe mit Mariana de Silva, Witwe des Herzogs von Huescar; Kinder, außer den beiden Nachfolgern: Maria Manuela, Gemahlin des 12. Herzogs von Villahermosa, und Ramon,

vermählt mit einer Heredia). 3) Carlos Pignatelli † 1774. 4) Luis Maria, Br., Herzog von Egmond durch seine Gattin Alfonsina Pignatelli von Bisaccia, † 1801. (Sein jüngerer Sohn Armando Luis † 1807.) 5) Juan Armando † 1809. 6) Juan Fernando Pignatelli y Heredia, Marques von Coscojuela, Sohn Ramon's und Enkel der 2. Herzogin, in Sicilien belehnt 1802, † 1848 (Gem. Belloni; ihr jüngeres Kind José Maria, Marques von Moya 1848, † 1863, dem sein Sohn Juan José Maria gefolgt ist). 7) Maria de la Concepcion, Gräfin von Castillo de Centelles 1837, Marquesa von Coscojuela und Herzogin von Solferino 1848, † 1861 (Gem. Benito de Llanza y Esquivel, Titularherzog von Solferino seit 1861).

74) Sotomayor, Grande 1. Cl. 1703, Herzog 1773.

a. Fernando Yañez de Sotomayor, Vizconde Crecente (Gem. 1627 Maria Abreu). b. Francisca Luisa (Gem. 1659 Juan Fernandez de Lima, Marques von Tenorio und los Arcos; Tochter Juana, Gem. des José Masones, 1. Marques von Islarora). (c.) 1) Fernando Alvarez de Sotomayor y Lima, Grande 1703 (Gem. Catalina Chaves; jüngere Kinder: José, geb. 1692, † 1745; Francisco; Maria, Gem. des Felix Nin, Graf von Castrillo, und Jayme, 3. Marques von Islarora 1777). 2) Felix Fernando Yañez, geb. 1684, † 1767 (Gem. Maria Laura de Masones, Tochter des 1. Marques von Islarora, † 1741). 3) Francisco Javier † c. 1773. 4) Ana Maria 1773; 1777 (Gem. Domingo Enriquez de Carra y Alava, Marques von Villalva). 5) Jayme, Oheim, † vor 1804 (Gem. Laura Zatrillas y Manca). 6) Ignacio 1804 (Gem. Juana de Rojas Fernandez de Miranda) †. 7) Verw. Vincente del Alcazar, Graf von Requena, † 1844 (Gem. Maria Teresa de Vera, 3. Herzogin von la Roca, † 1858). 8) Gabriela de Alcazar y Vera de Aragon seit 1844 (Gem. Carlos Martinez Irujo, geb. 1789, Marques Casa Irujo seit 1850, † 1855; Sohn: Carlos Manuel Mariano de Irujo, Marques von los Arcos 1851, von Casa Irujo seit 1856).

75) Sueca 1803.

Vergl. Alcudia.

76) Tamames, 2. Cl. 1805.

Francisco Nicolas de Castro, Marques Campollano seit 1700. . . . Maria Matilda de Barco Castro 1777, verm. mit Joaquin Amador de Sta. Teresa y Escobedo . . . . 1) Antonio Mesia Castro Rodriguez Godinez de Ponz, Herzog 1805 † (Gem. . . . Pando). 2) José Terestiano Mesia Pando seit 1850.

77) Tarancon, 1. Cl. 1864.

Vergl. Riánsares.

78) Tetuan 1860.

Joseph O'Donnell aus dem Geschlechte der irischen Fürsten von Tyrconnell, Sohn des Charles von Wilford-Lodge, Bruder des Manus (dessen Nachkommen Wilford-Lodge besitzen) und des Henry, von dem die Grafen in Oesterreich stammen, kam zuerst nach Spanien, wo sein ältester Sohn José Enrique, geb. 1770, 1810 Graf von la Bisbal ward und 1834 starb. (Ihm folgten da aus seiner Ehe mit einer Claveria erst sein Sohn Leopoldo 1834, dann seine Tochter Manuela 1850, † 1860, und dieser ihr Sohn Leopoldo Valderrabano y O'Donnell 1860.) Des José Enrique Bruder war Carlos Enrique, † 1830, verm. mit einer Joris und Vater des ersten Herzogs und des José, ferner José (1820) und Alessandro, Vater des Pepe und Emilio. 1) Leopoldo Carlos O'Donnell y Joris ward Graf von Lucena 1847, Herzog von Tetuan seit 1860 (Gem. Manuela Vargas).

79) la Torre, 1. Cl. 1862.

1) Francisco Serrano y Dominguez seit 1862.

80) Tserclaes 1856 (Fürst in den Niederlanden 1693).

Niederländischer Titel für Albert Octave Tserclaes, Großneffen des Grafen Johann von Tilly, Fürst 1693, Grande 1705, † 1715, dem sein Sohn Claude, † 1723 kinderlos, folgt. Die Schwester des ersten Fürsten, Maximilienne Dorothée, heirathete den Manuel Coloma y Escolano, Marques von Canale († 1680), ihre Tochter Marie Thérèse, Witwe des Grafen Bouthoven, † als Nonne. Den Herzogstitel empfing ein Nachkomme der Tserclaes: 1) José Perez de Guzman y Liaño 1856.

81) la Union de Cuba, 1. Cl. 1847.

1) Miguel I. Tacon y Rosique 1847, † 1856. 2) Miguel II. Tacon y Garcia, Marques von Bajamo seit 1849, Herzog 1856.

82) Uzeda 1620, 1. Cl. 1751.

1) Cristobal Sandoval y Rojas, Sohn des Herzogs von Lerma 1620, † 1624. 2) Francisco Gomez, auch Herzog von Lerma 1625, † 1635. 3) Felicia † 1671 (Gem. 1645 Gasparo Tellez Giron, 5. Herzog von Osuna, † 1694). 4) Isabel Maria Giron † 1711 (Gem. 1677 Juan Francisco Pacheco Mendoza y Toledo, Graf von Montalvo, Titularherzog, † 1718; jüngere Kinder: Josefa, Marquesa von Alcañices; Antonio; Vincente, Gemahl der Vincenta Silva von Montesanto, und Pedro). 5) Manuel Gasparo Pacheco Tellez Giron † 1732 (Gem. Josefa Antonia Maria Alvarez de Portugal, Gräfin von Oropesa, † 1754; Tochter: Maria Teresa, Gattin des Manuel Zuñiga). 6) Juan Francisco Manuel 1759, † vor 1770 (Gem. 1727 Maria Domingo Giron, Tochter des 6. Herzogs von Osuna; jüngere Kinder: Joaquin, Vincente, Manuel José, durch Heirath Herzog von Escalona [s. dass.], Maria de la Porteria, Marquesa von Santisteban, und Maria Vincenta Barbara, Gemahlin des 8. Herzogs von Osuna). 7) Andrés 1770—1794 (Gem. Maria de la Concepcion Velasco, Tochter des 11. Herzogs von Frias; Tochter Maria Teresa, Herzogin von Arion [s. dass.]). 8) Diego, Herzog von Frias 1776, dann auch von Uzeda, † 1811. An Frias.

Den Titel führt seit 1848 Bernardino de Velasco Pacheco y Silva, Graf von Peñaranda de Bracamonte seit 1859 (vergl. Frias).

83) Valencia, 1. Cl. 1847.

1) Ramon Maria Narvaez, Vizconde Aliatar, geb. 1800 (Sohn des José Maria, Grafen von Cañada alta seit 1844, welchen Titel jetzt seit 1849 der Bruder des 1. Herzogs José Maria führt, und der Ramona de Campos † 1852), Herzog 1847 (Gem. Alexandrina Tascher). [Verwandte sind: Francisco de Asis Antonio Narvaez y Bordese, Graf von Yumuri seit 1847, und José Joaquin Narvaez y Guerrero, Marchese von Valdellano in Neapel seit 1848, † 1860.]

84) la Victoria, 1. Cl. 1839.

1) Baldomero Fernandez Espartero, geb. 1792, Graf von Luchana 1837, Herzog 1839, Regent in Spanien mit dem Titel Hoheit 1841—1843.

85) Villahermosa 1470, 1. Cl. 1761.

1) Alfonso I. de Aragon, natürlicher Sohn des Königs Johann II., Herzog von Villahermosa und Graf von Ripagorza 1470, † 1485. 2) Alfonso II., testirt 1513. 3) Marina, Schwester, vermählt mit Roberto II. Sanseverino, Fürsten von Salerno († 1508). 4) Ferdinando I. Sanseverino, Fürst von Salerno, entsetzt 1552, † 1572. 5) Martino de Aragon Gurrea, Sohn des Alfonso, Grafen von Ripagorza, Enkel des Juan, eines Bastards des ersten Herzogs. 6) Fernando II. 7) Maria (Gem. Carlos de Aragon y Borja, Graf von Ficallo). 8) Fernando III. Gurrea Aragon y Borja (sein Erstgeborener Manuel, Graf von Luna, † jung). 9) Carlos I. † 1692. 10) Carlos II. de Borja y Aragon, Sohn des Juan, Marques von Cabrega, Bruder des 8. Herzogs, † 1735. 11) V. José Claudio Urries Bardaji Bermudez de Castro Aragon Gurrea y Borja, Sohn des José Lorenzo de Urries, Marques von Navarros, und der Josefa Francisca Cecilia de Aragon, geb. 1698, Grand 1. Cl. 1761, † 1761. 12) V. Juan Bautista Pablo Aragon y Azlor, als Grande anerkannt 1762; 1777, † vor 1804 (Geschwister: Jorge und Maria Josefa von Rubi, Gattin des 2. Marques von Ayerve. Der 12. Herzog heirathete Maria Manuela Pignatelli, Witwe 1804; jüngerer Sohn Juan Pablo, Graf von Villamonte, † vor 1818). 13) José de Aragon y Azlor † 1818. 14) José Antonio † 1853 (Gem. Ana Valentina Fernandez de Velasco, Tochter des 14. Herzogs von Frias, Gräfin von Luna und Peñaranda de Bracamonte, Grande 1. Cl. 1847, † 1852). 15) Marcelino seit 1853. (Sein Bruder José Antonio ist Graf von el Real seit 1855, Grande 1. Cl. seit 1859; ein anderer Manuel ist Graf von Sinarcas und Vizconde von Villanova seit 1859.)

86) Zaragoza, bestätigt 1. Cl. 1848.

a. Cayetano Rebolledo Palafox y Marcilla, Marques del Cañizar und 1687 Graf von Lazan; ihm folgte da b. Manuel 1744. c. Barnabé † 1769 (verm. mit Geronima Bardaji y Bermudez de Castro von Navarrés, Vater der Maria Josefa, Gattin des 3. Herzogs von Granada, und des:) d. Luis Juan † 1811 (Gem. Giovanna Melzi d'Eril, von der Francisco, † 1810, José, der erste Herzog, und) e. Luis I., Marques von Lazan, † 1843 (Gem. Maria Gabriela del Pilar Palafox von Montijo). f. Francisco de Borja † 1848. g. Joaquin Antonio, Br., † 1863. h. Luis II. seit 1863. 1) José Rebolledo de Palafox, jüngerer Sohn des 4. Marques von Lazan, der Vertheidiger von Zaragoza, erhielt davon den Herzogstitel und † den 16. Febr. 1847. Der Titel ward bestätigt mit Grandeza 1. Cl. seinem Sohne: 2) Francisco Pilar Mariano 1848.

Aeltere, bald wieder eingezogene, nicht mehr existirende Herzogstitel, wie die von Badajoz, Galisteo, Huete und andere aus dem 15. Jahrhundert übergehe ich, ebenso den von Ripperda mit Grandeza 3. Cl. von 1725, den auf Lebenszeit 1765 verliehenen Titel (mit Grandeza) von Miranda für Cayetana de Silva, Schwester des Marques von Sta. Cruz und Witwe des neapolitanischen Herzogs von Miranda aus dem Hause Caracciolo, und den sicilianischen Titel von Ripalda, der 1860 dem Gesandten Salvador Bermudez de Castro Diaz y Imbrecht, Grafen von Lema seit 1859, verliehen ward. Erwähnung fordert hier einzig noch der jetzt ruhende Titel eines Herzogs von Veraguas und Marques von Jamayca, den das Haus Berwick lange geführt hat und beansprucht. Er ward creirt 1557 für 1) Diego Santiago de Colon, Sohn des großen Cristoforo Colombo, Almirante von Indien († 1506), und der Felipa Muñiz de Mello. Ihm folgte darin 2) Luis, Herzog von la Vega de la isla de S. Domingo 1556. 3) Felipa, vermählt mit ihrem Vetter Diego Colon, Sohn des Cristobal, Enkel des ersten Herzogs. 4) Nuño de Portugal y Colon, V., S. des Alvaro, Grafen von Gelves, dessen Vater Jorge mit Isabela, Tochter des ersten Herzogs, vermählt war; sein Sohn Alvaro starb vor ihm; es folgt daher der Enkel 5) Alvaro Jacinto † 1636. 6) Pedro Nuño I. † 1673. 7) Pedro Manuel † 1710. 8) Pedro Nuño II. † 1733. 9) Catalina Ventura, Schw., † 1739, zuerst, ohne Kinder, mit Francisco de Toledo, Grafen von Villada, dann 1717 mit Jago Francisco Fitz-James, Herzog von Leria und Erben von Berwick († 1738), verheirathet. Auf den Titel prätendirte dann Carlos Mariano Colon de Lareátegui, Gemahl der Maria Guilerma de Baquedano, und nahm den Titel eines Herzogs von Veraguas an. Von seinen Kindern (José Joaquin, Pedro Antonio, geb. 1758, Malthese seit 1790, Ipolito und Maria Josefa, Marquesa von Riocabada) führte der älteste Sohn, José Joaquin (1777—1811, vermählt mit Josefa Sierra Sarria), davon den Titel; und von dessen Söhnen Felix, Thomas und Pedro nennt sich der letztere als Erstgeborener noch heute Herzog von Veraguas; er ist seit 1846 Großkreuz des Ordens von Karl III.; doch ist sein Herzogstitel officiell nicht anerkannt.

Marqueses.

Diese Classe von Titulados ist in Spanien am stärksten vertreten; doch kommt die Grandeza nur einem kleinen Theile zu, und einzelne Marquesate, mit denen vordem dieselbe verbunden war, haben sie verloren, wahrscheinlich, weil die Titel nur auf Lebenszeit verliehen waren. Grandes sind heute folgende:

1) Aguilar del Campo 1480, bestätigt 1520.

1) Garcia Fernandez Manrique, 3. Graf von Castañeda 1480, † 1506. 2) Luis I. 3) Juan † 1553. 4) Luis II. † 1585 (überlebte seinen Erstgeborenen, Juan † 1573). 5) Bernardin I. 6) Juan Luis † 1653. 7) Bernardin II. † 1662. 8) Bernardin III. de Silva (Sohn des Ruy Gomez de Silva, Marques von Eliseda, und der Antonia, Tochter des 5. Marques) † 1672. 9) Bernardin IV. † 1675. 10) Francisca, Schw., † 1696 (Gem. Pedro de la Cueva, 3. Marques von Flores Davila, † 1669). 11) Antonio Manrique de la Cueva, geb. 1656, † 1709. Wer ihm folgte, ist mir unbekannt, ob zunächst sein Bruder Manuel, geb. 1660, geistlich, oder sein Neffe, José Antonio, Sohn des 1728 † Antonio Fernando.

Der Titel kam an die Grafen von Sastago, dann an die von Oñate und wird seit 1850 von einem jüngeren Sohne des letzteren Hauses, Isidro Guzman y la Cerda, geführt.

2) Albaida 1605, Grandeza honoraria 1771, 2. Cl. 1780.

a. Cristobal Milano de Aragon, Nachkomme des Jayme Milano und der Leonor von Aragon (1477) 1605. Von seinen Nachkommen ward Giovanni Domenico (Sohn des Jacopo, Marchese von S. Giorgio, † 1693) 1731 Reichsfürst von Ardore und Herzog von S. Paolo in Neapel und starb 1740; ihm folgten da Jacopo Francesco, geb. 1699, und Giovanni Maria Loreto, geb. 1738, von dessen Söhnen der ältere, Jacopo († 1807), Fürst von Ardore, Vater Giovanni's († nach 1843) und Großvater des jetzigen, 1811 geborenen Fürsten Jacopo Maria ward, der jüngere, Francesco Maria, Herzog von S. Paolo († nach 1833), Vater des Pietro Ferdinando (geb. 1793 †) und Großvater des Herzogs Giuseppe Maria, geb. 1825, ist. In Spanien ward der 5. Marques 1) Francisco da Paula Milano y Moncada Vique, 1771 Grande auf Lebenszeit, 2. Cl. 1780 (Gem. Maria Rebolledo); ihm folgte 2) José I. 1804 (Gem. Margareta Marin) und diesem sein Sohn: 3) José II., geb. 1789, früher Orense genannt, 1847. (Er hat einen Br. Juan.)

(Albudeite.)

1) Luis Teijeiro Valcarcel, vermählt mit einer Tochter des Marques Montealegre, hatte wol persönliche Grandeza und starb 1776. 2) Luis Bernardo (Gem. Rocafull). 3) Antonia 1804 (Gem. José Valda, Marques Valparaiso). Jetzt führt den Titel ohne Grandeza ihr Urenkel Francisco da Paula Bernuy y Osorio (Marques Valparaiso 1857) seit 1855.

3) Alcañices, 1. Cl. 1626.

a. Francisco Enriquez de Almanza. b. Juan I. c. Juan II. d. Elvira (Gem. Alvaro I. de Borja). e. Antonio. (f.) 1) Alvaro II. de Borja, Grande 1626, bestätigt 1640. 2) Juan III. † 1675. 3) Teresa (Gem. Luis Enriquez de Cabrera, Titularherzog von Medina del Rioseco 1705, † 1725). 4) Pascual Enriquez de Cabrera, auch Titularherzog von Medina del Rioseco 1725, † 1740 (Gem. Josefa Pacheco Giron von Uzeda). 5) Maria de Almudena, Schw., † 1742. 6) V. Francisco Manuel Osorio, Sohn des Marques Francisco Javier von Villanueva del Cañedo, † 1747, und der Maria de la Concepcion Velasco, Tochter des 10. Herzogs von Frias, 1761—1777, Prätendent auf Frias 1776 (Gem. a. Maria Domingo Spinola y la Cueva, Erbin von los Balbases und präsumtiv von Alburquerque; Tochter: Teresa Maria, geb. 1758, Marquesa del Castellar; b. Maria de la Peña de Francia Lujan von Castroponce, geb. 1754, † kinderlos). 7) Miguel Manuel, geb. 1757, Herzog von Alburquerque 1813 † (Gem. Maria de las Mercedes Zayas y Benavides, Herzogin von Algete; ein Sohn José Buenaventura † jung, eine Tochter Maria Ana de Jesu ist Gräfin von Sta. Cruz de los Manueles seit 1853). 8) Nicolas de Bari, Herzog von Alburquerque und Marques von Alcañices 1847, Herzog von Algete 1849 (Gem. N. N. Silva; Sohn: José Isidro Perez, Marques von Montaos seit 1848, Herzog von Sexto in Sicilien, Marques von Cuellar und Cullera seit 1859).

4) Ariza, 1. Cl. 1721.

a. Francisco Palafox 1611. . . . c. Juan Francisco (Gem. Maria Felipa Cordoba von Guadaleste). . . . (e.) 1) Juan Antonio Palafox, Grande 1721 (Gem. 1695 Francisca Centurion, Marquesa Almunia, Tochter des 4. Marques von Estepa; jüngerer Sohn Juan José, geb. 1706, † 1764). 2) Joaquin Antonio, geb. 1702, gest. 1775 (Gem. Marianne Charlotte Josephe de Croy y Lante; jüngere Kinder: Antonio, Bischof von Cuenca, † 1802; Felipe, Gemahl der 6. Gräfin von Montijo, und Rafaela, Gem. des 8. Herzogs von Hijar). 3) Fausto, bisher Graf von Sta. Eufemia (Gem. Maria de Silva 1804). 4) Vincente 1794 —1807 †. 5) Maria Ana, Schw., verm. mit Ignacio Ciro Arteaga Lezcano, Sohn und Präsumtiverbe des 3. Marques von Valmediano Joaquin José de Lezcano Mendoza Arteaga y Chiriboga, Grafen von Corres 1773, Herrn de la Casa de Lezcano und als solcher Granden 2. Cl. 1780, und der Maria Miguela Idiaquez. 6) Andrés Avelino Arteaga y Palafox, Marques von Valmediano u. s. w. ohne Grandeza, Grande als Marques von Ariza, Estepa und Monclova und Señor de la Casa de Lezcano. (Sein Sohn ist Andrés Avelino Maria Arteaga y Carbajal!, Graf von Corres seit 1851.)

5) Astorga, 1. Cl. 1465.

1) Alvaro I. Perez Osorio, 2. Graf von Trastamara und persönlich Herzog von Aguiar (Sohn des

Pedro, 1. Grafen seit 1445, † 1461) 1465, † 1471. 2) Pedro I. † 1505. 3) Alvaro II. 4) Pedro II. † 1560. 5) Alvaro III. † 1567. 6) Antonio Pedro † 1589. 7) Alfonso, Oheim, † 1592. 8) Pedro III., Sohn des Pedro, Bruders des 7. Marques, † 1613. 9) Alvaro IV. † 1659. 10) Antonio Sancho Pedro Davila, Sohn des Antonio, 3. Grafen von Velada, und der Constancia, Tochter des 8. Marques, † 1689. 11) Ana, Schw., † 1692 (Gem. Manuel Luis Guzman, 4. Marques von Villamanrique, † 1672). 12) Melchor Guzman † 1710. 13) Ana Nicolasa † 1762 (Gem. Antonio Gasparo Osorio, 9. Graf von Altamira, † 1725). An Altamira 1762.

6) Ayerve 1750, 2. Cl. 1790.

1) Pedro I. Jordan de Urries seit 1750 (Gem. Pignatelli). 2) Pedro II. 1777, Grande 2. Cl. 1790, † 1810 (Gem. a. Maria Ramona Fonbuena y Monferrate, Marquesa von Lierta. b. Maria Josefa de Azlor, Gräfin von Rubi, 1804). 3) Pedro III. † vor 1849 (Gem. Maria Juana Bucareli). 4) Juan I. Nepomuceno 1849, † 1863 (Gem. Ruiz de Arana). 5) Juan II. seit 1863.

7) Aytona, Grandeza honoraria 1670.

a. Francisco I. Moncada, Sohn des Grafen Juan, Marques, † 1594. b. Gastone † 1626. c. Francisco II. † 1635. d. Guillem Ramon I. † 1670. (e.) 1) Francisco III., Grande 1670, † 1674. 2) Guillem Ramon II. † 1727. (Seine älteste Tochter Maria Luisa, Gemahlin des 7. Herzogs von Hijar, † kinderlos, ebenso sein Sohn Pedro Ramon, dessen Witwe Rosa de Castro noch 1770 den Titel führte.) 3) Teresa, geb. 1708, † 1756 (Gem. 1722 Luis Antonio Fernando de Cordoba, 11. Herzog von Medinaceli, † 1768). An Medinaceli 1756.

(Bajamar.)

Titel creirt durch Karl IV. für Manuel Ladron de Guevara .. Antonio Porlier hatte davon seit 1791 persönliche Grandeza; sein Neffe Juan Diaz (vermählt mit Josefa Queipo de Llano von Toreno, hingerichtet 1815) war unter dem Namen el Marquesito bekannt. Jetzt führt den Titel, ohne Grandeza, seit 1859 Antonio José Porlier y Moñano als Erbe seines Bruders Donato (bestätigt 1840, † 1859).

(los Balbases, Grande 1621; jetzt ohne Grandeza.)

1) Ambrosio Spinola 1621, † 1630. 2) Felipe † 1659. 3) Pablo Vincente, auch Herzog von Sesto, † 1699. 4) Felipe Antonio † 1721. 5) Ambrosio Cayetano † 1759 (Gem. a. Ana Catalina de la Cueva, Tochter des 10. Herzogs von Alburquerque, durch welche Ehe ihre Nachkommen später im Herzogthume folgten. b. Juana de la Cerda; aus erster Ehe stammten die Töchter: Maria Dominga, Angel, Marques von Montenero und) 6) Carlos Joaquin 1759—1770 (vermählt mit Vittoria Giuseppina Colonna, † 1775, aus welcher Ehe ein Sohn, Fernando, jung starb). 7) Maria Dominga, Schw., Erbin 1777 (Gem. Francisco Manuel Osorio, 11. Marques von Alcañices). An Alcañices.

8) Bedmar, Grande 1706.

a. Alfonso de la Cueva, resignirt 1622, Cardinal 1622, † 1655. b. Juan, Br., † 1626. c. Gasparo, Br., † 1664. (d.) 1) Melchior Isidro, Grande 1702, bestätigt 1706 und 1708, † 1723 (Gem. Manuela de Acuña). 2) Maria Francisca † 1754 (Gem. Marciano Pacheco, Marques von Moya, Sohn des 8. Herzogs von Escalona, † 1743; Töchter: Maria Ana Francisca lebt 1804, Witwe von Rafael, Marques von Bañeza [† 1762], und Maria Teresa, wol Gemahlin des Manuel Lorenzo de Acuña, der in zweiter Ehe die Maria Cayetana Fernandez de Miranda Villariezo y la Cueva heirathete und, vor 1804 gestorben, wol Vater des 4. Granden ward). 3) Felipe Pacheco, Herzog von Escalona 1759—1777, † vor 1804 (vergl. Escalona). 4) V. Antonio Maria de Acuña 1804 (Gem. a. Rosa Maria Carbajal y Vargas. b. . . Dewitte). 5) Manuel Antonio de Acuña y Dewitte seit 1855 (Gem. Lucia Palladi y Callimachi † 1860, von seinen Schwestern ist Carmen Gemahlin des Marques von Villafranca, und Maria del Consuelo seit 1852 Gräfin von Gramado).

(Belamazan 1741, jetzt ohne Grandeza.)

a. Martin Pedro Gonzalez de Castejon y Andrada, Marques 1675. b. 1) Martin Manuel, Grande persönlich 1741, † 1764. 2) Maria del Pilar 1764—1804, † kinderlos (Gem. Pedro de Castro Ibañez 1771—1784). Die Grandeza erlosch; die Güter und den Titel erbte wol Manuel Maza de Castejon, Herr von Lanzarote; jetzt ist darin 1856 José Maria de Castejon bestätigt worden.

(Belgida 1753; ohne Grandeza, hat Grandeza von Mondejar.)

Titel zuerst für Fernando Torres y Portugal . . . seit 1753 Pascual Benito Belvis de Moncada, Reichsgraf, Marques von Belgida 1753, Graf von Gomera 1768 durch seine Gattin Florencia Pizarro, Marquesa von S. Juan de Piedras albas (vergl. dass. und Mondejar). Jetzt, seit 1863 bestätigt, Iñigo de Bohorques y Bohorques, Marques von Mondejar seit 1857.

9) Benameji 1675, 1. Cl. 1815.

a. José Diego Bernuy de Mendoza 1675. . . d. . . . Fadrique (Gem. Ramona de Heredia). . . f. Juan Bautista (Gem. Francisca da Paula Valda, Tochter des Marques Valparaiso [s. dass.]; jüngerer Sohn Fadrique José, Marques von Campoalegre 1847, geb. 1788, erbte Valparaiso). . . (h.) 1) Francisco da Paula Bernuy y Aguayo seit 1815. (Verwandter ist der Marques Valparaiso.)

10) Bendaña 1692, 1. Cl. 1843.

Gegenwärtig (ob zweiter Grande?) Buenaventura Piñeiro Manuel de Villena, Graf von Canillas seit 1845.

11) Benemejis de Sistallo 1762; Grandeza honoraria 1816.

a. Maria Ana de Tarrego von Malferit, Witwe des Juan Verdes de Montenegro, 1762 .... Juan de Pedro y Llorens, Marques von S. José (wol 2. Grande) seit 1849, † 1857 (Gem. ... Nash; Tochter: Joaquina, Marquesa von S. José seit 1858); Leopoldo, Grande 1858.

12) Camarasa 1543, 1. Cl. 1626.

1) Francisca Luisa de Luna 1543 (Gem. Diego de los Cobos y Mendoza). 2) Francisco Miguel de los Cobos, Graf von Ricla 1589. 3) Diego I., Grande 1. Cl. 1626, † 1645. 4) Manuel, Sohn des Diego, Enkel des Alvaro, eines Bruders des 2. Marques, Grafen von Rivadavia, † 1668. 5) Baldasar Gomez Manrique. 6) Alvaro de los Cobos Sarmiento de Mendoza, Br. (Gem. Luisa Laso de Castilla y Zuñiga; jüngere Kinder: Maria Leonora, Gräfin von Salvatierra, † 1763; Isabel Rosa, Gemahlin des Francesco Domingo Gayoso von Amarante und Mutter des 10. Marques). 7) Miguel (Gem. Juliana Palafox). 8) Maria Miguela † vor 1777 (Gem. Ambrosio Funes de Villalpando, Titular-Marques, † 1782). 9) Diego II. Sarmiento, Oheim, Graf von Rivadavia und von Castro (letzteres durch seine Gattin Isabela de Mendoza Bermudez de Castro; ihre Tochter Maria del Pilar † jung) 1777. 10) Joaquin Maria Gayoso de los Cobos von Amarante 1804 (Gem. Josefa Manuela Tellez Giron von Osuna). 11) Joaquin, Marques von Rivadavia 1804, † c. 1850 (Schw. Encarnacion, Marquesa von S. Miguel de Penas seit 1858). 12) Francisco da Borja, Br., 1850, † 1857. 13) Jacobo Maria, Br., Graf von Rivadavia seit 1850, folgt 1857 (Gem. Ana Sevilla).

13) Camporeal 1691, Grandeza honoraria.

1) Francisco de Sada y Muntaner, Graf von Cobatillas seit 1831, † 1861 (Gem. Lispergues). 2) Eduardo seit 1862.

14) Cañete 1530, Grande 1771.

1) Diego I. Hurtado de Mendoza 1530, † 1542. 2) Andrés † 1560. 3) Diego II. 4) Garcia, Br., † 1609. 5) Juan † 1639. 6) Juana Antonia † 1640. 7) Teresa Antonia, Schw., verm. Herzogin von Maqueda, † 1657. 8) Antonio Velasco, Herzog von Najera, Neffe, † 1676. An Najera, von dem hernach abgetreten für Agostin Domingo de Bracamonte, Marques von Fuente el Sol, Grande 1771, † nach 1777. Sein Sohn Fernando hinterließ von Maria Ignacia Castro y Azlor die Maria Antonia, Gemahlin des Marques von S. Felices und dann wol auch des Marques von Vallehermoso, Juan Bautista Queralt y Bucareli, der seit 1848 auch diesen Titel führt.

(del Carpio 1559, Grande 1631.)

1) Diego I. Lopez de Haro y Sotomayor 1559 (T. Beatriz, Gemahlin ihres Oheims Luis Mendez de Haro und Mutter von) 2) Maria (Gem. Francisco Pacheco de Cordoba). 3) Diego II. Pacheco de Cordoba †. 4) Diego III. Lopez de Haro, Sohn des Luis Mendez de Haro und der Beatriz, Schwester der 2. Marquesa. 5) Diego IV. Lopez. 6) Luis Mendez, 2. Herzog von Olivares, † 1661 (s. Olivares). Der Titel ruht.

15) Castelar 1693, 1. Cl. 1736.

1) Baldasar Patiño 1693, † 1733 (Br. José ward Grande 1. Cl. 1736, † 1736). 2) Lucas, Grande 1736 als Erbe des Oheims, † 1768. 3) Ramon I. Orosio 1768—1808 (Gem. Teresa Maria Osorio von Alcañices, geb. 1758; Kinder: José, Maria de los Dolores Celestina, Maria Ana, Maria Teresa, Gräfin von Laing, Nicolas und) 4) Ramon II., Graf von Belveder 1800—1820 (Gem. Maria Diega Ramirez de Arellano; Kinder: Luiz, gest. jung, und Ramona Maria de los Dolores). 5) Nicolas, Br., Marques von la Sierra und von Castelar, bestätigt 1851.

16) Castelldosrias 1696, Grande 1701 und 1703.

1) Manuel I. Oms y Santapau, olim Senmanat seit 1696 und 1703 (jüngerer Sohn José † 1776). 2) Juan (Tochter: Manuela, Gem. des Geronimo Baños, Marques von Baños in Neugranada). 3) Manuel II. 1769—1777, † vor 1804 (Gem. Maria de los Dolores Vera). 4) Francisco Javier 1804, † vor 1849. 5) Carlos † 1856 (Gem. de Saenz). 6) Ramon seit 1857.

17) Castelmoncayo 1682, 2. Cl. 1794.

Bei Fernan-Nuñez.

18) Castelrodrigo, 1. Cl. 1621, Fürst Pio de Savoya.

1) Cristobal de Moura, Graf Lumiares seit 1607; 1621. 2) Manuel † 1648. 3) Francisco † 1675. 4) Eleonora (Gem. a. Aniello Guzman, Sohn des Herzogs von Medina de las Torres, † 1677. b. 1678. Carlo Omodei, Marques von Almonacid und Grande 1679 †). 5) Juana, Schw. (Gem. a. 1668. Alberto Pio de Savoya, Fürst von S. Gregorio. b. Luigi Contarini). 6) Francesco Pio de Savoya † 1723 (Tochter Mariana Lucrezia † 1800, Gemahlin des Francisco Arias, Grafen von Puñonrostro). 7) Giberto, geb. 1717, † 1776 (Gem. a. Marianne, Gräfin von Thierheim. b. Isabel Joaquina de Benavides y la Cueva). 8) Isabella Maria, Schw., † 1799 (Gem. a. Manuel Blasco de Velasco, Graf von Fuensalida. b. Antonio Valcarcel Perez Paster † 1801; ihr Sohn:) 9) Antonio Maria Rodriguez Valcarcel † 1808 (Gem. a. Maria Tomasa Pascual de Povil y Sannazari. b. .. Tacon; jüngere Kinder: Maria Antonia, Gräfin von Pinohermoso, Juan Crisostomo und Francisco da Paula). 10) Antonio Valcarcel y Pascual de Povil † 1815 (Gem. 1804 Beatrice Orsini Roma, in der Lombardei als Fürstin anerkannt). 11) Schw. Ana Maria de la Concepcion Valcarcel y Tacon † 1846 (Gem. Pascual Falcó, Baron Benifavo; jüngere Söhne: Manuel,

durch Heirath Herzog von Fernan-Nuñez, Antonio und Francisco, Marques von Almonacid de los Oteros seit 1848). 12) Juan Falcó y Valcarcel, Fürst Pio de Savoya seit 1846 (Gem. Anna, Tochter des Marchese Febo d'Adda; Sohn Antonio, Graf Lumiares seit 1852, verm. 1853 mit der Marchesa Evelina de Trivulzio, von denen Julio, Baron Benifavo seit 1863).

19) Castromonte 1663, Grande 1. Cl. 1698 und 1771.

1) Luis Francisco de Baeza 1663, † 1674. 2) Juan, Grande 1698. 3) Luis Ignacio, Sohn seines Bruders Alfonso. 4) José, geb. 1708, † 1770. 5) Fernando †. 6) Joaquino Lorenzo Ponce de Leon, Sohn des Miguel Geronimo, 3. Grafen Garciez († 1772) und der Angela Dionisa, Tochter des 3. Marques, 1772—1777 (Gem. Maria de las Mercedes Belvis y Moncada; Tochter: Brigida Maria Magdalena, Gem. Joaquino de Cordoba von Puebla de los Infantes; der Bruder des 5. Marques Pedro, Graf von Cantillana, heirathete Maria Josefa Bucareli und ward Großvater des Juan Antonio Ponce de Leon y Caro, Grafen von Cantillana seit 1861). 7) Antonio Maria ward durch Heirath Herzog von Montemar (s. dies.).

20) del Cenete 1491.

Bei Infantado.

21) Cerralvo.

1) Rodrigo I. Pacheco 1533. 2) Juan. 3) Rodrigo II. 4) Juan Antonio † 1680. 5) Agnes, Schw. (ob verm. mit einem Motezuma?) ... Manuela Motezuma, Marquesa von Almarza 1777 (Gem. Francisco Ventura Orense del Castillo, Vizconde von Amaya) .. Manuel I. de Aguilera 1777, Sohn und Erbe des Grafen Tomas von Casasola de Campo und einer Motezuma (Gem. Maria Cayetana Brignole y Galarzo, Witwe 1804); Sohn: Manuel II. de Aguilera Galarzo (Gem. Maria Josefa de Contreras, 8. Gräfin von Alcudia, Erbin ihrer Schwester Ana Maria 1781—1804, verwitwete Marquesa von Sta. Cruz de Mercenado); Sohn: Fernando 1819, † 1848; Enkel José seit 1848 (Br. Gasparo, Marques von Benalua 1849, † 1857, dem Domingo 1857 folgte; eine Verwandte, wol die Tochter des jetzigen Marques, ist Maria de Aguilera y Perales, Gräfin von Fuenrubia seit 1851).

(Comares 1512, jetzt ohne Grandeza.)

1) Diego I. Fernandez de Cordoba von Lucera 1512. 2) Luis. 3) Diego II. (überlebte seinen Sohn Luis, Grafen von Prades; es folgt der Enkel:) 4) Enrique Ramon, Herzog von Segorbe [s.duss. und Medinaceli]).

22) Coscojuela 1647, Grande 1727.

a. José de Moncayo 1647. b. Diego .. 1) Bartolomé de Moncayo 1708, Grande 1727 † (s. Grafen Fuentes).

(Denia 1484, bestätigt 1520, ruht.)

1) Diego Gomez de Sandoval, 3. Graf von Castrogeriz 1484. Der 5. Marques Francisco ward Herzog von Lerma (s. densk).

(Dos Aguas 1699.)

Siehe Grafen von Plasencia.

23) del Duero, 1. Cl. 1848.

1) Manuel Gutierrez de la Concha seit 1848 (Gem. Maria Francisca da Paula Tovar, Gräfin von Cancelada seit 1849; ihr wurden 1863 aus der seit 1623 schwebenden Pizarro'schen Erbschaftssache die Güter des bekannten Francisco Pizarro zugesprochen; die des Gonzalo, seines Vaters, erhielt Jacinto Orellana y Pizarro, Marques de la Conquista seit 1848; die des Fernando, Bruders des Conquistador, wurden gegen den Herzog von Noblejas milden Stiftungen zuerkannt).

(Ensenada.)

1) Zeno de Somo de Vila, persönlich 1750, † 1781; jetzt seit 1847, doch ohne Grandeza, Juan Terrazos y la Lama.

24) Estepa 1563, Grande 1729.

1) Marco Centurione-Oltremarino 1563, † 1565. 2) Juan Bautista I., † 1625. 3) Adamo † 1658. 4) Francisco Cecilio † 1688 (Tochter: Francisca, Marquesa von Almunia, verm. zuerst an Salvador Castro Portugal von Lemos, dann an Juan Antonio Palafox, Marques von Ariza). 5) Luis, Br. 6) Manuel, geb. 1694, Grande 1729, † 1734 (Gem. Maria Leonor de Ayala von Guadalcazar). 7) Juan Bautista II. 1769—1784 (Gem. a. S. Tante Maria Luisa, Witwe des Ignacio de Guzman, 2. Marques von Almarza. b. Mariana Urries y Pignatelli, Witwe des Cristobal de Cordoba, 1804). An den Marques von Ariza, als Erben des 4. Marques.

(Fuente el Sol.)

a. Juan Bracamonte Davila (Gem. Maria Pacheco von Navalmorquende). b. Luis Mosen Rubi (Gem. Mariana, Gräfin von Torresvedras). c. Antonio. d. Luis Cordoba y Benavides, B. e. Francisca, Marquesa von Guadalcazar (s. dass. und vergl. Cañete).

25) Gramosa 1662. 1. Cl. 1741.

a. Pedro I. Ibañez de Leguizamon 1662. b. Pedro II. (Gem. Maria de Portugal) ...... An die Grafen von Sta. Coloma und Cifuentes.

26) Guadalcazar 1609, Grande 1781.

1) Diego Fernandez de Cordoba 1609. 2) Francisco Antonio † 1650. 3) Maria de la O † 1655. 4) Ana, Schw., † 1656. 5) José Diego de Cordoba, Sohn des Francisco, Grafen von Casapalma, und der Mariana Francisca, T. des 1. Marques. 6) Francisca, auch Marquesa von Fuente el Sol, † 1680 (Gem. Felix de Cordoba, 9. Herzog von Baena, † 1709). 7) Francisca Maria Manuela de Cordoba, geb. 1679 (Gem. 1693 Francisco Nicolas de Ayala, Graf von

Colmenar und Fuensalida). 8) Felix de Ayala, geb. 1696, † 1734, Gemahl der Herzogin von Atrisco. 9) Manuel, Br., 1734, † vor 1769 (Schw. Maria Leonor, heirathete den 6. Marques von Estepa). 10) B. Juan de Sousa (Gem. Maria Teresa Fernandez del Campo, 4. Marquesa von Hinoyosa). 11) Vasco Alfonso † 1777 (Gem. Nichte Antonia Fausta de Sousa, Witwe des Thomas de los Rios und T. des Cristobal, Grafen von Arenales). 12) Francisca de Borja 1777—1804 (Gem. Oheim Pedro Alfonso de Sousa † 1783); erhielt die Grandeza bestätigt 1781 (Kinder: Maria del Carmen und) 13) Rafael Alfonso de Sousa 1804, † 1814 (Gem. Fernandez de Cordoba; Kinder: Maria Magdalena Luisa, Rafael, †, jung, und) 14) Isidro Alfonso 1814.

27) Guad el Jelú, 1. Cl. 1860.

1) Antonio Ros de Olano seit 1860 (Gem. Quintana; Sohn Gonzalo, Vizconde Ros seit 1860).

28) Heredia, Grandeza honoraria 1833.

1) Narciso I. de Heredia 1833, † 1843 (Gem. Heredia). 2) Narciso II. 1845.

(Hinoyosa.)

a. Juan de Mendoza, Sohn des 5. Grafen von Castrogeriz. b. Maria † 1642 (Gem. Juan Ramirez de Arellano Graf von Aguilar, † 1647). An Aguilar.

29) Javalquinto 1617, 1. Cl. 1835, Fürst von Anglona in Sardinien.

a. Manuel de Benavides 1617. b. Juan Francisco † 1636. c. Isabela † 1653 (Gem. Alfonso Antonio Pimentel, 11. Graf-Herzog von Benavente, † 1673). Aus dem Erbe von Benavente an die Herzoge von Osuna; abgetrennt 1807 für 1) Pedro I. d'Alcantara Tellez Giron, geb. 1786, Sohn des 9. Herzogs von Osuna, Fürst von Anglona, Grande 1835, † 1848. 2) Pedro II. † 1851 (Gem. Fernandez Santillan). 3) Pedro III. Alcantara seit 1851.

(Laconi.)

Titel creirt für Juan Castelvi y Navarro (verm. mit Inés Catalina Charon), durch Philipp V., wol mit seinem Tode erloschen.

(Laguna 1599.)

1) Sancho de la Cerda, Sohn des 4. Herzogs von Medinaceli 1599. 2) Alfonso Alvarado, 2. Graf von Villamar, Schwiegersohn †. An Medinaceli. 3) Tomas, Sohn des 7. Herzogs von Medinaceli, Grande auf Lebenszeit 1689, erblich 1692, durch Heirath Graf von Paredes, † 1692. 4) José Manrique de la Cerda y Guzman, auch Graf von Paredes (s. daff.).

30) la Lapilla 1610, 2. Cl. 1792.

a. Ottavio Centurione, neapolitanischer Herzog seit 1610, Marques del Monasterio 1632 . . . . † 1653. b. Clara, verm. mit ihrem Vetter c. Domingo I. † 1662. d. Br. Cristobal † 1701. e. Domingo II. † 1705. f. Adamo † 1744 (Gem. Maria de Fonseca). (g.) 1) José Joaquin, Grande 2. Cl. 1792, † vor 1804 (Gem. 1756 Antonia Maria Vera y Motezuma; Tochter: Maria Rafaela, Marquesa Cillerueló). 2) Nicolas, geb. 1761, † 1850 (Gem. Maria de la Soledad Orovio y Orovio). 3) Maria de la Merced seit 1850.

31) Leganes 1627, 1. Cl. 1640.

1) Diego Felipe Davila Mesia de Guzman 1627, Grande 1640. 2) Gasparo Felipe † 1667. 3) Diego, Herzog von S. Lucar, entsetzt 1705, † 1711. Bei Altamira.

(Malpica 1599.)

1) Pedro Barroso de Rivera 1599. . . . . 3) Baldasar † 1669. 4) B. Antonio Gasparo Pimentel de Rivera Barroso Davila, Sohn des José und der Francisca Davila von Povar, Schwestertochter des 3. Marques, † 1699. 5) Manuel, Br. 6) José 1761 (wol ein Br. von ihm ist Francisco, Graf von Gondomar). 7) Joaquin Maria 1769—1777, erbt Mancera mit Grandeza, † vor 1804. 8) B. Manuel Antonio Fernandez de Cordoba 1804 (Gem. Maria Teresa Pacheco, Schw. des 13. Herzogs von Frias, bringt ihm den Herzogstitel von Arion zu; jüngere Kinder: Maria de las Angustias, Gem. des Luis Melo, Marques von Bellisca, Maria Petronila, Pedro, Graf von Berantevilla und Marques von Miravel seit 1848, und Manuela de la Paciencia, Gräfin von Revillagigedo mit Grandeza seit 1848). 9) Manuel Joaquino, Herzog von Arion seit 1848.

32) Mancera 1623, Grande auf Lebenszeit 1687, dauernd 1692.

a. Pedro de Toledo y Leyva 1623, † 1654. (b.) 1) Antonio Sebastiano, Grande 1687 und 1692, † 1710. 2) Manuel José de Silva y Mendoza, 2. Marques von Melgar, Sohn des José Maria († 1682) und der Maria Luisa, Tochter des 1. Granden, geb. 1679, † . . . . 3) Schw. Josefa Maria, geb. 1681, heir. Domingo Portocarrero, Sohn des 4. Grafen von Montijo, † 1750. An Malpica, dessen 6. oder 7. Marques die Erbin heirathete. Jetzt bei Arion.

33) la Mina 1681, 1. Cl. 1748.

1) Pedro José Guzman y Davalos 1681 (Gem. Spinola). 2) Jayme Miguel, Grande und Herzog von Palata in Neapel 1748, † 1769 (Gem. Agustina de Calatayud). An Alburquerque und von da an den mit einer la Cueva vermählten Grafen Carlos Felipe Osorio von Cervellon (s. daff.).

34) Miraflores 1817.

1) . . . . . Samaniego y Pando seit 1817 †. 2) Manuel seit 1848. (Sein Sohn Honorio ist seit 1862 Graf von Villapaterna und Vizconde von Armeria.)

35) Molins 1848, 1. Cl. 1863.

1) Mariano Roca de Togores, Vizconde Rocamora, seit 1848 und 1863.

36) Moncloa, Grande 1706.

a. Antonio I. Portocarrero la Vega, Graf † 1649. b. Gasparo † 1693, geistlich. (c.) 1) Melchor, Br., Grande 1706. 2) Antonio II. † .... Durch Heirath an Ariza.

(Mondejar 1512 und 1529, Grande 1. Cl. 1724.)

1) Iñigo I. Lopez de Mendoza (Sohn Iñigo's † 1516), 2. Graf von Tendilla 1512, † nach 1525. 2) Luis I. 1529—1549. 3) Iñigo II. 4) Luis II. † 1604 (S. Iñigo, Graf von Tendilla, † 1592). 5) Iñigo III. (S. des Iñigo und Enkel des 3. Marques) † 1647 als Jesuit. 6) Iñigo IV. † 1656. 7) Maria, Schw. (Gem. Diego Felix Antonio de Croy y Peralta, Marques von Falces, † 1682). 8) B. Francisca Juana de Cordoba, T. des Nuño de Cordoba y Bocanegra und der Maria de Mendoza, Gräfin von Agropoli (Tochter des Grafen Jorge 1617 und Enkelin des 3. Marques), † 1677 (Gem. a. Francisco de Cordoba, Graf von Cañete. b. Diego de Silva von Galvez, † 1686). 9) Maria Gregoria, Schw. (Gem. Gasparo Ibañez de Segovia y Arevalo, Grande persönlich 1678, † 1708; jüngere Söhne: Mateo † 1737 und Vincente). 10) José Ibañez de Segovia, Grande 1724, † 1730 (Gem. 1687 Maria Victoria de Velasco von Frias; jüngere Söhne: Gasparo Tomas und Francisco Maria). 11) Nicolas Luis (Gem. Sebastiana Ruiz de Albarca y Pacheco von Castrofuerte). 12) Nicolas Maria 1759—1777 (Gem. Maria Antonia Alvarez de Toledo von Villafranca; Sohn: Marco Ignacio von Agropoli 1770—1777, † vor dem Vater.) 13) Maria de Agueda (Gem. a. Lorenzo Villaroel, Bizconde la Frontera, von denen Maria del Amparo, Gattin des Pedro de Chaves von Noblejas. b. 1775 Joaquin Maria de Cordoba y Alzlor, Graf von Bornos † kinderlos). An Belgida 1857 zuerkannt. (Vergl. S. Juan de Piedras alvas.)

37) Monreal 1731.

a. Gabriel I. Bernal de Quirós. b. Alvaro (Gem. Estefania de Velasco von Siruela). (c.) 1) Gabriel II. 1702, Grande 1731 (Gem. Luisa de Cancavannes). 2) Juan Maria Bautista. 3) Antonio Maria, auch Marques de Santiago de la Cimada 1804 ... 4) Pedro, bestätigt 1852, † 1861 (Gem. .. Colon). 5) Carlos seit 1861.

(Montaos 1626.)

1) Juan de Vega, 3. Graf von Grajal 1626, † 1648. 2) Francisco, Br. (Gem. Leonor Rodriguez de Villafuerte). 3) Pedro Alvarez (Gem. Teresa Benavides). 4) Gasparo. 5) Beatriz Francisca, Tante (Gem. Alvaro Perez Osorio y Fonseca, Graf von Villanueva de Cañedo.) An Alcañices (s. dass.).

38) Montealegre 1625, Grande 1697, 1. Cl. 1757.

1) Martin de Guzman 1625. 2) Luis Francisco Nuñez. 3) Pedro Nuñez, Br., † 1678. 4) Martin Domingo, Grande 1697, † 1722 (jüngere Söhne: Juan Antonio Tomas, Vincente, durch Heirath Graf von los Arcos, und José Joaquin Domingo, Marques von Sales, Herzog von Montealegre in Neapel † 1771; sein Erbe ist Joaquino de Acosta, Sohn seiner Schw. Margaretha und des Antonio de Acosta; sein Nachkomme Salvador Tavira y Acosta führt seit 1830 den Titel eines Grafen von Montealegre de Rivera, während Maria Amalia de Acosta y O'Byrne seit 1860 den neapolitanischen Marchesentitel von Sales inne hat). 5) Sebastian, resignirt 1727 (Gem. Maria Melchorra de Guevara, 12. Gräfin von Oñate; Tochter: Teresa, Gem. des Francisco de Cordoba, Grafen von Cabra). 6) José wird 1727 13. Graf von Oñate (s. dens.).

(Mortara 1765.)

a. Vincente Ruy de Orozco. b. Francisco, Marques von Olias 1652. ... d. Francisco. e. Ana Maria, 8. Herzogin von Ciudadreal (s. Granada).

39) Mos 1692, 2. Cl. 1794, 1. Cl. 1855.

a. Gabriel Sarmiento de Quirós 1692 ... Bald an die Grafen von Villanueva de S. Bernardo, wo zuerst a. Antonio Cortés de Mendoza seit 1690. b. Alfonso Correa de Mendoza. c. Benito Bernardo. d. Pelayo Antonio Correa y Sotomayor, Marques von Mos 1777. (e.) 1) Fernando 1777, Grande 2. Cl. 1794. 2) Benito 1804 (Gem. Maria Felicidad Pinto de Sousa; Tochter Luisa Felicidad, Viscondesa von Pegullar). 3) Alfonso seit 1847, Grande 1. Cl. 1855.

40) Peñaflor 1664, Grandeza honoraria 1771 (1773).

a. Juan Tomas Fernandez de Henestrosa .... Erbin heir. Juan Bautista I. de Barradas, Marques von Cortes de Graena † 1777; Sohn: 1) Antonio, Grande 1771 und 1773 (Tochter: Maria Teresa, 1768 Gem. des 6. Herzogs del Parque). 2) Carlos Antonio Manuel (Gem. Arias de Saavedra). 3) Fernando 1850, † 1856 (Gem. Bernuy). 4) Juan Bautista II. seit 1856.

41) Perales, 1. Cl. 1855.

1) Manuel Perales Duran y Pando seit 1855.

42) la Presa de las Torres (1680), 1. Cl. 1859.

1) Miguel Laso de la Vega y Madariaga, 1850 Graf von Casa Galindo, seit 1859.

43) Priego 1501, 1. Cl. 1655.

1) Pedro I. Fernandez de Cordoba von Aguilar 1501, † 1517. 2) Catalina I. 1517—1552; Gem. 1518 Lorenzo Suarez de Figueroa, 3. Graf von Feria. 3) Catalina II., Enkelin, Tochter des (1552 †) Pedro, verm. mit ihres Vaters Bruder Alfonso Fernandez de Aguila. 4) Pedro II. † 1606. 5) Alfonso, folgt 1634 als 5. Herzog von Feria, † 1645 (s. Feria).

44) la Puebla de los Infantes 1716, Grandeza honoraria 1771.

1) Francisco de Cordoba, Marques 1716 (Gem. a. Maria Catalina de Velasco. b. Bernardina Teresa

de Cabrera; jüngere Söhne: Francisco Javier, geistlich, und Luis). 2) Joaquin I., Grande 1771 (Gem. Ana Maria de Hoces; jüngere Söhne: Mariano, Lorenzo, geb. 1754, Francisco da Borja, Lope Domingo, geb. 1757, Manuel und José, geb. 1768). 3) Joaquin II. Maria 1804 (Gem. a. Maria Magdalena Ponce de Leon von Castromonte, von der Rafael [† jung] und Magdalena. b. Maria Francisca de Bohorques y Barradas; Kinder: Luisa und:) 4) Francisco (Gem. .. Pulido). 5) Joaquin III., Herzog von Almodovar seit 1851. (Derselbe heirathete eine Bohorques, und sind seine Kinder: Fernando, Marques von Povar 1859; Maria Blanca, Marquesa von Cubas 1862; Luisa, Marquesa von Zagasti 1862; Maria Cristina, Marquesa von Griñon 1862, und Maria Elvira, Marquesa von Albadoluy seit 1863.)

45) Puente de la Virgen 1761, 1. Cl. 1848.

a. Alfonso Eduardo de Valenzuela 1761 .... 1) José de Valenzuela y Lasús seit 1848.

46) Quintanar (1630; 1714), Grande 1. Cl. 1859.

a. José Enriquez Porres 1630. Victorino Garcia de Chaves y Contreras, beansprucht 1777 Priego .... 1) Francisco da Paula Ulpiano de Chaves y Armada Centurion y Valdes, Marques 1848, Grande 1859.

47) Rafol.

(Vergl. Vellisca.)

48) la Rambla 1682, Grandeza honoraria 1816.

a. José Sanvitore de la Portilla 1682 .. Martino Orozco y Sanvitore, beansprucht 1777 den Grafentitel von Priego; sein Sohn Rodrigo Pedro (verm. mit Ana Argote) hinterließ den: 1) Martin Orozco 1800, Grande 1816, † vor 1848 (Gem. Moreno). 2) Fernando seit 1848.

49) la Romana 1739, 1. Cl. 1817.

a. José I. Caro y Roca antés Maza de Lizana-Carrel y Luna 1739, † 1775. b. Pedro I. 1775 (Gem. Silva). c. Pedro II., geb. um 1770, † 1811. (d.) 1) José II., Br., Grand 1817, † vor 1855 (Gem. Maria Teresa Alvarez de Toledo von Villafranca †). 2) Pedro III. seit 1856 (Gem. 1848 Gräfin Elisa Széchényi).

50) del Salar 1693, 1. Cl. 1834.

1) Fernando I. Perez del Pulgar 1834, † 1856 (Gem. Fernandez de Cordoba). 2) Fernando II. seit 1857.

51) S. Adrian 1729, 1. Cl. 1848.

a. José Armendariz, Marques Castelfuerte seit 1705. b. Juan Francesco, Br. c. Juan Esteban 1777 (Gem. Manuela de Acedo; ihm folgt wol sein Enkel) d. José Maria Magallon y Armendariz 1804 (Gem. Maria de la Soledad Isidra Rodriguez de los Rios Jauche Laso de la Vega, Marquesa von Sirve und Gräfin von Megen; Tochter: Maria Francisca da Paula). (e.) 1) Joaquin Mariano, Grande 1848.

52) S. Felices 1693, 1. Cl. 1835.

a. Geronimo Francisco de Tordesillas Cepede Janaquemada y Salazar 1693; 1697. .... Antonio Ramon 1777 (Gem. Maria Antonia de Sada, Tochter des Marques Fernando von Camporeal). .... 1) .... Galiano (?) 1835. .... 2) Mariano Patricio de Guillamas y Galiano seit 1849.

53) S. Juan de Piedras alvas 1693, 1. Cl. 1739.

1) Francisco Silvestro Pizarro de Aragon 1693 (Gem. Piccolomini). 2) Juan, geb. 1697, Grande 1739, † 1771. 3) Florencia, Herrin der canarischen Insel Gomera 1768 (Gem. Reichsgraf Pascual Benito Belvis de Moncada, Marques von Belgida 1753—1777). 4) Juan de la Cruz Belvis de Moncada y Pizarro, Graf von Villamonte 1770; 1804 (Gem. Maria de la Encarnacion Alvarez de Toledo). 5) Antonio (Gem. Maria de los Dolores Palafor von Montijo). 6) Maria de la Encarnacion seit 1849. Ihre Schwester Maria del Carmen Josefa erbte Belgida und Mondejar und heirathete den Iñigo de Bohorques y Bohorques, der 1857 in Mondejar, 1863 in Belgida bestätigt ward.

54) S. Vincente 1629, Grandeza honoraria 1771, 2. Cl. 1780.

a. Fadrique de Vargas Manrique de Valencia 1629 ..... (e.) 1) Pedro Villaroel Manrique, Grande 1771; 1780 (jüngere Tochter Manuela, Gemahlin des Marques von Escalona). 2) Maria Antonia (Gem. José Maria de Cordoba, Graf von Salvatierra). An Salvatierra.

55) Sta. Cruz de Mudela 1582.

1) Alvaro I. de Bazan, Marques 1569, Grande 2. Cl. 1582, † 1588. 2) Alvaro II. † 1646. 3) Alvaro III. † 1660. 4) Maria Eugenia, Schw., † 1677 (Gem. Geronimo Pimentel, Marques von Bayona, † 1631; Tochter: Mencia, heir. Enrique de Benavides; ihr Sohn:) 5) Francisco Diego Benavides y Bazan † 1680. 6) José † 1693. 7) Alvaro IV., Br., † 1733. 8) Pedro Artalo de Silva Aragon y Benavides, B., geb. 1703, † 1744; Witwe † 1756; Söhne: Pedro und 9) José Joaquin 1744 † (Gem. 1781 Marianne, Gräfin von Waldstein-Dur; Kinder: Juan Evangelista, geb. 1783, † 1809, Pedro Alcantara, Mariana, Gemahlin des 14. Herzogs von Frias, und) 10) José Gabriel, geb. 1782, † 1848 (Gem. Joaquina Maria del Pilar Giron von Osuna). 11) Francisco de Borja seit 1848 (Geschwister: Juan Evangelista, Marques von Arcicollar seit 1856, verm. mit einer Gräfin Borggraeve d'Altena, und Maria Josefa, Gräfin von Osilo seit 1863).

56) Sierra Bullones, 1. Cl. 1860.

1) Juan de Zavala y la Puente seit 1860.

57) Sotomayor 1774, 1. Cl. 1850.

1) Juan Pedro Sanchez Pleites, Marques von Gelo seit 1798, Grande 1850, † 1856 (Tochter: Maria Luisa, Marquesa von Perijáa 1844, † vor 1856. Gem.

Luis Sebastian von Rieulant, Graf von Rieulant seit 1830). 2) Fernando de Rieulant y Pleites, Marques von Sotomayor, Gelo und Perijáa seit 1856 (Br. José, Marques von Villamayna 1856, verm. mit Maria del Pilar Rivera y Villanueva).

58) Távara 1541, 1. Cl. 1709.

1) Bernardino I. Pimentel 1541. 2) Pedro. 3) Bernardino II. 4) Antonio. 5) Enrique. 6) Ana Maria † 1686 (Gem. Francisco de Córdoba, 8. Herzog von Sessa). 7) Luisa de Córdoba, resignirt 1693, wird Nonne. (Ihre Schw. Ana Maria, † 1687, heir. den Antonio de Toledo Osorio von Villafranca, Grande 1705, † 1706; es folgt der Sohn:) 8) Francisco de Toledo, Graf von Villada, † ohne Kinder von Catalina Ventura Colin. 9) Manuel, Br., geb. 1692, bestätigt als Grande 1709, † 1768. 10) Miguel, Br., Grande 1729, Herzog von Infantado durch Heirath mit der 11. Herzogin Maria Francisca Alfonsina de Silva († 1770). An Infantado.

(Valdecarzana 1672; ruht.)

1) Sancho I. de Miranda Ponce 1672. 2) Lope. 3) Sancho II., Marques von Torralva und Fürst von Bonanaro auf Sardinien, † 1737 (Gem. Maria de Atocha Saavedra y Guevara, Gräfin von Escalante; jüngerer Sohn José, Herzog von Losada). 4) Sancho III., geb. 1701, † 1757 (Gem. Ana Catalina de Villacis, Gräfin von Peñaflor und Amayuelas, † 1776; jüngere Kinder: Maria Antonia, Gräfin von Mora, Francisca Javiera, Marquesa Almodovar, Gaetana). 5) Tadeo Simon, geb. 1739, † nach 1807 (Gem. Filippa Isabella Reggio, Fürsten von Jaci 1790, † 1808 kinderlos) .... Den Titel führt mit dem von Cañete seit 1848 der Marques von Vallehermoso.

59) Vallecerrato 1612, 2. Cl. 1780.

1) Juan de Acuña 1612. 2) Diego. 3) Angela (Gem. Melchor Altamirano de los Ricos). 4) Luis † 1685. 5) Schw. Juana (Gem. Luis de Cañas Silva y Castilla; Töchter: Antonia, Marquesa Benameji, und Maria Teresa, Marquesa von Villavieja, verm. mit Juan de Pazos). 6) Francisco Antonio de Cañas (Gem. Maria Isabela de Trelles, 4. Herzogin del Parque). An Parque (s. dass.).

60) Vallehermoso 1679; Grandeza honoraria 1771 und 1790.

1) Francisco Antonio Bucareli, 1679. 2) Fernando, geb. 1674, † 1741 (Gem. Erbin des Pedro de Ursua y Arismendi, Gräfin von Gerena seit 1650; jüngere Kinder: Francisco, Antonio Maria, Nicolas, Luis Miguel, geistlich, † 1756, und Cristobal). 3) José 1771. 4) Juana 1804 (Gem. Oheim Nicolas, † vor 1804). 5) Maria del Pilar † 1829 (Gem. Queralt). 6) Juan Bautista Queralt y Bucareli seit 1829, Marques von Cañete und Valdecarzana seit 1848 (Gem. Bernal de Quirós; Sohn: Hipolito, Graf von Gerena seit 1861).

(Valmediano 1692.)

(Vergl. Ariza.)

61) Valparaiso 1632, 2. Cl. 1726.

a. Francisco Andia y Arazabal 1632 .... 1) Cristobal Francisco de Valda Carroz Andia y Vivero, Grande 1769—1770 (Gem. Joaquina Maldonado Boil de la Escala; Tochter: Francisca da Paula, Gem. des Juan Bautista Bernuy, Marques von Benameji; Sohn: Fadrique José, geb. 1788, Marques von Campoalegre seit 1847). 2) José † 1824 (Gem. Antonia Teijeiro, 3. Marquesa von Albudeite; jüngere Tochter Modesta). 3) Ana de la Encarnacion Agapita † 1855 (Gem. ihr Vetter Fadrique José de Bernuy von Campoalegre). 4) José Eusebio de Bernuy, auch Marques von Bucianos und Villahermosa, † 1857 (Gem. a. .. Osorio. b. Manuela de Orozco, Marquesa von Bucianos 1859, kinderlos). 5) Francisco da Paula, Marques von Albudeite 1855, seit 1857 (Schw. Maria del Carmen, Marquesa von Villahermosa seit 1858).

62) Velada 1557, Grande 1614.

1) Gomez I. Dávila 1557, † 1561 (S. Sancho † 1546, hinterläßt den:) 2) Gomez II., Grande 1614. 3) Antonio Sancho. 4) Antonio Sancho Pedro, Marques von Astorga 1659, † 1689 (s. Astorga).

(los Velez 1507.)

1) Pedro I. Fajardo, Sohn des Juan Chacon und der Luisa Fajardo. 2) Luis I. 1561, † 1575. 3) Pedro II. 4) Luis II. 5) Pedro III. 6) Fernando Joaquin † 1693. 7) Maria Teresa, Schw., verm. 1667 mit Ferdinando Moncada, 6. Fürsten von Paternò und 7. Herzoge von Bivona in Sicilien, † 1713 (s. Villafranca).

63) Vellisca 1646, 2. Cl. 1771.

1) Francisco de Melo, Graf von Assumar, 1646. 2) Gasparo Constantino † 1683. 3) José, natürlicher Sohn, † 1758. 4) Pablo, Grande 1771, † 1771. 5) Luis I. 1804 (Gem. Maria de las Angustias Fernandez de Cordoba y Pacheco; Töchter: Maria de las Mercedes, Maria Teresa und Maria Josefa). 6) Luis II. 1804 (Gem. Heredia von Rafol). 7) Vincente Maria de la O, Graf Rafol 1804, folgt, † c. 1850 (Gem. Maria de la Concepcion Gonzalez Avellaneda). 8) Carlos 1851, † 1858. 9) Luis III. seit 1858.

(Villadarias 1690, Grande 1760.)

1) Antonio Arias del Castillo 1690. 2) Francisco (Gem. Paola Ventimiglia, Erbtochter des Diego, Fürsten von S. Mauro seit 1705). 3) Antonio (Br. Francisco, Bischof von Barcelona). 4) Br. Juan Bautista, Fürst von S. Mauro, Marchese von Cropani, Grande 1760, † 1773 (Gem. Juana Petronila de Horcasitas). 5) Juan (Gem. Antonia de Heredia von Rafol; ein S. Juan Maria † jung). 6) Francisco 1804 (Gem. Maria Teresa de Cordoba y Sarmiento). 7) Francisco Maria † kinderlos. Den Titel, ohne Grandeza,

führt seit 1863 Francisco Javier de Heneſtroſa y Santisteban.

64) Villafranca del Bierzo 1486 und 1535.

1) Luis Pimentel, Sohn des 4. Grafen von Benavente 1486, † 1497. 2) Maria, verm. mit Pedro I. Alvarez de Toledo, Sohn des erſten Herzogs von Alva de Tormes, beſtätigt als Marques 1535, † 1552. 3) Fadrique I. 4) Br. Garcia I., Herzog von Ferrandina und Fürſt von Montalbano in Neapel, † 1578. 5) Pedro II. † 1627. 6) Garcia II. † 1649. 7) Fadrique II., S. des Fadrique, 1. Marques von Valdecarzana und Enkel des 5. Marques, geb. 1635, † 1705. 8) José I. Fadrique, geb. 1668, † 1728, auch Herzog von Bivona und Montalto in Sicilien durch Heirath mit Catarina Moncada, Tochter des Ferdinando, 6. Fürſten von Paterno und 7. Herzogs von Bivona und der Maria Tereſa Fajardo, 7. Marqueſa von los Velez, † 1734 (jüngere Söhne: Fernando und Manuel, Vater des Manuel, Marques von Tavara). 9) Fadrique III. Vincente, geb. 1686, † 1753 (Gem. Juana de Guzman, T. des 12. Herzogs von Medinaſidonia; jüngerer Sohn Fadrique). 10) Antonio, geb. 1716, † 1773 (Gem. a. Maria Tereſa de Cordoba, T. des 10. Herzogs von Medinaceli. b. Maria Antonia Gonzaga, T. des 1. Herzogs von Solferino; jüngere Kinder: Pedro, Maria Ignacia, Gräfin von Altamira, Maria de la Encarnacion, Maria Tereſa, Marqueſa von la Romana, Maria Antonia, Marqueſa von Mondejar, Antonio und Ventura). 11) José II., Herzog von Medinaſidonia 1789, † 1796 (Gem. 1775 Maria Tereſa del Pilar Gaetana, 13. Herzogin von Alva de Tormes, † vor 1804 kinderlos). 12) Br. Francisco da Borja, geb. 1773, † 1855 (Gem. Maria Tereſa de Palafor von Montijo; jüngere Kinder: José, Herzog von Bivona, Gemahl der Carmen Acuña y de Witte, Vater des Ignacio, Marcheſe von Sclafani, und Fernando). 13) Pedro Alcántara, Marques von Villafranca und los Velez, Herzog von Medinaſidonia ſeit 1855 (gegen die Prätenſion der Herzoge von Oſuna und Medinaceli; Gem. Lesparre; Töchter: Iſabela, geb. 1823, Gem. 1843 des Giovanni Andrea Colonna, Herzogs von Paliano und Turſi, und Maria Roſalia, Gem. 1857 des Fürſten Adolfo Ruspoli, Herzogs von Alcudia; Sohn: Manuel, Herzog von Paſtrana ſeit 1856).

(Villagarcia 1655, perſönliche Grandeza 1761.)

a. Mauro Mendoza Caamaño y Sotomayor 1655. b. Antonio Domingo (Gem. Juana Ibañez de Rivera; jüngerer Sohn Alvaro Eugenio, Cardinal 1747, † 1761). c. Antonio José (Gem. Clara Benita de Monroy, 5. Marqueſa Monroy). (d.) 1) Rodrigo, Grande (perſönlich) 1761; 1777 (Gem. 1736 Maria Luiſa Pantoja) .... Jetzt führt den Titel ſeit 1853 Maria del Carmen Mendoza Sotomayor y Lorenzana, verm. mit dem Grafen Barrantes; ihre Tochter Guſtava Maria del Carmen heirathete 1855 den Martial Joſeph Raoul Delmas de Grammont.

65) Villamayna 1624, 1. Cl. 1859.

1) José Nieulant y Sanchez Pleites, jüngerer Bruder des Marques von Sotomayor ſeit 1856, Grande 1859.

66) Villanueva de Duero 1740, 2. Cl. 1780 und 1794.

1) Pedro José de Rojas Contreras 1740. 2) Francisco Javier 1770, Grande 1780 und 1794 (Gem. ... Tello). 3) Maria de las Mercedes 1804 (Gem. Valentin de Belvis y Moncada, Graf von Villarieza, jüngerer Bruder des Marques von Belgida). 4) Maria de la Aſumcion Euſebia Belvis de Moncada y Rojas † 1840 (Gem. Antonio Ramirez de Haro, Graf von Bornos). An Bornos 1840.

67) Villapanes 1700, Grandeza honoraria 1859.

1) Juan Antonio Eſtrada y Sepulveda, Marques von Caſa Eſtrada ſeit 1841, Grande 1859.

Grafen (Condes), nur theilweiſe Grandes.

1) Aguilar de Inestrillas 1475, Grande 1640.

1) Alfonſo I. Ramirez de Arellano von los Cameros 1475. 2) Carlos † 1514. 3) Alfonſo II. † 1522. 4) Ana, verm. 1532 mit ihrem Oheim Pedro. 5) Felipe I. † 1590. 6) Pedro. 7) Felipe II., Br., † 1620. 8) Juan Bautiſta † 1647. 9) Juan Domingo † 1668. 10) Maria Antonia Balvanera † 1675 (Gem. 1670 Rodrigo Manrique de Lara, 2. Graf Frigiliana, Grande als Witwer † 171.). 11) Iñigo de la Cruz Manrique de Lara, geb. 1673, † (Gem. Rafaela Maria Pignatelli). 12) V. Valerio Antonio de Zuñiga, Graf von Aguilafuente, Sohn Valerio's, Enkel Manuel's und Urenkel des Pedro Luis und der Juana Antonia, T. des 7. Grafen, † 1751 (Gem. Maria Antonia Pacheco von Uzeda † 1743). 13) Maria Vincenta † 1777 (Gem. Vincente Oſorio, Sohn des 9. Grafen von Altamira, † 1783). 14) Maria Vincenta Oſorio (Gem. a. Francisco da Paula la Cerda von Parcent. b. Manuel Bernardino de Carbajal, 5. Herzog von Abrantes, † 1783). An Abrantes.

2) Albadeliste 1480 (1548), 1. Cl. 1691.

1) Enrique I. Enriquez, Almirante von Caſtilien 1480. 2) Alfonſo (S. Enrique † vor ihm; es folgt der Enkel:) 3) Diego I. 4) Enrique II. 5) Diego II. 6) Antonio, Br. 7) Enrique III., S. des Fadrique, Enkel des 3. Grafen, † 1617. 8) Fadrique ... 11) Francisco Miguel 1680, Grande 1691. 12) Juan 1712 ...... An Frias.

3) Altamira 1475, Grande 1614.

1) Lope I. Sanchez de Moscoſo Ulloa (1455) 1475. 2) V. Urraca, Schw. ſeiner Mutter, verm. mit Pedro Alvarez Oſorio, Sohn des Grafen von Traſtamara. 3) Ruy I. Oſorio Moscoſo † 1511. 4) Lope II. 5) Ruy II. 6) Lope III. † 1636. 7) Gas-

paro † 1672. (Sein Sohn Lope, Graf von Almazan, † 1668; dessen Sohn Gasparo † 1664; es folgt daher der Urenkel) 8) Luis † 1705. (Sein jüngerer Sohn José heirathete wol die 13. Herzogin von Najera.) 9) Antonio Gasparo † 1725 (Gem. Ana Nicolasa de Guzman, 13. Marquesa von Astorga, † 1762; jüngere Söhne: Vincente, Gemahl der 13. Gräfin von Aguilar, und Joaquin, Graf von Baños). 10) Ventura I. (Gem. Ventura Francisca de Cordoba, 9. Herzogin von Baena, † vor 1771, wiedervermählt mit José de Guzman, Grafen von Oñate). 11) Ventura II., geb. 1734, als Erbe der Mutter Herzog von Sessa und Baena, † 1776 (Gem. Maria de la Concepcion Guzman von Oñate; jüngerer Sohn Ventura). 12) Vincente I. 1776—1814 (Gem. 1774 Maria Ignacia de Toledo, Tochter des 10. Grafen von Villafranca; Kinder: Francisco Javier, Graf von Trastamara, geb. 1776, † jung; Bernardo 1804, Agustina, José Maria, Graf von Fontao 1840, † 1854, beerbt von seiner Tochter Sofia Osorio y Taboada, † 1862, und seinem Enkel Alfredo Moreno y Moscoso 1863, und:) 13) Vincente II. 1804, † 1849 (Gem. Maria del Carmen Ponce de Leon y Carbajal von Baños; Kinder: José, Herzog von Sessa und Graf Trastamara seit 1860, verm. 1847 mit Luisa Teresa Francisca Maria von Bourbon, Schwester des Königs von Spanien; Maria Cristina, Herzogin von S. Lucar la mayor seit 1848; Maria Eulalia, Marquesa von Monasterio, Herzogin von Medina de las Torres seit 1849, verm. mit ihrem Verwandten Fernando de Osorio, und:) 14) Vincente III. Pio Ferrer seit 1849, verm. 1846 mit Maria Josefa Ponce de Leon, 4. Herzogin von Montemar, † 1860; Sohn: 15) Vincente IV. Pio, Herzog von Montemar und Graf von Altamira durch Cession des Vaters 1860.

4) las Amayuelas 1658; 1726, Grande 1. Cl. 1774.

a. Bernardin Manrique de Lara 1658. . . . . . c. Carlos † 1682. d. Br. José . . . . 1) Ana Catalina de Villacis, Gräfin von Peñaflor, Witwe 1737 von Sancho III. de Miranda, 4. Grafen von Valdecarzana, Grande 1774, † 1776. An Valdecarzana.

5) Aranda 1480, Grande 1626, 1. Cl. 1724.

1) Lope Ximenes de Urrea 1480, bestätigt 1508. 2) Miguel. 3) Juan. 4) Luis † 1593. 5) Antonio, Grande 1626 †. Nach Proceß 1640 an 6) Pedro Pablo Fernandez de Heredia Urrea y Zapata, Grande. 7) Dionisio 1691, † vor 1696. 8) Antonietta Francisca, verm. mit ihrem mütterlichen Oheim Guillem de Rocafull y Rocaberti . . 9) Pedro Abarca, wol Schwiegersohn, 1761 †. 10) Pedro Pablo, geb. 1718, Herzog von Almazan, † 1799 (Gem. Mariana, 8. Herzogin von Bournonville). Seine Schwester Maria Engracia, † 1784, heirathete den Joaquin Diego de Silva, Herzog von Aliaga; ihr Sohn Pedro Alcantara de Silva ward 1799 Herzog von Almazan und Bournonville und Graf von Aranda (s. Hijar).

6) los Arcos 1617, Grande 1697 (1709).

1) Pedro I. Laso de la Vega 1617 (Br. Ruy Niño ward 2. Graf von Añover de Tormes als Erbe seines 1602 creirten mütterlichen Oheims Juan Niño und vererbt den Titel auf seinen vor dem Vater gestorbenen Neffen Luis). 2) Pedro II., Enkel, 4. Graf von Añover de Tormes, Grande 1697, † 1699. 3) Joaquin, bestätigt als Grande 1709 †. 4) Schwiegersohn Vincente I. Guzman, Br. des 5. Marques von Montealegre. 5) Joaquin 1770. 6) Vincente II. † vor 1850 (Gem. Caballero). 7) Antonia de Guzman y Caballero seit 1850. (Geschwister: Juan, Graf von Treviño 1850; Maria del Carmen, Gräfin von Villamediana 1850; Adelaide, Gräfin von Valencia de Don Juan 1850; Juliana, Gräfin von Añover de Tormes 1850; Matilda, Gräfin von Castañeda 1850.)

7) Atares 1625, 1. Cl. 1725.

a. Juan Sanz de Latras 1625. . . (e.) 1) José Pedro Alcantara Funes de Villalpando 1725. 2) Cristobal Pio 1769—1784, † vor 1807 (Sohn: Ambrosio, Graf von Ricla, † 1782, heirathete die 8. Marquesa von Camarasa, kinderlos). Der Titel ruht.

8) Balazote 1693, 1. Cl. 1861.

(Siehe Lalaing.)

9) Baños 1621, Grande 1692.

1) Sancho Martinez de Leyva 1621. 2) Maria Isabela (Gem. Juan de la Cerda, 5. Marques Ladrada, ward geistlich 1676). 3) Pedro de la Cerda, Grande 1692, † 1705. 4) Teresa (Gem. a. 1693 Manuel de Moncada, Sohn des 1. Granden-Marques von Aytona. b. Ignacio de Cordoba, Graf von Teba; Tochter: Dominga, geb. 1698, † 1748, Gem. des 5. Grafen von Montijo). 5) Domingo † (Gem. Maria Isidra Pacheco von Uzeda). 6) Maria Teresa 1752—1777, † vor 1804 (Gem. Joaquin Osorio, Sohn des 9. Grafen von Altamira 1777, kinderlos). An Montijo, resp. Teba.

(Belalcazar 1454.)

1) Alfonso I. de Sotomayor 1454, bestätigt 1466. 2) Juan. 3) Br. Gutierre † 1485. 4) Alfonso II. 5) Francisco I. † 1544 (Gem. Teresa de Zuñiga, 3. Herzogin von Bejar, † 1565). 6) Francisco II. Zuñiga, Herzog von Bejar 1565, † 1580 (s. Bejar).

10) Bornos 1644, 2. Cl. 1780.

1) Diego Ramirez de Haro 1644. 2) Francisco. 3) . . . 4) Angela, Schw., verm. mit Alfonso Losada. 5) Ines Ramirez de Losada (Gem. Antonio de Cordoba Laso de la Vega; Töchter: Ana, geistlich, und Maria de la Cabeça, Gräfin von Puebla del Maestre). 6) Ignacio de Cordoba † 1774 (Gem. a. Josefa Antonia Venegas, 4. Gräfin von Luque. b. Isabel Maria de Cordoba von Torralva. c. Francisca Maria Belvis de Moncada, Schw. des 1. Marques von Belgida). 7) Onofrio, Br., Grande 1780, † vor 1804 (Gem. a. Maria Clara Azlor. b. Antonia Francisca Sales Rodriguez Carrillo y Peralta, Marquesa von Falces, Witwe 1804;

jüngerer Sohn Antonio, geistlich). 8) Joaquin Maria 1804 (Gem. a. Maria de Agueda Ibañez de Segovia, 12. Marquesa von Mendoza, † kinderlos. b. Maria Josefa Ramirez de Arellano, 6. Gräfin von Murillo; jüngere Kinder: José Maria, Ramona, Joaquina, Josefa, Maria Luisa und Maria Teresa). 9) Antonio Ramirez de Arellano, auch Graf von Murillo, † vor 1849 (Gem. Maria de la Asumcion Belvis y Rojas von Villanueva del Duero † 1840). 10) Manuel de Jesus 1849, † 1855 (Gem. Crespi). 11) Maria de la Asumcion seit 1855.

11) Cabra 1455 (1520).

1) Diego I. Fernandez de Cordoba von Baena 1455. 2) Diego II. 1483. 3) Diego III. 4) Luis † 1526. 5) Gonsalvo, Herzog von Sessa 1524, von Baena 1566, † 1578 (s. Baena).

12) Campo de Alange 1760, 1. Cl. 1835.

1) Ambrosio José de Negrete 1760. 2) Manuel I. 1769—1804 (Gem. Adorno; jüngere Kinder: Francisco Javier 1804—1808, Maria Manuela und Agustin Maria, Archidiakon von Moya). 3) Manuel II., Grande 1835 (Gem. Calderon y Sotomayor). 4) Maria Manuela seit 1847.

13) del Castillo, Grandeza honoraria 1805.

Erneuert 1851 für Maria Francisca Nuñez del Castillo, Marquesa von S. Felipe und Santiago 1851.

14) Castrillo, Grande 1690.

1) Garcia Avellaneda y Haro, 2. Graf, S. Bernardino's, Grande 1690. Bald an Orgaz, wo zuerst 1) Alvaro I. Perez de Guzman. 2) Isabela, Schw., Nonne. 3) B. Alvaro II. Hurtado de Mendoza (dessen ältester Sohn Luis vor ihm starb). 4) Juan (überlebte seinen Sohn Esteban und ward beerbt von seinem Enkel:) 5) Esteban. 6) Baldasar. 7) José I. 8) Agustin 1696. 9) Josefa, Schw. (Gem. Pedro Tomas Osorio de Vega). 10) Josefa, Schw. (Gem. Cristobal Crespi y Brondo, S. des José, 3. Grafen von Sumacarcel, Erbe von Castrillo; jüngere Kinder: Vincente, Gem. der Manuela de Aguilar von Peñafuente, Maria Luisa und Maria Teresa). 11) José II. 1759, † vor 1769. 12) Cristobal, Br., 1769—1777 (Gem. Maria de la Porteria del Esquina Gasca y Ribadeneira). 13) Joaquin I. 1804 (Gem. Maria Francisca de Carbajal; jüngere Söhne: Agustin und Esteban Maria). 14) Joaquin II. seit 1853.

15) Cervellon 1649, Grande 1717.

a. Gerardo de Cervellon y Mercedes 1649, bestätigt 1654. .... d. Maria Francisca, verm. mit 1) Juan Basilio de Castelvi y Coloma, S. José's, 1. Marques von Villatorcaz (seit 1699) Grande 1717; 1752. 2) Laura (Gem. Antonio Osorio, Br. des Grafen von Villanueva, Grande 1754, † 1760). 3) Carlos Felipe, Marques von la Mina (Gem. la Cueva; Töchter: Maria del Pilar und Maria Josefa). 4) Felipe Maria, Marques la Mina 1848, † 1859 (Gem. Francisca de Asis Gutierrez de los Rios, 4. Herzogin von Fernan-Nuñez, † 1848). An Fernan-Nuñez.

16) Chinchon 1754, 1. Cl. 1799.

(Alter Titel für a. Fernando Cabrera y Bovadilla seit 1520. b. Pedro 1556. c. Diego. d. Luis Geronimo 1620, verkauft 1640 den Titel an den Infanten Felipe). 1) Luis Antonio Jaime de Bourbon, jüngster Sohn Philipp's V., 1754, † 1785 (Gem. 1776 Maria Teresa de Villabriaa, Herzogin von Chinchon 1776 †). 2) Luis Maria, Cardinal, Grande 1. Cl. 1799, † 1823. 3) Carolina Josefa Antonia, Schw., † 1828, Gemahlin Godoy's. 4) Carlota Luisa de Godoy y Bourbon, Herzogin von Sueca, bestätigt 1831 (s. Alcudia).

17) Cifuentes 1456, 1. Cl. 1717.

1) Juan I. de Silva 1456, † 1464. 2) Alfonso † 1469. 3) Juan II. † 1512. 4) Fernando I. † 1545. 5) Juan III. † 1556. 6) Fernando II. † 1590. 7) Juan Baldasar de los Reyes † 1602. 8) Ana, Schw., † 1606 (Gem. Juan de Padilla, 2. Graf von Sta. Gadea). 9) Pedro de Silva Giron y Alarcon, Sohn des Alfonso Giron und der Juana, Tochter des Luis, Enkelin des 2. Grafen, 1613. 10) Alfonso José † 1644. 11) Fernando Jacinto de Silva, Sohn des Juan de Padilla und der Juana de Silva, Tochter des Luis und Enkelin des 9. Grafen, Marques von Alconchel 1632, † geistlich. 12) Pedro Felix José † 1697 (jüngere Söhne: Manuel, Jago und José, Marques von Villafor und Graf von Montesanto durch seine Gemahlin Manuela; er starb 1749 und seine Tochter Vincenta heirathete 1746 den Marques Melchor Pacheco in Oesterreich). 13) Fernando III. 1738 (Gem. a. Josefa de Velasco, Gräfin von Siruela; davon Maria Luisa, geb. 1730, Gräfin von Siruela [s. dass.]. b. Luisa, Gräfin von Rabatta. c. ... Menezes, von der: Josefa, Gem. des 3. Herzogs von Arco, und:) 14) Juan Bautista 1761, † 1792 (Gem. Luisa Castejon). 15) Maria Luisa 1804, † 1848 (Gem. Juan de Queralt, Graf von Sta. Coloma, † 1803). An Sta. Coloma 1848.

(Corres 1773.)

(Vergl. Marqueses von Ariza.)

(Eril.)

a. Francisco Agustino de Eril, geb. 1680, † 1732 (Gem. Maria Teresa de Moncayo † 1739; Tochter: Maria Teresa, geb. 1721, † 1782, verm. 1750 mit Graf Gasparo Melzi, Mutter des 1. Herzogs von Lodi). b. Joaquin Antonio Casimiro, geb. 1722, †. c. Maria Cayetana 1777 (Gem. Antonio Felix de Silva, Erbe seiner Gattin, heirathete in zweiter Ehe Ipolita Cebrian y Patiño von Fuenclara) (s. Fuenclara).

18) España 1819, 1. Cl. 1826.

Henri Bernard d'Espagne, aus dem Geschlechte der Grafen von Cominges, geb. 1736, † 1811 auf Mallorca, erzeugte außer Arnold Roger († 1795) den Marie

André Valentin, geb. 1774, † 1838 (verm. mit Ana Paula Taverner, Vater des Enrique André's Victoriano, geb. 1801, Marquis d'Espagne 1838, Baron von Ramefort in Spanien 1830), und den 1) Charles Joseph Henri d'Espagne, geb. 1775, Graf d'España 1819, Grande 1826, † 1839 (Gem. 1804 Dionisia Rossiñol de Deflos, † 1806). 2) José, geb. 1808, bestätigt als Grande 1847 (Gem. 1840 Maria Teresa de Truyols; ältester Sohn Fernando José, Vizconde von Couserans seit 1847).

19) Floridablanca, 1. Cl. 1773.

1) José Moniño, geb. 1728, Grande 1773, † 1808. . . . . . . José Maria de Castellejo y Moniño seit 1851.

(Fuenclara.)

a. Enrique de Alagon. b. Schw. Ana, verm. mit Julian Cebrian. c. Pedro de Cebrian (Gem. Maria Teresa de Patiño; Tochter: Ipolita, 2. Gem. des Antonio Felix de Silva, Grafen von Eril). d. Ipolito 1769, Titularherzog von Aremberg-Barbançon. e. Jayme, Titularherzog von Aremberg, † vor 1804 (Gem. Maria del Pilar Fernandez de Miranda, Witwe 1804). An Valdecarzana und Vallehermoso.

20) Fuensalida 1470, Grande 1640.

1) Pedro I. Lopez de Ayala 1470. 2) Pedro II. 3) Pedro III., Sohn des Alfonso, Enkel des 1. Grafen. 4) Pedro IV. Lopez de Ayala (Sohn des Alvaro, † 1534, Enkel des Fadrique Manrique Zuñiga und der Maria, Schwester des 3. Grafen). 5) Pedro V. 6) Pedro VI. † 1651. 7) Bernardino de Velasco y Ayala, Graf von Colmenar 1625 (S. des Antonio Velasco y Rojas und der Geronima, Schw. des 6. Grafen) † 1662. 8) Francisco. 9) Antonio, Br., † 1709. 10) Francisco Nicolás (Gem. Francisca Maria Manuela de Cordoba, 7. Marquesa Guadalcazar). An Guadalcazar, 1769 an Estepa (s. dies.).

21) Fuentes 1508, 1. Cl. 1727.

a. Juan Fernandez de Heredia y Lihori 1508. b. Juana (Gem. Pedro de Heredia). c. Luis. . . . . l. Juan Miguel, Graf Mora 1645. . . . . (p.) 1) Bartolomé de Moncayo, Marques von Coscojuela, Grande 1708 und 1728. 2) B. José Francisco de Cordoba, Marques von Talara, † 1738 (Gem. Eleonora Gonzaga de Castiglione † 1720). 3) Ana Teresa (Gem. Antonio Pignatelli). 4) Joaquino Atanasio Pignatelli, Reichsfürst, † 1776 (Gem. a. Maria Aloisia Gonzaga, 2. Herzogin von Solferino, † 1773. b. Mariana de Silva von Sta. Cruz, verwitwete Herzogin von Huescar). (Vergl. Solferino.) Den Titel und Grandeza hat Juan José de Pignatelli seit 1853.

22) Gavia 1673 (1720), 2. Cl. 1802.

a. Francisco Lope de los Rios y Cerron 1673 . . . 1) Mariano Gutierrez de los Rios Fernandez de Cordoba Laso Castilla y Aragon Vargas 1777, Grande 1802 (Gem. Maria Atanasia Godoy Ponce de Leon Charny y Lorena, Gräfin von Valdelagrama). 2) Diego, Vizconde de Castellones 1804 (Gem. Maria de los Dolores Cabrera von Villaseca; seine Tochter Rafaela, oder seine Schwester Maria del Rosario, heirathete einen Losada, von denen:) 3) Pedro Losada y Gutierrez de los Rios seit 1849 (Gem. . . Fernandez de Liencres; Sohn: Antonio, Graf von Valdelagrama seit 1862).

23) Guadiana 1711, **Grandeza honoraria** 1803.

a. Lope de la Cueva Chirino y Narvaez 1711. . . . 1) José I. 1777, Grande 1803 (Gem. Maria Teresa, T. des Johann August von Sweerts und der Maria Eugenia Fonseca; Tochter: Joaquina). 2) Juan † c. 1848 (Gem. Ortega). 3) José seit 1848.

24) Guaquí, 1. Cl. 1855.

1) José Manuel de Goyeneche y Garnio seit 1855.

25) Heredia-Spinola, Grandeza honoraria.

1) Maria de las Angustias Arizcun y Heredia seit 1848.

26) Humanes 1625, Grandeza (1834).

1) Fernando Craso y Aranda seit 1834.

27) Lalaing.

. . . . Eugène François de Lalaing 1774 (Tochter: Brigida, verwitwete Marquesa von Fontana); Sohn: Bruno de Lalaing Calasanz Rios y Albarca 1804 (Gem. a. la Cerda. b. Maria Teresa Patiño y Osorio, kinderlos); T. Maria Joaquina 1804 (Gem. Joaquin Roca y Castelvi, Graf von Buñol). Jetzt Fernando Diaz de Mendoza y Valcarcel seit 1848.

28) Lemus 1457, Grande 1520.

1) Pedro Alvarez Osorio 1457. 2) Rodrigo, Bastard des Alvaro, Sohn des 1. Grafen. 3) Beatriz (Gem. Diniz de Portugal, Sohn des 2. Herzogs von Braganza). 4) Fernando I. Ruiz de Castro. 5) Pedro I. Fernandez, Graf von Sarria, Grande. 6) Fernando II. † 1601. 7) Pedro II. 1610. 8) Francisco I., Br., Herzog von Taurisano in Neapel, † 1637 geistlich. 9) Francisco II. † 1662. 10) Pedro Antonio † 1672. 11) Gines 1702 (Gem. a. Catalina Maria de Silva von Infantado. b. Mariana Osorio von Villanueva. c. Ana Maria Zuñiga von Bejar, wieder vermählt mit Nicolas Carbajal, Grafen von Sarria, Granden persönlich 1747, † nach 1778; Geschwister des 11. Grafen waren Lucrecia, Rosa, Maria Alberta, Gem. des 12. Herzogs von Bejar, und Salvador Francisco, verm. mit Francisca Centurion, Marquesa von Almunia; Töchter des 11. Grafen sind: Maria Antonia, Gem. des Fernando de la Cueva, Marques von Malagon, Rafaela und:) 12) Rosa 1770, † vor 1777 (Gem. Pedro Ramon de Moncada y Leyva, Erbe von Aytona) . . . Jetzt bei Berwick.

(Lerin 1424.)

1) Louis I. de Beaumont-le-Roger, Connétable von Navarra 1424, † 1462. 2) Louis II. † 1508. 3) Louis III. † 1530. 4) Louis IV. † 1565. 5)

Brianda † 1588 (Gem. 1565 Diego de Toledo † 1583). 6) Antonio de Toledo, 5. Herzog von Alva de Tormes † 1639. An Alva.

29) Maceda 1654, 1. Cl. 1710.

a. Alfonso de Lanzos y Andrada 1654. .... 1) José Benito, geb. 1689, Grande 1710, † 1754 (Gem. Antonietta Maria Fernandez de Velasco y Pimentel † 1751). 2) Francisco Javier † 1765. 3) V. Gonzalo Manuel de Pardo 1765—1784, † vor 1807 (verm. mit Maria Teresa von Jodar, Schw. des 2. Grafen; Kinder: Francisca Javiera, Maria, Ramona, Antonio und) 4) Baldasar I. 1804. 5) V. Pedro Gaetano de Miranda (S. des Pedro und der Maria Joaquina Gayoso, Enkelin des Pedro, Grafen von S. Roman, † 1757, und der Leonor Eulalia Trelles von Parque), Graf von S. Roman durch seine Gattin Francisca Javeria, Schw. des 4. Grafen. 6) Joaquina 1850, † 1856 (Gem. José Losada y Miranda 1848, † 1857). 7) Baldasar II., Graf von Maceda und S. Roman, auch Marques von Sta. Maria del Vilar seit 1857 (Schwestern: Francisca Javiera, Marquesa Atalaya 1858; Ramona, Marquesa Figueroa 1858, und Maria de los Dolores, Vizcondesa Fefiñanes 1858).

(Medellin 1429.)

a. Pedro Ponce de Leon 1429, entsetzt 1440, testirt 1448. (b.) 1) Juan Pacheco von Villena 1445, resignirt 1450. 2) Beatriz, natürliche T., verm. 1450 mit Rodrigo Portocarrero, Graf 1452, bestätigt 1456, † 1464. 3) Juan I. Portocarrero. 4) Juan II., Enkel, Sohn Rodrigo's. 5) Ruy Geronimo. 6) Pedro I. 7) Luis. 8) Juan III., Br. 9) Pedro II., Br. 10) Pedro Luitgardo, Herzog von Camiña 1662, † 1716 (s. Camiña).

(Miranda del Castañar 1476, 1. Cl. 1520.)

1) Diego Pedro de Zuñiga 1457 und 1476, † 1479 (Gem. Aldenza de Avellaneda). 2) Pedro I. † 1492. 3) Francisco I. † 1536. 4) Francisco II., resignirt 1556. 5) Pedro II. † 1574. 6) Maria † 1630, verm. mit ihrem Oheim Juan, 1. Herzoge von Peñaranda, † 1608 (s. Peñaranda).

(Modica.)

(Bei Alva-Berwick; Titel von Sicilien.)

30) Mollina 1679, 2. Cl. 1803.

a. Francisco I. Chacon Enriquez 1679. b. Francisco II. (Gem. Manuela Medrano). c. José † 1777 (Gem. Maria Mesia). (d.) 1) Francisco III., Grande 1803; 1807 (Schw. Isabela, verm. mit Juan Francisco Longinos de Echeverri, Grafen von Villalcazar de Sirga; Kinder: u. a. Juan und Felipe, † jung; Francisca da Paula; Josefa, verm. mit einem Piñeiro, Mutter des 3. Granden; Maria und:) 2) José II., † vor 1847. 3) Nichte Juana Piñeiro y Echeverri seit 1847.

31) Monterey 1474, auf Lebenszeit 1621, erblich 1628.

1) Sancho Sanchez de Ulloa 1474. 2) Francisca † 1526 (Gem. Diego de Acevedo). 3) Alfonso de Acevedo. 4) Geronimo 1543—1561. 5) Gasparo † 1578. 6) Manuel. 7) Schw. Isabel (heirathete in zweiter Ehe Fernando de Ayala, 2. Grafen von Ayala). 8) Agnesa Francisca de Ayala † 1710 (Gem. Juan Domingo de Haro, Marques von Carpio). An Olivares und Alva.

32) Montijo 1599, Grande 1697.

a. Cristobal I. Portocarrero. (b.) 1) Juan Osorio Portocarrero. 2) Cristobal II., Br. 3) Cristobal III. (S. Cristobal IV., Marques von Valderrabano, † 1641 vor dem Vater, verm. mit Agnes Guzman von Teba). 4) Cristobal V., Enkel, Grande 1697, † 1704; jüngere Söhne: Pedro, Erzbischof von Tyrus, und Domingo, Marques von Mancera, † 1750. 5) Cristobal VI. Gregorio, geb. 1691, † 1763 (Gem. Dominga de Cordoba, Tochter des Grafen Ignacio von Baños, Erbin von Teba, geb. 1698, † 1748; ihr Sohn Cristobal VII., geb. 1733, heir. Josefa Zuñiga y Chaves, Gräfin von Miranda und Tochter des 8. Herzogs von Peñaranda, und starb vor dem Vater; daher folgte die Enkelin:) 6) Maria Francisca de Sales 1763, Herzogin von Peñaranda nach 1804, † 1808 (Gem. Felipe de Palafor, Sohn des 2. Granden-Marques von Ariza 1777; jüngere Kinder: Maria Teresa, Gem. des 12. Marques von Villafranca; Maria de los Dolores, Marquesa von Mondejar; Maria Gabriela, Marquesa von Lazan, und Maria Ramona, Gem. des José de la Cerda, Grafen von Contamina). 7) Eugenio Eulalio de Palafor y Portocarrero † 1839. 8) Br. Cipriano Manuel, Graf von Teba, Marques von Fuente el Sol, † 1847 (Gem. 1819 Maria Manuela, Tochter des Francis Kirkpatrick of Closburn und der Française Grivigne). 9) Maria Francisca de Sales Palafor y Kirkpatrick, Herzogin von Peñaranda, geb. 1825 (nennt sich Guzman y Portocarrero wegen der Abstammung), † 1860 (Gemahlin des Jago Luis Rafael Fitz-James Stuart, 7. Herzogs von Berwick und 16. Herzogs von Alva de Tormes). Der Titel ruht seit 1860. Die Schwester des letzten Grafen, Maria Eugenia Eudoxia, Gräfin von Teba, geb. 1826, ist seit 1853 als Gemahlin Napoleon's III. Kaiserin der Franzosen. (Eine nahe Verwandte mütterlicher Seite, eine leibliche Cousine, ist Paulina Cabarrús y Kirkpatrick, Gräfin von Cabarrús seit 1848; die Schwester ihres Vaters, Teresa, † 1835, war die bekannte Madame Tallien, spätere Fürstin von Chimay.)

Mit dem Grafentitel Teba (Teva) war die Grandeza nicht verbunden. Denselben führten: a. Diego Ramirez de Guzman 1522. b. Luis, Marques von Ardales 1559. c. Juan (Schw. Brianda, heir. Francisco Guzman, 1. Marques von Algarve 1565; deren Sohn folgt:) d. Luis. e. Pedro Andres I. f. Luis Francisco. g. Pedro Andres II. † 1681. h. Br. Agustin † 1681. i. V. Antonio de Cordoba, Gem. der Catalina Portocarrero, Schwestertochter des 3. Grafen. k. Ignacio, Graf von Baños, † 1748. l. Domingo, Graf von Baños.

m. Luis, Br., Cardinal, † 1771. An Montijo, da Dominga, geb. 1698, † 1748, Schw. der beiden letzten Grafen, den 5. Grafen von Montijo heirathete.

33) Mora 1613, Grande 1764.

a. Francisco de Rojas y Guevara 1613. . . . . . (g.) 1) José de Rojas, Grande 1764; 1770 (Gem. Maria Antonia de Miranda von Valdecarzana). 2) Luisa 1804 †. (An Teba.)

34) Motezuma del Tultengo 1627, Grande 1765.

Nachkommen der Könige von Mejico: Motezuma II., König von Mejico, hinterließ von seiner Nichte Miahuarochitl den Yohualicatzin (getauft als Pedro Motezuma und vermählt mit seiner Nichte Catalina Quauhxochitl), Vater des Diego Luis Ihuitemoctzin Motezuma, der von Francisca de la Cueva hinterließ den: 1) Pedro Tesifon, Vizconde Ilucan, Grafen von Motezuma und Tula 1627 (Gem. Geronima Porres, von der die Tochter Teresa Francisca, Gem. des Diego Cisneros de Guzman, Mutter der Geronima, verm. mit Felix Nieto de Silva, 1. Marques von Tenebron, und Großmutter der 6. Gräfin). 2) Diego Luis (Gem. Luisa Jofré de Loaisa y Carrillo). 3) Maria Geronima Motezuma Jofré de Loaisa (Gem. José Sarmiento de Valladares, Herzog von Atrisco). 4) Faustina Dominga de Sarmiento † 1697 (Gem. Manuel de Cordoba y Guzman). 5) Melchorra, Schw., † 1717. 6) V. Teresa Nieto de Silva (Gem. Gasparo de Oca Sarmiento y Zuñiga). 7) Geronimo de Oca y Motezuma, Grande 1765 (1770; Gem. Maria Josefa de Mendoza; Töchter: Clara, verm. mit Antonio Marsilla de Teruel y Fajardo, Mutter des 9. Grafen und der Antonia, und Teresa). 8) Joaquin Gines 1770—1790 (Gem. Maria Ignacia Idiaquez). 9) Neffe José Antonio Marsilla de Teruel y Motezuma 1804, † 1836 (Gem. Salvadora Antonia Garcia de Alcaraz, Mutter der Maria Josefa und des:) 10) Ildefonso José † 1850 (Gem. Maria de los Dolores Claudia Alvarez de Faria Sanz Merino). 11) Antonio seit 1850. (Sein Sohn Juan führt seit 1850 den Titel eines Vizconde von Ilucan.)

35) Murillo 1692, Grandeza honoraria 1739, 2. Cl. 1780.

1) Carlos Ramirez de Arellano 1692. 2) José Carlos, Grande 1739. 3) Juan Francisco † 1763. 4) Br. Garcia † 1769. 5) Manuel Fulgencio 1777. 6) Maria Josefa 1804 (Gem. des Joaquin Maria de Cordoba, 8. Grafen von Bornos). An Bornos.

(Olivares.)

a. Pedro Guzman 1507. b. Enrique. c. Gasparo, Grande 1621, Graf-Herzog 1625 und 1635 (s. Herzoge von Olivares).

36) Oñate 1469, Grande 1640 und 1684.

1) Iñigo I. Velez de Guevara, Br. des Pedro, 1. Herrn von Oñate, Graf 1469, bestätigt 1481, † 1500. 2) Pedro I. † 1559. 3) Juan I. Ladron. 4) Pedro II. † 1593. 5) Schw. Catalina, verm. mit Iñigo Velez de Guevara y Taris von Salinillas, S. des Pedro, Enkel des Iñigo und Urenkel des Pedro, der ein jüngerer Sohn des 1. Grafen war. 6) Pedro III. 7) Br. Juan II. 8) Br. Iñigo II., Graf von Villamediana als Erbe der spanischen Taris, † 1658. 9) Catalina, Schw., † 1684 (Gem. Beltram, Marques von Camporeal, ihr Oheim, † 1655; jüngerer Sohn Beltram, durch Heirath Herzog von Najera, † 1713). 10) Iñigo Maria Velez de Guevara † 1699 (Gem. Louise Claire de Ligne). 11) Diego Gasparo † 1725 (Gem. Maria Nicolasa de Cordoba). 12) Schw. Maria Melchorra † 1727 (Gem. Sebastian de Guzman, 5. Marques von Montealegre). 13) José de Guzman y Guevara, 6. Marques von Montealegre, Titularherzog von Baena, † 1783 (Gem. Maria Felicia Fernandez de Cordoba von Medinaceli. b. Ventura Francisca de Cardona, 9. Herzogin von Baena, kinderlos; aus erster Ehe Maria de la Concepcion, Gem. des 11. Grafen von Altamira). 14) José Diego 1761—1804, † vor 1807; verm. mit Maria Isidra de la Cerda, 14. Gräfin von Paredes, † 1834 (jüngerer Sohn Cristobal, Graf von Luque seit 1834). 15) Diego, auch 15. Graf von Paredes 1804, † um 1849 (Gem. Maria Antonia de la Cerda y Marin von Parcent). 16) Carlos Luis, auch Herzog von Najera seit 1850 (Geschwister: Isidro, Marques von Aguilar del Campo 1850; José, Marques von Guevara seit 1850, und Maria del Pilar, Gräfin von Paredes seit 1850).

37) Oropesa 1477, 1. Cl. 1689.

1) Fernando I. Alvarez de Toledo, 4. Herr von Paredes 1477. 2) Fernando II. 3) Francisco. 4) Fernando III. † 1571. 5) Juan, persönlich Grande 1577, † 1621 (T. Beatriz, Gräfin von Jarandilla, † vor ihm, verm. mit Duarte de Portugal, Marquez von Flechilla; es folgt der Enkel:) 6) Fernando IV. Alvarez de Toledo y Portugal. 7) Duarte Fernando † 1671. 8) Manuel Joaquin, Grande 1689, † 1709. 9) Pedro Fernando Vincente † 1728. 10) Pedro Vincente † 1728. 11) Schw. Ana Nicolasa † 1729 (Gem. Andrés Pacheco, 10. Herzog von Escalona). 12) Schw. Maria Bernardina resignirt (Gem. des 12. Herzogs von Alva). 13) V. Josefa Antonia Maria, T. des 8. Grafen, † 1754 (Gem. Manuel Pacheco Tellez Giron, 5. Herzog von Uzeda, † 1732). An Uzeda-Frias.

38) Palma 1507, Grande 1697.

1) Luis I. Portocarrero 1507, testirt 1528. 2) Luis II. † 1574. 3) Luis Antonio Fernandez, Br., Marques von Almenara 1623, † 1639. (Jüngere Kinder: Luis Manuel, Cardinal, und Agustina, Gem. des Isidro de Silva, 2. Marques von Orani und Ahnherrn der späteren Herzoge von Hijar.) 4) Fernando Luis † 1649. 5) Luis Antonio Tomas, Grande 1697, † 1723. 6) Joaquin, resignirt 1730, Cardinal 1743, folgt wieder 1748, † 1763. 7) Br. Agustin † 1748. An Hijar 1763 als Nachkommen des 3. Grafen.

39) Parcent, Grande 1709.

a. Constantin Cernecio .... Josefa de Cernecio y Guzman, verm. mit 1) Joaquino de la Cerda, zweitem Sohne des 12. Grafen von Paredes, Grande 1769—1777 (Söhne: Francisco da Paula, erster Gemahl der 14. Gräfin von Aguilar, † vor dem Vater, und:) 2) José I. 1777 (Gem. Maria Antonia Resende, Gräfin von Bureta; Tochter: Maria Antonia, Gem. des 15. Grafen Oñate). 3) José II. 1804, † 1834 (Gem. Maria Ramona Palafox von Montijo; jüngere Kinder: Francisco de Sales, Joaquin und Maria Teresa). 4) José Maximo Cernecio 1834, † 1851 (Gem. a. Gand, von der der Nachfolger; b. Carbajal, von der Fernando, Graf von Contamina seit 1851). 5) Juan José seit 1851.

40) Paredes de Nava 1452, Grande 1692, 1. Cl. 1757.

1) Ruy I. Manrique de Lara 1452, † 1476. 2) Pedro I. † 1481. 3) Ruy II. † 1536. 4) Pedro II. † 1539. 5) Antonio I. † 1571. 6) Agnes † 1583 (Gem. 1556 Enrique Manrique de Acuña † 1574). 7) Antonio II. † 1588. 8) Br. Pedro III., resignirt 1620, † 1636. 9) Br. Manuel † 1636. 10) Maria Agnes † 1679 (Gem. 1646 Vespasiano Gonzaga aus dem Hause der Herzoge von Guastalla, † 1687). 11) Maria Luisa Gonzaga † 1721 (Gem. 1675 Tomas de la Cerda, 3. Marques von Laguna, Grande 1689 und 1692, † 1692). 12) José de la Cerda † 1728 (Gem. Manuela Giron von Osuna; jüngerer Sohn: Joaquino, Graf von Parcent durch Heirath). 13) Isidro † 1752 (Gem. Teresa Gregoria Guevara y Spinola). 14) Maria Isidra † 1834 (Gem. José Diego de Guzman, 14. Graf von Oñate). An Oñate. Den Titel führt seit 1850 Maria del Pilar Guzman, T. des 15. Grafen von Oñate (s. dass.).

41) Peñaranda de Bracamonte 1602, 1. Cl. 1703.

1) Alfonso de Bracamonte 1602. 2) Baldasar Manuel. 3) Maria (Gem. Oheim Gasparo † 1689). 4) Gregorio Januario † 1689. 5) B. Antonietta, T. des 2. Grafen (Gem. Pedro Fernandez de Velasco, 2. Marques del Fresno, Grande 1703; seine T. Maria, † 1684, war die Gem. des 4. Grafen). 6) Agustin Fernandez de Velasco, ward 1727 10. Herzog von Frias, † 1741. An Frias.

42) Perelada, Grande 1703.

a. Francisco Dalmau I., 25. Vizconde Rocaberti, † 1592. b. Francisco Jofré 1616. c. Francisco Dalmau II. d. Ramon Dalmau, Br., 1645. e. Eliseda, Schw., verm. mit Ramon Rocafull. (f.) 1) Guillem Manuel Rocafull y Rocaberti, Grande 1703. 7) Juana, Schw. (verm. mit einem Bojados). 8) Bernal Antonio Bojados † 1755 (Gem. Chaves). 9) Fernando Felipe Basilio 1755 — 1804. 10) (Fernando?) † vor 1857. 11) Juana 1857, † 1862. 12) Neffe Francisco Javier Rocaberti de Dameto y Bojados seit 1863.

43) Pinohermoso 1790, 1. Cl. 1819.

a. (Juan) Roca de Togores y Scorcia Graf 1790, † vor 1804 (Gem. Maria Antonia Valcarcel Pio, T. des 9. Marques von Castelrodrigo; Kinder: Isabel Maria, Maria Antonia, Maria de la Piedad, zweite Gem. des 14. Herzogs von Frias, Maria Ana und:) (b.) 1) Luis, Grande 1819, † 1849 (Gem. Maria Francisca da Paula Carrasco y Arce; Tochter: Maria de las Angustias). 2) Juan Nepomuceno seit 1849.

44) Plasencia.

a. Gasparo Rocafull y Boil 1624. ... (Bald vereinigt mit dem Marquesat dos Aguas, wo José Ponz † 1737.) Erster Grande ward wol Pedro Lanuza y Perellos durch Philipp V., Ahne des Gines Francisco da Paula Maria del Rosario Rabasa de Perellos y Lanuza Rocafull, minorenn 1769; 1804. Von ihm stammt die jetzige Besitzerin Maria de los Dolores de Sanclíment, antes Maximon y Perellos, Marquesa von Sardañola seit 1848. (Marques von dos Aguas, das sie gleichfalls 1848 erbte, ist seit 1851 Vincente Dasi y Luesma, vielleicht ihr Gatte.)

45) Priego 1465, 1. Cl. 1732.

1) Diego I. Hurtado de Mendoza 1465. 2) Pedro Carrillo. 3) Diego II. (S. Luis † 1522 vor ihm). 4) Fernando I., Br. (dessen ältester Sohn Pedro resignirt und wird geistlich). 5) Luis I. 6) Fernando II. 7) Luis II. 8) Pedro I., Br., † 1619. 9) Juana, Schw. (Gem. a. Francisco Gasol. b. Diego Pimentel von Gelves). 10) Antonia, Schw. (Gem. Rafael Garces von Sta. Croce). 11) Geronimo Garces (Gem. Margaretha Zapata). 12) Pedro II. 13) Maria Sidonia, Schw. (Gem. Francisco Fernandez de Cordoba, 1. Marques von Moratilla). 14) José de Cordoba, Grande 1732 (Gem. Maria Teresa Pardo de la Costa; seine Tochter Francisca, Gemahlin des Alexandro Lante della Rovere aus dem Hause der Herzoge von Bomarzo, † vor ihm; es folgt daher die Enkelin:) 15) Maria de Belem Lante Fernandez de Cordoba † 1767 (Gem. 1742 Jean Juste Ferdinand von Croy-Havré † 1790). Nach ihrem Tode stritten um die Nachfolge Martino Orozco, Marques von Rambla; Francesco Maria Coppola e Caracciolo, Herzog von Canzano in Neapel; Joaquin Ponce de Leon, Marques von Castromonte; Victorino Garcia de Chaves y Contreras, Marques von Quintanar; José Joaquin Sandoval Blasco y Orozco, Graf von la Ventosa, und Diego Carrillo de Mendoza, Marques von Alconchel, der 1771 persönliche Grandeza erhielt. Schließlich ward sie zugesprochen dem: 16) Francesco Maria Coppola, Herzog von Canzano, † vor 1807. 17) Andrea, geb. 1770, † 1834. 18) Francesco Giovanni, geb. 1803 in Paris, bestätigt 1848.

46) Puebla del Maestre 1506, 2. Cl. 1780.

1) Alfonso I. de Cárdenas 1506. 2) Pedro. 3) Alfonso II. 4) Alfonso III. 5) Luis, S. des Garcia, Enkel des 1. Grafen. 6) Alfonso IV. † 1615. 7) Lorenzo I., S. des Alfonso, Enkel des Lorenzo, Sohnes

des 1. Grafen. (Dessen jüngerer Sohn Diego ward 1625 Marques von Bacares; Vater der Ana, Gem. des Luis Enriquez de las Casas y Villalobos, Grafen von Montenuevo; ihre Tochter Mariana, Gattin des 1. Herzogs von Arco, † kinderlos.) 8) Lorenzo II. 9) Lorenzo III. (Schwestern: Mariana, Nonne; Maria, Gem. des Luis Sequeyros y Sotomayor, und Maria Luisa, Gem. a. des Manuel José Osorio de Guzman, Grafen von Villanueva del Cañedo; b. des José Guzman von Montealegre). 10) Francisca (Gem. des Garcia Cárdenas Zuñiga y Ulloa?). 11) V. Luis Pacheco de Cordoba, 3. Marques von Torre de Sirgadas (wol Schwiegersohn). 12) Isabel Maria 1777 (Gem. Francisco da Paula I. de Cordoba Laso de la Vega, 4. Marques von Vado del Maestre, Sohn des Diego Cirineo, Enkel des Francisco, Urenkel des 1. Marques Diego seit 1683, Grande 1780; jüngere Kinder: Maria Josefa de las Angustias, Luisa und Juan de Mata). 13) Francisco da Paula II. de Cordoba, geb. 1763, Marques von Bacares 1804 †. 14) Diego, Br., Marques von Vado del Maestre 1825, † vor 1850 (Gem. Vera, von der Fausto, Marques von Torre de Sirgadas 1858; Fernando, Marques von Vado del Maestre 1859, und:) 15) Francisco da Paula III. † 1858 (Gem. Mantas). 16) Francisco da Paula IV., Graf von Puebla del Maestre 1858, Marques von Bacares 1859.

47) Puñanrostro 1523, 1. Cl. 1726 und 1739.

1) Juan I. Arias Dávila 1523. 2) Enkel Juan II., S. Juan Bautista's. 3) Pedro, S. des Arias Gonsalvo, Enkel des Pedro Arias, eines Bruders des 1. Grafen. 4) Br. Francisco † 1601. 5) Arias Gonsalvo I. † 1661. 6) Juan III. 7) Arias Gonsalvo II., geb. 1666, Marques von Noguera und Casasola 1684, Grande 1726, † 1739 (Gem. a. Josefa Ernestina de Croir. b. Isabel Ramirez d'Arellano † 1765). 8) Domingo Lucas † 1756 (Gem. Isabel Centurion). 9) Francisco Javier I. † 1783 (Gem. Lucrezia Pio von Castelrodrigo † 1800). 10) V. Maria Luisa Centurion (Gem. des Felipe Pacheco von Villena). 11) V. Juan José Mateo Arias Davila y Matheu, S. des Manuel Matheu, Marques von Maenza, und der Josefa de Herrera y Berrio, Marquesa von Maenza † (Gem. Maria Felipa Cayetana Carondelet y Castaños). 12) Francisco Javier II. seit 1852.

48) el Real 1855, 1. Cl. 1859.

1) José Antonio Azlor de Aragon seit 1855, Grande 1859.

49) Reus 1855, Grande 1860.

1) Juan Prim seit 1855, Grande und Marques von Castillejo seit 1860 (Gem. Maria Milagros Muñoz, Marquesa von Castillejo seit 1847).

50) Revillagigedo 1749, 1. Cl. 1803.

1) Juan Francisco de Guemes y Horcasitas 1749, † 1766. 2) Juan Vincente 1766—1777 . . 3) . . . . . Gem. . . . Fernandez de Cordoba, Grande 1803; 1825, † vor 1848 . . . (4?) Manuela de la Paciencia Fernandez de Cordoba seit 1848 (Gem. Alvaro de Armada).

51) Salvatierra 1603, 1. Cl. 1718.

1) Diego I. Sarmiento de Sotomayor 1603. 2) Garcia. 3) Br. Diego II. (Sein S. José, Marques Sobroso, † vor ihm; es folgt der Enkel:) 4) José Salvador (Gem. a. Ana de Cordoba von Teva. b. 1701 Maria Elena Davila, 8. Marquesa von Baydes). 5) José Francisco, Grande 1718 (Gem. Maria Luisa Zuñiga y Guzman; Töchter: Francisca, Gem. des 2. Herzogs von Arco, und:) 6) Mariana 1770 (Gem. Juan de Mata Fernandez de Cordoba, Sohn des 10. Herzogs von Medinaceli 1761, † vor 1769; Kinder: Maria Teresa und:) 7) José Maria Fernandez de Cordoba 1777—1804 (Gem. a. Maria Eleonora de los Cobos, T. des 6. Marques von Camarasa, † 1763. b. Maria Antonia Villaroel, Marquesa von S. Vincente 1804). 8) Juana Nepomucena † 1835 (Gem. Juan de Silva, Marques von Sobroso, Sohn des 8. Herzogs von Hijar). 9) Cayetano Silva y Palafor seit 1835 (Geschwister: Alvaro, Marques del Viso seit 1849, und Joaquina, Marquesa de Isasi seit 1859).

52) Sta. Coloma 1599, 1. Cl. 1792.

a. Pedro de Queralt 1599. b. Dalmau. c. Luis, Marques von Albolote . . . Juan Bautista 1777; Sohn: 1) Juan, Grande 1792, † 1803 (Gem. Maria Luisa de Silva von Cifuentes † 1848). 2) Juan Bautista seit 1803, Graf von Cifuentes seit 1848.

(Sta. Eufemia.)

Vergl. Marques von Valmediano.

(Sta. Gadea, italienischer Titel 1587.)

1) Martino Padilla Manrique, Adelantado mayor von Castilien 1587. 2) Juan † 1606. 3) Eugenio, Br., † 1622. 4) Mariana (Gem. Cristobal Sandoval, 1. Herzog von Uzeda, † 1624). An Segorbe und Medinaceli.

53) Sta. Isabel, 2. Cl. 1855.

Siehe Herzoge von Gor.

(Santisteban del Puerto 1473.)

1) Diego Fernandez de Benavides 1473, † 1478. Siehe Herzoge von Santisteban.

54) Sastago, Grande 1726.

a. Blasco de Alagon. b. Francisco. . . . d. Gabriel. e. Lorenzo, Br. (Schw. Inés heir. Alvaro de Cordoba; davon Diego [ob 7. Graf, wie die Mutter vielleicht 6. Gräfin?] und Cristobal, dessen Sohn Miguel 1671, Vater des Gasparo, Graf von Cordova in Oesterreich, † 1756, und des:) (k.) 1) Cristobal de Cordoba y Alagon, Marques von Peñalva, Grande 1726, † 1748 (Gem. Maria Francisca de Moncayo y Palafor von Coscojuela; jüngerer Sohn: Cristobal). 2) Francisco (Gem. Marie Philippe von Glimes, Schw. des Honoré Ignace de Glimes, Grafen von Glimes; jüngere Kinder:

Miguel, geistlich; Ambrosio Ramon, Baron von Spes; Francisco, Maria Francisca, Josefa und Maria). 2) Vincente, Marques von Aguilar del Campo 1804 (Gem. Vincenta la Cerda y Cernecio von Parcent). 3) Francisco da Paula † 1847 (Gem. a. Maria Francisca de Vera, Marquesa von Espinardo, † 1818. b. Maria Antonia ..., wieder vermählt mit Simon Wall). 4) Joaquin Maria, Marques von Espinardo 1818, Graf von Sastago 1848, † 1857 (Gem. Bernal de Quiros). 5) Maria Antonia seit 1857.

55) Siruela 1470, Grande 1726.

1) Juan I. de Velasco 1470. 2) Francisco † 1505. 3) Leonor I. (Gem. Cristobal de la Cueva von Roa). 4) Juan II. de la Cueva. 5) Gabriel I., Br. 6) Cristobal I. 7) Gabriel II. 8) Juan III. † 1650. 9) Gasparo, Br. 10) Ana Maria, Schw. (Gem. Bernardino de Velasco, Graf von Fuensalida, † 1662). 11) Leonor II., Schw. †. 12) V. Cristobal II., Sohn des Antonio, Enkel des 6. Grafen. 13) Antonio, Grande 1726, † 1729. (Seine Tochter Josefa, Gräfin von Valverde, starb vor ihm; sie hinterließ von ihrem Gemahl Fernando de Silva, 13. Grafen von Cifuentes, die:) 14) Maria Luisa de Silva, geb. 1703, bestätigt als Gräfin 1733 gegen ihren Großoheim Juan, Sohn des 12. Grafen (Gem. a. 1721 Luca Spinola, aus dem Hause der Herzoge von S. Pietro, † 1750. b. Francesco da Paula Balbi 1761—1777, von dem Dominico, † 1819, und Constantino, 17. Graf). 15) Mariana Spinola 1769—1777 (Gem. Francesco Maria Spinola, Herzog von S. Pietro, † 1754). 16) Isabella Maria Spinola † 1783 (Gem. des 12. Herzogs von Frias). 17) V. Constantino Balbi † 1823 (Tochter: Violanta, Gem. des Jacopo Spinola, und:) 18) Tommaso, † nach 1825 (Gem. Agustina de Cordova). An Cervellon.

56) Toreno 1659, 1. Cl. 1838.

a. Alvaro Queipo 1659... José Joaquin Queipo de Llano † c. 1805 (Gem. Ruiz de Saravia; T. Josefa, Gem. des Juan Diaz Porlier „el marquesito“ [† 1815]; Sohn:) 1) José Maria, geb. 1786, Grande 1838, † 1843. 2) Francisco da Borja, bestätigt 1847.

57) Torrejon 1602, 1. Cl. 1764.

a. Francisco Carbajal 1602. ... e. Antonia de Carbajal y Manrique (Gem. Pedro Pantoja Portocarrero). f. Alvaro Pantoja 1676. g. Felix Francisco † 1744. (h.) 1) Antonio Maria, Grande 1764; 1770 (Gem. Manuela de Cordoba). 2) Joaquin Felix de Samaniego Pizarro y Carbajal (wol Sohn der Francisca Javiera, Schw. des 1. Granden 1804, † vor 1848; Gem. Teresa Rita Casimira de Godoy; jüngerer Sohn: José Maria Manuel Agapito). 3) Joaquin de la Cruz 1848, † 1858 (Gem. Laffús). 4) Adolfo seit 1858.

(Torrepalma 1680, Grande auf Lebenszeit 1771.)

1) Francisca Maria Davila 1771 †. Der Titel bei Gor.

(las Torres 1683.)

Bei Alcañices aus der Erbschaft von Algete.

(Ureña 1469, bestätigt 1520.)

1) Alfonso Tellez Giron 1469, † 1469. 2) Br. Juan I. † 1528. 3) Pedro I. † 1531. 4) Br. Juan II. † 1558. 5) Pedro II., Herzog von Osuna 1562. An Osuna. Der Titel ruht.

58) Via Manuel 1689, 1. Cl.

a. Cristobal Manuel Portocarrero 1689; 1698. b. Juan (Gem. Juana Sanchez de Figueroa)..... 1) José I. Manuel de Villena, Grande 1777, † vor 1804 (Gem. Maria Francisca da Paula Guadalfajara y Aguilera 1804; Kinder: Francisco, Maria de la Encarnacion und:) 2) José II. 1804 † (Gem. Maria del Pilar Melo de Portugal; jüngere Kinder: Joaquin, Juan, Josefa Maria del Pilar und Maria de los Dolores). 3) Fernando † 1854 (Gem. Maria Josefa Eugenia de Bohorques, T. des 1. Herzogs von Gor). 4) Enrique, bestätigt 1856.

59) Villafranqueza 1618, 2. Cl. 1780.

a. Martin Valerio Franqueza, Graf Villalonga 1603; Graf Villafranqueza 1618 (Gem. Catalina de la Cerda)...... Jetziger Besitzer José Maria Martinez de Pison seit 1848.

60) Villa-Gonzalo 1705, Grandeza honoraria 1856.

1) Miguel Maldonado y Maldonado, Graf 1847, Grande 1856, † 1856 (Gem. Davalos). 2) Mariano Miguel, auch Marques de la Scala seit 1856.

61) Villanueva 1826, 1. Cl. 1845.

1) Claudio Martinez de Pinillos y Cevallos, Grande 1845, † 1850. 2) Claudio Alejandro † 1858. 3) V. Francisca Nemesia del Corral y Martinez de Pinillos seit 1858.

Von den Vizcondes hat keiner, der nicht einen höheren Titel führt, die Grandeza, von den Barones besitzen dieselbe deren zwei:

1) Der Señor de la Casa de Lezcano, 2. Cl. 1780.

1) Ignacio Ciro Arteaga Lezcano, Sohn des Joaquin José de Lezcano Mendoza Arteaga, 3. Marques von Valmediano, seit 1780. (Vergl. Marqueses von Ariza.)

2) Der Señor de la Casa de Rubianos, Baron 1761, Grande 1. Cl. 1851.

1) Juan Ozores y Valderrama, Grande 1851.

Daneben besaßen die Grandes-Würde:

1) der Großprior des Johanniterordens von Castilien und Leon seit Karl (V.) I., 1. Cl. seit Karl II.;
2) 3) die Generale der Dominikaner und Franziskaner (letztere durch Philipp II. und Philipp IV., erstere 1660, 1700, 1761 bestätigt);
4) die Generale der Capuciner (durch Philipp III., bestätigt 1677);

5) die Generale des Ordens Nuestra Señora de la Merced seit 1699 (so z. B. José Garcia Palormo, der sich am 16. Sept. 1817 bedeckte);

6) die Aebtissinnen des Klosters de las descalzas reales in Madrid seit 1715.

Nicht zur spanischen Grandeza gehören die Inhaber fremder Titel, die von Sardinien, Rom, Frankreich, Neapel und dem teutschen Reiche verliehen worden sind; einzelne derselben sind, da sie ohnehin spanische Grandes-Titel haben, oben aufgeführt worden, z. B. der Fürst von Anglona (sardinischer Titel für den Marques von Javalquinto), der Fürst Pio de Savoya (römischer Titel; s. Marques Castelrodrigo), der Herzog von Serto (neapolitanischer Titel für den Erstgeborenen des Marques von Alcañices), der Marques de España (französischer Titel für die ältere Linie der Grafen von España) u. s. f. Einen neapolitanischen Herzogstitel führt auch der Marques de Lema, Salvador Bermudez de Castro, seit 1861 als Duca de Ripalda; die übrigen Titel sind die von Marqueses, Grafen, päpstlichen Pfalzgrafen und Baronen.

Was nunmehr die außerhalb Spaniens existirenden Grandes — die eigentlichen Grandes de España im Gegensatz zu denen von Castilien — anbelangt, so vertheilen sich dieselben zumeist auf die altspanischen Erblande und auf das Bourbonische Frankreich. Selten ward Ausländern wegen ungewöhnlicher Verdienste um Spanien der Titel erblich verliehen; doch finden sich derartige Beispiele in Teutschland und in England. Ich will hier versuchen, ein Verzeichniß der auswärtigen Grandes-Titel aufzuführen, das freilich bei dem so lückenhaften Material auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann.

Grandes in Teutschland.

1) Grafen Althann seit 1715 (Reichsgrafen 1610); zuerst Michael Johann III. † 1722, Gem. der Maria Anna Pignatelli († 1755).

2) Grafen Daun seit 1710, zugleich neapolitanische Fürsten von Thiano; zuerst Wirich Philipp Lorenz, Vicekönig von Neapel, † 1741. Die Linie erlosch 1851, und die Titel kamen an das Haus Pálffy.

3) Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, Grafen von Castelnuevo und Villalva del Alcor (wol als Erben des Fürsten Joseph Wilhelm, † 1798, der 1750 die Maria Teresa, Tochter des Fürsten Francisco Silva Folch de Cardona [† 1750], heirathete).

4) Fürsten Khevenhiller.

5) Fürsten Lamberg.

6) Fürst Metternich; zuerst der 1859 verstorbene Staatskanzler Clemens, Herzog von Portella in Neapel 1816.

7) Fürsten von Salm-Kyrburg; als Fürsten von Hoornes und Over-Yssche, Erben des letzten Fürsten von Hoornes seit 1763.

Die Grandeza besaß auch der abenteuerliche „Prinz von Nassau-Siegen," Karl Heinrich Nicolaus Otto, geb. 1745, spanischer General-Lieutenant 1795, † 1805.

Grandes in England.

1) Herzog von Ciudad-Rodrigo (dotirt mit Siteo de Roma und Changinas im Thale von Granada): 1) Arthur Wellesley, Herzog von Wellington seit 1812, † 1852. 2) Arthur Richard, geb. 1807.

Zahlreich genug sind die Grandes-Titel, welche seit der Herrschaft des Hauses Bourbon in Spanien an französische Geschlechter, theils erblich, theils auf Lebenszeit verliehen worden sind. Dahin gehören folgende, deren Succession man in dem Annuaire de la pairie et de la noblesse de France von Borel d'Hauterive leicht verfolgen kann.

1) Graf von Armentières 1671 (wol persönlich) für Michel de Brienne, † 1717.

2) Graf Baillencourt (die Witwe Marie Josephe Julie de Chasteler lebte 1804).

3) Fürst von Beauveau 1745 (schon 1727 als Fürst von Craon).

4) Herzog von Beauvilliers (Haus St. Aignan; duc de Buzançois 1701). Das Haus erlosch im Mannsstamm 1829. Die Grandeza hat jetzt Emma, vermählte Gräfin von Choiseul d'Aillecourt, bestätigt darin 1851.

5) Herzog von Bournonville 1715 (s. Grandes von Castilien).

6) Herzog von Brancas, Marquis 1730, Herzog von Brancas-Cereste 1753. Erloschen 1851; es lebt die Witwe des letzten Herzogs Louis Albert, Pauline Moneßay de Chazeron. (Die Linie Brancas-Lauraguais † 1852 mit Louis Maria Buffile.)

7) Graf Bresson (s. Herzoge von Sta. Isabel unter den Grandes von Castilien).

8) Herzoge von Caylus. 1) Claude Abraham de Tubières-Grimoard 1742, † 1760 (Gem. Bernarda de Villejas Manrique de Lara † 1742); dann für seine noch blühenden weiblichen Erben aus dem Hause Robert de Lignerac, Nachkommen seiner Schwester Maria Charlotte († 1741) und des Joseph Robert de Lignerac († 1733).

9) Herzoge von Crillon-Mahon seit 1782, † 1841; es leben die Witwen der beiden letzten Herzoge und die Erbin Marie Antoinette Gabrielle, geb. 1838.

10) Graf von Durfort-Bussières, persönlich für Alphonse 1786, geb. 1753, † nach 1815.

11) Graf von Estaing: Jean Baptiste Charles Henri Théodat, geb. 1729, Admiral, Grande 1778 und 1782, † 1794.

12) Herzog von Estrées: Victor Marie, auf Lebenszeit 1702, † 1737.

13) Fürst von Gand-Isenghien 1706. Erloschen 1818 mit Guillaume Louis Camille, der seinen Bruder

Charles François Gabriel (begütert auf Mallorca, † 1818) um wenige Monate überlebte; die Erbtochter heirathete den Herzog von Villars (s. dens.).

14) Fürst von Ghistelles (auf Lebenszeit) 1758 für Philippe Alexandre Emmanuel François de St. Floris († nach 1790), einen der Erben des Hauses Melun; auch die Marquis de Lawoestine beanspruchen die Grandeza wegen ihrer Abstammung vom Hause Melun.

15) Guérapin de Vauréal: Louis, Erzbischof von Rennes seit 1722, Grande auf Lebenszeit 1745, † 1760, und so manche andere geistlichen Würdenträger, z. B. der Bischof von Béarn seit 1745 u. s. f.

16) Graf Hautefort: Armand Charles Emmanuel de Hautefort-Villacerf († nach 1790) als Gemahl der Maria Amalia Carolina Francisca Xaveria de Bavière (verm. 1761, † kinderlos), Tochter des Emmanuel Franz Josef, Grafen von Bayern, Granden 1723, † 1747, eines Bastards des Kurfürsten Maximilian Maria Emmanuel († 1726).

17) Herzog von Lévis (s. Montmorency).

18) Graf Maillebois. 1) Jean Baptiste de Marets seit 1746, † 1762. 2) Marie Yves, † 1791 kinderlos.

19) Marquis von Melun; zuerst Guillaume, Fürst von Espinoy 1640, wol auf Lebenszeit, † 1679; seine Linie erlosch mit Louis II. 1724 (vergl. Ghistelles).

20) Fürst von Montbarrey: Alexandre Marie Eléonor de St. Maurice, Fürst 1774, Grande 1780, Reichsfürst 1783, † 1796. (Sein Sohn † vor ihm.)

21) Graf Montesquiou-Fézensac: Ambroise Anatole Auguste, geb. 1788, Grande seit 1858.

22) Herzog la Mothe-Houdancourt von Cardonne: Philippe de la Mothe-Houdancourt, Sohn Philippe's († 1652), Marschall von Frankreich, ward Duc de Cardonne in Catalonien 1642, † 1657. Da der Titel nicht einregistrirt war, erbte sein Bruder Antoine I. nur den Marquis-Titel; er † 1672; ihm folgten sein Sohn Antoine II., † 1696, und sein Enkel: 1) Charles, Grande und Herzog 1722, † 1728. 2) Louis Charles † 1755. 3) Jeanne Gabrielle † 1772 (Gem. a. Charles Elisabeth de Froulay von Tessé † 1747. b. 1751 Charles Joachim Rouault de Gamaches). 4) Joachim Valéri Thérèse Louis Rouault de Gamaches, geb. 1753, bestätigt als Grande 1777, † 1819. 5) Félicité Madelaine Honorine Gabrielle † 1830 (Gem. Jacques Philippe Achille Louis Auguste Barthélémi d'Héricy). 6) Elise Honorine Marie Ulrique d'Héricy, Herzogin seit 1830 (Gem. 1824 Graf Louis Charles Robert von Walsh-Serrant † 1842; Erbtochter Alix Marie, verm. 1859 an Aimé Maurice Artus Timoléon, Marquis von Cossé-Brissac).

23) Fürst von Montmorency-Robecq (Herzog von Tancarville) seit 1713. Erloschen 1862. Jetzt der Schwestersohn des letzten Herzogs, Anne Antoine Gontram Fürst von Beauffremont, Fürst von Robecq seit 1863.

24) Fürst von Montmorency-Laval, Herzog von Fernando-Luis in Spanien. Die Linie erlosch 1851; die Grandeza erbten die Nichten des letzten Herzogs, Eugène Alexandre, Tochter des 1837 gestorbenen Herzogs Anne Adrien Pierre: Charlotte, geb. 1799 (Gem. 1817 Gustave de Lévis, Marquis von Mirepoix, † 1851), Mutter des Guy Adrien Charles Marie, jetzigen Herzogs von Fernando-Luis seit 1837, geb. 1820, und Marguerite Pauline Emmanuèle (Gem. 1828 Aimé Charles Paul, Marquis de Couronnel, † 1842), Mutter des Adrien André Louis, Granden seit 1837, geb. 1832.

25) Herzoge von Narbonne-Lara. Der Mannsstamm erlosch 1834; jetzt führt den Titel Hermesinde Octavie Hélène, Marquise von Asnières la Châteigneraye.

26) Herzoge von Nivernois, Haus Mancini, Erben Mazarin's, † 1797.

27) Herzoge von Noailles-Mouchy und Poix 1711, bestätigt 1746; jetzt Antoine, geb. 1841, seit 1854, Sohn des Charles Philippe Henri († 1854), Enkel des Fürsten Antonin Claude Dominique Just von Poix († 1846).

28) Graf Ossun: 1) Pierre Paul Hyacinthe d'Ossun, Erbe des Herzogthums la Force 1755 (ohne Titel), Grande 1765; 1790, † vor 1807. 2) Charles Hyacinthe, geb. 1750, † kinderlos. (Erben: Haus Cahusac de Caux.)

29) Herzog von Preissac-Esclignac, Erbe des Hauses Fimarcon, Duc 1788, erloschen 1853.

30) Herzog von la Rochefoucauld-Doudeauville seit 1782 für Ambroise Polycarpe († 1841) und Erben (jetzt ist Charles Marie Gabriel Sosthènes, jüngerer Sohn des 2. Herzogs, Herzog von Bisaccia in Neapel).

31) Herzog St. Priest von Almazan: Emmanuel Louis Marie Guignard, Vicomte de St. Priest, Herzog von Almazan seit 1830 (ältester Sohn François Marie Joseph, geb. 1788).

32) Herzog von St. Simon (in Spanien, Marquis in Frankreich). Französisches Duché-pairie seit 1635; die herzogliche Linie erlosch mit Louis, Granden von Spanien durch Philipp V., 1755; er überlebte seine beiden Söhne. Die Grandeza erbte die Seitenlinie von Montbléru, zunächst Louis Gabriel, † 1775; dessen ältester Sohn, Louis Claude Anna Alexandre, geb. 1734, Marquis von St. Simon-Rouvroy, 1803 als Grande bestätigt ward und 1814 auch von Spanien den Herzogstitel empfing. Er † 1819, seine einzige Tochter und Erbin Française Régine Marie Balbine Josèphe, geb. 1776, Gräfin von Rasse, † 1857. Ihr Erbe ward Henri Jean Victor de St. Simon Vermandois, geb. 1782, Sohn des Louis Charles, Vicomte von St. Simon († 1796) und Enkel des Louis Gabriel; er nannte sich bereits 1819 als Erbe seines Oheims „Herzog" und ward 1857 in diesem Titel bestätigt. Seine Erbtochter Eugénie Louise Blanche ist Gemahlin des Marquis von Estourmel.

33) Fürst Talleyrand-Périgord, Fürst-Herzog von Chalais, Grande 1714; zuerst Jean Charles, † 1757, dessen Tochter Marie Française 1744 ihren Vetter Gabriel Marie († 1797) heirathete.

34) Grafen Tessé: 1) René de Froulay, Grande 1704, † 1725. 2) René Mans I. † 1746 (S. René Marie † 1742; es folgte der Enkel:) 3) René Mans II. † 1793.

35) Herzog von Valentinois, d. h. Antonio Grimaldi, Fürst von Monaco, durch Philipp V. Grande, † 1731. An dessen weibliche Nachkommenschaft, die Fürstin von Monaco aus dem Hause Goyon-Matignon.

36) Herzog von Vendôme: Louis Joseph de Bourbon, Grande durch Philipp V., † 1712.

37) Herzog von Viefville: Eustache de Viefville, geb. 1686, neapolitanischer Herzog, † 1754. Louis Auguste, geb. 1723, ward spanischer Grande und † kinderlos 1794.

38) Herzog von Villars: Louis Hector de Villars, Herzog von Villars 1705, ward Grande 1723, † 1734; ihm folgte sein Sohn Honoré Armand, † 1770. Demnächst erbte den Titel Louis Leon Félicité, Herzog von Brancas, † 1824, verm. mit Elisabeth Pauline de Gand, Fürstin von Isenghien, von der nur Töchter stammten; die älteste davon heirathete den Marquis von Vogué, und ihr Sohn: Léonce Louis Melchior, Marquis von Vogué, geb. 1805, besitzt nunmehr die Grandeza des Hauses Villars; sein Sohn Charles Jean Melchior heirathete 1855 seine Cousine Adélaïde Marguerite de Vogué.

Auch die päpstlichen Fürsten wurden häufig mit der Grandeza bedacht; so die:

1) Borghese, Fürsten von Sulmona 1637.

2) Buoncompagni, Fürsten von Piombino 1702, Erben der bereits von Philipp IV. zur Grandeza erhobenen Ludovisi, Fürsten von Sulmona und Piombino.

3) Caetani, Herzoge von Sermoneta, durch Philipp IV.; aus einer Nebenlinie ward Pasquale Nicolò II., geb. 1661, Herzog von Laurenzano und Graf von Alife, 1702 Grande auf Lebenszeit; er starb 1741 kinderlos.

4) Corsini, Fürsten von Sta. Colomba 1732, bestätigt 1739.

5) Sta. Croce, Fürsten von Corchiano.

6) Sforza-Cesarini, Herzoge von Segni 1703, und wol noch andere.

Sehr zahlreich waren die Titel ferner in den ehemaligen spanischen Erblanden, in den Niederlanden, in Mailand, in Neapel und Sicilien; ich hebe von denselben die mir bekannten hervor.

Grandes in den spanischen Niederlanden.

1) Herzoge von Aremberg seit 1612; zuerst Charles, aus dem Hause Ligne, † 1616.

2) Fürsten von Berghes: Alphonse Frédéric Dominic, zweiter Fürst von Grimberghe seit 1704, Grande durch Philipp V., wol nur auf Lebenszeit, † 1724. Sein Geschlecht erlosch mit seinem Br. Henri Philippe, † 1730, der Titel mit dessen Schwiegersohne Louis Joseph d'Albert, Reichsfürst 1742, † 1758; er ward 1842 für das Haus Merode erneuert.

3) Fürsten von Chimay. Die älteren Fürsten stammten von Alexandre von Ligne († 1629), jüngerem Sohne des ersten Granden-Herzogs von Aremberg, ab; sie erloschen 1686 und wurden von dem Hause Hénin-Liétard d'Alsace beerbt, das 1707 (unter Charles Louis Antoine Galéas † 1740) die Grandeza empfing und 1804 erlosch. Den Titel und die Güter erbten nunmehr die Grafen von Caraman aus dem Hause Riquet; 1856 ward dem jetzigen Fürsten Joseph, geb. 1804, die Grandeza bestätigt. — Eine andere Nebenlinie des Hauses Aremberg führte den Fürstentitel von Barbançon, zuerst Robert, † 1614, jüngerer Bruder des ersten Herzogs-Granden von Aremberg. Der Mannsstamm erlosch 1693 mit Octave Ignace, der von Maria Teresa Manrique de Lara zwei Töchter hinterließ: a. Maria, geb. 1673, Herzogin, verm. mit 1) 1693 Isidro Tomas de Cardona von Guadaleste, † 1699. 2) 1700 Gasparo de Zuñiga, † 1714. 3) Graf Henri Auguste de Vignacourt, † 1726, von welchem letzteren die: Maria Augusta Teresa, Herzogin 1737, verm. mit José II. de Solis, 3. Herzog von Montellano; ihre Nachkommen sind die Herzoge von Fernan-Nuñez, die auch den Titel von Aremberg und Barbançon führen. b. Manuela, geb. 1675, † um 1759, beanspruchte den Herzogstitel gegen ihre Nichte, heir. 1) den Agustin de Mendoza, 8. Grafen von Orgaz, dann den Jayme de Silva, Bruder des 7. Herzogs von Hijar, von dem Antonio (verm. 1737 mit Ipolita Cebrian von Fuenclara), Vater von Jayme und Antonio. Das Herzogthum Barbançon ward schließlich (vor 1787), wol in Folge Processes zwischen den beiden Linien, an den Grafen Maximilian Emmanuel von Taufffirchen († 1799) verkauft.

4) Herzoge von Croy, Granden seit 1528; auch die Nebenlinien erhielten Grandeza und persönlich der Cardinal-Erzbischof von Rouen, Gustave Maximilien Just von Croy, † 1844.

5) Fürsten von Egmont, Grandeza verliehen durch Philipp IV. und bestätigt 1763. Das alte Geschlecht erlosch mit Philippe Marie 1707; diesem folgte seine Schwester Marie Claire Angélique, † 1714 (verm. mit Nicolò Pignatelli, Herzog von Bisaccia). Ihr folgte ihr Sohn Procopio Maria Carlo Nicolò Agostino Leopoldo, † 1743; diesem seine Söhne Guido Felice, † 1753, und Casimiro, bestätigt als Grande 1763, † 1801. Letzterer ward von seinem Enkel Giovanni Armando, Sohn seiner Tochter Alfonsina und des Luigi Pignatelli y Gonzaga, Grafen von Fuentes, beerbt, der 1809 kinderlos starb. Der Titel ward dann streitig; schließlich wurde Charles Marie Gabriel Sosthènes von la Rochefoucauld-Doudeauville Herzog von Bisaccia 1851 und somit Erbe der Grandeza. Seine Mutter Elisabeth Hélène von Montmorency Laval († 1834) war eine Tochter der Pauline d'Albert von Luynes, die eine Tochter des Herzogs Louis Joseph Charles von Luynes († 1807) und Enkelin der Enrichetta Nicolea Pignatelli (verm. 1738 mit dem Herzoge Charles Marie Louis d'Albert) war; letztere war die Tochter des ersten Pignatelli von Egmont († 1743).

6) Grafen von Glimes, Grandeza honoraria für Ignace François (verm. mit Marie Française d'Anneux) 1746; bestätigt seinen Sohn Honoré Ignace 1780 als Grandeza 2. Cl.; er † nach 1804. (Seine Schwester Maria Felipa heir. den Francisco de Cordoba, 10. Grafen von Sastago.)

7) Fürsten von Hoornes und Over-Yssche. Grandeza durch Karl II.; das Geschlecht erlosch mit Marimilien Emmanuel 1763; die Güter und Grandeza erbte sein Schwiegersohn, der Fürst von Salm-Kyrburg.

8) Marquis von Lede: Jean François de Bert 1718 auf Lebenszeit †.

9) Fürsten von Ligne, Prinzen von Mortagne 1513, von Epinoy 1543, Reichsfürsten 1601, Fürsten von Amblise 1608, Granden 1. Cl. 1643.

10) Grafen von la Mark, Grandeza durch Philipp V., erloschen 1773 mit Louis Engelbert; beerbt von Aremberg.

11) Grafen von Merode: Jean III. Philippe Eugène ward 1709 Grande und † 1730. Seine Nachkommen wurden 1823 Fürsten von Rubempré und 1842 Fürsten von Grimberghe.

12) Fürsten von Tserclaes-Tilly (s. Herzoge von Tserclaes, Granden von Castilien).

Grandes im Herzogthume Mailand (vergl. Litta Famiglie celebri italiane).

1) Grafen Archinto, zuerst 1711 Carlo, † 1732.

2) Fürsten Belgiojoso.

3) Marchesi Bentivoglio, zuerst Luigi 1731, † 1744.

4) Grafen Borromeo, zuerst Carlo II. 1702, † 1734; ihm folgten Giovan Benedetto, Renato III., Giberto, bestätigt als Grande 1779, † 1835, und Vitaliano, jetziger Grande.

5) de Capitaneis de Scalvo, zuerst Pirro I. seit 1737, † 1754; dann Giambattista I., Pirro II. (1788—1820), Giambattista II. 1828, † vor 1840, der nur Töchter hinterließ: Rosa, Francesca und Laura.

6) Marchesi Caravaggio, aus dem Hause Sforza; zuerst Giovan Paolo, Bastard des Herzogs Lodovico il Moro, † 1535, durch Karl V.; bestätigt 1702 der Bianca Maria († 1717, Tochter des letzten (8.) Marchese Francesco III., † 1697), hernach vermählten Gräfin von Sinzendorff.

7) Grafen Castelbarco, zuerst Scipione 1716, † 1734.

8) Grafen Clerici, zuerst Carlo Giorgio 1716, † 1717; dann Antonio Giorgio, Vater der Claudia, die 1820 noch als Witwe des Grafen Vitaliano Biglia (verm. 1752) lebte.

9) Marchese Fogliani: Giovanni Fogliani de Aragon, Grande auf Lebenszeit 1764, † 1780. Seine Erben ohne Grandeza sind die Fürsten Melilupi von Soragna.

10) Grafen Litta: 1) Pompeo II., Marchese von Gambolo 1709, † vor 1717. 2) Antonio I. † 1770. 3) Giulio Pompeo † 1797. 4) Antonio II. Giulio Francesco, französischer Graf 1809, Herzog des Königreichs Italien 1810, bestätigt 1816, † 1820. 5) Pompeo III. (Neffe, S. seines Bruders Alfonso, † 1817) † 1836. 6) Antonio III., geb. 1819 (Gem. Laura Prior!).

11) Grafen Melzi: Antonio Maria, Reichsfürst 1713, † 1748; sein Bruder Gasparo † 1751 bankrott ohne männliche Erben. Aus einer Nebenlinie stammte Francesco I., geb. 1750, Sohn des Gasparo und der Gräfin Teresa d'Eril († 1782), Grande als Erbe seiner Mutter 1782, Herzog von Lodi 1807, † 1816. Ihm folgte sein Neffe Francesco II., S. seines Bruders Giovanni, und diesem sein jetzt lebender Sohn, Herzog Lodovico.

12) Fürsten Pio di Savoya (s. Marqueses von Castelrodrigo).

13) Marchesi Scotti. 1) Giambattista I. Scotti 1709, † 1729, adoptirte seinen Stiefsohn. 2) Giambattista II. Gallarati (verm. 1741 mit Maria Teresa Spinola von S. Pietro, die 1783 Molfetta und S. Pietro nach dem Tode der Isabella Spinola, Herzogin von Frias, forderte). Er ward 1787 Marchese von Cercano und ihm folgte: 3) Giuseppe, geb. 1750, † nach 1807. 4) Carlo, geb. 1775, Herzog von S. Pietro 1823, † 1840. 5) Tommaso Anselmo Giovanni Filippo Giuseppe Luca Baldassare seit 1840, geb. 1819.

14) Herzoge Sorbelloni. 1) Giovanni, Herzog von S. Gabrio Cervellon seit 1684, Grande 1702, † 1714. 2) Gabrio I. † 1774. 3) Giovan Galeazzo † 1802. 4) Br. Alessandro † 1826. 5) Ferdinando †. 6) B. Gabrio II., S. des Marco, Enkel des 2. Granden, † 1858. 7) Br. Giuseppe, geb. 1792.

15) Grafen Stampa: 1) Uberto I., Grande 1708, † 1715. 2) Neffe Guidantonio † 1730. 3) Uberto II. † 1748. 4) Carlo Francesco, Br. des 2. Granden, † 1751. 5) B. Massimiliano Giovanni I., 9. Graf von Soncino, † 1769. 6) Massimiliano Giuseppe † 1818. 7) Massimiliano Giovanni II., bestätigt als Grande 1822, † 1824. 8) Massimiliano † 1834. 9) Massimiliano Giovanni III., geb. 1816.

16) Marchesi Trivulzio, Fürsten von Musocco; zuerst Giovan Giacomo Teodoro † 1656, dessen Linie 1678 erlosch; dann Grandeza honoraria 1702 für Antonio Gaetano Gallio, der sich als Erbe jenes Fürsten Antonio Teodoro Trivulzio von Musocco nannte und 1707 starb; sein Zweig erlosch 1767 mit seinem Sohne Antonio Tolomeo.

17) Marchesi Visconti von Cislago: Cesare 1702, † 1716 kinderlos. Aus einer andern Linie stammte Pirro, Graf von Brebbia, Grande 1700, † 1704, dessen Tochter Margarita († 1720) ihren Oheim Giulio (gleichfalls Grande, † 1750) heirathete und Mutter der Paola († 1783), Gemahlin des Marchese Antonio I. Litta, ward. — Aus einer dritten Linie entsprossen die Herzoge von Modrone, jetzt repräsentirt durch Raimondo, Sohn des 1850 verstorbenen Herzogs Uberto.

Eigentlich nicht mailändische Große, doch aber der Provinz benachbart, wurden Grandes:

1) Herzog Grimaldi: Girolamo Francesco Grimaldi aus Genua, Sohn des Marchese Giuseppe († 1733), Herzog 1777, † 1794. Seine Tochter Teresa († 1845) heirathete den Alessandro Pallavicini und hinterließ den Ignazio Alessandro, Marques von Campotejar seit 1845.

2) Fürsten von Masserano seit 1712, zuerst Carlo Besso Ferrero di Biella, 6. Fürst, † 1720. Die Hauptlinie erlosch 1833 mit dem 9. Fürsten, worauf die Nebenlinie der Marchesen von la Marmora folgt.

Grandes in Neapel.

Dazu gehörte zunächst die Stadt Neapel, der Karl V. die Grandeza verliehen hatte; ferner u. a. folgende Titulados:

1) Fürsten von Ascoli (Leyva) 1530; erloschen.

2) Herzoge von Atri (Acquaviva) bereits 1484, erneuert durch Philipp V. 1708 und 1742, ebenso für die Nebenlinie der Marchesi Tripucci 1743.

3) Marchesi de los Balbazes (Spinola) [s. castilianische Titel].

4) Fürsten von Bisignano (Sanseverino) durch Philipp IV., erneuert 1702.

5) Fürsten von Bracciano (Orsini) durch Philipp II., hernach ausgedehnt auf die Erben des Fürstenthums, die Fürsten Odescalchi.

6) Fürsten von Canzano (Coppola) [s. Grafen von Priego in Spanien].

7) Fürsten von Cariati, Grafen von Castrovillari (Spinelli), durch Karl II.; jetzt bei dem Hause Friozzi.

8) Herzoge von Casacalenda (Sangro) durch Philipp V.; ebenso die Linie der Fürsten von Sangro und Castelfranco.

9) Fürsten von Castiglione (Aquino) 1699 und 1702; erloschen.

10) Herzoge von Castropignano (Eboli) 1737; der Erstgeborene führt den Grafentitel von Frignano.

11) Fürsten von Cellamare (del Giudice), † 1733; Erben die Caracciolo, Herzoge von Gesso.

12) Marchesi von Francavilla, Herzoge von Giuliano (Grillo de Mari) 1701.

13) Fürsten von Francavilla, Marchesi d'Oyra (Imperiali) 1702.

14) Herzoge von Maddaloni (Caraffa), Grandeza honoraria 1702; ebenso für Lelio Caraffa, Marchese von Arienzo 1731, † nach 1748.

15) Fürsten von Melfi (Doria) durch Karl V.; ebenso für die Herzoge von Tursis durch Philipp IV. und 1699.

16) Fürsten von Molfetta (Gonzaga) durch Karl V., bestätigt 1629; jetzt beansprucht von den Scotti.

17) Herzoge von Monteleone (Pignatelli) durch Karl V., bestätigt 1613.

18) Herzoge von Nocera (Caraffa) 1640.

19) Fürsten von Ottajano (Medici) durch Philipp V.

20) Herzogin von Palata. Francesca de Toraldo († 1724), T. des Fürsten Francesco von Massa und der Alvina Teresa, Herzogin von Castro, heir. den Melchor de Rocafull, Virey von Perù. Den Titel führt jetzt der Marques Mina.

21) Herzoge von Palestrina (Barberini) 1678; jetzt beim Hause Colonna di Sciarra.

22) Herzoge von Paliano (Colonna) durch Philipp II.

23) Marchesi von Pescare und del Vasto (Davalos) durch Karl V., bestätigt durch Karl III., erloschen mit Alfonso 1862.

24) Herzoge von Popoli (Cantelmo) 1706, erloschen 1749; Erben die Tocco, Fürsten von Achaia und Montemileto.

25) Fürsten von Riccia (Capua) 1708 und 1773; erloschen mit Bartolommeo 1792.

26) Fürsten la Roca (Filomarino) 1738.

27) Fürsten Sto. Buono (Caracciolo); Grandeza honoraria 1702, 1. Cl. 1711. Auch Francesco Luigi Caracciolo, Marchese von Torrecusa, erhielt persönliche Grandeza.

28) Fürsten von S. Pietro (Spinola), erloschen 1783 mit Isabella, Herzogin von Frias; beansprucht von den Grafen Scotti, duchi di S. Pietro.

29) Fürsten von Satriano (Ravaschieri, Grafen von Lavagna) durch Philipp V.; jetzt beim Hause Filangieri.

30) Fürsten von Scilla (Ruffo di Calabria).

31) Fürsten von Stigliano (Colonna), 1. Cl. 1764.

32) Fürsten von Tarsia (Spinelli).

33) Fürsten von Termoli (Cattaneo) 1742.

34) Fürsten von Torrella (Caracciolo) 1739.

35) Fürsten von Vergagna (Spinola) durch Karl II.; erloschen.

Wahrscheinlich sind noch manche andere Titel verliehen worden, die nachzuweisen ich nicht vermag; die Succession, die ich übrigens bei allen aufführen kann (theils nach dem Libro d'oro des neapolitanischen Adels), übergehe ich als nicht eigentlich zu Spanien gehörig. In Sicilien ward die Grandeza seltener ertheilt; soviel mir bekannt — und ich stütze mich dabei vornehmlich auf des Marchese Villabianca Sicilia nobile, dessen handschriftlichen Nachlaß in der Senatsbibliothek zu Palermo und die Registri delle investizioni des dortigen Archives, ohne die mir vollständig vorliegenden Successionen mitzutheilen — gab es folgende:

Grandes in Sicilien.

1) Fürsten von Belmonte (Ventimiglia) 1771, zuerst Giuseppe Emmanuele I., † 1777; erloschen 1814 mit dessen Enkel Giuseppe Emmanuele II.

2) Herzoge von Bivona (Luna), zuerst Pietro 1554; der Titel gelangte schließlich an die spanischen Marqueses von Villafranca aus dem Hause Toledo.

3) Fürsten von Butera und Pietraperzia (Branciforte); zuerst 1612 Fabrizio, † 1624; jetzt Pietro Lanza e Branciforte seit 1844.

4) Fürsten von Camporeale (Beccadelli di Bologna); zuerst Giuseppe II. 1793, † vor 1813; jetzt sein Enkel Giuseppe II., geb. 1797.

5) Fürsten von Campofiorito und Jaci (Reggio); zuerst Luigi 1704, † 1757. Erloschen 1854 mit Andrea; an Butera.

6) Fürsten von Carini (la Grua); Grandeza für Michele, jüngeren Sohn des 5. Fürsten Vincenzo († 1787), Marques von Branciforte. (Vergl. Herzoge von Alcudia unter den Grandes von Castilien.)

7) Fürsten von Castelbuono (Ventimiglia); zuerst Giovanni III. 1710, Reichsfürst 1723, † 1748. Erloschen.

8) Fürsten von Cattolica und Roccafiorita (Bonanni); zuerst Francesco I. 1709, † 1739; jetzt Francesco II.

9) Fürsten von Lampedusa (Tommasi); zuerst Ferdinando Maria 1724, † 1775; jetzt Giulio Fabrizio Maria seit 1833.

10) Grafen von Modica. Die Grafschaft gehörte erst den Clermont (Chiaramonte) 1296—1392, hierauf den Cabrera 1392—1529 und kam dann an die Herzoge von Medina del Rioseco und von diesen 1742 an Alva (s. dies.).

11) Fürsten von Monforte (Moncada); zuerst Emmanuele 1780, † kinderlos nach 1808.

12) Fürsten von Palagonia (Gravina); zuerst Ferdinando II. Francesco 1710, 1. Cl. 1720, † 1736. Erloschen mit Francesco Saverio Ferdinando Paolo 1854.

13) Fürsten von Palizzi (Arduino); zuerst Michele, durch seine Gemahlin Caterina la Rocca, Fürst von Alcontres; die Grandeza ward 1765 seiner Enkelin Flavia († 1790) und deren Gemahl Vincenzo Moncada, 6. Fürsten von Calvaruso, bestätigt. Alcontres kam 1790 an das Haus Stagno.

14) Fürsten von Resuttano (Napoli). Federigo I. erhielt Grandeza honoraria 1710, † 1735, sein Enkel Federigo II. († 1787) erbliche Grandeza, die jetzt sein 1783 geb. Enkel Giuseppe führt.

15) Herzoge von S. Biagio, Fürsten von S. Antonino (Joppolo); zuerst Luigi 1727, † 1732, verm. mit Isabella Pescatore, T. des Marchese della Rosa, geb. 1709, erhielt zugleich die Grandeza für sich, heir. hernach ihren Schwager Diego († 1763) und † 1743. Ihre Linie erlosch mit ihrem Sohne Pietro 1768. Der Erbe des Titels, Agesilao Bonanni († 1809), ward 1769 als Grande 1. Cl. bestätigt; seine Erben, die Fürsten von Solanto-Petrulla aus dem Hause Gioeni, starben 1864 mit Giovanni aus.

16) Herzog von Sta. Elisabetta (Montaperto), persönlich 1782 für Antonio, S. des 4. Fürsten von Raffadali, † 1782.

17) Herzoge von S. Giovanni (Moncada); zuerst Luigi Guglielmo 1672, Fürst von Paterno 1713, † 1747; jetzt Corrado.

18) Herzoge von S. Michele (Gravina); zuerst Giovanni 1721, durch Heirath mit Girolama Scirotta († 1739) Fürst von Montevago, † 1736. Erloschen.

19) Marchesi Spaccaforno (Statella); Francesco Saverio, persönlich Grande 1759 und 1765, Fürst von Sabuci-Montegrifone, † 1770.

20) Herzoge von Terranuova (Aragon); zuerst Carlo Tagliavia e Aragon 1561, Fürst von Castelvetrano 1564, † 1600. Der Mannsstamm erlosch 1664, und Titel und Grandeza kamen an die Pignatelli von Monteleone.

21) Fürsten von Villafranca (Agliata); zuerst Domenico I. 1765, † 1774; jetzt Domenico II.

In Portugal genossen ursprünglich alle Casas titulares die Grandeza. Da aber in diesem Jahrhundert die Titel sich ins Unendliche mehrten, ward eine Classe von Viscondes und Baronen creirt, die nicht jenes Vorrechts theilhaftig wurden, und die ich daher in der folgenden Uebersicht auslasse, obgleich zu ihr selbst ausgezeichnete Portugiesen von europäischem Rufe, wie der gelehrte Visconde von Santarem, gehörten. Die portugiesischen Grandes-Titel und die Succession in denselben sind bei uns fast noch weniger bekannt, als die der spanischen, obgleich dieselben sich viel leichter aufstellen lassen, als die spanischen. Imhof hat in seinem Stemma regium Lusitanum (Amstelodami 1708. fol.) nur die aus königlichem Stamme entsprossenen Geschlechter (durchweg Nachkommen königlicher Bastarde) behandelt; dagegen findet sich auch in unsern Bibliotheken häufiger das Werk des 1759 verstorbenen Antonio Caetano de Sousa vor: Memorias historicas e genealogicas dos Grandes de Portugal (Lisboa 1739. 8.; 1742. 8. und 1755. 4., welche letztere Ausgabe mir zur Hand war und hier zu Grunde liegt). Derselbe behandelte in seiner Historia genealogica da casa real Portugueza (Lisboa 1735—1748. 12 Voll. 4.; dazu Provas 1739—1748. 6 Voll. 4. und Indice 1749. 4.) dieselben Familien, denen Imhof's Werk bestimmt ist, natürlich viel gründlicher, da ihm ganz andere Quellen zu Gebote standen. Dann ruhten auch dort die genealogischen Studien bis auf die neueste Zeit. Der Oberbibliothekar der Nationalbibliothek in Lissabon, José Barbosa Canaes de Figueiredo Castellobranco († 1857), nahm zuerst dieselben wieder auf und begann eine Reihe von Publicationen, die leider alle unvollendet geblieben sind. Dahin gehören die Costados das familias ilustres de Portugal, Algarve, Ilhas e Indias. Lisboa 1829—1831. 4. (Theil II., der die Adelsfamilien der Provinz Minho enthält, während Theil I. die casas titulares umfaßt, führt den Separattitel: Arvores de costados das fa-

milias nobres dos reinos de Portugal etc.); Titulos conferidos á nobreza do reino (Lisboa 1836; nur 1 Bogen gedruckt); Historia genealogica da nobreza do reino, fol. (nur 96 Seiten, welche die Familien Cunha, Pereira Coutinho, Henriques de Portugal, Sanches und Coberturas umfassen) und Collecçaõ de arvores de costado. Lisboa 1855. 4. (ein 1. Heft von 32 Seiten). Diese sämmtlichen Werke, auch in Portugal äußerst selten, waren mir unzugänglich; ebenso die gewiß interessante Resenha das familias titulares do reino de Portugal des Luis Travassos Valdez, zweiten Sohnes des ersten Grafen von Bomfim. So mußten denn die Staatskalender (neben vielen handschriftlichen Notizen) zur Fortsetzung der von Sousa gelieferten Nachrichten dienen, und diese sind insoweit brauchbar, als sie ein vollständiges Verzeichniß der Grandes — leider mit den Geburtstagen, nicht mit den Geburtsjahren, ähnlich wie die Guias de la grandeza Spaniens — enthalten. Solche „Almanachs de Portugal oder de Lisboa" erschienen, redigirt von der Akademie der Wissenschaften von Lissabon, erst 1782 und 1783, dann ohne Unterbrechung von 1784—1800, dann 1802, 1803, 1805, 1807, 1812, 1814, 1817, 1820, 1823, 1825, 1826. Erst seit 1837 erschienen neue, nicht von der Akademie, sondern von Privaten redigirt; der letzte mir vorliegende ist fürs Jahr 1855 bestimmt und, von dem oben genannten Luis Travassos Valdez redigirt, 1854 zu Lissabon erschienen. Er enthält eine vollständige Uebersicht der portugiesischen Grandes in der Weise der englischen Peerages, mit genauen Jahresangaben; die Titel sind darin nach den Jahren der Erhebung, nicht alphabetisch — wie ich's der Analogie wegen thun will — aufgeführt; doch macht er nur die damals lebenden Inhaber, nicht deren Vorgänger, namhaft; die Fremden verliehenen Titel sind unter den einheimischen aufgeführt, und werde ich in diesem Punkte seinem Beispiele folgen. Auch für 1856 erschien von demselben Verfasser ein gleicher Almanach. Ob nachdem noch andere Almanachs erschienen sind, ist mir unbekannt; wenigstens habe ich trotz angelegentlichster Bemühung auf buchhändlerischem Wege keine neuern erlangen können. Somit brechen meine Nachrichten, wenn sie nicht hie und da gelegentlich sich ergänzen ließen, mit dem Jahre 1854 ab; etwaige Zusätze würde ich den Nachträgen zu G vorbehalten. Uebrigens fehlen an diesem Orte bisher alle Nachrichten über die Grandes von Portugal, sodaß diese Ergänzung gewiß allen Freunden der genealogischen Forschungen willkommen sein wird.

Herzoge (Duques).

1) Alafoës (Lafoës) 1718.

1) Luisa Casimira de Sousa, T. des Charles Joseph von Ligne († 1713) und der Mariana de Sousa, 5. Grafen von Miranda, 3. Marqueza von Arronches, 1718, † 1729 (Gem. 1715 Miguel de Bragança, Bastard des Königs Peter II., † 1729). 2) Pedro Henrique de Bragança † 1761. 3) Br. Joaõ Carlos, Marquez 1738, Herzog von Bragança 1757, † 1806. 4) Anna Maria José Domingas Francisca Julia Senhorinha Matheus Joaña Carlota † 1861 (Gem. 1819 Segismundo Caetano Alvares Pereira de Mello, Sohn des 5. Herzogs von Cadaval, Titularherzog, geb. 1800). 5) Maria Carlota de Mello, geb. 1820 (Gem. 1853 Pedro de Portugal e Castro, Sohn des 5. Marquez von Valença; ihre Schw. Anna de Piedade heirathete 1842 den Grafen von Ribeiragrande).

(Aveiro 1547.)

1) Joaõ de Lencastre, S. des Jorge, Herzogs von Coimbra, Enkel des Königs Johann II., 1547. (Sein S. Jorge † 1578 vor ihm; es folgt der Enkel:) 2) Diniz. 3) Schw. Juliana (Gem. Alvaro, S. des Affonso, Bruder des 1. Herzogs; von ihrem jüngeren Sohne Affonso, † 1654, stammen die spanischen Herzoge von Abrantes). 4) Jorge † 1631. 5) Raymundo † 1666. 6) Oheim Pedro, geistlich † 1673. 7) Maria de Guadelupe, Schw. des 5. Herzogs, † 1715 (Gem. Manuel Ponce de Leon, Herzog von Arcos in Spanien, † 1693). 8) Joaquin Ponce de Leon, resignirt 1715, † 1729 als Herzog von Arcos. 9) Br. Gabriel † 1745. Eingezogen bis 1749, dann an dessen Schwiegersohn: 10) José de Mascarenhas, Marquez von Gouvea, † 1759, confiscirt; sein Sohn Martinho † nach 1801.

2) Cadaval.

1) Nuño Alvares Pereira de Mello, 4. Marquez von Ferreira, 5. Graf von Tentugal seit 1648, resignirt die Titel, † 1727. 2) Luiz Ambrosio, Herzog 1695, † 1700 (Gem. Luisa, natürliche Tochter des Königs Peter II., 1695, wiedervermählt mit ihrem Schwager, dem 3. Herzoge, † 1732 kinderlos). 3) Jaime, Br., † 1749. 4) Nuño Caetano I., geb. 1741 †. 5) Miguel Caetano 1791—1805. (Sein jüngerer Sohn heirathete die 4. Herzogin von Alafoës.) 6) Nuño Caetano II., geb. 1799, † 1837 (Gem. 1820 Maria Domingas de Bragança e Ligne Sousa Tavares Mascarenhas da Silva, geb. 1801, Titularherzogin 1837, † 1855). 7) Maria da Piedade Caetana, geb. 1827 (verm. 1843 mit ihrem Oheim, dem Marquez Jaime Caetano, Grafen von Tentugal, jüngstem Sohne des 5. Herzogs, geb. 1805; S. Nuño, geb. 1844).

(Elvas.)

S. Marquez Campomaior.

3) Ficalho 1836.

1) Eugenia de Almeida, Tochter des 3. Marquez von Lavradio, geb. 1784, seit 1836 (Gem. 1803 Francisco de Mello, 3. Graf von Ficalho, Sohn Antonio's, geb. 1781, † 1812; S. Antonio, Marques von Ficalho, geb. 1806 [s. daff.]).

4) Palmella 1833.

1) Pedro de Sousa e Holstein, Graf von Sanfré in Piemont, als Erbe der Grafen Isnardi, geb. 1786, Herzog 1833, † 1850. 2) Domingos, geb. 1817, Marquez do Fayal 1834, † 1864. 3) Maria Luiza, geb.

1841. (Des ersten Herzogs Vater Alejandro war der Sohn des Manoel [† 1759] und der Maria Anna Leopoldine von Holstein-Beck, deren Vater, Herzog Friedrich Wilhelm [† 1719], sich 1708 mit Maria Antonia Giuseppa [† 1762], Erbtochter des Grafen Antonio Emmanuele Isnardi von Sanfré, vermählt hatte.)

5) Saldanha 1846.

1) Joaõ Carlos Gregorio Domingos Vicente Francisco de Saldanha d'Oliveira e Daun, geb. 1790, neunter Sohn des Juan, 1. Grafen von Riomaior, und der Maria Amalia, dritten Tochter des 1. Marquez von Pombal, Bruder des 1. Grafen von Alpedrinha und des 1. Grafen von Azinhaga, Graf von Saldanha 1827, Herzog 1846, † 1861. 2) Joaõ Carlos, geb. 1825, Graf von Saldanha 1833, Herzog 1861.

6) Terceira 1832.

1) Antonio de Populo José de Sousa Manoel e Menezes Severim de Noronha, 7. Graf von Villaflor, geb. 1792 (s. dass.).

7) Victoria 1812.

1) Arthur Wellesley, Herzog von Wellington (s. Grandes von Spanien im Auslande).

Marquezes.

1) Abrantes 1718.

1) Rodrigo Annes de Sá e Menezes, 7. Graf von Penaguiaõ, 3. Marquez von Fontes 1688, Marquez 1718, † 1733. 2) Joaquin Francisco † 1755. (3) Tante Anna Catharina Henriqueta, I. Herzogin seit 1754, † 1761 (Gem. Rodrigo de Mello von Beja). II. Maria Margaretha de Mello, Herzogin, † 1764 (Gem. Joaõ de Portugal von Bemposta). 3) Schwiegersohn Pedro de Lencastre e Silveira Castellobranco, Graf von Villanova de Portimaõ 1764—1823. 4) José Maria I., geb. 1784, † 1827. 5) Pedro José Maria da Piedade, geb. 1816, † 1847 (Witwe: Luisa Henriqueta Feo Guiaõ, geb. 1810). 6) Br. José Maria II., geb. 1819.

(Alegrete 1684.)

1) Manoel I. Tellez de Silva, 2. Graf von Villar-mayor (Sohn des Fernaõ 1653) 1684, † 1709. 2) Fernaõ I. † 1734. 3) Manoel II. † 1736. 4) Fernaõ II. † 1759. Confiscirt; der 4. Marquez hinterließ einen Sohn Manoel, geb. 1727, und einen Enkel Fernaõ, geb. 1754. Die Erbin heirathete den 8. Grafen von Tarouca, der 1823 den Titel als 5. Marquez führte; sie starb 1845.

(Alorna 1748.)

Siehe Grafen von Assumar.

2) Angeja 1714.

1) Pedro Antonio de Noronha, 13. Herr von Angeja, 2. Graf von Villaverde (S. des Antonio, Graf 1654, † 1675) 1714, † 1731. 2) Antonio † 1735. 3) Pedro José I. 1735—1777. 4) Antonio José Xavier, geb. 1736, Graf von Villaverde 1750, Marquez 1791. 5) Pedro José II. † 1804. 6) Joaõ, geb. 1788, † 1827. Gem. 1815 Marianna de Castellobranco, T. des 1. Marquez von Bellas, geb. 1794.

3) Angra 1826.

1) Charles Stuart, geb. 1779, Baron Stuart de Rothesay 1828, Graf von Machico 1825, Marquez 1826, † 1845. 2) Charlotte, geb. 1817 (Gem. 1835 Charles John Viscount Canning).

(Bellas.)

Siehe Grafen von Pombeiro.

4) Bemposta 1835.

1) Theodor Estevaõ de Larue, geb. 1799, seit 1835 (Gem. 1831 Maria Mencia de Lemos, 2. Gräfin von Subserra, als Witwe seit 1826; Tochter: Maria Isabel d'Annunciaçaõ, geb. 1841).

(Campomaior.)

1) William Carr Beresford, Bastard des 1. Marques of Waterford, geb. 1768, Baron 1814, Viscount Beresford 1823, Herzog von Elvas, Marquez von Campomaior und Graf von Trancoso, † 1854 (Gem. 1832 Louise Beresford † 1851, Witwe des Thomas Hope, deren jüngerer Sohn erster Ehe, Alexander James Hope, das reiche Vermögen des Stiefvaters erbte).

(Cascaẽs 1643.)

1) Alvaro Pires de Castro, Graf von Montesanto 1643, † 1674. 2) Luis † 1720. 3) Manoel José † 1742. 4) Luis José Thomaz † 1745. 5) Witwe Juana Perpetua de Bragança, T. der 1. Herzogin von Alafoẽs †.

5) Castellomelhor 1766.

Joaõ Rodrigues de Sousa Ribeiro, † 1658, heir. Marianna de Lencastre, † 1689 (T. de Simaõ Gonçalves da Camara, 3. Grafen von Calhete und der Maria de Menezes, Erbtochter des Ruy Mendes de Vasconcellos, 1. Grafen von Castellomelhor 1611). Ihm folgten in directer Linie als Grafen von Calhete und Herren von Funchal: (5. Graf) Luiz de Vasconcellos e Sousa, † 1720. (6.) Affonso I. † 1734. (7.) 1) José, Marquez 1766, † 1769. 2) Antonio José, geb. 1738, † 1791. 3) Affonso II. 1823 †. 4) Antonio, geb. 1816 (S. Affonso, geb. 1837).

6) Ferreira 1535.

1) Rodrigo de Mello (S. des Alvaro de Bragança, 1. Grafen von Tentugal 1504 und der Felippa de Mello, T. des Rodrigo, 1. Grafen von Olivença). 2) Francisco I. 1549. 3) Nuño Alvares I. Pereira † 1597. 4) Francisco II. † 1645. 5) Nuño Alvares II., ward 1. Herzog von Cadaval (s. dass.), † 1727.

Den Titel führt jetzt Jaime Caetano de Mello, geb. 1805, Sohn des 5. Herzogs und Gemahl der 7. Herzogin von Cadaval.

7) Ficalho 1833.

Antonio de Mello, S. der 1. Herzogin von Ficalho, geb. 1806 (Gem. 1834 Maria Luisa Braamcamp d'Almeida, T. des 1. Grafen von Sobral, geb. 1812; S. Francisco, geb. 1837).

8) Fronteira 1673.

1) João I. Mascarenhas, 2. Graf da Torre (Sohn des Fernaõ I. 1638, † 1651) 1673, † 1681. 2) Fernaõ II. † 1729. 3) Joaõ II. † 1737 (Br. Luis, Graf von Alva 1729, † 1756). 4) Fernaõ III. † 1769. 5) José Luiz 1791. 6) Fernaõ IV. † vor 1823. 7) José Trazimundo, geb. 1802, 7. Graf von Assumar und 5. Marquez von Alorna durch Cession seiner Mutter (T. Maria, geb. 1822).

(Gouvea 1625.)

1) Manrique de Silva von Portalegre 1625, † 1645. 2) Joaõ I. † nach 1649 (Schw. Juliana, † 1648, heir. Martinho de Mascarenhas, 4. Grafen von Sta. Cruz seit 1668, † 1676; ihr S. Joaõ † 1691; ihr Enkel ward 1714) 3) Marq. Martinho I. de Mascarenhas † 1723. 4) Joaõ II. resignirt 1741. 5) Br. José, Herzog von Aveyro 1749, resignirt 1752, † 1759. 6) Martinho II., entsetzt 1759, † nach 1801. Confiscirt 1759.

9) Lavradio 1753, früher Grafen von Avintes.

1) Luiz I. de Almeyda, Graf von Avintes 1664, † nach 1671. 2) Antonio I. 1705, † 1715. 3) Luiz II., Graf von Lavradio 1725 persönlich, † 1730. 4) Antonio II., geb. 1699, Marquez von Lavradio 1753, † vor 1759. 5) Luiz III., geb. 1729, Graf von Avintes 1746; II. Marquez 1759 †. 6) (III.) Antonio III. 1791—1823 (überlebte seinen Erstgeborenen Luiz IV., 7. Grafen von Avintes, und IV. Marquez; sein jüngster Sohn Francisco, geb. 1797, erhielt 1834 den Grafentitel von Lavradio als 2. Graf erneuert). 8) (V.) Antonio IV., geb. 1794 (T. Eugenia, geb. 1828, verm. 1849 mit José Correa de Sá Benavides Velasco da Camara, S. des 6. Bizconde von Asseca).

10) Loulé 1799, vorher Grafen von Valle de Reis 1628, vielleicht neuerdings Herzoge.

1) Nuño I. Furtado de Mendoça 1628, † 1632 (S. Lourenço † vor ihm; es folgte der Enkel:) 2) Nuño II. † 1692. 3) Lourenço † 1707. 4) Nuño III. † 1732. 5) Lourenço Filippe, resignirt 1750. 6) Nuño José Fulgencio, † nach 1791. 7) ...... 8) Agostinho Domingos de Mendoça Rolim de Moura von Ajamluja, Nachkomme des 4. Grafen, I. Marquez 1799, † 1824. (9) II. Nuño José Severo, geb. 1804 (verm. 1827 mit Anna da Jesus Maria, Infantin von Portugal, geb. 1806; T. des Königs Johann VI., 1857; Kinder: Anna Carlotta, geb. 1827, vermählte Gräfin Linhares; Maria, geb. 1829, verm. Gräfin Belmonte, Augusta, Amalia und Pedro Agostinho, geb. 1830, Graf von Valle de Reis, Vater der Maria Domingas José, geb. 1853).

(Louriçal 1740, vorher Grafen von Ericeira 1622.)

1) Diego de Menezes 1622, † 1635. 2) B. Fernando, resignirt, † 1699. 3) Br. Luiz † 1690. 4) Francisco Xavier † 1743. 5) Luiz I., Marquez 1740. 6) Francisco Xavier Rafael, geb. 1711 †. 7) Luiz II. †. 8) Luiz Eusebio Maria 1791—1823, † kinderlos.

(Lumiares.)

Siehe die Grafen.

(Marialva 1661.)

1) Antonio Luiz de Menezes, 3. Graf von Catanhede, 1661, † 1675. 2) Pedro Antonio † 1711. 3) Joaquina Maria Magdalena da Conceicaõ † 1740 (Gem. 1712 Diego de Noronha). 4) Pedro de Alcantara Noronha e Menezes, geb. 1713, † nach 1794. 5) Diego José Vito 1791—1800. 6) Pedro José Vito Joaquin 1791—1823 †. Erloschen.

11) das Minas 1670, vorher Grafen do Prado 1608.

a. Francisco I. Affonso Chichorro 1608. b. Antonio. (c.) 1) Francisco II. 1670, † 1674. 2) Antonio Luiz † 1721 (Erstgeborener Francisco, 5. Graf do Prado, † 1687). 3) Joaõ † 1727. 4) Antonio Caetano Luiz Jago Miguel † 1767 (S. Joaõ, 8. Graf, † 1745; es folgt die Enkelin:) 5) Maria Francisca Antonia da Piedade, geb. 1745, verm. mit 6) Lourenço José de Lencastre e Noronha 1791. 7) Francisco Benedicto 1791—1808, † vor 1820. 8) Juana Bernarda (11. Gräfin) 1823 † (Witwe von .. Silveira). 9) Braz Maria da Silveira Lorena, geb. 1814, bestätigt 1842 (S. Nuño, geb. 1843).

12) Niza 1646.

Nachkommen des Vasco da Gama, ersten Grafen von Vidigueira 1520. Der fünfte Graf: 1) Vasco Luiz I. da Gama, Almirante de India, ward Marquez 1646, † 1676. 2) Francisco Luiz † 1707. 3) Vasco Luiz II. † 1735. 4) Maria Joseph Francisca Xavier Balthazar † 1750 (Gem. 1729 Nuño da Silva Tellez † 1739). 5) Vasco José Jeronymo Balthazar Tellez de Silva † 1784. 6) Eugenia I. 1784—1791 (Gem. Domingo Xavier de Lima). 7) Eugenia II. de Menezes Castro, resignirt 1823 (Gem. des 7. Grafen von Unhaõ). 8) Thomaz Xavier Tellez Castro da Gama, geb. 1796, † 1820 (Gem. 1815 Thomazia Francisca de Mello Breuner von Trofa, geb. 1795). 9) Domingos Francisco Xavier, geb. 1817 (Söhne: Thomas Xavier, geb. 1839, 14. Graf von Vidigueira, und Manoel, geb. 1840).

(Olhaõ.)

2) Pedro de Mello da Cunha e Menezes, auch 2. Graf von Castromarim 1823 †.

13) Penalva 1750, vorher Grafen von Tarouca.

1) Duarte I. de Menezes, Graf, † 1588. 2) Luiz I. † 1614. 3) Duarte II., entsetzt 1640 (Marques von Penalva in Spanien; da folgt ihm Luiz II. 1665,

dann dessen Bruder Estevaõ, dann dessen T.:) 4) Joaña Rosa, restituirt 1677, † 1734 (Gem. 1671 Joaõ Gomez de Silva von Alegrete † 1738; ihr zweiter Sohn Manoel erhielt den Titel eines Duca Tellez 1753, † 1771; ihm folgten darin Francisco Estevaõ † 1797; Francisco † 1835, Graf Tarouca in Oesterreich; Erwin Wilhelm Eduard † 1846; Br. August Alexander, geb. 1818). (5) I. Estevaõ Tellez de Silva, geb. 1695, Marquez Penalva 1750. II. Eugenia Marianna, geb. 1727 (Gem. Manoel Tellez de Silva, Graf von Villarmayor, † 1789). III. Fernaõ I., geb. 1754, † 1818. (Jüngerer Sohn Antonio, geb. 1790, Marquez von Resende in Brasilien.) IV. Luis † nach 1823, 5. Marquez von Alegrete durch Heirath. V. Fernaõ II., geb. 1813 (S. Luiz, geb. 1837).

14) Pombal 1769.

1) Sebastiaõ José I. de Carvalho e Mello, geb. 1699, Graf von Oeyras 1755, von Redinha 1776, Marquez 1769, † 1782. 2) Henrique José † 1812 (T. Leonor Ernestina, geb. 1786, heir. 1806 den 4. Marquez). 3) Br. José Francisco Maria Luiz, Graf von Redinha 1782, † vor 1823. (Sein jüngerer Sohn Nuño José Gasparo, geb. 1795, ist 3. Graf von Redinha und Vater des 1822 geb. Antonio Maria.) 4) Sebastiaõ José II., geb. 1785, † 1834. 5) Manoel geb. 1821 (S. Sebastiaõ José III., geb. 1849, ist 6. Graf von Oeyras).

15) Ponte-de-Lima 1790, vorher Vizconde Villanova de Cerveira 1476.

a. Leonel de Lima 1476 .. e. Francisco. f. Ignacio 1546. g. Lourenço I. 1623, Graf. (Sein jüngerer Sohn Luis, Graf dos Arcos, † vor ihm und hinterließ den Lourenço Filippe.) h. Diego † 1685, resignirt seine Titel. i. Manoel † 1662. k. Br. Lourenço † 1666. l. Joaõ Fernandes † 1694. m. Thomaz, resignirt, † nach 1750. n. Maria Xaviera † 1730 (Gem. 1720 Thomas de Silva von Alegrete † 1762). (o.) 1) Thomaz Xavier de Silva, Marquez 1790 †. 2) Thomaz 1791, † vor 1823. 3) José Maria Xavier, geb. 1807 (Br. Joaõ Xavier, geb. 1813).

16) Tancos 1751.

Siehe Grafen von Atalaya.

(Tavora 1669, Grafen von S. Joaõ 1611.)

a. Luis Alvares I. de Tavora 1611. b. Antonio † 1653. (c.) 1) Luis Alvares II. 1669, † 1672. 2) Antonio Luiz † 1720 (S. Luis Bernardo Alvaro † 1718 vor ihm; daher folgt die Enkelin:) 3) Leonor † 1759 (Gem. 1718 Francisco de Assiz Tavora, Sohn des Bernardo von Alves, † 1759, hingerichtet mit seinen Söhnen Luiz Bernardo und José Maria). Eingezogen 1759.

17) Terena 1848, Graf 1835.

1) Sebastiaõ Correa da Sá, geb. 1766, Vizconde von S. Gil de Perre 1824, Graf 1835, Marquez 1848, † 1849 (Gem. 1791 Francisca Jacome, geb. 1777, Marqueza †). 2) Maria Emilia, geb. 1793 (Gem. 1814 José Maria Brandaõ de Mello Cagominho Correa Pereira de la Cerda, geb. 1793, Graf von Terena; S. Luiz, geb. 1814).

(Vagos.)

Siehe Grafen von Saõ Tiago.

18) Valença.

Siehe Grafen von Vimioso.

19) Vallada 1813.

1) Francisco de Menezes de Silveira e Castro, geb. 1754, Graf von Caparica 1793, Marquez 1813, † 1834 (Gem. 1816 Francisca d'Almeida von Lavradio, geb. 1792). 2) José, geb. 1826 (S. Francisco, geb. 1854).

20) Viaña 1823.

1) Joaõ I. Manoel de Menezes, geb. 1783, Graf 1810, Marquez 1823, † 1831 (Gem. 1809 Anna de Castellobranco von Bellas, geb. 1789). 2) Joaõ II., geb. 1810 (T. Anna, geb. 1829).

Grafen (Condes).

1) Alcaçovas 1834.

1) Francisco de Sales Henriques Pereira Faria Saldanha Vasconcellos de Lencastre, geb. 1811, † 1840 (Gem. 1838 Rita de Noronha, geb. 1824). 2) Caetano de Sales, geb. 1839.

2) Almada 1793.

1) .... d'Almada 1793. 2) Antaõ José 1823. 3) Lourenço José Maria, geb. 1818 (S. Antaõ, geb. 1845).

3) Alpedrinha 1854.

1) José Sebastiaõ de Saldanha Oliveira Daun, Bruder des 1. Herzogs von Saldanha, geb. 1777 (S. Cristovaõ, geb. 1799).

4) Alva 1729.

1) Luis Mascarenhas, S. des 2. Marquez von Fronteira 1729, † 1736. Erneuert für: 2) Luiz de Sousa Coutinho Monteiro Paim 1823 †. 3) Vicente, geb. 1805 (S. Luiz, geb. 1827).

5) Alviella 1838.

1) Albert Joseph Goblet (in Belgien), geb. 1790 (S. Louis François, geb. 1823).

6) Alvito 1653.

1) Luiz Lobo da Silveyra, 7. Baron von Alvito, Graf von Alvito und Oriola 1653. 2) Vasco † 1705. 3) José Antonio Francisco, resignirt 1750, Marquez von Alvito persönlich 1766, † 1773. 4) Vasco José † 1747. 5) Br. Fernaõ José 1776 †. (Sein jüngerer Sohn Joaquin José Antonio, geb. 1772, ward 7. Graf von Oriola durch Cession des Bruders, preußischer Graf 1822, † 1846. Ihm folgten als Majoratsherren Eduard Ernst, † 1862, und Waldemar Joachim Freimund, geb. 1854, unter Vormundschaft seines Oheims Deodat Josef,

geb. 1820.) 6) José Antonio Placido (titulirt als 3. Marquez) 1791—1823 †. 7) Henriqueta Policarpa José Antonia, geb. 1796 (Gem. Antonio Luiz de Sousa von Borba, geb. 1799; S. José Antonio, geb. 1826).

(Alvor 1683.)

1) Francisco de Tavora, S. des 2. Grafen von S. Joaõ 1683, † 1710. 2) Bernardo Filippe Neri † 1744. 3) Francisco de Assiz, verm. mit der Erbin von Tavora, † 1759. Confiscirt.

7) Anadia 1808.

1) José de Sá Pereira e Menezes, geb. 1731, Vizconde von Alverca 1805, † 1813 (Gem. Maria Joanna de Sá e Menezes, geb. 1779). 2) Maria Luiza, geb. 1801 (Gem. Manoel Paés de Sá, geb. 1781, ihr Oheim, S. des Simaõ; ihr S. José Maria, geb. 1839).

8) Antas 1838.

1) Francisco Xavier I. de Silva Pereira, geb. 1795, Baron 1835, Vizconde 1836, † 1852 (Gem. 1845 Maria Theotonia da Guerra e Sousa de Rávago S. Estevaõ, geb. 1831). 2) Francisco Xavier II., geb. 1849 (Br. Fernaõ, geb. 1851).

9) Arcos 1620.

1) Luiz de Lima Brito e Nogueira 1620. 2) Lourenço Filippe. 3) Schw. Magdalena de Bourbon (Gem. Thomaz I. de Noronha). 4) Marcos I. de Noronha, geb. 1650, † 1715. 5) Thomaz II. 6) Marcos II. † 1770. 7) Thomaz III. † vor 1791. 8) Marcos III. 1791—1823. 9) Manoel, geb. 1792 (S. Nuño, geb. 1816).

10) Arganil 1472.

Titel für den Bischof Joaõ Galvaõ von Coimbra 1472, von dessen Nachfolgern geführt.

11) Arrochella 1852.

1) Nicolás d'Arrochella Vieira de Almeida Sobré Laboraõ de Moraes e Castro Pimentel, geb. 1799 (S. Heitor, geb. 1849).

(Assumar 1677.)

1) Pedro I. de Almeida 1677, † 1679. 2) Joaõ I. † 1733. 3) Pedro II., Marquez von Alorna 1748, † 1756. 4) Joaõ II. † 1802. 5) Pedro José † 1813. 6) Leonor Isabella † 1839 (Gem. 1778 Karl Augustin, Reichsgraf von Oeynhausen, † 1793). 7) Julia Johanna Maria Louise, Gräfin von Oeynhausen, Marqueza von Alorna, geb. 1785 (Gem. a. Fernaõ IV. Mascarenhas, 6. Marquez von Fronteira. b. 1826 Graf Gregor Alexandrowitsch Stroganoff). Der Titel an Fronteira.

12) Atalaja 1583.

1) Francisco Manoel 1583. 2) Br. Pedro I. † 1628. 3) Antonio I. 4) Luiz, geb. 1646, S. des Alvaro, Grafen von Tancos, Bruder des 2. Grafen, † 1706. 5) Pedro II. † 1722. 6) Br. Joaõ, Marquez von Tancos 1751. 7) José, geb. 1751, † vor 1790 (Gem. Constança Manoel, Herzogin von Tancos 1791). 8) Domingas, geb. 1772; 1791—1823 (Gem. Antonio Luiz de Menezes). 9) Duarte (de Menezes) Manoel de Noronha †. 10) Antonio I., geb. 1803 (S. Duarte, geb. 1827).

(Attouguia 1448.)

1) Alvaro Gonçalves de Attayde 1448. 2) ... 3) Luiz. 4) V. Joaõ. 5) Luiz. 6) Jeronymo I. 1652, † 1665. 7) Manoel Luiz † 1665. 8) Luiz Peregrino I. † 1689. 9) Jeronymo Casimiro † 1712. 10) Luiz Peregrino II. resign. 1750. 11) Jeronymo II. † 1759. Confiscirt.

13) Aveiras 1640.

1) Joaõ I. da Silva Tello Menezes 1640, † 1651. 2) Luiz I. † 1672. 3) Joaõ II. † 1740. 4) Luiz II. † 1741. 5) Ignacia Joaquina Anna Antonia Domingas Isabel de Ungria † 1742 (Gem. 1720 Duarte Antonio de Camara von Ribeira). 6) Francisco, geb. 1723; 1742—1791 (sein ältester S. Duarte Anastasio, 7. Graf, starb vor ihm). 8) Nuño 1794 †. 9) José 1823 (Gem. Joanna Maria José da Silva, 3. Marqueza von Vagos). 10) Maria José da Apresentaçao Pedro Regalado Balthazar da Pé de Cruza Silva, geb. 1816, † 1854. Gem. 11) Francisco Antonio de Noronha von Valladares, geb. 1815.

14) Avillez 1838.

1) Jorge I. d'Avillez Juzarte de Sousa Tavares, geb. 1785, Vizconde do Reguengno 1834, † 1845 (Gem. Joaquina de Lencastre e Barros, geb. 1793). 2) Jorge II., geb. 1816 (S. Jorge, geb. 1842).

15) Azecha 1852.

1) Bernardo de Moraes Correa de Castro, geb. 1806, 2. Vizconde (S. Ignacio, geb. 1832).

16) Azinhaga 1849.

1) Francisco da Paula de Saldanha Oliveira e Daun, Br. des 1. Herzogs von Saldanha, geb. 1799.

(Barbacena.)

1) Luiz Antonio Furtado de Castro do Rio e Mendoça, 6. Vizconde von Barbacena 1823 †. 2) Francisco † 1854.

17) Belmonte 1805.

1) Vasco Manoel da Camara 1805; 1823. 2) José Maria de Figueiredo Camara, geb. 1800, † 1834. 3) Vasco Antonio, geb. 1829 (Söhne: José Maria, geb. 1848, und Nuño, geb. 1850).

18) Bemposta 1824.

1) Jean Guillaume Hyde de Neufville, geb. 1776, † 1857.

19) Bertiandos 1852.

1) Gonçalo Pereira da Silva Sousa e Menezes, geb. 1797, Vizconde 1840 (T. Joanna, geb. 1827, verm. 1851 mit Sebastiaõ Correa de Sá Brandaõ, Mutter des 1852 geb. Gonçalo).

20) Bobadilla 1758.

1) Gomes I. Freire d'Andrada 1758. 2) . . . 3) Gomes II., geb. 1774, † 1831 (Gem. 1802 Anna Joaquina Maria do Resgate de Miranda Henrique, geb. 1786). 2) Antonia Augusta, geb. 1805, † 1852 (Gem. José Antonio Freire d'Andrada, 2. Graf von Camarida, S. des Nuño, 1. Grafen und Enkel des 1. Grafen von Bobadella, geb. 1806). 3) Maria Isabel, geb. 1836 (Gem. 1853 ihr väterlicher Oheim Bernardin Freire d'Andrada, geb. 1810).

21) Bomfim 1838.

1) José Lucio Travassos Valdez, geb. 1787, Baron 1835, † 1862. 2) José Bento, geb. 1814 (Brüder: Luiz, geb. 1816, und Antaõ, geb. 1818).

22) Cacillas 1824.

1) Edward I. Thornton 1824 †. 2) Edward II., geb. 1817 (Schw. Mary Amalia, Gem. des Francesco Tassinoni).

23) Carvalhaẽs 1824.

1) José Maria d'Almada Castro de Noronha Lobo, geb. 1779, † 1854 (Gem. Margaretha Domingas de Mello von Sabugosa, geb. 1782, † 1820). 2) José Joaquin, geb. 1806.

24) Carvalhal 1835.

1) . . . da Camara de Carvalhal †. 2) Antaõ (Schw. Thereza, geb. 1836).

25) Casal 1847.

1) José de Barros Abreu Sousa Alvim, geb. 1793, Vizconde 1836, Graf 1847, resign. 1850. 2) Maria Luiza, geb. 1823 (Gem. 1850 Diego Maria da Silva Campo, geb. 1821; S. Alberto José Diego, geb. 1857).

(Cavalleiros.)

1) . . Ferreira d'Eça e Menezes †. 2) Gregorio 1823 †; erloschen.

26) Cea 1820.

1) Antonio I. Manoel de Menezes 1820 †. 2) Antonio II., geb. 1823.

(Coculim 1676.)

1) Francisco I. Mascarenhas 1676, † 1684. 2) Filippe † 1735. 3) Francisco II., resign. 1750, † 1758. 4) Joaquin † nach 1791.

27) Cunha 1760.

1) Antaõ Alvares da Cunha 1760 . . . 4) José Maria Vasques, geb. 1793, resign. 5) Guterro José Maria, geb. 1830 (Schw. Maria da Carmo, Gräfin von Viaña).

28) Ega 1758.

1) Manoel de Saldanha 1758. . . . . 4) Antaõ José Joaquin de Saldanha Alburquerque Coutinho Mattos Noronha, geb. 1794 (Schw. Violanta Maria Anna do Resgate, verm. mit Thomas Heinrich Staltmiller; davon José Maria de Jesus Staltmiller, geb. 1823, wird den Titel erben).

29) Evoramonte 1797.

1) Josefa Tudo Catalá, Gräfin von Castillofiel in Spanien, Gemahlin Godoy's. (Siehe Herzoge von Alcudia in Spanien.)

30) Farrobo 1833.

1) Joaquin Pedro Quintella de Farobo, geb. 1801, 2. Baron von Quintella (Söhne: Joaquin Pedro, geb. 1823, 3. Baron von Quintella, und Francisco Jaime, geb. 1828).

(Feira.)

1) Miguel Ferreira Forjás Coutinho 1823 †.

31) Figueira 1810.

1) José de Castellobranco e Cunha Vasconcellos e Sousa, geb. 1788 (S. José Luiz, geb. 1828, Marques von Zarrial in Spanien).

(Funchal.)

1) Domingos de Sousa Coutinho, Bruder des 1. Grafen von Linhares, hernach auch Marquez, † 1832.

32) das Galveas 1691.

1) Diniz de Castro 1691, † 1709. 2) Pedro † 1738. 3) Antonio, geb. 1689. . . . . . . 6) Antonio Francisco Lobo d'Almeida, geb. 1795, resign. 7) Francisco Xavier, geb. 1824 (S. Pedro, geb. 1849).

33) Graciosa 1852.

1) Fernaõ Affonso Giraldes de Mello Sampaio Pereira, geb. 1809, Vizconde 1840 (S. Francisco, geb. 1837).

34) Lapa 1822.

1) Manoel I. d'Almeida e Vasconcellos, 2. Vizconde (Titel 1805 für seinen Vater Manoel), 3. Baron von Mossamedes (1779) 1822 †. 2) Manoel II., geb. 1812 (Söhne: Manoel, geb. 1833, und Fernaõ, geb. 1836).

35) Lavradio 1725.

(Siehe Marquezes.)

36) Linhares 1808.

1) Rodrigo I. de Sousa Coutinho 1808, † vor 1823. 2) Victorio Maria Francisco, geb. 1790, resign. 3) Rodrigo II., geb. 1823 (S. Fernaõ Maria, geb. 1851).

37) Louzã 1765.

1) Joaõ de Lencastre 1765, † 1766. 2) Luiz Antonio 1823 †. 3) Marianna Antonia Saldanha Cortereal da Camara, geb. 1784, † 1848 (Gem. Diego Menezes Ferreira d'Eça, geb. 1772, dessen Erbe der Sohn seines Bruders José Thomaz, der 1819 geb. Rodrigo José, ist). 4) V. Joaõ José de Lencastre Vasto Baharem, geb. 1823 (wol Sohn der 3. Gräfin aus erster Ehe; sein S. Luiz Antonio, geb. 1849).

38) Lumiares 1753, vorher Ilha do Principe 1640.

Auf Antonio Carneiro († 1545), Herrn der Prinzeninseln im Golfe von Guinea, folgten in directer Linie

Francisco, Luiz, Francisco und 1) Luiz, Graf 1640. 2) Francisco I. 1672, † 1708. 3) Antonio † 1724. 4) Francisco II. † 1731. 5) Br. Carlos, geb. 1710, I. Graf von Lumiares 1753. (6) II. Marianna Balbina, geb. 1731 (Gem. ... Portugal e Gama, wol wiedervermählt mit Juliana Xavier Botelho de Lencastre, Titular-Marqueza von Lumiares, lebte 1820). III. Maria do Resgate Portugal e Gama 1823 (Gem. da Cunha Faro Menezes). IV. José Manoel I. da Cunha Faro e Menezes, geb. 1788, resign. den Titel, † 1849 (Gem. 1807 Luiza de Menezes, geb. 1789). V. José Felix, geb. 1808, † 1843 (Gem. Costança da Saldanha e Castro, geb. 1817). VI. José Manoel II., geb. 1836.

39) Mello 1835.

1) Luiz Francisco Soares de Mello da Silva Breuner Sousa Tavares e Moura, geb. 1801, 19. Herr von Mello (S. Luiz Francisco, geb. 1845).

40) Mesquitella 1818.

1) Luiz da Costa de Sousa Macedo, 3. Vizconde (Titel 1744) seit 1818 †. 2) Joaõ Affonso, geb. 1815 (Br. Luiz Antonio, geb. 1816).

41) Murça 1826.

1) Miguel Antonio de Mello Abreu Soares de Brito, geb. 1766, † 1836 (Gem. 1815 Maria José de Alburquerque, geb. 1798). 2) José Maria, geb. 1817 (Br. Joaõ Maria, geb. 1821).

42) Napier de S. Vicente 1834.

1) Charles Napier von Merchistoun-House, geb. 1786, der bekannte Kriegsheld (T. Eloise Fanny, verm. 1843 mit Revd. Henry Jodrell).

(Palma.)

1) Francisco de Assiz Mascarenhas von Sabugal 1823 †. An Sabugal.

43) Parati 1813.

1) Miguel Antonio de Noronha 1813, † nach 1823. 2) Joaõ Ignacio Francisco da Paula, geb. 1820 (S. Miguel Antonio Aleiro do Carmo, geb. 1850).

44) Peñafiel 1798.

1) Manoel José da Maternidade da Matta de Sousa Coutinho, geb. 1782 (T. Maria d'Assumpçaõ, geb. 1827).

45) Penamacor 1844.

1) Antonio de Saldanha Alburquerque Castro Ribafria, geb. 1815 (S. Joaõ Maria, geb. 1841).

46) Penhafirme 1853.

1) Jorge Rose Sartorius, geb. 1790, Vizconde da Piedade 1836 (S. Jorge Conrado, geb. 1840).

47) Peniche 1806.

1) Caetano I. de Noronha 1806, resign., † nach 1823. 2) Manoel de Almeida Noronha e Portugal † 1824 (Gem. 1816 Isabel Tellez de Silva von Penalva, geb. 1790). 3) Caetano II., geb. 1820 (S. Manoel, geb. 1845).

48) Pombeiro 1668.

1) Pedro I. de Castellobranco 1668, † 1675. 2) Antonio † 1696. 3) Pedro II. † 1733. 4) Luiz † 1749. 5) Antonio Joaquin 1749 †. 6) Maria Rita 1791—1823 (Gem. José de Vasconcellos e Sousa, geb. 1740, 1. Marquez von Bellas, † 1812). 7) Antonio Maria, 2. Marquez von Bellas, 1823 †. 8) José, geb. 1807 (S. Antonio, geb. 1842).

49) Ponte 1661.

1) Francisco de Mello e Torres 1661, Marquez von Sande 1662, † 1667. 2) Garcia † 1703. 3) Antonio José † 1754. Eingezogen, doch reclamirt, neu bestätigt für 7) Manoel de Saldanha Gama Mello Torres e Brito, geb. 1797, † 1852 (Gem. 1815 Joaquina de Castellobranco, geb. 1795). 8) Joaõ, geb. 1815 (S. Manoel, geb. 1840).

50) Ponte de Sta. Maria 1842.

1) Antonio Vicente de Queiroz, geb. 1794, Baron 1835 (Schw. Joaquina).

51) Pontenova 1851.

1) Bento da França Pinto d'Oliveira, geb. 1794, Baron 1835, Vizconde 1842, † 1852 (Gem. 1820 Maria José de Tovar e Costa, geb. 1807). 2) Luiz Paulino, geb. 1821 (Br. Salvador, geb. 1822).

52) Povoa 1823.

1) Henrique Teixeira de Sampajo, geb. 1774, Baron von Teixeira 1818, † 1833 (Gem. 1824 Luiza Maria José Rita Balthazar de Noronha, geb. 1802). 2) Maria Luiza, geb. 1827 (verm. 1839 mit dem 2. Herzoge von Palmella, † 1864).

(Povolide 1709.)

1) Tristaõ da Cunha de Ataide 1709, † 1728. 2) Luis Vasques, resign. 1750. 3) José 1750—1791. 4) Luiz José 1823 †.

53) Prado da Selva 1833.

1) Maria Thereza Emilia d'Almada Quadros Sousa Lencastre Fonseca Saldanha e Alburquerque, geb. 1852.

54) Redinha 1776.

Siehe Marquezes Pombal.

55) Redondo 1486, erneuert 1699.

1) Vasco Coutinho 1486.... 5) Joaõ. 6) Francisco. 7) Schw. Cecilia (Gem. Joaõ de Castellobranco). 8) Francisco 1673, resign. 1693. 9) Manoel Coutinho von Marialva 1693—1699. (10) I. Fernaõ I. de Sousa, S. des Thomaz († 1648) und der Francisca, Schw. des 8. Grafen; bestätigt 1699, † 1707. II. Thomaz † 1717. III. Fernaõ II., geb. 1716 †. IV. Thomaz José 1791, 1. Marquez von Borba. V. Fernaõ Maria José 1823. VI. José Luiz Gonzaga, geb. 1790 (Gem. 1829 Maria Luiza José da

Costa von Soure, Erbin, geb. 1810; S. Fernaõ Luiz, geb. 1835).

56) Renduffe 1852.

1) Simaõ da Silva Ferraz de Lima e Castro, geb. 1795 (Schw. Maria Urbana).

57) Rezende 1754.

1) Antonio José de Castro 1754—1791, geb. 1719. 2) José Luiz 1791. 3) Luiz Innocencio Benedicto 1823 †. 4) Antonio Benedicto, geb. 1821 (S. Luiz, geb. 1844).

58) Ribeiragrande 1662.

1) Manoel Balthazar Luiz Gonçalves Zarco de Camara, 8. Herr der Insel S. Miguel 1662, † 1673. 2) José Rodrigo I., resign. † 1724. 3) Luiz Manoel † 1723. 4) José 1723—1759. 5) Joanna Thomaza, geb. 1731 (Gem. 1748 ihr Oheim Guido Augusto). 6) José Rodrigo II., geb. 1750. 7) Luiz 1791. 8) Francisco de Sales Maria José Antonio de Paula Vicente, geb. 1819 (Gem. 1842 Anna da Piedade Brigida Senhorinha Francisca Marima Gonzaga de Bragança, Tochter des 3. Herzogs von Alafoẽs, geb. 1822; S. José Maria, geb. 1843).

59) Riomaior 1802.

1) (Joaõ I.) de Saldanha e Oliveira 1802 †. 2) Antonio I. 1823. 3) Joaõ II., geb. 1811, resign. 4) Antonio II., geb. 1836 (Br. José Luiz, geb. 1839).

(Riopardo.)

1) Diego de Sousa 1823 †.

60) Sabugal, vorher Obidos 1633.

1) Vasco de Mascarenhas 1633, † 1678. 2) Fernando Martino † 1719 (Gem. 1669 Brites Mascarenhas, Erbgräfin von Palma, † 1702, T. des 2. Grafen Joaõ, Enkelin des 1. Nuño 1582; ihr Erstgeborener, Francisco de Assiz, folgt ihr als 4. Graf von Palma, † 1718 kinderlos). 3) Manoel I. de Assiz, 1. Graf von Sabugal (1759). 4) José de Assiz, geb. 1745. (Sein jüngerer Sohn Francisco de Assiz, Graf von Palma, † kinderlos.) 5) Manoel II. de Assiz 1791—1820. 6) (4. Gräfin von Sabugal) Eugenia Maria, geb. 1813, † 1847 (Gem. 1837 Pedro de Sousa Coutinho, geb. 1808). 7) Manoel Pedro d'Alcantara, geb. 1841.

61) Saldanha 1827.

(Siehe die Herzogstitel.)

62) Samodaẽs 1842.

1) Francisco I. de Paula d'Azevedo Teixeira de Carvalho, geb. 1778, Vizconde 1835 †. 2) Francisco II., geb. 1828.

63) Sampajo 1764.

1) Antonio de Sampajo e Mello 1764—1791. 2) Manoel Antonio I. 1823. 3) Violanta Maria Rita, geb. 1788, resign. (Gem. 1812 ihr Oheim Antonio, geb. 1783, † 1842.) 4) Manoel Antonio II., geb. 1813 (S. Antonio Pedro, geb. 1845).

(Sandomil 1732.)

1) Pedro de Mascarenhas 1732, † 1745.

64) S. Lourenço 1640.

1) Pedro da Silva 1640, † 1656 (T. Magdalena, heir.:) 2) Martin Affonso de Mello † 1671. 3) Luiz †. 4) Martin Antonio Affonso † 1718. 5) Br. Rodrigo † 1725. 6) Anna † 1744 (Gem. Joaõ José Alberto de Noronha von Angeja, geb. 1725, † 1804). 7) Antonio Maria 1744—1791. 8) José Antonio (ward 2. Marquez von Sabugosa). 9) Antonio José, geb. 1794 (S. Antonio Maria José, geb. 1825). (Erster Graf von Sabugosa ward 1729 Vasco Fernando Cesar de Menezes † 1741; ihm folgte sein Sohn Luiz, geb. 1698 [† 1755], dessen Erbtochter den 7. Grafen von S. Lourenço heirathete.)

65) S. Miguel 1633.

1) Francisco Botelho 1633, † 1687. 2) Alvaro José † 1724. 3) Thomaz José, resign. 1750. 4) Alvaro José Xavier I., geb. 1708 †. 5) Thomaz José Xavier, geb. 1732, † vor 1791 (Witwe: Anna Isabel de Portugal Correa e la Cerda 1791). 6) Alvaro José Xavier II., geb. 1771, † 1850 (Witwe: Rosalia Desejada Bucot, verm. 1836).

(S. Tiago de Biduido 1667.)

1) Lourenço da Silva 1667, † 1675. 2) Aleiro † 1744. 3) Lourenço Antonio 1744—1762; I. Marquez von Vagos. 4) Nuño Aleiro 1791. 5) Joanna Maria José 1823 † (Gem. José de Noronha, 9. Graf von Aveiras). An Aveiras.

(S. Vicente 1666.)

1) Joaõ I. Nuñes da Cunha 1666, † 1668. 2) Maria Caetana, resign. † 1711 (Gem. Miguel Carlos de Tavora von S. Joaõ, † 1726). 3) Joaõ II. de Tavora † 1706. 4) Manoel Carlos I., Br., † 1743. 5) Miguel Carlos I., resign. 1750. 6) Manoel Carlos II. 1750—1791. 7) Miguel Carlos II., geb. circa 1765; 1791. Erloschen.

(Sarzedas 1630.)

1) Rodrigo I. Lobo de Silveira 1630, † 1656. 2) Luiz † 1706. 3) Rodrigo II. † 1730. 4) Thereza Marcellina † 1747 (Gem. 1721 Antonio Luiz de Tavora von Alvor † 1737; S. Luiz Bernardo † 1745). Eingezogen.

66) Silvã 1852.

1) Joaõ de Mello Manoel da Camara, geb. 1800 (S. Francisco, geb. 1838).

67) Sobral 1844.

1) Gerardo Wenceslao Braamcamp d'Almeida Castellobranco, Baron 1813 †. 2) José Francisco, geb. 1768, Vizconde 1838, Graf 1844 †. 3) Adelaida, geb. 1808, als Erbin ihrer Mutter Herzogin von Narbonne-Lara (Gem. 1834 Luiz de Mello e Breuner, Sohn des 2. Grafen von Ficalho, geb. 1807; S. Hermano, geb. 1840).

(Soure 1652.)

1) João I. da Costa 1652, † 1664. 2) Gil Eannes † 1680. 3) João José † 1706. 4) Henrique José Francisco, resign. 1750. 5) João Antonio Francisco Domingos Bento, geb. 1717. 6) João II. 1791. 7) Enrique José 1823 †. 8) Maria Luiza José, geb. 1810, verm. 1829 mit dem 6. Grafen von Redondo.

68) Subserra 1823.

1) Manoel Ignacio Martino Pamplona Corte-real, geb. 1760, † 1832 (2. Gem. Isabel de Lema e Roras, geb. 1779). 2) Maria Mencia, geb. 1805 (Gem. a. 1822 Fadrique Lopes de Sousa Alvim, geb. 1800, † 1826; b. 1834 der 1. Marquez von Bemposta).

69) Teipa 1823.

1) Gastaõ da Camara Coutinho Pereira de Sande, 12. Herr das Ilhas desertas, geb. 1794 (Br. Manoel Jeronymo, geb. 1795).

(Tarouca.)

Siehe Marquezes von Penalva.

70) Tavarede 1848.

1) Joaõ d'Almada Quadros Sousa de Lencastre, geb. 1794 (S. Francisco, geb. 1818, † 1853, hinterließ den Joaõ Carlos Emilio Vicente Francisco, geb. 1849).

71) Tentugal 1504.

Siehe Marquezes von Ferreira.

72) Terena 1835.

Siehe Marquezes.

73) Thomar 1845.

1) Antonio Bernardo de Costa Cabral, geb. 1803 (Söhne: Antonio Bernardo, geb. 1835, und Joaõ, geb. 1836).

(Unhaõ 1630.)

1) Fernaõ Telles de Menezes 1630, † 1651. 2) Ruy † 1671. 3) Fernaõ II. † 1687. 4) Rodrigo Xavier I., resign. 1750. 5) Joaõ Xavier I., geb. 1703. 6) Rodrigo Xavier II., geb. 1744. 7) Joaõ Xavier II. † vor 1823 (Gem. Eugenia, 7. Marqueza von Niza). 8) Thomas Xavier, geb. 1796, Marquez von Niza, † 1820 (s. Niza).

74) Valladares 1702.

1) Miguel Luiz I. de Noronha 1702, † 1712. 2) Carlos I. † 1731. 3) Miguel Luiz II. † 1744. (4. Carlos II., sein Erstgeborener † 1722 kinderlos.) 5) Alvaro † 1752. 6) José Luiz 1752 — 1791. 7) Alvaro Antonio 1791—1823, Marquez von Torres novas. 8) Pedro Antonio 1823 †. 9) José Antonio, geb. 1813 (Br. Francisco Antonio, geb. 1815, seit 1854 Witwer von der 10. Gräfin von Aveiras).

75) Valle de Reis 1628.

Siehe Marquezes, wol jetzt Herzoge von Loulé.

76) Vidigueira 1520.

Siehe Marquezes von Niza.

(Villaflor 1661.)

1) Sancho Manoel 1661, † 1677. 2) Christovaõ † 1704. 3) B. Martin Manoel de Sousa, S. des Luiz de Sousa e Menezes und der Marianna, T. des 1. Grafen, † 1733. 4) Luiz † 1752. 5) Antonio Francisco, geb. 1725 †. 6) Joaquin, geb. 1750, † c. 1792. 7) Antonio do Populo José, geb. 1792, Herzog von Terceira 1832 (s. dass.).

(Villanova de Portimaõ 1504.)

a. Martino de Castellobranco 1504. ... c. Gregorio Thaumaturgo. (d.) 1) Maria de Vilhena (Gem. Luiz da Silva, Graf von Sortelha; Tochter: Magdalena, heir.:) 2) Pedro Luiz de Lencastre von Figueiró 1644. 3) José Luiz. 4) Luiz, Br., 1694, † 1704. 5) Pedro I. † 1752 (T. Isabel † 1742, heir. Manoel de Tavora von Alvor; ihr Sohn folgt:) 6) José Maria Gregorio Francisco Verissimo Xavier, geb. 1742. 7) Pedro II. 1791—1823, wird Marquez von Abrantes (s. dass.).

77) Villapouca 1848.

1) Rodrigo de Sousa Teixeira da Silva Alcoforado, geb. 1802, Vizconde 1845 (S. Rodrigo, geb. 1841).

78) Villareal 1823.

1) José Luiz de Sousa Botelho Mouraõ e Vasconcellos, geb. 1785, resign. 2) Fernando, geb. 1815 (S. José Luiz, geb. 1845).

(Vimieiro 1614.)

1) Francisco de Bragança 1614, † 1617. (Sein Sohn Sancho 1617 und sein Enkel Diego de Faro e Sousa starben 1698 ohne den Titel; derselbe ward 1709 erneuert für des letztern Sohn:) 2) Sancho I. 1709, † 1719. 3) Diego † 1741. 4) Sancho II. 1741, heir. 1767. 5) Joaõ 1791 †.

79) Vimioso 1516, Marquez von Valença 1716.

a. Affonso von Bragança, Graf von Durem. b. Affonso von Valença † 1550 geistlich. (c.) 1) Francisco I. de Portugal 1516, † 1549. 2) Affonso I. † 1578. 3) Francisco II. † 1582. 4) Luiz I. 5) Affonso II., Marquez von Aguiar 1643, † 1649. 6) Luiz II. † 1655. 7) Br. Miguel † 1681. 8) Francisco III., I. Marquez von Valença 1716, † 1749. 9) (II.) José Miguel Joaõ, resign., † 1777. 10) (III.) Francisco José † 1775. 11) (IV.) Br. Affonso Miguel, geb. 1748; 1775—1791 (Br. Fernando José, Graf und Marquez von Aguiar, geb. 1752, † 1817 in Brasilien; Tochter: Maria Francisca da Paula, geb. 1782, † 1849). 12) (V.) José Bernardino 1791 — 1823. 13) (VI.) Francisco da Paula, geb. 1817 (T. Maria José, geb. 1841).

80) Vinhaes 1847.

1) Simaõ da Costa Pessoa, geb. 1790, Baron 1840, Vizconde 1842, † 1848 (Gem. 1834 Maria Felicissima de Moraes Sarmento, geb. 1789; sein Br. Manoel, geb. 1795).

Zu diesen Grafen mit Grandeza mögen in neuerer Zeit noch manche andere gekommen sein; ich erwähne nur den Titel von Alcántara 1858 für den 1804 geb. Freiherrn Rudolf Bernhard Maria von Stillfried-Rattonitz, preußischen Grafen seit 1861.

Vizcondes (die Eingeklammerten wol theilweise ohne Grandeza oder in Brasilien).

1) Alcobaça 1844.

1) Henrique de Silva da Fonseca de Cerveira Leite, geb. 1784, Baron 1834, † 1852 (Gem. 1844 Maria José de Mello Freire de Bulhoẽs, geb. 1805, † 1854; sein Br. Damiaõ, geb. 1797).

2) Algés 1849.

1) José Antonio Maria de Sousa Azevedo, geb. 1790 (S. Manoel Thomaz, geb. 1826).

3) Almeida-Garrett 1851.

1) Joaõ Baptista d'Almeida Garrett, geb. 1804, † 1854.

4) Asseca 1665.

1) Martin I. Correa de Sá 1665, † 1678. 2) Salvador I. † 1678. 3) Br. Diego † 1745. 4) Martin II. † kinderlos. 5) Salvador II. 1791, Sohn des Luiz José, Bruders des 4. Vizconde. 6) Antonio Maria I., geb. 1786, † 1844 (Gem. 1818 Rita de Castellobranco, geb. 1790; ihr jüngerer Sohn José heir. 1849 Eugenia von Lavradio). 7) Salvador III., geb. 1826, † 1852 (Gem. 1845 Marianna de Sousa Botelho Mouraõ e Vasconcellos, geb. 1820). 8) Antonio Maria II., geb. 1846.

5) Athoguiã 1851.

1) Antonio Aluizio Jervis d'Athoguiã, geb. 1799 (T. Sofia, geb. 1827, verm. 1848 mit Anselme Ferreira Pinto Basto, geb. 1828, Mutter von Ruy, geb. 1849).

(Azurara.)

1) Joaõ Antonio Salter de Mendoça 1823 †.

(Bahia.)

1) Manoel Maria Coutinho Pereira de Seabra Sousa Tavares 1823. 2) Joaõ Maria 1823 †.

6) Balsemaõ 1801.

1) Luiz Pinto de Sousa Coutinho, geb. 1735, † 1804 (Gem. Caterina Miguela Sousa Cesar y Lencastre, geb. 1749, † 1824). 2) Luiz Maximo Alfredo 1804—1823. 3) Luiz José Alexandre, geb. 1820, † 1852 (Gem. Isabella de Sousa Bahia Rebello, geb. 1821). 4) Br. Vasco, geb. 1802 (S. Luiz Alexandre Alfredo, geb. 1839).

7) Banho 1835.

1) Alexandre Thomaz de Moraes Sarmento, geb. 1786, † 1840 (Gem. 1816 Maria dos Prazeres Giraõ Sousa e Mello, geb. 1803). 2) Thomaz Ignacio Giraõ, geb. 1819 (Br. Serafin, geb. 1822).

8) Benagazil 1846.

1) Polycarpo José Machado, geb. 1796 (S. Antonio Francisco, geb. 1835).

9) Borralha 1852.

1) Francisco Caldeira Leitaõ Pinto, geb. 1803 (S. Gonçalo, geb. 1839).

10) Bruges 1832.

1) Theotomio d'Ornellas Bruges Avila Paim da Camara e Noronha, geb. 1807 (S. Jacome, geb. 1833).

11) Campanhã 1844.

1) Balthazar d'Almeida Pimentel, geb. 1791, Baron 1833 (Br. José Luiz).

12) Castelloẽs 1848.

1) Florido Rodrigues Pereira Ferraz, geb. 1790 (Schw. Anna Albina).

13) Castro 1848.

1) José Joaquin Gomes de Castro, geb. 1794 (S. Joaõ Antonio, geb. 1834).

14) Ervedoza 1815.

1) Antonio Correa de Castro e Sepulveda, geb. 1790 (S. Bernardo, geb. 1820).

15) Fontearcada 1671.

1) .....; wol Grandeza creirt für 6: Antonio Jaques de Magalhaẽs, geb. 1790.

16) Fornes d'Algadras 1851.

1) Joaõ Maria d'Abreu Castellobranco Cardoso e Mello, geb. 1789 (Br. Alexandre, geb. 1806).

17) Francos 1854.

1) Fernando de Fonseca Mesquita e Solla, geb. 1795, Baron 1847 (Br. Feliciano, geb. 1804).

18) Granja 1847.

1) Antonio Barreto Ferraz de Vasconcellos, geb. 1789 (S. Casimiro, geb. 1816).

19) Gouvea 1848.

1) José Pimentel Freire de Mesquita e Vasconcellos, geb. 1783, † 1853 (Gem. Anna Emilia d'Oliveira Maya, geb. 1800). 2) V. José Freire de Serpa, S. des Manoel de Serpa Machado und der Anna Rita, Schw. des 1. Vizconde, geb. 1814.

(Jurumenha.)

1) Antonio de Lemos Pereira de la Cerda 1823 †. 2) Joaõ Antonio, geb. 1807; in Brasilien.

(Magé.)

1) Mathias Antonio de Sousa Lobato 1823.

(Manique do Intendente.)

1) Pedro Antonio de Pina Manique Nogueira Mattos d'Andrada 1823. 2) Diego Ignacio.

(Mirandella.)

1) Antonio Doutel d'Almeida 1823.

20) Monforte 1853.

1) Luiz Coutinho d'Albergaria Freire, geb. 1799 (T. Maria José, geb. 1844).

21) Oliveira 1842.

1) Marcellino Marimo d'Azevedo e Mello, geb. 1794, † 1853 (Gem. 1840 Marianna Henriqueta Correa de Mello, geb. 1814). 2) Bernardo José, geb. 1842.

22) Ovar 1849.

1) Antonio da Costa e Silva, geb. 1782, Baron 1840 (S. Antonio Maria, geb. 1818).

23) Paradinha de Outeiro 1848.

1) Antonio José de Miranda, geb. 1812 (Br. José).

24) Podentes 1851.

1) Jeronymo Diaz d'Azevedo Vasques d'Almeida Vasconcellos, geb. 1805 (T. Margarita Amalia, geb. 1838).

25) Praia 1845.

1) Duarte Borges da Camara Medeiros, geb. 1799 (S. Antonio, geb. 1829).

(Real agrado.)

1) .... 2) Ignacio Xavier de Seiras Leme de la Cerda Castellobranco 1823.

26) Riosecco 1818, Grande 1827.

1) Joaquin José I. d'Azevedo, geb. 1761, † 1835. 2) Joaõ Carlos, geb. 1790, Grande 1827, † 1842 (Gem. Maria Gertrudes Rosa Pereira Caldas Machado, geb. 1799). 3) Joaquin José II., geb. 1821.

27) Sá da Bandeira 1834.

1) Bernardo de Sá Nogueira de Figueiredo, geb. 1795, Baron 1833 (Br. Antonio, geb. 1799).

28) Saborim 1835.

1) José Joaquin Gerardo de Sampaio, geb. 1781 (Schw. Maria Rita, verm. 1801 mit Joaõ da Cunha Araujo Portocarrero, Witwe seit 1809).

(S. Lourenço.)

Francisco Bento Maria Targine, geb. 1756, † 1827 in Brasilien.

29) Senhora da Luz 1854.

1) Joaquin Antonio Vellez Barreiros, geb. 1803, Baron 1847 (S. Duarte, geb. 1839).

(Tagoahi.)

1) Isabel Sill Bezerra 1823.

(Torrebella.)

1) Fernando Correa Henriques de Noronha 1823.

30) Torre de Moncorro 1847.

1) Christovaõ Pedro de Moraes Sarmento, geb. 1788, Baron 1835, † 1851 (Gem. Carolina Guilhermina Jordan, geb. 1809). 2) Pedro Joaõ, geb. 1829 (Br. Alexandre Thomaz, geb. 1835).

(Veiros.)

1) Francisco de Paula Leite 1823. 2) Schwiegersohn Joaõ de Mello Sousa da Cunha Sotomayor Zuñiga, geb. 1793, † 1854.

(Villanova da Rainha.)

1) Francisco Rufino de Sousa Lobato, Bruder des 1. Vizconden von Magé 1823.

(Villanova de souto del Rei.)

1) ... 2) Antonio José d'Almada Mello Velha e Lencastre 1823.

31) Villarinha de S. Romaõ 1835.

1) Antonio Lobo de Barbosa Ferreira Teixeira Giraõ, geb. 1785 (Neffe Alvaro Ferreira, geb. 1822, S. seiner Schwester Maria Aurelia und des Antonio Ferreira Carneiro de Vasconcellos).

Barone (Baroẽs).

Die im Almanach für 1823 aufgeführten sind wol meist erloschen, oder nicht eigentlich Grandes, oder nach Brasilien verpflanzt worden, einzelne sind auch zu höheren Titeln aufgerückt. Damals erscheinen als solche die von Alvaiazere (1. Manoel Vieira da Silva), Anciaẽs (1. Pedro Vieira da Silva Telles), Castellonovo (1. Joaõ Caldeira Dorbaz e Queiroz, geb. 1729, † 1804. 2. José), Guaiana (1. José Correa Picanço), Itanhaem (1. Manoel Ignacio de Andrade Soutomaior, geb. 1782, in Brasilien 1819), Laguna (1. Carlos Frederico Lecor in Brasilien, 1818, † 1836), Molellos (1. Francisco de Paula Vieira da Silva da Tovar), Porto covo de Bandeira (2. Joaquin da Costa Bandeira), Quintella (s. Grafen von Farrobo), Rio-secco (s. Vizcondes), Sto. Amaro (1. José Egidio Alvares d'Almeida), S. Joaõ Marcos (1. Pedro Dias Paes Leme da Camara, 1818, Marquez in Brasilien), S. José de Porto Alegre (1. Januario Agostinho d'Almeia), S. Salvador dos Campos (1. Anna Francisca Maciel da Costa), Sobral, Tavarede und Teixeira, welche letztere jetzt unter den Grafen rangiren. Sämmtliche Barone mit Grandeza, die 1855 lebten, sind neuesten Ursprungs; es sind folgende:

1) Almeidinha 1840.

1) José Osorio do Amaral Sarmento e Vasconcellos, geb. 1786, † 1844 (Gem. 1821 Maria Benedicta de Sousa Quevedo e Pizarro, geb. 1794). 2) Joaõ Carlos, geb. 1822.

2) Ancede 1842.

1) José Henriques Soares, geb. 1785, † 1853 (Gem. 1826 Anna Marima de Lima Machado, geb. 1807). 2) Henrique, geb. 1830 (Br. Frederico, geb. 1834).

3) Arruda 1845.

1) Bartholomé de Gamboa e Liz, geb. 1778 (S. Antonio, geb. 1799). (Den Titel führte 1823 Antonio

Ramires Esquivel als 2. Baron, zugleich als 2. Vizconde von Estremoz).

4) Brissos 1843.

1) José Barreto Castellino Cotta Falcaõ, geb. 1794, † 1844 (Gem. 1825 Anna Luiza Caldeira de Castellobranco, geb. 1801). 2) Schw. Maria das Graças, geb. 1790 (Gem. José Barreto da Costa Alvim, geb. 1797).

5) Chancelleiras 1840.

1) Manoel Antonio de Carvalho, geb. 1785 (S. Sebastiaõ José, geb. 1833).

6) Fonte Bella 1836.

1) Jacinto Ignacio Rodrigues da Silveira, geb. 1785 (Br. Manoel Ignacio, geb. 1801).

7) ás Larangeiras 1836.

1) Manoel de Medeiros Alburquerque 1836, Grande 1843, † 1848 (Gem. 1815 Maria Alvares Cabral). 2) Antonio Manoel, geb. 1816 (Gem. a. 1842 Anna Julia Borges da Camara. b. 1850 Marianna Augusta da Camara; S. Agostinho, geb. 1844).

8) Lazarim 1845.

1) Manoel de Vasconcellos Pereira de Mello, geb. 1786.

9) Monte Pedral 1835.

1) José Baptista da Silva Lopes, geb. 1784 (Erbe Joaõ, geb. 1819, S. seines Br. Joaõ Baptista).

10) Pernes 1843.

1) Pedro Paulo Ferreira de Sousa, geb. 1788 (S. Pedro Paulo, geb. 1829).

11) Porto de Moz 1845.

1) Venancio Pinto do Rego Cea Trigneiros, geb. 1801 (Br. Francisco Augusto).

12) S. Pedro 1845.

1) Daniel d'Ornellas e Vasconcellos, geb. 1799 (T. Josefina).

13) Vargem da Ordem 1840.

1) Gaspar Pessoa d'Amorim da Vargem, geb. 1793 (S. Luiz, geb. 1834).

Einzelne portugiesische Geschlechter führen auch fremde Titel, so die Gräfin von Sobral den einer Herzogin von Narbonne-Lara und die Gräfin von Subserra den einer Gräfin von Pamplona in Frankreich; der Herzog von Palmella ist Graf von Sanfré in Piemont u. s. f. Nicht zur Grandeza gehören folgende Inhaber fremder Titel:

Marchesi Mortara in der Lombardei seit 1765 (jetzt Maria Amalia Machado de Mendonça Eça e Castro e Vasconcellos, T. des Luiz, verwitwete Gräfin von Figueira, geb. 1805).

Marqueses von Soudos in Spanien 1785 (1. . . . Geronimo Ferreira Coutinho de Vilhena 1804. . . . . . . 4. Antonio Xavier Francisco, geb. 1780, † 1852 [Gem. Maria da Madre de Dios de la Cerda, geb. 1796]. 5. Antonio, geb. 1818 [S. Antonio Xavier, geb. 1845]). Barone von Aldenberg in Oesterreich 1753 (jetzt 6. Sebastiaõ Francisco Falcaõ de Gamboa Fragozo von Zeller Sanches de Baena Henrique Trigozo, geb. 1840 [Br. Leonardo, geb. 1844]).

In Brasilien hat man das portugiesische Princip hinsichtlich der Grandeza angenommen; die Titel stammen natürlich sämmtlich aus neuester Zeit, falls nicht einzelne ältere Geschlechter, deren Repräsentanten den König nach Brasilien begleiteten, dort verblieben sind. Neben den Grandes (meist Barone) gibt es dort eine Menge neucreirter Titulados, die sämmtlich in den verschiedenen Jahrgängen des von H. Lämmert in Rio de Janeiro veröffentlichten Almanak administrativo aufgeführt sind. Mir liegt davon eine Reihe von 1850 — 1858 vor, nach denen ich hier eine Uebersicht der Grandate und deren Inhaber angeben will. Herzogstitel sind meines Wissens an die Grandes nicht verliehen worden; eine Ausnahme findet sich für die Bastarde des Kaisers Peter I. († 1834) aus seiner Verbindung mit Domitila Castro de Canto e Mello, Marqueza von Santos; der Sohn Pedro, bald gestorben, ward zum Herzoge von S. Paulo, die Tochter Isabel Maria de Alcántara Brasileira, geb. 1824, im J. 1826 zur Herzogin von Goyaz erhoben. Unter den Grandes nehmen somit in Brasilien die erste Stelle ein die

Marquezes.

1) Abrantes.

Miguel Calmon du Pin e Almeida 1854, vorher Vizconde 1849, geb. 1796.

2) Baependy.

Manuel Jacinto Nogueira da Gama, geb. 1765, † 1841; Witwe: Francisca Monica Carneiro da Costa e Gama, 1858.

3) Cantagallo.

Joaõ Maria da Gama Freitas Berquó † 1852; Witwe: Maria Thereza Pinto Guedes Smiffaert Caldas.

4) Caxias.

Luiz Alves de Lima seit 1852, erst Graf.

5) da Cunha.

Francisco da Costa Sousa Macedo, geb. 1788, † 1852.

6) Jacarepaguá.

Marianna Laurentina da Silva e Sousa Gordilho, Witwe 1858.

7) Inhambupe.

Maria Joaquina da Rocha Cunha, Witwe 1858.

8) Itanhaem.

Manoel Ignacio de Andrada Soutomayor Pinto Coelho, geb. 1782, Baron in Portugal 1819 (S. Manoel Ignacio, geb. 1835).

9) Lages.

Isabel Eleonor da Matta Leite Araujo, Witwe 1858.

10) Maceyo.

Guilhermina Adelaida Carneiro Leaõ, Witwe, † vor 1858.

11) Maranhaõ.

1) Thomas John Cochrane seit 1823, 10. Graf von Dundonald 1831 † 1860. 2) Thomas Barnes, geb. 1814.

12) Mont' Alegre.

José da Costa Carvalho 1854, vorher Vizconde.

13) Olinda.

Pedro d'Araujo Lima 1854, vorher Vizconde.

14) Parana.

Honorio Hermete Carneiro Leaõ, früher Vizconde, † 1856.

15) Paranaguá.

Francisca Villela Barbosa, geb. 1769, † 1846. Maria de Nazareth de Carvalho Villela, Witwe.

16) Praiagrande.

Maria da Encarnaçao Carneiro de Figueiredo Sarmento, Witwe.

17) Quexeramobim.

Pedro Dias Paes de Macedo Leme, geb. 1786, † 1849; Witwe: Francisca de Paula Mascarenhas Paes Leme.

18) Recife.

Thereza Luiza Caldes Barreto, Witwe.

19) Rezende.

Antonio Tellez da Silva.

20) S. Joaõ Marcos.

Pedro Dias Paes Leme da Camara, Baron in Portugal 1818 (S. Fernando).

21) Santos.

Domitila de Castro Canto e Mello, Maitresse Peter's I. von Brasilien.

22) Valença.

Estevaõ Ribeiro de Rezende † vor 1858; Witwe: Ilidia Mafalda de Sousa Rezende.

Grafen.

1) Belmonte.

Marianne Charlotte von Werneck (Witwe des Joaquin José de Magalhaẽs Coutinho, † 1855) †.

2) Iguassú.

Pedro Caldeira Brant.

3) Irajá.

Manuel de Monte Rodrigues d'Araujo, Bischof von Rio de Janeiro 1839, geb. 1798, † 1863.

4) Itagapipe.

Anna Romana de Aragaõ Calmon.

5) da Piedade.

Engracia Maria da Costa Ribeiro Pereira seit 1854.

6) Riopardo.

Thomaz Joaquin Pereira Valente, geb. 1790, Baron 1825, Graf 1827, † 1849; Witwe: Maria Joanna Benedicta d'Almeida Valente.

7) Sarapuhy.

Rita Clara d'Araujo Bahia, Witwe.

8) S. Simaõ.

Paulo Fernandes Carneiro Vianna, geb. 1804, Baron in Portugal (T. Maria do Loreto, geb. 1832, verm. 1847 mit Pedro Justinian Carneiro Carvalho e Mello, Vizconde da Cachoeira).

Vizcondes.

1) Abaete.

Antonio Paulino Limpo de Abreu seit 1854.

2) Alburquerque.

Antonio Francisco de Paula Hollando Cavalcanti d'Alburquerque seit 1854.

3) Alcantara.

Violanta Luiza da Cunha Vasconcellos, geb. 1780, Witwe † 1855.

4) Araruama.

José Carneiro de Silva.

5) Baependy.

2) Braz Carneiro Nogueira da Costa Gama.

6) Barbacena.

2) Filisberto Caldeira Brant.

7) Bomfim.

José Francisco da Mesquito 1854, vorher Baron.

8) Cachoeira.

1) ... Carneiro Carvalho Mello † 1851 (Witwe Anna Vital Carneiro da Costa). 2) Pedro Justinian (Gem. 1847 Maria do Loreto Carneiro Vianna).

9) Camamú.

1) .... Gordilho de Barbuda † (Witwe Caetana Augusta de Vasconcellos). 2) José Egidio.

10) Caravellas.

Manoel Alves Branco, geb. 1797, † 1854. Grandeza für seine Witwe Joanna Carneiro.

11) Castro.

Joaõ de Castro Canto e Mello, geb. 1778, † 1853. Witwe: Escolastica Bonifacia de Toledo.

12) Congonhas de Campos.

Lucas Antonio Monteiro de Barros, geb. 1767, † 1851.

13) os Fiaes.

Luiz Paulo de Araujo Bastos 1854, vorher Baron.

14) Goyanna.

Bernardo José da Gama † 1854; Witwe: Isabel Urselina d'Albuquerque.

15) Guaratiba.

Joaquin Antonio Ferreira 1854, vorher Baron.

16) Jaguary.

Domingos de Castro Antiquera † 1852. Witwe: Leocadia da Silveira.

17) Jequitinhonha.

Francisco Gé Acayaba de Montezuma seit 1854.

18) Jerumerim.

Francisco Cordeiro da Silva Torres 1854, geb. 1775, † 1856.

19) Ipanema.

José Antonio Moreira seit 1854, vorher Baron.

20) Itaborahy.

Joaquin José Rodrigues Torres seit 1854.

21) Laguna.

Carlos Frederico Lecor, geb. 1764, Baron in Portugal 1818, † 1836. Witwe: Rosa Maria Josefa Herrera de Basavilbaso.

22) Macahé.

José Carlos Pereira de Almeida Torres †. Witwe Eudoria d'Almeida † 1857.

23) Magé.

José Joaquin de Lima e Silva 1854, geb. 1787, † 1855.

24) Muranguapé.

Caetano Maria Lopes da Gama 1854.

25) Parnahyba.

Manoel de Sousa Martins † um 1857.

26) Pedra Branca.

Domingos Borges de Barros, geb. 1783, † 1855.

27) Pirajá.

Maria Luiza de Argollo Pires, Witwe.

28) Possé.

Antonio da Rocha Pita Argollo seit 1854.

29) Queluz.

1) Joaõ Severiano Maciel da Costa, geb. 1769 †. 2. Joaõ de Tavares Maciel da Costa (Gem. Candida Augusta de S. José Werneck, geb. 1826, † 1853).

30) Rio Bonito.

Joaõ Pereira Darigue Faro seit 1854.

31) S. Amaro.

2) José Carlos de Almeida.

32) S. Gabriel.

Joaõ de Deos Menna Barreto † 1849.

33) S. Leopoldo.

José Feliciano Fernandes Pinheiro, geb. 1774, † 1847; Witwe: Maria Elisa Fernandes Pinheiro.

34) S. Salvador de Campos.

José Alexandre Carneiro Leaõ.

35) Sapacahy.

Candido José de Araujo Vianna 1854.

36) Sepetibu.

Aureliano de Sousa e Oliveira Coutinho 1855, geb. 1800, † 1855; Witwe: Narcisa Emilia de Andrada Vandelli.

37) Torre de Garcia d'Avila.

Antonio Joaquin Pires de Carvalho e Albuquerque † 1852.

38) Uberaba.

José Cesario de Miranda Ribeira 1854, † um 1857; Witwe: Anna Candida de Miranda Ribeira.

39) Uruguay.

Paulino José Soares de Sousa 1854.

40) Villareal da Praiagrande.

2) Caetano Pinto de Miranda Montenegro † 1851; Witwe: Maria Elisa Gurgel do Amaral Montenegro.

Barone.

1) Bagé.

Paulo José da Silva Gama.

2) Boavista.

Francisco do Rego Barros 1854.

3) Caçapava.

Francisco José de Sousa Soares de Andréa 1855.

4) Cajahyba.

Alexandre Gomes de Argollo Ferraõ.

5) Camaragibe.

Pedro Francisco de Paula Cavalcanti d'Albuquerque 1854.

6) Capivary.

Joaquin Ribeiro de Avellas.

7) Cimbres.

Domingos Malaquias Pires Ferreira 1854.

8) Cocaës.

José Feliciano Pinto Coelho da Cunha 1855.

9) Guapymerim.

Thomaz Ribeiro de Faria † 1850.

10) Jacarahy.

Bento Lucio Machado 1852, geb. 1790, † 1857.

11) Iguapé.

Antonio da Silva Prado 1854.

12) Itaguahy.

Antonio Dias Pavaõ 1854.

13) Itamaráca.

Thomaz Antonio Maciel Monteiro † 1847. Witwe N. N.

14) Itamaraty.

Francisco José da Rocha † 1853.

15) Itapemerim.

Joaquino Marcellino da Silva Lima 1849.

16) Itapicunimerim.

José Felix Pereira de Burgos † 1854.

17) Lages.

Alexandre Vieira de Carvalho.

18) Maroim.

Joaõ Gomes de Mello 1854.

19) Merity.

Manoel Lopes Pereira Bahia 1854.

20) Montesanto.

Luiz José de Oliveira, geb. 1779, † 1851.

21) Muriahé.

Manoel Pinto Netto Cruz, geb. 1791, † 1855; Witwe: Rachel Francisca de Castro Netto.

22) Muritiba.

Manoel Vieira Tossa.

23) Palmeiras.

Francisco Quirino da Rocha 1850.

24) Parahyba.

Joaõ Gomes Ribeiro de Avellar.

25) Parahybuna.

Custodio Gomes Varella Lessa 1851, † 1855; Witwe: Benedicta Vicudo Salgado Lessa.

26) Paty do Alferes.

1) Francisco I. Peixoto de la Cerda 1852, † 1853 (Gem. Werneck). 2) Francisco II. 1853.

27) Pillar.

José Pedro da Motta Sayaõ 1852.

28) Pindaré.

Antonio Pedro da Costa Ferreira 1854.

29) Pirahy.

José Gonçalves de Moraës.

30) Piraquara.

Gregorio de Castro Moraes e Sousa 1855.

31) Pontal.

Manuel Ignacio de Mello Sousa 1854.

32) Porto Alegre.

Manoel Marques de Sousa 1852.

33) Quaraim.

Pedro Rodrigues Fernandes Chaves 1855.

34) Rio S. Francisco.

2) Francisco Ignacio de Sequeira Bulcaõ.

35) Sabara.

Manoel Antonio Pacheco.

36) S. Gonçalo.

Belarmino Ricardo de Sequeira 1854.

37) S. Joaõ da Barra.

José Alves Rangel 1847, geb. 1779, † 1855; Witwe: Maria Francisca Alves Rangel.

38) S. Joaõ do Principe.

Ananias de Oliveira e Sousa 1854.

39) Sorocaba.

Maria Benedicta de Castro e Mello Pereira, Witwe.

40) Suruhy.

Manoel da Fonseca Lima e Silva 1854.

41) Taquary.

Maria da Conceiçaõ Rodrigues, Witwe.

42) Tingua.

Pedro Correa de Castro.

43) Tramandahy.

Antero José Ferreira de Brito 1854.

44) Villabella.

Francisca da Paula d'Oliveira Coutinho Magassi, Witwe.

Sollten sich mit der Zeit Ergänzungen zu dieser Uebersicht, sowie zu den vorhergehenden über die Grandes von Spanien und Portugal erzielen lassen — denn Lücken bleiben immer noch, mehr in den Daten als in den Namen —, so werde ich dieselben in den Nachträgen mittheilen. Vielleicht wird da auch schon von einer Grandeza des neugeschaffenen Kaiserreichs Mejico zu berichten sein, dessen Titulados ja jüngst aufgefordert sind, ihre altspanischen Marques-, Grafen- und andere Privilegien behufs der Bestätigung und Erneuerung einzureichen. Da mögen sich wol noch manche jüngere Linien uralter spanischer Geschlechter finden, die entweder mit den ersten Conquistadores oder im Gefolge der späteren Vicekönige hinübersiedelten und, namentlich von den Bourbonen reichlich mit Titeln bedacht, weder unter den Grandes — denn es war wol kaum eine Grandeza für Amerika bestimmt —, noch unter den Titulados im spanischen Staatskalender erscheinen. *(Karl Hopf.)*

GRANDET (Joseph), französischer Theolog, am 30. Juli 1646 zu Angers geboren, erhielt, nachdem er seine Studien beendigt hatte, in dem Seminar St.

Sulpice zu Paris seine Weihen und mischte sich mit großem Eifer in die Streitigkeiten, welche zwischen den Jesuiten und den Jansenisten geführt wurden und damals ganz Frankreich in Aufregung versetzten. Er nahm zu diesem Zwecke Theil an mehren Missionen zu Angers, Saumur, Château-Gontier und Paris, wo er in der Kirche Saint-Paul neun Tage nach einander predigte. Auch war er im J. 1683 von der Regierung beauftragt, mit Fr. de Launay in dem von einer Hungersnoth heimgesuchten Lande Craon die für dasselbe bestimmten Almosen zu vertheilen. Seine hauptsächlichste Sorgfalt wandte er jedoch dem Seminar zu Angers zu, dessen Leitung ihm von dem Bischofe dieser Diöcese übertragen worden war. Er hatte deshalb eine ihm angebotene Pfarrei zu Juigné abgelehnt, nahm aber die von Saint-Croix zu Angers an, weil es ihm dabei möglich war, zugleich Superior des Seminars zu bleiben, worin er auch fortwährend seine Wohnung behielt und das ihn als seinen zweiten Stifter betrachten kann, denn er brachte es durch die Fürbitte der Frau von Maintenon dahin, daß der König Ludwig XIV. im J. 1694 dem Bischofe von Angers die Vollmacht ertheilte, einen Theil der Einkünfte und Pfründen seines Sprengels bis zu dem Betrage von 10,000 Livres dem Seminar zu überweisen und insbesondere die wegen ihrer Nähe sehr vortheilhafte Priorei Saint-Eloy, welche der Superior bereits gepachtet und zum Aufenthaltsorte armer Geistlichen bestimmt hatte, damit zu vereinigen. Gegen das Ende seines Lebens legte der fromme Mann alle Stellen nieder (1718) und behielt zu seinem Unterhalte nur eine einzige Pfründe, die Priorei Pruniers. Er starb am 1. Dec. 1724 und vermachte seine werthvolle Bibliothek dem von ihm so lange geleiteten Seminar. Als Schriftsteller bewies er eine sehr große Thätigkeit und seine Biographien durch Frömmigkeit ausgezeichneter Leute haben zwar jetzt ihre frühere Berühmtheit verloren, behalten aber fortwährend geschichtlichen Werth. Er schrieb das Leben des Maltheserritters Gabriel du Bois de la Ferté (**La Vie de messire Gabriel du Bois de La Ferté, chevalier de Malthe, commandeur de Théval près Laval. Paris 1712. 12.**); des Pfarrers Cretey zu Baranthon (**Vie de M. Crétey, curé de Baranthon, diocèse d'Avranches. Rouen 1722. 12.**); des Missionars Grignion (**La vie de M. Louis-Marie Grignion de Montfort, prêtre, missionnaire apostolique. Nantes 1724. 12.**); eines unbekannten Einsiedlers, den man für den Grafen von Moret, einen natürlichen Sohn Henrich's IV. hielt (**La vie d'un Solitaire inconnu, qu'on a cru être le comte de Moret, mort en odeur de sainteté dans l'hermitage des Gardelles à deux lieues de Saumur. Paris 1699. 12.**) und der Dame Anna von Melun, Tochter des Fürsten von Epinay, der Stifterin der Hospitalnonnen von Baugé und Beaufort in Anjou (**La vie d'Anne de Melun, fille du prince d'Epinay, fondatrice des Hospitalières de Baugé. Paris 1685. 12.**), welches aber dem Fürsten von Epinay so wenig gefiel, daß der Verfasser die noch vorhandenen Exemplare durch eine zweite veränderte Auflage (**Paris 1687. 8.**) ersetzte, weshalb die erste sehr selten ist. Vergessen sind jetzt sein Erbauungsbuch beim Empfange des Abendmahls (**Considérations et pratiques de piété tirées de l'Écriture Sainte, des conciles et des Pères d'Église, pour honorer Jésus-Christ au Saint Sacrement. Château-Gontier 1715. 12.**), worin sich sogar manche Verstöße gegen die Geschichte und Chronologie finden; die wenig Scharfsinn verrathende Vertheidigung eines Wunders, welches mit einer consecrirten Hostie vorgefallen sein sollte (**Dissertation apologétique sur l'apparition miraculeuse arrivée au Saint Sacrement en la paroisse des Ulmes près Saumur le 2 juin 1668, contenant les preuves de ce miracle, la réponse aux objections et plusieurs autres apparitions arrivées à la sainte Eucharistie en différents siècles. Château-Gontier 1715. 12.**) und seine Flugschriften über das Kloster der Heimsuchung zu Angers, in welchem die jansenistischen Ansichten Eingang gefunden hatten (**Lettre circulaire aux Mères de la Visitation, 21 Mars 1680**, und **Relation de l'état présent des affaires du monastère de la Visitation d'Angers, 1 Octobre 1680**). Er hinterließ auch mehre handschriftliche Werke über die Geschichte von Anjou (**Histoire ecclésiastique d'Anjou, — Histoire civile d'Anjou, — Notre Dame Angevin**, eine Geschichte aller der heil. Jungfrau in Anjou geweihten Kirchen, **Vies des saints personnages d'Anjou**) und Denkwürdigkeiten aus der Geschichte seiner Zeit (**Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps**), welche sich jedoch hauptsächlich auf kirchliche Angelegenheiten beziehen. Alle diese Manuscripte werden noch zu Angers in den Bibliotheken der Stadt und des Seminars aufbewahrt*).

GRANDFONTAINE (**Rêné Philippe Louis Binetruy de**), französischer Rechtsgelehrter, am 26. Aug. 1725 zu Besançon geboren, stammte aus einer angesehenen Familie, welcher der Staat schon viele ausgezeichnete Beamte im Fache der Jurisprudenz verdankte und widmete sich selbst ebenfalls dieser Wissenschaft. Er hatte bereits in den alten und neueren Sprachen und in der Literatur nicht unbedeutende Kenntnisse erworben und las auch, nachdem er seine Studien beendigt und die juristische Laufbahn mit Erfolg betreten hatte, noch immer die englischen und italienischen Schriftsteller mit besonderer Vorliebe. Auch war er Mitglied der Akademie zu Besançon von der Zeit ihrer Stiftung (1752) an und mehre Jahre (1762—1771) Secretair derselben. In dieser Eigenschaft hielt er eine Reihe durch Gründlichkeit und Unparteilichkeit ausgezeichneter Lobreden bei dem Tode vieler Genossen, von welchen nur die bedeutenderen auf De Clevans, Titon Dutillet, den Mathematiker Dard, den Marquis Dumesnil, den Präsident de Courbouzon und den Abbé d'Olivet hervorgehoben werden sollen, auch lieferte er mehre anziehende Abhandlungen,

*) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, **Nouveau dictionnaire historique. Vol. V. p. 535. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 289. Biographie générale. Tom. XXI. p. 637.**

insbesondere die Mémoires pour servir à l'histoire des négociations d'Ant. Brun und den Discours sur l'émulation. Alle diese Schriften befinden sich in dem Archiv der Akademie und wurden von mehren Literarhistorikern zum Vortheil der Gelehrtengeschichte benutzt. Grandfontaine, welcher sich die Achtung und Anerkennung aller Classen seiner Mitbürger erworben hatte, wurde von diesen zum Maire gewählt und bemühte sich, nachdem seine Wahl von dem Könige bestätigt war, aus allen Kräften, das Wohl der Stadt und ihrer Bewohner zu fördern, weshalb man ihn auch mit großem Bedauern scheiden sah, als die Ernennung zum Rathe bei dem Obersteuercollegium zu Paris ihn zwang, sein Amt niederzulegen. Er theilte nun in der Hauptstadt seine Zeit zwischen den Pflichten seines Amtes und der Pflege der Wissenschaften bis zum Jahre 1789. Die ersten Anzeichen der Revolution erfüllten ihn mit so großem Schrecken, daß er sich eiligst in seine Vaterstadt zurückzog, wo er im Schooße seiner Familie sicher zu sein hoffte, aber die strengen Gesetze jener Zeit gegen die flüchtigen Beamten erreichten auch ihn in seinem Versteck und man warf ihn unbarmherzig in ein ungesundes Gefängniß, worin er bis zum 9. Thermidor (28. Juli 1795), dem Ende der Schreckensherrschaft, schmachtete und den Keim einer gefährlichen Krankheit in sich aufnahm. Diese brach auch nach seiner Freilassung sogleich mit großer Heftigkeit aus und raffte ihn schon am 2. Dec. 1795 hinweg. Unter seinem handschriftlichen Nachlasse, welcher in den Besitz seines Neffen Isabey überging, befinden sich Abhandlungen über einige wichtige Punkte der Franche-Comté, Untersuchungen über die in dieser Provinz durch ihr Wirken berühmte Familie Chifflet unter dem Titel: Chiffletiana, Denkschriften über verschiedene Zweige der Verwaltung, Zergliederungen der vorzüglichsten Werke der griechischen und römischen Philosophen und poetische Versuche, welche größtentheils Nachahmungen der alten Dichter sind. Auffallend ist es, daß keine seiner Schriften durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß kam. Er stand mit vielen der gelehrtesten Männer seiner Zeit im brieflichen Verkehr und zählte namentlich Fevret de Fontette, welchem er viele werthvolle Beiträge zu der neuen Ausgabe der Bibliothèque de France lieferte, Schöpflin, Duerlon, d'Olivet, den Abbé Bullet, Droz und den Abbé Talbert unter seine Freunde*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDGESTEIN heißt ein im Steinkohlengebirge von Wettin und Löbejün auftretender eigenthümlicher conglomeratischer Sandstein, welcher im Liegenden der Kohlen führenden Schichten auftritt und der Hauptmasse nach aus einem zerriebenen Porphyr besteht. Die Quarzkörner sind nämlich verkittet durch einen dichten Thonstein mit vielen Feldspathbrocken. Das Gestein ist dünngeschichtet und wird in Platten gebrochen. Die schönen und seltenen Pflanzenversteinerungen, welche darin vorkommen, hat Germar in seinem Werke: Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün (Halle 1844 folg.) beschrieben und abgebildet. (*Giebel.*)

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 290.

GRANDHOMME (Friedrich Balthasar), teutscher Theolog, am 6. Jan. 1705 zu Darmstadt geboren, stammte von einer französischen reformirten Familie, welche am Ende des 16. Jahrh. aus Frankreich ausgewandert und später zur Lutherischen Kirche übergetreten war. Nachdem er an dem Pädagogium seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, widmete er sich auf der Universität zu Gießen der Theologie und erwarb sich nach der Beendigung seiner Studien die Magisterwürde. Er befaßte sich Anfangs mit dem Unterrichte und gab philosophische Lehrstunden, da er eine Anstellung an dem Pädagogium zu Gießen zu erhalten hoffte. Außer einigen Thesen über die Pflichten des Menschen gegen Gott (Positionum philosophicarum de officiis hominis erga Deum decades tres. Gissae 1728. 4.), wodurch er sich die Erlaubniß zu philosophischen Vorträgen verschafft hatte, schrieb er auch eine Abhandlung über die Gründung der Universität Gießen (Dissertatio epistolaris, qua Academiae Gissenae fundationem describit. Gissae 1728. 4.). Eine ihm angebotene lohnende Stelle als Erzieher bei dem einzigen Enkel des Generallieutenants von Schrautenbach zu Darmstadt änderte jedoch seinen Plan; er befaßte sich fast fünf Jahre mit diesem Geschäfte und unterrichtete nachher einen jungen Herrn in der lateinischen Sprache und Mathematik, bis er im J. 1732 zum Adjuncten des Pfarrers zu Klingelbach und Katzenelnbogen ernannt wurde. Er folgte diesem auch im J. 1737 im Amte nach, ward aber im J. 1750 als Oberpfarrer nach Trebur berufen, wo er am 27. Nov. 1763 starb. Er wirkte sehr segensreich in dieser Gemeinde und sein Andenken erhielt sich daselbst noch lange. Seine „Abhandlung von den Griechen und Ungriechen. Röm. 1, 14" (im Anhange zu Rambach's Erklärung der Epistel an die Römer, herausgegeben von E. F. Neubauer), sowie seine kleineren theologischen Aufsätze: „Bescheidene Untersuchung, ob die Erlegung Goliath's 1 Sam. 17 durch ein Wunderwerk geschehen," „Historische und theologische Anmerkungen zu dem rechten Gebrauche der Betglocken in der evangelisch-lutherischen Kirche;" „Anmerkungen über eine variantem lectionem, welche in Luthers Uebersetzung des N. T. und zwar Gal. 3, 27 befindlich," „Neujahrsgedanken über die Unseligkeit unserer Geburt ohne die heil. Taufe, zur Rettung 1 Mos. 17, 7 und 1 Cor. 7, 14," „Erläuterung der Worte Luc. 3, 23" und „Einige Zusätze zu D. Ph. Nicolai's Historie des Reiches Christi" (sämmtlich im „Hessischen Hebopfer." St. 13—35) sind jetzt der Vergessenheit anheimgefallen, während seine historisch-literarischen Abhandlungen: „Beitrag zu dem kurzen Verzeichniß der Gießischen Theologen, sonderlich von des D. David Christiani Leben" (im „Hessischen Hebopfer." St. 13); „Einige Zusätze zu der Lebensgeschichte des Professors und Pfarrers Christoph Lud. Rüdiger's zu Gießen; wobey zugleich einige zur hessischen gelehrten Historie gehörige Umstände bemerkt werden" (in der „Frankfurter gelehrten

Zeitung." 1742. Nr. 30 u. 31); „Supplement zu C. F. Ayrmann's Verzeichniß einiger Schriften, so die ritus antiquos academiarum Hass. erläutern" (Ebend. 1742. Nr. 62); „Etwas zur Hess. Historie der Gelehrtheit; wann nämlich das erste deutsche Programm zu Gießen sey geschrieben worden" (in dem „Hess. Hebopfer Nr. 44); „Nachricht von dem Sterbensjahre Philipp des jüng. Grafen zu Katzenelnbogen" (in der „Frankf. gel. Zeitung." 1742. S. 297); „Nachricht von den Bibliothekaren der Fürstl. Bibliothek zu Darmstadt in diesem Jahrhundert" (Ebend. 1762. S. 509) und „Eine antiquarische Nachricht von der Marienkirche zu Trebur" (in den „Kritischen Sylphen." 1756. S. 290) für den Forscher in der Localgeschichte noch immer einigen Werth haben *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDHOMME oder GRANTHOMME (Jacob), Zeichner und Kupferstecher aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen aber nur sehr wenige Nachrichten vorhanden sind. Er hielt sich später und am längsten zu Heidelberg auf, doch läßt sich daraus keineswegs schließen, daß er in dieser Stadt geboren war. Er scheint in seinen jüngeren Jahren Italien besucht und daselbst gearbeitet zu haben, denn eine aus 23 Blättern bestehende Schreibkunst (La Teoria e Pratica di bene scrivere, composta per Alberto Mureti. Siena 1590. fol.) ist von ihm gestochen; auch in einem nicht näher bezeichneten mythologischen Werke sollen 22 Blätter von ihm sein und ebenso schreibt man ihm vier Blätter zu, welche die Geschichte des Adonis vorstellen. Später treffen wir ihn zu Frankfurt a. M., wohin ihn wahrscheinlich Theodor de Bry berief, um an dem in seinem Verlage erscheinenden Werke J. J. Boissard's über die Alterthümer der Stadt Rom (Romanae urbis topographia et antiquitates, elegantissimis figuris illustrata. Francofurti 1597—1602. fol. 6 Voll.) zu helfen, wie mehre Blätter, welche sein Zeichen tragen und worauf sich meistens römische Statuen und Gruppen befinden, beweisen. Auf späteren Arbeiten ist Heidelberg als sein Aufenthaltsort bezeichnet. Von seinen Kupferstichen sind zu nennen die Bildnisse von Jacob I. von England, die Könige von Frankreich Heinrich III., Heinrich IV., Karl IX. und Ludwig XIII., Friedrich IV. von der Pfalz zu Pferde und in Büste, Friedrich V., Moritz von Sachsen (1608), Karl von Lothringen, Louise von Lothringen, Maria de Medici, Alessandro Farnese, eine Folge von Blättern mit Bildnissen von Ketzern (Johannes Huß, Philipp Melanchthon, Jacob Grynäus, Caspar Olevianus, Theodor Beza, Georg Buchanan, Guido Faber, Daniel Tossanus u. a. m.), von denen jedes sechs lateinische Verse hat, der Botaniker Paul Melissus, der Arzt Heinrich Smetius u. s. w. Andere Darstellungen sind: Phineas, wie er an Zimbri die mit der Madianitin Cozbi begangene Unzucht straft, auf einem großen, sehr seltenen Blatte nach J. v. Winghe mit der Jahreszahl 1607 und der Unterschrift: Jacobus Grandomaeus chalcogr. Heidelbergensis; die Folge der Apostel mit dem Heilande in halben Figuren nach H. Goltzius, von welchen Blättern mehre, die keine nähere Bezeichnung haben, oft mit den Originalen verwechselt werden, die Entführung der Helena nach Rafael, Laokoon und seine Söhne von den Schlangen ergriffen, mit Ruinen im Hintergrunde, drei Frauen im Tanze begriffen, der heil. Thomas nach Goltzius, Christus, der Magdalena als Gärtner erscheinend und die Geschichte des barmherzigen Samariters in vier Blättern nach M. de Vos. Alle diese Blätter sind sehr sauber gefertigt und tragen, wenn der Name des Künstlers nicht vollständig darauf angegeben ist, gewöhnlich die Monogramme G. J. oder J. G. H. T. Das erste Zeichen hat zur Verwechselung Grandhomme's mit dem Kupferstecher Jean de Gourmont, welcher um die Mitte des 16. Jahrh. zu Lyon thätig war und zu einer großen Verwirrung der Arbeiten beider Künstler Veranlassung gegeben, welche nur durch die genaue Ansicht und Vergleichung derselben von einem Kenner gelöst werden könnte. Aus dieser Verwechselung erklärt sich auch die irrige Behauptung, daß Grandhomme einige Zeit zu Lyon gewohnt habe, da dieser doch wahrscheinlich nie nach Frankreich kam *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Alessandro dei), einer der vorzüglichsten italienischen Kirchencomponisten des 17. Jahrh., um das Jahr 1576 zu Venedig geboren, zeigte ungewöhnliche Anlagen zur Musik und erhielt in derselben einen gründlichen Unterricht von dem berühmten Organisten Giovanni Gabrieli. Nach der Beendigung seiner Studien erhielt er im J. 1597 eine Anstellung als Kapellmeister an der Akademie della morte zu Ferrara, später aber kam er durch die Empfehlung seines Lehrers nach Venedig, wo er im J. 1617 als Sänger an der Kapelle von S. Marco mit einem Gehalte von 24 Dukaten und im folgenden Jahre als Gesanglehrer an dem herzoglichen Seminar angestellt wurde. Im J. 1620 rückte er zum zweiten Kapellmeister an der Kirche S. Marco vor und sein Gehalt steigerte sich dadurch auf 120 Dukaten. In die Zeit seiner mehr als zehnjährigen Wirksamkeit zu Venedig fallen seine meisten Compositionen. Vor allen verdienen seine Motetten, welche sechs Theile umfassen, eine genauere Erwähnung, leider sind aber Angaben über dieses seltene Werk sehr unvollständig. Der erste Theil desselben (Il primo libro de Motetti a due, tre, quattro, cinque e otto voci, con una Missa a quattro voci, accomodati per cantarsi nell'organo, clavicembalo, chitarone o altro simile stromento. Palermo 1619. 4. 2. ed. Venezia 1621. 4.) ist noch der bekannteste, der zweite, welcher 22 Motetten zu zwei bis vier Stimmen enthält, erschien im J. 1623, der dritte (Motetti e Litanie della

*) Fr. Wilh. Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Bd. 5. S. 55 fg. J. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 4. S. 323 fg.

*) G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon. Bd. 5. S. 329. Derselbe, Die Monogrammisten. Bd. 2. S. 426. 1073. 1076 und 1078. Bd. 3. S. 3 und 7 fg.

Beata Vergini a cinque voci) im J. 1621 und der vierte mit 17 Motetten in demselben Jahre; von dem fünften findet man keine und von dem sechsten nur eine lateinische Ausgabe (Liber sextus motettorum duobus, tribus et quatuor, vocibus cum basso continuo. Antverp. 1640. 4.) angeführt. Ferner sind zu nennen die Madrigale (Madrigali concertati. Ed. 3. Venezia 1619. 4.); die Psalmen (Salmi per i vespri di tutto l'anno con le litanie della Beata Vergine, Te Deum e Tantum ergo a quattro voci pieni. Bologna 1607. 4. und Salmi brevi a otto voci. Venezia 1623. 4.), mehre Sammlungen von ein- bis vierstimmigen Motetten (Motetti a 1—4 voci con sinfonia di due violini. Venezia 1629. 4. 3 Partt. und Motetti a 1 e 2 voci per cantare e sonare nel chitarone. Venezia 1621. 4.); verschiedene Messen (Messe concertate a otto voci, Missa e Salmi a due, tre e quattro voci, Messa e Salmi concertati a tre voci. Venezia 1630. 4.); die himmlischen Blumen (Celesti fiori a 1—4 voci) und die Cantaten und Arien (Cantate e Arie a due e tre voci con due violini (Venezia 1627. 4.). Glänzende Anerbietungen verlockten ihn im J. 1627 nach Bergamo, wo man ihm die Kapellmeisterstelle an der Kirche Santa Maria Maggiore übertrug, wo er aber schon im J. 1630 an der Pest starb. Nach seinem Tode wurden noch mehre nachgelassene Motetten (Motetti concertati a due, tre e quattro voci, con alcune cantilene nel fine. Venezia 1632. 4.) von Leonardo Simonelli, einem Musiker der Kapelle von S. Marco, herausgegeben; auch hat Domfridus mehre Messen in seine Sammlung (Corolla Missarum) aufgenommen. — Vicenzo Grandi, ein anderer Kapellmeister aus derselben Zeit [1]), wurde im J. 1682 Kapellmeister an dem Hofe von Modena, aber schon im folgenden Jahre aus unbekannten Gründen wieder entlassen. In der herzoglichen Bibliothek zu Modena wird die handschriftliche Partitur eines Oratoriums: „Der Fall Adam's" (La Caduta d'Adamo) und mehre Cantaten von Vicenzo Grandi aufbewahrt [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Antonio Maria), gelehrter italienischer Ordensmann, im J. 1761 zu Vicenza im Venetianischen geboren, machte, nachdem er in seiner Vaterstadt eine sorgfältige Erziehung und den nöthigen vorbereitenden Unterricht erhalten hatte, in dem Collegium der Barnabiten seine philosophischen und theologischen Studien und trat dann in diesen sich hauptsächlich mit der Ausbildung der Jugend befassenden Orden. Er lehrte in mehren Collegien desselben mit großem Beifall und war im J. 1802 Superior des Collegiums zu Macerata. Hier hielt er auch seine berühmte Leichenrede auf den Cardinal Giacintho Sigismondo Gerdil, den großen Gönner der Barnabiten, ein Meisterstück der italienischen Beredsamkeit. Nachdem er in seinem Orden die meisten Würden zur Zufriedenheit sowol seiner Obern als auch seiner Untergebenen bekleidet hatte, kam er zuletzt als Generalvicar nach Rom und wurde hier zum Consultator der Inquisition und zum Mitgliede der Congregation zur Ueberwachung der Kirchengebräuche und des Bücherwesens ernannt. Bei der Stiftung der Akademie der katholischen Kirche (Accademia della Religione cattolica) war er einer der ersten Prälaten, welche ihren Beitritt erklärten, und las mehre theologische Abhandlungen in den Sitzungen der Gesellschaft, die in den Denkschriften derselben abgedruckt sind. Uebrigens konnte er sich nur in seinen wenigen freien Stunden mit der Literatur befassen und seine schriftstellerische Thätigkeit war hauptsächlich der Fortsetzung der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke des Cardinals Gerdil (Opere edite e inedite. Roma 1806—1821. 4. 20 Voll.) gewidmet, von welcher er den 16. bis 19. Band besorgte, nachdem er vorher schon die erwähnte Leichenrede auf denselben (Orazione funebre del Cardinale G. S. Gerdil. Macerata 1802. 4.) veröffentlicht hatte. Ferner floß aus seiner Feder eine kurze Biographie des Cardinals Fr. L. Fontana, welcher die Ausgabe begonnen hatte, aber an der Vollendung derselben durch den Tod verhindert worden war. Auch hatte er die Absicht, die nachgelassenen geistlichen Werke des Mathematikers Mariano Fontana, eines Bruders des Cardinals, durch den Druck bekannt zu machen; dieser Plan wurde jedoch durch mancherlei Abhaltungen vereitelt. Grandi versuchte sich auch in einer wörtlichen Uebersetzung der Psalmen und brachte sogar die beiden ersten in Verse. Er starb am 6. Nov. 1822 zu Rom *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Ascanio oder Adriano), ein italienischer Kleriker, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Neapel geboren, welcher sich nicht ohne Glück in der lateinischen Poesie versuchte und hauptsächlich durch sein größeres geistliches didaktisches Gedicht, welches die Ueberschrift Virgo desponsata führt, vielen Beifall, besonders unter seinen Standesgenossen, erntete. Dieses Gedicht sowol als seine kleineren poetischen Versuche erschienen in einer Gesammtausgabe (Verona 1620. 4.), sind aber jetzt fast gänzlich vergessen und das Buch hat nur noch als literarische Curiosität einigen Werth. Ascanio Grandi starb im Jahre 1639. — Ein anderer italienischer Dichter dieses Namens Gianbatista Grandi, zu Lecce im Königreiche Neapel in der Provinz Terra di Otranto geboren, lebte im 17. Jahrh.; Näheres ist jedoch über ihn nicht bekannt. Seine didaktischen Gedichte in italienischer Sprache (Il Maramonte overo della natura de' Venti Etesii), sowie andere Versuche in der didaktischen Poesie haben zu wenig inneren Gehalt, weshalb sie trotz manchen in sprachlicher und

---

1) Er wird gewöhnlich mit Vicenzo di Grandis (s. d. Art.) verwechselt. 2) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 578. Universal-Lexikon der Tonkunst, herausgegeben von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 222. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. p. 81 seq.

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 10. Biographie générale. Tom. XXI. p. 643. Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 308.

rhythmischer Beziehung gelungenen Stellen nur vorübergehenden Beifall finden konnten und keinen Anspruch auf Beachtung in der Geschichte der italienischen Poesie machen dürfen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Bonifazio Maria), italienischer Theolog, im J. 1624 zu Venedig geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und trat früh in den Orden der Dominikaner. Er erwarb sich ebenso ausgebreitete als gründliche Kenntnisse in der Theologie und lehrte dieselbe nach der Beendigung seiner Studien und der Ablegung der vorgeschriebenen Gelübde in den Collegien seines Ordens. Seine Gelehrsamkeit verbunden mit einer ungewöhnlichen Gewandtheit in der Führung der ihm übertragenen Geschäfte brachte ihn bei den weltlichen Fürsten und geistlichen Würdeträgern in so hohes Ansehen, daß sie sich häufig seines Rathes und seiner Vermittelung bedienten; auch der Papst Innocentius XI. wählte ihn zur Lösung der schwierigen Aufgabe der Regulirung der klösterlichen Disciplin in Bologna. Er starb am 17. Febr. 1692 zu Venedig. Sein aus seinen Vorlesungen entstandenes Lehrbuch der Theologie (Cursus theologicus. Ferrariae 1693. fol. 3 Voll. und Venetiis 1697. fol. 3 Voll.) diente lange in den Collegien des Dominikanerordens als eine der vorzüglichsten Grundlagen des theologischen Studiums †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Ercole), gewöhnlich Ercole da Ferrara genannt, italienischer Maler aus der ferrarer Schule, im J. 1491 zu Ferrara geboren, war ein Schüler Lorenzo Costa's, den er aber in vielen Beziehungen und besonders in der Zeichnung übertraf, aber aus Bescheidenheit und aus Mistrauen in seine Fähigkeiten nicht verlassen wollte; vielleicht wäre er sogar nie selbstständig aufgetreten, wenn nicht dieser, als er von Bologna, wo sie zusammen arbeiteten, nach Mantua ging, ihm zurückzubleiben befohlen hätte, um die kaum begonnenen Fresken der Kapelle der Garganelli in der Kathedrale S. Pietro zu vollenden. Doch soll dieser Auftrag nicht die einzige Ursache der Trennung gewesen sein, sondern Costa soll gefühlt haben, daß er von seinem Schüler, der von den Kennern gesucht und nach mehren Orten berufen war, bereits übertroffen sei. Auf der einen Seite der Kapelle sollte der Gang unserer lieben Frau über das Gebirge, auf der andern Seite die Kreuzigung Christi dargestellt werden. Ercole, der vor Allem die Förderung der Kunst vor Augen hatte und weder Zeit noch Kosten sparte, um sich zu genügen, brauchte sieben Jahre, um die Malerei naß auf Kalk aufzutragen und noch weitere fünf Jahre um sie trocken zu übergehen, denn er unterbrach von Zeit zu Zeit diese Arbeit, um andere ihm aufgetragene Malereien in und außerhalb Bologna auszuführen, hegte aber auch die Absicht, den Fresken immer größere Vollkommenheit zu geben, was ihm ohne Zweifel gelungen wäre, wenn ihm nicht neidische Maler des Nachts die Entwürfe und Zeichnungen entwendet hätten, worüber er sich so sehr ärgerte, daß er Bologna verließ. Doch hatte er bereits ein Werk geliefert, um dessen willen man ihn den großen Meistern Mantegna, Pietro Perugino und jedem Künstler des alterthümlich neuen Styls gleichstellte; vielleicht, bemerkt Lanzi, war nicht einmal unter ihnen ein so reicher, harmonischer und ausgezeichneter Pinsel. Unter den zahlreichen, trefflich vertheilten Figuren herrschte die größte Abwechselung und kein Kopf war dem andern ähnlich; bei dieser Mannichfaltigkeit bewunderte man die schöne Erfindung, die correcte Zeichnung, das lebhafte Colorit, das Eigenthümliche der Trachten, die genaue Kenntniß der Verkürzungen und einen Ausdruck des Schmerzes, den man sich kaum denken kann. Die Soldaten waren vortrefflich und bewegten sich natürlicher und origineller als andere bis dahin gesehene Figuren. Bei dem Neubau der Kapelle am Anfange des 17. Jahrh. wurden diese kostbaren Fresken abgenommen und in dem Palaste Tanara eingemauert; hier blieben sie vernachlässigt, bis man sie in neuerer Zeit der Akademie der schönen Künste schenkte; diese wollte sie im J. 1844 auf Leinwand aufziehen lassen, das Unternehmen mislang aber so vollständig, daß sie der Vernichtung anheim fielen und für die Nachwelt verloren sind. Man kann überhaupt nur noch wenige Gemälde dieses Meisters nachweisen, denn diese waren nicht zahlreich, da er kein hohes Alter erreichte und nicht als freier Meister, sondern mehr als zaghafter Schüler arbeitete. Man findet zu Florenz im Palaste Pitti „die Ehebrecherin," ein Geschichtsbild, welches man lange mit großem Unrechte Mantegna zuschrieb, zu Ferrara ein Altarbild in S. Paolo, welches den heil. Sebastian, den heil. Petrus und den Evangelisten Johannes nebst den Schenkern darstellt, zu Cesena im Stadthause einige kleinere Bilder, zu Rom in der Galerie Corsini den heil. Georg zu Pferde, wie er den Lindwurm besiegt, und im Museum zu London eine Bekehrung des heil. Paulus. Zwei andere ihm zugeschriebene und durch die Lithographie bekannte Bilder in der Galerie zu Dresden, die Gefangennehmung des Heilands und die Kreuztragung, an welcher man besonders eine Frauengruppe bewundert, sind zwar ausdrucksvoll und in großem Style, aber in der Ausführung unvollkommen und gehören gewiß nicht Grandi, sondern einem weit älteren Meister an. Grandi soll kein regelmäßiges Leben geführt haben und starb in seinem 40. Jahre (1531), wie man sagt, an den Folgen seiner Ausschweifungen. — Man kennt noch einige Künstler, welche den Namen Grandi führen. Girolamo de Grandi, Zeichner und Maler von Ferrara, blühte in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., seine Lebensverhältnisse sind aber nicht näher bekannt. Man kennt eine „Krönung Mariä" auf einem Blatte, welches seinen Namen trägt und zu einer Folge von Holzschnitten mit Darstellungen aus der Passion gehört. Nach Grandi's Copie einer Composition von Michel Angelo in der Sextina schnitt Gaspare Ruina, ein italienischer Formschneider aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., „die

---

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 585.

†) *J. Echard* et *J. Quétif*, Scriptores Ordinis Praedicatorum recensiti. Tom. II. p. 730.

Erschaffung der Eva" in Holz. — Carlo Grandi, ein mittelmäßiger Kupferstecher, lebte um 1756 zu Rom; seine besten Arbeiten sind: „das Jesuskind in der Krippe," „die heil. Jungfrau sitzend, mit beiden Armen das Jesuskind haltend" und „der Karmeliter Angelo Paoli Almosen spendend." — Noch jünger ist Fernando Grandi, ein Kupferstecher, der das schöne Bild der Caritas stach, welches man Correggio zuschrieb, aber ein Werk Unterberger's sein soll. — Giovanni Girolamo Grandi, ein Bildhauer und Edelsteinschneider von Padua (1508—1560), fertigte kleine Bildwerke und getriebene Arbeiten in Gold und Silber. — Zu erwähnen ist auch noch Paulina Grandi, eine Malerin von Venedig, welche in der Mitte des 17. Jahrh. arbeitete und deren Figuren ihrer Lebhaftigkeit wegen gerühmt werden *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Francesco), italienischer Jesuit, von welchem man Nichts weiter weiß, als daß er am Anfange des 18. Jahrh. als ausgezeichneter Kanzelredner bekannt war und besonders zu Lucca und Mantua als Prediger wirkte. Zwei seiner Predigten, welche durch den Druck eine größere Verbreitung erlangten, nämlich: La politica umana senza Dio non hà fortuna (Lucca 1706. 4.; auch mitgetheilt in der Raccoltà di alcuni discorsi composti da alcuni oratori della Compagnia di Gesù. Napoli 1718. 12. Deca II. p. 274.) und L'uomo ammirabile e grande, panegirico in onore di San Felice da Cantalice Cappucino. (Mantova 1712. 4.; ebenfalls in die erwähnte Raccoltà. Deca IV. p 46. aufgenommen) gelten als Muster der geistlichen Beredsamkeit. — Ein ebenso angesehener Redner war Giuseppe Grandi, gleichfalls ein italienischer Jesuit, geboren am 17. Febr. 1727, welcher im J. 1760 in den Orden trat und nach der Unterdrückung desselben auf die Einladung des Kaisers nach Wien ging, wo er längere Zeit als Hofprediger mit großem Beifall thätig war und um das Jahr 1785 starb. Sein Handbuch der Religion (Cours abrégé de la Religion. Vienne 1780. 8. 2 Voll.) blieb, obschon es in den gebildeten Kreisen Anklang fand, unbeendigt †).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Giacomo), italienischer Arzt und Naturforscher, geboren im J. 1646 zu Gajato im Herzogthume Modena, erhielt seine Schulbildung zu Bologna und zu Venedig, wo sein mütterlicher Oheim Valente Gandolfi, Pfründner an der St. Marcuskirche, ihm Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache ertheilte, und widmete sich dann auf der Universität zu Padua der Arzneiwissenschaft. Nach der Beendigung seiner Studien und nachdem er die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, kehrte er nach Venedig zurück und wurde hier sogleich zum Prosector an dem neuen anatomischen Theater ernannt. Die Rede, welche er bei der Eröffnung desselben hielt (Orazione nel aperirsi il nuovo teatro d'anatomia in Venezia. Venezia 1671. 4.), zeugt von seiner Rednergabe und ist überdies für die Geschichte des Studiums der Anatomie in Italien nicht unwichtig. In diese erste Zeit seines Wirkens fallen auch seine Lobrede auf den berühmten italienischen Arzt Santorio (Elogio di Santorio. Venezia 1676. 4.); seine freilich nicht sehr gründliche Abhandlung, worin er die Wirklichkeit der allgemeinen Sündfluth durch das Vorhandensein der fossilen Seemuscheln an vielen vom Meere weit entfernten Orten (Sopra la verità del diluvio universale e sopra l'origine delle conchiglie que si trovano lontano dal mare. Venezia 1676. 4.) zu beweisen sucht [1]) und seine Bemerkungen über eine in einem frischen Hühnerei gefundene Schlange (Lettere nell'occasione di un serpente que fu trovato vivente entro un ovo fresco di polla. Venezia 1672. 4.). Nachdem er sechs Jahre die nicht sehr angenehme Stelle eines Prosectors versehen hatte, erhielt er seine Beförderung zum Professor der Anatomie und wurde alsbald von den Professoren seiner Facultät zum Syndicus des Collegiums der philosophischen Aerzte (Filosofi medici) und zum Rathe bei dem medicinisch-chirurgischen Collegium gewählt. Er war auch Mitglied der Akademie der Kalten (Accademia de' Gelati) zu Bologna und der Akademie der teutschen Naturforscher (Academia caesarea naturae curiosorum) unter dem Namen Seneca und einer der Stifter der Accademia Dodonea, welche in dem Hause des Procuratore Angelo Morosini ihre Sitzungen hielt. In den Denkschriften der Akademie der teutschen Naturforscher (Miscellanea curiosa) [2]) wurde auch seine Abhandlung über den Gebrauch des Spießglases in der Kosmetik der Alten, welche auch einzeln (Dissertatio epistolaris de כחל sive stibio ejusque usu apud antiquos in re cosmetica. Venetiis 1687. 4.) erschien, aufgenommen. Er erörtert darin die Stellen der heil. Schrift, in welchen von diesem Mineral die Rede ist, spricht von den verschiedenen Arten der Schminke und erklärt beiläufig auch die Eigenschaften des Nilwassers. Grandi war jedoch nicht nur ein guter Arzt, Anatom, Naturforscher und Mathematiker, sondern besaß auch in andern Fächern gründliche Kenntnisse. Ein Zeugniß seines antiquarischen Wissens gibt seine Antwort auf ein Schreiben Al. Pini's über Santa Maura und Prevesa, das alte Nicopolis in Albanien (Ripostà ad una lettera di Aless. Pini sopra alcune richieste intorno S. Maura e La Prevesa. Venezia 1686. 12.), welche sehr brauchbare Bemerkungen über die Geschichte und die alte Geographie des Peloponnes enthält. Sein poetisches Talent bewährt er in einem Gedichte in lateinischer Sprache auf die Entsetzung

*) L. Lanzi, Geschichte der Malerei in Italien, aus dem Italienischen von J. G. v. Quandt. Bd. 3. S. 200 fg. G. K. Nagler, Neues Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 330 fg. Desselben Monogrammisten. Bd. 2. S. 1014. Biographie générale. Tom. XXI. p. 639.

†) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. Vol. VI. (Liège 1861. 8.) p. 189.

1) Die Abhandlung findet sich in lateinischer Uebersetzung in dem Werke: Jo. Quirinus de fossilibus testaceis Musaei Septaliani et Jac. Grandius de veritate diluvii universalis. Venetiis 1691. 4.

2) Dec. II. An. 6. 1687. Append. p. 81. Einen Auszug gab Tenzel in seinen „Monatlichen Unterredungen" 1689. S. 490 fg.

Wiens und den Sieg J. Sobieski's über die Türken (Venetiis 1683. 4.). Im zweiten Bande der neuen Ausgabe von Giacomo Mazzoni's Werke Della difesa della comedia di Dante (Cesena 1688. 4. 2 Voll.) sind zwei Briefe Grandi's über die Lücken, welche sich in der Handschrift dieser Vertheidigung Dante's finden, abgedruckt, worin er sich auch als einsichtsvollen Kritiker zeigt; einer dieser Briefe behandelt auch die Stelle Homer's (XIV, 476), wo dieser Dichter von dem schneeähnlichen eisigen Reife (χιὼν ἠΰτε παχνὴ ψυχρή) spricht. Endlich haben wir dem Fleiße Grandi's eine treffliche Einleitung zu der Gesammtausgabe der sämmtlichen medicinischen Werke des berühmten Arztes Lazare Riviere (Opera omnia. Venetiis 1680. fol. u. öfter) zu verdanken. Dagegen werden ihm fälschlich zugeschrieben die unter dem Namen Aless. Tassoni von Apost. Zeno herausgegebenen Annotazioni sopra il vocabolario degli accadamici della Crusca (Venezia 1698. fol.), deren wirklicher Verfasser Giul. Ottonelli ist. Ebenso wenig gehören ihm an zwei von Satyre und Hohn strotzende lateinische Biographien Ant. Magliabecchi's und Giov. Cinelli's und eine Apologie Cecil. Fuoli's. Grandi stand mit vielen gelehrten und angesehenen Männern seiner Zeit, von denen nur Redi, Malpighi, Boyle, Ludolf, Baudrand und Volckamer genannt werden sollen, im Briefwechsel und genoß überhaupt allgemeine Achtung. An Venedig, wo seine meisten Freunde und Gönner wohnten, hielt er mit großer Vorliebe fest, obgleich man ihn durch sehr vortheilhafte Bedingungen nach Padua und Pisa zu ziehen suchte. Er starb am 11. Febr. 1691 zu Venedig. — Von einem andern Giacomo Grandi, welcher etwas später lebte, besitzen wir ein Werk über die Pferderacen (Merchi delle Razze de Cavalli. Venezia 1728. 8.). — Ein gleichzeitiger Arzt Lazzaro dei Grandi, welcher zu Mailand lebte, schrieb ein Werk über medicinische Geheimnisse (Alfabeto di Secreti medicinali e altri curiosi. Milano 1681. 8.), welches großen Beifall fand und mehre Auflagen erlebte[3]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Guido), italienischer Mönch und Mathematiker, am 1. Oct. 1671 zu Cremona geboren, stammte aus einer angesehenen und wohlhabenden Familie und erhielt eine den Verhältnissen derselben entsprechende sorgfältige Erziehung und Ausbildung. Seine Lehrer weckten in ihm früh die Liebe zu den Wissenschaften und er scheint nur den Mönchsstand gewählt zu haben, um den Studien ungestörter obliegen zu können. Er trat in seinem 16. Jahre zu Ravenna in den Orden der Camaldulenser und vertauschte bei der Ablegung des Gelübdes seinen Taufnamen Francesco Lodovico mit dem Klosternamen Guido. Die in den Collegien seines Ordens übliche Lehrweise, welche noch unbedingt den alten scholastischen Ansichten folgte, wollte ihm indessen nicht behagen und er stiftete, um derselben kräftiger entgegentreten zu können, unter den jungen Mönchen einen Verein, dem er den Namen Akademie der Streitenden (Accademia de' Certanti) beilegte, wodurch er schon die ihm angeborene und ihn während seines ganzen Lebens nie verlassende Kampfluft kund gab. Er fand schon damals bei der Erforschung der Geschichte des Camaldulenserordens sehr Vieles, was ihm unsicher oder unwahr und fabelhaft erschien, hielt es aber nicht für rathsam, jetzt schon mit seiner Kritik hervorzutreten, sondern übte dieselbe lieber an der Aristotelischen Philosophie, welche damals in den italienischen Schulen noch als einziges Orakel galt. Er erregte dadurch zwar das Misfallen der meisten am Alten hängenden Lehrer, fand aber doch auch bei Vielen, welche einsahen, daß die Fortschritte der Wissenschaften nicht unbeachtet bleiben können, so großen Anklang, daß man ihn im J. 1696 zum Professor der Theologie und Philosophie an dem Collegium der Camaldulenser zu Florenz ernannte. Unter den Philosophen entsprach keiner so vollkommen seinen Ansichten als Descartes und er ward auch hauptsächlich durch dessen Schriften veranlaßt, sich den exacten Wissenschaften zuzuwenden, durch welche er sogar das Dasein Gottes und die Wahrheit der christlichen Religion beweisen zu können glaubte. Durch unablässiges Studium der Mathematik, wozu sich ihm zu Rom, wohin er als Lehrer versetzt worden war, die erwünschte Gelegenheit bot, brachte er es in wenigen Jahren dahin, daß er eine neue Lösung des Problems Vicenzo Viviani's über die Bildung und Maßbestimmung der Gewölbe (Geometrica Demonstratio Vivianeorum Problematum circa formationem ac dimensionem cujusvis regularis architectorum fornicis, addita etiam appendice de geometrica quadratura infinitarum partium curvae superficiei conicae variorumque fornicum ex iis compositorum. Florentiae 1699. 4.) wagen konnte, welche ihm nicht nur den Beifall dieses berühmten Mathematikers erwarb, sondern ihm auch schnell einen großen Ruf verschaffte und seine Ernennung zum Professor der Philosophie zu Pisa, welche schon im J. 1700 erfolgte, vorbereitete. Grandi, welcher in diesem Versuche weit mehr gibt, als der Titel verspricht, und noch manche geometrische Curiositäten mittheilt, warf sich jetzt mit erneutem Eifer auf die Mathematik und ließ mehre in dieses Fach schlagende Schriften schnell nach einander folgen. Seine Beweisführung für die Lehrsätze des Mathematikers Chr. Huygens über die logarithmischen Curven (Geometrica demonstratio theorematum circa logisticam seu logarithmicam. Florentiae 1701. 4., auch in Huygens' Opera posthuma. Amstelod. 1724. 4.), welche von diesem ohne Beweise aufgestellt waren, geben ein um so mehr anerkennungswerthes Zeugniß von seinem geometrischen Wissen, da ihm die jetzige Methode, welche diese Arbeit sehr erleichtert, noch nicht zu Gebote stand. In seinem Werke über die Quadratur des Cirkels und der Hyperbel (Quadratura circuli et hyperbolae per infinitas hyperbolas et parabolas geometrice exhibita. Pisae 1703. 8.) stellt

3) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1574 fg. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 291. Biographie générale. Tom. XXI. p. 640.

er den Satz auf, das 0 + 0 + 0 . . bis ins Unendliche eine endliche Größe gebe; der bekannte Gelehrte Alessandro Marchetti, wahrscheinlich mehr durch Eifersucht als durch einen andern Beweggrund getrieben, bezeichnete diese nur sonderbare Behauptung als der Religion und der Kirchenlehre gefährlich, während Andere darin eine Erklärung des Geheimnisses der Schöpfung zu finden glaubten. Grandi nahm diese Aeußerung Marchetti's sehr übel auf und schrieb sehr beißende Dialoge (Dialoghi circa la controversia eccitatagli contro dal sig. dot. Alessandro Marchetti. Lucca 1712. 4.) gegen ihn, worauf dieser ebenso gereizt antwortete und der gelehrte Streit hätte ohne den Tod des letzteren (1714) noch lange kein Ende genommen, da beide gleich verbissen um ein Hirngespinnst kämpften. Mit ebenso großer Heftigkeit suchte Grandi in seiner Abhandlung: De infinitis infinitorum infiniteque parvorum ordinibus (Pisae 1720. 4.) die mehr als unendlichen Größen des englischen Mathematikers John Wallis gegen den scharfsinnigen französischen Geometer Pierre Varignon zu vertheidigen, obschon er Unrecht hatte und alle Sachkundige übereinstimmen, daß die angeblich mehr als unendlichen Räume nur endliche, aber negative und im entgegengesetzten Sinne genommene Räume sind. Vortreffliche Bemerkungen enthalten dagegen seine Betrachtungen über die Bewegung schwerer Körper auf einer geneigten Ebene (Considerazioni circa il moto de' gravi per il piano inclinato. Pisa 1710. 4.) und die Abhandlung über die Natur und Eigenschaften des Schalles (De natura et proprietatibus soni, in den Philosophical Transactions 1709. p. 270), durch welche er Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London wurde [1]). Ueberhaupt nahm er Theil an der Erörterung aller wichtigen Fragen, welche in dem mathematischen Fache von seinen Zeitgenossen aufgeworfen wurden und stand mit Leibnitz, Newton, Bernoulli, Baglivi und andern berühmten Männern in fortwährendem Briefwechsel. Dabei fand er noch Zeit genug, auf seine früheren Studien über die Geschichte seines Ordens zurückzukommen, und erregte durch die Veröffentlichung seiner Forschungen (Sejani et Rufini Dialogus de laderchiana historia S. Petri Damiani. Parisiis 1705. 4. und Dissertationes Camaldulenses, in quibus agitur de institutione Ordinis Camaldulensis, de aetate S. P. Romualdi, de visione scalae et habitus mutatione praetensa et de S. Petri Damiani et Avellenitarum Instituto Camaldulensi; obiter etiam multa ecclesiasticae et profanae historiae loca illustrantur et corriguntur. Luccae 1707. 4.) großes Aufsehen. Die unehrerbietige Sprache über die Heiligen der Camaldulenser reizte insbesondere die Empfindlichkeit seiner Ordensgenossen und sie nahmen ihm nicht nur seine Stelle als Abt in dem St. Michaelskloster zu Pisa, sondern vertrieben ihn auch aus demselben; der Großherzog von Toscana, Cosmo III., sein Gönner, vermittelte jedoch den Streit und führte durch seinen Einfluß eine Aussöhnung herbei. Grandi entsagte, als er endlich im J. 1714 zum Professor der Mathematik an der Universität zu Pisa ernannt wurde, allen theologischen Streitigkeiten und befaßte sich fortan nur noch mit seinem Fache, in welchem er aber jede seinen Ansichten nicht entsprechende Aeußerung heftig bekämpfte und seinen Gegner gewöhnlich nicht los ließ, bis der Tod ihn befreite; der Streit mit dem Mathematiker Vitale Giordani über die Bewegung der Erde ließ ihn sogar nach dessen Hinscheiden (1691) noch nicht ruhen und er suchte dessen Behauptungen durch Aufstellung einer neuen Theorie (Sistema del mundo terraqueo geograficamente descritto. Venezia 1716. 4. 2 Voll.) zu widerlegen. In diese Zeit fallen auch seine Abhandlungen über den Widerstand (Trattato delle resistenze, in Galilei's Opere. Firenze 1718. 4. Tom. II., worin man auch noch einige andere Aufsätze Grandi's findet), über die Bewegung des Wassers (Del movimento delle acque, trattato geometrico, in der Raccoltà d'autori che trattano del moto dell'acque. Firenze 1723. 4. 3 Voll.) und über die Kegelschnitte des Apollonius von Perga (Compendio delle sezioni coniche d'Apollonio, con aggiunta di nuove proprietà delle medesime sezioni. Firenze 1722. 12.). Im J. 1723 überreichte Grandi der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London eine Schrift (Florum geometricorum manipulus. Florentiae 1723. 4.), worin er gewisse durch ein geometrisches Verfahren in einem Kreise oder auf einer Kugeloberfläche beschriebene Curven erörtert. Die ersten nennt er Rhodoneen, wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer Rose, die andern Clelien zu Ehren der Gräfin Clelia Borromei, weil diese, wie er sagt, im Stande war, den Wohlgeruch eines geometrischen Blumenstraußes zu würdigen. In einer verbesserten und erweiterten Umarbeitung dieses Buches (Flores geometrici ex rhodonearum et claeliarum descriptione resultantes, quos una cum novi expeditissimi Mesolabii auctario. Florentiae 1728. 4.) beschreibt er eine neue Art von Mesolabium, dessen Erfindung allein ihm schon einen ehrenvollen Namen in der Wissenschaft sichern würde. Sein Ruf hatte sich indessen schon weit über die Grenzen seines Vaterlandes verbreitet und man versäumte nie, bei wichtigen, in sein Fach schlagenden Angelegenheiten seinen Rath einzuholen. So folgte man seinen Vorschlägen bei den Maßregeln, welche zur Verhütung der durch den Reno veranlaßten Ueberschwemmungen genommen werden mußten, und es gelang ihm, den zwischen den Bewohnern von Bologna und Ferrara über die nöthigen Vorkehrungen entstandenen Zwistigkeiten zu schlichten. Zur Belohnung seiner Bemühungen erhielt er die Stelle eines Oberaufsehers über das Wasserbauwesen in Toscana, auch befahl der Papst, ihm die früher entzogene Abtei St. Michael wieder zurückzugeben. Obschon sein Amt und seine Professur seine Zeit vielfach in Anspruch nahmen, so fand er doch noch Muße genug, die Ergebnisse seiner Forschungen in fleißig gearbeiteten Schriften

1) Vergl. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des musiciens. Tom. IV. p. 82.

niederzulegen. Dahin gehören seine Abhandlung über den Kegelschnitt (Sectionum conicarum synopsis. Neapoli 1737. 8.); sein Brief über den Nutzen einer Sternwarte auf Universitäten (Lettera al Sig. senatore Pier-Francesco Ricci sopra il benefizio d'una specula astronomica in una università in Ang. Calogera's Raccoltà d'opuscoli scientifici e filologici. Venezia 1728 seq. 12. Tom. XX.) und seine Lehrbücher der Mechanik, der praktischen Arithmetik und der Geometrie (Instituzioni meccaniche. Firenze 1739. 8. Instituzioni di aritmetica practica. Ibid. 1740. 8. Instituzioni geometriche. Ibid. 1741. 8. und Elementi geometrici piani e solidi. Venezia 1759. 8., welche letztere erst nach seinem Tode erschien). Neben diesen mit seinem Lehramte zusammenhängenden Arbeiten wandte Grandi seine Aufmerksamkeit auch andern Fächern zu, wie sein Schreiben über den Ursprung der italienischen Sprache (Epistola ad Virginium Valsecchium, in Muratori's Antiquitates Italicae) und seine Abhandlungen über die vielbesprochene Pandektenhandschrift zu Pisa (Epistola de Pandectis. Pisae 1724. 4. Nov. ed. ibid. 1727. 4. Vindiciae pro Epistola. Pisae 1728. 4. und Nuova disamina della storia delle Pandette Pisane e di chi prima la ramentava. Faenza 1730. 4.) zur Genüge beurkunden. In den letzteren suchte er zu beweisen, daß Pisa die bei der Eroberung von Amalfi im J. 1137 entdeckte berühmte Pandektenhandschrift besitze und daß diese die zuverlässigste der noch vorhandenen sei. Obschon Andere diesen Vorzug der florentinischen zugestehen, so hat doch Grandi, ohne Jurist zu sein, auf Vieles aufmerksam gemacht, was selbst die berühmtesten Rechtslehrer der neuesten Zeit dankend anerkannten[2]). Grandi, welcher sich stets einer guten Gesundheit erfreute, wurde in Folge seiner allzugroßen geistigen Anstrengung in den beiden letzten Jahren seines Lebens von einer solchen Körperschwäche befallen, daß er sein Gedächtniß fast vollständig verlor und zu jeder Arbeit unfähig war. Er starb am 4. Juli 1742 zu Pisa. Zwei Biographien, die eine von einem Ungenannten (Memorie per servire alla vita del abbate Grandi. Massa 1742. 4.) und die andere von seinem Schüler Giovanni Maria Ortes (Vita de Padre D. Guido Grandi, abbate Camaldolesse. Venezia 1744. 8), welche ebenfalls ohne den Namen des Verfassers erschien, rühmen seine Verdienste nach Gebühr. Eine Sammlung seiner sämmtlichen Schriften in 44 Bänden, welche sein Ordensgenosse Ambrogio Soldani zu einer nicht zu Stande gekommenen Gesammtausgabe vorbereitet hatte, befindet sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Pisa[3]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIDIER (Cornelius), Arzt, geboren zu Cassel am 20. Febr. 1757, studirte Medicin in Göttingen und dann in Rinteln, wo er auch 1784 promovirte. Er ließ sich dann in Cassel nieder, wurde 1787 Landphysicus der casseler Aemter, 1801 Mitglied des Collegium medicum und Hofrath, 1821 Director des Obermedicinalcollegiums, aber schon 1824 wurde er auf sein Ansuchen in Ruhestand versetzt. Grandidier hatte Antheil an dem von Piderit herausgegebenen Dispensatorium electorale Hassiacum. 1806 und war Herausgeber von: Repertorium über die kurh. Medicinalgesetze Cassel 1814. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRANDIDIER (Philippe André), französischer Historiker, am 9. Nov. 1752 zu Strasburg geboren, war der Sohn wohlhabender und angesehener Aeltern und zeichnete sich schon in früher Jugend durch rastlosen Fleiß und durch eine seltene Vorliebe für das Studium der Geschichte aus. In seinem zehnten Jahre hatte er bereits für seinen eigenen Gebrauch einen Abriß der römischen Geschichte und ein Handbuch der Mythologie verfaßt, welche Arbeiten sich des Beifalls seiner Lehrer erfreuten und ihm die ermunternde Unterstützung angesehener Gönner erwarb, unter denen sich auch der Cardinal Prinz Constantin, Fürstbischof von Strasburg, befand. Nachdem er in seinem 13. Jahre seine Gymnasialstudien beendigt hatte, entschied er sich für den geistlichen Stand, da er aber noch weit von dem zum Empfang der Weihen nöthigen Alter entfernt war, so beschloß der Bischof, welcher durch Wohlthätigkeitssinn und Wissen über viele seiner Zeitgenossen, welche kirchliche Würden bekleideten, hervorragte, den vielversprechenden jungen Mann auf eine seinen Talenten und Neigungen entsprechende Weise zu beschäftigen, was er am besten dadurch thun zu können glaubte, daß er ihn verwendete, um die in einem trostlosen Zustande befindlichen bischöflichen Archive zu ordnen. Grandidier entledigte sich dieses Auftrages mit solchem Eifer und Geschick, daß er im J. 1771 zum Archivar des Bisthums Strasburg ernannt wurde. Er hatte indessen fleißig die ihm dargebotene Gelegenheit benutzt, um die Geschichte seines Bisthums aus den Quellen zu studiren und beschloß die Ergebnisse seiner Studien in einer ausführlichen Geschichte des Bisthums darzulegen. Aber nur die beiden ersten bis zum Jahre 965 reichenden Bände dieses Werks (Histoire de l'évêché et des évêques de Strasbourg. Strasb. 1777—1778. 4. 2 Voll.), welches auf acht Bände berechnet war, wurden gedruckt, da sie einen drohenden Sturm seiner Standesgenossen in der Diöcese gegen ihn hervorriefen. Man konnte ihm nicht verzeihen, daß er die Unechtheit und Lächerlichkeit mehrer alten Legenden klar bewiesen und verschiedene päpstliche Bullen, auf welche die Geistlichkeit der Diöcese ihre Vorrechte gründete, geradezu als untergeschoben erklärt hatte. Dazu kam noch der Tod seines Gönners, des Fürstbischofs Constantin, denn dessen Nachfolger, der durch die berüchtigte Halsbandgeschichte bekannte Cardinal von Rohan, entzog dem Verfasser jede früher dem Werke geleistete Unterstützung. Am meisten kränkten ihn aber die Angriffe des Klerus, der seinem Aerger in gehässigen Flugschriften Worte verlieh und besonders seine religiöse Gesinnung zu verdächtigen suchte.

2) Vergl. Fr. C. v. Savigny, Gesch. des Römischen Rechts im Mittelalter. Bd. 3. S. 462. 3) Vergl. *Ang. Fabroni*, Vita Italorum doctrina excellentium. Vol. VIII. p. 186 seq. *J. F. Montucla*, Histoire des mathématiques. Tom. III. p. 7 seq. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 292 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 642. *Tipaldo*, Biographia degli Italiani illustri. Tom. VII. p. 480.

Selbst der Beifall des Papstes Pius VI., welcher ihm zur Belohnung seines wissenschaftlichen Eifers das päpstliche Kreuz mit der Umschrift: Virtutis, scientiae, laboris praemium überreichen ließ, vermochte ihn nicht zu beruhigen und der Kummer zog ihm eine heftige Krankheit zu, von der er sich nur schwer erholte. Nach seiner Genesung faßte er zwar den Entschluß, sich nie mehr mit historischen Forschungen zu befassen, die ihm angeborene Neigung erhielt bald wieder die Oberhand und so erschien er alsbald wieder auf dem literarischen Kampfplatze mit dem Mémoire sur l'état ancien de la ville de Strasbourg (Strasb. 1778. 4.), dem Mémoire pour servir à l'histoire des poëtes du XIII[e] siècle, connus sous le nom de Minnesinger und der Notice sur la vie et les ouvrages d'Ottfrid, poëte allemand (in der Bibliothèque du Nord, année 1778); neuen Verdruß bereiteten ihm wieder seine Essais historiques et topographiques sur l'église cathédrale de Strasbourg (Strasb. 1782. 8.). Kleinliche Verfolgungen und Verleumdungen konnten ihn aber jetzt in seinem Streben nicht mehr irre machen, da er des Beifalls und der Achtung aller gelehrten und unparteiischen Männer gewiß war. Auch seine Mitbürger gaben allmälig ihr Vorurtheil gegen ihn auf und überdies wurde er zur Anerkennung seiner Verdienste nach und nach zum Pfründner des hohen Chores am Münster, zum Obervicar des Bisthums Boulogne, zum apostolischen Protonotar und zum Historiographen von Frankreich ernannt und viele Akademien Frankreichs und Teutschlands beeilten sich, ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Der von ihm zu den von Walter gestochenen Vues pittoresques de l'Alsace (Paris 1785, sept livraisons in 4.) gelieferte historische Text fand großen Anklang, wodurch er bewogen wurde, das von ihm gesammelte reiche Material zu einer Geschichte des Elsasses zu verarbeiten. Der Prospectus, welcher im J. 1785 ausgegeben wurde, erregte die größten Erwartungen, welche auch durch das Werk selbst vollständig gerechtfertigt wurden. Leider wurde aber das Werk, nachdem der erste Band (Histoire ecclésiastique, militaire, civile et littéraire de la province d'Alsace. Strasb. 1787. 4. Tom. I.) nebst einem die Urkunden enthaltenden Stücke des zweiten Bandes gedruckt war, unterbrochen, indem der Verfasser, welcher durch übertriebene Arbeit seine Gesundheit untergraben hatte, auf einer Reise am 11. Oct. 1787 in der Abtei Lucelle einer hitzigen Krankheit im 35. Lebensjahre unterlag. Das erwähnte Werk soll im Manuscripte gänzlich vollendet gewesen sein, der erschienene erste Band enthält die Geschichte des Elsasses unter den Celten und Römern bis auf Clodwig und behandelt den Stoff in gefälliger und bequemer Fassung, ohne deshalb weniger gründlich zu sein, als die früheren Schriften desselben Inhaltes, was Grandidier leicht war, da er auf den Schultern des gelehrten Schöpflin stehen konnte, obschon es ihm ebenso wenig an umfangreichem Wissen und historischem Scharfsinn fehlte. Wie unermüdlich er im Einsammeln des Materials war, welches er später noch zu bearbeiten beabsichtigte, beweist sein handschriftlicher Nachlaß, aus welchem später noch mehre Monographien herausgegeben wurden, nämlich die Geschichte des Lièvrethales (Histoire de la Vallée de Lièvre. Sainte-Marie-aux-Mines 1810. 8.) und die Uebersicht der Geschichte der Stadt Sulz (Notice historique sur l'état ancien de la ville de Sultz, département du Haut-Rhin, mise au jour par M. Méglin. Strasb. 1817. 8.). Außer den größeren Schriften lieferte Grandidier auch viele Aufsätze in verschiedene Zeitschriften Frankreichs und Teutschlands, von denen hier besonders die Notice sur Séb. Brandt (in dem Journal des Savants, Decembre 1788) und die Lettre sur l'origine des francs-maçons in des Marquis de Luchet Essai sur la secte des illuminés zu erwähnen sein dürften; auch sendete er fleißig Beiträge zu der Germania sacra und zur neuen Ausgabe des Lebens der Heiligen von Godescard. In der Handschrift hinterließ er zum Druck fertig einen Nekrolog der berühmten Männer und Gelehrten des Elsasses, ein Brevier zum Gebrauch der Diöcese Strasburg, ein Gedicht La Dohomacie und Mémoires sur l'origine et les progrès de la lèpre, welche letzteren ihres wichtigen Inhaltes wegen wol veröffentlicht zu werden verdienten. Durch Grandidier's Tod verlor Frankreich jedenfalls einen seiner gründlichsten Historiker, dessen Verdienste in Teutschland bereitwilliger anerkannt wurden als in seinem Vaterlande. Ein teutscher Beurtheiler [1]) seiner Leistungen sagt von ihm: „Ein frühzeitiges Genie, ganz für Geschichte geboren, mit kritischem Forschungsgeiste, mit der trefflichsten Darstellungsgabe, mit Leichtigkeit und Klarheit im Vortrage ausgerüstet und mit einem seltenen Glück in Auffindung ungedruckter Urkunden begleitet, leistete er schon von seinem 19. Jahre an mehr als manche historische Graubärte." Daß übrigens seine Verdienste von seinen späteren Landsleuten mehr nach Gebühr gewürdigt wurden, als von den mit ihm lebenden, beweisen die nach seinem Tode erschienenen Versuche, seine einfachen Lebensschicksale und seine mannichfaltigen wissenschaftlichen Bestrebungen darzustellen, von Ph. Grappin (Éloge historique de M. l'abbé Grandidier. Strasb. 1788. 12.) und von L. Spach (Éloge historique de Grandidier. Colmar 1851. 8.) [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANDIER (Urban), achtbarer, zu Sablé wohnhafter Aeltern Sohn, erwählte sich den geistlichen Stand und verdankte den Vätern der Gesellschaft Jesu die Pfarre zu S. Pierre du marché zu Loudun, neben welcher er auch ein Kanonicat an der dasigen Stiftskirche zum heil. Kreuz erhielt. Daß diese Pfründen einem Auswärtigen verliehen worden, sahen mehre Geistliche in

1) In der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung. 1788. Nr. 233. 2) Vergl. außer diesen beiden Biographien: Fr. C. G. Hirsching, Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen. Bd. 2. Abth. 2. S. 140. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 294. (Nouv. Ed. Tom. XVII. p. 333.) *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 445. Biographie générale. Tom. XXI. p. 644.

Loudun sehr ungern, und der Bevorzugte wurde ihnen sofort ein Gegenstand der Abneigung. Diese fand reichliche Nahrung in der Betrachtung von Grandier's Persönlichkeit. Einer der Charaktere, die überall, wo sie sich finden mögen, von der Natur zum Herrschen bestimmt erscheinen, verband er mit großem Talent eine seltene Willenskraft, und eine reiche Ader des Lebens hatte in ihm unverhohlen Gestalt gewonnen. Als ausgezeichneter Prediger hatte er schon um deswillen der Neider nicht wenig; vorzüglich grollte man ihm über eine Predigt, gehalten, um von dem Misbrauche eines privilegirten Altars abzumahnen. Ein fester, eindringlicher Geist gab in allen seinen Aeußerungen sich kund; ein Phänomen wurde er der kleinen Stadt. Aber ihm fehlte der religiöse und ethische Grund, über dem diese Anlagen sich entwickeln konnten. Ein starker Hang zur Wollust war ihm als Zugabe angeboren und wurde bald vollständig sein Meister. Sechzig unbescholtene Zeugen haben in seinem spätern Processe über die vielen Ehebrüche, Inceste, Sacrilegien und andere Gottlosigkeiten, die er in seiner Kirche, in der Nähe des Sacraments, ohne Unterschied der Tageszeit, zu jeder Stunde und in jedem Augenblicke verübt, rechtskräftiges Zeugniß abgelegt. Da Grandier diese Licenz vor seinem Gewissen beschönigen wollte, schrieb er eine Abhandlung gegen das Cölibat, die man neben verschiedenen obscönen Gedichten bei Untersuchung seiner Papiere fand. Die Aeltern, deren Töchter, die Männer, deren Frauen er verführte, wurden ihm zum Aeußersten gehässig. „Grandier se fit un ennemi puissant de Trinquant, procureur du roi à Loudun, dont il fut soupçonné d'avoir séduit la fille: une intime amie qui demeuroit avec elle, voulut bien cacher cette aventure, et se charger elle-même de la maternité; mais le public n'en voulut rien croire.“ Als wären der Feinde noch nicht genug, gewann er vor dem Officialat zu Poitiers gegen den Priester Mounier von Loudun einen Proceß, einen zweiten gegen sein eigenes Stiftscapitel. Eine mächtige Partei bildete sich, ihn zu verderben, oder wenigstens ihn zu nöthigen, daß er die Provinz verlasse. „Le promoteur de Poitiers donna une plainte contre lui, et l'accusa de crimes graves, vie licencieuse, impiété et profanations; l'évêque rendit une sentence qui le condamnoit à jeûner, au pain et à l'eau, tous les vendredis pendant trois mois; il l'interdit a divinir dans le diocèse de Poitiers pour cinq ans, et dans la ville de Loudun pour toujours.“ Der Haft entlassen, appellirte er an das Parlament zu Bordeaux und an den dasigen Erzbischof als den Metropoliten. „Sur l'appel, comme d'abus, le parlement renvoya l'affaire en la sénéchaussée de Poitiers, et par sentence de ce tribunal Grandier fut renvoyé absous, quant à présent (ab instantia).“ Bei Gelegenheit eines Besuches, seiner Abtei S. Jouin abgestattet, nahm der Erzbischof von Bordeaux die Sache vor; er annullirte den Spruch des Officials von Poitiers, hob die Interdiction auf und erklärte den Grandier der Anklage ledig, doch den Rath ihm ertheilend, daß er seine Beneficien vertausche. Statt dessen zog Grandier triumphirend, einen Lorbeerzweig in der Hand, zu Loudun ein. Sofort belangte er einen der reichsten Einwohner, Dutribaut, der ihn insultirt hatte, und der Mann wurde bruit Arrêt des pariser Parlaments monirt und getadelt. Grandier schickte sich auch an, die Denuncianten, sowie seine heimlichen Gegner zu verfolgen, von ihnen dommages intérêts zu fordern. So wurde er der Tyrann des Ortes, Gegenstand der Furcht und des Schreckens für die Schwachen und eines unversöhnlichen Hasses für die Starken. Während in solcher Weise die Katholiken ihm abgeneigt waren, hatten die Hugenotten für ihn Partei genommen. Loudun mit seiner Burg war in früheren Zeiten ihr Waffenplatz gewesen, und viele der dort noch seßhaften Calvinisten urtheilten nicht ohne Grund: Grandier nach seiner innersten Ueberzeugung gehöre ihnen an, und nur der unvermeidliche Verlust seiner Pfründen halte ihn ab, offen zu ihnen überzutreten. Sie nahmen daher ohne Bedenken Partei für ihn; freilich in Zeiten, wo ihrer Confession Stärke gebrochen und Richelieu den eisernen Scepter schwang, gefährliche Bundesgenossen. Von der andern Seite wuchs die Thätigkeit in dem Bestreben, den Sturz des Gehaßten herbeizuführen. Ein Kloster des damals noch neuen Ordens der Ursulinen war seit 1626 in Loudun entstanden. Vierzehn Mädchen, alle von guten Familien, adelige und unadelige, insgesammt unbescholtenen Lebens, hatten in einem Hause sich zusammengethan und fristeten, unter der Leitung eines Directors, bei ihrer Armuth den Bestand der Genossenschaft durch das von ihnen angelegte Pensionat. Die Sache war in den gewöhnlichen Geleisen in diesem beginnenden Kloster fortgegangen, da starb der Director; Grandier, im Vorschlag zur Nachfolge, wurde von der révérende mère verworfen und statt seiner Mignot, einer der Gegner Grandier's, von dem Convent gewählt. Das Kloster war etwas früher durch nächtlichen Spuk oder, wie die Gegner sagten, durch den Muthwillen einiger Pensionisten beunruhigt worden: „quelques-unes de ces jeunes filles se divertirent à contrefaire les revenans; le bruit s'en répandit bientôt dans la ville. Moussaut, confesseur de cette communauté, instruit du secret de ce badinage, ne s'y opposa point; il espéroit faire servir cet évènement à l'exécution de ses desseins. Les esprits qui avoient commencé à faire des malices sans conséquence, devinrent des diables, et s'avisèrent d'aller se nicher dans le corps des religieuses, et bientôt on annonça que ces filles étoient possédées par sortilège et maléfice, par l'opération de Grandier. Les esprits étoient disposés à y croire; d'ailleurs ceux qui gouvernoient les ursulines de Loudun leur présentoient des motifs d'intérêt et de piété, pour les faire entrer dans leurs vues; c'étoit, disoient-ils, une action méritoire auprès de Dieu, de perdre un prêtre hypocrite et débauché, l'opprobre de son état, le scandale de la religion; leur propre intérêt les y engageoit: malheureuses victimes de la scélératesse d'un homme, et de la malice des dé-

mons, elles devoient, disoit-on, s'attendre à recueillir d'abondantes aumônes.“ Es ergaben sich unter den Nonnen bedenkliche Zeichen, die man im Ursprunge für Symptome weiblicher Krankheit hielt und in der Stille zu beseitigen suchte. Die Zeichen mehrten sich und wurden auffallender; man fand sich veranlaßt, die Aerzte zu entlassen und Exorcisten zu Hilfe zu rufen. Dunkle Gerüchte durchflogen die Stadt, bald glaubte man den eigentlichen Thatbestand zu wissen; 14 Nonnen zeigten sich besessen, die Leute nahmen ihre Kinder zurück, und während Mangel und Noth bei den Klosterfrauen einkehrten, galten sie den Einen als solche, die von Gott verlassen, den Andern als Närrinnen und hysterische Visionaire. „La possession des religieuses de Loudun devint bientôt un spectacle pour toute la ville, on accouroit voir leurs convulsions: elles parloient latin, faisoient beaucoup de choses extraordinaires et dans leurs accès, elles disoient hautement que c'étoit Grandier qui étoit l'auteur de leur possession.“ Monate lang wollten die Nonnen den Fürchterlichen allnächtlich an ihren Betten gesehen haben, unaufhörlich ihnen Böses zumuthend; ihre Aussagen fanden Glauben, zumal als man sah, daß sie in der bittern Armuth unbescholten blieben und alle Pflichten ihres Standes mit Eifer und Genauigkeit erfüllten. Im Exorcismus wurde Grandier einstimmig von den Geistern als derjenige genannt, von welchem die Besessenheit ausgehe. In die Massen der Leidenschaften, von welchen die Stadt erfüllt war, war der zündende Funke geworfen. Alle nahmen für oder gegen die Obsession Partei; Grandier und seine nähern Anhänger blieben begreiflicher Weise nicht müßig und gewaltige Gährung regte sich in der kleinen Stadt. Sie wurde noch erhöht durch die Ankunft des Staatsraths Laubardemont und dessen Auftrag, die Burg in Loudun schleifen zu lassen. „Mignon et tous ceux de son parti l'allèrent voir, et lui insinuèrent que Grandier étoit l'auteur de la Cordonnière de Loudun (c'étoit une satire qui paroissoit lors contre la naissance, la famille et le ministère du Cardinal). Les capucins se joignirent à Mignon, dirent la même chose à Laubardemont, l'écrivirent au Père Josef, et que s'étoit ce même prêtre qui avoit osé autrefois lui disputer le pas, prétendant qu'en qualité de premier ecclésiastique du Loudunois il devoit précéder l'évêque de Luçon, qui n'étoit pas dans son diocèse. Sitôt que Laubardemont et le Père Josef eurent écouté les plaintes contre Grandier et parurent favoriser Mignon, tous les diables que l'archevêque de Bordeaux avoit chassés se réveillèrent et revinrent accompagnés de plusieurs autres. Le couvent même fut trop petit pour les contenir, quoique sept ou huit d'entr'eux logeassent dans le corps d'une seule religieuse. Plusieurs filles de la ville, c'est-à-dire seulement celles que Mignon confessoit, furent possédées, obsédées ou maléficiées. Les noms de ces diables et leurs qualités se trouvent dans la Démonomancie de Loudun, imprimée en ce temps-là. Laubardemont, créature du Cardinal, eut de quoi faire sa cour à merveille auprès de Son Eminence, qui ne pardonnoit pas même le soupçon d'une injure; on fut étonné de le revoir promptement à Loudun avec une ample commission portant tout pouvoir contre Grandier. Sans aucune information il l'envoya dans le château d'Angers, se saisit de tous ses papiers, où il ne trouva qu'un traité contre le célibat des prêtres. On commença les procédures du procès, on entendit sans distinction tous ceux qui voulurent parler, diables et autres; la mère et le frère de Grandier donnèrent des causes de récusation, prirent à partie Laubardemont, appelèrent au parlement. Laubardemont se moqua de tout, aussi bien que l'évêque de Poitiers et son official; ils passèrent outre, sans garder aucune forme de justice. Laubardemont retourna à Paris prendre de nouvelles mesures avec le Cardinal et le Père Josef, apporta un arrêt du conseil qui autorisa tout ce qu'il avoit fait et cassa les autres procédures. Ce commissaire voulut néanmoins donner un air de vérité à la possession; on séquestra toutes les religieuses, mais elles furent toujours mises sous la conduite de Mignon, de Barré et de leurs adhérans. L'évêque de Poitiers parut encore sur la scène; ce fut pour rejeter les exorcistes qu'avoit donnés l'archevêque de Bordeaux; il nomma à leur place des Récolets, des Carmes, des Capucins, envoyés par le Père Josef avec de grands desseins; ils avoient pour but d'établir cette proposition qui se trouve dans les livres de leur fameux Père Tranquille: „„„que le diable duement exorcisé est contraint de dire la vérité,“““ et par là ils prétendoient prouver incontestablement la présence corporelle de Jésus-Christ au sacrement et les autres dogmes de l'Église. Mais ils espéroient surtout que cela leur donneroit lieu d'introduire une espèce d'inquisition, et que ce seroit un moyen assuré pour faire dépendre des ecclésiastiques les biens, l'honneur et la vie des particuliers, et principalement des hérétiques. Le Père Josef se rendit à Loudun incognito, pour examiner lui-même ce que c'étoit que cette prétendue possession, afin que, s'il trouvoit qu'elle eût assez d'air et d'apparence de vérité, il pût se mettre à la tête des exorcistes, s'attribuer la plus grande partie de la gloire d'avoir expulsé les démons, et s'acquérir une haute réputation de piété et de sainteté. Mais ce moine raffiné n'eut garde d'entrer dans cette affaire; il connut bientôt qu'elle n'étoit pas d'un homme de son importance, et qu'il falloit la laisser entre les mains de ses subalternes, qui étoient gens à se contenter de l'estime des bigots et du petit peuple, moyennant quoi ils ne se mettoient pas en peine d'être exposés à la risée du grand monde et des gens d'esprit. Jamais le Père Josef ne voulut souffrir que les jésuites eussent part dans ces exorcismes avant la mort de

Grandier: il ne jugeoit pas des Pères de cette illustre société comme des moines. Ceux qui la composent étant tous très éclairés, il ne doutoit pas qu'ils ne reconnussent bientôt la fin qu'il se proposoit dans la perte de Grandier, et que leur probité ne s'opposât à une si criante injustice. Il vouloit conserver leur estime et ne se servoit d'eux que dans des occasions où il falloit beaucoup de génie et de conduite. Quand Grandier fut mort, il les laissa faire. Les exorcistes, animés par les pensions considérables que le Père Josef leur fit donner, par les grandes espérances et par la présence de Laubardemont, recommencèrent donc avec toute la vigueur imaginable à faire parler les diables contre Grandier. On promit aux spectateurs qui venoient de toutes parts que trois démons sortiroient du corps de la prieure le 20. mai. Ces trois démons étoient Asmodée, Gresil des trônes et Amand des puissances; car je ne sçai ce que devint Astarot qui avoit tant paru: il ne se nomma plus. On demanda à la prieure en quelle forme ce démon étoit entré chez elle. En chat, repliqua-t-elle, en chien, en cerf et en bouc. — Quoties? continua l'exorciste. — Je n'ai pas bien remarqué le jour, „„parce qu'elle crut que quoties vouloit dire quando, qui signifie quand.“ “ Ce diable eut honte de s'être trompé. Le 20. mai étant donc arrivé Duncan, homme habile, s'y trouva, croyant voir des choses extraordinaires; mais il reconnut que c'étoient de pauvres diables qui ne savoient pas tenir leur parole ni faire rien de plaisant. La relation qu'il en fit dans ce temps-là est tout-à-fait divertissante. Bien lui prit d'être sous la protection du maréchal de Brézé; sans cela Laubardemont l'auroit puni d'avoir décrié la diablerie; car malgré le mauvais succès de cet acte, le commissaire fit dresser un procès-verbal de la sortie de ces trois diables, qui servit de preuves contre Grandier. L'évêque de Poitiers et son official visèrent la pièce, et y vinrent exprès, non pour examiner si la possession étoit véritable, mais pour l'assurer telle et la faire croire. C'étoit un crime d'en douter, disoit-on alors; le Roi, le Cardinal, le Père Josef, l'évêque de Poitiers, son official, Laubardemont la croyent, cela suffit; il faut être pire qu'un hérétique ou qu'un damné pour en douter. Un des exorcistes produisit contre Grandier une copie de la cédule qu'il avoit donnée au diable lorsqu'ils traitèrent ensemble. Ce religieux eut assez de crédit pour se la faire apporter par un démon, intime ami du garde des archives de l'enfer, qui la prit secrètement dans le cabinet de Lucifer. Ce pacte fait entre le prince des diables et Grandier est si horrible que je n'ai osé le rapporter. Grandier eut beau renoncer à ce pacte, ont voulut absolument qu'il l'eût fait et déposé entre les mains de Lucifer, dans un sabat où il s'étoit trouvé avec toute sa cour infernale.“ Die Beschaffenheit dieses Citates verstattete keine Theilung; wir sehen uns daher genöthigt, auf Dinge, die demselben vorhergehen, zurückzukommen. Grandier, Angesichts der ernsten Wendung, welche sein Handel zu nehmen drohte, wendete sich bittend an den Amtmann von Loudun und verlangte, daß die angeblichen Besessenen in Privathäusern unter Sequester gegeben würden. Der Bescheid ließ längere Zeit auf sich warten, dagegen einigten sich mehre der vornehmsten Bürger der Stadt zu einer Eingabe an den General-Procurator und den Bischof von Poitiers, worin um ihre Verwendung für die Beseitigung solch gefährlicher Umtriebe gebeten wurde. Der General-Procurator entgegnete, eine rein kirchliche Angelegenheit sei seiner Competenz fremd. Der Bischof gab keine Antwort. Die Kunde von den außerordentlichen Ereignissen zu Loudun verbreitete sich durch ganz Frankreich. Die Königin entsendete einen ihrer Aumoniers, damit er mit Augen sehe, was dort im Werke sei. In dieselbe Zeit fällt des Erzbischofs von Bordeaux Besuch in der Abtei S. Jouin, und die Ankunft dieser beiden Persönlichkeiten, die jedem Parteigeiste fremd waren, legte den höllischen Geistern Schweigen auf, die Besessenen befanden sich plötzlich frei. In der Besorgniß, die Besessenheit möge nach der Abreise des Erzbischofs von Bordeaux wieder eintreten, richtete Grandier eine Bittschrift an den Prälaten, des Inhalts, daß es ihm gefallen möge, andere Exorcisten zu bestellen, statt derjenigen, die seine ausgemachten Feinde wären; zugleich beantragte er die Sequestration der Nonnen. Der Erzbischof ernannte zu Exorcisten einen Priester aus Chinon, Namens Barré, den Pater le Seau, von der Gesellschaft Jesu aus dem Collegium zu Poitiers, und den Oratorianer Pater Gau, der zu Tours wohnhaft; dann bestimmte er die Form und die Ordnung der Exorcismen. Diese sollten in Gegenwart des Amtmanns und des Lieutenant-criminel von Loudun stattfinden, und war zur Ermittelung der Wahrheit die äußerste Vorsicht anempfohlen. Den Kostenaufwand für Reisen, für Behandlung der Kranken u. s. w. übernahm der Erzbischof. Mit dieser Verfügung verschwanden alle Spuren von Besessenheit, die früheren Exorcisten blieben zu Hause, die Nonnen schienen vollständig befreit und alles Gerede in der Stadt verstummte; die Klostergemeinde, von den Pensionairen verlassen, gerieth in Dürftigkeit. Des Laubardemont Anwesenheit gab ihren Freunden Gelegenheit, sich wieder geltend zu machen. Richelieu erhielt die Ueberzeugung, daß Grandier der Verfasser der Cordonnière de Loudun sei durch die aufgefangene Correspondenz Grandier's mit einem Frauenzimmer aus Loudun, das im Dienste und in der Gunst der Königin Mutter stand. Des Rangstreites, den er einstens, damals nur Prior von Coussay, mit dem Pfarrer von Loudun gehabt, wird der Cardinal wol selbst noch sich erinnert haben. Bei seiner Rückkehr nach Paris stattete Laubardemont Bericht ab von den Vorgängen in Loudun und Ludwig XIII. ermächtigte ihn am 30. Nov. 1633, aus den Jurisdictionen der Umgegend 13 der redlichsten und geschicktesten Richter auszuwählen und mit diesen in der Sache ohne Appell zu entscheiden. Be-

merkenswerth ist, daß, wie sehr auch die unterliegende Partei das Urtheil schalt, sie nicht wagte, die Rechtlichkeit der 13 Richter zu verdächtigen; sie hat ihnen nur, freilich nicht ohne Grund, allzu große Leichtgläubigkeit vorgeworfen. Grandier wurde als Gefangener in das Schloß zu Angers gebracht und nachmals zu Loudun in einem Privathause eingesperrt. Es nahmen die Verhöre und die Exorcismen ihren Anfang. Die von dem Erzbischofe von Bordeaux ernannten Exorcisten wurden verworfen; sie zu ersetzen, schickte der Bischof von Poitiers seinen Official, eben jenen, welcher in Betreff von Grandier den durch den Erzbischof cassirten Spruch erlassen hatte, und als zweiten Exorcist den Pater Lactantius; Capuciner und Karmeliter waren ihnen zugeordnet. Grandier's Angehörige verließen ihn nicht; seine Mutter und sein Bruder bemühten sich, in Bitt- und Denkschriften die Falschheit der gegen ihn erhobenen Anklage nachzuweisen; sie beantragten die Confrontation als ein Mittel, die Schelmerei der Nonnen darzuthun; denen war Grandier niemals zu Gesicht gekommen; dem Geiste, von dem sie besessen, mußte jedoch die Macht verliehen sein, verborgene Dinge zu entdecken, und demnach hatten sie ihn bei dem ersten Anblick zu erkennen. Hierauf sich stützend, verlangten Grandier's Angehörige, daß man ihn und zugleich drei oder vier Geistliche, die ihm von Gestalt ähnlich, den Nonnen vorstelle, und sie hofften, daß, wenn auch einige von diesen nach den ihnen gemachten Mittheilungen den rechten Mann herausfinden würden, mehre der Besessenen einem Irrthum verfallen, statt Grandier einen seiner Begleiter bezeichnen könnten. Hiermit wäre aber der Sage von der Besessenheit ein tödtlicher Stoß beigebracht worden, und der Vorschlag wurde verworfen. Gleichzeitig vereinigten sich die vornehmsten Einwohner von Loudun, nach vorgängiger Berathung, zu einer Eingabe an den König, worin über die in der Commission waltenden Verkehrtheiten, über die verfänglichen, die angebliche Besessenheit betreffenden Schriften, über die skandalösen, selbst in Laubardemont's Gegenwart gehaltenen Predigten, über die gegen mehre anständige Personen verübten Gewaltthaten geklagt und supplicirt wurde, „qu'on leur ouvrît les tribunaux ordinaires de justice, et qu'il leur fût permis de se pourvoir au parlement de Paris, tant par appel comme d'abus, qu'autrement. La commission de Loudun n'eut pas plutôt appris ce qui c'étoit passé dans l'assemblée où on avoit rédigé le placet, qu'elle manda les officiers du bailliage et les échevins de la ville, et leur fit défense, ainsi qu'à tous autres, de tenir à l'avenir pareilles assemblées, ni faire aucune entreprise sur la juridiction de la commission.“ Laubardemont begann damit, die Depositionen der Zeugen zu vernehmen; darunter auch die, welche man vorher mit ihrem Zeugniß weggeschreckt. Die Besessenen wurden in verschiedenen Häusern abgesondert und dann in ihren ruhigen Zeiten verhört; die Reden, die sie während ihrer Paroxismen, die der Exorcismus, vom Bischof von Poitiers ausgesprochen, jedesmal herbeiführte, vorbrachten, sollten nur als Indicien für die weitere Untersuchung gelten. Ihr ganzes Leben wurde der schärfsten Untersuchung unterworfen; nie betraf man die Aussagen von 20 Individuen auf einem Widerspruche. Drittehalb Monate fortgesetzter Exorcismus hatte mit Evidenz nachgewiesen, daß sie wirklich im Zustande der Obsession sich befanden, denn sie hatten alle Zeichen, welche die Kirche fordert, um das Urtheil darüber zu bestimmen. Von den Exorcismen schreibt ein Augenzeuge, Denesde (Msc.): „Le mardi 15. d'août, jour de la glorieuse assomption de la Vierge, j'ai parti de Poitiers pour aller à Loudun, où j'arrivai le lendemain à neuf heures du matin; à l'après-dîner je fus à l'exorcisme qui se faisoit tous les jours deux fois, depuis pâques dernier, dans l'église de sainte Croix de Loudun, à l'endroit de la dame Supérieure des Ursulines du dit lieu, et la soeur Agnès, professe depuis peu, fort belle fille, et toutes deux étoient possédées de plusieurs démons. A cedit exorcisme, un soir ne fut travaillée que la dame Prieure, laquelle le fut tellement, que tout le monde s'étonnoit de voir ses étranges postures; car elle étoit couchée, mettoit ses pieds et ses mains joints sur l'échine, avec des entorses étranges, teroit la langue épaisse, enfloit le col et la gorge, se mettoit en un petit morceau, comme une boule, n'étant tout son corps supporté que de son coude, alloit en serpent, et roidit les doigts de ses mains si fort, que nul ne les put faire plier; et après tant d'efforts et de secouement de tête, elle ne fut aucunement émue, car je lui maniai la main la plus tempérée du monde; ensuite le père récollet exorciste, tenant la sainte hostie en ses mains, commanda au diable de dire ce que c'étoit, lequel après avoir vomi quantité de blasphêmes, et juré qu'il n'en feroit rien, fut enfin contraint de dire que c'étoit la chair et le sang de celui qui s'est donné pour son amour, on commanda au diable de le répéter, pour ce que quelqu'un ne l'avoit point ouï; il jura qu'il n'en feroit rien, et qu'on le devoit entendre quand il l'a dit, disant qui a des oreilles entende, qui a des yeux voye, qui a des coeurs conçoive, et qui a la foi, croye; enfin on l'obligea de répéter, tellement qu'il dit, c'est la chair de celui qui à donné sa vie pour le salut des humains, celui qui nous a ouvert le paradis, et plusieurs autres honneurs de la sorte qu'il donna au Saint-Sacrement, lequel il fut contraint d'adorer après plusieurs refus; et *je remarquai que le Père parloit tout bas, de sorte que nul des plus proches ne l'entendoit*, et le diable dans le corps de la fille, éloignée et tournant le dos, répondit en blasphémant, se tourna vers le Père et dit qu'il n'en feroit rien, se retournant encore; enfin, *le Père parlant toujours bas*, le diable vint adorer. Bref se fit plusieurs autres choses dont je ne pus me souvenir. Le lendemain jeudi au matin, je fus à saint Pierre-du-Mastray, devant les carmes, où fut exorcisée Isabeau Blanchard, séculière, par un

Père carme; elle avoit un diable fort joyeux, car elle rioit de tout. Le diable parla de ce qu'il faisoit, et du secours qu'il donnoit à Grandier, prétendu magicien: ainsi fit plusieurs contes, mais aussi de furieuses postures, d'aller en avant et en arrière, sur l'échine, en serpent, en tournant en plusieurs autres façons, se donnant du front contre l'estomac, et du derrière de la tête contre l'échine, sans cesse un bon demi-quart d'heure, et après tout cela se remettre et être gai comme devant: de plus une hostie consacrée, de laquelle on voulut communier la fille, demeura par un bout, une heure et demie durant, attachée aux lèvres de sa bouche, tantôt à l'inférieure, tantôt à la supérieure, et aussi sur une dent; mais le Saint-Sacrement y touchoit si peu, qu'on eût cru qu'elle devoit tomber souvent; néanmoins, pour toutes choses qu'elle fit en ses violentes contorsions, jamais elle ne tomba qu'une fois, qu'elle étoit en repos, et ce par une malise du diable, qui prit son temps de la faire tomber sur le mouchoir de la fille, où il le reprit avec la langue, et l'avala, et rapporta du fond de l'estomac par sept fois, et encore jamais l'hostie ne toucha contre terre, dans les contorsions que la fille eut, bien qu'elle se couchât et vautrât étrangement. Le diable dit aussi à une petite fille d'un ministre: Où est son père, que ne nous vient-il exorciser? dont on s'étonna, et dit-on qu'elle ne le connoissoit point. Je vis aussi le même jour exorciser soeur Claire dans l'église du château, par un Père capucin, où elle eut de grandes et furieuses contorsions, et des cris effroyables; elle ne dit pas grand'chose: il y avoit tant de monde, que l'exorciste fut contraint de se retirer dans la sacristie avec la fille et le lieutenant criminel d'Orléans, l'un des commissaires. Je vis aussi le vendredi matin soeur Isabelle Barot, exorcisée à la grille du parloir de saint Ursule; elle ne fit pas grand'chose, sinon aboyer comme un chien." Hören wir nun wieder die entschieden für die Besessenheit sich aussprechende Stimme. In Bezug auf das Verständniß der Sprachen stellte de Launay de Razilly, der lange in Amerika gewohnt, das Zeugniß aus: daß er mit den Besessenen in der Sprache einiger eingeborenen Stämme dieses Landes geredet; daß sie ganz angemessen darauf geantwortet, ihm auch mehre Sachen entdeckt, die sich dort begeben. Einige Edelleute aus der Normandie bezeugten, daß sie der Schwester Clara von Sazilly in türkischer, spanischer und italienischer Sprache Fragen gestellt, und daß sie ihnen befriedigend geantwortet. H. v. Nismes, Doctor der Sorbonne, einer der Aumoniers des Cardinals von Lyon, hatte seine Fragen in teutscher und griechischer Sprache gestellt; P. Vignier, Superior der Oratorianer, ebenso einen ganzen Nachmittag hindurch in der letzten Sprache; beide waren vollkommen befriedigt worden. Der Bischof von Nimes hatte der Schwester Clara auf griechisch geboten, ihren Schleier zu heben und das Gitter zu küssen; sie hatte gehorcht und noch viel Anderes gethan, sodaß sie sagte: man müsse ein Thor oder ein Atheist sein, um nicht an ihre Besessenheit zu glauben. Die Aerzte befragten sie gleichfalls über griechische, nur den Kundigen bekannte Ausdrücke ihrer Wissenschaft, und erhielten deutliche Auskunft. Ebenso befolgten die Ergriffenen Gebote, die nur innerlich ihnen aufgegeben wurden. Der Prior von Maillegais machte einen solchen Versuch; er sagte dem Kanonicus Fernaison ins Ohr: wie er wolle, daß die Besessenen im Missale, das am Gitter lag, den Finger auf den Anfang der Messe der heil. Jungfrau, und die Worte: Salve, sancta parens, lege. Der Exorcist, v. Morans, der Nichts von diesen Worten gehört, gebot nun, der Intention des Priors Folge zu leisten. Sie fiel in starke Zuckungen, sprach Blasphemien, nannte den Prior, den sie nicht kannte, bei Namen, und faßte, nach wiederholten Geboten, das Missale, sagend: ich will beten, und nun die Augen abwendend, legte sie den Finger auf das große S am Eingange dieser Messe. Man nahm ein Protokoll über diesen Vorgang auf. Als der von Millieres knieend beim Exorcism der Schwester Clara betete, fragte ihn diese, ob er ein de profundis für seine Frau bete, und so verhielt es sich. Der Schwester Louise von Nogaret bezeugte der Marquis de la Mothe, daß sie ihm den Zustand seines Herzens aufgedeckt habe. Pater Surin, dessen Wahrhaftigkeit die heftigsten Gegner nie zu verdächtigen wagten, bezeugt, wie Johanna, die Oberin, ihm viel hundertmal die geheimsten Dinge enthüllt, und wie ein Priester seines Ordens ein inneres Gebot an den Dämon gerichtet, dann es ebenso innerlich durch ein zweites widerrufen, und so bis zum siebenten hin, und nun rief er: obediat ad mentem. Die Besessene wiederholte das Erstgebotene und sagte dann: aber der Herr will nicht, und so fuhr sie fort mit allen sechsen nach einander, worauf sie dann beim siebenten endlich sagte: so laßt uns denn die ausführen, wobei er stehen geblieben! Ebenso kamen sie auf die Gebote der Exorcisten aus fernen Räumen herbei. Sie überraschten diese durch schnelle Antworten, die sie auf die schwersten theologischen Fragen über die Gnade, die Anschauung Gottes, die Engel und die Incarnation, und zwar in den Ausdrücken der Schule, gaben. Sie schauten in die Ferne, wie sie ins Innere der Seele blickten; und wenn die Oberin Johanna dem P. Surin, nach seinem Zeugniß, die Geheimnisse auch derjenigen, deren Führung er in seinem früheren Aufenthalte zu Marennes übernommen, entdeckte, machte Keriolès, Parlamentsrath zu Rennes, eine für sein Leben entscheidende Erfahrung von dieser Gabe. Versunken in alle Laster, ohne Religion und Glauben, ein wüthender Atheist, war er so rabiaten Trotzes, daß er, wenn ein Gewitter am Himmel aufstieg, seine Pistolen gegen ihn richtete, und als einst der Blitz in sein Zimmer schlug, er von Feuer und Flammen umgeben, während alle seine Leute um Barmherzigkeit schrieen, allein in Spott und Hohn sich ergoß. All sein Sinnen war nur darauf gerichtet, Böses zu thun, Böseres als alle Andern; einmal war er Willens, in der Türkei Muhammedaner zu werden,

nur damit er Gelegenheit finde, den Christen allen erdenklichen Schaden zuzufügen. Wie all sein Sinnen und Trachten nur auf Greuel und Laster gerichtet war, kam er auch nach Loudun in solcher Absicht; Surin meint, daß man kaum noch einen Menschen gesehen habe verzweifelter und lasterhafter als diesen. Gleich bei seiner Ankunft ergoß er seinen Spott über die Nonnen und erklärte sie sammt und sonders für verrückt. Dies änderte sich sehr bald; bei der ersten Beschwörung, wo er zugegen war, sagten ihm die Besessenen die heimlichsten Dinge, die Niemand wissen konnte als er selbst, sodaß er zum Aeußersten betroffen schien. Er kam zum zweiten Mal und wurde nun so bewegt und umgekehrt, daß er der schwersten Buße sich unterzog und fortan ein heiliges Leben führte. Er verkaufte sein Amt, wurde später Priester und verwandelte sein Haus in ein Hospital. Mehr als 50 Aerzte nach einander erklärten in authentischen Protokollen, daß alle Kräfte der Natur das von den Besessenen leiblich Geübte übersteige. Auf der Exorcisten Gebot gingen sie sogleich, ohne die geringste Aenderung im Pulse, in die heftigsten Convulsionen über; das Gesicht war furchtbar anzuschauen, die Zunge trat schwarz, dick, hart und mit Pusteln besetzt aus dem Munde, ohne daß sie dies am deutlichen Sprechen hinderte. Sie stützten sich allein auf den Bauch, legten die Handflächen an den verdrehten Armen auf die Fußsohlen, oder warfen den Kopf an die Fersen zurück und liefen also schnell und viel umher. Sie wachten fortdauernd und fasteten manchmal ununterbrochen 5—6 Tage, ohne daß es ihrer Gesundheit nachtheilig war, vielmehr die der Schwächern befestigt schien. Sie schliefen oft plötzlich ein; in der Francisca Filastreau hörte man dann bei festgeschlossenem Munde viele Stimmen sich zanken, welche von ihnen reden solle. Die Elisabeth Blanchard sah man mehrmals in ihren Convulsionen, die Füße nach Oben, den Kopf abwärts an einem Stuhle oder Fenster ohne Stütze sich halten. Die Oberin Johanna blieb einmal, laut Protokolls, 2 Fuß über der Erde schwebend. Der Länge nach liegend, wurden sie, ohne die mindeste Bewegung von ihrer Seite, Bildsäulen gleich, aufgehoben. Viele wurden biegsam, wie ein Streifen Blei, sodaß man sie in jede Form einbiegen konnte, die ihnen dann längere Zeit blieb. Andere streckten links und rechts die Beine also aus einander, daß ihr Perineum den Boden berührte; der Körper gerade aufgerichtet, die Hände gefaltet. Bei der Oberin betrug die Entfernung des einen Fußes von dem andern in dieser Stellung 7 Fuß, obgleich sie nur 4 Fuß hoch war. Am 9. Mai 1635 kam Monsieur, des Königs Bruder, nach Loudun, um sich Vorgänge anzusehen, von denen der Ruf ganz Frankreich erfüllte. Am folgenden Tage verfügte er sich nach der Kirche der Ursulinen, wo Elisabeth Blanchard zur Communion gehen sollte. Sie war von sechs Geistern besessen, deren einer, Astaroth, bald sich regte; dem Exorcismus folgten Convulsionen, sodaß die Blanchard, zuckend und sich wälzend, zu den Füßen des Priesters kroch, der ihr das heil. Sacrament auf die Lippen legte, dem Dämon zugleich gebietend, nichts Unehrerbietiges dagegen vorzunehmen, oder auch nur die Hostie irgend zu befeuchten. Sogleich wurde die Besessene zu Boden geworfen und dreimal nach Rückwärts umgebogen, sodaß sie den Boden mit den Füßen und der Nasenspitze berührte, wobei es den Anschein hatte, als wolle sie die Hostie an der Erde reiben, indem sie ihr bis auf Papierdicke damit nahte. Als der Exorcist dieses wiederholt untersagte, richtete der Dämon das Mädchen wieder auf und blies die Hostie an, die man auf dessen Lippen erblickte, bewegt wie ein Baumblatt im Luftzuge und zwischen den Lippen oscillirend. Als der Exorcist nun den Belzebuth beschwor, ihr ins Antlitz aufzusteigen, schwoll der Hals außerordentlich, wurde hart und man fühlte darin ein Schlagen. So wurde einer ihrer Geister nach dem andern beschworen, sichtbar sich zu machen, und jeder gehorchte, das Gesicht in einer ihm eigenen Weise ins Greuliche verziehend, wobei Astaroth unter der linken Achselhöhle eine große Geschwulst mit heftigem Schlagen, zur Verwunderung des Leibarztes des Prinzen, bewirkte. Er stieg dann, von dort durch den Exorcisten vertrieben, ihr ins Gesicht und ließ die Hostie auf die Patene fallen, wo man sie, bei genauer Untersuchung durch den Finger des Exorcisten, ganz trocken fand. Die Lippen der Besessenen waren auch in der That so ausgedorrt, daß sie sich abschälten und die Haut ganz weiß erschien. Der Exorcist rieb nun ihre Zähne mit einem Tuche ab und brachte die Hostie an einen der obern Reihe, wo sie, nur mit einem Theile ihres Umkreises den Zahn berührend, wieder lange hängen blieb, trotz der heftigsten Erschütterungen des ganzen Leibes, der seltsamsten Contorsionen des Mundes und eines heftigen Blasens, das der Geist hervorrief. Es wurde ihr nun geboten, die Gestalten zu verschlucken, was sofort geschah. Der Exorcist bat nun den Leibarzt, selbst den Mund des Mädchens zu untersuchen, um nachzusehen, ob die Hostie noch vorhanden sei. Er that es, indem er mit den Fingern längs dem Zahnfleische bis zum Schlunde fuhr, und überzeugte sich also, daß im Munde Nichts vorhanden sei. Man ließ das Mädchen Wasser trinken und untersuchte dann nochmals den Mund. Auf das Gebot, das jetzt der Exorcist an Astaroth richtete, die Hostie zurückzubringen, sah man sie unmittelbar darauf an der Zungenspitze. Dieselbe Probe wurde noch zweimal wiederholt. Der Prinz, Augenzeuge der meisten eben angeführten Erscheinungen, hat darüber ein umständliches authentisches Zeugniß, mit den Worten anhebend: Nous Gaston, fils de France, duc d'Orléans, certifions etc., den 11. Mai 1635 ausfertigen lassen [1]). Unter diesen Umständen glaubten die Richter an Obsession, bereiteten sich auch kirchlich zu der Ausübung des Richteramtes vor und prüften 40 Tage lang den Proceß; Grandier wurde mit den Zeugen confrontirt und diese bestanden auf ihren Aussagen. Er seinerseits leugnete Alles, erklärte für Lüge oder Einbildung alle gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen, und daß er nie mit Zauberei sich befaßt

1) Relation de ce qui s'est passé aux exorcismes de Loudun, en présence de M. Gaston de France. A Poitiers 1637.

habe. Dabei entwickelte er die Festigkeit seines Charakters, gleichwie er im ganzen Verlaufe des Handels viele Kaltblütigkeit und nicht weniger Besonnenheit und Geistesgegenwart bewährte. Da er die Besessenheit der Nonnen leugnete, forderte man ihn auf, den Exorcismus selbst vorzunehmen. Der Bischof von Poitiers gab ihm hierzu Erlaubniß und Autorität; er legte die Stola an, die Besessenen wurden in den Chor der Kirche gebracht und es begann eine furchtbare Scene. Zuerst nahm er die Schwester Katharina vor, die unwissendste von allen, sie lateinisch beschwörend. Alsbald erhoben die andern insgesammt ein heftiges Geheul und Wuthgeschrei. Schwester Clara, von allen die lauteste, ging los auf ihn, und von der Katharina ablassend, stellte er dieser sich entgegen, die aber, ohne weiter auf ihn zu achten, verkehrtes Zeug durch einander schwatzte. Die Oberin fuhr dazwischen, Grandier richtete ihr die Rede zu; vorher hatte er geäußert, weil sie Latein verstehe, werde er griechisch zu ihr sprechen, worauf sie entgegnete: Du bist schlau, weißt doch gar wohl, daß es die erste Bedingung des Pacts ist, nicht griechisch zu reden. O pulchra illusio, egregia evasio! entgegnete er. Es wurde ihm gesagt, er möge griechisch beschwören, doch zuvor aufschreiben, was er zu sagen gedenke. Aber die Besessenen geriethen aufs Neue in Wuth, rasten und heulten, bekamen Convulsionen, beschuldigten ihn des Zaubers und erboten sich, ihm den Hals zu brechen, wenn man das gestatten wolle, was aber die Exorcisten hemmten. Er selbst, ruhig und besonnen bei all dem Lärm, sah die Tobenden ruhigen Auges an, sprach von seiner Schuldlosigkeit, bat, man möge den Dämonen gestatten, ihm den Hals zu brechen oder nur ein Zeichen an die Stirn zu machen, wenn er schuldig sei, doch dürfe keine der Besessenen ihn dabei berühren. Die Exorcisten brachten die Wüthenden wieder zur Ruhe, und nun ließ man eine Kohlpfanne bringen, um die vier von den Besessenen eingelieferten Verschreibungen Grandier's zu verbrennen. Dies geschah, und es wiederholte sich die vorige Scene in verdoppelter Heftigkeit, die Verwirrung wurde unbeschreiblich, das Geschrei so durchdringend, die Haltung so schrecklich, daß man die Versammlung einem Hexen-Sabbath hätte vergleichen können. Unerschüttert blieb einzig Grandier, obgleich die Tobenden ihm alle seine Sünden vorhielten, die er hingegen leugnete, dabei dem Satan absagend und sprechend: diesem zum Trotz sei er ein Christ und mehr noch ein Priester; wobei er zugleich mit dem anwesenden Volke Hymnen sang. Dies ging noch weiter; die Furie gegen ihn mehrte sich fortwährend, und er wäre zerrissen worden, hätten die Anwesenden es nicht verhindert und ihn aus der Kirche gebracht. Man hatte an diesem Tage alle Mühe, die Nonnen wieder zu beruhigen. Dagegen erinnert eine Flugschrift aus dem Jahre 1634: „Mais posons qu'il n'y ait point de fourbe ni de fiction en cette affaire; s'ensuit-il pour cela que ces filles soyent possédées? Ne se peut-il pas faire que par folie et erreur d'imagination, elles croyent être possédées ne l'étant point? Cela arrive facilement aux esprits disposés à la folie, s'ils sont renfermés dans un couvent et s'embarrassent dans la méditation, et ce en plusieurs manières . . . Tiercement, un confesseur leur voyant dire et faire choses étranges, pourroit, par ignorance et simplicité, croire qu'elles seraient ou possédées ou ensorcelées, et ensuite le leur persuader par le pouvoir qu'il a sur les esprits. Et de fait la soeur Agnes a souvent dit, quand on l'exorcisoit, qu'elle n'étoit pas possédée, mais qu'on le lui vouloit faire croire, et qu'on la contraignoit de se laisser exorciser; et le 26. jour de juin dernier, l'exorciste ayant par megarde laissé tomber du soufre brulant sur la lèvre de la soeur Claire, elle se mit à pleurer amèrement en disant que, puisqu'on disoit qu'elle étoit possédée, elle en vouloit bien croire quelque chose, mais que pour cela elle ne méritoit pas d'être ainsi traitée." Auch der Abbé Richard, ohne sich ausdrücklich gegen den Gedanken von Besessenheit zu erheben, kann in dem Leben des P. Joseph sich einiger Misbilligung des Verfahrens von Laubardemont nicht enthalten. „On fit paroitre Grandier dans une église: ce fut un spectacle affreux. Ces filles firent des hurlemens épouvantables, l'assaillirent de mille injures et voulurent l'étrangler. On fut si scandalisé de leur efronterie que tout le monde parla mal de la possession, et la fourberie auroit été déclarée si Laubardemont n'eût fait afficher une défense sous de grandes peines de la décrier. Cependant soeur Claire, soeur Agnes la Nogaret, vinrent publiquement demander pardon d'avoir accusé un innocent et déclarèrent que tout ce qu'on avoit fait n'étoit qu'une momerie; mais Laubardemont se moqua de leur déclaration, disant qu'elle étoit un artifice du diable pour entretenir les gens dans l'incrédulité, et afin de couper court, il fit nommer des commissaires pour juger en dernier ressort. Dès qu'on le sçut, on ne douta plus de la mort de Grandier, parce que tous ceux à qui on en avoit donné étoient morts. Tant de procédures irrégulières firent connoître à ce prêtre infortuné qu'il falloit mourir, et il n'en douta plus quand on lui signifia la sentence de l'évêque de Poitiers du 10. août 1634, en forme de décret, portant que les religieuses et les filles séculières étoient véritablement possédées. En effet les commissaires choisis par les ennemis de Grandier rendirent leur arrêt le 18. août, par lequel, sur la déposition d'Astaroth, diable de l'ordre des Sérafins et le chef des diables possédans, d'Easas, de Cham, d'Acaos, de Zabulon, de Neptalim, de Chain, d'Uriel et d'Achas, de l'ordre des Principautés, c'est-à-dire sur la déposition des religieuses qui se disoient possédées par ces démons, maître Urbain Grandier, prêtre, curé et chanoine, fut déclaré duement atteint et convaincu du crime de magie, maléfice et possession, arrivée par son fait ès personnes d'aucunes religieuses ursulines de Loudun et autres séculières

mentionnées au procès; pour la réparation desdits crimes il fut condamné à faire amende honorable et à être brûlé viface, les caractères magiques étant au greffe, ensemble le livre manuscrit par lui composé contre le célibat des prêtres, et les cendres jetées au vent. A peine l'arrêt fut-il rendu, qu'on envoya un chirurgien dans la prison de Grandier avec ordre de le raser, de lui ôter tout le poil qu'il avoit à la tête, au visage et sur toutes les parties de son corps, même de lui arracher les sourcils et les ongles. C'étoit pour savoir s'il y avoit quelques marques du diable. Le patient, résigné à la volonté de Dieu, laissa agir le chirurgien, qui ne voulut pourtant jamais lui arracher les ongles: cette cruauté lui fit horreur. On le mit en cet état, revêtu d'un méchant habit, dans un carosse qui le conduisit au palais de Loudun, où étoient tous les juges et un monde infini. Le Père Lactance et un autre récolet, revêtus d'aubes et d'étoles, qui l'avoient accompagné depuis sa prison jusqu'au palais avant que d'entrer dans la chambre, exorcisèrent l'air, la terre et les élémens, aussi bien que le patient même, et enjoignirent aux diables de quitter sa personne. Il se mit ensuite à genoux et entendit la lecture de son arrêt avec une constance qui étonna. Il reçut de même la question, qui fut si violente qu'il en eut les jambes rompues et que la moëlle des os en sortit à la vue de tout le monde. Il perdit plusieurs fois la connoissance, qui ne lui fut rendue qu'à force de coups redoublés. Il ne voulut jamais nommer personne; il protesta qu'il étoit innocent et qu'il n'avoit point de complices. Il refusa de signer un papier que Laubardemont lui présenta plusieurs fois. Il demanda pour confesseur le gardien des cordeliers de Loudun; on le lui refusa, et on lui présenta un récolet dont il ne voulut point, disant que c'étoit son ennemi et un de ceux qui avoient le plus contribué à sa perte. Ainsi il fit une confession mentale à Dieu; après quoi il alla au supplice et le souffrit très constamment. On lui avoit promis deux choses qu'on ne lui tint point: la première qu'il parleroit au peuple, la seconde qu'on l'étrangleroit: mais toutes les fois qu'il vouloit ouvrir la bouche, un exorciste lui jetoit une si grande quantité d'eau bénite sur le visage qu'il en étoit accablé. On lui permit seulement de répondre quand ces Pères lui disoient: „„Malheureux, ne veux-tu pas te reconnoître et renoncer au diable? — Hélas! répondit-il, j'y renonce et à toutes ses pompes; je ne le connois point; je prie Dieu qu'il me fasse miséricorde.‟‟ Alors, sans attendre l'ordre du bourreau, un exorciste alluma, sous les yeux du patient, un torchon de paille, pour mettre le feu au bûcher sur lequel il étoit attaché à un cercle de fer; un autre noua la corde d'une façon qu'on ne pût la tirer pour l'étrangler: „„Ah! s'écria Grandier voyant cette barbarie et cette infidélité, Père Lactance, ce n'est pas là ce qu'on m'avoit promis. Il y a un Dieu au ciel qui sera le juge de toi et de moi; je t'assigne à comparoître devant lui dans le mois‟‟ [2]). Puis s'adressant à Dieu, il prononça ces paroles: Deus meus, ad te vigilo, miserere mei Deus! Pour l'empêcher d'en dire davantage, ils lui jetèrent au visage ce qu'ils avoient d'eau bénite dans un bénitier, et se retirèrent, parce que le feu qui le brûla vif commençoit à les incommoder. Le bourreau ne put jamais l'étrangler. Une troupe de pigeons vint voltiger sur le bûcher sans être épouvantés par les hallebardes dont on commandoit aux archers de frapper en l'air pour les faire fuir, ni par le bruit que firent les spectateurs en les voyant venir plusieurs fois. Les partisans de la possession s'écrièrent que c'étoit une troupe de démons qui venoient tâcher de secourer le magicien et qui avoient regret de l'abandonner; d'autres dirent que ces innocentes colombes venoient, au défaut des hommes, rendre témoignage à l'innocense du patient. Enfin il arriva qu'une grosse mouche, du genre de celles qu'on appele bourdons, vola en bourdonnant autour de sa tête. Un moine, qui avoit lu dans le concile de Quières que les diables se trouvoient toujours à la mort des hommes pour les tenter, et qui avoit ouï dire que Belzébuth signifioit en hébreu le Dieu des mouches, cria tout aussitôt que c'étoit le diable Belzébuth qui voloit autour de Grandier pour emporter son ame en enfer. Tant de gens ont vu tous les faits que j'avance, et les ont dits à leurs amis et à leurs enfans, qu'on ne peut les révoquer en doute.‟ Denesde, Augenzeuge der Hinrichtung, erwähnt weder der Tauben, noch der Schmeißfliege, sondern berichtet einfach: „L'après-diné furent dressés des échafauds en toutes les parts de la place de Sainte-Croix de Loudun: on se mit tant sur lesdits échafauds que sur les maisons, aux fenêtres, à cheval, et à plate terre, plus de 6000 personnes venues de toutes parts voir cet étrange spectacle; car je crois que dans la ville de Loudun il y avoit plus de 8000 étrangers de tous les pays, particulièrement de Poitiers, Tours, Orléans et Chinon. Sur les quatre heures après midi, on sortit du palais Urbain Grandier, prêtre, accusé et convaincu de magie et sortilége, et d'avoir jeté le maléfice sur ces pauvres filles; on le mit dans un chariot, ayant eu si fort la question qu'il ne pouvoit cheminer; on le mena devant la grande porte de l'église de S. Pierre de Loudun, où il fit amende honorable, tête et pieds nus, en chemise, la torche ardente en main, la hart au cou; de là il fut conduit devant la porte de sainte Ursule, où il fit la même chose, et ensuite en la place de sainte Croix, où étoit préparé

2) Le Père Lactance mourut un mois après, jour pour jour.

un échafaud de trois pieds en carré, fait en forme de grille; au milieu étoit planté en terre un poteau de bois, et tout autour force bois dans des chevilles. On le tira du chariot où je le vis en face, tout rasé, barbe et cheveux. Le bourreau le prit à brassée, le mit sur l'échafaud, et l'assit sur un petit siége de fer attaché au poteau, auquel il fut lié. Aussi-tôt fut lu son arrêt. Il dénia toujours la magie, on ne put lui faire confesser. Il étoit homme grand et grave, assuré; il parla familièrement, sans s'étonner de voir le supplice qu'on lui préparoit. On me dit qu'il avoit baisé le crucifix par manière d'acquit, et qu'il ne fit aucun signe de croix, marque d'une grande obstination.“ Tallemant des Réaux behandelt das tragische Ereigniß nach seiner gewöhnlichen frivolen Weise: „On a cru que la diablerie de Loudun ne fût point arrivée sans le Père Joseph, car Grandier, curé, et les Capucins de Loudun, disputoient à qui auroit la direction des religieuses qui furent ou firent les possédées. Il y avoit de l'amour sur jeu, et il y eut un Capucin tué. Les Capucins, se voyant appuyés du Père Joseph, poussèrent Grandier, et comme ces religieuses étoient pauvres, ils leur persuadèrent que bientôt elles deviendroient toutes d'or. On les instruisit donc à faire les endiablées. Pour du latin, elles n'en savoient guère, et on disoit que les diables de Loudun n'avoient étudié que jusqu'en troisième. Le Couldray-Montpensier y avoit deux filles qu'il retira chez lui, les fit bien traiter et bien fouetter; le diable s'en alla tout aussitôt. Il pouvoit y en avoir qui ne savoient pas le secret, et qui par mélancolie, ou parce qu'on le leur disoit, croyoient être possédées. On leur apprit, au moins à la plupart, quelques mots de latin et bien d'ordures. Madame d'Aiguillon y fut, et mademoiselle de Rambouillet, depuis madame de Montausier. Elles virent faire quelques tours de sauteurs, qu'elles firent faire après à leurs laquais. La ville et surtout les hôteliers s'y enrichirent. On y couroit de toutes parts. Duncan, médecin huguenot, et principal du collége de Saumur y fut appelé. Il s'en moqua. Quillet y fut aussi appelé, et des religieuses de Chinon ayant voulu imiter celles de Loudun, il en fit une satire en vers latins, pour laquelle Bautru lui conseilla de s'éloigner, et le donna au maréchal d'Estrées, avec lequel il fut à Rome en son ambassade extraordinaire. Le ministre de Loudun, comme on le défioit de mettre ses doigts dans la bouche des religieuses, de même que les prêtres y mettoient ceux dont ils tiennent l'hostie, répondit „„qu'il n'avoit nulle familiarété avec le diable, et qu'il ne se vouloit point jour à lui.“ “ Un diable s'étoit vanté d'enlever le ministre dans sa chaire sur la tour de Loudun. Il n'en fit rien cependant. Cette badinerie, ou plutôt ce désir de vengeance des Capucins, fut cause que Grandier fut brûlé tout vif; car Laubardemont, qui étoit bon courtisan, le sacrifia au crédit du Père Joseph. Ce Grandier avoit été galant, et s'étoit fait quelques ennemis dans la ville qui lui nuisirent. Le diable dit une fois: „„M. de Laubardemont est cocu.“ “ Et Laubardemont, à son ordinaire, mit le soir: „„Ce que j'atteste être vrai,“ “ et signa. Enfin insensiblement cela se dissipa à mesure que le monde se désabusoit.“ Wichtiger für die Beurtheilung des Handels ist unzweifelhaft Laubardemont's Verordnung vom 2. Juli 1634, welche an allen Straßenecken von Loudun angeheftet wurde, folgenden Inhalts: „Il est très expressément défendu à toutes personnes, de quelque qualité et condition qu'elles soient, de médire ni autrement entreprendre de parler contre les religieuses et autres personnes de Loudun affligées de malins esprits, leurs exorcistes ni ceux qui les assistent, soit au lieu où elles sont exorcisées ou ailleurs, en quelque façon et manière que ce soit, à peine de dix mille livres d'amende, et outre plus grande somme et punition corporelle, si le cas y échoit.“ Mit dem Tode Grandier's war übrigens die Sache mit den Obsessionen im Kloster keineswegs abgethan; sie dauerten noch lange nach dieser Katastrophe fort in all ihrer Heftigkeit, und es trieb sich ein unheimlicher Geist in der Bevölkerung herum. Der Lieutenant civil, Ludwig Chauvet, hatte im Proceß, vorzüglich in den ersten Exorcismen, die Partei Grandier's ergriffen und ward später von einer Besessenen der Zauberei angeklagt. Der Schreck, den er darüber empfand, wirkte so heftig, daß man ihn seitdem nicht mehr vollkommen bei Sinnen gesehen hat. Der Chirurg Manouri, der die Stigmatisation des Angeklagten mit der Sonde untersuchte, fuhr nach Grandier's Tode auf einem nächtlichen Gange mit den Worten zurück: „Ach Grandier! was willst du von mir?“ Von Wahnsinn ergriffen, starb er nach wenigen Tagen. P. Lactantius, einer der Exorcisten, fühlte, wenn mit dem Exorcism beschäftigt, vielfache Reaction auf sich einwirken, verlor bald das Gesicht, das Gedächtniß, dann wieder die Besinnung, litt an Herzweh, an Versuchungen und dämonischen Anfechtungen und starb genau 30 Tage nach der vom Scheiterhaufen aus von Grandier an ihn gerichteten Citation. Dem gleichen Uebel erlag fünf Jahre später P. Tranquillus, ein mäßig heiliger Mann. Alles, was zwei Jahre zuvor in Loudun um *ihn* her vorgegangen, hatte sich an ihm wiederholt, ohne daß es ihn innerlich zu erschüttern vermochte; es ließ auch später nicht von ihm ab. Zu Pfingsten sollte er predigen, da wurde der Tumult so arg, daß er nicht wagte, vorzutreten; sein Beichtvater beschwor darum den Dämon, ihn freizulassen, und sofort bestieg Tranquillus die Kanzel und predigte zum letzten Mal, hinreißend für das gesammte Auditorium. Mit der letzten Oelung endlich wich der Dämon von dem geplagten Manne, um den anwesenden Bruder zu ergreifen. „Der Parteigeist, vergessend, daß Freunde und Feinde diese Einwirkung gleichmäßig erfahren, und daß er eben den ganzen Act

für ein Spiel menschlicher Verrücktheit erklärt, glaubte nun unbedenklich an die volle Wahrheit, um das Werk der vergeltenden Nemesis darin zu erkennen" (Görres). Vergl. Cruels Effets de la vengeance du cardinal de Richelieu, ou histoire des diables de Loudun, de la possession des religieuses Ursulines et de la condamnation d'Urbain Grandier. (A Amsterdam 1716.) Der Verfasser dieser Schrift, Aubin, schrieb 80 Jahre nach dem Ereigniß. (*v. Stramberg.*)

GRANDILLON [1]) (François), französischer Jesuit, im J. 1589 zu Orleans geboren, widmete sich der Theologie und Philosophie und lehrte nach der Beendigung seiner Studien die Philosophie öffentlich zu Paris. Von Jugend an durch Frömmigkeit ausgezeichnet, trat er im J. 1614 in die Gesellschaft Jesu und widmete sich dem Unterrichte. Zuerst trug er in den Collegien seines Ordens zu Rhodez und zu Orleans die Philosophie und dann in den Collegien zu La Fleche und zu Paris die Theologie vor. Erst in seinem vorgerückten Alter ward er Rector des Collegiums zu Alençon, wo er am 29. Oct. 1631 starb. Sein ascetisches Werk: L'ame saincte accomplie de toutes les vertus et connoissances surnaturelles. Alençon 1630. 12. Édition seconde, revue et augmentée de l'Histoire Saincte, comprenant l'Ancien et le Nouveau Testament, depuis la création du monde jusques à la mort du Sauveur. Ibid. 1632. 12. fand zu seiner Zeit bei der wissenschaftlich gebildeten Geistlichkeit großen Beifall [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIMIRUM, vom Itinerarium Antonini Grandimiro genannt, eine Stadt in Hispania Tarraconensis, welche Ptolomäus II, 6, 23 in das Gebiet der *Καλλιαϊκοὶ οἱ Λουκήνσιοι* setzt und *Γλανδόμιρον* nennt. Nach Reichard das heutige Camariñas, nach Cortés das heutige Cantonier, nach Sestini Mondanedo, nach Lapie Muros. Itinerarium Antonini p. 424, dazu den Index p. 342. Der späte Geographus Ravennas p. 792 ed. *Gronov.* (ad Melam) nennt diese Stadt Glandimarium. (*Krause.*)

GRANDIN (Jacques Louis Michel), französischer Maler, um das Jahr 1780 zu Elboeuf geboren, verrieth schon frühe eine ungewöhnlich große Anlage zu den zeichnenden Künsten. Er bildete sich in der Schule Jacques Louis David's, hielt es aber nicht für gut, der Art und Weise seines berühmten Meisters zu folgen, sondern ging seinen eigenen Weg und strebte nach Originalität. Ein Gemälde, „der Preis des Gesanges" genannt, welches er im J. 1802 auf die Ausstellung brachte, erfreute sich eines sehr großen Beifalls. Man erblickt darauf einen Hirten, der die Flöte bläst, während andere Hirten singen und Nymphen das Concert anhören. In dem sehr brav gezeichneten und zugleich sehr graziösen und einfachen Bilde herrscht eine gewisse Ruhe und Weichheit; die Landschaft ist äußerst pittoresk und die Gruppirung zeigt einen Künstler, der mit den Idyllendichtern des Alterthums vertraut ist. Andere wollen dagegen Mängel in der Ausführung finden und betrachten es als einen Verstoß gegen den Anstand, daß der Künstler die Hirten nackt darstellt, während er die Nymphen bekleidet erscheinen läßt. Spätere Gemälde dieses Künstlers, unter welchen sich besonders „Daphnis mit Blindheit geschlagen," „Telemach," „Sappho" und „Zwei Nymphen im Bade" auszeichnen, und von denen die beiden letzten ihm auf der Ausstellung eine Preismedaille erwarben, sind in derselben Manier gehalten. Spätere Arbeiten Grandin's sind nicht bekannt geworden und er scheint um das Jahr 1814, in welchem die zuletzt erwähnten Bilder sich nochmals auf der Ausstellung befanden, gestorben zu sein *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIN (Martin), französischer Theolog, im J. 1604 zu Saint-Quentin (Departement Aisne) geboren, erhielt seinen ersten gelehrten Unterricht zu Noyon und Amiens und machte seine theologischen Studien zu Paris im College des Cardinals Le Moine. Nachdem er durch eine ungewöhnlich gründliche Gelehrsamkeit verrathende und deshalb großes Aufsehen erregende Disputation von der Sorbonne die theologische Doctorwürde erlangt hatte, lehrte er einige Zeit in dem College, welchem er selbst seine Ausbildung verdankte, die Philosophie und widmete sich dann eifrig der Seelsorge, bis ihm die Sorbonne im J. 1638 eine erledigte Professur anbot, welche er auch annahm und länger als 50 Jahre mit allgemeinem Beifall bekleidete. Er starb am 16. Nov. 1691, von seinen zahlreichen Schülern, unter denen sich viele durch Gelehrsamkeit auszeichneten und in hohen Würden standen, aufrichtig betrauert. Er war ein ebenso frommer, als in den Wissenschaften erfahrener Mann, dabei sehr bescheiden und mit einer natürlichen Beredsamkeit begabt, welche seine Schüler unwillkürlich zur Aufmerksamkeit zwang. Er legte sein theologisches Wissen in sorgfältig ausgearbeiteten, ihm bei seinen Vorlesungen als Anhaltspunkt dienenden Heften nieder, welche nach seinem Tode von dem Abbé Duplessis d'Argentré, später Bischof von Tulle, unter dem Titel Opera theologica, adjectis quibusdam recentioris theologi notis (Parisiis 1710—1712. 4. 6 Voll. Ibid. 1630. 4. 5 Voll.) herausgegeben wurden und jetzt noch als sehr brauchbar gelten †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIN (M.), französischer Theolog aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er sich zu Paris der Theologie widmete und, nachdem er seine Studien beendigt und das Baccalaureat erhalten hatte, an dem College Navarra die Philosophie lehrte. Er scheint sich

1) In einigen literarischen Werken unrichtig Gandillon geschrieben. 2) *Petr. Ribadeira*, Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, ed. *Nathan. Sottwell.* (Rom. 1776. fol.) p. 228. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des Écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. III. p. 336.

*) J. D. Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste. Bd. 3. S. 530. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 333.

†) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 298. Biographie générale. Tom. XXI. p. 652.

aber hauptsächlich mit der Mathematik und der Physik beschäftigt zu haben, wie seine Abhandlung über die Natur des Feuers und seine Fortpflanzung (De la nature du feu et de sa propagation. Paris 1738. 4.) beweist [1]), womit er sich um den von der französischen Akademie der Wissenschaften im J. 1718 über diesen Gegenstand ausgesetzten Preis bewarb. Er besorgte auch eine neue Ausgabe der Récréations mathématiques et physiques von Jacques Ozanam, welche mehre Auflagen (Paris 1724, 1729 und 1735. 8. 4 Voll.) erlebte und im Gebrauche blieb, bis der berühmte Mathematiker Jean Etienne Motucla eine Umarbeitung dieses beliebten Buches unternahm. Grandin hatte in seiner Ausgabe auch musikalische Probleme hinzugefügt [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIN (Henri Pierre Felix), französischer Bergmann, geboren zu Elboeuf am 17. Juli 1787, über dessen Lebensverhältnisse Nichts weiter berichtet wird, als daß er im Auftrage der französischen Regierung eine wissenschaftliche Reise nach Senegambien unternahm, um insbesondere geologische Untersuchungen anzustellen, deren Ergebnisse in den Annales des Mines (Ser. I. Vol. VII.) bekannt gemacht wurden. Grandin starb am 16. Nov. 1821 zu St. Louis in Senegambien *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIN (Victor), französischer Fabrikant, am 21. Dec. 1797 zu Elboeuf geboren, gehörte, wie der vorhergehende, zu einer durch ihre Gewerbthätigkeit einflußreichen und angesehenen Familie und gründete mit seinen Brüdern in Elboeuf eine Fabrik nach großem Maßstabe, worin die Wolle von ihrem ursprünglichen Zustande bis zum feinsten Tuche bearbeitet wurde und welche aus einer Spinnerei, einer Färberei und einer Weberei bestand. Die Vollkommenheit der Fabrikate wurde auf verschiedenen Industrieausstellungen durch Preismedaillen bezeugt. Grandin's Verdienste fanden übrigens auch die gebührende Anerkennung bei seinen Mitbürgern, er wurde zum Mitglied des Generalrathes der Manufacturen und des Generalrathes des Departements der Nieder-Seine und wiederholt (1839, 1842 und 1846) zum Deputirten der Stadt Rouen gewählt. Er gehörte in der Kammer zur constitutionellen Opposition, bekämpfte die Agiotage, vertheidigte das Schutzzollsystem und verlangte den Bau und den Betrieb der Eisenbahnen auf Staatskosten. Ebenso stimmte er gegen die von dem Ministerium dem englischen Agenten Pritchard auf Taïti bewilligte Schadloshaltung und für die Verminderung der Beamten in der Kammer. Viermal ließ er die Wahl Charles Lafitte's zu Elboeuf als nichtig erklären, weil dieser sie durch das Versprechen einer Eisenbahnconcession bewirkt hatte. Nach der Februarrevolution wurde er von dem Departement der Niederseine in die constituirende Versammlung geschickt und von derselben zum Mitglied des Handels- und Industrieausschusses gewählt. Er sprach viel und eifrig gegen den Socialismus, gegen das Recht auf Arbeit, für das Zweikammersystem und gegen die Clubs. In der gesetzgebenden Versammlung, an welcher er ebenfalls Theil nahm, stimmte er mit der Majorität und war eine der kräftigsten Stützen der Regierung. Er starb am 27. Aug. 1849 zu Paris an der Cholera *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIOS, großartig, würdevoll, dem Erhabenen sich nähernd, wird von Werken gebraucht, die im Gegensatze kleinlicher Nachahmerei, durch Umfang, Eigenthümlichkeit und eine gewisse Kühnheit sich auszeichnen. So wird in der Malerei der Styl grandios genannt, der die großen Hauptpartien hervorhebt, die mittlern und kleinern dagegen in den Hintergrund treten läßt. Einer der ausgezeichnetsten Maler, Mengs, äußert sich darüber mit den Worten: „Das Gesicht des Menschen besteht aus Stirn, Augen, Nase, Mund, Kinn, Wangen, Bart. Diese großen Partien schließen jedoch eine Menge kleine ein. Sucht der Maler nur die Hauptpartien darzustellen, so hat er einen grandiosen Styl. Dürftig jedoch wird sein Styl, wenn er sich in die kleinsten Details einläßt. In einen dürftigen Styl kann man jedoch auch beim Malen einer kolossalen Figur fallen, sowie man bei der Darstellung kleiner Sujets einen großen Styl haben kann." Beinahe von selbst versteht es sich, daß Mengs unter dem grandiosen Style nicht die Vernachlässigung der Regel, den Mangel nothwendiger Ausführung verstanden haben will, sondern nur die von künstlicher Ueberladung völlig freie, echt künstlerische Behandlung †). (*Heinrich Döring.*)

GRANDIS (Giovanni Batista und Girolamo), zwei Brüder und geschickte Perspectiv- und Architekturmaler, welche stets gemeinschaftlich arbeiteten, geboren um das Jahr 1640 zu Varese im Herzogthume Mailand, erlernten ihre Kunst bei dem älteren Giovanni Maria Mariani und übten sie an verschiedenen Orten in Kirchen und Palästen mit großem Beifall. Ihre Leistungen, deren Vorzüglichkeit man besonders in der S. Catarinakirche in dem Palazzo di Brera zu Mailand bewundern kann, zeichnen sich sowol in der Erfindung und im Colorit, als auch durch geistreiche Einfälle aus. Die unzertrennlichen Brüder starben fast zugleich um das Jahr 1718 zu Mailand ††). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIS (Jean François), ein französischer Philosoph, über welchen man keine weitere Nachricht findet, als daß er am Anfange des 17. Jahrh. zu Paris das Licht der Welt erblickte und den geistlichen Stand ergriff, sich später aber fast ausschließend der Philosophie widmete und in diesem Fache einen großen Ruf erlangte,

1) Einen Auszug aus dieser Schrift findet man auch in dem Journal des Sçavants vom Jahre 1739. 2) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1575. Biographie universelle. Vol. XVIII. p. 299.

*) J. C. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften S. 940.

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 652.

†) Siehe Jeitteles in s. Aesthetischen Lexikon. Bd. 1. S. 326.

††) Fr. C. Gottl. Hirsching, Historisch-literarisches Handbuch berühmter Personen des 18. Jahrh. Bd. 2. Abth. 2. S. 141. G. K. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 333.

der aber schon nach einem Jahrhundert wieder verklungen war. Unter seinen kleineren Abhandlungen, welche unter dem Titel: Dissertationes philosophicae et criticae in Epicuream philosophiam Gassendi, de rerum communi vivendi ratione, de variis Dei nominibus et de solutione aenigmatum duorum Hippocratis et Capelae (Parisiis 1654. 4.) zusammengedruckt erschienen, ist jedenfalls die erste (über die Epicureische Philosophie) die gehaltvollste, indem sie die Lehre von den Atomen und dem leeren Raume gründlich erörtert. Eine Abhandlung über die Philosophie und Theologie des Orpheus (De Orphei antiquissima philosophia et theologia) und eine Schrift über die griechische Sprache (Demonstratio philosophica qua patet hellenismi et totius ferme grammaticae graecae rationem ipsamque anomaliam tam nominum quam verborum in sola litterarum sive alphabeti cognitione constare), wovon man sich sehr viel versprach und die man deshalb mit Ungeduld erwartete, blieben ungedruckt, dagegen verdankt man ihm die Bekanntmachung der Rhetorik des königlichen Rathes und Historiographen René Bary, welche er unter dem Titel: La rhétorique françoise (Amsterd. 1669. 12.) nebst einer Einleitung herausgab *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIS (Vicenzo dei), italienischer Componist, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Monte Albotto im Kirchenstaate geboren, wurde im J. 1605 als Altist in die päpstliche Kapelle unter Paul V. aufgenommen. Seine Compositionen fanden bei seinen Zeitgenossen großen Beifall und insbesondere werden seine sechs- bis achtstimmigen Antiphonien (Antifone a sei, sette e otto voci. Roma 1601. 4.) gerühmt. Seine Partitur einer Sammlung von Psalmen wurde von Phil. Kesperl herausgegeben. Er wird häufig mit dem Componisten Vicenzo Grandi (s. d. Art.) verwechselt †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDJACQUET (Pierre Augustin), französischer Theolog und Schriftsteller im J. 1730 zu Pontarlier im Franche-Comté (jetzigem Departement des Doubs) geboren, trat nach der Beendigung der nöthigen Vorstudien in die Gesellschaft Jesu, in welcher er durch seine Kenntnisse und durch sein ausgezeichnetes Rednertalent zu hohen Aemtern und Würden gelangt wäre, wenn nicht die Aufhebung des Ordens sein Streben vereitelt hätte. Er sah sich nun genöthigt, auf eine andere Weise für seine Existenz zu sorgen, und ließ sich zu Besançon, wo er sich bereits als Kanzelredner Beifall und Ansehen erworben hatte, nieder. Die von dem Cardinal Choiseul, dem Erzbischofe von Besançon, gegründete geistliche Akademie, wodurch dieser bei dem Klerus seiner Diöcese Geschmack an literarischen Studien zu wecken suchte, nahm ihn gern in ihren Schoos auf und er war bald eines der eifrigsten Mitglieder. Er erfreute nicht nur seine Genossen durch poetische und prosaische Vorträge, sondern wies auch am entschiedensten die Verdächtigungen der allzu Frommen, welche die Pflichten des geistlichen Standes als unverträglich mit der Pflege der schönen Wissenschaften hielten, durch beißende Epigramme zurück, wodurch er sich die Feindschaft der Getroffenen zuzog, wie er bald zu seinem nicht geringen Aerger und Schaden fühlen mußte. Als er sich nämlich im J. 1770 um eine Professur in der theologischen Facultät zu Besançon bewarb, wurde ihm, obschon er unter allen Mitbewerbern die vorzüglichste Arbeit lieferte, doch die Stelle nicht zu Theil. Nach dem Tode des Cardinals Choiseul (1774) begab er sich nach seiner Geburtsstadt und beschäftigte sich hier mit literarischen Arbeiten bis zum Ausbruche der Revolution. Da er kein geistliches Amt bekleidete und überhaupt steten Unwohlseins wegen zurückgezogen lebte, so glaubte er des Bürgereides, welchen man von dem Klerus verlangte, überhoben zu sein. Da aber die Behörde der Stadt Pontarlier anderer Ansicht war und den Eid von ihm forderte, so verweigerte er denselben und verbarg sich. Er wurde jedoch entdeckt und, nachdem er einige Zeit zu Besançon in dem Gefängnisse geschmachtet hatte, zur Deportation verurtheilt, erkrankte aber auf dem Transporte nach Rochefort sehr gefährlich und starb in dem Hospitale zu Angoulême, in welches er gebracht werden mußte, gegen Ende des Jahres 1795. Er war von seinen Zeitgenossen als Gelehrter geachtet und versuchte sich auch als Schriftsteller, aber nur seine für die Akademie zu Besançon ausgearbeiteten Vorlesungen, welche er unter dem Titel: La Muse d'un théologien du Mont-Jura (Lausanne 1777. 8. 2 Voll.) herausgab, sind bekannt geworden und zeigen ihn uns als einen wissenschaftlich gebildeten Mann, der aber keine poetischen Anlagen besaß und sehr schlechte Verse machte; unter seinen prosaischen Aufsätzen findet sich manches Gute und insbesondere verdient seine Abhandlung über den Zustand der Wissenschaften und schönen Künste in der Grafschaft Burgund während des 18. Jahrh. Beachtung. Er tadelt darin sehr scharf und mit seltener Freimüthigkeit die damals sehr mangelhafte Erziehung in diesem Theile Frankreichs und schreibt diesem Mißstande die Unwissenheit des größten Theiles der Bevölkerung und den Mangel an ausgezeichneten Männern zu. Er hinterließ noch viele andere Schriften, unter welchen man eine Abhandlung über Magie und Zauberei (Traité sur la magie, les maléfices, les magiciens, les sorciers vrais ou supposés) hervorhebt; sie blieben jedoch sämmtlich der mislichen Zeitverhältnisse wegen ungedruckt *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDJEAN (Balthazar), französischer General, am 26. Jan. 1760 zu Nanci (Departement der Meurthe) geboren, trat kaum 17 Jahre alt als gemeiner Soldat

---

*) *Dan. G. Morhofii* Polyhistor. (Lubecae 1747. 4.) Tom. I. p. 775. Tom. II. p. 27. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 299.

†) Universal-Lexikon der Tonkunst, herausgegeben von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 222. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des musiciens. Tom. IV. p. 81 seq.

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 11. Biographie générale. Tom. XXI. p. 653.

in ein Infanterieregiment, machte die französische Expedition unter dem Admiral Charles Hector d'Estaing nach Westindien zur Unterstützung der Vereinigten Staaten (1778) mit, stieß darauf (1783) mit seinem Corps zu dem vor Cadix vereinigten spanisch-französischen Heere und hatte es, als der Friede zu Versailles geschlossen wurde, zum Sergeanten gebracht. Er nahm nach der Zurückkunft in sein Vaterland, wo sich bereits die ersten Spuren der Revolution zeigten, seinen Abschied, trat aber, als nach der Erstürmung der Bastille alle Bürger zur Vertheidigung der Freiheit aufgerufen wurden, sogleich (am 22. Febr. 1790) in die Nationalgarde seines Departements und focht tapfer gegen die Preußen und Emigranten, welche von dem Herzoge von Braunschweig gegen den Nationalconvent geführt werden sollten, aber alsbald ihren Rückzug antreten mußten. Darauf eilte er mit seinem Bataillon zu der Moselarmee und zog bei Wavre und in mehren andern Gefechten so sehr die Aufmerksamkeit des Generals Jacopin auf sich, daß dieser ihn am 1. Frimaire des Jahres II (21. Nov. 1793) zu seinem Adjutanten wählte. Im folgenden Monat zeichnete er sich in dem Treffen bei Kaiserslautern, wodurch die Oesterreicher auf die Linien von Weißenburg und auf ihre Verschanzungen zu Landau zurückgedrängt wurden, aus. Am 14. Floreal des Jahres II (3. Mai 1794) zum Bataillonschef in der 110. Halbbrigade ernannt, erhielt er Befehl, sich zur Sambre- und Maas-Armee zu begeben, wo er sich durch neue Thaten den Rang eines Brigadechefs, den er am 25. Prairial des Jahres III (10. Juni 1795) erhielt, verdiente. Am 19. Fructidor (5. Sept.) fiel er bei dem Uebergange über den Rhein während der Nacht in einen Hinterhalt der Oesterreicher; es gelang ihm aber, obschon er durch eine Flintenkugel verwundet wurde, sich frei zu machen und den Feind zu werfen. Nach dem Wiederausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich (1796) ging er zu Neuwied mit einer Compagnie Grenadiere unter dem Feuer des feindlichen Geschützes über den Rhein und belagerte Ehrenbreitstein. Bei dem Rückzuge der Sambre- und Maasarmee in Franken wurde Grandjean die Aufgabe, die österreichischen Linien zu durchbrechen; er machte an der Spitze eines Bataillons und einiger Schwadronen einen lebhaften Angriff und schlug den Feind nicht nur zurück, sondern machte sogar noch viele Gefangene und eroberte mehre Gepäckwagen, ebenso hielt er nach der Schlacht bei Würzburg durch kluge Manoeuvres den verfolgenden Feind zurück und hinderte ihn, große Vortheile aus seinem Siege zu ziehen. Im J. V kämpfte er mit gewohnter Tapferkeit bei Neuwied unter dem Oberbefehl des Generals Hoche und stand vom 6. Frimaire des Jahres VI (27. Nov. 1797) an als Festungscommandant zu Aachen. Im J. 1803 wurde er zur Belohnung seiner Verdienste zum Brigadegeneral und im folgenden Jahre zum Mitglied der Ehrenlegion ernannt. Nachdem er die Feldzüge in den Jahren 1805—1807 in Teutschland mitgemacht hatte, wurde er zur Reservedivision von Orleans beordert und zog mit dieser nach Spanien, wo er sich in mehren Gefechten Ruhm erwarb, bis er sich im J. 1811 seiner Wunden wegen in Ruhestand versetzen lassen mußte. Er zog sich in das Departement des Loiret zurück und wurde im J. 1815 zum Maire von Orleans ernannt, wo er am 3. Dec. 1824 starb *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDJEAN (Charles Louis Dieudonné), Baron, französischer Divisionsgeneral, am 29. Dec. 1768 zu Nanci geboren, trat sehr jung in das Heer und wohnte im J. 1792 als Unterlieutenant dem Feldzuge am Rhein unter Custine bei. Darauf diente er als Adjutant bei der Rhein- und Moselarmee, bis er in derselben Eigenschaft zu dem italienischen Heere versetzt ward. Am 7. Prairial des Jahres VII (7. Mai 1799) bemächtigte er sich eines verschanzten Lagers, machte 1200 Gefangene und erbeutete vier Kanonen und zwei Brückenequipagen. Dieser Waffenthat, bei deren Ausführung zwei Pferde unter ihm getödtet wurden, folgte noch an demselben Tage seine Beförderung zum Brigadegeneral. Während dieses Feldzuges erhielt er in der Schlacht an der Trebia, in welcher er mit der größten Entschlossenheit kämpfte, zwei schwere Wunden. Wieder zu der Rheinarmee beordert, trug er am 13. Floreal des Jahres VIII (3. Mai 1800) nicht wenig zur glücklichen Entscheidung der Schlacht von Engen und Stockach bei, indem er acht österreichische Bataillone aus einem Gehölze vertrieb, welches die Rückseite des Plateaus von Mühlhausen deckte. Bald darauf schickte ihn Moreau mit einer Truppenabtheilung nach Vorarlberg und Graubünden, um das Corps des Generals Lecourbe zu verstärken, mit welchem er sich auch in dem Treffen bei Oberhausen (27. Juni 1800) befand. In der Schlacht bei Hohenlinden (3. Dec. 1800) schlug er den Angriff einer aus Ungarn bestehenden Colonne zurück, zwang sie zur Flucht und warf sie in ein Gehölz. Der commandirende General erwähnte dieser That in seinem Berichte an die Regierung. Bei der Zurückkunft nach Frankreich erhielt Grandjean bis zum Jahre 1805 ein Commando bei der vierten und fünften Militairdivision und wurde am 25. Prairial des Jahres XII (15. Mai 1804) zum Mitglied der Ehrenlegion ernannt, nachdem er kurz vorher zum Grade eines Divisionsgenerals vorgerückt war. Zur Armee des Marschalls Brune nach Pommern berufen, bekam er im J. 1807 den Auftrag, ein schwedisches Corps, welches sich auf den Höhen von Greifenhagen verschanzt hatte, zu vertreiben und im Monat April befehligte er die vor Stralsund zurückgelassenen Truppen, sah sich aber bald zum Rückzuge genöthigt, da er nicht über hinreichende Mannschaft zu verfügen hatte, um den Ausfällen der Garnison Widerstand zu leisten. Im August schlug er die Schweden, welche seinen Uebergang über die Peene verhindern wollten, bei Anclam. Nach dem Frieden von Tilsit nach Spanien beordert, begann er dort seine Wirksamkeit sogleich mit einer glänzenden That, indem er am 25. Oct. 1808 1200 in Lerin verschanzte Spanier zwang, die Waffen

*) Biogr. d. homm. viv. Tom. III. p. 306. Fastes de la Légion d'honneur. Tom. III. p. 251.

zu strecken. Im J. 1809 befehligte er eine Division des Belagerungsheeres vor Saragossa, nach der Eroberung dieser Stadt aber kehrte er wieder nach Teutschland zurück, wo er durch die ruhmvolle Theilnahme an der Schlacht von Wagram seine Erhebung zum Reichsbaron verdiente. Nachdem er in dem Kriege gegen Rußland seine Pflicht gethan und vielfachen Gefahren auf dem Rückzuge glücklich entgangen war, nahm er im J. 1813 lebhaften Antheil an der hartnäckigen Vertheidigung der Stadt Danzig und er wird in den Berichten des commandirenden Generals Rapp vielfach und mit großem Lobe erwähnt. Nach der Capitulation zog er als Kriegsgefangener nach Frankreich und ward, da er sich sogleich der neuen Regierung zur Verfügung stellte, von dem Könige zum Ritter des heil. Ludwig ernannt. Als er aber dennoch bei der Rückkehr Napoleon's ein Commando bei dem am Rheine stehenden fünften Armeecorps annahm, wurde er nach der zweiten Restauration in den Ruhestand versetzt. Im J. 1821 von dem Bezirke Château-Salins zum Deputirten gewählt, nahm er in der Kammer seinen Sitz unter den Mitgliedern der Opposition, scheint aber den Wünschen seiner Wähler nicht entsprochen zu haben, da sie ihr Mandat nicht erneuerten. Grandjean starb am 15. Sept. 1828. Sein Name prangt auf der östlichen Seite des Triumphbogens de l'Etoile an der Barriere von Neuilly zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDJEAN (Henri), berühmter französischer Augenarzt, zu Blégné, im ehemaligen Bisthume Lüttich, am 23. Dec. 1725 geboren, war der Sohn eines ausgezeichneten Chirurgen und ging, nachdem er von demselben den ersten Unterricht in der Wundarzneikunst erhalten hatte, in seinem 18. Jahre nach Paris, um sich auf der Universität daselbst der Medicin zu widmen. Er machte hier nach der Beendigung seiner Studien die Bekanntschaft des ausgezeichneten Augenarztes Jacques Daviel und ward dessen eifrigster und geschicktester Schüler, weshalb auch die Kundschaft desselben auf ihn überging. Er vereinfachte die Operation des Kataraktes und bewirkte zuerst die Ausziehung des die Kristalllinse bedeckenden Staares, ohne diese zu beschädigen. Ludwig XV. ernannte ihn auf die Empfehlung seines ersten Chirurgen La Martinière zum Augenarzte des Königs von Frankreich und der königlichen Familie. Ludwig XVI. bestätigte ihn in derselben Stelle und bot ihm den S. Michaelorden an; Grandjean erklärte aber bescheiden, daß er diese Auszeichnung so lange ablehnen müsse, als sie nicht seinem alten Lehrer Jean Nicolas Moreau zu Theil geworden sei. Der König, von dieser zarten Aufmerksamkeit überrascht, beauftragte Grandjean, den Orden Moreau zu überreichen, und versicherte ihn, daß der zunächst zu verleihende ihm zukommen werde, was auch im J. 1782 der Fall war. Grandjean überdauerte glücklich die Revolution und starb im J. 1802 zu Paris. Sein jüngerer Bruder Guillaume Grandjean, geboren im J. 1730, welcher ihn in seiner Praxis mit großer Geschicklichkeit unterstützt hatte, war schon vor ihm am 28. Oct. 1796 gestorben *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDJEAN (Jean), holländischer Maler und Kupferätzer, im J. 1752 zu Amsterdam geboren, stammte von französischen unbemittelten Aeltern, welchen es sehr schwer fiel, ihn in den Anfangsgründen der zeichnenden Künste, wozu er entschiedenes Talent zeigte, unterrichten zu lassen. Er kam dann auf kurze Zeit in die Lehre bei dem Landschaftsmaler Jacob Verstegen, und sah sich, da er selbst für seinen Unterhalt sorgen mußte, schon frühe genöthigt, durch Anfertigung von Portraits und durch kleinere Arbeiten für den Kunsthändler Jan de Groot Geld zu verdienen, erntete aber allenthalben durch seine Leistungen so großen Beifall, daß er bei Jurian Andriessen Aufnahme fand, bei welchem er sehr schnelle Fortschritte machte. Sein Eifer wurde durch drei Preise, die er nach einander an der Zeichenakademie gewann, belohnt und er erhielt jetzt mehre Aufträge zu historischen Stücken und vorzugsweise zu Landschaften mit historischer Staffage, die ihm am besten gelangen. Da er durch diese lohnenden Versuche in Stand gesetzt wurde, auf Reisen für seine weitere Ausbildung zu sorgen, so ging er zuerst nach Düsseldorf, um die Schätze der dortigen Galerie zu betrachten, und von da nach Rom, wo er an dem Cardinal Albani und Pieter Damme einflußreiche Gönner fand. Er arbeitete hier sehr fleißig sowol für seine Freunde zu Rom, als auch für Kunstfreunde in der Heimath, starb aber schon im J. 1781 und wurde als Protestant an der Pyramide des Cajus Cassius begraben. Die Arbeiten dieses Künstlers sind jetzt allenthalben zerstreut, seitdem die Kunstsammlung Jan Tersteeg's zu Amsterdam, in welcher sich die meisten befanden, im J. 1808 verkauft wurde. Außer einem radirten Blatte, welches ein Bacchanal vorstellt, dürften von seinen Gemälden zu nennen sein: zwei Ansichten des Wasserfalls bei Tivoli, der Tod der Sophonisba, Cleobis und Biton und sein eigenes Bildniß, welches zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören soll. Grau in Grau malte er auch mehre Scenen aus dem Gedichte Germanicus von Frau L. F. von Winter, von denen mehre von R. Morghen gestochen wurden und sich sowol einzeln als mit dem erwähnten Gedichte finden †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDJEAN DE FOUCHY (Philippe), französischer Schriftgießer und Buchdrucker, im J. 1666 zu Mâcon (Departement Saône-Loire) geboren, stammte aus einer alten angesehenen Familie und war zum geistlichen Stande bestimmt. Er hatte bereits seine Studien vollendet und war im Begriff, die ersten Weihen zu empfangen, als ein Zufall ihn einer andern, seinem Geiste und seinem Talente mehr entsprechenden Laufbahn zuführte. Zu Paris, wohin er eines Rechtsstreites wegen gekommen war, ging er eines Tages aus Neu-

*) Biographie des hommes vivants. Tom. III. p. 306. Fastes de la Légion d'honneur. Tom. III. p. 251.

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 655.

†) *R. van Eynden*, Geschiedenis der vaderlandsche Schilderkonst. Bd. 2. S. 376 fg. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 331.

gierde in eine Buchdruckerwerkstätte und bemerkte mit Erstaunen die Unvollkommenheit der Lettern, deren man sich bediente. Er zeichnete noch am Abend desselben Tages zu seiner Unterhaltung einige Anfangsbuchstaben und suchte ihnen schönere Verhältnisse und eine geschmackvollere Gestalt zu geben, was ihm auch so vortrefflich gelang, daß einer seiner Freunde die ihm ohne Absicht mitgetheilten Zeichnungen zu dem Kanzler Pontchartrain trug. Ludwig XIV., welchem sie von diesem vorgelegt wurden, war durch die Schönheit derselben überrascht und ergriff nach seiner Weise sogleich mit Eifer diese sich ihm darbietende Gelegenheit, den Holländern, welche bis jetzt in der Buchdruckerei unübertroffen dastanden, diesen Ruhm streitig zu machen. Grandjean wurde alsbald zu dem Kanzler beschieden und erhielt ein Anstellungsdecret, wodurch der König ihn in seine Dienste nahm mit dem Auftrage, sich insbesondere mit Allem, was zur Buchdruckerei gehöre, zu befassen. Er fand an dem Geschäfte, von welchem er bis jetzt nicht die geringste Kenntniß hatte, großes Wohlgefallen und da er ein geschickter und geschmackvoller Zeichner war, so machte er in der Schriftgießerei, die er schnell erlernte, bedeutende Verbesserungen und brachte es in kurzer Zeit durch Fleiß und Geduld dahin, daß er mit Hilfe sehr einfacher, von ihm erdachter Werkzeuge die feinsten und schärfsten Matrizen schlagen und justificiren konnte. Die von ihm gegossenen Lettern wurden zuerst in der Staatsdruckerei angewendet und bald in ganz Frankreich und in andern Ländern nachgeahmt. Mit Grandjean's schönster Schrift ist die Münzgeschichte Ludwig's XIV. (Médailles sur les principaux événements du règne de Louis le Grand. Paris 1702. fol.) gedruckt. Er starb am 6. Mai 1714 zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDJEAN DE FOUCHY (Jean Paul), französischer Astronom, ein Sohn des vorhergehenden Schriftgießers, am 17. März 1707 zu Paris geboren, sollte in das Geschäft seines Vaters treten und dasselbe fortführen; da er aber eine mehr für einen gelehrten Stand passende Erziehung erhielt und auch von Natur mehr Anlagen zur Wissenschaft und Kunst hatte, so konnte er sich nicht entschließen, mit dem Handwerke, obschon es ihm eine sorgenfreie Existenz gesichert hätte, zu befassen. Am entschiedensten neigte er zur Poesie hin, wie er denn fast kein Jahr seines Lebens vorübergehen ließ, ohne einige Gedichte zu versuchen, welche er aber nur verschwiegenen Freunden mittheilte, ebenso spielte er meisterhaft mehre Instrumente, jedoch nur in vertrauter Gesellschaft. Nach dem Tode seines Vaters kam er in den Besitz eines kleinen, aber für einen sparsamen und in seinen Bedürfnissen bescheidenen Menschen, wie er war, hinreichenden Vermögens; er kaufte sich die Stelle eines Rechnungsrevisors und theilte nun die Zeit zwischen die Erfüllung seiner Amtspflichten und die Pflege der Wissenschaften, unter welchen ihn die Astronomie und Meteorologie besonders anzogen. Er trat zugleich in einen Verein von Gelehrten und Künstlern, welcher sich damals zu Paris gebildet und sich die Aufgabe gestellt hatte, die Ergebnisse der theoretischen Forschungen auf das praktische Leben anzuwenden, und zu welchen auch Clairaut, La Condamine und Rameau gehörten. Er zeichnete sich darin durch seinen Eifer und seine Leistungen so sehr aus, daß ihn die Akademie der Wissenschaften im J. 1731 unter ihre Mitglieder in der Section der Astronomie aufnahm und im J. 1743 zu ihrem beständigen Secretair ernannte, eine Stelle, die kurz zuvor Fontenelle eingenommen hatte und deren Bekleidung jedem Nachfolger desselben nicht leicht gewesen wäre. Mochte auch Grandjean seinem Vorgänger an Gewandtheit in der Feder und an Schärfe der Gedanken nicht gleichkommen, so ersetzte er doch diesen Mangel reichlich durch gediegene Kenntnisse, Richtigkeit des Urtheils und durch eine harmlose, die Zuhörer und die Leser gewinnende Freimüthigkeit. Als Astronom erwarb er sich ein nicht unbedeutendes Verdienst durch die Verbesserung der gebräuchlichen Methoden zur Berechnung des Kreislaufes der Gestirne und durch die Vereinfachung der zur Beobachtung nöthigen Instrumente, deren Anschaffung und Fortbringung seither mit großen Schwierigkeiten und Kosten verbunden war. Zu den Denkschriften der Akademie lieferte er fast jedes Jahr werthvolle Beiträge, von welchen insbesondere hervorzuheben sind: Sur la forme[1] la plus avantageuse qu'on puisse donner aux tables astronomiques (1731); Méthode pour les longitudes (1733); Sur l'atmosphère de la lune (1734); Méthode pour déterminer par observation l'excentrité de la terre (1738 und 1740); Manière fort simple de se servir d'horloges de moyen volume au lieu de grosses horloges, dans le cas ou l'on est obligé de les faire sonner sur des timbres fort gros et fort éloignés (1740); Observation du passage de Vénus sur le soleil (1761); Observation du passage de Vénus sur le soleil le 3 juin 1769 und Récherche sur la date des applications des lunettes aux instruments (1787); ferner die Beobachtungen über die Sonnenfinsternisse am 25. Juli 1748, am 17. Oct. 1762, am 5. Aug. 1766 und am 4. Juni 1769, sowie über die Mondfinsternisse am 25. Febr. 1747, am 8. Aug. 1748, am 23. Dec. 1749, am 19. Juni 1750, am 2. Dec. 1751, am 27. März 1755, am 18. Mai 1761, am 23. Dec. 1768 und am 30. Juli 1776. Von den Beschreibungen der von ihm erdachten oder verbesserten und vereinfachten Instrumente sind zu erwähnen: Nouvel instrument pour observer les hauteurs en mer et les distances des astres (in dem Recueil de machines approuv. par l'académie des sciences. Vol. VI.); Description d'un instrument propre à mésurer la pésenteur de chaque couche de l'atmosphère (in den Mémoires de l'académie des sciences, 1780); Mémoire sur une nouvelle construction de niveau absolument exempt de vérification (Machines approuv. Tom. VI.); Tour pour faire sans arbre toutes sortes de vis (Ibid. Tom. V.); Moyen de couvertir facilement et avec assez peu de frais un quart de cercle à pied en un instru-

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 653.

ment azimutal (Mémoires 1781.) und Machine pour caler et mouvoir commodement un quart de cercle inventée par lui (Machines approuv. Tom. VII.). Als Secretair der Akademie hielt er Lobreden auf die verstorbenen Mitglieder Abbé de Bragelogne (1744), Marquis von Torcy (1746), Peyronnie (1747), Joh. Bernouilli (1748), Amelot (1749), Herzog von Aiguillon, de Crouzas, Petit und Abbé Terrasson (1750), Folkes (1754), Mairan, Morgagni, Pitot (1771), Van Swieten und Buache (1772) und Morand und Heriffant (1773). Ein Theil dieser und anderer Lobreden erschien auch in einer Sammlung (Éloge des académiciens de l'Académie royale des sciences morts depuis 1744. Tom. I. Paris 1761. 12.), welche unvollendet blieb. Nachdem Grandjean die Secretairstelle 30 Jahre lang mit seltenem Eifer bekleidet hatte, legte er sie, weil ihm öfteres Unwohlsein an der Erfüllung seiner Pflichten hinderte, im J. 1773 nieder. Einige Jahre später traf ihn ein sonderbarer Zufall. Eines Tages stürzte er gänzlich besinnungslos nieder und als er wenige Stunden darauf sein Bewußtsein und den vollen Gebrauch seines Verstandes wieder erhalten hatte, bemerkte er, daß seine ebenfalls in Unordnung gerathenen und augenblicklich gelähmten Sprachorgane, obschon sie wieder fast ganz frei geworden waren, seinem Willen nicht mehr gehorchten und sein Mund nicht die Gedanken, welche er mittheilen wollte, sondern andere unzusammenhängende Worte aussprach. Er versuchte selbst eine Erklärung dieses peinlichen Zustandes (Observation anatomique, in den Mémoires de l'académie, 1784) und erörterte alle Einzelnheiten dieser auffallenden Erscheinung mit einer solchen philosophischen Ruhe, Einfachheit und Gleichgültigkeit, daß er Bewunderung verdient. Er starb am 15. April 1788 zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDMÉNIL (Jean Baptiste Fauchard de), berühmter französischer Schauspieler, am 19. März 1737 zu Paris geboren, war der Sohn eines bekannten Chirurgen und Zahnarztes [1]) und widmete sich nach dem Wunsche seines Vaters der Rechtsgelehrsamkeit. Nach der Beendigung seiner Studien wurde er unter die Advocaten am Parlamente zu Paris aufgenommen. Er zeichnete sich durch seine gründlichen Kenntnisse und eine mehr als gewöhnliche Beredsamkeit aus und erntete besonders im J. 1767 durch die geistreiche Vertheidigung des berüchtigten Schenkwirthes Ramponeau gegen Gaudon, den Director einer auf Jahrmärkten umherziehenden Schauspielergesellschaft, großen Beifall [2]). Bald darauf zum Rathe bei der Admiralität ernannt und nicht nur durch sein Talent, sondern auch durch den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens in seinen Bestrebungen gefördert, würde er gewiß bald eine hervorragende Stellung im Staatsdienste gewonnen haben, wenn ihm nicht mancherlei Verhältnisse einen Widerwillen gegen das Beamtenwesen eingeflößt und den Aufenthalt in Paris unangenehm gemacht hätten. Der Staatsstreich des Kanzlers Maupeou gegen das Parlament (1771) verleitete ihn zu höchst beleidigenden Aeußerungen gegen die Regierung und er hielt es für gut, Frankreich heimlich zu verlassen, was er um so bereitwilliger that, da er auch mit seiner Familie, von der er ungerecht behandelt zu sein glaubte und mit deren übermäßig conservativen politischen Ansichten er nicht übereinstimmte, zerfallen war. Da er große Vorliebe für die Bühne besaß, auf welcher schon einer seiner Verwandten, der berühmte Schauspieler Duchemin, sich ausgezeichnet hatte, ergriff er die sich darbietende Gelegenheit, an dem Theater zu Brüssel anzukommen und versuchte sich mit entschiedenem Glück in Bedientenrollen. Nachdem er sich hier einige Jahre in seiner Kunst weiter ausgebildet hatte, kehrte er nach Frankreich zurück und spielte längere Zeit auf den größeren Bühnen zu Marseille und Bordeaux nicht nur die Diener, sondern auch die Rentner und Alten so meisterhaft, daß sein Ruf bis zur Hauptstadt drang und alsbald die Direction der Comédie française ihm eine Einladung zugehen ließ, auf dieser Bühne, welche nur ausgezeichnete Künstler in Anspruch nahm, Probevorstellungen zu geben. Er trat am 31. Aug. 1790 zum ersten Mal auf als Arnolphe in der „Ecole des Femmes" und befriedigte sowol die Kenner als auch die Menge. Als Francaleu in der „Metromanie," als Orgon im „Tartüffe," als Chrysale in den „Femmes Savantes" und als Spanarelle in der „Ecole des Maris" gefiel er ebenfalls allgemein und er erhielt eine feste Anstellung. Da aber Desessart, als dessen Ersatzmann er dienen sollte, ihm nur untergeordnete Rollen überließ und überhaupt fortwährende Ränke die Mitglieder der Comédie française entzweite, so gab Grandménil, welcher keinen Antheil an diesem Treiben nehmen wollte, seine Stelle auf und ging zu dem rivalisirenden Theater der Straße Richelieu über, welches um diese Zeit entstanden war und am 28. April 1791 als Theater der Republik in das Palais Royal verlegt wurde, wo es bis zu seinem Schlusse im Pluviose des Jahres VI. (1792) blieb. Als im J. 1798 die Schauspieler der früheren Comédie française sich vereinigten und wieder eine Nationalbühne schufen, welche jetzt noch unter dem Namen Théâtre Français besteht, ward Grandménil Geschäftsführer der Gesellschaft und blieb trotz seines vorgerückten Alters bis zum Jahre 1811 ein thätiges Mitglied derselben. Man sah ihn stets mit neuem Vergnügen in den Lustspielen Molière's, dessen Geist noch Niemand so wie er erfaßt

*) *Condorcet*, Éloge de M. de Fouchy, in der Histoire de l'académie, année 1788 (auch in Condorcet's Oeuvres complètes. Tom. III. p. 311). *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Tom. V. p. 190. Biographie universelle. Tom. XIX. p. 334. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 174. Biographie générale. Tom. XXI. p. 654. J. C. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften S. 940.

1) Vergl. den Art. Fauchard Bd. 42. S. 73. 2) Ramponeau hatte Gaudon, welchen er auf eine bestimmte Zeit zur Ausführung von Possen in seiner Schenke engagirt hatte, wegen Contractbruches verklagt. Der Proceß diente nicht wenig zur Unterhaltung der pariser Müßiggänger, und selbst Voltaire verschmähte es nicht, ihn zum Gegenstande seines Witzes zu machen.

hatte und wiederzugeben wußte. Besonders war er als Harpagon in dem „Geizigen" unübertrefflich und so natürlich, daß Viele behaupteten, er gebe nur seine eigenen Schwächen und Gewohnheiten wieder. Diese üble Nachrede hatte aber ihren Grund nur in dem Neide und dem beleidigten Stolze seiner Standesgenossen, deren Gesellschaft er aus guten Gründen mied. Gegen seine Freunde, der er sehr viele und selbst in den höchsten Ständen zählte, war er stets sehr gastfrei und sah es mit dem größten Vergnügen, wenn sie ihn auf seinem Landgute Grandménil in dem Dorfe Bures bei Versailles, der Frucht seiner Ersparnisse, besuchten, wo er, nachdem er sich von der Bühne zurückgezogen hatte, von seinen früheren Bewunderern geachtet und von seinen näheren Bekannten geliebt in angenehmen Verhältnissen lebte. Während des Kaiserreiches wurde er zum Professor der Declamation am Conservatorium ernannt und in das Institut aufgenommen; nach der Restauration ward er Mitglied der Akademie der schönen Künste, starb aber schon einige Wochen nach dieser Auszeichnung am 24. Mai 1816, da seine Gesundheit durch den Schrecken, welchen ihm die Occupation seines Landgutes durch die feindlichen Truppen verursacht hatte, untergraben worden war. Eine komische Oper in einem Acte (Le Savetier joyeux. Paris 1759. 8.), welche er in seiner Jugend schrieb, kam nie zur Aufführung. „Nie," sagt Quatremère de Quincy, welcher als Secretair der Akademie die übliche Lobrede auf Grandménil hielt, „hat ein Mensch, der durch die Liebe zur Kunst auf die doppelt gefährliche theatralische Laufbahn gezogen wurde, sie mit größerem und längerem Erfolge durchlaufen, nie einer den Ertrag desselben besser und klüger angewendet, nie einer die Gefahren der Bühne glücklicher vermieden und nie einer diesem Stande durch sein streng sittliches Leben und durch seinen untadelhaft biedern Charakter mehr Ehre gemacht" [3]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDMONT (Mönchs- [und Nonnen-] Orden von). Als Orthographie dieses Namens, welcher ursprünglich die Localität eines „großen Berges" (grandis mons) im heutigen Frankreich bei der Stadt Limoges (Lemovicae, Lemovicenses, Lemovicum) bezeichnet, ist für die französische und somit auch für die teutsche Sprache, welche keinen Grund hat, ihn bei der Aufnahme in ihre Register zu verändern, die Schreibweise Grandmont vorzuziehen, sofern sich ihrer sämmtliche französische Schriftsteller beim Gebrauche ihrer Sprache bis in die neueste Zeit bedienen und das Wort in der lateinischen Sprache constant die Form Grandimons (wol auch Grandimontis und Grandimontium) hat. Erst etwa seit der großen französischen Revolution findet man den Namen in Grammont (auch Gramont, was zu verwerfen ist) umgestaltet, wie er von vielen teutschen Kirchenhistorikern, z. B. K. Hase in seinem Compendium, gebraucht wird. So lange der Orden resp. das Kloster existirt hat, sind sie nie „Grammont" geschrieben worden.

Ueber den Stifter des Ordens, den später heilig gesprochenen Stephanus (Étienne), erzählen die uns jetzt zugänglich gewordenen ältesten Documente [1]) das Nachstehende. Zu Tiernum (auch Tigernum, Thigernum, Tiernium, Ternae, im neueren Französisch Thiers geschrieben; Tigerno ist der Ablativus), einer Stadt in demjenigen Theile der französischen Provinz Auvergne (Lateinisch: Arvernia), welcher la Limage genannt wird, lebte ein Ritter und Vicomte Stephan, welchem seine Gattin Candida in Folge vieler Bitten und Gelübde zu Gott einen Sohn gebar, der in der Taufe den Namen des Vaters empfing und dem die Aeltern eine vorzügliche Bildung zu geben entschlossen waren, namentlich da er eine schöne Gestalt und einen aufgeweckten Geist besaß. Als das Kind zwölf Jahre alt war, begleitete es den Vater auf einer Reise nach Bari (Barium) in Italien, wohin sich dieser in Folge einer göttlichen Eingebung begab, um der Uebertragung der Leiche des heil. Nicolaus von Lycien dorthin beizuwohnen, eine Angabe, welche Martene und Durand [2]) als unrichtig verwerfen, da die Uebertragung des heil. Nicolaus nach anderen, mehr beglaubigten Zeugnissen erst im J. 1087 geschehen sei. Wäre der Vicomte wirklich 1087 in Italien gewesen, als diese Feierlichkeit vor sich ging, so müßte der Sohn unter der Voraussetzung eines damaligen zwölfjährigen Alters etwa im Jahre 1075 geboren sein, wo er aber bereits seinen Orden gestiftet haben soll.

Als beide von Bari zurückkehren, erkrankt der junge Stephanus in Benevent, wo ihn der Vater bei dem damaligen Erzbischofe Milo, einem Landsmanne aus der Auvergne, zurückläßt, um allein in seine Heimath zurückzukehren. Der Knabe gesundet hier sehr bald, bleibt aber bei dem Freunde seines Vaters zurück, welcher ihm eine gute wissenschaftliche Bildung geben läßt und sich an dem Unterrichte auch selbst betheiligt. Einen maßgebenden und für die ganze Zukunft entscheidenden Eindruck machten auf den jüngern Stephan diejenigen Reden Milo's, worin er gewisse, in der Nähe wohnende, in Gütergemeinschaft lebende calabrische Eremiten [3]) pries, auf welche der Erzbischof so große Stücke hielt, daß, wenn einer von ihnen mit ihm redete, er dies für Christi Rede hielt. Als nun sein Schüler Stephan einst einen solchen pius homo mit eigenen Augen sah, befestigte sich in ihm der Entschluß, nach diesem Vorbilde selbst ein Eremit oder Mönch zu werden. Das der Historia prolixior bei Martene und Durand vorgedruckte gereimte lateinische Gedicht läßt ihn zwölf Jahre lang bei Milo in Benevent verweilen, welcher ihn zum Subdiaconus

3) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 299 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 655 seq. Dictionnaire de la conversation. Tom. LXII. p. 322.

1) Dies sind hauptsächlich die Vita des Stephanus von Gerard, die längere und die kürzere Historia priorum Grandimontensium, auf deren Literatur wir unten zurückkommen. 2) Praefatio zu den von ihnen in der Amplissima Collectio T. VI. abgedruckten Quellenschriften über das Leben des heil. Stephanus. 3) Sie werden in der Vita von Gerard auch Religiosi Calabriae genannt.

und dann zum Diaconus, ja nach anderen Nachrichten sogar zum Official und Archidiaconus weihete, wie Helyot erwähnt [4]). Als Milo noch lebte [5]), ging Stephan auf Besuch zu seinen Aeltern in Frankreich, wo er sich einige Zeit aufhielt. Auf der Rückreise zu Milo erfuhr er unterwegs in Rom, daß dieser gestorben sei, sodaß er in Rom blieb und hier bei einem Cardinal vier Jahre lang verweilte [6]). Seinen Aufenthalt in der ewigen Stadt benutzte er, um sich bei dem Papste — dessen Namen die beiden Historiae nicht nennen, während Gerard von Alexander, dem Vorgänger Gregor's VII., spricht — um die Erlaubniß zur Stiftung eines Mönchsordens zu bewerben. Der Papst verweigerte dieselbe Anfangs, da Stephan von einem zu schwächlichen Körper wäre, und versprach ihm hohe Ehrenstellen, wenn er davon abstände, ertheilte sie aber doch endlich, da derselbe mit seinen Bitten nicht nachließ.

Stimmt nun schon die Angabe der alten Biographien über die italienische Reise des Vicomte nicht mit der translatio corporis S. Nicolai, so ergeben sich auch andere Bedenken von noch stärkerem Gewichte. Nach den Ermittelungen Martene's (und Durand's) [7]) widerspricht Gerard's Vita, welcher im Wesentlichen die beiden Historiae und fast alle späteren kritiklosen Erzählungen folgen, anderweiten geschichtlichen Angaben, denen zu Folge Milo nicht zwei Jahre, geschweige denn zwölf Jahre lang Erzbischof von Benevent gewesen ist. Namentlich gibt ein Chronicon Beneventanum, wie Martene sagt, das Jahr 1074 als dasjenige an, in welchem Milo an der Spitze der Kirche von Benevent stand, setzt aber seinen Tod in das Jahr 1075 und erwähnt, daß 1076 Rofredus (oder Roffredus) diesen Sitz inne gehabt habe. Demnach kann sich auch, wie Martene weiter ausführt, Stephan nach Milo's Tode nicht vier Jahre lang in Rom aufgehalten haben, da ihn Gerard bereits 1076 seinen Orden gründen läßt. Wird angenommen, daß Stephan die Gründung wirklich vier Jahre nach dem Tode Milo's, welcher mit Sicherheit in das Jahr 1075 gesetzt werden kann [8]), vollzogen habe, so muß dieselbe etwa in das Jahr 1081 fallen, da zwischen ihr und der Abreise von Rom noch ein Zeitraum als dazwischen liegend anzunehmen ist. Auch bezweifelt Martene, daß damals in Calabrien Eremiten gelebt haben sollen; zwar haben sich dort Karthäuser angesiedelt, welche man allenfalls als Eremiten in Anspruch nehmen könne, aber erst mehre Jahre nach dem angeblichen Verweilen Stephan's bei Milo. Indessen will Martene [9]) nicht bestreiten, daß der Vicomte seinen Sohn dem Landsmann Milo übergeben habe, aber zunächst in Paris, wo Milo eine Zeit lang Dekan der dortigen Kirche war, wie dies Mabillon nachweist [10]); und von hier könne Milo, als er durch Papst Gregor IX., welcher diese Würde seit 1073 bekleidete, zum Erzbischof von Benevent ernannt wurde, was entweder schon 1073 oder 1074 geschehen sein müsse, den Sohn des Freundes mit nach Italien genommen haben. Da nun, wenn das Document echt ist, Milo selbst sagt, er sei 1075 als Erzbischof nach Benevent gekommen [11]), so würde sich die Stiftung des Ordens, welche K. Hase und Andere in das Jahr 1073 verlegen, noch weiter als oben angegeben, in die 80er Jahre und sogar bis in die 90er Jahre hineinziehen, falls Gerard Recht hat, welcher den Stephanus vor der Stiftung zwölf Jahre in Benevent und dann vier Jahre in Rom verweilen läßt.

Genug, Gerard erzählt in seiner Vita, der Papst (Gregor VII.?) habe dem Stephan die Erlaubniß im J. 1073 ertheilt, und zwar durch eine vom 1. Mai datirte Bulle, deren Echtheit unter Anderen auch Helyot [12]) annimmt, ohne der dagegen gemachten Einwendungen zu gedenken. Allerdings existirt, von Papst Gregor wirklich oder angeblich unterzeichnet, eine solche vom 1. Mai 1073 datirte Concession in einem Mscr. des Franz Escouveta, eines Cölestinermönchs, welcher dieselbe aus dem Priorat von Francorium zum Zweck der Einverleibung in seine Geschichte von Grandmont erhalten haben will; allein Mabillon [13]) glaubt beweisen zu können, daß diese Bulle, welche calabrische Benedictiner als diejenigen nennt, nach deren Vorbild und Regel Stephanus den seinigen zu stiften habe (woraus der Widerspruch folgen würde, daß der Orden des Stephanus kein neuer, kein selbständiger war, wozu aber dennoch der Papst wie zu einem neuen, selbständigen die Erlaubniß gegeben hätte), unecht sein müsse; denn fürs Erste sei sie nicht im römischen Kanzleistyl geschrieben; fürs Zweite nenne sich Gregor hier einen servus servorum Dei, ein Titel, welchen er sich in keinem anderen vor seiner im J. 1074 erfolgten Weihe datirten Documente beigelegt habe; Gregor habe sich vor dem 1. Juli 1074 sicherlich nicht mit diesem Namen bezeichnet; sein von ihm selbst für diese Zeit gebrauchter Titel laute vielmehr constant Gregorius in Romanorum pontificem electus; fürs Dritte seien solche Phrasen wie proprium sentire, frequentatio Benedictinensium dem Gregorianischen Zeitalter fremd. Wie Martene [14]) hervorhebt, erwähnt das Schriftstück — abgesehen von dem Jahre 1073, wo ja Milo noch gar nicht in Benevent gewesen —, daß es in Gegenwart der Kaiserin Agnes verfaßt sei; aber diese hat sich damals nicht in Rom, sondern in Castno aufgehalten [15]). Auch sein Siegel ist verdächtig; denn nach Leveque [16]) trug es „leonem a laeva, pede dextro ostendente stellam cum hac scriptura: signat ad astra viam;“ aber ein solches päpstliches Siegel ist bis jetzt nach anderen Quellen gar nicht vorhanden [17]).

Nach dem weiteren Berichte in der Vita des Gerardus, welcher die meisten, wenn nicht alle übrigen

4) Histoire des Ordres monastiques, teutsche Uebers., 7. Bd. S. 473. 5) Wie die Brevis Historia erzählt. 6) Vita von Gerard. 7) Ampliss. Collect. T. VI. praefat. p. VIII. 8) Mabillon setzt Milo's Tod in das Jahr 1078. 9) Ampliss. Collect. T. VI. praefat. p. X. XI. 10) Annal. Bened. T. V. p. 66.

11) In der Sammlung bei Ughellus. 12) Teutsche Uebersetzung des 7. Bandes 1756. 13) Vorrede zu seinen Acta Ord. S. S. Bened. 14) Ampliss. Collect. T. VI. praefat. p. IX. 15) Ebenda. 16) Annales Grandimontenses. 17) *Martene*, Ampliss. Collect. T. VI. praefat. p. IX.

alten Quellen hier folgen, ging Stephanus, die päpstliche Urkunde in der Tasche, von Rom zunächst in seine Heimath nach Tiernum zu seinen Aeltern, welche ihn von seinem Vorsatze abzubringen und für das saeculum zu erhalten suchten. Allein vergeblich; er verließ heimlich Aeltern und Freunde, um einen geeigneten Ort für sein Vorhaben aufzusuchen, am liebsten in einer so viel wie möglich wüsten und menschenleeren Gegend. Zunächst nahm er seinen Aufenthalt in Aureil bei Limoges, wo er unter der Leitung des Klostervorstehers Gaucher lebte. Als aber dieser in der Nähe ein Frauenkloster zu bauen anfing, dessen Nachbarschaft er für nachtheilig hielt, verließ er das Kloster seines Freundes und ersah sich ebenfalls nicht weit von Limoges, an dem rauhen und bewaldeten, sonst unbebauten und einsamen Berge Muretum (französisch Muret), zwischen Felsen und Quellen einen Ort, wo er, nur in dem Besitze eines Ringes, welchen er aus der „Welt" mitgenommen, zu bleiben beschloß. Er that es mit den Worten: „Ego Stephanus abrenuntio diabolo et omnibus pompis ejus, et offero atque trado me ipsum Deo patri et filio et spiritui sancto" u. s. w., schrieb seine Confessio nieder, legte sie sich auf den Kopf und hielt dabei einen lateinischen Monolog [18]). Dies geschah, wie z. B. die Brevis historia erzählt, im J. 1076, als Stephan 30 Jahre alt war, und die meisten Kirchenhistoriker wie Schröckh, Helyot u. A. scheinen dieses Jahr als das Stiftungsjahr anzunehmen. Indessen, wenn Martene und Andere dasselbe als ein zu frühes nachzuweisen suchen, so wird es auffallender Weise in einem kurzen Chronicon Andegavense [19]) noch früher gesetzt, nämlich 1074, wo der Orden schon vorhanden gewesen sei, und dasselbe scheint sich zu ergeben aus einer Angabe des Chronicon Turonense: im 14. Jahre des Königs Philipp von Frankreich habe ein sehr frommer Mann, mit Namen Stephanus, im „territorium Lemovicense" „apud Muretum locum," „qui nunc Grandimons dicitur," als Eremit 40 Jahre lang gelebt, was eine Vermischung ist; denn Stephan hat nur in oder bei Muret gelebt; die Localität von Grandimons ist erst nach seinem Tode Sitz des Ordens geworden. Vincentius von Bellovacum, Baronius, Johann Leveque u. A. setzen als Anfang das Jahr 1076, was, wie Martene und Durand wiederholt hervorheben, nicht wol möglich sein kann, wenn Stephanus vier Jahre lang nach Milo's Tode noch in Rom zugebracht haben soll, sodaß man frühestens das Jahr 1079 annehmen dürfe [20]).

Hier errichtete er sich eine Hütte von Zweigen und machte sich eine Lagerstätte, welche sarg- oder grabartig nur aus zwei in die Erde eingelassenen Bretern bestand und Nichts als etwas Streu enthielt, wobei er außer seiner dürftigen Kleidung Nichts zur Bedeckung des Körpers hatte. Die Kleidung bestand zunächst aus einem eisernen (wol Schuppen-) Panzer, welchen er auf dem bloßen Leibe trug, um die fleischlichen Versuchungen des Teufels von sich fern zu halten, wie Gerhard in allem Ernste erzählt, sodaß der Mann, welcher im Sommer wie im Winter über dieser lorica ferrea nur einen sehr leichten Ueberwurf trug, eine eiserne Gesundheit gehabt haben muß, zumal die Gegend rauh war, er vor Kälte wenig schlafen konnte und von der ärmlichsten Speise lebte. Indessen legte er, als die völlige Austrocknung seines Körpers und so die Besiegung des Satans erreicht war, den Panzer wieder ab. Seine Speise bestand Anfangs in Kräutern und Wurzeln; doch aß er später auch Brod und zuweilen eine Mehlsuppe, aber so abgeschmackt wie nur möglich. Diese menschlichen Speisen brachten ihm Menschen, nachdem er trotz seines Wunsches, allein zu leben, sehr bald von Hirten entdeckt worden war, und hier treffen wir so wieder auf jene eigenthümlichen Selbstwidersprüche in fast allen Heiligengeschichten oder Legenden. Stephan soll lange von jener dürftigen Naturnahrung gelebt haben, und doch kamen sehr bald viele Menschen herbei, welche aus frommer Verehrung ihm eine Menge Speisen herzutrugen, und diese sind doch wol nicht immer so ganz dürftig gewesen, wie denn auch Gerard hinzufügt: Stephan habe jedoch nie Fleisch und Blut gegessen. Auch blieb er nicht immer ein Hydropath; denn vom 30. Jahre nach seiner Bekehrung nahm er „ob stomachum, quem ciborum ariditas et penuria nimis arctaverat" [21]), etwas Wein zu sich, jedoch nur mäßig, wobei man wiederum an eins von jenen biblischen Vorbildern erinnert wird, nach welchem die Vita des Gerardus und die beiden Historiae ihr Bild großentheils componirt zu haben scheinen.

Dabei war er unablässig mit frommen Betrachtungen und Andachtsübungen beschäftigt; als Diaconus verrichtete er alle die einem solchen obliegenden solennen officia, daneben aber auch noch eine große Menge anderer. Er kniete so oft auf die Erde nieder, stützte sich so oft mit den Händen (oder Ellenbogen?) auf den Boden, schlug mit seiner Nase so oft die Erde, daß er an den Knien und Armen gleich einem Kameel — wie Gerard ausdrücklich sagt und seine Abschreiber nacherzählen — Schwielen hatte und die Nase ganz krumm (oder schief oder stumpf?) geworden war. Oft war er so in seine Andachtsübungen versunken, daß er 2—3 Tage lang weder Speise noch Trank zu sich nahm. Obgleich er nun allein sein wollte, so erhielt er doch von den Umwohnenden sehr häufige Besuche, und mit ihnen unterredete er sich sehr gern, indem er sie belehrte und vor Allem zur Liebe gegen Gott ermahnte, ohne jedoch ihnen dieselbe Strenge der Frömmigkeit in Gebet und Lebensweise zuzumuthen. Er durchschaute sofort ihren inwendigen Menschen und machte sie besonders auf ihre inneren Versuchungen zum Bösen aufmerksam. Die

18) Diesen muß er ebenfalls niedergeschrieben haben, denn sonst könnte die Vita Gerard's Nichts davon wissen. 19) J. B. in Martene's Anecdota Tom. III. abgedruckt. 20) Ampliss. Collect. T. VI. praef. p. X. XI.

21) Individuen, welche von Pflanzenkost, zumal von Kräutern, leben, pflegen einen weit mehr ausgeweiteten Magen zu haben als solche, welche Fleischkost genießen.

Biographien heben auf der einen Seite ausdrücklich hervor, daß er einen großen Theil seines Lebens, oft in dem Grade, daß er sein Essen und Trinken, sowie seine regelmäßigen Andachtsübungen vergaß, welche er dann jedesmal nachholte, in eingehenden geistlichen Unterredungen mit den herbeiströmenden Bewunderern seiner Frömmigkeit zubrachte; aber auf der anderen Seite soll er die Einsamkeit geliebt haben und so „humano carens solatio" gewesen sein. Er wollte — nach biblischen Vorbildern — mit seinen Tugenden den Menschen verborgen bleiben, aber je mehr er es wünschte, desto bekannter wurde er in der Welt. Wieder eine von den Schablonen, nach welchen die Heiligenlegenden gearbeitet sind [22]), wobei die durch hinreichend viele Beweise erhärtete Thatsache solcher Frömmigkeit nicht geleugnet werden soll, nur daß man das Menschen-Unmögliche subtrahiren und einiges Andere addiren muß. Es war damals unter den Menschen jener Geist, welcher sie trieb, durch solche Entsagungen und Kasteiungen, welche die Gegenwart sich nicht mehr auferlegen will, eine höhere Stufe im Himmel zu verdienen, wobei jedoch diese menschliche Frömmigkeit auch mit dem einen Auge auf die Welt hinschaute.

Nachdem Stephanus ein Jahr allein zugebracht hatte, schloß sich ihm ein Gefährte an, zu welchem sich später ein dritter einfand. Diesen verbot er, ihn Vater oder Abt oder Meister zu nennen; sie sollten ihn nur correcteur nennen. So lebten die Drei viele Jahre mit einander, und erst allmälig wuchs die Zahl der beisammenwohnenden Genossen, denen sich 1111 Hugo de Lacerta anschloß. Martene muthmaßt, Stephanus habe in den ersten Jahren nicht an die Gründung einer Genossenschaft in Form eines Klosters gedacht, sei aber wol durch das Gerücht des inzwischen entstandenen Karthäuserordens veranlaßt worden, diesen in Augenschein zu nehmen, und habe wol dann erst, etwa um 1100, eine förmliche Klostergemeinde gebildet [23]). Sein und seiner Schüler Leben verlief sehr einförmig; von den Zwischenfällen heben wir daher nur den kurz vor seinem Tode erfolgten Besuch zweier Cardinäle hervor, Gregorius und Petrus de Leon, welche später unter dem Namen von Innocentius II. und Anacletus II. Päpste wurden, und dem Heiligen das Zeugniß gaben, daß durch ihn der heil. Geist redete. Als Stephanus sein Ende nahen sah, ließ er sich in das Oratorium tragen, unterhielt sich hier mit seinen Schülern in geistlichen Betrachtungen, empfing die ultima unctio nebst der heil. Communion und starb nahezu 80 Jahre alt, nachdem er etwa 50 Jahre lang in dem „eremo" bei Muret gelebt hatte, im J. 1124 am 8. Febr., als eben eine große Synode von Bischöfen u. s. w. in Turo versammelt war. So die Vita des Gerardus und die beiden Historiae priorum Grandimontensium, während Wilhelm de Dandina [24]) ihn 46 Jahre lang als Eremit resp. Klosterbruder leben läßt.

Seine Genossen begruben ihn in der Kirche (ecclesia) [25]) von Muret, und suchten seine Grabstelle den Umwohnenden so viel wie möglich zu verheimlichen, was indessen um so weniger gelungen zu sein scheint, je mehr sie sich damit Mühe gaben, und je mehr die Leute in sie drangen, ihnen den Tod u. s. w. nicht zu verheimlichen. Und es war in der That ihr Schaden nicht; denn erst nach seinem Tode fing Stephanus recht an Wunder zu thun, und diese haben dem Kloster gewiß nicht wenig eingetragen. Es ist nicht gesagt, daß der lieblich duftende Rosengeruch an seinem lebenden jungfräulichen Körper, welchen die sich ihm Nahenden wahrnahmen, auch an dem todten fortgedauert habe; dagegen wird Manches berichtet, was ihn im Leben als Wunderthäter charakterisirt. Einst ersuchte ihn ein vornehmer Krieger, er möge bei Gott keine Fürbitte zur Bekehrung von einer Sünde einlegen, weil er diese zu lieb habe und nicht ablegen wollte; Stephan that natürlich eine Fürbitte, der Krieger kam wieder und bekehrte sich von seiner Sünde. Ein anderes Mal nahmen Räuber einen seiner Freunde, der ihn oft besuchte und ihm viele Wohlthaten erwies, auf dem Wege zu ihm gefangen und führten ihn mit Ketten gebunden in die Gebirge. Stephan hatte kaum davon gehört, als er mit seiner Fürbitte eintrat, und siehe an einem schönen Morgen klopft es an die Klosterpforte; vor ihr stehen die Räuber in Ketten und mit ihnen frei der erlöste Freund. Die meisten Wunder sind durch seinen Leichnam bewirkt worden, nicht blos eine Menge von Krankenheilungen, sondern auch viele Todtenerweckungen. Einst trug man einen gänzlich gelähmten Edlen, den Herrn de Plantadio, auf den Altar, unter welchem Stephanus begraben war, ohne daß es der Kranke wußte. Dort angekommen, wird er plötzlich gesund, steht wieder auf seinen Füßen und ruft einmal über das andere: Ich bin gesund, und je mehr ihm dies die Mönche verbieten, desto öfter und lauter sagt ers. Kranke wurden selbst dann geheilt, wenn sie Wasser tranken, in welches man etwas von dem Tische des Stephanus abgeschabtes Holz that [26]). Wenigstens die Hälfte der Vita des Gerard und der Zusätze dazu bei Martene und Durand besteht aus solchen Mirakeln, deren Uebersetzung in das Teutsche mehre Bogen der Encyklopädie füllen würde. Der Biograph Gerard sagt ausdrücklich, daß er dieselben von ganz glaubwürdigen Zeugen, zum Theil von denen habe, an welchen sie geschehen sind. Der Leichnam

22) Je mehr selbst die protestantische Theologie — die katholische hat schon längst fast alle Kritik, selbst die maßvolle der Benedictiner, aufgegeben — in ihren modernen, die meisten Kirchenregimente beherrschenden Vertretern sich Mühe gibt, solche Geschichten womöglich glaubhaft zu finden, desto mehr ist es nothwendig, dergleichen Dinge offen hervorzuheben. In jener Zeit herrschte nicht um einen Tropfen weniger Hypokrisie als in der jetzigen. 23) Ampliss. Collect. T. VI. praefat. p. XI.

24) In seiner Vita Hugonis de Lacerta. — Nach der Vita von Gerard sah ein taubstummer Knabe der Nachbarschaft in einer Vision den Tod des Heiligen, noch ehe er gestorben war. 25) Stephan hatte in seiner Regel, falls sie echt ist, verboten, „Kirchen" zu haben. Hat man daher vielleicht nur eine „Kapelle" gebaut, um das Verbot tantum quantum zu halten? 26) *Martene*, Ampliss. Collect. T. VI. p. 1081, Vita von Gerardus.

trieb es mit seinen Mirakeln so toll, daß es ihm, wie wir weiter unten sehen werden, der 2. Prior verbot.

Nach Stephanus' Tode wählten die Mönche ihren Confrater Peter von Limoges, welcher früher Weltpriester gewesen war, zum Prior; aber dieser hatte das Regiment erst vier Monate geführt, als der Gemeinde eine große Gefahr nahe trat. Die benachbarten regulirten Augustiner-Chorherren von Limoges, wie Gerard in seiner Vita sagt, oder die Benedictiner von Ambazac, wie der Abt Chatelain will, machten Ansprüche auf Muret, welches sich unter ihre Oberhoheit stellen sollte. Um dieser Unterwerfung zu entgehen, suchten die muretaner Mönche[27]) eine andere Oertlichkeit auf und fanden dieselbe in Folge einer speciellen Offenbarung Gottes. Als nämlich der Prior in der Noth mit seinen Conventualen zu diesem Zwecke eine heil. Handlung verrichtete und das Agnus Dei dreimal gesungen hatte, vernahmen Viele eine himmlische Stimme, welche dreimal rief: „In Grandimonte." Die Mönche gingen sofort nach diesem Berge, welcher in der Nähe lag, fanden ihn zu einer Ansiedelung sehr geeignet und baueten sofort eine Kirche mit den nöthigen Wohnungen. Natürlich wurde auch der Leichnam des Stephanus mit nach Grandmont genommen, wo er sofort wieder eine Menge Wunder verrichtete, indem er z. B. einen kranken Soldaten heilte, einem Blinden das Augenlicht wiedergab u. s. f. Da die Conventualen seltsamer Weise davor Furcht hatten, daß die Leute, wenn sie von solchen Mirakeln hörten, sehr zahlreich herbeiströmen würden, so begab sich eines Tages Petrus von Limoges zu seinem Grabe, bat und bedrohte ihn, keine Wunder mehr zu verrichten, weil dies die lata via zum Tode wäre; führe er dennoch mit seinen häufigen Wundern fort, so würde man seine Gebeine aus dem Grabe reißen und ihre Asche in den Fluß werfen. Sofort wurden die Wunder, namentlich am Grabe des Heiligen, bis zu seiner Kanonisation weniger zahlreich. Der Prior Petrus, zu dessen Zeiten König Heinrich den Grandimontensern ein prächtiges, mit Blei gedecktes Haus zu bauen begann, und die Zahl der Mönche sich bedeutend mehrte, segnete das Zeitliche, nachdem er dem Kloster zwölf Jahre und eilf Monate vorgestanden hatte[28]), sodaß, wenn Stephan 1124 gestorben ist, sein Tod etwa in das Jahr 1137 fällt.

Ihm folgte als 3. Prior Peter de Sancto Christophoro, wie die Brevis Historia ihn nennt, oder Peter Sancti Christophori, wie ihn Andere nennen. Jene setzt seine Wahl in das Jahr 1139, als Innocentius III. auf dem päpstlichen Throne saß, während sich in anderen Angaben das Jahr 1137 findet, welches vielleicht aus dem Todesjahre seines Vorgängers berechnet ist. Die Brevis Historia läßt ihn 2½ Jahre lang im Priorate; die Historia prolixior hat als sein Todesjahr 1141.

Reichhaltiger sind die Nachrichten über den 4. Prior, Stephan de Lisiaco, dessen Wahl durch die Conventualen von den meisten Historikern in das Jahr 1141 gesetzt wird, und dessen Ordensleitung den ungewöhnlich langen Zeitraum von 23½ Jahren umfaßt. Es wird besonders hervorgehoben, daß er die bisher nur mündlich fortgepflanzte Ordensregel schriftlich fixirt, und daß der Papst Hadrian IV. sie in dieser Gestalt 1156 approbirt habe[29]). Dagegen behauptet Mabillon[30]), erst durch Gerardus, den 7. Prior, habe eine schriftliche Redaction der Statuten stattgefunden. Aus den durch Stephan oder Gerard erneuerten Regeln sind folgende Punkte hervorzuheben. Als Fundament werden vor Allem Armuth und Gehorsam eingeschärft; denn Nichts mache den Christen so sicher in der Liebe Gottes als Armuth; daher soll das Kloster keine Ländereien besitzen, kein Vieh halten und sich keine Messe bezahlen lassen[31]). Mangelts einmal an einem irdischen Bedürfniß, so soll man sich an den Bischof des Sprengels wenden; kann oder will dieser nicht helfen, so ist es nach zweitägigem Fasten erlaubt je zwei und zwei Mönche zum Almosensammeln von Haus zu Haus zu schicken. Das Essen von Fleisch und Blut wird auf das Strengste untersagt, was schon Stephan deshalb eingeschärft hatte, weil, wie eigenthümlicher Weise hinzugefügt wird, von Seiten der Griechen — welcher? — seinem Orden deshalb Vorwürfe gemacht worden waren[32]). Selbst Kranke und Schwache, also auch Genesende, müssen sich der Fleischkost enthalten, wie denn überhaupt das vorgeschriebene Fasten nach Zeit und Ort sehr streng war. Weder Männer noch Weiber[33]) aus anderen Orden dürfen in den Orden der Grandmontaner eintreten, welcher auch keinen Laien (Laienbruder, conversus) vor dem 20. Lebensjahre aufnehmen soll. Zu gewissen Zeiten haben die Klosterleute strenges Stillschweigen zu beobachten, während sie nur zu je zwei ausgehen dürfen; an Sonn- und Festtagen darf kein Laie in das Oratorium zugelassen werden. Das Abhalten von Jahrmärkten beim Kloster, der Handel, das Führen von Processen ist untersagt. Man sieht, daß die Statuten, an welchen übrigens die Päpste später Manches milderten, äußerst streng waren; und dennoch wird gemeldet, daß der Orden unter Stephan von Lisiac mehr als irgend vorher gewachsen sei; er habe in einem Zeitraume von weniger als 30 Jahren sich auf 60 Häuser (domus, wie man damals sagte) oder Klöster vermehrt, von denen die meisten in Aquitanien, besonders in dem dazu gehörigen Limousin und in Anjou, mehre aber auch in der Normandie lagen, welche damals zur Krone Englands gehörte, dessen Könige dem Orden große Wohlthaten zuwendeten. Bestimmt man den Tod Stephan's nach dem Jahre 1141 als dem Jahre seiner Wahl und nach seiner 23½jährigen Ordensleitung, so ist derselbe etwa im Jahre

27) Stephan wird gewöhnlich „Stephan von Muret" genannt. 28) Brevis Historia prior. Grandim. in Martene's Ampliss. Collect.

29) Helyot 7. Bd. S. 481. 30) Annal. Ord. S. S. Bened. T. V. p. 100. 31) Wir finden später, daß Grandmont nicht unerhebliche jährliche feste Einkünfte hat, welche doch unmöglich aus Geschenken bestehen konnten. 32) Schröckh, Christl. Kirchengeschichte. 27. Th. S. 306. 33) Es scheinen demnach schon damals Frauenklöster nach Stephan's Regel existirt zu haben, wenn nicht an die bloße Möglichkeit derselben gedacht ist.

1165 erfolgt. Darnach würde in das Ende seines Priorates der 1164 durch König Ludwig VII. von Frankreich begonnene Bau des Klosters zu Vincennes bei Paris fallen, des ersten, welches der Orden auf eigentlich französischem Boden besaß. Dieses Haus behauptete einige Jahrhunderte hindurch den nächsten Rang nach Grandmont, wurde aber nach und nach zu einer Comthurei oder Commende, d. h. zu einer Pfründe für Standespersonen und später dem Orden der Minimen übergeben, wofür der Orden von Grandmont das Collegium (Unterrichtsanstalt) Mignon zu Paris erhielt, welches derselbe unter dem Namen des Collegium Grandimontense noch zur Zeit Helyot's besaß [34]).

Stephan's Nachfolger als 5. Prior war Petrus Bernardi, welcher die kirchlich-solenne Feier der Uebertragung des Leichnams des Stifters Stephan nachholte, eine strenge Zucht hielt und nach 7½jähriger Amtsverwaltung 6 Tage vor den Iden des Juli starb [35]). Papst Clemens III. gewährte dem Orden unter seinem Priorate für die einzelnen Ordensleute wie für die einzelnen cellae (Klöster) die exemptio, ohne daß freilich gesagt wird, was unter derselben zu verstehen sei, vielleicht die Befreiung von der Jurisdiction und oberen Administration der Bischöfe. Fällt Peter's Tod, wie anzunehmen ist, in das Jahr 1172 oder 1173, so würde noch zu seiner Zeit die durch Papst Lucius III. vollzogene resp. wiederholte Bestätigung der Ordensregeln erfolgt sein [36]).

Als 6. Prior nennen die Brevis Historia und die Historia prolixior bei Martene den Guilelmus de Traynhaco; aber sie weichen sonderbarer Weise in der Erzählung der Ereignisse unter seinem Priorat stark ab. Nach der Brevis Historia, welche Wilhelm im 18. Jahre seines Priorates auf einer Rückreise von Rom sterben läßt, sodaß sein Tod etwa 1191 erfolgt wäre, erhielt Grandmont vom griechischen Kaiser ein heil. Kreuz und vom Erzbischof Philipp mehre Cadaver von Heiligen zum Geschenk [37]), sowie den Besuch des angesehenen teutschen Abtes Gerard de Sibergia (Seebergen?). Wenn Helyot [38]) erwähnt, daß Papst Alexander III. 1174 die Billigung der Ordensregeln ausgesprochen habe, so ist darunter wahrscheinlich nicht die Confirmation neuer, sondern nur diejenige Confirmation der bestehenden Statuten zu verstehen, welche von jedem Papste im Anfange seines Regimentes gegeben zu werden pflegte.

Unter dem 7. Prior, nach der Brevis Historia Girardus (Gerardus) Itherii, nach der Historia prolixior Geraldus Ytherii, entstand nach dem Berichte jener ein schwerer, verhängnißvoller Streit zwischen den Klerikern und den Laienbrüdern (conversi), welchen die Historia prolixior in das Priorat des Wilhelm von Traynhac verlegt, eine Zeitbestimmung, welcher auch neuere Kirchenhistoriker beistimmen, indem sie den Conflict im Jahre 1181 ausbrechen lassen. Andere bezeichnen 1185, das letzte Jahr des Papstes Lucius III., als den Anfang der fast dreijährigen Unruhen; aber auch dieser würde sich mit der obigen Angabe nicht reimen, daß Wilhelm von Traynhac von 1172 oder 1173 ab 18 Jahre lang das Priorat verwaltet und der Streit unter seinem Nachfolger begonnen haben soll. Es ist wahrscheinlich, daß Gerard Itherii schon vor 1191 ins Amt getreten sei. Abgesehen von der näheren Zeitbestimmung entspann sich der Streit dadurch, daß die Kleriker mit dem bisher geübten großen Einflusse der Laienbrüder bei der Verwaltung nicht einverstanden waren, diese aber sich ihren Einfluß nicht wollten schmälern lassen. Der Conflict wurde immer bösartiger; es bildeten sich zwei Parteien, deren jede sich einen Prior wählte; die regulairen Klosterfunctionen lagen darnieder; es kam zu den ärgerlichsten Scenen, indem z. B. die Laien in die Kirche von Grandmont einbrachen und in ihr die Kleriker mit dem Prior einsperrten; die Klöster geriethen in schweren Verfall [39]). Man wendete sich in der Historia prolixior, heißt es — von Seiten des Abtes Wilhelm — an den König Philipp, welcher einen Vergleich [40]) zu Stande brachte, kraft dessen die Laien von der Mitbestimmung geistlicher Angelegenheiten ausgeschlossen und die Prioren ermächtigt wurden, auch in weltlichen Dingen sich des Rathes von Klerikern zu bedienen. Entweder half diese Vermittelung Nichts oder der Papst ließ sie nicht gelten, um selbst das Richteramt auszuüben, nur daß wiederum über seine Person Differenzen obwalten. Nach der Historia prolixior nämlich war es Papst Lucius, welcher Commissare nach Grandmont absendete, und dies könnte spätestens im J. 1185 geschehen sein, wo dieser Papst starb. Auch erzählt dieser Bericht, daß der Prior Wilhelm von Traynhac persönlich nach Rom gegangen sei, um die päpstliche Vermittelung anzurufen. Dagegen sagt die Brevis Historia, welche das Zerwürfniß in die Zeit des Priors Gerard setzt, es sei Papst Clemens III. (1187—91) gewesen, welcher durch zwei Specialcommissare, den Bischof von Chartres und den Prior von St. Victor in Paris, die Sache untersucht, die beiden gegnerischen Prioren abgesetzt, Gerard (wieder oder von Neuem) eingesetzt, oder vielmehr seine Wahl genehmigt, die Regel des heil. Stephan confirmirt und so die Ordnung hergestellt habe [41]). Fast 500 fratres, heißt es hier, versprachen dem Gerard ihren Gehorsam, während, wie es wahrscheinlich ist, mehre andere sich nicht unterwarfen. Denselben Papst bat — wie es scheint, sofort nach der Schlichtung des Streites — der Prior Gerard um Kanonisation des Stifters Stephan, und Clemens III. sandte, wenn wir die, wie es scheint, etwas confuse

34) Helyot S. 414. 415. 35) Brevis Hist. 36) Helyot S. 481. 37) Nach der Historia prolixior waren es Reliquien von den heil. cölnischen Märtyrer-Jungfrauen. 38) S. 481.

39) Vergl. die Zusätze zur Vita S. Stephani von Gerardus in Martene's Ampliss. Collect. T. VI. p. 1087 seq. 40) Conventio inter clericos et conversos Grandimontenses, habita coram rege et baronibus in Martene's Thesaurus Novus Anecdotorum. 41) Helyot läßt S. 481 die Regel des Ordens 1186 durch Papst Urban III. und dann 1188 durch Papst Clemens bestätigt werden.

Darstellung in der Brevis Historia verfolgen, 1188 zur Untersuchung der Angelegenheit zwei Abgeordnete nach Grandmont, wo die Mönche ihren Prior aufforderten, er möge das Cadaver des Stephanus bitten, wieder mehr Wunder zu thun, nachdem ihm vorher ein anderer Prior dies Handwerk gelegt hatte, und sofort stellten sich wieder mehr Wunder ein [42]). Hierauf kamen die päpstlichen Legaten, viele Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Laien u. s. w. nach Grandmont, wo die Kanonisation ins Werk gesetzt ward. Man hob den Leichnam aus seinem Grabe, legte ihn auf den Altar und verrichtete die obligaten Cerimonien, wobei z. B. ein stummer Knabe von zehn Jahren die Sprache wieder erhielt und ein Anderer von einer großen Blase (Kropf?) geheilt ward. Helyot nennt als päpstlichen Commissar den Cardinal von St. Marcus, läßt 28 französische Prälaten in Grandmont anwesend sein, bezeichnet 1189 als das Jahr der Heiligsprechung und erwähnt, daß Papst Cölestin an der Ordensregel Modificationen vorgenommen habe. Der Abt Gerard, welcher nach der Historia prolixior vor seinem Tode auf das Priorat resignirte, vielleicht weil die verderblichen Spaltungen nicht aufgehört hatten, soll außer der mehr erwähnten Vita S. Stephani (des Gründers) auch ein Speculum Grandimontis verfaßt haben [43]).

Als 8. Prior nennt die Historia prolixior Aldemarus de Friaco (die Brevis Historia Ademarus de Friaco), unter welchem die Statuten des Gründers mit den Zusätzen unter seinen Nachfolgern zu einem Volumen vereinigt worden seien und Papst Innocentius III. die Ordensregeln bestätigt habe. Aber immer noch scheint der Zwiespalt fortgedauert zu haben; denn die Historia prolixior erzählt, daß persönlich anwesende päpstliche Commissare eine andere Sitzordnung beim Essen eingeführt haben. Dieser Prior begab sich zu der 1215 in Rom abgehaltenen lateranensischen Generalsynode der Kirche, und starb auf der Rückreise von dort im 18. Jahre seines Amtes, also etwa 1215 oder 1216, sodaß er dieses ungefähr im J. 1196 oder 1197 angetreten haben müßte. Demnach fiele auch die von Papst Innocentius III. 1202 angeordnete Abänderung der Ordensregel [44]) in sein Priorat.

Unter dem 9. Prior, welchen die Brevis Historia Caturcius, die Historia prolixior Caturcinus nennt, einem sehr frommen und klerikal gesinnten Manne, brach der Streit zwischen Klerikern und Laien von Neuem heftig aus, es gelang aber, die letzteren unter die Botmäßigkeit der ersteren zu bringen, sodaß sie nicht mehr wie bisher in Gemeinschaft mit Klerikern Vorsteher (Correctores) von Häusern (Klöstern) sein durften. Beide Historiae sagen bei dieser Gelegenheit, die Laienbrüder wären bis dahin gewohnt gewesen zu herrschen, woraus hervorgehen würde, daß die früheren päpstlichen Anordnungen ohne Erfolg gewesen seien. Der Prior, unter welchem der König Heinrich von England dem Orden für die Provinz Aquitanien, welche seiner Krone unterworfen war, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit einräumte, gab nach der Historia prolixior nach zwölfjähriger Amtsverwaltung sein Amt auf und lebte bis zu seinem Tode als Klosterbruder noch zehn Jahre lang in Grandmont. Die Historia Brevis gibt ebenfalls diese zehn Jahre, läßt ihn aber schon im zweiten Jahre seines Priorates resigniren. Wie Helyot weiß [45]), nahm der Papst Honorius im J. 1218 eine Aenderung an der Ordensregel vor.

Als 10. Prior finden wir Elias (auch Helias geschrieben) [46]) Arnaldi, wie ihn die Brevis Historia, oder Arnaudi, wie ihn die Historia prolixior nennt. Im J. 1228, wie Helyot angibt, ernannt, hatte auch er mit schweren Streitigkeiten und Unordnungen in seiner Klostergemeinde zu kämpfen und wurde von einigen Mönchen wegen Ungehörigkeiten beim Papste Gregor IX. angeklagt, welcher den Streit untersuchen ließ und die Anordnung traf, daß von Zeit zu Zeit (so nach der Historia prolixior, drei Jahre lang nach der Brevis Historia) bei jedem Generalcapitel je zwei Cistercienser- und je zwei Karthäusermönche Grandmont inspiciren und alles ihnen nothwendig Erscheinende ohne Appellation von Seiten des Ordens festsetzen sollten. Ein päpstlicher Commissar erklärte den Elias für seines Priorates entsetzt; allein dieser widersetzte sich und schloß den Bischof-Commissar sammt seinen Gehilfen und 200 Grandmontaner Mönchen in einem Hause ein. Er wurde indessen aus dem Priorate entfernt, und ging, ein Excommunicirter, nach Rom, um Bann und Absetzung rückgängig zu machen, aber ohne Erfolg. Er starb zu Rom im J. 1240, wie die Historia prolixior sagt, 1248, wie die Brevis Historia angibt.

Der 11. Prior, dessen Antrittsjahr nicht angegeben ist, war Johannes de Aquila, dessen Wahl in dem Ordenshause zu Vincennes vollzogen wurde. Nachdem zu seiner Zeit die Statuten durch päpstliche Commissare wiederum verändert worden waren, wie die Historia prolixior sagt, trat er 3½ Jahre nach seiner Wahl aus dem Vorsteheramte, wobei nicht gesagt ist, ob durch den Tod oder durch freiwillige Resignation oder durch Absetzung.

Auch dem 12. Prior, nach der Brevis Historia Ademarus la Vernha, nach der Historia prolixior Aldemarus Lavercha, war es nicht vergönnt, den Orden lange zu regieren, da er sein Amt nur drei Jahre lang verwaltete. Die Zeit desselben findet sich weder für ihn, noch für seinen Vorgänger chronologisch bestimmt.

Der 13. Prior, welchen die Brevis Historia Guilelmus Dongres, die Historia prolixior Guilermus Dongres nennt, besuchte 1247 die Kirchenversammlung von Lyon, wo Innocentius IV. die Ordensregeln und Privilegien erneuerte, oder wie die Historia

42) Vielleicht meint die Brev. Hist., die Wunder seien erst nach der Kanonisation eingetreten. 43) Ebenfalls nach der Historia prolixior, welche ihn, wie gesagt, Geraldus Ytherii nennt. 44) Helyot S. 481.

45) S. 481. 46) Helyot schreibt fälschlich Helius.

prolixior angibt, reformirte[47]). Zufolge der letzteren haben sich unter diesem Prior, welcher noch vor seinem Tode, wahrscheinlich wegen der fortgehenden Wirren und Zerwürfnisse, aus dem Amte geschieden sei, die jährlichen Einkünfte des Hauses von Grandmont auf 18,000 turonesische Solidi vermehrt.

Unter dem 14. Prior, nach der Brevis Historia Itherius Meruli, nach der Historia prolixior Iterius Meruli, nach Helyot Itiers von Merle, spannen sich die früheren Spaltungen fort; ein Theil der Mönche, die fratres Gallici[48]), verlegte gegen seinen Willen den Hauptsitz nach Vincennae (Vincennes) bei Paris und verklagte ihn bei dem Könige von Frankreich, welcher ihn zur Abdankung veranlaßte. Nach Helyot, welcher 1260 als das Jahr seiner Resignation angibt, strebte die gallische Partei darnach, einen General einzusetzen, welcher den ganzen Orden regieren und in Vincennes residiren sollte.

Der 15. Prior, Guido Archerii, hatte kein besseres Loos. Die Historia prolixior läßt ihn, um die Gegenpartei zu überwinden, nach Paris zum Könige und nach Rom zum Papste reisen, und die widerspenstigen Ordensbrüder austreten; die Brevis Historia erzählt, daß er dem Priorat entsagt habe, nachdem er eine Visitationsreise gehalten und das Glück gehabt, durch den König Theobald von Navarra den Leichnam des heil. Maccarius (Macarius?) zu erhalten, welcher in Grandmont niedergelegt ward.

Endlich war es einmal einem Prior, dem 16., Fulcherius Grimoaldi (Brev. Hist.) oder Grimaldi (Hist. prol.), einem schlauen Manne, beschieden, dem Orden ohne Parteikämpfe vorzustehen. Er starb, wie beide Quellen übereinstimmend erzählen, im J. 1281, nachdem er 1278 dem Concilium Lugdunense beigewohnt hatte.

Aber schon unter dem nächsten, dem 17. Prior, welchen die Brevis Historia Petrus de Consaco[49]), die Historia prolixior Petrus de Causaco, Helyot[50]) Peter von Causac nennt, kam das Schisma wieder sehr stark zum Vorschein. Nach der Hist. prol. stellten mehre seiner Wähler an ihn Forderungen, auf welche er nicht eingehen wollte, weshalb sie sich etwa zwei Jahre nach seiner Wahl von ihm lossagten und ihn zu entsetzen suchten. Es kamen Visitatoren nach Grandmont und vor diesen wurde er von den Gegnern schwerer Verfehlungen angeklagt. Er legte — wie es scheint, gegen die Entscheidung der Visitatoren — Appellation ein und es gelang ihm, die Widersacher zu verdrängen. Diese wählten zum Gegenprior Bernard Risse (welcher gleich darauf Rissa genannt wird). Beide gingen, vom Papst Honorius IV. citirt, nach Rom, wo Peter für den rechtmäßigen Prior erklärt wurde, nachdem der Papst die Angelegenheit durch Commissare an Ort und Stelle hatte prüfen lassen. Diese stellten neue Statuten auf, welche später durch Papst Clemens V. bestätigt wurden, und Bernard Risse verzichtete freiwillig. Aber auch Peter von Causac resignirte, da er sich den erneueten Streitigkeiten nicht gewachsen glaubte, nach der Brevis Historia im J. 1290.

Zur Wahl des 18. Priors, welche auf Bernardus de Grandalmar (Brevis Historia) oder Bernardus de Gaudalmar (Historia prolixior) fiel, kamen statutenmäßig die Correctores (Vorsteher der einzelnen Filialklöster) und die Curiosi (curés, Conventualkleriker) in Grandmont zusammen; aber Bernhard starb, als er noch nicht einen Monat lang sein Amt verwaltet hatte.

Länger fungirte der 19. Prior, welchen die Brevis Historia Guido Fulgerii, die Historia prolixior Guido Fulcherii, Helyot Wido von Fouchères nennt. Zwar beliefen sich nach der Historia prolixior die provisiones, welche jährlich von den Conrectoren der einzelnen cellae (Filialklöster) an das Mutterkloster Grandmont abgeliefert werden mußten, auf 600,000 turonesische librae (livres); dennoch wurde, um Kosten zu sparen, von jetzt ab erlaubt, daß die Mönche einzeln von cella zu cella gehen durften, während sie dies früher immer paarweise hatten thun müssen. Im J. 1306, es ist nicht gesagt, aus welcher Veranlassung, man darf aber annehmen, wegen der bisherigen Spaltungen, kam Papst Clemens V. mit sechs[51]) oder sieben[52]) Cardinälen und einem zahlreichen Gefolge nach Grandmont, dem ihm unmittelbar unterstehenden Mutterkloster[53]), wo er fünf Tage verweilte, aber durch sein Verweilen so bedeutende Ausgaben verursachte, daß viele Mönche den Prior beschuldigten, die Schuld davon zu tragen. Guido sah sich außer Stande, das Deficit zu decken und legte sein Amt noch im J. 1306 nieder. Helyot sagt, wir wissen nicht, warum, da doch beide Historiae seine freiwillige Resignation erzählen, er sei 1306 abgesetzt worden[54]).

An seiner Statt wählte 1306 oder 1307[55]) der Convent zum 20. Prior Wilhelm de Prato Morelli, wie ihn beide Historiae nennen, während Helyot den Namen Wilhelm de Prie-Morelle hat. Unter seinem Priorate machte Papst Clemens 1309 einige Aenderungen an der Ordensregel, indem er namentlich schwarze Kleidung verordnete und das Verbot des Fleischessens durch die Gestattung von Ausnahmen an zwei Tagen in der Woche milderte, weil die sterile Gegend nur olera und legumina parca lieferte[56]). Man hatte Wilhelm gewählt, weil man ihn für reich hielt und erwartete, er werde die zerrütteten Finanzen von Grandmont heben. Dies that er auch, aber nicht durch sein Privatvermögen, sondern dadurch, daß er die von den einzelnen cellae zu liefernden Beiträge ergiebiger machte. Er starb 1312, nachdem er dem Orden sechs Jahre und neun Monate vorgestanden hatte.

47) Anderwärts wird gesagt, Papst Innocentius IV. habe 1245 durch Entfernung großer Abschnitte die Regel abgeändert. 48) So die Historia prolixior. 49) Ist wol ein bloßer Druckfehler. 50) Welcher seine Wahl in das Jahr 1282 setzt.

51) So beide Historiae. 52) So Helyot S. 483. 53) Dies wird von der Historia prolixior ausdrücklich hervorgehoben. 54) S. 483. 55) So wird die Zeit von Helyot bestimmt, S. 483. 56) Hist. prolixior.

Als 21. Prior nennt die Brevis Historia Jordanus de Rupistagno, die Historia prolixior Jordanus de Rapistagno, Helyot Johann von Rapistang, wobei der Vorname sicherlich falsch ist. Seine Wahl erfolgte, wie die Brevis Historia erzählt, nicht durch den Convent, sondern durch päpstliche Commissare, und zwar, wie man aus anderweiten Angaben schließen darf, im J. 1311 oder 1312. Die Historia prolixior berichtet aus seinem Priorate folgende, hier und da wol etwas durch einander geworfene Ereignisse. Im J. 1314 wurden 25 Häuser oder Klöster, weil sie die Ordensregeln am reinsten aufrecht erhalten hatten, zu dem Zwecke ausgewählt, um unter Ausschluß der übrigen die Novizen aufzunehmen und auszubilden, während für das Hauptkloster „Grandimontis" bestimmt ward, daß es „praeter fratres clericos et novitios ac infirmos" 40 Priester und 26 Laienbrüder halten sollte, woraus geschlossen werden darf, daß es damals von bedeutendem Umfange war. Aber eben diese Neuerung scheint die Ursache zu den Streitigkeiten abgegeben zu haben, welche nach dem Berichte der Historia prolixior 1314 ausbrachen. In diesem Jahre gerieth Jordan mit mehren Definitoren und anderen Gliedern des Ordens in Conflict; die Definitoren erklärten ihn für abgesetzt, und wählten an seiner Statt Elias Aldemari zum Prior[57]), wobei als Anklagepunkt gegen Jordan auch der figurirte, daß er Ordensvermögen durchgebracht hätte. Allein Jordan, auf dessen Seite mehre Klöster und Klosterbrüder standen, behauptete seinen Posten, und so gab es eine Zeit, in welcher zwei Prioren regierten, aber auch der Orden in großen Verfall gerieth und viele Mönche aus ihm austraten, ein Zustand, über welchen die Historia prolixior in ungeheuer lange Lamentationen ausbricht. Die Parteien wurden 1317 (es ist wenigstens schon 1316 geschehen) nach Avignon vor den Papst Johann XXII. geladen, welcher beide Prioren für ab- und *Guilelmus Pellicerii* de Albenca für eingesetzt erklärte. Diesen ernannte Johann gleichzeitig zum Abt, erhob also Grandmont zur Abtei. Den Abt soll der Convent wählen; neben der Abtei soll in den neun neu bestimmten Provinzen Burgund, Normandie, Anjou, Poitou, Saintonge, Gascogne, Provence und Auvergne 39 Klöster als Collegiatprioreien bestehen, deren Prioren der Bestätigung durch den Abt von Grandmont unterliegt; je eine Anzahl von cellae bildet eine Priorei; einzelne cellae unterstehen direct der Abtei von Grandmont; vier Visitatoren controlliren die Ordenshäuser, die Convente u. s. w. in Gemeinschaft mit dem Abte, welcher die Regierung nicht allein führen soll, Einrichtungen, durch welche den bisherigen Irrungen und Aergernissen vorgebeugt werden sollte, und welche nach der Historia prolixior im J. 1317 getroffen wurden, wo auch Wilhelm Pellicier sein Amt antrat, welcher bis 1337 Abt war, wo er wahrscheinlich starb[58]). Der Orden hatte damals c. 140 cellae (größere oder kleinere Klöster), von denen 39, wie erwähnt, Priorate waren.

Dem unmittelbaren Nachfolger Pellicier's, dem Abte Peter d'Albert, ertheilte Papst Benedict XII. mit der Bestätigung das Recht, für die vier ersten Prioreien, sobald sie erledigt sein würden, die Prioren zu ernennen, ein Recht, welches die Grandmontenser Aebte nach Helyot's Zeugniß bis auf dessen Zeit und wol auch noch später ausgeübt haben. Hierauf tritt fast ein ganzes Jahrhundert ein, aus welchem Helyot und andere Historiker Nichts zu berichten wissen, bis wir erfahren, daß 1427 der damalige Abt Peter von Grandmont in Folge der an ihn gestellten Bitten einen Theil von einem Arme des heil. Stephan nach Thiernum (Thiers), dem Geburtsorte desselben, verabfolgen ließ. Wichtiger als dieser Knochen ist in dem Schenkungsdocument ein Passus, worin es heißt: der ordo Grandimontensis sei „nullo medio pertinens ad Ecclesiam Romanam." Sollte damit, wie wahrscheinlich, die Selbständigkeit des Ordens bezeichnet werden, so ging diese, welche bald nach des Gründers Tode nicht mehr in dem Sinne anderer Orden existirte, schon 1471 wieder verloren, denn in diesem Jahre legte der Abt Wilhelm von Fumel, welcher Erzbischof (in partibus?) von Antiochien wurde, die Abtei von Grandmont in die Hände des Papstes Paul's II. nieder[59]) und da dies ohne Protest der 39 Prioren und der anderen etwa wahlberechtigten Ordensbrüder geschehen zu sein scheint, so kann man daraus schließen, daß es mit obiger Selbständigkeit nicht weit her sein mochte. Die Päpste setzten von jetzt ab eine Reihe von Commendataräbten ein, d. h. solche, welche, hohem Stande angehörig, nur den Titel eines Abtes von Grandmont, also das Ehrenpräsidium führten, einen Theil der Einkünfte genossen, wol auch, wenn es einmal daran fehlte, darauf verzichteten oder selbst Zuschüsse machten, und nicht verbunden waren, permanent in Grandmont zu residiren. In diesem Sinne ernannte Paul II. zum Abt von Grandmont zunächst den Cardinal von Bourbon, Erzbischof von Lyon. Ihm folgten nach einander vier weitere Cardinäle, nämlich Wilhelm Brizonnet, Sigismund von Gonzaga, Karl von Caretto und Nicolaus von Fieschi, nach dessen Tode wieder Gonzaga eintrat. Nachdem Franz von Neuville als letzter Commendator fungirt hatte, kamen bis auf die Zeit Helyot's und wahrscheinlich bis zum Ende des Ordens wieder regulirte Aebte an die Reihe. Später finden wir als Oberhäupter des Ordens „Generale," namentlich Georg Barni (auch Barny genannt), welcher 1635 gewählt ward[60]), und welchen Helyot den „42. General" nennt, eine Bezeichnung, welche alle Vorsteher seit dem Stifter Stephan umfaßt. Es war 130 Jahre lang kein Generalcapitel gehalten worden, ein Zeichen von dem Zerfall und Verfall des Ordens, sowie von seiner Selbständigkeit als eines Ganzen, als Barni 1643 zum ersten Mal wieder ein solches versammelte, um den Orden aus seinem tiefen Darniederliegen auf-

57) Helyot nennt ihn S. 484, wol fälschlich, Helius Ademart. 58) Helyot S. 484. Die beiden mehrgenannten Historiae reichen nur bis zum 21. Prior.

59) Helyot S. 484. 485. 60) Helyot S. 489.

zurichten. Es kam zur Abfassung neuer Statuten in 12 Capiteln, aus welchen wir folgende Punkte hervorheben. Die Priester sollen täglich die Messe lesen und die Religiosen sämmtlich der Conventualmesse beiwohnen; in allen Conventualprioreien ist täglich eine hohe Messe zu singen, wenn eine genügende Anzahl von Conventualen existirt, in Grandmont ihrer zwei; an bestimmten Tagen sollen Umgänge um das Kloster gehalten werden; man soll regelmäßig die Todtenmessen und viele andere Messen celebriren; Niemand soll sich ohne Erlaubniß des Priors aus seinem Amte entfernen; die Laienbrüder haben zur Mette 13 Paternoster zu beten, drei zu bestimmten andern Tageszeiten, fünf zur Vesper; kein Klosterbruder darf Eigenthum besitzen; für eine sehr lange Zeit des Jahres wird ein strenges, im Einzelnen genau bestimmtes Fasten angeordnet, das Fleischessen eingeschränkt. Außerdem sind eine Menge Einzelheiten vorgeschrieben, welche hier alle anzuführen zu weit führen würde. Indessen scheinen alle diese peinlich-strengen Restaurationen für die Gesammtheit ohne Erfolg gewesen zu sein, denn sonst würde der Reformator, welcher in anderer Gestalt auftreten sollte, keinen Raum gefunden haben.

Dies war der Grandmontenser Ordensbruder Fremont, dessen Reform einestheils vom Jahre 1630, anderntheils vom 4. Aug. 1642 datirt. Beide Zeitbestimmungen brauchen sich nicht zu widersprechen. Sein erster Versuch, den Orden aus dem großen Verfall der Disciplin, der Frömmigkeit und der Sitte aufzurichten, kann immerhin dem Jahre 1630 angehören, wo er, wenn auch erst als Einzelner, mit der strengeren Observanz auftrat, und den Versuch des Generals Barni, von seiner Seite die Reform in die Hand zu nehmen, veranlaßt habe. Da dies nicht gelang, so verfolgte Fremont die Tendenz auf seinem Wege, indem er die durch Papst Innocentius IV. gemilderte Regel für sich und diejenigen, welche ihm folgen wollten, innerhalb des Ordens herstellte, wobei der 4. Aug. 1643 wahrscheinlich den Tag der ersten statutenmäßigen Ausübung bezeichnet. Im J. 1610 in Tours geboren, trat er 18 Jahre alt als Novize in den Orden, wo er sich sehr bald getrieben fühlte, im Gegensatze zu der herrschenden laxen Zucht nach dem Geiste der alten strengen Regel zu leben. Er that dies zunächst im Geheimen, ertödtete durch Kasteiungen sein Fleisch, wohnte täglich 5—6 Messen bei und gab sich anderen Uebungen der Frömmigkeit hin. Zwar wollte er als ein solcher strenger Mönch den confratres verborgen bleiben (?), weshalb er Vieles nur im Geheimen that; aber man entdeckte bald seine Tendenzen und suchte ihn davon abwendig zu machen. Er erlangte die Priesterweihe und sein Ordensgeneral, Georg Barni, welcher ihm damals entschieden geneigt war, erhob ihn zum Prior der Abtei Grandmont. Da er hier mit seinem Vorhaben bei den Ordensgliedern nicht durchdringen konnte, so ging er mit Erlaubniß des Generals nach Paris, wo er sich auf dem Ordenscollegium (Mignon) in der Theologie vervollkommnen wollte. Er that dies mit solchem Erfolg, daß ihn Barni nach einiger Zeit zum Prior dieser Anstalt ernannte. Nach Verlauf etlicher Jahre bat er den General, sich in eins der Ordensklöster begeben zu dürfen, und da es dieser ihm verweigerte, so wandte er sich an den Cardinal Richelieu, welcher ihn zur Einführung der strengeren Regel ermächtigte. Auch der General gab seine Weigerung auf und ertheilte ihm in der Priorei von Epoisse bei Dijon eine Obedienz, wohin sich Fremont mit dem Ordensbruder Boboul begab, welcher als der erste Gefährte sich seinem Vorhaben angeschlossen hatte. Dieses Kloster war fast in gänzlichem Verfall, aber Fremont und seine Getreuen wußten es bald zu einem solchen Rufe zu erheben, daß die Gaben der Bewunderer und Verehrer, namentlich in Burgund, reichlich zu fließen begannen. Die schweren Anfeindungen der Brüder von der laxeren Observanz ertrug Fremont mit wunderbarer Geduld, und 1650 hatte er die Freude, daß seine Reform in einem zweiten Hause eingeführt wurde, zu welchem man am 24. März desselben Jahres in Thiers den Grundstein legte und erkleckliche Beisteuern gab. König Ludwig XIV. ertheilte diesem Hause die Erlaubniß, Novizen aufzunehmen. Die reformirte Observanz ward übertragen 1668 auf das Kloster Chavanon in der Diöcese Clermont, 1679 auf das Kloster St. Michael in der Diöcese Lodeve, 1681 auf das Kloster Louie in der Diöcese Chartres, 1683 auf das Kloster Vieux Port in der Diöcese Sens, 1687 auf die Abtei Macherets in der Diöcese Trojes (Troies). Das ansehnlichste, wenn auch nicht das reichste der reformirten Klöster war noch zur Zeit Helyot's Thiers. Hier setzte Fremont seine Regel schriftlich fest: Gewissenhafteste Erfüllung der Amtsverrichtungen und insonderheit der Gebete, worauf täglich acht Stunden zu verwenden sind; gänzliche Enthaltung von Fleischspeisen innerhalb und außerhalb des Klosters, mit Ausnahme von Krankheiten; jährlich ein nahezu achtmonatliches Fasten hinter einander, dazu von Septuagesimä bis Ostern; sehr beschränktes Ausgehen der Religiosen, welche nie ihre Verwandten sprechen und nie Besuche abstatten dürfen. Fremont, welcher sich meist in Thiers aufhielt, wo er 30 Jahre lang Vorsteher war, hob dieses Kloster in Folge der strengen Disciplin, der hohen Frömmigkeit und der Sittenreinheit der Religiosen in der ganzen Provinz bald zu großem Ansehen und gab sich in den letzten Jahren immer mehr den anhaltendsten Gebetsübungen, sowie den strengsten Kasteiungen hin, um sich auf seinen Tod vorzubereiten. Er beschäftigte sich außerdem jetzt vorzugsweise damit, für seine Ordensleute ein Andachtsbuch zu schreiben, worin er vor Allem die Betrachtung der heil. Dreieinigkeit, des armen, demüthigen Lebens Christi, sowie Joseph's und Maria's empfahl. Er starb 1689, fast 79 Jahre alt.

Helyot, welchem wir in der Darstellung der Fremont'schen Reform gefolgt sind, bezeugt, daß sich in denjenigen Häusern, wo sie bis dahin eingeführt war, die strenge Regel bis auf seine Zeit erhalten hat, aber er fügt hinzu, daß seitdem kein anderes Kloster sie angenommen habe. Die durch Fremont reformirten Klöster, welche übrigens nach wie vor unter dem Ordensgeneral

in Grandmont standen, waren vorher auf das Tiefste gesunken; jedes hatte nur noch einen oder zwei Religiosen, welche das ungebundenste Leben führten. Zu Helyot's Zeiten wohnten in jedem dieser reformirten Häuser 8—10 Religiosen, in einigen sogar an 20. Den Abt von Macherets, welches 1650 durch Papst Innocentius X. von einer Priorei zu einer Abtei erhoben worden war, gereuete es, 1687 reformirte Mönche in sein Kloster berufen zu haben, und er suchte sie später wieder zu entfernen, wozu er den Vorwand benutzte, sie wären ohne die Ermächtigung eines offenen königlichen Briefes gekommen; allein der König bestätigte durch einen Ausspruch im Staatsrathe vom 27. des Brachmonates im J. 1700 die Reform von Macherets, und erklärte sie für übereinstimmend mit seinem Befehle vom Jahre 1671. Die Reformaten behielten übrigens die frühere Tracht des Ordens bei: schwarzen Rock, schwarzes Scapulier mit spitzer Capuze und ledernem Gürtel. Die Kleidung der nichtreformirten Grandmontenser, deren Abt und General um 1725 Heinrich de la Marche de Pargnac war, bestand zu der Zeit Helyot's [61]) aus folgenden Stücken: einem schwarzen Rocke von Serge, einem sehr breiten Scapulier von demselben Stoffe, an welches eine Capuze oder ein ziemlich weites Käppchen angeheftet war, einem kleinen linnenen Ueberschlägelchen zwei Finger breit, im Chor außerdem aus einem Ueberwurf und einer viereckigen Mütze.

Es gab zu Helyot's [62]) Zeiten auch drei Frauenklöster nach der Grandmontenser Regel, deren Stiftungszeit ihm übrigens unbekannt ist, nämlich Drouille la Blanche, Drouille la Noire und ein drittes, über welche uns keine weiteren Nachrichten bekannt sind, als daß sie wie die Mönche schwarze Kleidung trugen. — Von den Mönchsklöstern findet man außer Grandmont am häufigsten erwähnt: die domus de Vincennis, die domus de Machereto, die domus de Deffenso, die domus de Sarmasia, die domus de Tierno (Tigerno u. s. w.), die domus de Castaneto, die domus de Pinello. Indessen vermag sich keins dieser Klöster an Größe, Glanz, Reichthum und Ansehen einem der berühmten Klöster der Cluniacenser, Montecassiner, Benedictiner, Dominikaner, Franziskaner, Karthäuser, Trappisten, Jesuiten u. s. w. ebenbürtig an die Seite zu stellen. Da wir von den Grandmontensern, welche sich nie über die Grenze des heutigen Frankreichs ausgebreitet haben, nach 1789 keine Spuren mehr finden und diese auch in den neueren katholischen Klosterstatistiken [63]) vergeblich suchen, so ist anzunehmen, daß der schon längst nicht mehr lebenskräftige Orden nach der großen französischen Revolution aus seinem Staube nicht wieder auferstanden ist.

Man hat oft darüber gestritten, ob die Grandmontenser einen eigenen, von anderen Orden gänzlich unterschiedenen Orden gebildet, oder ob sie als Nebenzweig einem solchen angehört haben. Der Regel Benedict's wird der Orden zugezählt von Johannes Trithemius, Anton Yepesius (Yepez) und Benedict Haeftenus, welche freilich als Benedictiner ein egoistisches Interesse bei diesem Urtheil haben. Auch der berühmte Benedictiner Johannes Mabillon erklärte früher [64]) die Grandmontaner für Benedictiner, und zwar in der Weise, daß Stephan Anfangs die Benedictinerregel angenommen, sie aber dann zu einer selbständigen umgewandelt hätte, eine Ansicht, welcher auch Helyot, — Schröckh (Christl. K. G. XXVII. S. 299) und Andere beizustimmen geneigt sind; später [65]) jedoch gab er diese Meinung auf und erklärte die Grandmontenser für einen ursprünglich mehr eigenthümlichen und selbständigen Orden, obgleich er eben nur sagt, sie seien der Benedictinerregel „non omnino addicti.“ Der Benedictiner (Mauriner) Martene (und Durand) hebt hervor [66]), daß die Dienstbücher der Grandmontenser nicht einen einzigen Tag des heil. Benedict erwähnen, geschweige denn auszeichnen, und daß der Stifter Stephan in seiner Regel kein *einziges* Wort über diesen Heiligen beibringt, was man wol als ein entscheidendes Moment ansehen darf [67]). Auch Helyot gesteht, daß die Grandmontenser zu seiner Zeit in keiner Weise die Regel Benedict's befolgten. Nächst den Benedictinern haben namentlich auch die Augustiner Grandmont für sich in Anspruch genommen; so namentlich die Augustinermönche Crusenius und Elsius, welche behaupten, die Grandmontenser hätten 1076 die Augustinerregel angenommen, sie aber später mit der Benedictinerregel vertauscht. Für diese Ansicht trat Anfangs auch der Grandmontenser Johann l'Evêque auf; Stephan habe sich zum Vorbilde einen in Calabrien angesiedelten Orden ersehen und dieser sei derjenige der Augustiner gewesen [68]); die Grandmontenser wären Clerici wie die Augustiner und nicht Monachi, also regulirte Augustiner Kanoniker oder dergleichen; seit Johann XXII. hätten sie sich regulirte Chorherren, Conventualen, Collegiaten oder Stabiles genannt; auf dem Concil zu Tours hätte man eins von den Grandmontaner Klöstern, weil in ihm eine laxe Zucht eingeschlichen, den Reformaten des Augustiner Ordens übergeben; von 1245 bis jetzt (l'Evêque's Zeiten) trugen die Grandmontenser im Chor die Ueberwürfe und die viereckigen Mützen; eine Zeit lang hätten sie sich auch der Almutien bedient. L'Evêque widerrief später [69]) diese Ansicht und erklärte seinen Orden für einen ursprünglich eigenthümlichen. Und die für diese Ansicht beigebrachten Gründe sind in der That

61) S. 487. 62) S. 487. 488. 63) Z. B. in dem „Statistischen Jahrbuch der Kirche“ vom Pater Karl. 1. Jahrgang 1860; 2. Jahrgang 1862.

64) In seinem früheren Werke über die Geschichte seines Ordens: Acta S. S. Ord. S. Bened. Sect. VI. P. II. Praef. p. L. 65) Annales Ord. S. S. Benedict. 66) Ampliss. Collect. T. VI. praefat. p. X. 67) Wenn freilich die vom 1. Mai 1073 datirte Concessionsurkunde des Papstes Gregor IX. echt ist, so wäre, wie diese sagt, der Orden nach dem „Vorbilde“ und der „Regel“ der Benedictiner gegründet; aber eben, daß Stephan selbst in seinen Statuten von den Benedictinern gar nicht redet, macht die Urkunde verdächtig. 68) Wofür gar kein Anhalt vorliegt, da die alten Documente nur von Eremitae oder Religiosi Calabriae reden, ohne sie näher zu bezeichnen. 69) In seinen Jahrbüchern.

ebenso schwach wie diejenigen, durch welche sie zu Benedictinern gemacht werden sollten. — Johannes Iperius, ein sehr alter Schriftsteller, sagt in dem Chronicon S. Bertini [70]): „Hi fratres per omnia fere Cisterciensis ordinis instituta sectantur; hoc tamen addito, quod nunquam carnes pro quacunque causa comedunt. Habitum gerunt brunum sive griseum, tunicam scilicet scapulare, desuperque non cucullam aut frocum, sed cappam ante scissam, et sunt quasi reclusi.“ Dieser Meinung scheint auch der Cardinal Jacob de Vitri beizupflichten, und auf diese Auctorität hin hat wol der Cistercienser Henriquez den Stephan unter die Heiligen seines Ordens aufgenommen. Dagegen ist ganz einfach einzuwenden, daß, wenn Stephan seinen Orden 1076 gestiftet hat, der Cistercienserorden mehr als 20 Jahre später gegründet worden ist. — Die Ansprüche der regulirten Kanoniker des Galcherius sind noch weniger begründet [71]). — Nach einer Angabe des Johannes Salisberiensis (Johann von Salisbury) [72]), welcher im 12. Jahrhundert schrieb und dem heiligen Stephan fast coätan war, stritt man sich schon damals darüber, ob die Grandmontenser Benedictiner, Augustiner oder Basilianer wären; er fügt hinzu, daß sie auf desfallsiges Befragen geantwortet hätten, sie folgten keiner dieser Regel, sondern der Regel Christi. Hiermit stimmt auch überein das Vorwort zu der Grandmontenser Regel, deren Aufstellung dem Stephan beigelegt wird, wo es unter Anderem heißt: „Quaerentibus, cujus professionis vel cujus regulae cujusve ordinis vos esse dicitis: Christianae religionis, primae et principalis regulae, evangelii scilicet, quod omnium regularum fons est atque principium, qualescunque vos observatores confiteri non erubescatis.“ In seinem Liber sententiarum sagt er: „Sciatis autem firmiter, aliam non esse regulam nisi Domini praecepta; a quocunque tenentur, religiosus est.“ Außerdem ist auf das bereits erwähnte Verbot in den ursprünglichen Ordensstatuten zu verweisen, wonach Angehörige anderer Orden nicht sollen aufgenommen werden.

Der allgemeine Charakter, in welchem sich der Orden während seiner Existenz zeigt, ist nach dem Vorstehenden nicht zu verkennen, und liegt wesentlich schon in dem Keime seines Stifters, eines mönchisch gesinnten, aber geistig nicht hervorragenden Mannes, welcher nicht kräftig in die Welt oder in die Kirche hinausgreift, um sie sich zu assimiliren. Auch seine Regel ist nicht originell und charakteristisch, sondern etwas sehr allgemein und verschwommen. Stellt sich sonach bei dem Mangel der elektrischen Anziehungskraft kein schnelles und üppiges Wachsthum des Ordens ein, welcher auf die Grenzen Frankreichs beschränkt blieb, so traten sehr bald, wie es scheint, in Folge der ursprünglichen Organisation, namentlich zwischen dem Element der Priester und der Laienbrüder, Spaltungen hervor, welche sich außerordentlich oft wiederholten, zu den ärgsten Scandalen führten und dem Gedeihen der Gemeinschaft den größten Schaden zufügen mußten. Sie waren der Grund, daß die Könige und besonders die Päpste wiederholt, schon im 12. Jahrh., tief eingriffen und außerordentlich oft die Statuten änderten, Bischöfe und Mönche von anderen Congregationen zu Visitatoren und außerordentlichen Commissaren ernannten und so die Selbständigkeit des Ordens vernichteten, welcher außerdem nie über bedeutende Geldmittel verfügte. Wir finden unter den Prioren, Aebten, Generalen und den übrigen Mitgliedern keinen durch Geist oder Gelehrsamkeit hoch hervorragenden Mann [73]) und Fremont's Reform starb an ihrem übermönchischen Geiste. Der Gründer Stephan wollte unmönchisch sein; er negirte das Mönchswesen in seinen besonderen Erscheinungen und daher negirte er sich selbst sammt seinem Orden, welcher die Signatur einer Reihe von Negationen an der Stirn trägt.

Aus der Literatur zur Geschichte der Grandmontenser haben wir zwar bereits in den Anmerkungen gelegentlich fast sämmtliche hierher gehörige Documente angeführt; indessen wird es zweckmäßig sein, dieselben in einer systematischen Ordnung mit einigen erklärenden Notizen zusammenzustellen. Zuerst gehören hierher die allgemeinen größeren kirchengeschichtlichen Werke, wie die Christliche Kirchengeschichte von Schröckh, von welcher besonders der 27. Theil eine Abhandlung über den Orden gibt. Die kirchengeschichtlichen Compendien können begreiflicher Weise nur einige wenige Notizen geben. Aus der Reihe der Werke über die christliche Kirchengeschichte Frankreichs nennt Helyot die Gallia Christiana, T. IV., als von ihm benutzt. Das Speculum historiale von Vincentius Bellovacentius, Lib. XXV. c. 25. c. 46 seq., verbreitet sich nur über den Stifter Stephan. Denselben Heiligen — einen anderen hat wol der Orden nicht aufzuweisen — behandelt Bolland in seinen Acta Sanctorum zum Februar, Band II., und ihm schließen sich z. B. die Vies des Saints von Baillet und Giry an. Von den Werken über die allgemeine Geschichte des Ordenswesen nennen wir vorzugsweise H. Helyot: Histoire des ordres monastiques. Paris 1714 fg. 8 Bde., dann wieder 1829 fg. 10 Bde., dann wieder 1840 fg. 6 Bde., und hiervon die teutsche Uebersetzung: „P. Hippolyt Helyot's ausführliche Geschichte aller geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden für beyderlei Geschlecht.“ 7. Band. Leipzig 1756, Arkstee und Merkus. S. 470 fg.; ferner v. Crome's Pragmatische Geschichte der Mönchsorden. Leipzig 1774 fg., 10 Bde.; ferner E. Münch's Geschichte des Mönchthums. Stuttgart 1828. 2 Bde. Die Acta und die Annales Mabillon's, die Amplissima Collectio Martene's und Durand's, sowie Martene's Anecdota mit den darin erwähnten anderweitigen Chronica u. s. w. haben wir bereits hinreichend speciali-

70) *Martene*, Ampliss. Collect. VI. praef. p. XII. 71) Dies geht besonders aus cap. V (de ecclesiis non habendis) der von Stephan herrührenden Regel hervor. 72) Policr. L. VII. c. 23.

73) Unter die Ausnahmen kann vielleicht Ph. Labbäus gerechnet werden.

firt. Der vollständige Titel des Werkes von Edm. Martene und Ursin. Durand, dessen 6. Band hier vorzugsweise in Betracht kommt, ist: Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum, moralium amplissima collectio (6. Bd. Paris 1729). Zu den näheren resp. unmittelbaren Quellen gehört vor Allem die Vita S. Stephani, des Gründers, von *Gerardus* (Gerhard), dem 7. Grandmontenser Prior. Sie ist öfter abgedruckt, z. B. in Martene's und Durand's Amplissima collectio. Tom. VI. p. 1043 seq., und in deren Recension hat sie uns vorgelegen. Diese Vita des Gerardus Itherii, von welcher Martene (Ampl. coll. VI. 1043. 1044.) muthmaßt, daß sie ein von späteren Grandmontensern gemachter Auszug aus der eigentlichen, nicht mehr vorhandenen von Gerard verfaßten Urschrift sei, edirte zum ersten Mal in seiner Bibliotheca Nova der Grandmontenser Mönch Ph. Labbäus 1657, dann J. Bolland und G. Henschen zum 8. Febr. in ihren Acta Sanctorum. Karl Fremont, der genannte Grandmontenser, gab sie 1647 in französischer Sprache heraus, und dasselbe that kurz vor 1729 Henry de la Marche de Pargnac, der ebenfalls schon genannte Abt von Grandmont, in seiner Vie de St. Etienne de Muret. Die Vita von Gerard, wie sie jetzt vorliegt, ist ganz in dem wundersüchtigen Tone der damaligen Zeit geschrieben, enthält eine große Menge von offenbaren Erdichtungen und Unwahrscheinlichkeiten, ist durch und durch mit Bibelcitaten angefüllt, welche zum Beweise dafür dienen sollen, wie sehr Stephan's Leben nach biblischen Vorbildern verlaufen (gemacht?) sei, und dennoch hat sie, wie auch Martene und Durand bemerken (Ampl. coll. VI. p. VIII.), wol fast allen späteren Historikern für die Periode der von ihr behandelten Zeit als alleinige Quelle gedient. Uebrigens muthmaßen die beiden genannten Mauriner, daß schon der 4. Prior, Stephan von Lisiac, eine Vita St. Stephani verfaßt habe und zwar unter dem Namen der Dicta et facta desselben. Einiges brauchbare Material für die erste Zeit des Ordens ist ferner in der Vita des Hugo de Lacerta von Wilhelm Dandina enthalten. Die Regula S. Stephani erschien z. B. 1671 im Druck. Die ganze Zeit von der Stiftung des Ordens bis zum 21. Prior enthält die bei Martene und Durand (Ampl. coll. VI. p. 113 seq.) abgedruckte Brevis Historia priorum Grandimontensium. Mit ihr stimmt die ebenda (p. 123—148.) enthaltene Historia prolixior priorum Grandimontensium, welche denselben Zeitraum umfaßt, oft wörtlich überein, weicht aber auch oft ganz bedeutend von ihr ab, während sie ihre Ausdehnung besonders durch die Einverleibung einer großen Zahl lateinischer Bibelstellen, wie die Vita St. Stephani, erreicht. Keine von beiden erwähnt der anderen, und es ist schwer zu sagen, in welchem chronologischen oder anderweiten Verhältniß sie zu einander stehen. Die prolixior erscheint wundersüchtiger als die brevis. Den Annales ordinis Grandimontensis von Jean l'Evêque wird in der Erwähnung bei Martene und Anderen keine maßgebende Bedeutung beigelegt, da sie kein Originalwerk, sondern nur eine Reproduction der Vita von Gerard, der Brevis historia und der Historia prolixior, dieser drei einzigen Grundquellen, zu sein scheinen. Auch die handschriftliche Geschichte von Grandmont aus der Feder des Cölestinermönchs Franz Escouveta fertigen Martene und Durand (Ampl. coll. VI. p. IX.) nur beiläufig ab, und die Geschichte der Grandmontenser Prioren von *Bernardus Guidonis*, einem Bischofe von Lodève (abgedruckt in des Labbäus Bibliotheca Nova), wird von ihnen geradezu ein „opus leve“ (Ebenda. p. 113.) genannt. (*J. Hasemann.*)

GRANDO (Hagelkorn) ist gleichbedeutend mit Chalazion, womit eine verhärtete Geschwulst am Rande eines Augenlids bezeichnet wird; s. Gerstenkorn. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRANDONI (Stefano), italienischer Chemiker, geboren am 16. Oct. 1792 zu Gonzaga im Gebiete zu Mantua, widmete sich, nachdem er seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Sermide und auf dem Lyceum zu Mantua erhalten hatte, auf der Universität zu Pavia der Chemie und Pharmacie und übernahm nach der Beendigung seiner Studien im J. 1823 die Leitung einer Apotheke zu Brescia. Später wurde er Apotheker an dem Ospitale Maggiore dieser Stadt und gewann dadurch die erwünschte Muße, die Naturwissenschaften mit Eifer zu betreiben. Er fand an Luigi Balardini, einem Arzte der Delegation Brescia, einen ebenso rührigen Geistesverwandten und arbeitete mit demselben eine Denkschrift über die Torflager der Provinz Brescia (Memoria sulla torba della provincia bresciana) aus, welche des akademischen Preises gewürdigt wurde; auch die von ihm allein verfaßte Analyse des eisenhaltigen Wassers von Bovegno (Analisi delle acque marziali di Bovegno) wurde von den Sachkundigen mit großem Beifall aufgenommen. Er war auch Mitglied des Athenäums zu Brescia, für dessen Denkschriften (Commentari dell'Ateneo di Brescia) er mehre werthvolle Abhandlungen lieferte. Er hätte wahrscheinlich noch Vorzüglicheres geleistet, wenn nicht ein frühzeitiger Tod ihn am 23. Sept. 1846 hinweggerafft hätte*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDPERRET (Claude Louis), französischer Philolog, am 7. Sept. 1791 zu Ger im Departement Ain geboren, war zum geistlichen Stande bestimmt, widmete sich aber, da er keinen Beruf zu diesem fühlte, dem Erziehungsfache und war bereits in seinem 19. Jahre Lehrer der Rhetorik am Collège zu Belley. Im J. 1816 kam er in derselben Eigenschaft nach Lyon, wo er sich an der Redaction des politischen Journals dieser Stadt betheiligte und eine literarische Gesellschaft gründete, welche den Namen Réunion des Amis des Muses et du Roi annahm. Zu derselben Zeit schrieb er seinen Traité classique de Littérature, contenant les humanités et la rhétorique (Lyon et Paris 1816. 12. 2 Voll.), welcher von dem Rathe der Universität gebilligt und empfohlen wurde und seinen Ruf begründete.

*) Consf. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 308.

Das klar und ziemlich gründlich geschriebene Buch erlebte viele Auflagen; nach der 18., welche im J. 1844 herauskam, scheint jedoch keine neue nöthig geworden zu sein. Seine durch die griechische Revolution veranlaßte Schrift Les Grecs, épître à M. Alphonse de Lamartine (Lyon 1826. 8.) fand keinen Anklang. Um diese Zeit übernahm er die Leitung einer Privatunterrichtsanstalt; auch wurde er als Mitglied der Akademie zu Lyon zum Berichterstatter über die Schule La Martinière ernannt. Nach der Auflösung des von ihm geleiteten Privatinstituts in Folge der Revolution von 1830 lehrte er wieder an öffentlichen Anstalten, schrieb sein Handbuch der Geographie (Traité classique de Géographie, contenant la géographie naturelle et la géographie politique. Lyon 1833. 12. 2 Voll.) und gründete das Athenäum (L'Athénée), eine wissenschaftliche Zeitschrift, welche ihm jedoch nur geringen Gewinn abwarf. Die Ernennung zum Inspector des Primairunterrichts im Departement der Rhone kam ihm daher gelegen und er suchte sie durch eine kurze Darlegung seiner Ansichten über diesen Gegenstand (L'Instruction primaire dans le département du Rhône. S. l. et a. 8.) und durch eine Abhandlung über das beste System der Erziehung und des Unterrichts (Rapport présenté à l'Académie royale des Sciences, Belles-Lettres et Arts de Lyon, au nom de la commission chargée d'examiner les mémoires des concurrents sur la question: Quel est le meilleur système d'éducation et d'instruction publique dans la monarchie constitutionnelle? Lyon 1836. 8.) zu rechtfertigen. Er erwarb sich zu dieser Zeit auch große Verdienste um die Akademie, deren von ihm geschriebene Geschichte (Histoire de l'Académie royale des Sciences, Belles-lettres et Arts de Lyon. Lyon 1845. 8.) als ein verdienstlicher Beitrag zur Geschichte der französischen Literatur gilt; auch seine Denkschriften über das Leben und das Wirken mehrer ausgezeichneten und gelehrten Männer (L'Abbé Ballet, souvenirs du pays de Gex, lettres à M. F. Girod, de l'Ain, colonel, membre de la Chambre des Députés. Lyon 1837. 8. Éloge de M. Torombert, avocat à la Cour royale de Lyon, membre de l'Académie de cette ville. Lyon 1837. 8. und Notice sur M. Claude Guillard, inspecteur émérité de l'Académie de Lyon. Lyon 1845. 8.) verdienen Beachtung. Um das Jahr 1840 ward er Archivar der Stadt Lyon und ein Ergebniß seiner Forschungen an dieser Stelle ist seine Geschichte der Stadt Lyon (Lyon: Histoire abrégée de cette ville. Paris et Lyon 1852. 12.). Er starb am 23. Oct. 1854. Unter seinen hinterlassenen Handschriften fand man eine Dissertation sur les Réligions, eine Histoire de l'Empire français, einen Traité classique de Philosophie und ein lateinisches Gedicht über die Bebsamkeit; unter seinen in verschiedenen Sammelwerken abgedruckten lateinischen Gedichten sollen einige sehr vorzügliche sein*). (*Ph. H. Külb.*)

*) *J. M. Querard*, La France littéraire. Tom. III. p. 446.

GRANDPRÉ (César de), französischer genealogischer Schriftsteller des 17. Jahrh., geboren zu Grandpré in der Champagne, dessen Geburtsjahr sich ebenso wenig genau bestimmen läßt, als seine Sterbezeit und von welchem man nur mit Bestimmtheit weiß, daß er dem alten und angesehenen Geschlechte der Grafen von Grandpré angehörte und sich eifrig mit dem Studium der Genealogie und der Wappenkunde beschäftigte. Sein Werk über die französische Wappenkunde (Le César Armorial, ou recueil des armes et des blasons de toutes les illustres, principales et nobles Maisons de France, où les gentilshommes trouveront promptement leurs noms et leurs armes, curieusement recherchés et mis en ordre alphabétique. Paris 1645. 12. Ibid. 1649. 8. Ibid. 1650. 8. Ibid. 1654. 8.) war früher, wie schon die wiederholten Auflagen beweisen, ein sehr beliebtes Buch und hat jetzt noch seinen geschichtlichen Werth nicht verloren, da es mit großer Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet ist*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDPRÉ (François Joseph Darut de), französischer Generallieutenant in dem königlichen Heere, im J. 1728 zu Valreas (im jetzigen Departement Vaucluse) geboren, von dessen Lebensverhältnissen man aber Nichts weiter weiß, als daß er im siebenjährigen Kriege unter dem Prinzen Louis Joseph von Condé diente und bei der Regelung der Grenzen zwischen Frankreich und Spanien thätig war. Er trug sich stets mit umfassenden Vorschlägen zu einer zweckmäßigeren Einrichtung des französischen Militairwesens, welche er in dem Aufsehen erregenden und von seinen Standesgenossen mit Beifall begrüßten Werke: Mémoires sur les moyens qu'il serait facile d'employer pour parvenir sûrement, promptement, sans bouleversement et sans commotion, à toute la perfection dont le militaire de France est susceptible (Paris 1787. 8. Sec. édit., augmentée du Recit de la campagne de Louis-Joseph de Bourbon, prince de Condé en 1762. Ibid. 1789. 8. 3 Voll.) niederlegte. Zur Kenntniß der gleichzeitigen Kriegsgeschichte liefern seine zahlreichen Karten und Pläne einen brauchbaren Beitrag; dagegen ist seine etwas anstößige, in der Jugend geschriebene und ohne seinen Namen erschienene Erzählung: L'aimable petit-maître, ou Mémoires militaires et galants de M. le comte de G*** P***, capitaine au régiment de Touraine, écrits par lui même à M. de Té*** (Cythère 1750. 12.) ohne Werth. Er starb im J. 1793 zu Charleville†). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDPRÉ (Frédéric Vincent Darut de), französischer gelehrter Theolog, der jüngere Bruder des vorhergehenden Generals, am 22. Jan. 1738 zu Val-

Fel. Bourquelot et *Alfr. Maury*, La littérature française contemporaine. Tom. IV. p. 149. Biographie générale. Tom. XXI. p. 657.

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 658.

†) *J. M. Querard*, La France littéraire. Tom. III. p. 447. Biographie générale. Tom. XIII. p. 143.

reas geboren, erhielt nach einer sorgfältigen Erziehung in dem älterlichen Hause, welches in sehr großem Ansehen stand, seine weitere Ausbildung in dem gewählten Fache im Seminar Saint-Sulpice zu Paris und wurde nach der Beendigung seiner Studien zum Generalvicar des Bischofs von Vaison ernannt. Da ihm die Geschäfte für seine Diöcese hinlängliche Muße ließen, um sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu befassen, so warf er sich mit großem Eifer auf die Mathematik, die Geschichte, die Geographie und die Landwirthschaft, welche Fächer ihn vorzugsweise ansprachen. Als die Revolution ausbrach und bald ihren Weg auch nach seinem Sprengel fand, nahm Grandpré, welcher als Philosoph die neue Gestaltung der Dinge als einen Fortschritt begrüßte, keinen Anstand, sich den Wünschen seiner Mitbürger zu fügen und den Vorsitz in der Versammlung der Volksvertreter von Carpentras zu übernehmen. Er hatte freilich mehr als einmal Gelegenheit, über die Verirrungen der Menge zu seufzen, war aber so klug, sich von der Bühne wieder ins Privatleben zurückzuziehen, ehe die Leidenschaften die Oberhand über weisen Rath erhielten. Mit Freuden nahm er dagegen nach dem 18. Brumaire (11. Nov. 1799) die Ernennung zum Mitglied des Generalrathes und zum Präsidenten des Cantons Valreas an, da er jetzt hoffen konnte, auf eine ersprießliche Weise zu wirken. Das Wohl seines Bezirks lag ihm ernstlich am Herzen und er verfaßte zum Besten desselben mehre die Verwaltung und die Industrie betreffende Abhandlungen, welche sich durch Tiefe der Gedanken und durch Klarheit der Darstellung auszeichnen. Man findet mehre derselben, sowie auch vortreffliche meteorologische Beobachtungen in den Denkschriften des Athenäums von Vaucluse, dessen Mitglied er war. Unabhängig durch den Besitz eines hinreichenden Vermögens, frei von überflüssigem Ehrgeize, nur vergnügt in der Beschäftigung mit den Wissenschaften und im Umgange mit seinen Freunden, hochgeachtet von Allen, die ihn näher kannten, und geliebt und verehrt von den Dürftigen, die er mit Wohlthaten überhäufte, lebte Grandpré ein glückliches Leben. Zur Schriftstellerei nicht durch die Verhältnisse gezwungen vollendete er mehre bedeutende Werke in den Fächern der Geschichte und der exacten Wissenschaften, welche bis jetzt noch ungedruckt sind, aber sicher einst durch die Vermittelung eines Sachkundigen zur Kenntniß der Welt und zur lohnenden Benutzung gelangen werden. Grandpré, allgemein unter dem Namen Abbé von Saint-Urbain bekannt, starb am 11. Dec. 1809 zu Valreas. In seinem Testamente verlangte er, unter einen Oelbaum begraben zu werden, um so auch nach seinem Tode noch nützlich zu sein, eine Bestimmung, die allzu sehr an den Landwirth erinnert*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDPRÉ (Louis Marie Joseph Ohier), Graf von, französischer Seemann und Reisender, am 7. Mai 1761 zu Saint-Malo geboren, widmete sich dem Seedienste und segelte im J. 1786 nach der Westküste von Afrika, um daselbst sein Glück mit dem Sklavenhandel zu versuchen, zog aber, da er nicht schlau und herzlos genug war, für sich keinen erklecklichen Vortheil daraus, desto größeren Gewinn aber brachte er der Länder- und Völkerkunde durch seine sorgfältigen Beobachtungen und Nachforschungen über die Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner. Die von ihm erst später herausgegebene Beschreibung dieser Reise, sowie einer Fahrt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung (Voyage à la côte occidentale d'Afrique, fait dans les années 1786 et 1787, contenant la description des moeurs, usages, lois, gouvernement et commerce des états du Congo, fréquentés par les Européens et un Précis de la traité des noirs, ainsi qu'elle avait lieu avant la révolution française; suivi d'un Voyage fait au cap de Bonne-Espérance, contenant la description militaire de cette colonie; les détails d'une excursion sur la fameuse montagne de la Table; l'ordre dans lequel elle doit être classée; la refutation de quelques voyageurs précédents, et une Discussion où l'on examine si les anciens avaient doublé ce promontoire avant les Portugais. Paris an IX. [1801.] 2 Voll. 8. av. pl.), welche auch in einer abgekürzten Bearbeitung in die „Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen von M. C. Sprengel" (Bd. 5) unter dem Titel: „Reise nach der westlichen Küste von Afrika in den Jahren 1786 und 1787 von L. Degrandepré. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von M. C. Sprengel" (Weimar 1801. 8.) aufgenommen worden ist, enthält vorzugsweise sehr werthvolle Bemerkungen über das wenig bekannte Land Loango, worunter man nach Grandpré's Ermittelung die ganze Küste vom Cap St. Catharina bis zum Ambrizflusse zu verstehen hat, welche also außer Loango selbst die Provinzen Majamba, Cacongo, Anjoi und Sogno, die man sonst für unabhängige Reiche hielt, in sich begreift. Man findet darin eine genaue Schilderung der natürlichen Erzeugnisse des Landes und eine Erörterung der Vortheile, welche sie dem Handel bieten könnten, wenn man die Aufmerksamkeit mehr auf sie, als auf die Ausfuhr von Sklaven richten und an einigen besonders vortheilhaft gelegenen Küstenpunkten Factoreien gründen wollte, da der Menschenhandel dem Speculanten fortan keine Aussicht auf bedeutenden Gewinn biete. Wären freilich, sagt der Verfasser in seiner gewohnten Offenheit, die europäischen Sklavenhändler mit einander einverstanden, so könnte man in Afrika sehr wohlfeil Sklaven einkaufen und sie würden nicht fortwährend im Preise steigen, aber jeder ist nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht, sucht seinen Nebenbuhler zu betrügen, schmiedet Ränke mit den schwarzen Kaufleuten, um Vorzüge vor den andern Capitainen zu erhalten, und bietet auch wol über den gewöhnlichen Preis in der Erwartung, daß seine Mitbewerber nicht so viel bezahlen werden. Ja die weißen Kaufleute gehen in ihrer Eifersucht und in ihrem Neide so weit, daß sie einander selbst zu hintergehen suchen; jedenfalls verheimlicht einer dem andern,

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 302. Biographie générale. Tom. XIII. p. 144.

wie viele Neger und zu welchem Preise er sie bekommen hat oder welcher Mäkler seine Kunden am besten bedient. Grandpré gehörte zu den barmherzigen Händlern und Schiffsherren, welche das ruhige Betragen ihrer Sklaven zuweilen mit einer Pfeife Tabak oder mit einem Stück Zwieback und etwas Branntwein belohnen, aber aus seiner gutmüthigen und aufrichtigen Darstellung dieses schmachvollen Geschäftes geht doch nur zu klar hervor, mit welcher systematischen, kalten Grausamkeit es betrieben wird, auf welche gemeine Art sich schwarze und weiße Schurken zum Verderben der unglücklichen Eingeborenen dabei wechselsweise zu betrügen suchen und wie sie gegen ihre Mitmenschen unbarmherziger und roher verfahren, als gegen das unvernünftige Vieh, sodaß jeder Leser des Reiseberichtes sich vollständig überzeugen wird, daß das selbst noch in der neuesten Zeit auftauchende Bestreben, den Sklavenhandel zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen, nicht die geringste Beachtung verdient. Grandpré versuchte, nachdem ihm dieser Handel misglückt war, sein Heil in dem Verkehr mit Indien, erntete aber auch auf diesem Wege keinen großen Vortheil, da er ihn während der französischen Revolution und unter großen von der britischen Seemacht bereiteten Hindernissen einschlug; übrigens liefert seine Beschreibung auf dieser Reise nach Indien und nach dem rothen Meere (Voyage dans l'Inde et au Bengale fait dans les années 1789 et 1790, contenant la description des îles Séchelles et de Trinque malay, des détails sur le caractère et les arts industriels des peuples de l'Inde, la description de quelques pratiques religieuses des habitants du Bengale; suivi d'un voyage fait dans la mer Rouge, contenant la description de Moka et du commerce des Arabes de l'Yémen, des détails sur leur caractère et leurs moeurs etc. Paris, an IX. [1801] 2 Voll. 8. av. pl.), von welcher eine ausreichende teutsche Bearbeitung („Reise nach Indien und Arabien 1789—1790" Berlin 1802. 8. m. KK.) vorhanden ist, vorzügliche Beiträge zur Kenntniß der für den asiatischen Handel wichtigen Küstenpunkte. Außer der Schilderung seiner eigenen Reisen lieferte er auch noch gute Uebersetzungen der Reise John Barrow's nach dem Innern Afrika's (Voyage dans la partie méridionale de l'Afrique, fait pendant les années 1797 et 1798, contenant des observations sur la géologie, la géographie, l'histoire naturelle de ce continent et une esquisse du caractère des habitants qui environnent le Cap de Bonne-Espérance, suivi de la description de l'état de cette colonie, traduit de l'anglais. Paris an IX. [1801], 2 Voll 8. av. pl.) und der Reise John Taylor's durch Syrien und Persien nach Indien (Voyage dans l'Inde, à travers du grand désert, par Alep, Antioche et Bassora, exécuté par le major Taylor; ouvrage où l'on trouve des observations curieuses sur l'histoire, les moeurs et le commerce des Maïnotes, des Turcs et des Arabes du désert, la description d'Alep, d'Antioche, de Bassora etc., suivi d'instruction sur le commerce, les distances etc., traduit de l'anglais, avec des notes critiques. Paris 1803. 8. 2 Voll. Nouv. Éd. Ibid. 1815. 8. 2 Voll.). Ferner gab er eine mit vieler Umsicht durchgeführte Bearbeitung einer englischen Seegeographie für die französischen Seeleute (Dictionnaire universel de Géographie maritime, ou Description exacte de tous les ports, havres, rades, baies, golfes et côtés du monde connu, des courants, fleuves, rochers, bancs de sable et de tous les dangers etc. traduit de l'anglais, refait presque entièrement, soigneusement corrigé et augmenté. Paris 1803. 4. 2 Voll. oder 8. 3 Voll.). Alle Bemühungen, sich eine unabhängige und behagliche Existenz zu verschaffen, führten jedoch nicht zum ersehnten Ziel und er entschloß sich endlich, eine Stelle in der französischen Marine anzunehmen. Er zeigte auch hier seine unermüdliche Thätigkeit und leistete besonders in dem technischen Zweige zur Förderung des Unterrichtes der jungen Seeleute und Schiffbauer Vorzügliches, wie sein Handbuch der physischen Geographie (Abrégé élémentaire de géographie physique. Paris 1825. 2 Partt. 8. av. Atl.); sein Wörterbuch der Marine (Répertoire polyglotte de la marine, à l'usage des navigateurs et des armateurs, contenant par ordre alphabétique la nomenclature des termes de la marine, leur explication raisonnée et les méthodes à employer pour résoudre les questions d'astronomie, de statique et de physique, relatives à l'art de la marine; suivi de cinq Vocabulaires des termes techniques en anglais, espagnol, allemand, italien et portugais. Paris 1829. 8. 2 Voll.) und seine Anleitung zur Schlosserkunst (Manuel théoretique et pratique de serrurier, ou Traité complet et simplifié de cet art, d'après les renseignements fournis par plusieurs serruriers de la capitale. Paris 1827. 8. Ibid. 1830. 8. u. öfter) zur Genüge beweisen. Die letzte erlebte auch in der teutschen Bearbeitung von J. G. Petri „Der Schlossermeister oder theoretisch-praktisches Handbuch der Schlosserkunst" (Weimar 1830. 8.) viele Auflagen, von denen die neueste von A. W. Hertel. Weimar 1861. 8. besorgt wurde. Grandpré war auch Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften und arbeitete für die Denkschriften derselben mehre Beiträge; so für die Mémoires de la Société des Antiquaires de France (1820. Tom. II.) die Abhandlung: Carnac: Dissertation sur le camp de César et sur la bataille navale entre les Romains et les Vénètes; und für die Bulletins de la Société de Géographie die Aufsätze: Moyen de sonder l'Océan, pour reconnaître les vallées sousmarines qui déterminent la direction des courants (Bulletins, Serie 1. Tom. IV. p. 246 seq.) und Note sur l'île de Panchaïa d'Evhémère (Ibid. Serie 2. Tom. VIII. p. 125 seq.); auch las er im J. 1825 in der geographischen Gesellschaft eine Abhandlung über die Atlantis der Alten (Mémoire sur l'emplacement, que l'île Atlantide peut avoir occupé entre l'Ancien et le Nouveau Monde), worin er die Bermuden, die Azoren, die canarischen Inseln und die Inseln des grünen Vor-

gebirges als die Grenzen dieser verschwundenen Insel bestimmt und seine Beweise hauptsächlich auf die jetzigen Strömungen des atlantischen Oceans stützt. Nach einer 15jährigen Dienstzeit nahm Grandpré seinen Abschied, befand sich aber in so dürftigen Verhältnissen, daß er sich am 1. Oct. 1827 in das Invalidenhotel aufnehmen ließ, worin er am 7. Jan. 1846 starb. In seinem Nachlasse fand man noch das Manuscript einer Reise nach Rußland (Voyage en Russie), einer Schrift über die Sündfluth (Considérations sur le déluge) und eine nicht unwichtige Correspondenz *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDSON, auch Grandison oder Grauntson (Joannes), englischer Prälat und Schriftsteller des 14. Jahrh., soll aus dem Geschlechte der Herzoge von Burgund stammen und seiner Herkunft seine spätere Stellung zum Theil zu verdanken haben. Er widmete sich der Theologie und machte so glänzende Fortschritte in seinem Fache, daß er nach der Beendigung seiner Studien schnell von Stufe zu Stufe emporstieg und alsbald Caplan des Königs Eduard III. wurde. Als Redner war er sehr beliebt, obschon er mehr durch seinen feurigen Eifer, als durch Ueberzeugung hinriß, an Gelehrsamkeit kamen ihm wenige seiner Zeitgenossen gleich. Er machte auch zur Vermehrung seiner Kenntnisse eine Reise nach Italien, und als er auf derselben im J. 1327 erfuhr, daß während seiner Abwesenheit Johannes Godleius zum Bischof von Exeter erwählt worden sei, wußte er es durch seine Verbindungen und durch seine Freunde am römischen Hofe dahin zu bringen, daß von dem Papste die Wahl des Godleius als ungültig erklärt und er an dessen Stelle ernannt wurde. Er bekleidete diese Würde über 40 Jahre und wurde von Eduard III. und dem Papste zur Besorgung wichtiger Geschäfte gebraucht. Seine Sparsamkeit grenzte an Geiz und da er vom Papste erwirkt hatte, daß die Hinterlassenschaft aller Geistlichen der Diöcese Exeter seiner Verfügung überlassen werden mußte, so sammelte er ein großes Vermögen und setzte sich auf diese Weise in den Stand, bedeutende Legate zu machen. Er starb nicht, wie die meisten Literarhistoriker angeben, im J. 1369, sondern erst nach dem Jahre 1374. Er schrieb außer seinen Reden (Conciones) eine umfangreiche Legende, welche den Titel De vitis Sanctorum oder Martyrologium führt. Das Martyrologium wird oft als ein von der Legende verschiedenes Werk betrachtet, was aber nicht der Fall ist. Auch das Buch De vita et miraculis Sancti Thomae Becket Cantuariensis Archiepiscopi et martyris bildet keineswegs einen Bestandtheil desselben, sondern ist eine besondere, für die Kirchengeschichte Englands wichtige Schrift. Beide Werke werden in mehren Bibliotheken Englands handschriftlich aufbewahrt, sind aber bis jetzt nicht gedruckt; die Veröffentlichung des letzteren wäre sehr zu wünschen †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDVAL (Barthélemi de), ein als Hochverräther hingerichteter französischer Ritter, im J. 1649 zu Lienerés in der Picardie geboren, trat frühe in das französische Heer und ließ sich durch einige listige Leute der rührigen Partei, welche den vertriebenen König Jacob II. wieder auf den englischen Thron zu bringen trachtete und kein Mittel zur Erreichung dieses Zweckes scheute, zur Theilnahme an einer Verschwörung gegen das Leben des an Jacob's Stelle zum König erwählten Wilhelm III. von Oranien verleiten. Das Complot war, wie es scheint, ursprünglich im französischen Kriegsministerium und unter der Leitung des herrschsüchtigen Louvois geschmiedet, aber erst von dessen Sohne und Nachfolger Barbesieux der Verwirklichung näher gerückt und die Ausführung Grandval, einem durch seinen Fanatismus bekannten Officiere, unter großartigen Versprechungen übertragen. Dieser wählte sich als Helfer zwei Abenteurer, Antoine Dumont, einen Wallonen, und Fredrik Albert Leefdale, einen Holländer, welcher früher als Capitain in einem niederländischen Dragonerregimente gedient hatte. Beide waren indessen klüger als er und suchten aus der Verschwörung auf irgend eine Weise Vortheil zu ziehen, ohne sich selbst zu verderben. Der Plan war dahin verabredet, dem Könige Wilhelm während seiner Anwesenheit im Lager in den Niederlanden bei einer günstigen Gelegenheit, wenn er sich in die Umgegend begebe, in einem Gehölze aufzulauern und ihn zu ermorden. Dumont hatte die Aufgabe, auf ihn zu schießen oder ihm den ersten Stoß beizubringen, und war deshalb zu diesem Wagnisse gewählt worden, weil er sich selbst rühmte, er könne sich unsichtbar machen. Leefdale war beauftragt, die Nachricht von der gelungenen That sogleich dem königlichen Quartiermeister Chanlais im französischen Lager zu überbringen, damit man unverweilt die weiter nöthigen Schritte thun könne. Im April 1692 kurz nach Wilhelm's Ankunft in den Niederlanden erhielten die Mörder Befehl, sich auf ihren Posten zu begeben, nachdem Grandval kurz vorher schon eine bedeutende Geldsumme auf Abschlag ausbezahlt worden war. Er und Leefdale befanden sich zu Paris, Dumont aber war nach Westfalen verreist und wurde aufgefordert, sich nach Uden im Herzogthume Cleve zu begeben, welches Städtchen die Verschworenen zu ihrem Versammlungsorte bestimmt hatten, um sich von da in das Lager der Alliirten zu Hall unweit Brüssel zu begeben. Grandval stattete, ehe er Paris verließ, noch am 16. April 1692 einen Besuch in Saint-Germain ab und wurde Jacob und Maria von Modena vorgestellt. „Ich bin von euerem Vorhaben unterrichtet," bemerkte bei dieser Gelegenheit der verbannte König;" wenn ihr und eure Begleiter mir diesen Dienst erweist, so soll es euch nie an etwas fehlen" [1]). Grandval trat mit den besten Hoffnungen seine Reise an und hatte auch nicht

*) *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 447. Biographie générale. Tom. XXI. p. 658.

†) *J. Bale*, Scriptt. Britanniae Catalog. Lib. VI. c. 39. *J. Ger. Vossius*, De hist. lat. Lib. III. c. 2. *Cas. Oudin*, Comment. de script. eccles. Tom. III. p. 1022.

1) I have been informed, said James, of the business. If you and your companions do me this service, you shall never want. Man kann nicht wol, ohne dem gesunden Menschenverstande Hohn zu sprechen, diesen Worten einen unschuldigen Sinn beilegen.

die leiseste Ahnung davon, daß er bereits sowol von dem Mitschuldigen, der ihn begleitete, als auch von dem Mitschuldigen, mit dem er zusammentreffen sollte, verrathen war. Dumont hatte das Geheimniß dem Herzoge von Zell, einem der Alliirten, entdeckt und Leefdale hatte durch seine Verwandten in Holland das Nähere des Planes den Regierungsbehörden mitgetheilt. Grandval selbst war unklug genug gewesen, in Paris prahlend von einem Ereignisse zu sprechen, welches die Welt mit Erstaunen erfüllen müsse, und mit großer Zuversicht zu prophezeien, daß der Prinz von Oranien das Ende des nächsten Monats nicht erleben werde. Dem Könige Wilhelm war auf diese Weise auf verschiedenen Wegen die Warnung zugekommen, daß seinem Leben Gefahr drohe und er glaubte auf seiner Hut sein zu müssen. Grandval wurde deshalb von dem Augenblicke an, wo er die Niederlande betrat, scharf beobachtet und da seine Bewegungen und Reden Verdacht erregten, auf dem Wege von Mons nach Uden zu Eindhoven in Brabant festgenommen. Man brachte ihn von hier nach Herzogenbusch und lieferte ihn, nachdem er mit seinen Mitschuldigen und Angebern confrontirt worden war, in das Lager der Alliirten ab. Er wurde hier vor ein Kriegsgericht gestellt, dem er aber wenig Mühe verursachte, indem er gar keinen Versuch machte, sich zu vertheidigen, sondern mit Ausdrücken der Reue die Wahrheit aller Beschuldigungen zugab. Auch erklärte er in zwei während seiner Gefangenschaft an den König Wilhelm gerichteten Denkschriften, daß er Alles, was er gefehlt, nur aus Gehorsam gegen Barbesieux und Chanlais gethan habe und daß Dumont und Leefdale nicht weniger schuldig seien als er. Er wurde von dem Kriegsgerichte schuldig erkannt und seine Strafe wurde dahin bestimmt, daß er auf einer Schleife auf den Richtplatz geschleppt und an einem Galgen aufgeknüpft, darauf halblebendig abgeschnitten, ihm dann das Herz herausgerissen und mit den übrigen Eingeweiden verbrannt, der Kopf aber von dem Rumpfe getrennt und auf einen Pfahl gesteckt und der Leib geviertheilt und jedes Viertheil an einem andern Orte aufgehängt werden solle. Er erlitt am 13. Aug. diese grausame Strafe mit großer Standhaftigkeit und mit einem Anschein von Frömmigkeit. Vor seiner Hinrichtung schrieb er noch mit Erlaubniß des Gerichts einen kurzen Brief an eine gewisse Frau Juré in Paris folgenden Inhalts: „Madame, ich ersuche Sie, mit dem Herrn Tourville zu dem Herrn Erzbischofe von Rheims zu gehen und diesem zu erkennen zu geben, daß der Gehorsam gegen den Befehl des Herrn Barbesieux mich das Leben koste. Dieses ist die einzige Gunst, um die ich Sie ersuche. De Grandval." Wilhelm III. ließ die Proceßacten in vier Sprachen übersetzen und in der ganzen Welt verbreiten. Die Mitschuldigen Leefdale, welcher sich mit Grandval hatte verhaften lassen, und Dumont blieben unbestraft, weil sie die Verschwörung verrathen hatten. Sie waren, bemerkt der bekannte Historiker Thomas Babington Macaulay, keine Fanatiker, die Restauration Jacob's, die Größe Ludwig's und das Uebergewicht der römischen Kirche waren ihnen sehr gleichgültig. Jeder Verständige mußte einsehen, daß, mochte der Plan gelingen oder nicht, der Lohn der Mörder wahrscheinlich darin bestehen werde, daß sie von den Höfen von Versailles und Saint-Germain mit erheucheltem Abscheu desavouirt und mit glühenden Zangen gezwickt, mit geschmolzenem Blei begossen und mit vier Pferden zerrissen würden. Für gewöhnliche Menschen hatte die Aussicht auf ein solches Märtyrerthum nichts Anziehendes[2]). Französische Schriftsteller haben die Wahrheit der Aussagen Grandval's in Zweifel gezogen, jedoch ohne Grund, denn er machte sie freiwillig und ohne Tortur und ohne Aussicht auf Begnadigung, woran bei Wilhelm gar nicht zu denken war. Daß die Proceßacten, welche der König bekannt machen ließ, gefälscht worden seien, ist nicht anzunehmen, denn sie sind durch die Unterschriften einiger der ausgezeichnetsten Kriegsmänner jener Zeit verbürgt; auch enthalten sie keinen innern Widerspruch und gerade der bezweifelte Theil derselben, nämlich der Bericht von der Audienz, mit der Jacob ihn in Saint-Germain beehrt hatte, trägt unverkennbar den Stempel der Wahrheit. Ebenso wenig kann man nach reiflicher Ueberlegung zweifeln, daß Ludwig XIV. Kenntniß von der Verschwörung gehabt habe, denn wäre dieses nicht der Fall gewesen, so hätte er nach dem Mislingen des Anschlags Barbesieux nicht länger im Kriegsministerium dulden dürfen, sondern mit Schimpf und Schande aus seiner Gegenwart verbannen und in die Bastille schicken müssen. Man kann sich freilich von zwei Fürsten, welche eine große Religiosität zur Schau trugen, eine solche Handlungsweise nicht erklären; daß aber die Anhänger des neuen Königshauses von der Wirklichkeit derselben überzeugt waren, unterliegt keinem Zweifel; auch verhehlten sie keineswegs ihre Ueberzeugung, welcher die wenigen Freunde Jacob's in England zu widersprechen nicht für gut hielten; auch die französische Regierung bewahrte über die ganze Sache ein tiefes Schweigen. Daß aber auch Frau von Maintenon von der Verschwörung gewußt habe, läßt sich nicht behaupten, da nur Dumont sie in seiner Aussage unter den Mitwissenden nennt, Grandval sie aber in seinem Bekenntnisse nicht erwähnt. Grandval, sagt der schon erwähnte Macaulay, war ohne Widerrede ein tapferer Officier und voll Begeisterung für sein Vaterland und seine Religion. Er war zwar ein Fanatiker und nicht ganz bei Verstande, aber deshalb nicht minder gefährlich. Ein fanatischer und halbverrückter Mensch ist in der That gerade dasjenige Werkzeug, das schlaue Politiker in der Regel vorziehen, wenn

2) Dumont and Leefdale were not enthusiasts. They cared nothing for the restoration of James, the grandeur of Lewis, or the ascendency of the Church of Rome. It was plain to every man of common sense that, whether the design succeeded or failed, the reward of the assassins would probably be to be disowned, with affected abhorrence by the courts of Versailles and Saint Germains, and to be torn with redhot pincers, smeared with melted lead and dismembered by four horses. To vulgar natures the prospect of such a martyrdom was not alluring.

etwas besonders Gefährliches auszuführen ist [3]). Das Gelingen der That hätte übrigens schwerlich bei der in England fast allgemeinen Abneigung gegen Jacob II. den erwarteten Erfolg gehabt [4]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDVAL (Nicolas Racot) [1]), französischer Dichter und Componist, im J. 1676 zu Paris geboren, war der Sohn eines königlichen Rathes, wählte aber eine andere Laufbahn und zog vor, als Director einer umherziehenden Schauspielertruppe sein Glück zu versuchen. Er dichtete für dieselbe kleine Lustspiele und Possen und componirte die Arien dazu, welche überall Beifall fanden, ward jedoch bald dieses lüderlichen Wanderlebens müde und ließ sich zu Paris nieder, wo er lange Zeit Unterricht auf dem Clavier ertheilte, bis er endlich als Organist an der Abtei Saint-Germain-des-Prés angestellt wurde. Er starb zu Paris am 16. Nov. 1753. Seine Tragödien zum Lachen: Agathe ou la chaste Princesse, tragédie en trois actes et un prologue, en vers (Paris s. a. 8.), Persiflès, tragédie en cinq actes et en vers (La Haye 1748. 8.), welches Stück von Manchen, aber mit Unrecht, Monterif oder dem Herzoge von La Tremouille zugetheilt wurde, und Le Pot de chambre cassé, tragédie pour rire, ou comédie pour pleurer en un acte et en vers, par Enluminé de Metaphorenville, grand conficheutier de la fée Brillante (A Ridiculomanie chez Georges l'Admirateur, s. a. 8.), von Andern auch Gaubier zugeschrieben, ebenso das im J. 1696 zu Lyon zum ersten Mal aufgeführte Lustspiel: Le Quartier d'hyver, comédie en un acte et en prose (Rouen 1697. 12.) und die zwar aufgeführten, aber nicht gedruckten Stücke Le Valet astrologue (1697) und Le Camp de Porchefontaine (1722) waren bei den Zeitgenossen sehr beliebt, sind aber jetzt vergessen. Das Lustspiel Le Mariage par lettre de change, für dessen Verfasser man ihn ebenfalls hielt, ist von Poisson. Das einzige poetische Werk, welches jetzt noch zuweilen gelesen wird, ist sein komisches Heldengedicht: Cartouche, ou le vice puni, poëme héroique, comique et tragique en treize chants; suivi du Dictionnaire argot-français et français-argot; avec une Lettre critique et un examen dudit poëme par le même auteur (Paris 1723. 8. Ibid. 1726. 8. Ibid. 1760. 8.) zusammengesetzt aus unveränderten oder parodirten Versen der Henriade Voltaire's und der Tragödien Corneille's und Racine's. Es bietet für die Kenner dieser Dichter des Contrastes wegen eine angenehme Unterhaltung und man hat deshalb in der neueren Zeit für eine gute Ausgabe (Paris 1827. 8.) gesorgt; auch sein Almanach des Proverbes pour l'année 1743, par Cartouchi-Vandeek (Seconde édition, revue et corrigée. Anvers [Paris] 1745. 8.) verdient nicht der Vergessenheit anheimzufallen. Als Componist hat Grandval ein noch größeres, bis jetzt nicht nach Gebühr gewürdigtes Verdienst, seine Musik für die Arie ist echt volksthümlich und würde jetzt noch in neueren, dem Zeitgeschmacke entsprechenden Vaudevilles Beifall finden; geringeren Werth haben seine Cantaten (Cantates. Paris 1728. 4.), von welchen er nur den ersten Theil herausgab. Eine vortreffliche Arie aus seiner nicht gedruckten Posse Le Séjour à Paris findet man im Mercure galant (1722. Octobre p. 68). Sein theoretisches Werk über den guten Geschmack in der Musik (Essai sur le bon goût en musique (Paris 1732. 12.) wurde von französischen Kritikern hart beurtheilt, von teutschen Musikkennern jedoch nach seinem wahren Werthe gewürdigt und durch eine Uebersetzung (in Marpurg's „Kritischem Musikus an der Spree." Berlin 1750. 8. S. 109 fg.) und durch einen Auszug (in den Niedersächsischen musikalischen Nachrichten, 1733. S. 83 fg.) verbreitet. Nach Grandval's Tode erschien noch Théâtre de campagne, ou les Debauches de l'esprit (Londres et Paris 1755. 8. Ibid. 1758. 12.); eine Auswahl des Anstößigsten, was er und sein Sohn, von welchem in dem nächsten Artikel die Rede sein wird, geliefert haben. Es fehlte diesem jetzt kaum noch genannten Dichter weder an Geist, noch an komischem Talent, aber an der nöthigen Ausbildung und an hinreichender Kenntniß des Tons der guten Gesellschaft, weshalb aber gerade seine Possen weit origineller sind als die vieler anderen gepriesenen Dichter [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDVAL (Français-Charles Racot), einer der berühmtesten Schauspieler Frankreichs und ein mittelmäßiger Dichter, ein Sohn des Vorhergehenden, am 23. Oct. 1710 zu Paris geboren, folgte seiner Neigung zum Schauspielerstande, die er von seinem Vater geerbt hatte, und betrat in seinem 17. Jahre die Bühne. Nachdem er bereits zwei Jahre hindurch in Metz, Rouen, Lille und andern Provinzialstädten mit großem Beifall aufgetreten war, wurde er nach Paris gezogen und erschien, nachdem er vorher noch die nöthige Anweisung von dem berühmten Lecouvreur erhalten hatte, am 19. Nov. 1729 zum ersten Mal unter dem falschen Namen Duval auf dem Théâtre Français als Andronicus in der gleichnamigen Tragödie J. G. de Campistron's und als Melicertes in Lagrange-Chancel's Tragödie Ino und Melicertes. Da er aber in diesen Rollen allgemein gefiel, so spielte er fortan unter seinem wirkli-

3) Granval was undoubtedly brave and full of zeal for his country and his religion. He was indeed flighty and half witted, bot not on that account the less dangerous. Indeed a flighty and half witted man is the very instrument generally preferred by cunning politicians when very hazardous work is to be done. 4) Vergl. Mercure historique de l'an 1692. p. 228; Theatrum Europaeum. Bd. 14. S. 363 fg.; *Rapin Thoyras*, Histoire d'Angleterre, liv. 25 (Vol. XI. p. 165); *Th. Babington Macaulay*, History of England, Chap. 19. (Ed. Leipz. 1855. 12. Vol. VII. p. 97 seq.)

1) Manche schreiben fälschlich Ragot oder gar Ragot de Grandval.

2) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouvelle Dictionnaire historique. Tom. V. p. 538. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 303. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 448. Biographie générale. Tom. XXI. p. 661. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des musiciens. Tom. IV. p. 83.

chen Namen die zweiten Heldenrollen, bis er nach Dufresne's Tode die ersten tragischen und komischen Rollen übernehmen und sein seltenes Talent in seinem ganzen Umfange entfalten konnte. Noch nie hatte ein Schauspieler vor ihm mit solcher Feinheit, solchem Geiste und solchem Feuer den Ton und die verschiedenen Abstufungen des pariser Stutzers im guten Sinne des Wortes getroffen und er erwarb sich in kurzer Zeit die allgemeine Gunst in so hohem Grade, daß selbst Lekain, als er im J. 1750 auf der Bühne erschien, sie ihm wol streitig zu machen, aber nicht zu rauben vermochte. Grandval, welcher Anfangs zögerte, dem überlegenen Talente seines Nebenbuhlers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erkannte alsbald seinen Irrthum und überließ seinem Nebenbuhler die ersten tragischen Rollen, während er die ersten komischen Rollen behielt, in welchen für ihn keine Mitbewerbung um den Vorzug zu fürchten war. Er hatte eine schöne, auffallende Gestalt und seine Bewegungen waren leicht und anmuthig; er wurde jedoch allmälig zu dick und sowol seine Körperfülle, als auch Unannehmlichkeiten mit der Regierung und hohen Personen, bewogen ihn, im J. 1762 um seine Entlassung zu bitten, welche er mit einer seinem Gehalte von 1000 Livres, den er seit 1745 von dem Könige bezog, und seiner Gage von 1500 Livres von dem Théâtre Français entsprechenden Pension erhielt. Entweder genügte ihm dieser Ruhegehalt nicht, oder die Unthätigkeit war ihm unerträglich, denn er kehrte schon im J. 1764 auf die Bühne zurück und erlangte sogleich wieder in seinen gewohnten Rollen, besonders aber in den Rollen des Misanthrop und des verheiratheten Philosophen ungetheilten Beifall, aber bei seinen Kunstgenossen fand er nicht mehr die frühere Freundlichkeit und die Anfeindungen derselben brachten ihn auch allmälig um die Gunst des Publicums, indem er fast genöthigt wurde, Rollen zu übernehmen, in denen seine Körperfülle große Heiterkeit erregen mußte. Durch einen auf diese Weise absichtlich erregten Skandal ward er so sehr erbittert, daß er augenblicklich die Bühne verließ, um sie nie mehr zu betreten. Das Publicum erkannte bald seinen Misgriff und sah ein, daß es sich durch gemeine Ränke hatte verführen lassen, die vieljährigen Leistungen des ausgezeichneten Schauspielers, welcher seine Aufgabe von einem höheren künstlerischen Standpunkte erfaßte und die Bühne zu einer Schule des Lebens und des Anstandes zu machen suchte [1]), mit Undank zu belohnen. Er zog sich auf ein Landhaus bei Paris zurück und lebte im Umgange mit einer daselbst wohnenden langjährigen Freundin, der Schauspielerin Dusmenil, und mit seinen Freunden ruhig und wegen seines biedern gutmüthigen Charakters von Allen geachtet. Er hatte sich in früheren Jahren nicht ohne Glück als Dichter versucht; seine Possen: L'Eunuque, ou la Fidèle infidélité, parade en un acte, en vaudevilles mêlée de prose et de vers (Montmartre 1750. 8. Paris 1767. 8.); Les deux biscuits, tragédie en un acte, traduite de la langue que l'on parlait jadis au royaume d'Astracan et mise depuis en vers français (Astracan [Paris] 1752. 8. Ibid. 1759. 8.); La Nouvelle Messaline, tragédie en un acte et en vers (S. l. et a. 12. Ancône 1752. 4. Ibid. 1773. 8.; die beiden letzten Ausgaben mit dem Zusatze: publiée par Pyron dit Prépucius); Syrop-au-cul, au l'Heureuse délivrance, tragédie héroï-merdifique en trois actes et en vers par M***, comédien italien (Au Temple du Goût, s. a. 8.); Léandre Nanette, ou le double Quiproquo, parade en un acte, en vers et en vaudevilles (Clignancour s. a. 12. Ibid. 1756. 8.) und Le Tempérament, tragédie-parade, traduite de l'égyptien en vers français et réduite en un acte, par M. G*** (Au grand Caire 1756. 8.) sprudeln zwar von Witz über und wirken derb auf die Lachmuskeln, verletzen aber zu sehr das Schamgefühl und die Sittlichkeit, als daß man ihnen großes Lob spenden dürfte. Die Possen L'Eunuque und Syrop-au-cul wurden auch in das schon im vorhergehenden Artikel erwähnten Théâtre de campagne, worin die schmutzigsten Erzeugnisse der Phantasie des Vaters und des Sohnes vereinigt sind, aufgenommen. Der jüngere Grandval starb den 23. Sept. 1784 zu Montmartre [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANDVILLE (Jean Ignace Isidore Gérard), einer der berühmtesten französischen Zeichner und Formschneider der neuesten Zeit, am 3. Sept. 1803 zu Nancy geboren, erhielt von seinem Vater [1]), einem nicht näher bekannten Miniaturmaler, den ersten Unterricht in der Kunst. In seinem 20. Jahre wanderte er mit 300 Francs, seinem ganzen Vermögen, in der Tasche nach Paris, um, wie so viele Andere, sein Glück in der Hauptstadt zu machen, und man kann sich leicht vorstellen, zu welchen harten Prüfungen und Entbehrungen er sich bequemen mußte, ehe es ihm gelang, sich unter einer so großen Schar von Künstlern bemerkbar zu machen und seinem Talente Anerkennung zu verschaffen. Er fand zwar Unterkunft in dem Atelier des wenig bekannten Malers Lecomte; da ihm aber diese Beschäftigung Nichts eintrug, so verstand er sich, um sein Leben zu fristen, endlich dazu, Costume zu zeichnen, welche ein Speculant bei ihm bestellt hatte, auf die Bezahlung seiner Arbeit wartete er aber vergebens. Ein zweiter Versuch, Zeichnungen zu einer Reihe von Lithographien, welche unter dem Titel: Der Sonntag eines guten Bürgers oder die Widerwärtigkeiten des kleinen Eigenthums

---

1) Ein gleichzeitiges Epigramm sagt von ihm mit Recht:
Prince, amant, petit-maître, on a vu tour-a-tour
Grandval, des spectateurs mériter les suffrages;
Lui seul a su donner à ces trois personnages
Des leçons de grandeur, de sagesse et d'amour.

2) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Tom. V. p. 538. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 303. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 448. Biographie générale. Tom. XXI. p. 661.

1) Seine Großältern, welche an der Bühne des Königs Stanislaus I. von Polen angestellt waren, nahmen den Theaternamen Grandville an, welchen auch ihre Nachkommen beibehielten.

(Le dimanche d'un bon bourgois, ou les tribulations de la petite propriété) erschienen, brachte ihm zwar, da der Verlag des Händlers von den Gläubigern desselben mit Beschlag belegt wurde, ebenfalls nur geringen Gewinn, machte ihn aber in der Kunstwelt bekannt. Er ließ nun nach und nach die Belustigungen der Kindheit (Les Amusements de l'Enfance); die Vergnügungen der Jugend (Les Plaisirs de la Jeunesse); die Genüsse des Mannesalters (Les Jouissances de l'Age Mûr) und den Zeitvertreib des Greisenalters (Les Passe-temps de la Vieillesse) erscheinen, seine Berühmtheit gründet sich aber auf die im J. 1828 begonnenen Metamorphoses du jour, welche sich eines unerwarteten großartigen Erfolges erfreuten. Diese Zeichnungen, in welchen er die menschlichen Gestalten mit Thierköpfen darstellte, um in diese Köpfe alle Schattirungen des menschlichen Gesichtsausdrucks und Charakters zu legen, wurden, da sie allgemeinen Beifall fanden, vielfach nachgedruckt und nachgeahmt und stehen noch jetzt im Kunsthandel in nicht geringem Werthe. Besonders wurde eine dieser geistreichen Skizzen lange Zeit in Frankreich eifrig gesucht, da sie eine treffende und sehr deutliche Anspielung auf ein Coulissenabenteuer enthielt, welches damals einen gewissen Theil der pariser Gesellschaft in Bewegung setzte und den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildete. Der Herzog von Chartres, später Herzog von Orleans, hatte nämlich bei einer der Bühne angehörenden Dame, welche als ein Muster unzugänglicher Tugend galt, Erhörung gefunden, zu welchem Erfolge, wie man behauptet, der Vater der Dame selbst nicht wenig beitrug. Grandville stellte auf seiner Skizze den Vater als einen sehr garstigen Fisch, dessen Fleisch nur im Mai und Juni genießbar ist, die Tochter als eine Gans, und den Prinzen als einen Uhu (grand duc) dar und läßt den Vater, welcher vor dem Herzoge auf den Knieen liegt, sagen: Gnädiger Herr, nehmen Sie meine Tochter. Die Nachsicht der Censur gegen diese hochverrätherische Lithographie erklärt sich leicht aus der Gesinnung der damaligen Machthaber, welche nicht ungern sahen, wenn von Zeit zu Zeit der Familie der Orleans, deren Ergebenheit gegen das regierende Haus sehr verdächtig war, ein derber Hieb versetzt wurde. Die Revolution im Juli 1830 lieferte dem beißenden Witze des Künstlers neuen Stoff im Ueberflusse und nach und nach erschienen in den entsprechenden Gestalten von Füchsen, Katzen, Elephanten, Hirschen, Hühnern u. s. w. die bedeutendsten Personen, welche die Bestrebungen Louis Philippe's, die Herrschaft der materiellen und egoistischen Interessen in Frankreich zu begründen, unterstützten, mit ihrem in den Thierköpfen so ähnlichen Gesichtsausdrucke, daß sie Jedem leicht erkennbar waren. Er wurde nun einer der vorzüglichsten und beliebtesten Mitarbeiter des bekannten Witzblattes La Caricature, aus welchem die Nachwelt den Geist jener Zeit besser kennen lernen wird, als aus den umfangreichsten Geschichtsbüchern; auch die Mitlebenden erinnern sich noch mit großem Vergnügen an viele dieser treffenden Caricaturen und man braucht nur die Blätter, welche die Unterschriften Le Convoi de la Liberté; La Basse-Cour und Le Mât de Cocagne tragen, zu bezeichnen, um den Einfluß, welchen dieser Spott gewann, zu begreifen. Man suchte auch alsbald diesem Bestreben Einhalt zu thun und die Septembergesetze, welche die Censur für bildliche Darstellungen einführten, machten der politischen Satyre und der Thätigkeit des geistreichen Künstlers in diesem lohnenden Fache ein schnelles Ende. Er wandte sich nun wieder seiner früheren moralisch-philosophischen Richtung zu und lieferte eine Reihe von Skizzen, aus deren Ueberschriften (Les Cannes; Les Parapluies; Les Cols; Les Pipes; Les Chapeaux) man leicht auf die dargestellten Gegenstände schließen kann. Außer diesen besonders erschienenen Arbeiten, wozu auch die Animaux parlants gehören, besorgte er die Illustrationen zu vielen allgemein bekannten Werken (La vie de Napoléon par Abel Hugo; Les cent Proverbes; Un autre monde; Les pétites misères de la vie humaine; Les aventures de Robinson Crusoé; Les voyages de Gulliver; Les charactères de La Bruyère; Don Quichotte; Scènes de la vie privée des animaux; Le Voyage, ou il vous plaira; Jerôme Paturot à la recherche d'une position sociale; Les chansons de Bérenger), besonders verdienen aber seine Zeichnungen zu den Fabeln Lafontaine's und Florian's Erwähnung, denn er konnte hier wieder auf seine frühere Darstellungsweise zurückkommen; seine Thiere geberden sich wie Menschen und zeigen an sich alle Vorzüge und Schwächen derselben. Dem Raben (Monsieur du Corbeau) fehlt nie das Kreuz der Ehrenlegion am Halse und im Hintergrunde befindet sich gewöhnlich eine kleine menschliche Scene, wodurch der Künstler die Absicht des Fabulisten noch klarer macht oder auch noch eine eigene Deutung hinzufügt. Ueberhaupt versteht Grandville besser als irgend ein gleichzeitiger Künstler, den Sinn des Schriftstellers zu fassen und bildlich darzustellen und vergebens würde der gelehrteste Ausleger sich bemühen, seinen Zuhörern den Geist einer Schilderung so klar zu machen, wie ein einziger Blick auf die betreffende Illustration. Weniger glücklich war er in seinen Zeichnungen zu dem schon an und für sich unbedeutenden Werke: Les fleurs animées (Paris 1845. 8. 2 Voll.), dessen Gegenstand auch seiner Nichts weniger als romantischen Geistesrichtung in keiner Weise entsprach. Noch geringeren Werth hat das erst nach seinem Tode herausgegebene Werk: Les Étoiles, dernières féeries de J. J. Grandville (Paris 1856. 8.), welches fast nur gesuchten Witz verräth und der an den früheren Arbeiten des Künstlers gewohnten Anmuth entbehrt. Außer allen diesen größeren Leistungen blieb er auch fortwährend für die Zeitschriften La Caricature, Figaro, L'Illustration und Magasin pittoresque thätig; besonders hat die letztere ihm viele ihrer ausgezeichnetsten Skizzen zu verdanken [2]). Grand-

2) Dazu gehören vorzugsweise: Le bal d'insectes; Les barbes à la vapeur; Les différentes formes du visage; Physionomie du chat; Le carnaval du célibataire riche et le carnaval du pauvre; Gargantua au berceau; Musique animée; La métaphore de la chrysolide; L'avocat Patelin; Trois saisons; Le Mono-

ville war ein sehr guter Gatte und Vater, hatte aber das Unglück, seine erste Frau und zwei Kinder zu verlieren; als auch nach seiner zweiten Verheirathung sein drittes Kind an einem in der Kehle feststeckenden Fleischbrocken erstickte, wurde er so sehr vom Schmerze überwältigt, daß er den Verstand verlor und kurz darauf am 17. März 1847 zu Paris starb. Er selbst hatte sich die Grabschrift verfertigt: „Hier liegt J. J. Grandville. Er beseelte Alles und machte, nach Gott, Alles leben, sprechen oder gehen, er selbst verstand aber nicht den rechten Weg zu seinem Glück einzuschlagen." Nach einer kurzen Laufbahn, sagt ein französischer Kunstrichter, hat Grandville einen Namen hinterlassen, welcher unter denen der ausgezeichneten Künstler unserer Zeit glänzt. Er ist ein Denker, ein Philosoph; er besitzt weder das volksthümliche leidenschaftliche Feuer Daumier's, noch die beredte Gutmüthigkeit Charlier's, noch die zierliche, bisamduftende Feinheit Gavarin's, er zeichnete sich aber aus durch Tiefe der Beobachtung und Kritik, durch geistreiche Wendung des Gedankens und durch treffende Wahrheit der Schilderung. Er hat die Falten des menschlichen Herzens durchforscht, er hat das Leben studirt und gibt die verschiedenen Verhältnisse desselben geistreich wieder. Er setzt selten die Lachmuskeln in Bewegung, erregt aber desto mehr das Nachdenken; seine Zeichnungen gehören der höheren Komik an. Das Feuer, die Begeisterung und der kühne Wurf fehlen ihm; er ist zu gelehrt, um eigentlich Dichter zu sein; aus jedem seiner Striche spricht die Ueberlegung, ohne die Anmuth und die Fröhlichkeit auszuschließen. Man fühlt, wenn man seine Skizzen betrachtet, den muthigen Kampf des Geistes gegen das handwerksmäßige Verfahren; man muß die Richtigkeit der Zeichnung, die Genauigkeit der Anatomie und das gewissenhafte Studium der Verkürzungen anerkennen; das Ganze ist aber zuweilen ein wenig hart und kalt und der Gedanke manchmal schwer zu entwickeln; überraschend ist aber stets die Feinheit der Andeutungen und der Reichthum an geistreichen Einzelnheiten. Die Familie Grandville's erhielt für 8—900 seiner Originalzeichnungen 12,000 Francs. Er hat auch Vieles gemeinschaftlich mit J. Barra gearbeitet und mehre der schönsten Blätter in den Vies des peintres par Ch. le Blanc (Paris 1848 seq.) sind von ihrer Hand[3]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANELLI (Carlo), österreichischer Historiker und Numismatiker, am 21. Febr. 1671 zu Mailand geboren, trat in seinem 16. Jahre zu Wien in den Jesuitenorden und wurde nach der Beendigung seiner Studien und nach der Ablegung seiner Gelübde von seinen Obern zum Unterrichtsfache bestimmt. Er lehrte in mehren Collegien abwechselnd die Theologie, die Philosophie, die Geschichte und die Mathematik und wurde, nachdem er die theologische und philosophische Doctorwürde erlangt hatte, als Professor der Geschichte nach Wien berufen. In dieser Stellung schrieb er zur Vertheidigung bei einer Doctorpromotion einen Abriß der Topographie Oesterreichs (Germania Austriaca seu Topographia omnium Germaniae Provinciarum, Augustissimae Domui Austriacae hereditario jure subjectarum. Viennae 1701. fol. mit Landkarten), welche später zu einem guten Handbuche (Viennae 1752. 4. Ibid. 1759. 4. ohne Landkarten) erweitert wurde und jetzt noch zur Kenntniß der damaligen Zustände der Provinzen Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und Schwaben sehr brauchbar ist. Die daraus entnommene und von dem Jesuiten Ant. Erber verbesserte Topographie Steiermarks wurde auch besonders (Graecii 1727. 12.) gedruckt, ebenso die Topographie Kärnthens und Krains (Topographia Carinthiae et Carniolae. Viennae 1728. 12.). Zum Zweck einer andern Promotion besorgte Granelli eine neue Ausgabe der von dem Jesuiten Ph. Couplet verfaßten Chronologie der chinesischen Geschichte (Tabula Chronologica Monarchiae Sinicae. Viennae 1703. 12.), welche jetzt veraltet und durch weit bessere Arbeiten ersetzt ist. Seine Schilderung des glücklichen Zustandes Spaniens unter den Regenten aus dem Hause Oesterreich (Hispania ter quaterque beata in septem Austriacis Regibus. Viennae 1704. 8.) ist zu panegyrisch, als daß sie Anspruch auf geschichtlichen Werth machen könnte. Weit größere Verdienste erwarb sich Granelli im Fache der Numismatik und das von ihm angelegte Münzcabinet galt, was die Seltenheit und die Auswahl der einzelnen Stücke betrifft, als eine der vorzüglichsten Privatsammlungen in Teutschland. Sie gab dem bekannten Numismatiker Erasm. Frölich, Granelli's Schüler, Veranlassung zu mehren vortrefflichen Abhandlungen. Da Granelli über 30 Jahre zugleich Beichtvater der Kaiserin Wilhelmine Amalie, Joseph's I. Gemahlin, war, so benutzte er den Einfluß, welchen er dadurch gewann, um die Erlaubniß und die Kosten zu Ausgrabungen in allen Theilen der Monarchie zu erhalten, wodurch es ihm gelang, in den Besitz der seltensten und vieler vorher völlig unbekannten Münzen zu kommen. Die kostbare Sammlung wurde nach seinem Tode nebst dem von ihm verfaßten genauen Cataloge in dem Jesuitenkloster zu Wien aufbewahrt und nach der Aufhebung des Ordens mit dem kaiserlichen Münzcabinet vereinigt, wodurch sie für die Wissenschaft erhalten wurde, und stets dem Forscher als Anhaltspunkt dienen kann, da Granelli's Ergänzungen zu den Werken des berühmten Numismatikers Vaillant (Appendicula ad numos coloniarum per A. Vaillantium editos und Appendicula ad numos Augustorum et Caesarum ab urbibus graece loquen-

logue de Baptiste; Fadeurs; L'homme descend vers la brute, l'animal monte vers l'homme; Têtes d'hommes et d'animaux comparées; Le pauvre villageois; L'automne; Découpures ou ombres éclairées. Auch nach dem Tode des Künstlers hat das Magasin noch zwei seiner Skizzen, die er Träume (rêves) nannte, nämlich Visions et transformations nocturnes und Promenade dans le ciel, bekannt gemacht.

3) G. K. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 333. Dictionnaire de la conversation et de la Lecture. Tom. LXII. p. 329. La Littérature française contemporaine par *F. Bourquelot* et *A. Maury*. Tom. IV. p. 150. Biographie générale. Tom. XXI. p. 663. G. K. Nagler, Die Monogrammisten. Bd. 2. S. 954.

tibus cusos, quos A. Vaillantius collegerat, concinnata e cimelio Vindebonensi cujusdam e Societate Jesu. Viennae 1734. 8. Ibid. 1745. 4.), welche von Andern seinem Ordensgenossen Frölich zugeschrieben werden, sich darauf stützen. Granelli starb am 3. März 1739 zu Wien *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANELLI (Giovanni), italienischer Theolog und Dichter, im J. 1703 zu Genua geboren, erhielt seinen ersten Unterricht zu Venedig, wohin seine Aeltern übergesiedelt waren, und trat daselbst in seinem 15. Jahre (1717) in den Jesuitenorden. Er erwarb sich in den Schulwissenschaften so ausgezeichnete Kenntnisse, daß er den Auftrag erhielt, zu Padua die Poesie und Rhetorik zu lehren und erlangte daselbst durch seine Beredsamkeit einen solchen Ruf, daß nicht nur die Professoren der andern Facultäten, sondern auch die angesehensten Bürger keinen seiner Vorträge, die er bei feierlichen Gelegenheiten zu halten pflegte, versäumten. In dieser Weise wirkte er einige Zeit zu Bologna mit glänzendem Erfolg, bis er von seinen Oberen nach Bologna geschickt wurde, um sich in dem theologischen Fache zu vervollkommnen; da aber sein lebhafter Geist in den ernsten gelehrten Arbeiten keine volle Befriedigung fand, so suchte er sich in seinen Nebenstunden durch poetische Versuche zu erholen und zu erheitern und dichtete Tragödien, welche bei den öffentlichen Prüfungen im Jesuitencollegium aufgeführt wurden und ungewöhnlichen Anklang fanden. Nach der Beendigung seiner theologischen Studien im J. 1736 wurde er zum Predigtamte bestimmt und damit auf eine seinen Talenten und seinen Neigungen am meisten entsprechende Thätigkeit hingewiesen. Er predigte in den bedeutendsten Städten Italiens mit so außerordentlichem Beifall, daß die Kaiserin Maria Theresia, welche eine alte Sitte, nach welcher in der Hofkirche auch in italienischer Sprache gepredigt wurde und welche seit einiger Zeit vernachlässigt worden war, wieder in Aufnahme bringen wollte, ihn nach Wien berief. Er genügte auch hinlänglich den von ihm gehegten Erwartungen, besonders bewundert wurde seine überraschende Kunst, auf den Gegenstand seiner Rede, von welchem er durch den Eintritt einer hochstehenden zu begrüßenden Person abgelenkt worden war, wieder zurückzukommen, was stets auf eine so natürliche und feine Art geschah, daß er sich auf den vorliegenden Fall vorbereitet zu haben schien. Später vertauschte er die Kanzel wieder mit dem Katheder und lehrte zu Modena, wo er Rector des Collegiums war, die Theologie. Der Herzog Franz III. ernannte ihn auch zu seinem Bibliothekar und theologischen Rathgeber und fand großes Vergnügen an seiner Unterhaltung. Granelli lebte deshalb in sehr angenehmen Verhältnissen, welchen ihn ein zu früher Tod nach einer kurzen Krankheit am 3. März 1770 entriß. Er dankte vor seinem Hinscheiden inbrünstig Gott, daß es ihm vergönnt war, noch in dem Kleide des seiner Aufhebung nahen Jesuitenordens zu sterben. Die Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der Theologie legte er in einem umfangreichen kritisch-geschichtlich-moralischen Commentare über das alte Testament (Storia Santa dell'Antico Testamento spiegata in lezioni morali istoriche, critiche e cronologiche. Parma 1766. 4. Modena 1768—1769. 4. 15 Voll. Venezia 1768—1773. 4. 6 Voll.) nieder. Er hatte denselben, als ihn der Tod überraschte, bereits bis zum letzten Buche der Könige geführt, eine spätere Ausgabe (Venezia 1780. 4. 7 Voll.) enthält die Fortsetzung des Commentars über Jonas und Tobias von Gius. Maria Bettinelli und die neueste (Brescia 1832—1834. 8. 10 Voll.) die Ergänzung desselben über Tobias von Giuseppe Luigi Pellegrini; über Judith von Lorenzo Barotti; über Esther von Quirico Rossi und über die Maccabäer von Lorenzo Barotti; Fortsetzung und Ergänzung kommen aber dem Hauptwerke nicht gleich. Eine kleinere Ausgabe (L'Istoria Santa dell'Antico Testamento spiegata in *lezioni*, con le Orazioni, Panegirici e Ragionamenti sacri e profani. Venezia 1792. 12. 12 Voll.) gibt zwar den Commentar nicht vollständig, aber doch das Vorzüglichste und eine gute Auswahl der Reden und Predigten Granelli's. Unter seinen Gelegenheitsreden werden die Leichenreden auf den Herzog Rinaldo I. von Modena (Orazione in morte di Rinaldo primo Duca di Modena, Reggio, Mirandola etc. Modena 1738. 4. Auch in der Beschreibung der Esequie des Herzogs. Modena 1738. 4.); die Erbauungsrede in dem Sitzungssaale des Senats von Lucca (Orazione sacra detta nella Sala del Senato della Serenissima Repubblica di Lucca, nel Sabbato precedente alla terza Domenica di Quaresima l'anno 1743. Lucca 1743. 4.); die Rede bei der Krönung des Dogen von Genua, Lorenzo di Mari (Orazione nella solenne coronazione del Sereniss. Lorenzo di Mari Doge della Serenissima Repubblica di Genova. Genova 1744. 4.); die Lobrede auf den Grafen Fr. Xav. Marulli (Orazione in lode del morto Conte Francesco Saverio Marulli, in der Beschreibung der Leichenfeierlichkeiten für denselben. Venezia 1752. 4.) und die Rede bei der Einkleidung einer Nonne (Orazione recitata nel giorno solenne, che vesti l'abito religioso nel Monastero della Croce di Lucca la Signora D. Maria Cornelia figlia de Sig. D. Francesco Caraccioli Principe di *Melissano*. Napoli 1754. 4.) als die vorzüglichsten betrachtet. Die beiden ersten befinden sich auch in der Auswahl von Granelli's Reden und Vorträgen (Orazioni e Ragionamenti scelti. Modena 1772. 4.). Noch größeren Beifall und weitere Verbreitung fanden seine Fastenpredigten und Lobreden (Prediche Quaresimali e Panegirici. Modena 1771. 4. 2 Voll. Venezia 1772. 4. Ibid. 1775. 4. Ibid. 1797. 4. Livorno 1837. 8.), welche zum Theil als Meisterstücke der Beredsamkeit betrachtet werden müssen. Seine Tragödien Sedecias (Sedecia ultimo rè di Giuda. Bologna 1731. 12.); Manasse (Manasse rè di Giuda. Bologna 1732. 8.);

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 304. Biographie générale. Tom. XXI. p. 665. *Aug.* et *Alois de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. V. p. 253. Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 309.

Dio von Syrakus (Dione Siracusano. Bologna 1734. 8.), welche er als Mitglied der Accademia dei Arcadi unter dem Schäfernamen Anfriso Androstiaco herausgab, und Seila (Seila, figlia di Jefte. Bologna 1761. 8.); das Singspiel Adam (Adamo, Componimento sacro per Musica) und „die Erziehung," ein Schäferspiel (L'Educazione Azione Pastorale per la piccola famiglia della Duchessa di Cassano) nebst seinen kleineren Gedichten (Poesie varie) sind unter dem Titel Poesie Scelte (Modena 1772. 8.) zusammengedruckt; auch von den Tragödien allein erschien eine Ausgabe (Carpi 1760. 8.). Die Tragödie Sedecias ist auch in das Lateinische übersetzt (Sedecias Tragoedia, authore Thyrro Creopolita. Romae 1738. 12.) und die beiden Tragödien Adonias und Mathathias (Adonias Tragoedia authore Thyrro Creopolita. Romae 1737. 12. Mathathias Tragoedia authore Thyrro Creopolita. Romae 1740. 12.) scheinen nur in lateinischer Sprache bekannt zu sein. Obschon Granelli aus seinen Stücken nach der Sitte seines Ordens die Frauenrollen gänzlich ausschloß und sich dadurch eines der wirksamsten Mittel, dramatische Wirkung zu erzielen, beraubte, so wußte er doch diesen Mangel durch andere Vorzüge möglichst zu ersetzen; die Scenen sind gut eingeleitet, die Charaktere vortrefflich gehalten und die Vorschriften der Bühne klug beobachtet; dabei entfaltet der Dichter eine so tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und läßt seine Personen in einer so zierlichen, von Schwulst und Gemeinheit gleich weit entfernten Sprache sprechen, daß italienische Kunstrichter [1]) kein Bedenken getragen haben, seine Tragödien den besten Erzeugnissen, welche die dramatische Poesie der Italiener aufzuweisen vermag, an die Seite zu stellen, eine Behauptung, die jedoch vor der schärferen Kritik des Auslandes nicht leicht bestehen dürfte [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANELLO (Giovanni), italienischer Rechtsgelehrter des 15. Jahrh., über dessen Lebensverhältnisse man aber nichts Näheres weiß, als daß er in Cremona geboren war und aus einem alten Adelsgeschlechte dieser Stadt stammte. Er hielt daselbst Vorträge über die Gesetzbücher, war aber zugleich auch praktischer Jurist und Schriftsteller. Ob aber seine Schriften (Consultationes und Comment. super pandectas) gedruckt sind oder noch als Manuscripte in Bibliotheken vergraben liegen, wird nirgends gesagt. — Ein anderer Italiener dieses Namens, Ambrogio Granello, auch Spighetto genannt, ist ebenfalls nicht näher bekannt, man weiß nur, daß er aus Genua stammte und gleichzeitig in Versen den Krieg beschrieb, welchen die Venetianer mit den Brüdern Alberto II. und Mastino II. della Scala, den Beherrschern von Verona, um die Mitte des 14. Jahrh. um den Besitz der Stadt Trevigo führten. Das Gedicht, dessen poetischer Werth nicht hoch angeschlagen werden darf, welches aber genauere Angaben über diesen Krieg liefert und die Specialgeschichte Venedigs erläutert, hat noch keinen Herausgeber gefunden. Die Handschrift, welche sich früher im Besitze des Dichters Petrarca befand, wird jetzt in der Marcusbibliothek zu Venedig aufbewahrt *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANELLO (Nicolosio), italienischer Maler aus der genueser Schule, genannt Figonetto, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. in der Umgegend von Genua geboren, lernte seine Kunst bei Ottavio Semini, welchem er auch stets in aufrichtiger Liebe zugethan blieb und bei allen Arbeiten getreulich half. Er malte besonders gut in Fresco und hätte sicher in dieser Gattung der Malerei sich großen Ruhm erworben, wenn er nicht durch einen allzu frühen Tod der Kunst entrissen worden wäre. Er starb um das Jahr 1565 und scheint sich durch abergläubische Angst das Leben verkürzt zu haben. Als er nämlich eines Abends einen Todtenkopf nebst andern Gebeinen abzeichnete, schlichen einige seiner Freunde unbemerkt in sein Zimmer, löschten das Licht aus und prügelten ihn aus Muthwillen derb durch. Da sie sich lautlos wieder entfernten, so glaubte Granello, der Geist des Verstorbenen habe sich an ihm wegen der Entweihung seiner Gebeine gerächt und dieser Gedanke verfolgte ihn so unablässig, daß er seine Gesundheit alsbald untergrub. Seine junge Witwe heirathete den berühmten Frescomaler Giovanni Battista Castello, welcher zur Unterscheidung von dem Maler Bernardo Castello den Beinamen der Bergamenser (il Bergamasco) führt, und brachte ihm ihren Sohn Nicola Granello aus erster Ehe zu, welcher später den Namen Granello Castello annahm. Sie folgte ihrem Gemahl, welcher nach einem kurzen Besuche in der Heimath wieder nach Spanien zurückkehrte, wohin er schon im J. 1567 von Philipp II. berufen worden war, um mit andern Künstlern zur Verschönerung des königlichen Palastes zu Madrid beizutragen, und Nicola konnte bald seinen Stiefvater, an dem er einen vortrefflichen Lehrmeister gefunden hatte, bei seinen Arbeiten unterstützen. Er vollendete nach dessen Tode die von ihm begonnenen Werke und wurde im J. 1571 zum Hofmaler Philipp's II. ernannt. Als solcher malte er in dem Escurial viele Bilder und vorzugsweise Darstellungen merkwürdiger Schlachten. Gerühmt werden besonders das Treffen, welches der Herzog Philibert dem Connetable von Frankreich lieferte und die Schlacht des Königs Juan II. gegen die Araber, gewöhnlich die Schlacht von Higueruela genannt. Auf diesem Gemälde entsprechen die Costume der Araber, ihre Schilde, Lanzen und Helme genau der Wirklichkeit. An diesen Fresken half ihm sein Stiefbruder Fabricio Castello, mit welchem er nach der Vollendung dieser Arbeiten nach

1) Besonders P. Nap. Signorelli in seiner Storia critica de' Teatri antiche e moderni. (Nap. 1813. 8.) Tom. V. p. 152.
2) *Giuseppe Maria Bettinelli*, Elogio del P. Giovanni Granelli della Compagnia di Giesu. Modena 1770. 4. (Auch in Bettinelli's Opere edite e inedite. Venezia 1799. 12. Vol. 20. p. 247 seq.) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 303. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. II. p. 261. Biographie générale. Tom. XXI. p. 666.

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 585. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrten-Lexikon. Bd. 4. S. 739.

Alba de Tormes übersiedelte, wo sie im Rüstsaale des Palastes drei Schlachten malten, aus welchen der Herzog von Alba, Don Fernando Alvarez de Toledo, als Sieger hervorging. Nicolasio starb im J. 1593. Die Nachrichten über die beiden Maler Granello sind übrigens sehr verwirrt und unzuverlässig *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANES (Niclas), ein teutscher Architekt und Maler des 15. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er dem geistlichen Stande angehörte und Propst am Dome zu Breslau war. Unter der Leitung dieses geschickten Architekten wurden viele Gebäude in Schlesien aufgeführt; als Glasmaler erwarb er sich ebenfalls einen wohlbegründeten Ruf und im J. 1437 malte er das Fenster über dem Hochaltar im Dome zu Breslau. Er hatte von den Hussiten viele Verfolgungen auszustehen †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANET (Troubadour), über dessen Verhältnisse aber keine bestimmten Nachrichten vorhanden sind, man kann jedoch als gewiß annehmen, daß er um die Mitte des 13. Jahrh. lebte und zwar zu Aix oder zu Marseille. Diese Annahmen gehen aus seinen Gedichten hervor, in welchen er von den Troubadours Sordel und Bertran von Alançon und dem Grafen Karl von Anjou, welche in diese Zeit fallen, als ihm näher bekannten Mitlebenden spricht; daß er sich in einer der erwähnten Städte aufhielt, läßt sich ebenfalls aus seiner Aeußerung schließen, daß er nahe bei seinem Gebieter, Karl von Anjou, wohne. Wir besitzen von ihm noch vier Gedichte, nämlich ein erotisches Lied (welches mit dem Verse: Fin pretz e vera beutatz beginnt); ein Spottgedicht auf Sordel und Bertran (mit der Ueberschrift Les Couplets de Granet); einen Wettgesang mit Bertran und ein Sirventes an Karl von Anjou. Sordel und Bertran hatten in einem Wettgesange die Streitfrage behandelt, ob der Sieg auf dem Schlachtfelde oder der Triumph in der Liebe vorzuziehen sei, Bertran sprach sich für den Waffenruhm, Sordel für die Eroberungen in der Liebe aus; Granet spottet in seinen Couplets über beide. „Sie sind beide Narren," sagt er, „denn Sordel vermochte nie etwas in der Liebe, man kennt seine Gewohnheit, zu lieben, ohne zu genießen. Sollte er seine Ansprüche weiter treiben, so wolle Gott seine Dame vor dem Entschlusse bewahren, ihn zu erhören, denn sie würde nur Schmach davon haben [1]). Und was meinen Gevatter Bertran betrifft, so kann gewiß kein Mensch weniger Geschick zum Kriege haben, als er, er mit seinem ungeschlachten, verweichlichten, schlaffen und trägen Körper, er, der im Kampfe nie eine Masche seines Panzers verlor." Merkwürdig ist, daß Karl von Anjou, wie aus dem Gedichte hervorgeht, selbst Granet bewog, seine Genossen mit Spott zu überschütten und es will fast scheinen, als ob der Graf in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in der Provence, um den Vorwurf, daß er die geistigen Vergnügen verachte, von sich abzuwälzen, die Troubadours zu Angriffen auf einander angereizt habe, weil er dadurch ihre Aufmerksamkeit und ihren Tadel von sich abzulenken gedachte. Er entging aber doch ihrer Satyre nicht und Granet selbst richtete ein für die Kenntniß der damaligen Zustände der Provence höchst merkwürdiges Sirventes an ihn. Nachdem er die Bemerkung vorausgeschickt hat, daß er den Beruf habe, die Edlen zu loben und die Schlechten redlich zu tadeln, und daß es die Pflicht des Grafen sei, ihn in diesem Rechte zu schützen, fährt er fort: „Ich singe zuerst von euch, da ihr vom höchsten Stamme seid, den es gegeben, und in allen Dingen vollkommen sein würdet, wenn ihr nur freigebig wäret. Allein dazu habt ihr wenig Lust, und doch besitzt ihr Land und Macht genug und seid voll von fröhlichem Scherz und Kurzweil, zutraulich von freundlichen Worten und einnehmend" [2]). Darauf mahnt er ihn, das Besitzthum (die Grafschaften Gap und Embrun), welches ihm der Dauphin (Gnigo VII. von Viennois) entrissen habe, wieder zu erobern und die Rüstungen, die er zu diesem Zwecke mache, mit Eifer zu betreiben. „Und wollt ihr," fingt er weiter, „daß auch die Provenzalen redlich dienen, Herr Graf, so schützt sie vor der Gewalt eurer Voigte, die unrechtlich schwere Herrschaft üben; aber Alles ist ihnen recht, sofern sie nur Geld erpressen [3]). ... Jetzt werden sich treffliche Ritter zeigen und Söldner voll Muth und Kühnheit, Helme und Schwerter, Zelte und Hütten, Schilde, Harnische und gute schnelle Rosse; es wird ein Brechen und Fallen starker Burgen geben; ein Jubeln und Winseln mit Schrecken gemischt, ein Fallen, Verwunden und Aufstehen im Kampfe. Das ist mein Wunsch und mein Behagen, wenn ich nicht dabei zu sein brauche" [4]). Karl von Anjou stand im Begriff, gegen den Dauphin

*) J. P. Füßly, Allgemeines Künstler-Lexikon (Zürich 1763. 4.) S. 236. J. D. Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste. Bd. 4. S. 100. L. Lanzi, Geschichte der Malerei in Italien, übersetzt von J. G. v. Quandt. Bd. 3. S. 262. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 2. S. 425. Bd. 5. S. 333.

†) Seb. Brunner, Die Kunstgenossen der Klosterzelle. (Wien 1863. 8.) Th. 2. S. 576.

1) Ni ja non voill qu'il n'aya d'agradatge
Q'el colg ab se, car vergogna 'l prendria.

2) Ar chantarai de vos primeiramen
Cum del plus aut linhatge que anc fos.
Etz, e foratz en totz faitz cabalos,
Si fossetz larcx, don avetz pauc talan;
Que be n'avetz la terra e 'l poder,
Et en vos es guays solatz et deportz,
E troba us hom adreyt e gen parlan
En avinen, ab qu'om res no us deman.

3) E si voletz que us siervon leyalmen
Los Proensals, senher coms, gardatz los
De la forza de totz vostres bailos
Que fan a tort molt greu comandamen,
Mas tot es dreg sol qu'ilh n'ayon l'argen.

4) Ar auran luec pro cavalier valen
E soudadier arditz e coratjos,
Elmes e brans, tendas et papallos,
Escutz, ausberx, e bon cavalh corren,
E fortz castelhs desrocar e cazer,
E gaug e plor mezclat ab desconortz,
En batailla cazen, feren, levan;
E vuelh o ben, em ploy, sol qu'ieu no y an.

ins Feld zu rücken, als im J. 1257 ein Vergleich zu Stande kam. Das Gedicht muß also, während der Graf sich rüstete, entstanden sein; es ist nicht ohne Poesie und nicht ohne kecke Wendungen, wenn auch einige Verse weniger nachlässig hingeworfen sein dürften. In dem Wettgesange mit Bertran fordert Granet diesen auf, sich von seiner Dame, die ihm doch nie eine Gunst gewähre, zu trennen, und räth ihm, der Liebe ganz zu entsagen. „Ihr seid schon alt," sagt er ihm, „denkt an euer Seelenheil, zieht nach dem heiligen Lande, wo der Antichrist, wie man sagt, im Begriff steht, Alles wieder zu nehmen, was ihm von den Christen entriffen worden ist." Bertran erwidert ihm, daß er sich wenig um den Antichrist kümmere und sogar bereit sei, an diesen zu glauben, wenn er ihm verspreche, das Herz seiner Dame zu erweichen. Granet meint, es sei gottlos, auf diesem Wege seinen Zweck erreichen zu wollen, und sein kurzes Glück wäre mit der ewigen Verdammniß viel zu theuer erkauft. „Alles," erwidert der verliebte Troubadour, „ist erlaubt, um mein Leben zu retten, denn ich sterbe aus Sehnsucht nach der liebenswürdigsten der Frauen, und sündige ich dadurch, daß ich mich, weil ich den Verstand verloren habe, in die Arme des Antichrists werfe, so wird Gott es mir verzeihen." Dieser Vorsatz war jedoch nicht ernstlich gemeint, denn Bertran ließ sich von Karl von Anjou bereden, ihn auf dem Kreuzzuge des Jahres 1248 zu begleiten, von welchem er nicht mehr zurückkam. Granet soll um das Jahr 1266 gestorben sein [5]). *(Ph. H. Külb.)*

GRANET (François), französischer Literat, im J. 1692 zu Brignoles in der Provence geboren, war der Sohn eines nicht sehr wohlhabenden Geschäftsmannes und widmete sich der Theologie. Nachdem er seine Studien beendigt und das Diakonat erlangt hatte, ging er wie viele andere Theologen jener Zeit nach Paris, um hier als Abbé durch Schriftstellerei seinen Unterhalt zu verdienen. Er trat zuerst als Mitarbeiter an den Nouvelles littéraires (Paris 1723—24. 8.), welche sich keines besonderen Erfolges erfreuten, und der hauptsächlich von Denis François Camusat geleiteten Bibliothèque française ou histoire littéraire de la France (Amsterd. 1723 seq. 12.) auf, lieferte zugleich Aufsätze für die beiden von P. Fr. Guyot Desfontaines herausgegebenen Zeitschriften Le Nouvelliste du Parnasse (Paris 1732. 12. 3 Voll.) und Observations sur les écrits modernes (Paris 1735—43. 12. 34 Voll.) und nahm sogar Theil an der Redaction der letzteren. Diese Arbeiten trugen ihm jedoch weder erkleckliches Honorar ein, noch verschafften sie ihm den beabsichtigten literarischen Ruf und er fühlte bald bittere Reue, daß er so lange Zeit und Arbeit vergeudet hatte. Er fing nun an, mehr selbständig aufzutreten und setzte die von La Blontiere und Bointel, zwei unbedeutenden Schriftstellern, begonnenen Réflexions sur les ouvrages de littérature (Paris 1736—1740. 12. 12 Voll.) vom zweiten Bande an mit besserem Glück fort; auch läßt es sich nicht leugnen, daß er dieses kritische Werk mit großer Umsicht schrieb und man kann sich aus diesem am besten ein zuverlässiges Urtheil über seine Gelehrsamkeit, seinen Geschmack und seinen Styl bilden. Als einen scharfen Kritiker bewies er sich auch in dem Spectateur inconnu (Paris 1724. 12.), worin man anziehende Bemerkungen über Voltaire's Henriade findet, und in den Vérités littéraires sur la tragédie d'Hérode et de Marianne de M. de Voltaire (Paris 1725. 8.). Ein verdienstliches und für die Geschichte der französischen dramatischen Literatur brauchbares Werk ist seine Sammlung guter Abhandlungen über die Tragödien Corneille's und Racine's (Recueil de Dissertations sur plusieurs tragédies de Corneille et de Racine, avec des réflexions pour et contre la critique des ouvrages d'esprit et des jugemens sur ces dissertations. Paris 1740. 12. 2 Voll). Er hatte darin Edme Boursault's wichtige Beurtheilung des „Britannicus" von Racine vergessen, suchte aber dieses scharf getadelte, aber ohne Absicht begangene Versehen dadurch wieder gut zu machen, daß er sie in den eilften Band seiner Réflexions sur les ouvrages de littérature aufnahm. Mit dem Abbé P. Fr. Guyot Desfontaines gab er heraus die Entrétiens sur les „Voyages de Cyrus" (Nancy 1728. 12.) und mit Pierre Nicolas Desmolets den Recueil de pièces d'histoire et de littérature (Paris 1731. 12. 4 Voll.) und die Continuation des Mémoires de littérature et d'histoire de Salengre (Paris 1723—1731. 12. 11 Voll.). Aus dem Englischen übersetzte er Newton's Chronologie der alten Reiche (La chronologie des anciens royaumes, corrigée. Paris 1728. 4.), wobei ihm der Engländer Markan half, und Voltaire's Versuch über die Bürgerkriege Frankreichs (Essai sur les guerres civiles de la France, tiré de plusieurs manuscrits curieux, trad. de l'angl. La Haye 1729. 8.). Granet mußte sich, um sich seine Existenz zu sichern, zu der angestrengtesten Arbeit bequemen und beschäftigte sich deshalb im Dienste der Buchhändler mit der Besorgung des Wiederabdrucks älterer Schriften, welche er mit vortrefflichen Einleitungen versah; so besorgte er neue Ausgaben der Sitten und Gebräuche der Römer von Lefevre de Morsan (Les moeurs et usages des Romains. Paris 1739. 12.); der Geschichte der Geißelmönche von J. Boileau (Histoire des flagellants, trad. en français. Amsterd. 1732. 12.); der vermischten Werke von P. Corneille (Oeuvres diverses. Paris 1738. 12.); der Abhandlungen von Pierre Lebrun über das Lustspiel und die abergläubischen Gebräuche (Discours sur la comédie ou Traité historique et dogmatique des jeux de théâtre. Paris 1731. 12. Histoire critique des pratiques superstitieuses qui ont séduit les peuples et embarassé les savants. Paris 1732. 12. 3 Voll.) und der Werke Joh. Launoi's (Opera omnia. Colon. Allobr. 1731—32. fol. 10 Voll.). Die von ihm vorbereitete Ausgabe der sämmtlichen Werke des be-

5) Histoire littéraire de la France. Tom. XIX. p. 517 seq. *P. L. Ginguené*, Histoire littéraire d'Italie. Tom. I. p. 311. Fr. Diez, Leben und Werke der Troubadours S. 582.

kannten Theologen J. B. Thiers scheiterte an unübersteiglichen Hindernissen. Der furchtbaren Anstrengung müde suchte Granet endlich ein Amt, starb aber am 2. April 1741, ohne ein solches erhalten zu haben, denn er hatte sich durch seine bittere Kritik viele Feinde gemacht, welche ihm trotz seiner anerkannten Gelehrsamkeit manchen Plan vereitelten*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANET (François Marius), einer der berühmtesten französischen Maler des 19. Jahrh., am 17. Sept. 1775 zu Aix in der Provence geboren, war der Sohn eines Maurers und half als Knabe seinem Vater bei der Arbeit, vergnügte sich aber in seinen freien Stunden damit, daß er alle Bilder, deren er habhaft werden konnte, an die Wände der älterlichen Wohnstube klebte und copirte; auch in der Schule, wohin er später geschickt wurde, um lesen und schreiben zu lernen, beschäftigte er sich hauptsächlich damit, eine alte Tapete, womit das Local ausgeschmückt war, auf die Decken seiner Bücher und Schreibhefte abzuzeichnen. Kenner, welche diese Zeichnungen zufällig sahen, waren nicht wenig darüber erstaunt und der Vater brachte den, wie ihm gesagt wurde, talentvollen und vielversprechenden Sohn zu einem italienischen Maler, welcher sich gerade zu Aix aufhielt und schon nach einigen Tagen dem eifrig zeichnenden Schüler versicherte, daß er sicher, wenn er auf diese Weise fortfahre, einst viel Geld verdienen werde. Nach der Abreise des Italieners kam Granet in die um diese Zeit durch einen glücklichen Zufall von dem Landschaftsmaler Constantin [1]) zu Aix errichteten Zeichnenschule und gewann die Achtung und Liebe seines Lehrers in so hohem Grade, daß dieser ihn unter seine besondere Obhut nahm und allmälig in alle Geheimnisse seiner Kunst einweihte. An einigen Kupferstichen von David Teniers und Hadrian van Ostade, welche ihm hier in die Hände fielen, ersah er nach seinem eigenen Geständnisse „die Art und Weise, wie man die Natur beobachtet." Die ersten Ergebnisse dieser Beobachtungen war ein Gemälde, welches das von dem Feuer eines Ofens erleuchtete Innere einer Oelmühle darstellte und die Wirkung des von dem Feuer ausstrahlenden Lichtes in der Schattenmasse so täuschend wiedergab, daß es die Bewunderung seiner Mitbürger erregte und ihm von einem Kunstliebhaber für einige Assignaten von 100 Sous abgekauft wurde. Durch Constantin lernte Granet den jungen Marquis von Forbin, welcher ebenfalls mit großem Eifer zeichnete und malte und sich später als Inspector aller Kunstsammlungen Frankreichs große Verdienste erwarb, kennen und schloß mit ihm eine innige Freundschaft, welche beide ihr ganzes Leben hindurch einander aufrichtig bewahrten. Als bei der Belagerung von Toulon die Gesellschaft der Volksfreunde zu Aix insgesammt auszog, um zur Wiedereroberung dieser Stadt beizutragen, nahm sie Granet als Zeichner und Maler mit und hier fand der 18jährige Jüngling die erwünschte Gelegenheit, die Wirkungen des Lichtes während der Nacht zu beobachten und zu studiren; er sah die brennende Flotte im Hafen, die in die Luft fliegenden Schiffe und auf der Höhe des Meeres die Laternen des feindlichen Geschwaders. Nach der Eroberung der Stadt blieb er noch einige Zeit im Arsenale, um die noch übrigen Fahrzeuge des Staates mit den beliebten drei Farben und den Emblemen der Freiheit zu bemalen, und schickte sein geringes Verdienst und einen Theil seiner täglichen Ration an Lebensmitteln seinen in jener Zeit der Noth darbenden Aeltern. Nach seiner Zurückkunft nach Aix malte er mit seinem Freunde Forbin Landschaften nach der Natur und beide trugen sich mit dem Plane, Paris zu besuchen und dort an ihrer weiteren Ausbildung zu arbeiten. Forbin ging, da ihm die nöthigen Mittel zu Gebote standen, voraus, seinem armen Freunde aber kostete es große Mühe, nachzukommen, die ihm von der Marquise von Forbin und einigen Gönnern gespendete Beisteuer war nicht genügend und er konnte seinen Zweck nur durch die Gefälligkeit eines Kriegscommissairs erreichen, welcher ihm eine Marschroute überließ, womit er als zurückkehrender Begleiter eines Transportes von Galeerensklaven nach Toulon aufbrach und zu Fuße und mit dem Tornister auf dem Rücken dem Wagen folgte, welcher die jüngste Tochter der Marquise nach einem Pensionate der Hauptstadt brachte. Bei seiner Ankunft nach einer beschwerlichen Reise von 14 Tagen fand er bereitwillige Aufnahme bei seinem Freunde Forbin, welcher ihn, nachdem er ihm anständige Kleider besorgt hatte, in das Louvre führte, wo Granet vor Erstaunen starr war bei dem Anblicke einer so großen Menge von Meisterwerken, von deren Vorhandensein er nicht die geringste Ahnung hatte. David Teniers gefiel ihm vor allen und er begann sogleich den „verlorenen Sohn" desselben zu copiren; ein Liebhaber kaufte die Copie für 36 Francs. Durch Forbin's Bemühung und auf Rechnung desselben kam er auch später, nachdem er unterdessen wieder seine Heimath besucht und auf den Schlössern der reichen Familie seines Freundes mancherlei Malereien zur Ausschmückung derselben ausgeführt hatte, in das Atelier des berühmten Malers Jacques Louis David, wo er unter den Anfängern, welche nach Gypsmodellen zeichneten, einen Platz erhielt. Als David einige Tage später sein Atelier besuchte, warf er auch einen Blick auf die Arbeit des neuen Schülers, fand sie aber so wenig lobenswerth, daß er ihm befahl, sie von Vorn anzufangen, worüber dieser so untröstlich war, daß er die Thränen nicht zurückhalten konnte, aber dieselbe Zeichnung so oft wiederholte, bis sie den Meister mehr befriedigte; später wurde eine seiner Arbeiten sogar von diesem ausgezeichnet. Bald darauf verließ Granet jedoch

*) *Chr. Fr. Garnier*, Elogium Fr. Graneti. (Parisiis 1742. 12.) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 306. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 449. Biographie générale. Tom. XXI. p. 667.

1) Constantin, zu Aix geboren, hatte in Italien unter großen Entbehrungen seine Studien vollendet und sah sich nach der Heimkehr durch die Revolution genöthigt, sein Leben durch Zeichnenunterricht zu fristen, da er sich nicht entschließen konnte, nach Paris zu gehen und dort sein Glück zu suchen. Er trug das Zeug zu einem großen Maler in sich, besaß aber nicht die Gewandtheit, sein Talent geltend zu machen.

die Schule, weil er seinen Freund nicht länger mit der Bezahlung für ihn belästigen wollte, und setzte seine Studien im Louvre fort, wo sie billiger und angenehmer waren. Als er eines Tages zufällig in das kleine Kloster der Feuillantiner in der Straße Saint-Honoré trat, stieg in ihm augenblicklich der Gedanke auf, das Innere desselben zu malen. Er führte wirklich den Gedanken aus und überließ einigen Freunden gleichgültig das kleine Gemälde, welches von diesen in die gerade beginnende Ausstellung gegeben wurde, während er selbst eine Reise nach der Heimath antrat. Auf dem Wege las er zu seinem nicht geringen Erstaunen in einer Zeitung einen Artikel, worin sein Bild mit großer Auszeichnung erwähnt und besonders der Wahrheit, seines Colorits und der Beleuchtung wegen gerühmt wurde. Er eilte sogleich nach Paris zurück und in die Ausstellung, wo er sein Gemälde von einer Schar Bewunderer umgeben fand. Schon am folgenden Tage verkaufte er es einem Unbekannten für 600 Francs zu seinem großen Schaden, denn weit höhere Gebote ließen nicht lange auf sich warten. Durch diesen Erfolg angemuntert malte er noch für dieselbe Ausstellung „das Beinhaus von Saint-Etienne-du-Mont," wofür er, obschon es nicht den Beifall der Besucher in so hohem Grade, wie das Kloster, erntete, den doppelten Preis erhielt. Sein sehnlicher Wunsch, nach Italien zu gehen, ward endlich durch die Großmuth seines Freundes erfüllt, da dieser das Reisegeld, welches er von seiner Mutter zu demselben Zwecke bekommen hatte, mit ihm theilte. Granet wollte nach seiner Ankunft in Rom, durch den Anblick so vieler Meisterwerke verwirrt, zuerst bald dieses und bald jenes und überhaupt zu viel unternehmen, weshalb er Nichts zu Stande brachte. Er begann eine Studie nach dem Colisseum, da er aber Nichts vergessen wollte, so überlud er sein Gemälde so sehr mit Einzelnheiten, daß es keinen angenehmen Eindruck zu machen vermochte, und ein niederländischer Maler sagte ihm mit Recht, daß er an seinem kleinen Versuche den Stoff zu vier großen Gemälden verschwendet habe. Durch diese Mahnung klüger geworden, vollendete er mit großem Fleiße zwei andere Gemälde, das unterirdische Gewölbe von San Martino a Monti, welches zum Begräbnißorte der Mönche dient, und eine Grotte am Fuße des Klosters Ara Cöli, und da diese zu Rom Beifall fanden, schickte er sie nach Paris zur Ausstellung und eilte selbst dahin, aber die Bilder waren durch die Mauthbeamten durchstochen und verdorben worden und ihre Aufnahme konnte in keiner Weise bewirkt werden; sein Zweck war verfehlt, seine Kasse erschöpft und er durfte sich Glück wünschen, daß auf die Empfehlung eines Gönners ihn der Cardinal Fesch, welcher gerade seine Reise nach Rom antrat, unter seinem Hausgesinde mitnahm. Granet, innig erfreut, sich wieder an dem Orte seiner Sehnsucht zu sehen, entwickelte jetzt einen unermüdlichen Fleiß und lieferte für die Ausstellung zu Paris im J. 1806 „das Innere des Colisseums;" „das Innere des Hauses Michel Angelo's bei dem Capitol zu Rom;" „das Innere der unterirdischen Kirche San Martino in Monte;" „die Ansicht eines Gefängnisses zu Rom;" „Heinrich IV., welcher verirrt in eine Schmiede kommt und von dem Meister einen Trunk erhält" und „die Küche eines Malers;" und da die Kritik sich im Allgemeinen günstig über diese Arbeiten aussprach, für die Ausstellung im J. 1808 die „Ansicht von Santo Stefano Rotondo;" „das Kloster von Jesus und Maria zu Rom;" „den Apostel Petrus, welcher in der unterirdischen Kapelle von Santa Maria in Via Lata, seinem Gefängnisse, die ersten Christen tauft" und „Poussin, wie er auf einem Speicher die berühmte Communion des heil. Hieronymus entdeckt," ein vortrefflich gelungenes Bild, welches vielleicht zu seinen ausgezeichnetsten Leistungen gehört, aber lange keinen Käufer fand und von ihm um einen geringen Preis abgegeben werden mußte. Im J. 1809 vollendete er „das Innere des Kerkers, in welchem der Maler Stella als Gefangener die Madonna mit dem Kinde an die Mauer zeichnet," ein Bild, welches in Rom ungewöhnliches Aufsehen erregte, von Canova bewundert und dem Cardinal Fesch überreicht wurde, der es zu der im J. 1810 im Louvre eröffneten Ausstellung schickte, wo es auch den Beifall David's erhielt. Es diente einige Jahre als Schmuck des Schlosses von Malmaison, später ließ es der Prinz Eugen von Beauharnais nach München bringen, wo es sich noch jetzt befindet. Granet hatte sich jetzt eine ehrenvolle Stelle unter den Malern der modernen Schule errungen und manche Verehrer des Helldunkels gingen sogar in ihrem Enthusiasmus so weit, daß sie ihm den Namen des französischen Rembrandt beilegten, ein jedenfalls zu weit gehendes Lob, welches von dem Künstler allzu bereitwillig angenommen wurde. Zu derselben Ausstellung gab dieser auch „die unterirdische Kapelle des Capitols," den angeblichen Kerker, worin der heil. Paulus seinen Mitgefangenen das Evangelium predigte. Durch zu angestrengte Arbeit zog sich Granet ein Fieber zu und er nahm gern den Vorschlag des bekannten Dichters Jos. Alf. Esmenard an, ihn zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Neapel zu begleiten. Auf der Rückfahrt gingen die Pferde mit dem Wagen durch und Esmenard starb an den Folgen eines unvorsichtigen Sprunges aus demselben, der Künstler aber kam ohne irgend eine Verletzung glücklich davon. Zu Rom, wo jetzt der Kaiser der Franzosen herrschte, waren die Mönche verschwunden und die Klöster standen verödet. Eines Tages trat Granet in das nicht weit von seiner Wohnung am Platze Barberini liegende Capucinerkloster und ward von dem Innern so sehr überrascht, daß er sogleich ein großes Bild, welches das Chor mit den darin betenden Mönchen darstellen sollte, zu entwerfen beschloß. „Das Chor der Capuciner" gelang über alle Erwartung und das Volk drängte sich in dem Atelier des Künstlers, um das Meisterwerk zu bewundern. Die Wirkung des Lichtes war so täuschend, daß ein Cardinal bei seinem Besuche behauptete, sie sei durch einen Spiegel hervorgebracht, und nur durch die Berührung des Bildes von seinem Irrthume überzeugt werden konnte. Es war für die Königin Carolina von Neapel bestimmt, welche es aber

Louis Buonaparte, dem gewesenen Könige von Holland, abtrat. Der Künstler malte es zum zweiten Mal und stellte es im Salon der französischen Gesandten zu Rom aus; da aber der Papst es zu sehen wünschte, so ließ er es in eine Galerie des Palastes von Monte Cavallo bringen. Pius VII. sprach, nachdem er es lange aufmerksam betrachtet hatte, mit einem tiefen Seufzer: „Arme Capuciner, ihr Bart ist jetzt kurz, doch er wird wachsen, er wird wachsen [2].“ Das zweite Bild hatte einen ebenso großen Erfolg, als das erste, und Granet mußte es bis zum Jahre 1822 noch funfzehn Mal wiederholen, da es von allen Seiten her verlangt wurde. Der König von England kaufte ein solches um 20,000 Francs. Die dritte Wiederholung, welche sich in der Ausstellung zu Paris im J. 1819 befand, war täglich von Beschauern belagert; Ludwig XVIII. ließ sich im Lehnstuhle vor dasselbe tragen und verlieh dem anwesenden Künstler in der Ausstellung das Kreuz der Ehrenlegion [3]). Alle diese Wiederholungen waren übrigens keine Copien, sondern der Maler, welcher sein Atelier in dem Kloster aufgeschlagen hatte, arbeitete stets nach der Natur, weshalb jede Wiederholung etwas Eigenthümliches hat, und man kennt in der Geschichte der Kunst kein zweites Beispiel, daß ein Maler eines seiner Werke so oft wiederholte, ohne sich zu erschöpfen oder das beschauende Publicum zu ermüden. Das Chor der Capuciner wurde für Granet die Quelle des Ruhmes und des Glücks; er erwarb ihm einen europäischen Ruf und eine unabhängige Stellung, eine im Leben der Maler nicht gewöhnliche Erscheinung. Granet lebte jetzt in Rom ganz nach seiner Behaglichkeit und lieferte bis zum Jahre 1830 eine Reihe von Gemälden, welche stets mit Beifall aufgenommen wurden, besonders wurden aber seine inneren Ansichten (Interioren) wegen der magischen Wirkung der angebrachten Beleuchtung bewundert. In diese Zeit gehören „das Innere der Kirche im Kloster San Benedetto bei Subiaco;“ „das Innere der untern Kirche des heil. Franciscus von Assisi bei Perugia,“ ein zehn Fuß hohes meisterhaftes Bild, welches sich im Luxembourg befindet; „der Dominikaner Pierre Bosquier im Gefängniß,“ ein Bild, welches dem Künstler im J. 1822 den Michaelsorden eintrug; „das Innere einer Bäckerei“ (1824); „die Einkleidung eines jungen Mädchens von Albano im Kloster Santa Clara zu Rom;“ „der Chor des Karthäuserklosters zu Rom;“ „die Aufnahme Dominichino's in der offenen Bogenhalle der Villa Aldo Brandini zu Frascati,“ mit zierlichen, schön gezeichneten und ausdrucksvollen Gruppen staffirt; „Tasso in seinem Gefängnisse von Michel de Montaigne besucht;“ „Scene aus einem Findelhause in Italien;“ „die gezwungene Heirath“ (1826); „der heil. Ludwig in Damiette die französischen Gefangenen befreiend;“ „Ansicht des St. Trophimusklosters zu Arles;“ „die Segnung der Feldfrüchte in Italien;“ „der Mönch und Maler Strozzi von Genua, das Portrait seines Ordensgenerals malend,“ für den Herzog von Orleans ausgeführt (1827); „das Innere des Ateliers Granet's,“ im J. 1829 für die Gesellschaft der Kunstfreunde zu Paris gemalt; „der vor dem Altare betende Franziskaner;“ „das Innere des Klosters Saint-Sauveur zu Aix;“ „die Novizen vor dem Altare des heil. Benedictus in Sacro Speco zu Subiaco;“ „die Todtenfeier in der Unterkirche von Santa Trinità bei Monti“ und „das Inquisitionsgefängniß.“ Aus dem Verzeichniß der namhaft gemachten Bilder sieht man, daß Granet Anfangs vorzugsweise Interioren malte, später verließ er jedoch diese Art der Darstellung und verwendete seine künstlerische Sorgfalt nicht mehr ausschließend auf den Ort der Handlung, sondern auch auf die Handlung selbst. Er schilderte sowol ruhige als auch bewegte Scenen mit überraschender Wahrheit und wußte dabei seinen Gegenstand stets von einer originellen und charakteristischen Seite aufzufassen; auch erntete er auf dieser neuen Laufbahn immer größeren Ruhm und die Akademie der Künste zu Paris konnte nicht umhin, ihr Augenmerk auf einen Künstler zu richten, den man bereits in ganz Europa als einen der ausgezeichnetsten Maler betrachtete; sie ernannte ihn im J. 1830 an die Stelle des verstorbenen Taunay zu ihrem Mitgliede und bald darauf erfolgte seine Erhebung zum Officier der Ehrenlegion. Granet, welcher sich bis jetzt größtentheils zu Rom aufgehalten hatte, kehrte nach Paris zurück und fand dort seinen alten Freund Forbin als Inspector sämmtlicher französischer Museen. Durch dessen Vermittelung wurde er Conservator der Gemäldegalerie im Louvre und später gab ihm der König Louis Philippe eine Wohnung im Schlosse zu Versailles, um die Aufsicht über die prachtvolle Kunstsammlung, welche daselbst geschaffen wurde, zu führen. Granet ließ sich jedoch dadurch keineswegs abhalten, fortwährend die herrlichsten Werke zu schaffen, welche jetzt noch die Zierde der vorzüglichsten Galerien sind. In dieser zweiten Periode seines Lebens wurden von ihm gemalt im J. 1833: „Beatrice Cenci, in der Nacht durch die dunkeln Gewölbe des Forts St. Angelo zur Hinrichtung geführt;“ „der Maler Sodoma ins Hospital gebracht;“ „die Loskaufung der Christensklaven zu Tunis durch die Redemptoristen;“ „das Refectorium der Redemptoristen;“ „das Benedicite des heil. Dominicus mit den Franziskanermönchen“ und „das Innere einer alten Kirche in der Provence;“ im J. 1834: „Poussin auf dem Sterbebette von dem Cardinal Massimo mit den Tröstungen der Religion versehen,“ für den Grafen Anatol Demidoff bestimmt; „eine Nonne, Ver-Vert bewachend“ und „Ver-Vert's Gefangenschaft nach seiner Zurückkehr in das Kloster;“ nach dem bekannten Gedichte J. B. L. Gresset's im J. 1835: „der Dominikanermönch Girolamo Savonarola zum Strange und zum Scheiterhaufen verurtheilt und vor der Hinrichtung von einem Cardinal zur Buße ermahnt;“ im J. 1836: „die ersten Christen in den Catacomben;“ „der Cardinal die Karthause in

2) Poveri capuccini, adesso hanno la barba corte; ma crescera, crescera.

3) Der eine der Capuciner ist so täuschend dargestellt, wie er sich schneuzt, daß man den Ton seiner Nase zu hören glaubt, weshalb der König bei der Ueberreichung des Kreuzes sagte: „Monsieur Granet, on m'a rapporté qu'on venait d'entendre le bruit du capucin qui se mouche.“

Rom beschützend und sie in Besitz nehmend;" im J. 1838 „Hernani, wie er von Karl V. den Orden des goldenen Vließes und die Hand der Donna Sol empfängt," nach Victor Hugo's bekanntem Drama [4]); „der Pastoralbesuch im Nonnenkloster Santo Dominico und Sisto in Rom" und „Abailard, sich von den Mönchen entfernend, um einen Brief Heloisens zu lesen;" im J. 1839 „Todtenfeier in der Invalidenkirche für die Opfer des Attentates Fieschi's am 28. Juli 1835;" „Collation büßender Laien bei dem Tode eines Cardinals;" „der Bruder Kellermeister in einem italienischen Kloster" und „der Pater Pozzo von der Gesellschaft Jesu malend und von Brüdern seines Ordens umgeben;" im J. 1840 „Gottfried von Bouillon, die Trophäen von Ascalon in der Kirche des heil. Grabes aufhängend" und „Benedictinermönche, den Ring ihres Abtes küssend;" im J. 1841 „der Papst, die Regel des Templerordens segnend;" „der Mönch San Felice Lebensmittel ins Kloster tragend," „der Vater Grillo, Tasso's Freund, in der Mitte gelehrter Mönche, den Dichter um seine Meinung über ein von ihm verfertigtes Sonett fragend" und „die Wache bei einer Leiche;" im J. 1843 „die Taufe des Herzogs von Chartres in der Kapelle der Tuilerien;" „die Aufnahme Jacob's von Molay in den Templerorden;" „der Namenstag der Mutter Aebtissin in dem Kloster Santa Clara zu Rom;" „der Special oder Apotheker des Klosters" und „Einsiedler, eine kleine Kapelle bauend;" im J. 1845 „das Kapitel des Templerordens gehalten unter dem Vorsitze des Großmeisters Robert von Burgund;" im J. 1846 „das Verhör Girolamo Savonarola's;" „die Messe am Altare in Notre Dame de Bon Sécours;" „der heil. Franciscus, den Freuden der Welt entsagend;" „die Beichte;" „eine Nonne, junge Mädchen unterrichtend;" „St. Lucas, die heil. Jungfrau malend;" „der malende Mönch" und „der studirende Ordensgeistliche" und im J. 1847 „Eudorus in den Katakomben zu Rom;" „Michel Nostradamus in seinem Hause zu Salon Kranken Rath ertheilend;" „Christen während der Verfolgungen die Leiche eines Märtyrers aus einer Kloake zu Rom ziehend" und „die Vorbereitung der Mönche zur Vesper." Während dieser Zeit kehrte Granet mehrmals nach Rom zurück und dort entstanden auch die meisten der angeführten Werke. Erst als er sah, daß es Zeit sei, der Ausübung der Kunst zu entsagen, nahm er auf immer Abschied von der ewigen Stadt und beschloß, jetzt zu Paris auf seinen Lorbeern zu ruhen, ohne zu ahnen, daß ihm hier nur Betrübendes begegnen sollte. Bei der Revolution im Februar 1848 gingen eilf seiner Gemälde im Palais-Royal und im Schlosse zu Neuilly zu Grunde [5]), er selbst wurde seiner Stelle entsetzt; kurz darauf verlor er auch seine Frau, welche ihm 40 Jahre hindurch eine treue Gefährtin gewesen war. Unter dem Eindrucke dieses Schmerzes malte er noch „die Todtenmesse," seine letzte Arbeit, welche seinen früheren Werken nicht nachsteht. Da ihm Paris unleidlich geworden war, so zog er sich auf sein Landgut Malvallat bei Aix zurück, wo er am 21. Nov. 1849 starb. Er hatte sich diesen Ruhesitz, welcher nicht weit von dem älterlichen Hause lag, schon längst erworben, ihn herrlich ausgeschmückt und zur Wohnung seiner Schwestern, einfacher Bäuerinnen, welche ihm ihren Wohlstand und ihre Behaglichkeit verdankten, eingerichtet. Hier war auch das Handwerkszeug seines Vaters und andere Geräthe, an die sich seine Jugenderinnerungen knüpften, sorgfältig aufbewahrt. Er hinterließ ein nicht unbedeutendes Vermögen, welches er größtentheils zu wohlthätigen Zwecken bestimmte, dabei befand sich auch ein Legat für talentvolle Schüler der Zeichenanstalt zu Aix zu ihrer weiteren Ausbildung zu Paris oder zu Rom, seine kostbare Sammlung von Gemälden, Zeichnungen und Kunstgegenständen vermachte er nebst einer ansehnlichen Geldsumme seiner Vaterstadt zur Gründung eines Museums. Für seinen trefflichen Charakter zeugt auch seine das väterliche Handwerk ehrende Stiftung von mehren Freiplätzen für Maurer im Hospitale für Unheilbare. Der Tochter seines Freundes Forbin vermachte er einen kostbaren Ring, den er von dem Kaiser von Rußland erhalten hatte, dem Museum im Louvre aber, dessen Conservator er gewesen war, nur 200 ausgewählte Handzeichnungen. Granet ist ohne Zweifel einer der vorzüglichsten französischen Maler der neueren Zeit und keine Kritik wird ihm diesen Ruhm leicht streitig machen. Ein ausgiebiger, natürlicher, ausdrucksvoller Farbenauftrag, ein Colorit reich ohne Anspruch und durchsichtig ohne Anstrengung, eine große Reinheit und vollkommene Klarheit in den Tinten, Ungezwungenheit der Reflexe, Wahrheit und Treue des Lichtes in allen seinen Nuancen bis zu seinem vollsten Glanze sind die Hauptvorzüge dieses Künstlers. Man könnte ihn vorzugsweise den Maler des Lichtes nennen, denn in allen seinen stets effectvollen und in schönster Harmonie gehaltenen Bildern wußte er besonders glücklich und auf eine wahrhaft bezaubernde Weise das Licht

4) Den Gegenstand des Gemäldes bilden folgende Verse der sechsten Scene des vierten Actes:

Carlos (mit einem tiefen Seufzer).

So steht denn auf, Segorbe's Herzogin
Und Gräfin von Monroy und Albatera . . .

(Zu Hernani.)

Nun, deine andern Titel, Don Juan?

Hernani.

Wer redet so? der König?

Carlos.

Nein, der Kaiser.

Sol (aufstehend).

O Himmel!

Carlos (sie Hernani vorstellend).

Herzog, grüße deine Gattin!

5) Im Palais-Royal wurden zerstört: „die Einsegnung der Häuser;" „der in seiner Zelle betende Mönch;" „der Maler Bernardo Strozzi;" „die Villa des Mäcenas" und „der heil. Paulus im Gefängnisse;" zu Neuilly: „Fräulein von La Valliere bei den Karmelitern;" „der Tod des Malers Jacone;" „der Tod des heil. Antonius;" „die ersten Christen zu Rom;" „der Mönchsschmaus" und „das Innere einer italienischen Kirche."

zu behandeln. Die Gesetze der Perspective verstand er, wie wenige, und daher sind seine inneren Ansichten mit einer an Täuschung grenzenden Wahrheit gegeben; so lassen „das Chor der Capuciner" und „das Innere der Kirche des heil. Franciscus von Assisi" in Hinsicht auf Wirkung und Täuschung Nichts zu wünschen übrig. Auch ist er Meister in der Technik und seine geniale Leichtigkeit ließ ihn mit wenigen Strichen sehr Vieles bewirken. Man kann ihm wol allzuhäufige Anwendung des Kunstgriffs vorwerfen, welchen man in der Malerei Pistolenschuß (coup de pistolet) nennt und welcher darin besteht, daß man eine zufällige Lichtgarbe auf einen von Schattenmassen umgebenen Punkt wirft, man kann ihm auch das ewige Einerlei der gewählten Gegenstände vorwerfen und den Wunsch nicht unterdrücken, daß es ihm gefallen haben möge, die glänzenden Eigenschaften seines Pinsels andern Localitäten als unterirdischen Gewölben, Corridoren, Refectorien und Kapellen und nicht fast ohne Ausnahme betenden und singenden Mönchen zu widmen, obschon man auf der andern Seite sich nicht verhehlen kann, daß ein gewisses religiöses Gefühl, welches den Grundzug seines Charakters bildete, ihn absichtlich solche Gegenstände wählen ließ, welche das Gemüth tröstend und beruhigend ansprechen und für das Innere der Kirchen, Kapellen und Klöster der Mönche als eine sich von selbst ergebende und nothwendige Ausstaffirung erscheinen; übrigens scheint der Künstler selbst diesen Tadel geahnt zu haben, da er auf seinen späteren Gemälden zuweilen auch andere, von den Zeitgenossen mit größerer Befriedigung betrachtete Persönlichkeiten vorführte. Uebrigens verschwindet dieser geringe Tadel vor den vielen Vorzügen des großen Meisters. „Granet," sagt Raoul-Rochette [6]), „schuf sich eine Art zu malen, worin er kein Muster vor sich hatte und worin er für immer als Vorbild dienen wird, und man kann mit vollem Rechte von ihm behaupten, daß er für sich allein eine ganze Schule bildet. Die Wahrheit des Colorits, die Schönheit des Lichts und die Macht des Effects sind die hauptsächlichsten Eigenschaften seines Talents; er verdankte diese Gaben der Natur und er hat sie in dieser Schule mit einem Geschmacke, einer Sorgfalt und einer Beharrlichkeit ausgebildet, welche nur in der leidenschaftlichen Neigung zur Kunst zu finden sind. Aber diese Liebe zur Wahrheit, diese Verehrung der Natur verbanden sich bei Granet mit einer andern nicht weniger seltenen Eigenschaft, mit einem ebenso wahren als tiefen religiösen Gefühle. Er hatte sein Wohlgefallen an den Ceremonien der Religion, an den Gebräuchen der Kirche und an dem Klosterleben und das Innere der Kirche des heil. Franciscus von Assisi, eines seiner herrlichsten Werke, wurde in einer Art von Verzückung gemalt, an welcher das Gefühl des Christen ebenso großen Antheil hatte als die Begeisterung des Künstlers" [7]).

(*Ph. H. Külb.*)

6) In der Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. Granet, lue à la séance publique de l'Académie des Beaux-Arts du 4. Octobre 1851. 7) Biographie nouvelle des Contemporains par A. V. Arnaut, A. Jay, E. Jouy et J. Norvins.

GRANET (François Omer), französischer Geschäftsmann und Deputirter, um das Jahr 1755 zu Marseille geboren, war der Sohn eines Böttchers, welcher sich durch seinen Speculationsgeist Vermögen und Ansehen erworben hatte, und nahm von früher Jugend an Theil an den Arbeiten seines Vaters, bis die Revolution ausbrach und an ihm einen der eifrigsten und entschiedensten Förderer fand. Er galt als einer der Hauptanstifter der ersten Unruhen in Marseille und wurde in die Criminaluntersuchung verwickelt, welche der Prevôt Bournissac mit großer Energie im Juli 1789 gegen dieselben einleitete. Er saß einige Zeit zuerst in dem Fort Saint-Jean und in dem Schlosse If gefangen und hätte sein revolutionaires Ungestüm hart büßen müssen, wenn die Ereignisse einen andern Gang genommen hätten. Als aber Mirabeau am 8. Dec. 1789 in der Nationalversammlung den Prevôt des Ungehorsams gegen dieselbe anklagte und die Aufhebung des Prevôtalgerichtes veranlaßte, wurde die Sache vor das Seneschallamt verwiesen, wo sie liegen blieb, bis auch dieses Tribunal unterdrückt wurde. Granet, nebst seinen Mitschuldigen unter großem Jubel des Volks aus dem Gefängnisse befreit, wurde im September 1791 von dem Departement der Rhonemündungen zum Deputirten in der gesetzgebenden Versammlung gewählt [1]), wo er am 7. April 1792 zum ersten Mal das Wort ergriff und triumphirend verkündete, daß die Versuche der Gegenrevolution zu Arles gänzlich unterdrückt seien und das Banner der Freiheit von den Wällen dieser Stadt wehe. Als im Juli einige tausend Föderirte von Marseille in der Hauptstadt ankamen, um an dem Umsturze des Thrones zu helfen, nahm Granet großen Antheil an allen ihren Ränken und an allen Gewaltthätigkeiten, welche die Revolution des 10. Aug. vorbereiteten. Nach dieser für das Königthum verhängnißvollen Katastrophe, bei welcher er selbst thätig war, denuncirte er (am 12. Aug.) seinen Collegen Blancgilly als Reactionair und als Mitschuldigen des unglücklichen Boyer, welcher in Marseille von dem Pöbel als Gegenrevolutionair ermordet worden war, über welche Gräuelthat er kurz vorher (am 7. Aug.) entschuldigend berichtet hatte. Von seinem Departement auch in den Nationalconvent gewählt, nahm er seinen Sitz auf der Höhe des Berges, wo er sich durch seine rothe Mütze und durch sein Geschrei, welches er mit den heftigsten Schwingungen eines ungeheuern Stockes begleitete, auszeichnete und durch seinen übertriebenen Sanscüllotismus so lächerlich machte, daß er sogar den

Tom. VIII. p. 284 seq. G. K. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 334 fg. Biographie des hommes du jour par Germ. Sarrut et B. Saint-Edme. Tom. VI. P. 2. p. 137 seq. Discours prononcés sur la tombe de M. Granet, in dem Mémorial d'Aix vom 25. Nov. 1849. Biographie générale. Tom. XXI. p. 669 seq.

1) Die Nachricht mehrer Biographen, daß Granet vorher Administrator des Departements der Rhonemündungen gewesen sei, beruht auf einer Verwechselung, denn nicht er bekleidete diese Stelle, sondern sein Bruder L. Granet, von welchem weiter unten die Rede sein wird.

Spott des pariser Pöbels erregte[2]). Er stimmte (am 17. Jan. 1793) für den Tod Ludwig's XVI. und für die Hinrichtung innerhalb 24 Stunden, noch ehe die Aufschubfrage zur Abstimmung gebracht war, verlangte (am 13. April), daß die Adresse des Jacobinerclubs an das Volk, welche den Hauptpunkt der von den Girondisten gegen Marat erhobenen Anklage bildete, nach allen Departements und zu allen Armeecorps geschickt werde, damit das Volk seine Freunde und Feinde kennen lerne, und stellte (am 12. Mai) den Antrag, daß die Untersuchung gegen die Commissaire Boisset und Moyse Bayle, welche als der Verleitung zu Raub und Mord schuldig aus Marseille vertrieben worden waren, bis zu ihrer Ankunft verschoben werde. Am 6. Sept. wurde er dem Sicherheitsausschusse adjungirt; da er aber in der That weniger grausam als lärmsüchtig war, so trat er alsbald wieder zurück, und man muß zugestehen, daß er an den schändlichen Vergehen der Schreckensmänner keinen andern Antheil nahm als durch sein Geschrei im Convent, weshalb er auch von denselben nie mit einer besondern Mission beauftragt wurde. Am 26. Dec. 1793 stellte er zwar den Antrag, alle Deputirte, welche früher Priester gewesen waren, von den ihnen übertragenen Missionen abzurufen, nahm aber selbst den Antrag wieder zurück, ebenso hatte seine Denunciation (am 23. Febr. 1794) gegen den General Lapoype und seinen Artilleriechef, welche er anklagte, daß sie im Süden Frankreichs die alten Burgen und Bastillen wieder herstellen wollten, um das Land zu knechten, keinen Erfolg. Merkwürdig ist, daß der Artilleriechef kein anderer war als Napoleon Bonaparte und daß dieser am Beginn seiner Laufbahn durch die Anklage leicht hätte sein Ende finden können, wenn der Wohlfahrtsausschuß nicht klüger und einsichtsvoller gewesen wäre als der Denunciant. Vernünftiger war die Anklage, welche derselbe (am 29. Germinal, 18. April) gegen den Kopfabschneider Jourdan, Befehlshaber der Gendarmerie zu Avignon, wegen Ueberschreitung seiner Befugnisse erhob. Trotz seiner entschieden republicanischen Gesinnung war es ihm nicht möglich, das Vertrauen Robespierre's, welcher an ihm die nöthige Schlauheit vermißte, zu gewinnen und der Aerger über diese Geringschätzung bewog ihn wahrscheinlich auch, in der Sitzung des Convents am 9. Thermidor (27. Juli), welche das Schicksal des Despoten der Republik entschied, als einer der heftigsten Gegner desselben aufzutreten und am folgenden Tage von der Versammlung der Sectionen, welche sich bei der Zertrümmerung der Schreckensherrschaft thätig bewiesen hatten, eine Belobung decretiren zu lassen. Da er aber zugleich einsah, daß die Folgen dieses Umschwunges der Dinge für ihn, wie für alle Deputirte der Bergpartei, nachtheilig sein müsse, so suchte er sich fortwährend mit großem Eifer den Fortschritten der Reaction zu widersetzen. Als Freron am 17. Thermidor (4. Aug.) den Antrag stellte, das Stadthaus, worin der Tyrann Robespierre seinen Sitz aufgeschlagen hatte, niederzureißen, rief Granet, auf Freron's Unthaten in Marseille anspielend: „die Steine in Paris sind nicht schuldiger als die Steine in Marseille; bestraft die Personen, zerstört aber Nichts," und man ging, von der Wahrheit seiner Worte betroffen, zur Tagesordnung über. Dagegen fielen auch seine eigenen Anträge am 23. und 26. Thermidor (10. und 13. Aug.), ein Verzeichniß der während der Schreckensherrschaft eingekerkerten und jetzt gegen Bürgschaft in Freiheit zu setzenden Personen zu entwerfen und alle, für welche kein Bürge einstehe, wieder in das Gefängniß zu bringen, als zu sehr an den kaum beseitigten Terrorismus erinnernd, durch. Ebenso hatte seine Anklage gegen Barras, Freron und andere ihrer Collegen, welche er beschuldigte, in den Departements des Var und der Rhonemündungen, wo sie sich in Aufträgen des Convents befanden, das Eigenthum des Staates verschleudert und Erpressungen verübt zu haben, keinen andern Erfolg, als daß diese ihn dagegen am 6. Vendemiaire (27. Sept.) als Anstifter der Unruhen im südlichen Frankreich und am 16. Germinal des dritten Jahres (5. April 1795) als Theilnehmer an dem Aufstande des Pöbels, welcher am 12. dieses Monats den Convent unter dem Vorwande, Brod zu verlangen, bedrohte, schonungslos anklagten und verfolgten. Nach der Wiederholung des Aufstandes am 1. Prairial (20. Mai) wurde er wirklich in Anklagezustand versetzt und verhaftet. Dieses Verfahren schien um so mehr gerechtfertigt, da ein Schreiben des Deputirten Poultier, Commissairs des Convents zu Marseille, seinen Collegen als ein in dieser Stadt äußerst verhaßtes Scheusal und als ein wildes Thier schilderte, dessen Festnehmung ein großes Glück für die Menschheit sei[3]). Da indessen Granet in die Amnestie vom 4. Brümaire (26. Oct. 1795), womit der Convent seine Thätigkeit schloß, einbegriffen war, so kehrte er, nachdem er seine Freiheit wieder erhalten hatte, nach Marseille zurück, wo er von dem ihm gebliebenen Reste seines Vermögens ruhig lebte. Unter dem Kaiserreiche wurde er, da er im J. 1793 die Mutter und die Schwestern Bonaparte während ihres Aufenthaltes in Marseille in großer Bedrängniß unterstützt hatte, Maire dieser Stadt und verdiente sich durch seine umsichtige Amtsführung das Kreuz der Ehrenlegion. Während der 100 Tage wählte ihn das Departement der Rhonemündungen zum Repräsentanten in der Kammer und obgleich er in derselben kein Wort sprach und die größte Mäßigkeit beobachtete, so wurde doch nach der zweiten Restauration sein Haus von den Anhängern der Bourbonen zerstört. In Folge des Gesetzes vom 12. Jan. 1816 gegen die Königsmörder mußte er Frankreich verlassen, doch erhielt er schon am 27. Dec. 1818 durch

2) Ein beliebter Gassenhauer jener Zeit endet mit den Versen:
Donnez une culotte à Granet,
Donnez une culotte.

3) In diesem Schreiben heißt es: „Granet est tellement en horreur à Marseille, il y est si détesté, qu'il n'y a pas un seul citoyen qui voulût correspondre avec lui. Il n'a jamais eu de commerce et de relations qu'avec les égorgeurs et les voleurs .... Vous avez rendu un grand service au midi, en enchaînant cette bête feroce."

eine königliche Ordonnanz die Erlaubniß zur Rückkehr nach Marseille, wo er am 10. Dec. 1821 an einem Schlaganfalle starb. — Sein älterer Bruder L. Granet war ein ebenso eifriger Freiheitsmann und während der Revolution Administrator des Departements der Rhonemündungen. Er schrieb im Juli 1793 dem Convent, daß er sich von seinen Collegen, welche Vaterlandsverräther seien, getrennt habe, und im August desselben Jahres, daß die Unruhen in Marseille ohne Blutvergießen unterdrückt seien. — Mit beiden wird zuweilen verwechselt Marc Antoine Granet von Toulon, welcher am Anfange der Revolution Präsident des Departements des Var war und von demselben im September 1791 zum Deputirten bei der gesetzgebenden Versammlung gewählt wurde. Zum Mitglied des Marineausschusses ernannt, kümmerte er sich fast nur um die demselben zugewiesenen Angelegenheiten und nahm an den Wirren, welche die gesetzgebende Versammlung und den Convent bewegten, keinen Antheil; während der Schreckenszeit wurde er eingekerkert, erhielt aber nach dem Sturze Robespierre's seine Freiheit wieder und war unter dem Directorium Bureauchef des Marineministeriums im Departement der Colonien. Das französische Seewesen verdankt ihm manche Verbesserung und manche vortreffliche Einrichtung; auch ist er Verfasser eines bekannten Berichtes über die französischen Consulate im Auslande (Rapport et projet de décret sur les consulats de France en pays étranger, présenté au nom du comité de marine. Paris 1792. 8.), welcher von den meisten, jedoch fälschlich, François Omer Granet zugeschrieben wird [4]). *(Ph. H. Külb.)*

GRANET (Jean Josephe), französischer Historiker, im J. 1685 zu Aix geboren, widmete sich der Jurisprudenz und ward nach der Beendigung seiner Studien Advocat am Conseil. Später bekleidete er die Stelle eines königlichen Censors. Seine Geschichte des königlichen Invalidenhotels (Histoire de l'hôtel royal des Invalides, enrichie d'estampes. Paris 1736. fol.) fand großen Beifall und ist immer noch, besonders in der von dem Abbé Gabriel Louis Calabre Perau vermehrten Ausgabe (Paris 1756. 8.) ein ebenso brauchbares als anziehendes Buch. J. J. Granet starb am 26. Jan. 1759 zu Paris. Er wird häufig mit dem Literaten François Granet (s. d. Art.) verwechselt *). *(Ph. H. Külb.)*

GRANET (Pierre), französischer Rechtsgelehrter aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er längere Zeit als Anwalt zu Grenoble thätig war und um das Jahr 1630 zum Präsidenten zu Bresse ernannt wurde. Seine in das Fach der Staatswissenschaft gehörenden Schriften (Tractatus Pacificationum Vervini et Parisiis initi. Item Tractatus Permutationum regno noviter unitarum in vicem marchionatus Salusiarum. Bourg en Bresse 1630. 4. Auch in französischer Sprache. Ibid. 1630. 4. und Stylus regius Galliarum juridicus, olim Salmianis praescriptus. Wissenbourg 1634. 4.) erläutern einzelne Punkte der französischen Geschichte *). *(Ph. H. Külb.)*

GRANGE (Jean-Baptiste-A.), französischer Schriftsteller, geboren am 9. Febr. 1796 zu Marseille, war der Sohn eines Notars und wählte ebenfalls das Fach der Jurisprudenz. Nach der Beendigung seiner Studien nahm er Theil an dem Geschäfte seines Vaters, widmete aber seine freien Stunden der Literatur und trat zuerst mit seiner Lobrede auf den Abbé Féraud (Éloge de M. l'abbé Féraud. Marseille 1819. 8.), welche den von der Akademie zu Marseille ausgesetzten Preis erhalten hatte, als Schriftsteller hervor. Der Anhang dieser Lobrede: L'Ombre de Cicéron, wurde ebenfalls mit Beifall aufgenommen und zog die Aufmerksamkeit auf den Verfasser, welcher sich dadurch bewogen fühlte, seine Gedichte (Élégies, épîtres, prosopopées, odes, den didaktischen Versuch la pudeur und soirées poétiques) und seine prosaischen Aufsätze (Éloges de l'abbé Féraud, de M. Poivre, de Vauvenargues, de Belsunce; Essai sur les romans; Essai sur le sonnet und Discours de réception à l'Académie de Marseille) zu sammeln und unter dem Titel: Essais littéraires (Paris 1824. 18. 2 Voll.) herauszugeben. Er war Mitglied der Akademien zu Marseille, Lyon und Aix und würde sich gewiß in der Literatur einen ausgezeichneten Namen erworben haben, wenn ihn nicht ein allzu früher Tod hinweggerafft hätte. Er starb am 25. Febr. 1826 zu Marseille †). *(Ph. H. Külb.)*

GRANGE (Edmond de), französischer Kaufmann und Lehrer des kaufmännischen Rechnungswesens, von dessen Lebensverhältnissen man Nichts weiter weiß, als daß er um das Jahr 1770 zu Bordeaux geboren wurde und bis zum Jahre 1828, um welche Zeit er wahrscheinlich starb, als Schriftsteller in seinem Fache thätig war. Die von ihm ausgearbeiteten Lehrbücher über die verschiedenen Zweige der Handlungswissenschaft, welche sich durch Gründlichkeit und Klarheit auszeichnen, erfreuten sich lange Zeit eines ungewöhnlichen Beifalls und werden jetzt noch von vielen jungen Kaufleuten und Bankiers allen übrigen Handbüchern ähnlichen Inhalts vorgezogen; besondere Beachtung verdienen seine Anleitungen zur Buchhaltung überhaupt (La Tenue des livres rendue facile, ou nouvelle Méthode d'enseignement de la tenue des livres en simple et double parties. Bordeaux 1800. 8. Paris 1818. 8. 22e édition. Paris 1843. 8.; auch in Spanien in

4) Biographie des hommes vivants. Tom. III. p. 307. Biographie nouvelle des Contemporains par Arnault, Jay, Jouy et Norvins. Tom. VIII. p. 283. Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 12. Biographie générale. Tom. XXI. p. 668.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1576. Biographie générale. Tom. XXI. p. 668.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1577. Biographie générale. Tom. XXI. p. 667.

†) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 14. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 449.

mehren Uebersetzungen [1]) sehr verbreitet, und La Tenue des livres généralisée, ou Avis aux négociants et aux comptables. Paris 1809. 8.); seine Bemerkungen über die doppelte Buchhaltung (De l'Avantage des parties doubles sur les autres méthodes. Paris 1821. 8.) und seine Vorschriften für die Buchhaltung einzelner Geschäftszweige (La Tenue des livres en partie double, appliquée à la comptabilité d'un receveur-général. Paris 1808. 8. De la Tenue des livres des agents de change et des courtiers de commerce. Paris 1825. 8. und Tenue des livres des maîtres de forges, ou Comptabilité en parties simple et double applicable aux usines en général. Paris 1824. 8. Ibid. 1843. 8.). Ferner lieferte er gediegene Schriften über Maß und Gewicht (Vade mecum des commerçants et des voyageurs de toutes les classes. Paris 1808. 8. Neue Ausgabe unter dem Titel: Manuel du commerce, ou Vade mecum des commerçants etc. Ibid. 1826. 8.; eine ziemlich vollständige Reduction der Maße und Gewichte aller Länder, und Tablettes des négociants, exposant les divers systêmes monétaires actuels des peuples commerçants. Paris 1815. 12.); über die Aufstellung der Bilanz (Balance générale simplifiée, ou Méthode pour obtenir tous les mois, ainsi que dans l'intervalle de l'un à l'autre la balance générale des comptes tenus en double partie. Paris 1808. 8.); über Wechsel und Wechselverhältnisse (Le Change et les Arbitrages expliqués. Paris 1808. 8. Fünfte Auflage unter dem Titel: Nouveau Traité complet du change et de la banque. Ibid. 1840. 8.) und über das Rechnungswesen (Arithmétique pratique, analysée, démontrée dans tous ses développements et dans ses différentes applications aux usages du commerce et de la banque. Paris 1808. 8. 2 Voll. Sec. édit. Ibid. 1819. 8. 2 Voll.). Die hauptsächlichsten dieser Werke hat sein Sohn Edmond de Grange, früher Rheder und dann Professor des Rechnungswesens und Verificator der Mauth, unter dem Titel: Cours complet d'études commerciales (Paris 1840 seq. 8. 6 Voll.) zu einem Ganzen vereinigt [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE [1]) (Claude de la), französischer Geschichtsschreiber des 16. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man Nichts weiter weiß, als daß er um das Jahr 1540 zu Bourges geboren wurde und, wie es scheint, in dem Bürgerkriege zwischen den Katholiken und Calvinisten, zu welchen er gehörte, kein müßiger Zuschauer war, da seine Geschichte einer der gefährlichsten Perioden desselben (Libri III de secundo bello civili ab anno 1563. Montalbani 1569. 8.), welche vom Jahre 1563 bis zum Jahre 1568 reicht, beweist, daß er entweder als Augenzeuge erzählt oder aus sehr zuverlässigen Quellen schöpft. Seine übrigen kleineren Abhandlungen über die Sache der Calvinisten (Discours du siège de Villemar en Languedoc et de la deffaicte et mort du marechal de Joyeuse [1592] im fünften Bande der Mémoires de la Ligue sous Henry III. et Henry IV. Genève 1602. 12. Réplique du Tiers-État de Dauphiné à la Défense de la Noblesse. S. l. et a. 4. La juste plainte et remonstrance faite au Roy par le pauvre peuple de Dauphiné. Lyon 1597. 8. und Réponse et Salvations des Gens du Tiers-État de Dauphiné. Paris 1599. 4.) lassen nicht zweifeln, daß er in den letzten Jahren der Ligue bis zum Erscheinen des Edicts von Nantes als politischer Rathgeber seiner Partei eine bedeutende Rolle spielte. Er starb um das Jahr 1600. Seine Schriften sind für den betreffenden Abschnitt der französischen Geschichte nicht unwichtig; dagegen ist seine Erzählung des fruchtlosen Angriffs des Sultans Suleiman auf die Insel Malta (Commentarius de Bello Melitensi a Solymanno gesto. Montalbani 1582. 4.) nicht von großer Bedeutung [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Guillaume de la), französischer Dichter des 16. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen nichts Näheres bekannt ist, als daß er um das Jahr 1540 zu Sarlat in Perigord (jetzigem Departement Dordogne) geboren wurde und durch seine Poesien mehre Preise bei den Jeux Floraux gewann. Sein Trauerspiel „Dido" (Didon, tragédie en cinq actes. Lyon 1582. 16.) wurde von den Zeitgenossen als ein zugleich durch nützliche Moral, gewichtige Sentenzen, anziehende Darstellung und schöne Verse ausgezeichnetes Meisterstück gepriesen, welches Lob von den jetzigen Kritikern schwerlich in irgend einer Weise anerkannt werden dürfte, aber dem Geschmacke jener Zeit entspricht. Einen Maßstab zur Beurtheilung mag die Scene geben, in welcher Dido dem Aeneas Vorwürfe über seine Treulosigkeit und über seinen Vorsatz, heimlich zu entfliehen, macht und sich hauptsächlich darüber beklagt, daß er ihr nicht einen kleinen Aeneas oder sie wenigstens schwanger zurückgelassen habe, damit sie sich in seiner Abwesenheit an dem Anblicke seines Ebenbildes erfreuen könne. Diesen erhabenen Gedanken drückt sie in folgenden Versen aus:

Au moins puisque joué j'ai mon honneur et moy,
Si avant ton depart j'étois grosse de toy,
Ou si, ayant desja Lucine réclamée,
Tu me laissois ici quelque petit Énée,
Qui te représentast, de face seulement,
Je pourrois, plus constante, endurer ce tourment;
Et par le grand malheur de ta fuite obstinée,
Je ne semblerois point du tout abandonnée!...

Aeneas beklagt ebenfalls sein Unglück und meint, nur die gemeinen und armen Leute seien glücklich, weil ihnen die Mittel fehlen, unglücklich zu sein:

---

1) La Teneduria de libros simplificada, o nuevo metodo de ensenanza de la teneduria de los libros en partida sencilla y doble, trad. por D. José Maria Ruiz Perez. Burdeos 1826. 8. Por D. Joaq. Badue y Moragas. Paris 1826. 8. Por Edm. Degrange (Sohn). Paris 1856. 8. 2) Biographie des hommes vivants. Tom. II. p. 345. *J. M. Querard*, La France littéraire. Tom. II. p. 424. Biographie générale. Tom. XIII. p. 365.

1) In lateinischen Schriften Grangäus.

2) J. Chr. Adelung, Nachträge und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1578. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 828.

. . . Ceux vraiment sont heureux
Qui n'ont pas le moyen d'estre fort malheureux,
Et dont la qualité, pour estre humble et commune,
Ne peut pas illustrer la rigueur de fortune.

Die kleineren Gedichte La Grange's sind ebenso geschraubt und geschmacklos *). *(Ph. H. Külb.)*

GRANGE (Jean de la), französischer Staatsminister, Bischof von Amiens und Cardinal und deshalb gewöhnlich der Cardinal von Amiens genannt, in der Diöcese von Chalons in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. geboren, stammte aus einem angesehenen Geschlechte des Landes Beaujolois und wurde zum geistlichen Stande bestimmt. Er trat, nachdem er sich die nöthigen Schulkenntnisse verschafft hatte, in den Benedictinerorden und machte seine gelehrten Studien in den Collegien desselben mit glänzendem Erfolg. Mit besonderem Fleiße widmete er sich der Jurisprudenz, wie er sich denn auch bei seinen Zeitgenossen den Ruf eines der gründlichsten Kenner des Kirchenrechtes erwarb. Von seinen Oberen nicht nur seines Wissens, sondern auch seiner Gewandtheit in Geschäftssachen wegen sehr geschätzt, wurde er alsbald zum Prior von Gigny, später zu derselben Würde zu St. Denis und dann zum Abte von Fescamp in der Normandie befördert. Als solcher wurde er dem Cardinal Guy de Boulogne beigegeben, welchen der Papst Innocenz VI. als Gesandten nach Spanien schickte, um den Frieden zu vermitteln. Er unterzeichnete mit den Friedensvertrag und erhielt zur Belohnung seiner Bemühung bei den erfolgreichen Unterhandlungen den Titel eines päpstlichen Nuntius. Er erwarb sich ferner durch die bei dieser Veranlassung bewiesene Klugheit die Achtung des Königs Karl V. von Frankreich in so hohem Grade, daß dieser ihn zum Mitglied seines Rathes ernannte und ihm die Erledigung der wichtigsten Angelegenheiten übertrug. Der König glaubte auch keinen zuverlässigeren und sparsameren Hofmann zum Oberfinanzintendanten wählen zu können und er täuschte sich auch keineswegs in seiner Erwartung, wogegen er es nicht an Aufmunterung und Belohnung geleisteter Dienste fehlen ließ, denn er gab dem auch seinen eigenen Vortheil stets im Auge behaltenden Finanzmanne nicht nur im J. 1373 einen Gehalt von 12,000 Livres und vermehrte denselben im J. 1376 um 4000 Livres, sondern beförderte ihn auch zum Bischof von Amiens und bewirkte bei dem Papste Gregor XI. dessen Erhebung zum Cardinal. Weit weniger als der König war das Volk mit seiner Verwaltung zufrieden, denn es betrachtete ihn als den hauptsächlichsten Urheber aller neuen Auflagen, welche unter der Regierung Karl's V. ausgeschrieben wurden und drückend erschienen. Ebenso fand man es sonderbar, daß er nach seiner Beförderung zum Cardinal in seinen Stellen als Präsident des Obersteueramtes und Rath am Parlamente noch immer bei der Entscheidung von Rechtshändeln mitwirkte. Auch bei dem wegen seiner Strenge bekannten Papste Urban VI. scheint er keineswegs beliebt gewesen zu sein, denn als dieser nach der Besteigung des päpstlichen Stuhles in einer Anrede gegen die Könige von England und Frankreich losfuhr und auch die Lebensweise der Cardinäle tadelte, äußerte er ganz besonders seinen Unwillen gegen den Cardinal von Amiens. Er ging sogar so weit, ihn einen pflichtvergessenen Menschen zu nennen, weil dieser von dem verstorbenen Papste gesendet worden sei, den Frieden zwischen den Königen von England und Frankreich zu vermitteln, statt aber seinem Auftrage zu entsprechen, von beiden Theilen Geld genommen und den Zwist genährt habe. Der Cardinal, welcher sich unter den Zuhörern befand und den seinem Gebieter, dem Könige von Frankreich, und ihm selbst zugefügten Schimpf unerträglich fand, erhob sich und nannte diese Behauptung eine Lüge, worauf er sich sogleich aus dem Consistorium entfernte und Rom verließ, um dem Befehle des Papstes, ihn festzunehmen, durch die Flucht zuvorzukommen. Manche Historiker stellen indessen diese Thatsache, welche zur bald erfolgenden Kirchenspaltung viel beigetragen haben soll, in Abrede. Gewiß ist, daß La Grange bei der Wahl des Gegenpapstes Clemens VII. nicht unthätig war und für dessen Anerkennung durch den König von Frankreich wirkte. Anders gestaltete sich die Stellung dieses Staatsmannes nach dem Tode des Königs Karl V.; denn dessen Nachfolger Karl VI. hatte gegen ihn lange eine heimliche, sorgsam verborgene Abneigung, weil er sich bei einer gewissen Gelegenheit sehr misfällig gegen den Kronprinzen geäußert haben soll. Von zuverlässigen Zeitgenossen wird erzählt, daß Karl VI. einige Tage nach dem Tode seines Vaters gegen Pierre de Savoisi, seinen Kammerherrn, geäußert haben soll: „Nun wollen wir uns auch an dem Pfaffen rächen." Als diese Drohung dem Cardinal von Amiens hinterbracht wurde, stieg er augenblicklich zu Pferde und begab sich zu dem Generaladvocaten Jean des Marets; hier verbarg er sich und traf die nöthige Vorsorge zur Sicherung seines bedeutenden Besitzthums. Darauf entfloh er nach Avignon, wo ihm der Schutz des Gegenpapstes Clemens VII. gewiß war. Der König strich zwar den Gehalt des früheren Finanzministers, wagte aber nicht dessen Pfründen zu schmälern. Der Cardinal wandte die größte Mühe an, um bei dem französischen Hofe wieder zu Gnaden zu kommen und benutzte zu diesem Zwecke die Vermittelung des Papstes Clemens, welcher ihm schon deshalb diese nicht verweigern durfte, weil er es dem Cardinal hauptsächlich zu verdanken hatte, daß seine Anerkennung durch Frankreich so schnell erfolgt war. La Grange erhielt auch die Erlaubniß, an den Hof zu kommen; da er aber bald einsah, daß er nie wieder Einfluß erlangen würde, so ging er nach Avignon zurück, wo er bald darauf am 24. April 1402 starb. Man bestattete ihn daselbst in der Kirche S. Martial, seine Gebeine wurden aber später nach Amiens gebracht und in der Kathedrale daselbst beigesetzt. Man hat sein Andenken wenig geehrt und ihn sogar einen schmählichen Geizhals und Erpresser genannt. Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß er große Reichthümer zusammenbrachte, wie schon aus

*) Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 828.

den ungeheuern Schenkungen, die er in seinem Testamente machte, hervorgeht, man scheint aber nicht wol seine Handlungsweise lästern zu können, ohne diese Lästerung zugleich auf Karl V. auszudehnen, welcher ihn stets als einen einsichtsvollen und treuen Beamten betrachtete. Der bedeutende Vorrath, welchen Karl V. in dem Staatsschatze hinterließ, beweist hinlänglich, daß La Grange die Verwaltung der Finanzen mit nicht geringer Umsicht und Sparsamkeit führte, das Volk, welchem jede Auflage unangenehm ist, macht seinem Aerger stets in Vorwürfen gegen die Minister Luft; die Verwirrung aber, welche unter der Regierung Karl's VI. einriß, zeigt zur Genüge, wie wenig der König dadurch gewann, daß er die Leitung der Staatsgeschäfte und insbesondere der Finanzen anderen Händen anvertraute. Besser begründet ist wol der Vorwurf, der Cardinal habe dadurch, daß er den König bestimmt habe, Clemens VII. anzuerkennen, zur Kirchenspaltung beigetragen, denn man wird es natürlich finden, daß Karl V. in dieser Angelegenheit dem Rathe eines seiner ersten Minister, welcher überdies Cardinal und ein ausgezeichneter Kenner des Kirchenrechtes war, Folge leisten zu müssen glaubte. In seinem Testamente ernannte der Cardinal seine Nichte Jaqueline de La Grange, welche Jean de Montagu, Großmeister von Frankreich, geheirathet hatte, zur Erbin. — Etienne La Grange, des Cardinals Bruder, widmete sich der Jurisprudenz und ward, nachdem er verschiedene Stellen bekleidet hatte, im J. 1373 zum Präsidenten des Parlaments in Paris ernannt. Karl V., bei welchem er ebenfalls in großem Ansehen stand, bestimmte ihn in seinem Testamente zum Rath der verwitweten Königin bei der Vormundschaft über die königlichen Prinzen und zu einem der Vollstrecker seines Testamentes. Auch bei Karl VI. blieb er fortwährend in Gunst, da er demselben ebenso treue Dienste leistete wie dessen Vater. Er starb im J. 1388 zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Joseph Chancel de La), gewöhnlich La Grange-Chancel genannt, französischer Dichter, am 1. Jan. 1677 (nicht 1676, wie die meisten seiner Biographen angeben) auf dem seiner Familie angehörenden Schlosse Antoniat bei Perigueux in der Landschaft Perigord (jetzigem Departement der Dordogne) geboren, stammte aus einem alten Geschlechte, welches längst seiner im Kriege geleisteten Dienste wegen geadelt worden war. Auch sein Vater hatte sich dem Militairstande gewidmet, war aber, da ihm eine Stelle als Rath am Parlamente von Dijon als Erbschaft zufallen sollte, aus demselben geschieden, um sich in die Reihe der Anwälte aufnehmen zu lassen. Joseph, sein ältester Sohn, war ebenfalls zum Militairleben bestimmt, zeigte jedoch von Kindheit an weder Anlage noch Lust zu demselben, dagegen eine entschiedene Vorliebe zur Poesie, welche durch den Besuch des Colleges der Jesuiten in seiner Vaterstadt, in welchem er seine Studien begann, genährt wurde und sich ungewöhnlich schnell entwickeln mußte, da er nach seinem eigenen Geständnisse schon eher Verse machen als lesen konnte [1]). Die Meisterstücke Pierre Corneille's und die schwülstigen Romane Gautier de La Calprenede's, freilich zwei völlig entgegengesetzte Anhaltspunkte zur Nachahmung, kamen nicht aus seinen Händen, bis sein Vater, welchem diese Richtung schon längst ein großes Aergerniß war, eines Tages alle Werke der schönen Literatur, die er in seinem Hause vorfand, verbrannte, um diesem Unwesen, von welchem er die schlimmsten Folgen fürchtete, ein für allemal ein Ende zu machen. Der junge La Grange ließ sich durch dieses Auto-da-fé keineswegs abschrecken, da er an seiner Mutter, welche aus dem Hause der unter der Regierung Ludwig's XV. im Staatsdienste berühmt gewordenen Bertins stammte, eine kräftige Stütze seines Strebens fand. Als endlich der Tod seines Vaters ihn von jedem Zwange befreite, gab er sich gänzlich seinem Hange hin und übertraf bald alle seine Mitschüler nicht nur an Gewandtheit, sondern auch an boshafter Satyre in der Behandlung der meisten Gegenstände des Unterrichts. In seinem achten Jahre machte der durch die ihm von allen Seiten zufließenden Lobsprüche eitel gewordene Knabe nicht nur Verse über alle sich ihm darbietenden Stoffe, sondern wagte auch seine Lehrer, wenn sie sich im Unterrichte auf das Feld der Poesie wagten, zu verhöhnen. Um seinem Talente einen größeren und mehr lohnenden Wirkungskreis zu eröffnen, siedelte die über die ihr sicher scheinende glänzende Zukunft ihres bewunderten Sohnes freudetrunkene Mutter nach Bordeaux über und schickte ihn in das dortige berühmte Colleg der Jesuiten. Kaum hatte der Knabe hier zum ersten Mal der Aufführung eines Schauspiels beigewohnt, als er sogleich sich in der dramatischen Kunst zu versuchen anfing. Da die gefällige Mutter für die Herstellung einer Bühne in dem größten Raume ihrer Wohnung Sorge trug, so brachte der kecke Junge alsbald ein von ihm verfertigtes Stück mit Hilfe seiner Mitschüler zur Darstellung, welcher die angesehensten Bewohner der Stadt aus Neugierde beiwohnten. Da ein ärgerliches, jedem Zuschauer bekanntes Ereigniß des Tages als Stoff gewählt und mit bitterem Hohne behandelt war, so fand das Stück bei der Mehrzahl der Zuschauer großen Beifall, erregte aber den Zorn der bei dem Ereignisse betheiligten Personen in so hohem Grade, daß sich der rücksichtslose Dichter mit einer tüchtigen Tracht Schläge bedroht sah. Er kam zwar für dieses Mal mit dem Schrecken davon, mußte aber zu seinem größten Schmerze sehen, daß die Mutter in ihrer Angst das Theater eiligst abschlagen ließ und ähnliche Veranlassungen zu Mishelligkeiten mit den gegen Spott äußerst empfindlichen Bewohnern von Bordeaux streng

*) Vergl. *G. Daniel*, Histoire de France. (Paris 1755. 4.) Tom. VI. p. 135. 198 seq. 219. *L. Moreri*, Dictionnaire historique. Tom. IV. p. 348.

1) „Ceux qui ont assûré que les hommes naissent avec le talent de la poësie, ont en moi un exemple de la vérité de leur sentiment; je ne sçavais pas lire que je sçavois rimer," sagt La Grange in der Vorrede zu der Ausgabe seiner gesammelten Werke mit lächerlicher Eitelkeit.

untersagte. Nachdem La Grange, welcher übrigens eifrig seine dramatischen Versuche fortsetzte, in seinem 14. Jahre seine Schulstudien beendigt hatte, siedelte er mit seiner Mutter nach Paris über, wo diese eine bereitwilligere Anerkennung seiner Talente erwartete und überdies ihn unter die Zahl der königlichen Pagen zu bringen hoffte. Der Zufall war ihren Plänen günstig. Sie bezog ein Haus in Temple, wo auch der Gelehrte und Dichter Jean de la Chapelle, Mitglied der Akademie, wohnte. La Grange, welcher mit diesem bald in nähere Berührung zu kommen wußte, theilte ihm seine poetischen Versuche mit, unter welchen besonders das schon zu Bordeaux vollendete Trauerspiel „Jugurtha" die Aufmerksamkeit des angesehenen Schriftstellers und so große Hoffnungen für die Zukunft des jungen Dichters bei ihm erregte, daß er seine Wahrnehmung seinen Freunden Jean de Campistron und Guil. de Chaulieu mittheilte, welche ebenfalls durch die ihnen vorgelesene Tragödie überrascht waren und durch welche die Nachricht von dem auftauchenden dramatischen Genie alsbald an den Hof gelangte. Die Prinzessin von Conti, Tochter Ludwig's XIV. und des Fräuleins de la Valliere, wünschte das Wunderkind, welches, wie man ihr sagte, eine Stelle unter den königlichen Pagen suchte, zu sehen und die hocherfreute Mutter brachte ihren Sohn nach Versailles, wo man über die Leichtigkeit, womit dieser auf die verfänglichen Fragen der ihn prüfenden Hofleute antwortete, nicht wenig erstaunt war. Der Herzog von Vendôme legte ihm die Endreime eines zum Lobe der Prinzessin zu verfertigenden Sonetts vor und La Grange brachte nach Verlauf einer Viertelstunde aus dem Cabinet, worin er sich eingeschlossen hatte, sein Machwerk, welches den Beifall der Anwesenden erhielt und die Prinzessin bewog, ihn als Page in ihre Dienste zu nehmen. Auch Ludwig XIV. ließ sich den Dichter, dessen Sonett [2]) von Hand zu Hand ging, bei der Frau von Maintenon vorstellen und überhäufte ihn mit Schmeicheleien. Kurz darauf fand La Grange eine günstige Gelegenheit, seinen Geist und seine Kenntnisse auch in Gegenwart des Königs zu zeigen. Man hatte die im Oriente aufgefundene Büste eines römischen Kaisers in der Galerie zu Versailles der Ansicht und Beurtheilung der Alterthumsforscher ausgesetzt. Auf dem Waffenrocke des Kaisers waren zwei durch einen siebenarmigen Candelaber getrennte Cherubim dargestellt und die Gelehrten, welche mit dem Könige und dem Hofe den Fund besichtigten, waren über die Bedeutung dieser Darstellung verschiedener Ansicht. Während die meisten in der Büste den ersten christlichen Kaiser Constantin erkennen wollten, vermutheten andere in ihr den früheren Kaiser Philippus, welcher sich bereits zum Christenthum bekannt haben soll. La Grange fragte die Prinzessin von Conti, ob es ihm gestattet sei, auch seine Meinung mittheilen zu dürfen. „Hören wir auch die Ansicht des kleinen Pagen," erwiderte Ludwig XIV., als ihm die Prinzessin die Bitte ihres Schützlings vortrug. „Sire," sprach dieser, „ich kenne die römischen Kaiser weniger nach ihren Gesichtszügen, als aus ihren Thaten, da ich aber überzeugt bin, daß man ebenso sicher aus den letzteren, als nach den ersteren urtheilen kann, so vermuthe ich, daß der hier dargestellte Kaiser weder Constantin noch Philippus ist, sondern Titus, Vespasian's Sohn, und daß die Cherubim und der Candelaber auf seinem Waffenrocke keine Bekehrung zum Christenthum andeuten, sondern ein Symbol des Sieges sind, welchen er durch die Eroberung Jerusalems über die Juden davontrug." Die ganze Versammlung stimmte sogleich dieser Ansicht bei, der König strich freundlich mit der Hand den jungen Gelehrten über die Stirn und empfahl ihn angelegentlich der Prinzessin von Conti. Diese übergab auch die Tragödie „Jugurtha," welche sie sich hatte vorlesen lassen, dem berühmten Jean Racine, um seine Meinung über diesen Versuch und über die Anlagen des Verfassers zur dramatischen Poesie zu hören. Racine behielt das Stück acht Tage und erstattete der Prinzessin einen sehr günstigen Bericht; er verhehlte die Fehler nicht, welche sich darin fanden, fügte aber hinzu, daß der Versuch, wenn sie dem Verfasser gestatte, ihn mannichmal zu besuchen und seinen Rath anzuhören, in kurzer Zeit zur Darstellung reif sein könne. La Grange, welcher diese Erlaubniß erhielt, besuchte jetzt häufig den bewährten Tragiker und zog nach seinem eigenen Geständnisse aus dessen Lehren größeren Gewinn als aus allen Büchern, welche er über die Theorie des Dramas studirt hatte. Manche andere Zeitgenossen hegten freilich nicht dieselbe Ueberzeugung und er erlebte in dieser Beziehung noch vor der Aufführung seiner Tragödie ein tragikomisches Abenteuer. Während eines Aufenthaltes des ganzen Hofes zu Chantilly wurde La Grange von dem Herzoge von Bourbon zur Tafel geladen, an welcher sich auch der Graf von Fiesco, Racine und Jean de Santeul einfanden. Der letztere, durch seine gelungenen Gedichte in lateinischer Sprache bekannt, ließ, vom Weine erhitzt und von Eitelkeit gestachelt, seinem Spotte gegen den jungen Dichter freien Lauf, indem er meinte, dieser hätte, statt Racine nachzuahmen und sich mit schlechten französischen Versen abzuquälen, weit besser gethan, ihn zum Muster zu nehmen. Die Tischgesellschaft lachte über diese Anmaßung; als aber La Grange mit jugendlichem Eifer die Nationalpoesie und Racine zu vertheidigen wagte, ergriff Santeul in seinem Zorne einen

2) Zur Bezeichnung der damaligen Art und Weise der poetischen Lobhudelei mag es hier stehen; es lautet:

Chaque coeur est un temple où l'on vous dresse un *buste*,
Du plus indifférent vous fonder les *glaçons;*
De myrtes amoureux moins faisoit de *moissons*
Celle qui fit filer la main la plus *robuste.*
Tout cède, tout se rend à votre aspect *auguste.*
La raison fait au coeur d'inutiles *leçons;*
Ses avis importans passent pour des *chansons.*
Chacun connoit sa faute et chacun la croit *juste.*
L'un adore ce port rempli d'un doux *orgueil;*
L'autre ces yeux brillans et ce charmant *accueil.*
Mais toujours le respect leur oppose une *digue;*
Et ce Dieu, qui du monde agite les *ressorts*,
Et qui de ses faveurs fut pour vous si *prodigue*,
N'oseroit qu'en tremblant exprimer ses *transports.*

Teller und würde ihn dem Lobredner an den Kopf geschleudert haben, wenn nicht der Herzog den Arm des Wüthenden sogleich gefaßt hätte. Der erschrockene La Grange entfernte sich eiligst, bald nachher aber wurde er durch die Aufführung seiner Tragödie (8. Jan. 1694) auf dem Theater der Fossés-Saint-Germain für seinen Schrecken reichlich entschädigt. Man nannte sie jedoch bei der Ankündigung nicht „Jugurtha," sondern „Adherbal," weil eine Tragödie des Dichters Nicolas Péchantré, welche den Namen Jugurtha führte, durchgefallen war, später erhielt jedoch La Grange's Arbeit ihren ursprünglichen Titel wieder. Bei der ersten Vorstellung setzte sich der Prinz von Conti an die Seite des kaum 16jährigen Dichters, dessen Jugend schon ohnehin die Kritik entwaffnete; Racine selbst entschied durch seine Anwesenheit und seinen Beifall den Erfolg des Stücks und das Glück des Verfassers. Merkwürdig ist, daß Racine bei dieser Gelegenheit zum letzten Mal das Theater besuchte und bald darauf allen weltlichen Dingen entsagte. La Grange, dessen Trauerspiel auch zu Versailles und auf andern Bühnen nach solchen begünstigenden Vorgängen von den Zuschauern pflichtschuldig mit Beifall aufgenommen wurde, stieg immer mehr in der Gunst des Hofes; die Prinzessin von Conti verschaffte ihm eine Lieutenantsstelle in dem Regimente des Königs; da aber seine thätige Vorliebe zur Literatur und insbesondere zur dramatischen Kunst sich mit dem Müßiggange und der verschwenderischen Lüderlichkeit seiner Kameraden nicht vertrug und die Abwesenheit von der Hauptstadt, welche ihm allein die Möglichkeit des Umgangs mit den berühmtesten Schriftstellern und Dichtern und die Mittel zur weiteren Ausbildung bot, ihm mit jedem Tage fühlbarer wurde, so erbat und erhielt er die Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren und in das Corps der Musketiere zu treten; später wurde ihm durch die Fürsorge seiner Gönnerin die Stelle eines Ehrenhaushofmeisters der Herzogin von Orleans, der Mutter des späteren Regenten, zu Theil und die Gunst, welche er sich am Hofe zu erwerben gewußt hatte, erstreckte sich sogar auf seine ganze Familie. Sein jüngerer Bruder, zuerst Page bei dem Herzoge von Maine, wurde in der Marine untergebracht und erwarb sich den Ruhm eines ausgezeichneten Seemannes; sein dritter Bruder, anfänglich zum geistlichen Stande bestimmt, aber demselben abhold, betrat dieselbe Laufbahn und hatte bereits den Grad eines Schiffslieutenants erlangt, als er auf der Rückkehr von einer Expedition nach Rio Janeiro während eines Sturmes mit seinem Schiffe versank. La Grange war als Musketier und in seiner noch behaglicheren Stellung als Ehrenhaushofmeister für das Theater unermüdlich thätig. In diese Zeit fallen die Tragödien „Orestes und Pylades" (1697); „Meleager" (1699); „Athenais" (1699); „Amasis" (1701); „Alceste" (1703); „Ino und Melicertes" (1713) und „die untergeschobene Tochter" (La fille supposée) in drei Acten, gemeinschaftlich mit dem Dichter Pierre Charles Roy (1713), sowie die tragischen Singspiele „Medus" (1702); „Cassandra" (1706) und „Ariane" (1717), gemeinschaftlich mit Roy [3]). Alle diese fast ohne Ausnahme der Mythologie entlehnten Stücke wurden, wenn auch nicht mit ungewöhnlichem Beifall, doch wenigstens günstig aufgenommen und man kann sich den Erfolg solcher fehlerhaften Machwerke nur erklären, wenn man bedenkt, daß zwischen dem Rückzuge Racine's und dem ersten Auftreten Prosper de Crebillon's die tragische Bühne fast 30 Jahre lang von kaum mittelmäßigen Talenten in Beschlag genommen war und also La Grange neben Campistron, Hil. Bern. de Longepierre und Antoine de Lafosse [4]) auf Beachtung Anspruch machen durfte. Er hatte jedenfalls Ursache, mit dem schnell erlangten literarischen Ruhme ebenso zufrieden zu sein, wie mit dem behaglichen Wohlstande, der ihm durch seine Heirath mit dem Fräulein du Cluzel de La Chabrerie, einer Schwester des Generalpächters dieses Namens, deren Bekanntschaft er auf einem seiner Ausflüge nach der Provinz im J. 1709 machte, zu Theil geworden war, sein ihm angeborener Hang zum Spott und zur Satyre verbitterte ihm aber die zweite Hälfte seines Lebens. Seine Ehrenstelle bei der Herzogin von Orleans brachte ihn um das Jahr 1713 in Berührung mit dem Herzoge von La Force, einem der eifrigsten Förderer des Law'schen Finanzsystems und Mitglied des Staatsrathes der Regentschaft. Er wurde allmälig dessen vertrautester Freund, Geschäftsführer und Secretair, der Herzog dagegen zeigte sich als eifrigen Mäcen des Dichters, ging aber in der Vertraulichkeit so weit, daß er sich auch als Mitbesitzer der dramatischen Erzeugnisse seines Freundes betrachten zu dürfen glaubte und sogar die Tragödie „Ino und Melicertes" zuerst unter seinem Namen aufführen ließ. La Grange nahm freilich mit Entschiedenheit sein geistiges Eigenthum in Anspruch und der Herzog sah sich genöthigt, seinen Diebstahl einzugestehen, aber das Verhältniß zwischen den beiden Freunden wurde allmälig kälter und endete durch einen Proceß über streitige Grundstücke in Perigord mit tödtlicher Feindschaft. Da La Grange den Proceß, wie er glaubte, durch den Einfluß des Regenten Philipp von Orleans, bei welchem der Herzog von La Force damals in großer Gunst stand, verlor, so dehnte sich sein unversöhnlicher Haß auch auf diesen aus. Er schloß sich, um Rache zu nehmen, den gefährlichsten Feinden desselben an und nahm nicht nur Theil an der von der Herzogin von Maine und dem spanischen Gesandten, dem Fürsten von Cellamare, angezettelten Verschwörung, welche den Sturz des Regenten bezweckte, sondern verfaßte auch gegen diesen eine an Heftigkeit und Gehässigkeit kaum zu überbietende Schmähschrift, die berüchtigten „Philippiques," welche sich bald in Abschriften in Aller Händen befanden und begierig von den mit den obwaltenden Verhältnissen Unzufriedenen aus allen Ständen verschlungen wurden. So erzählen gleichzeitige Schriftsteller die Ursache des kaum

3) Ariane, tragédie lyrique en 5 actes et un prologue, en vers libres. (Paris 1717. 4.) 4) Lafosse übertraf jedoch alle Anderen durch seine Tragödie „Manlius" und ist wol der beste dramatische Dichter dieser Zwischenzeit.

zu begreifenden Ingrimms des Dichters gegen den Regenten und sie scheint auch, obschon noch ein tiefes Dunkel über den näheren Beziehungen zwischen den drei Betheiligten liegt, die wirkliche oder hauptsächlichste zu sein, denn La Grange erwiderte einem Freunde auf die Frage, warum er so sehr gegen den Regenten aufgebracht sei, ausweichend: „warum hat er Partei für den Herzog von La Force gegen mich genommen?“ [5]) Die gegen den Regenten gerichtete Verschwörung wurde entdeckt und bestraft, obschon die härteste Strafe die am wenigsten Schuldigen traf, auch das Dasein der berüchtigten Satyren La Grange's war dem Regenten bereits bekannt geworden, obgleich Niemand in seiner Gegenwart davon zu sprechen wagte. Dieser aber, weit entfernt, sich durch solche Angriffe schrecken zu lassen, verlangte von dem Herzoge von Saint-Simon, einem seiner vertrautesten Freunde, die Mittheilung der Schmähgedichte. Die Vorlesung derselben fand in dem kleinen Wintercabinete des Regenten statt. Dieser verlor dem bestürzten Hofmanne gegenüber beim Lesen lange seine Kaltblütigkeit nicht und hatte sogar den Muth, viele der gegen ihn gerichteten Verse schön zu finden. Die Stelle jedoch, in welcher er des Mordversuchs an dem unmündigen Könige Ludwig XV. beschuldigt wird, machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er die Thränen nicht zurückzudrängen vermochte [6]). Auch scheint er nach dem Urtheile unparteiischer Zeitgenossen, obgleich sonst alle Laster an ihm hafteten, dieses Verbrechens nicht fähig gewesen zu sein und selbst die öffentliche Meinung sprach sich gegen diese furchtbare Beschuldigung aus. La Grange, welcher als Verfasser der Schmähschrift genannt wurde, glaubte dem ersten Ausbruche des sich nahenden Sturmes aus dem Wege gehen zu müssen und begab sich nach Perigueux, wo er sich eifrigst mit der Stiftung einer literarischen Akademie beschäftigte. Dieser Plan fand, da auch die Provinz ihre Akademien haben wollte, nicht geringen Beifall; ehe er aber zur Ausführung kommen konnte, wurde der Urheber verhaftet. Der Regent soll zuerst die Absicht gehabt haben, ihn zu schonen, der Herzog von La Force brachte es aber durch seine Einflüsterungen dahin, daß die Bestrafung des Schuldigen beschlossen wurde; dieser war jedoch so glücklich, den Händen der Häscher des Marschalls von Berwick, Gouverneurs von Guienne, der den Auftrag, ihn festzunehmen, erhalten hatte, zu entwischen und Avignon zu erreichen, wo er unter dem Schutze der päpstlichen Unverletzlichkeit gegen jede Gewalt sicher gewesen wäre, wenn er sich nicht durch einen von seinen Feinden bestochenen französischen Officier, der wegen einer schlechten That verfolgt ebenfalls nach Avignon gekommen war, hätte verleiten lassen, über die Grenzen des päpstlichen Gebietes hinauszugehen, wo er von bereitstehenden Häschern in Empfang genommen, nach der Insel Sainte-Marguerite gebracht und in engem Gewahrsam gehalten wurde. Durch seine angenehme Unterhaltung wußte er aber alsbald den Gouverneur zu gewinnen und zu bewegen, ihm einige Freiheit zu gestatten; ein höhnisches Epigramm auf den gutmüthigen Mann veranlaßte diesen jedoch, seine Vergünstigung zurückzunehmen. Er entschloß sich nun an den Herzog von Orleans eine Ode gelangen zu lassen, worin er sein Vergehen bekannte und seine Reue schilderte, und erhielt von dem Fürsten, welchem seine ärgsten Feinde natürliche Gutmüthigkeit nicht absprechen können, die Erlaubniß, von Zeit zu Zeit Spaziergänge machen zu dürfen, welche er dazu benutzte, die ihn begleitenden Soldaten zu bestechen und sie zu bereden, ihm eine Barke zu verschaffen. Er schiffte sich mit ihnen auf derselben ein und erreichte trotz eines heftigen Sturmes glücklich den Hafen von Ville-Franche in Piemont. Da dieser aber wegen der damals im südlichen Frankreich herrschenden Pest gesperrt war, so konnte er nur auf besonderen Befehl des Königs von Sardinien, an welchen er ein flehendliches Schreiben gerichtet hatte, zur Quarantaine zugelassen werden. Nach derselben nahm er seinen Aufenthalt in Nizza, wo ihn ein angesehener Beamter des turiner Hofes im Auftrage des Königs mit einem Besuche beehrte. Da sein Geldvorrath erschöpft war, so wollte er eine bedeutende Summe von einem Bankier leihen; er erhielt diese sogleich, der dafür ausgestellte Wechsel wurde aber abgelehnt, da die Freigebigkeit des Königs die Deckung des Darlehens übernahm, doch ließ man den Flüchtling zugleich merken, daß man seine Entfernung aus dem mit Frankreich befreundeten Staate wünsche. La Grange faßte sogleich den Entschluß, nach Spanien zu gehen, wo er wegen der zwischen dem französischen und spanischen Hofe obwaltenden Spannung nicht nur eine freundliche Aufnahme, sondern auch eine anständige Unterkunft zu finden hoffte. Er schiffte sich zu Genua, wohin ihn der König von Sardinien durch eine Ehrenwache geleiten ließ, ein, gelangte ungefährdet an die spanische Küste und nahm seinen Weg nach Madrid, wo man ihm ein Infanterieregiment anbot; er schlug jedoch, da er dem Militairleben abhold war, diese Ehre aus und bat um eine Stelle im Civildienste, welche ihm aber verweigert wurde. Man beachtete ihn nun nicht weiter und versuchte sogar wiederholt sich des Zudringlichen durch gedungene Mörder zu entledigen; er vertheidigte sich aber stets tapfer mit dem Degen, bis endlich nach dem Friedensschlusse der französische Gesandte durch fortwährende Beschwerden es dahin brachte, daß der verfolgte Dichter auch aus Spanien

5) „On lui demandoit un jour pourquoi il s'étoit déchainé avec cette rage contre M. le Régent: Pourquoi, repondit-il, avoit-il pris le parti du Duc de la Force contre moi?“ *Fréron*, Année littéraire 1759. Tom. VIII. p. 86. 6) „Cet ouvrage,“ sagt Duclos, „où il n'y a que très-peu de strophes poétiques, est un amas d'horreurs, où la calomnie la plus effrénée s'appuie de quelques vérités. Les copies s'en repandirent par toute la France. Le Régent en entendit parler et voulut les voir. Le duc de Saint-Simon prétend que ce fut lui qui, pressé par les sollicitations du prince, lui fit lire cet effroyable libelle. Il ajoute que lorsque le Régent en fut à l'endroit, où il est représenté comme l'empoisonneur de la famille royale, il frémit, pensa s'évanouir et, ne pouvant retenir ses larmes, s'écria: „„Ah, c'en est trop! cette horreur est plus forte que moi, j'y succombe.““ Il ne revint que difficilement de son désespoir.“ Mémoires secrets. (Paris 1829. 8.) Tom. I. p. 347.

verwiesen wurde. Dieser begab sich nun nach Holland, wo er den Schutz und den Beistand der Generalstaaten anrief, welche ihm auch sogleich das Bürgerrecht zu Amsterdam ertheilten, um ihn dadurch gegen jede Anforderung des Auslandes zu sichern. La Grange gedachte nun hier ruhig eine ihm günstige Aenderung der Verhältnisse in Frankreich abzuwarten, ließ seine Tragödien aufführen und dichtete die vierte „Philippique." Der König von Polen, August II., übersendete ihm als Anerkennung seines Talents eine kostbare Uhr und bot ihm ein Asyl an seinem Hofe an; der geschmeichelte Dichter schickte sich bereits an, dieser Einladung zu folgen, als der plötzliche Tod des Regenten (1723), welchen er durch eine fünfte „Philippique" begrüßte, ihm die Rückkehr in sein Vaterland in Aussicht stellte. Diese wurde ihm auch alsbald gestattet, da der Herzog von Bourbon, welcher die Stelle eines ersten Ministers bekleidete, ihm bereits wichtige Aufschlüsse verdankte und seine Einsicht in die politischen Verhältnisse, die er in der Fremde durch den Umgang mit einflußreichen Leuten gewonnen hatte, auszubeuten gedachte. La Grange hätte sich nun eines sorgenlosen behaglichen Lebens erfreuen können, wenn er die von ihm während seiner Verbannung so sehr ersehnte Ruhe durch seinen Hang zur Satyre nicht selbst fortwährend gestört hätte. Er schonte weder Hochgestellte noch Geringe, weder Feinde noch Freunde und Wohlthäter und war nur unerschöpflich in der Anpreisung seiner eigenen Leistungen. Die Rache des Regenten mag hart für ihn gewesen sein, im Verhältnisse zur Beleidigung muß sie aber von jedem Unparteiischen gelind genannt werden, La Grange benahm sich jedoch, als sei ihm das größte Unrecht geschehen, und hatte sogar die Unverschämtheit, im J. 1728 eines Tages in den Gärten des Palais-Royal zu lustwandeln; der Herzog von Orleans, ebenso gutmüthig, wie sein Vater, begnügte sich damit, ihm den ferneren Zutritt zu verbieten [7]. La Grange betrat jetzt auch wieder die lange verlassene dramatische Laufbahn; die „Olympischen Spiele" (1729), eine Tragicomedie, und die Tragödie „Erigone" (1732) wurden jedoch ziemlich kalt aufgenommen. Fast unbeachtet blieben „Pyramus und Thisbe;" „der Tod des Ulysses;" „Sophonisbe;" „das Fest der Thetis" [8]; „Joas" und „das bestrafte Laster." Da mehre dieser Stücke (Pyramus und Thisbe, Sophonisbe und das Fest der Thetis) auch nicht in die Ausgabe seiner Werke aufgenommen wurden, so hält man sie für untergeschoben. La Grange, welcher sich bis jetzt in der Wahl seiner dramatischen Stoffe Racine zum Vorbild genommen und vorzugsweise die griechische Mythologie ausgebeutet hatte, wollte im Alter diesen Dichter auch in dessen späterer religiösen Richtung nachahmen und griff zu den Helden des Christenthums; da jedoch sein erster Versuch, die Tragödie „Cassius und Victorinus" (1732), keinen glänzenden Erfolg erzielte, so kehrte er wieder zum Heidenthum zurück; da aber sein „Orpheus" ohne Beifall blieb und sein „Pygmalion" gar nicht zur Aufführung gelangen konnte, so gebot ihm die Klugheit, der Poesie gänzlich zu entsagen. Er zog nun den alten Plan, zu Perigueur eine Akademie zu gründen, wieder hervor, aber auch jetzt ohne Erfolg; da ihm aber literarische Beschäftigung, wie es scheint, Bedürfniß war, so wagte er sich auch auf das historische Feld und begann mit dem Ritter von Cablans, einem kenntnißreichen Edelmanne, den Stoff zu einer Geschichte von Perigord zu sammeln. Die Zusammenstellung desselben war bereits bis zur Zeit der erblichen Grafen dieser Provinz gediehen, als der gelehrte Mitarbeiter starb und die Arbeit liegen blieb. Das Material ging später an die regulirten Chorherren von Chancellade, einer nahe bei Perigueur liegenden Abtei des regulirten Augustinerordens, über, welche dem ursprünglichen Plane eine größere Ausdehnung zu geben und ihn auszuführen beschlossen. La Grange versuchte auch in einer Abhandlung den Beweis zu führen, daß der vielbesprochene Staatsgefangene mit der eisernen Maske der an den Unruhen der Fronde in Paris betheiligte und wegen seiner Beliebtheit bei dem Volke unter dem Namen des Königs der Hallen bekannte Herzog von Beaufort gewesen sei, lieferte aber, gleich so vielen andern Nachspürern des Geheimnisses, nur einen Roman [9]. Da es ihm nicht gelingen wollte, durch diese Thätigkeit den ersehnten Beifall zu gewinnen, so beschäftigte er sich in den letzten Jahren seines Lebens mit einer neuen Ausgabe seiner Werke, welche jedoch erst nach seinem Tode erschien, da er durch Rechtshändel und Familienzwist in dieser Arbeit öfter unterbrochen wurde. Er hatte zwei Töchter, welche sich mit angesehenen Männern verheiratheten, und zwei Söhne, von denen der jüngste als Lieutenant der Grenadiere im Regiment Chartres diente, und an den Wunden, die er in der Schlacht bei Dettingen (1743) erhielt, starb. Der ältere, H. de Risor, erregte durch eine Heirath, welche er gegen den Willen seines Vaters schloß, den Unwillen desselben in solchem Grade, daß daraus ein heftiger Rechtsstreit entstand, welcher von beiden durch gegen einander gerichtete Druckschriften ohne alle Rücksicht öffentlich geführt wurde und schon deshalb das skandalsüchtige Publicum belustigte, weil Anklage und Vertheidigung in Versen geführt wurden. Der Sohn gewann den Proceß, wurde aber von dem Vater enterbt. Später fand jedoch eine Aussöhnung statt und der Dichter endete sein unruhiges Leben in den Armen seines Sohnes in dem Schlosse Antoniat am 27. Dec. 1758. La Grange war von kleiner Gestalt, aber sehr dick und hatte ein nicht sehr geistreiches Gesicht und eine unangenehme kreischende Stimme, er wußte aber seine Gedanken mit Feuer vorzutragen und seine Reden durch witzige Einfälle an-

7) Die Milde des Regenten und seines Sohnes gegen den rücksichtslosen Dichter ging in der That weit; denn ein Schriftsteller, welcher sich zu jener Zeit nur halb so arg gegen einen Parlamentsrath vergangen hätte, würde auf die Galeeren geschickt worden sein, wie Duclos richtig bemerkt. 8) Les Fêtes de Thétis, ballet héroique en deux actes et un prologue (1750). Paris 1750. 4.

9) Das Machwerk ist in Freron's Année litteraire, année 1759. Tom. IV. p. 188 seq. abgedruckt.

ziehend zu machen. Er dichtete Satyren und Spottlieder gegen seine Mitbürger, seine Freunde und seine Anverwandten, fand aber trotz dieses Hanges zur Satyre, der ihn bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens nicht verließ, bei den näher Bekannten nicht nur Achtung, sondern auch Liebe, denn er war in der That ein guter Gatte, ein guter Vater, ein aufopfernder Freund und ein guter Bürger, dessen Neigung zu Hohn und Spott eher in der Bösartigkeit seines Geistes, als in der Verdorbenheit seines Herzens begründet gewesen sein muß. Uebrigens verdankt La Grange gerade dieser nie wohlgefälligen Anlage seinen poetischen Ruhm, denn seine „Philippiques“ sind trotz ihrer Unvollkommenheiten, ihres Mangels an Einheit und aufrichtiger Begeisterung und des Uebermaßes von schreiender Ungerechtigkeit und unverschämter Verleumdung eine der vorzüglichsten Leistungen der französischen Literatur im Fache der Satyre und man kann nicht begreifen, wie ein in seinen dramatischen Versuchen so wenig Phantasie und Begeisterung verrathender Reimer diese zuweilen sich dem Erhabenen nähernden satyrischen Strophen hervorbringen konnte, weshalb man auch die Ansicht aufgestellt hat, daß La Grange, obschon er sich selbst als Verfasser der „Philippiques“ bekennt, wol Theil an denselben habe, daß sie aber das gemeinschaftliche Werk einer Gesellschaft bitterer Feinde des Regenten seien [10]). Sie kamen Anfangs nur handschriftlich in Umlauf, wurden aber so eifrig vervielfältigt, daß man fast in allen öffentlichen Bibliotheken und Privatsammlungen gleichzeitige Abschriften derselben findet. Die erste Ausgabe, welche angeblich in Holland gedruckt wurde, aber in Paris erschien [11]), gibt nur drei Oden, die zweite ohne Druckort und Jahr [12]) wurde mit einer vierten vermehrt, erst die dritte [13]) liefert sie alle fünf, ist aber, da die Auflage sehr gering war, selten geworden. Bald darauf ließ der Sohn des Dichters eine vierte Ausgabe erscheinen [14]), welche, was den Text betrifft, als authentisch betrachtet wird, aber in Bezug auf die Einleitung und die Erläuterungen die schlechteste ist; als die vorzüglichste gilt die von Lescure besorgte [15]), worin alle früheren Ausgaben und die besten Handschriften verglichen sind und die sich überdies durch vortreffliche Anmerkungen und zuverlässige Nachrichten über den Verfasser auszeichnet. Die „Philippiques“ befinden sich nicht in der Ausgabe der übrigen Werke des Verfassers, noch in dessen Oeuvres mêlées (La Haye 1724. 8.). Weder diese vermischten Werke des Dichters noch die von dessen Sohne der Ausgabe der „Philippiques“ beigefügten kleineren Poesien, welche zum Theil aus Nachahmungen und Uebersetzungen der Lieder des Anakreon und der Idyllen des Theokrit bestehen, enthalten viel Beachtungswerthes, das Beste sind noch die Cantaten, welche jedoch denen Rousseau's bei weitem nicht gleich kommen, einige in einfachem, leichtem und natürlichem Style geschriebene Erzählungen und eine Ode an seine Gönnerin, die Prinzessin von Conti, welche wirklich einigen lyrischen Schwung zeigt. Als dramatischer Dichter ist La Grange der letzte der Erben Corneille's und Racine's, er steht unter Crebillon und Voltaire, selbst unter Lafosse zwischen Longepierre und Campistron; den Erwartungen, zu welchen sein früh entwickeltes Talent zu berechtigen schien, entsprach er keinenfalls, auch scheint er aus den Lehren Racine's keinen erklecklichen Vortheil gezogen zu haben. La Grange, sagt ein teutscher Geschichtschreiber der französischen Literatur [16]), theilte mit Lafosse und Crebillon eine Zeit lang den Beifall des Publicums durch eine Menge aus der griechischen Mythologie genommener Trauerspiele, in denen die Modernisirung antiker Stoffe bis auf einen unglaublichen Grad getrieben und es psychologisch merkwürdig ist, welchen schädlichen Einfluß die künstlichen Formen einer überbildeten Gesellschaft auf ein sonst nicht unbedeutendes Talent ausüben können. La Grange hatte sich Racine, wie Crebillon Corneille, als Muster vorgesetzt; sowie dieser Corneille's Kraft, so suchte jener Racine's Anmuth zu übertreffen; Crebillon wurde schwülstig und La Grange geziert. In der Nähe des Hofes, im Palaste einer Prinzessin von Conti erzogen, sah letzterer die äußere Würde, die Convenienz und Etikette fürstlicher Personen der Epoche Ludwig's XIV. für das allgemeine Modell der Rede- und Handlungsweise hervorragender Individuen in allen Zeiten und bei allen Völkern an und ließ Orestes, Pylades, Meleager, Alceste und andere Helden und Heldinnen wie versailler Hofleute und Hofdamen sprechen. An ihm kann man ganz besonders erkennen, wie viel Talent Corneille und Racine besessen haben müssen, um diese Vereinigung antiker Stoffe mit moderner Gesinnung und Sitte möglich zu machen und mitten unter dem Einflusse höfischer Vorstellungen und Gebräuche große Dichter zu bleiben, aber

---

10) „Je ne puis concevoir que ce Poëte qui est si dur, si lâche, si diffus, si prosaïque dans ses Tragédies et dans les autres pièces que nous avons de lui, ait pu faire des Odes aussi fortes, aussi sublimes, aussi soutenues. Je croirois volontiers qu'il y a travaillé, mais je suis persuadé que d'autres y ont mis la main, et que ce chef-d'oeuvre de poësie et de noiceur est l'ouvrage de quelques ennemis de M. le Régent qui s'étoient réunis pour le percer des traits de la calomnie la plus atroce.“ *El. Cath. Fréron*, L'année littéraire, année 1759. Tom. VIII. p. 86. 11) Les Philippiques, odes. (Hollande 1723. 12.) 12) Ein Duodezbändchen mit eingefaßten Seiten. 13) Les Philippiques, odes, avec des notes historiques, critiques et littéraires. (Paris 1795. 12.) Diese Ausgabe soll nur in 200 Exemplaren gedruckt sein. 14) Les Philippiques, odes, édition publiée par le fils de l'auteur; suivies de Poésies fugitives. (Bordeaux 1797. 8.) 15) Les Philippiques; nouvelle édition, revue sur les éditions de Hollande, sur le manuscrit de la Bibliothèque de Vesoul et sur un manuscrit aux armes du régent; precédée de Mémoires pour servir à l'histoire de la Grange-Chancel et de son temps, en partie écrits par lui-même avec des notes historiques et littéraires par M. de Lescure. (Alençon et Paris 1858. 12.) Näheres über die Handschriften der Philippiques findet man in dem an wichtigen und anziehenden Nachrichten reichen Werke: Précis historique, généalogique et littéraire de la maison d'Orléans, par un membre de l'université. (Paris 1830. 8.)

16) Ed. Arnd, Geschichte der französischen Nationalliteratur von der Renaissance bis zu der Revolution. (Berlin 1856. 8.) Bd. 2. S. 14.

auch, wie gewagt und gefährlich diese Richtung war, sobald in der Seele dessen, der ihr folgte, kein wirkliches poetisches Feuer brannte. Die Dichter, welche diesen Weg betraten, nahmen alle ihre Entwürfe aus der griechischen und römischen Welt und übertrugen in diese die Sitten und Vorstellungen ihrer Zeit, ohne sie jedoch, wie Corneille und Racine in ihren vorzüglichsten Leistungen gethan hatten, für die Poesie zu verwandeln und zu verschönern; es war ihnen nicht möglich, jene antiken Stoffe mit dem modernen Geiste zu befruchten und durch diese Unreinigung etwas Neues und Ganzes zu schaffen. Die französische Tragödie blieb, wie sie von ihnen fortgesetzt wurde, classisch im gewöhnlichen formellen Sinne des Wortes, ward aber ihrem Inhalte nach nicht modern, wie durch die erwähnten beiden großen Tragiker geschah, sondern stellte Nichts weiter als einen mehr oder weniger geschickt zusammengefügten Mechanismus von Personen, Acten, Phrasen und Tiraden dar. In den Werken der zahllosen geringeren Talente ward die französische Tragödie einem Marionettentheater ähnlich und ihre Gestalten wurden des eigenen Lebens entbehrend von den einigen großen Mustern entlehnten Formen, wie von Drahtfäden, in Bewegung gesetzt. Selbst die französischen Kritiker, welche sich bei der Beurtheilung der dramatischen Dichter ihrer Nation nicht über diesen beschränkten Standpunkt erheben, wollen sogar von diesem aus La Grange kein großes Verdienst zuerkennen; sie rühmen zwar an ihm genaue Kenntniß der Bühne, gute Erfindung des Plans, geschickte Verwickelung und Auflösung der Intrigue, verständige Anordnung der Scenen, leichte Herbeiführung überraschender Situationen und gewandten Dialog, tadeln aber die Wahl der unpassenden und zum Theil abscheulichen Stoffe, die fade und oft lächerliche Liebe der Helden und Heldinnen, die farblose Erbärmlichkeit der Charaktere, den Mangel an tiefem Gefühl, den Ueberfluß an Gemeinplätzen und die harten und incorrecten Verse, die nur zu oft Nichts weiter sind als gereimte Prosa, in welcher noch die geringen Spuren von Kraft und Anmuth in den Gedanken und Gefühlen elend verschwinden [17]). Als die vorzüglichste dramatische Leistung des Dichters betrachtet man seine Tragödie „Amasis" [18]). Die Intrigue ist vortrefflich angelegt, die Erfindung sehr geistreich und die Durchführung kunstvoll; die Situationen, obgleich manchmal nicht sehr wahrscheinlich, sind größtentheils neu und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit herbeigeführt. Nichts bleibt unklar, jede Bewegung ist begründet, das Ganze erregt, indem es fortwährend den Geist beschäftigt, Erstaunen und bestände die höchste und schönste Aufgabe der Kunst darin, die Beweggründe der Handlungen zu verwickeln, die Zwischenfälle zu häufen und die Ueberraschungen zu vervielfältigen, so müßte „Amasis" als eine Mustertragödie gelten; sie läßt jedoch trotz aller an ihr gepriesenen Vorzüge kalt und mußte, obgleich sie Anfangs großes Aufsehen erregte und bei der Menge stürmischen Beifall fand, Voltaire's „Merope," welche sich mit demselben Stoffe beschäftigt, deren Anlage und Durchführung aber gleich einfach sind, weichen und von der Bühne verschwinden. Die Ursache dieser Erscheinung ist einzig und allein in der Natur der Kunst und des menschlichen Herzens zu suchen; eine Intrigue, welche hauptsächlich nur angelegt ist, die Situationen zu vervielfältigen, stört gerade durch diese Vervielfältigung die Theilnahme, statt sie zu fördern, denn der Dichter verzichtet auf diese Weise selbst auf zwei der kostbarsten Vortheile, nämlich auf die allmälige Steigerung und die Auflösung, durch die erste muß er das Herz vorbereiten und durch die andere es befriedigen. Beides läßt sich nur durch einen sehr einfachen Plan erreichen und wird durch einen allzu verwickelten geradezu unmöglich. „Merope" mußte deswegen den Sieg davontragen, denn sie ist ein Werk der schönen Natur, „Amasis" aber ein mühsames Erzeugniß der Kunst. Die Tragödie „Ino und Melicertes" [19]) gefiel auf dem Theater fast noch mehr als „Amasis" und gehört jedenfalls zu den besseren Erzeugnissen der dramatischen Literatur der Franzosen. Sie ist übrigens in derselben Art und Weise gehalten wie „Amasis;" man rühmt die gut eingefädelte Intrigue, die kunstvolle Verwickelung, den Reichthum an Situationen und Zwischenfällen, findet aber die Handlung weniger anziehend, obschon der rührende Stoff dem Dichter hinreichende Gelegenheit bot, auf die Gefühle der Zuschauer zu wirken; er befleißigt sich aber fast absichtlich einer ledernen Trockenheit und das Misverhältniß zwischen dem Charakter der handelnden Personen und ihren Reden, zwischen dem, was sie fühlen sollen, und dem, was sie sprechen, fällt sehr unangenehm auf, auch ist dieser mit Mangel an Einfachheit und mit mancher Unwahrscheinlichkeit verbundene Fehler wol die Hauptursache, warum das früher sehr beliebte Stück jetzt ebenfalls nicht mehr zur Aufführung kommt; freilich liegt diese Vernachlässigung auch an dem bekannten Eigensinne der Schauspieler, nur solche Dramen zu wählen, in welchen sich entschieden vorherrschende und lohnende Rollen bieten, was bei sämmtlichen Tragödien La Grange's nicht der Fall ist. Dieser Tadel trifft jedoch nur die Bühnenver-

17) „Je pense qu'on se réunira pour accorder à M. de la Grange de l'invention dans ses plans, quelquefois même un art qui tient du génie, de l'entente dans les scènes, de l'intelligence et de la justesse dans le dialogue; ce dernier talent n'est pas un petit mérite dans un auteur dramatique. Mais il a toujours bâti sur des fonds romanesques; nulle force dans ses caractères, nul coloris, une versification lâche, entortillée, de lieux communs de vers, un sentiment mou: tels sont les défauts qu'on lui trouve." *Fréron*, L'année littéraire, année 1759. Tom. IV. p. 40. „Il a excellé réellement dans une partie essentielle de l'art, qui est l'entente de la scène: ses intrigues sont à-la-fois compliquées et claires; les situations frappantes y sont prodiguées: mais un amour fade et ridicule defigure tous ses sujets, dont quelques-uns sont terribles; et sa versification dure, prosaïque et incorrecte efface en quelque sorte tout ce qu'il pourrait y avoir d'énergie, de noblesse et de grace dans les pensées et dans les sentiments." Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 155. 18) Amasis, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1701. 12. La Haye 1702. 12. Paris 1702, 1729 et 1731. 12.)

19) Ino et Mélicerte, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1713. 12. Ibid. 1715. 12. La Haye 1733. 8.)

hältnisse in Bezug auf „Amasis" und „Ino und Melicertes," die übrigen dramatischen Arbeiten des Dichters wurden schon bei ihrer ersten Aufführung sehr kalt aufgenommen und bald beseitigt, weil entweder der Stoff schlecht gewählt oder verunstaltet oder die Ausführung mislungen war. „Adherbal" [20]), der erste Versuch des kaum den Kinderjahren entwachsenen Dichters, welcher so große Hoffnungen erregte, wurde später unter dem Titel „Jugurtha" umgearbeitet; er zeichnet sich durch eine nicht schlecht angelegte Intrigue aus, die Charaktere entbehren aber aller Wahrheit und selbst Jugurtha, der wilde, listige Afrikaner, welcher, wie uns die Geschichte lehrt, nach der Herrschaft trachtet und die Römer mit dem glühendsten Hasse haßt, wird uns als ein fader, verliebter Prinz vorgeführt, welcher durchaus nicht unsere Theilnahme erregen kann. Der Dialog ist sehr frostig, die Versification schlecht und selbst die gepriesene Schilderung des römischen Senates matt [21]). In „Orestes und Pylades" [22]) haben wir gar eine doppelte Liebe und eine Entwickelung, welche einem Taschenspielerkunststücke gleicht und obschon dieses Drama sich durch eine bewegtere Handlung und durch Wärme auszeichnet, so mußte es doch der denselben Stoff behandelnden Tragödie „Iphigenia in Tauris" von Guymond de la Touche den Platz räumen, obgleich diese ebenfalls nicht frei von bedeutenden Fehlern ist. In der Tragödie „Meleager" [23]), welche fast einem schlechten Operntexte gleicht, sind die Charaktere durchaus verfehlt und in „Alceste" [24]) hat der Dichter den rührenden und lohnenden Stoff gänzlich entstellt. Racine hatte ebenfalls die Absicht, ihn zu behandeln, kam aber wieder davon ab, jedenfalls ist die Handlung viel zu einfach, als daß La Grange sie durch fünf Acte aufrecht erhalten konnte. Der Stoff zur Tragödie „Athenais" [25]) ist größtentheils „Pharamond," einem Romane Calprenede's, für welchen Schriftsteller La Grange eine entschiedene Vorliebe hatte, entlehnt, Theodosius, der Held des Stückes, ist deshalb zu einem armseligen, von seiner Schwester Pulcheria gegängelten Romanhelden geworden und obgleich den handelnden Personen die tragische Würde fehlt, so wurde das Stück doch wiederholt mit Beifall aufgeführt. Dieses Glück ward nicht der „Erigone" [26]), welche eher einem abgeschmackten Romane als einer Tragödie gleicht und in keiner Weise die Aufmerksamkeit des Zuschauers oder Lesers in Anspruch nehmen kann, zu Theil; auch die christliche Tragödie „Cassius und Victorinus" [27]) fiel durch, da die Behandlung des allerdings schwierigen Stoffes nicht nur der historischen Wahrheit widerspricht, sondern auch das natürliche Gefühl verletzt. Cassius, der Vater des Kaisers Claudius, früher ein arger Verfolger der Christen, hat sich zum Glauben derselben bekehrt und beschützt sie unter dem falschen Namen Lycas versteckt auf jede Weise. Claudius sucht allenthalben seinen verschwundenen Sohn und gelangt endlich zur Vermuthung, daß er durch die Christen ermordet worden sei. Lycas rettet die Tochter des Götzenpriesters Victorinus, welche die Beute eines Drachen werden soll und wird als Beleidiger der heidnischen Götter zum Tode verurtheilt und dem Kaiser, der ihn sehen will, vorgeführt. Dieser zeigt großes Mitgefühl für Lycas, dieser verschweigt aber seinen Namen und gibt sich erst, als er von den wilden Thieren zerrissen wird, zu erkennen. Religion und Vaterlandsliebe können allerdings zuweilen verlangen, daß die natürlichen Gefühle der Pflicht zum Opfer gebracht werden, dürfen aber die Natur nie beleidigen und verletzen. Die Tragödie entzog sich also schon durch diesen Misgriff die Theilnahme und konnte außerdem vor Corneille's „Polieucte," einem Drama, welches ebenfalls einen christlichen Stoff meisterhaft behandelt, nicht aufkommen. Weit unbedeutender als La Grange's Tragödien sind seine Zwitterdramen; die „Olympischen Spiele" (Les Jeux Olympiques, ou le Prince malade, comédie héroïque) in drei Acten und in Versen behandeln die Liebe des Prinzen Antiochus zu seiner Stiefmutter Stratonice und suchen einem durchaus nicht komischen Stoffe eine lustige Seite abzugewinnen, verfehlen aber ihren Zweck, obgleich einige Scenen sehr geschickt durchgeführt sind. Eher erregt das Pathetische in der lyrischen Tragödie „Cassandra" [28]) Heiterkeit, da ein verliebtes altes Weib ein wirklich lächerlicher Gegenstand ist. Die lyrische Oper „Medus" [29]), eine schlechte Nachbildung der Abenteuer der Iphigenia in Tauris, läßt ebenfalls kalt, da die Leidenschaften, welche den Stoff beleben sollen, sich völlig farblos und gehaltlos darstellen und die Durchführung aller Phantasie entbehrt. Das Singspiel „Orpheus," welches zu den zahlreichen Dichtungen gehört, die bei den Vermählungsfeierlichkeiten Ludwig's XIV. auftauchten, ist ein sehr mittelmäßiges Machwerk und der Held ein so armseliger Leiermann, daß der Gott der Unterwelt, welcher sich durch seine

20) Adherbal, roi de Numidie, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1694. 12. Amsterdam 1702. 12.) 21) Sie mag als Probe der Versification des Dichters hier stehen:

Je connois mieux que vous ce Tribunal auguste,
Que vous me dépeignez si terrible et si juste.
Quand ces Dieux de la terre éclatent contre nous,
Je sçais par quelle offrande on fléchit leur courroux.
Ce n'est plus ces Romains qui contents de la gloire
N'avoient qu'un vain laurier pour prix d'une victoire,
Ou qui ne prononçant que de justes arrêts,
Jusques dans leur enfans punissoient les forfaits;
Rome suit aujourd'hui de plus douces maximes,
Et l'or dans le Sénat efface bien des crimes.

22) Oreste et Pilade, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1699. 12. Amsterdam 1707. 12. Paris 1729. 12.) 23) Méléagre, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1699. 12. Amsterdam 1702. 12.) 24) Alceste, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1704. 12. La Haye 1733. 8.) 25) Athénais, tragédie en 5 actes, en vers. (Paris 1700. 12. La Haye 1702. 12. Paris 1729. 12.)

26) Érigone, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1732. 12. Utrecht 1732. 12.) 27) Cassius et Victorinus martyrs, tragédie chrétienne en 5 actes et en vers, tirée de Gregoire de Tours. (Paris 1733. 8. Bruxelles 1735. 8.) 28) Cassandre, tragédie lyrique en 5 actes et un prologue, en vers libres. (Paris 1706. 4. Amsterdam 1707. 12.) 29) Médus, roi des Mèdes, tragédie lyrique en 5 actes et un prologue, en vers libres. (Paris 1702. 4. Amsterdam 1705. 12.)

Lieder zur Nachgiebigkeit bewegen läßt, als ein sehr ohnmächtiger Beherrscher seines Gebietes und barmherziger erscheint, als der gutmüthigste Beurtheiler der elenden Verse des Dichters. Die Opern „Pyramus und Thisbe“, und „der Tod des Ulysses“ sind in Anlage und Ausführung mislungen und gelangten gar nicht zur Darstellung, ebenso wenig ward diese Ehre dem Singspiel „das bestrafte Verbrechen“ (Le crime puni) zu Theil, welches man als die erbärmlichste Mishandlung der Sage von Don Juan betrachten kann. Der Prolog „Freiheit“ (Liberté), worin er den Bürgermeistern von Amsterdam den gebührenden Dank für seine Aufnahme ausspricht, enthält einige gelungene Stellen, ist aber im Ganzen ebenfalls sehr unbedeutend. Die erste Ausgabe der Werke La Grange's (Oeuvres revues et corrigées par lui-même. Paris 1734—35. 12. 4 Partt. en 3 Voll.) enthält die Singspiele „Pyramus und Thisbe;“ „den Tod des Ulysses;“ „das bestrafte Verbrechen“ und den Prolog an die Bürgermeister von Amsterdam nicht, welche sich in der vollständigen, von dem Verfasser kurz vor seinem Tode besorgten schön ausgestatteten Ausgabe (Oeuvres de M. de la Grange-Chancel, nouvelle Édition, revûe et corrigée par lui-même. Paris 1758. 12. 5 Voll.) befinden. Merkwürdig sind die Vorreden und die Einleitungen zu den einzelnen Stücken, worin der Verfasser deren Vorzüge preist und mit der unverschämtesten Eitelkeit sein eigenes Lob singt. Sämmtliche Werke des fast vergessenen Dichters wird außer dem Literarhistoriker, der diese langweilige Pflicht erfüllen muß, jetzt Niemand mehr durchlesen, jedem Andern wird die mit Verstand und Geschmack veranstaltete Auswahl seiner Tragödien und Gedichte (Oeuvres choisies, édition stéréotype. Paris 1811. 18. Ibid. 1830. 18.), worin auch die Philippiques aufgenommen sind, vollständig genügen [30]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Isaac de la), französischer Philolog, von dessen Lebensverhältnissen man aber nichts Näheres weiß, als daß er Vorsteher einer angesehenen Unterrichtsanstalt zu Vendôme war und sich sowol mit poetischen Versuchen in der Landessprache als auch mit der Erklärung der alten römischen Dichter beschäftigte. Er übersetzte ein langweiliges Schäferspiel des italienischen Dichters Francesco Bracciolini (l'Amoroso sdegno) ins Französische (Le Dédain amoureux de Bracciolini, Pastorale mise en vers français. Paris 1612. 8.) und dichtete einen Klaggesang auf den Tod Heinrich's IV. nach einem griechischen Originale (Lamentation sur la mort de Henri-le-Grand, à l'imitation paraphrastique de la Monodie grecque et latine de Fréderic Morel, interprète du Roi. Paris 1610. 8.). Ferner schrieb er Anmerkungen zu des Aurelius Prudentius Gedicht gegen Symmachus (Commentaria in Prudentii libros II. contra Symmachum per ara Victoriae. Parisiis 1614. 8.) und einen Commentar zu Juvenal's Satyren (Commentarii in Decii Junii Juvenalis Aquinatis satiras sexdecim. Parisiis 1614. 8.), welchem jedoch die neueren Ausleger dieses Dichters fast allen Werth absprechen, obschon ihn Heinr. Christian Hennin in seine geschätzte Ausgabe des Satyrikers (Ultraj. 1685. 4.) aufgenommen hat*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Nicolas de la), französischer dramatischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, im J. 1707 zu Montpellier geboren, stammte aus einer angesehenen Familie und erhielt eine vortreffliche Erziehung, sein unruhiger und Sonderbarkeiten nachhängender Charakter ließ ihn aber nicht zur Ergreifung und Erlernung eines bestimmten Faches und zur Begründung einer sicheren Existenz gelangen. Er vergeudete leichtsinnig sein Vermögen und hatte zuletzt kein anderes Mittel zur Fristung seines Lebens als seine Feder; dieses reichte jedoch nicht hin zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und so mußte er sich endlich ins Hospital der Charité zu Paris aufnehmen lassen, worin er im J. 1767 elend starb. Seine Lustspiele, welche meist auf dem Théâtre Italien mit Beifall aufgeführt wurden, verrathen ein nicht unbedeutendes Talent für die dramatische Poesie, aber dieselben sind alle zu flüchtig gearbeitet, als daß sie auf bleibenden Werth hätten Anspruch machen dürfen, weshalb sie jetzt fast gänzlich vergessen sind, obgleich mit Unrecht, da sich manche an komischer Kraft ihnen nachstehende Stücke auf der Bühne erhalten haben. Unter seinen Lustspielen sind anzuführen: Le déguisement, comédie en vers et en un acte (Paris 1734. 8. Ibid. 1737. 8. Utrecht 1735. 12.); L'Italien marié à Paris, comédie en trois actes et en vers (Paris 1737. 8.); L'accomodement imprévu, comédie en vers et en un acte (Paris 1738. 12.); Le rajeunement inutile, comédie en vers (Paris 1738. 8.); Les contretemps, comédie en trois actes et en vers (Paris 1737. 8. Ibid. 1747. 8.); La gageure, comédie en trois actes et en vers (Paris 1752. 8.); La mort de Mandrin, tragi-comédie en 2 actes et en vers (Paris 1756. 8.) und Le bon tuteur, comédie en trois actes et en vers (Paris 1764. 8. La Haye 1770. 12.); auch brachte er die Ecossaise Voltaire's in Verse. Das komische Epos Le Phaëton renversé (Avignon et Paris 1755. 12. Ibid. 1764. 12.), welches einem teutschen Originale nachgeahmt ist, fand, da die Behandlung dem Charakter der Franzosen und ihrer Vorliebe zu leichtem Scherze entspricht, allseitigen Anklang. Weniger gefielen seine Uebersetzungen englischer und italienischer Romane (La Coche, trad. de l'anglais. Paris 1767. 8. 2 Voll.; Histoire de Miss Indiana Danby, trad. de l'anglais. Paris 1767. 8. u. Adrienne ou les aventures de la Marquise de N. N. trad. de

30) L'année littéraire, par *Fréron*. Année 1759. Tom. IV. p. 1 seq. Tom. VIII. p. 73 seq. Dictionnaire historique par *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*. Tom. V. p. 540 seq. *J. F. Laharpe*, Lycée, ou cours de Littérature. (Paris, an VIII. 8.) Tom. XI. p. 170 seq. Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 153 seq. *J. M. Querard*, La France littéraire. Tom. IV. p. 428 seq. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 830 seq.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1579. Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 152.

l'Italien. Paris 1768. 12. 2 Voll.); auch wurden diese nur von ihm unternommen, um das zur Stillung des Hungers nöthige Geld zu gewinnen. Seine besseren dramatischen Versuche sind unter dem Titel Théâtre de M. de la Grange (Paris 1760. 12.) gesammelt. Ein anderer Dichter dieses Namens, d'Olgiband de la Grange, wird zu derselben Zeit öfter erwähnt, von seinen Lebensumständen wird jedoch nichts Näheres mitgetheilt. Seine dramatischen Leistungen (Arménide, ou le triomphe de la constance, poëme dramatique tragi-comique en 5 actes, en vers alexandrins. Amsterd. 1766. 8. und Donice, tragédie en 5 actes et en vers. Paris 1770. 8.) sind unbedeutend. Unter seinen lyrischen Gedichten (Odes sacrées. Paris 1788. 8. und Le Voyage aërien, ode. Paris 1784. 8.) findet sich Manches, was poetisches Talent verräth *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Pierre de la) (in lateinischen Schriften Grangianus), französischer Rechtsgelehrter, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. geboren, widmete sich der Jurisprudenz und zeichnete sich nach der Beendigung seiner Studien als Advocat in der Führung schwieriger und verwickelter Processe aus, wozu ihn seine ungewöhnlichen Kenntnisse in allen Theilen seines Faches besonders befähigten. Der ausgedehnte Ruf, den er sich alsbald auf diese Weise erwarb, bewog die Regierung, ihn zum Fiscalanwalt in der Baillage Charolles in Burgund zu ernennen. Er bekleidete dieses Amt mit der größten Energie und Gewissenhaftigkeit und starb zu Charolles gegen das Ende des 16. Jahrh. Er versuchte sich auch als Schriftsteller in seinem Fache und legte die Ergebnisse seiner Studien und seiner Erfahrungen hauptsächlich in den Paradoxa Juris civilis (Lugduni 1581. 8.) nieder, worin er besonders von jüngeren Gelehrten versuchte scharfsinnige Erörterungen und Erklärungen zweifelhafter Fragen gegen die hergebrachten Ansichten älterer Juristen vertheidigt. Seine eine umfassende Gelehrsamkeit beurkundende Abhandlung erfreute sich des gebührenden Beifalls und Everh. Otto fand Gründe genug, sie in seinen Thesaurus Juris Romani (Tom. V. Traject. ad Rh. 1735. fol. p. 615—654) aufzunehmen; eine zweite besondere Ausgabe (Lugduni 1681. 8.) beruht aber auf einem Irrthum. Erwähnung verdient auch La Grange's Disputatio in titulum Pandectarum de dividuis et individuis stipulationibus (Lugd. 1585. 8.), obwol sie seinen Paradoxen an innerem Werth und an geistreicher Behandlung nachsteht †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE DE CHECIEUX (Gilbert Arnaud François Simon de la), französischer Jurist, im J. 1710 zu La Charité an der Loire (im Departement Nièvre) geboren, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit und wurde nach der Beendigung seiner Studien Advocat an dem Parlament zu Paris, dann Secretair des Königs und zuletzt königlicher Censor. Er hatte in seiner Stellung Gelegenheit, die Beweggründe der Handlungsweise seiner Regierung in Bezug auf die Streitigkeiten der europäischen Mächte über die amerikanischen Colonien und besonders den Gang der Verhandlungen über den Besitz von Canada oder Neuschottland kennen zu lernen, weshalb er, ohne seinen Namen geradezu zu nennen, gegen eine die Thatsachen und die Verträge entstellende Darstellung in einer berichtigenden Schrift (La Conduite des Français justifiée ou Observations sur un écrit intitulé: Conduite des Français à l'égard de la nouvelle Écosse, par M. D. L. G. D. Ch. Utrecht et Paris 1756. 12.) zur Vertheidigung seines Vaterlandes auftrat, aber es ebenfalls nicht über seine Vorliebe für seine Landsleute gewinnen konnte, einen unparteiischen Standpunkt einzunehmen; für den Historiker enthält seine Streitschrift indessen manche nicht unwichtige und sehr brauchbare Andeutungen. La Grange de Checieur (oder Chessieur, wie Andere den Namen schreiben) starb am 18. Dec. 1774 zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE VARLET (Charles de la), berühmter französischer Schauspieler des 17. Jahrh., um das Jahr 1640 zu Amiens geboren, war der ältere der beiden Söhne eines reichen Sachwalters, welche durch die Unredlichkeit eines Freundes ihres frühverstorbenen Vaters, dem die Vormundschaft übertragen worden war, nicht nur um ihr ganzes Vermögen gebracht, sondern auch in der Erziehung vernachlässigt wurden, sodaß ihnen kein anderer Ausweg blieb, als ihr Glück auf der Bühne zu versuchen. Sie begannen ihre Laufbahn in der Provinz; da aber ihre Bemühungen nur von sehr geringem Erfolg gekrönt wurden, so ging Charles nach Paris und hatte das Glück, im J. 1658 bei der Truppe des Palais-Royal ein Unterkommen zu finden. Molière, welcher an der Spitze derselben stand, fand ein besonderes Vergnügen daran, den talentvollen jungen Künstler weiter auszubilden und einen guten Schauspieler aus ihm zu machen. Er spricht deshalb auch in der ersten Scene des Lustspiels L'impromptu de Versailles, wo er seinen Gefährten die nöthigen Anweisungen zur Darstellung ihrer Rollen gibt, zu La Grange nur die Worte: Pour vous, je n'ai rien à vous dire. Im J. 1673 ging dieser zu der Truppe des Theaters der Straße Guenegaud über, bei welcher er auch blieb, als sie sich im J. 1680 mit der des Hotels de Bourgogne vereinigte. Er hatte bisher Rollen verschiedener Art gespielt, jetzt gab er aber die tragischen auf und hielt sich ausschließend an die der höheren Komik, welche er mit großer Gewandtheit und gefälligem Anstande gab, sodaß er sich bis in sein Alter des allgemeinen Beifalls erfreute. Molière hatte ihm im J. 1667, sechs Jahre vor seinem Tode, das Geschäft übertragen, das Publicum anzureden und La Grange blieb auch fortan der Redner der Truppen,

*) Nouveau dictionnaire historique, par *L. M. Chaudon* et *A. Delandine*. Vol. V. p. 542. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. IV. p. 429.

†) *Everh. Otto*, Praefatio ad Tom. V. Thesauri Juris Romani p. 25 seq.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1577. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. IV. p. 432.

deren Mitglied er war. Er sprach auch in der That mit solcher Anmuth und Leichtigkeit, daß man in dieser Beziehung Molière nicht vermißte, und verband mit seinen Talenten einen so unermüdlichen Eifer, eine so erstaunliche Umsicht und eine so unbestechliche Redlichkeit, daß Niemand mehr wie er verdiente, den großen Dichter in der Leitung der Truppe und in der Wahrung des Vortheils seiner Gefährten zu ersetzen. Er hatte auch Antheil an einer der ersten Ausgaben der Werke Molière's (1682), wozu er in Gemeinschaft mit Vinot, einem der vertrautesten Freunde des Verstorbenen, die Vorrede schrieb. La Grange war mit Marie Ragueneau, einer weder durch Schönheit noch durch sittliches Betragen ausgezeichneten Schauspielerin, verheirathet, welche sich auch in der Kunst keine Lorbeern erwarb und nur in Charakterrollen erträglich gefunden wurde. Er hatte von ihr eine durch Geist und weibliche Tugend hervorragende Tochter, welche die Gemahlin eines Mannes wurde, der sie unglücklich machte, worüber er sich so sehr kränkte, daß der Kummer seine Gesundheit untergrub. Er starb am 1. März 1692 zu Paris. Seine Witwe wurde in demselben Jahre von der Truppe entlassen und lebte noch bis zu dem Jahre 1727. Sein jüngerer Bruder, Achille Varlet, genannt Verneuil, welcher nur den Rücksichten, die man gegen Charles hegte, die Aufnahme in die Truppen der Straße Guenegaud und des Hotels de Bourgogne verdankte, spielte leidlich die Vertrauten in der Tragödie und die Helfershelfer in dem Lustspiele. Er zog sich im J. 1684 von der Bühne zurück und starb im J. 1707 zu Amiens *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGE D'ARQUIEN (la). Johann de la Grange ließ sich in der Landschaft Berry nieder und lebte noch 1442. Sein Sohn, Johann de la Grange, auf Montigny, Vesure, la Reculée, le bas Fouilloy, Chaumoy, les Barres und les Bercheres, starb vor dem Jahre 1491. Dessen Sohn Gottfried erheirathete mit Johanna Guytois, laut Ehevertrag vom 20. Oct. 1474, den Antheil Arquien und wurde der Großvater Karl's von la Grange, auf Montigny, Vesure, le bas Fouilloy und Antheil Arquien, St. Michaelordens Ritter, Gouverneur von la Charité und Lieutenant in des Grafen von Brienne Compagnie, der am 1. April 1485 testirte, nachdem er in der Ehe mit Louise von Rochechuart sieben, in der zweiten Ehe mit Anna von Brichanteau fünf Kinder gezeugt. Der erstgeborene Sohn, Franz, auf Montigny und Sery, gelangte als Page zu einer gewissen Intimität mit dem nachmaligen Könige Heinrich III. und wurde dessen Gentilhomme ordinaire de la chambre, Capitaine des cent gentilshommes de sa maison und des gardes de la Porte, premier maître d'hôtel. In der Schlacht bei Coutras 1587 that er an der Spitze von vier Compagnien cavalerie légère den ersten Angriff auf die leichte Reiterei der Protestanten, die, 120 Mann stark, sehr übel wegkam. Der Vicomte von Turenne eilte ihr zu Hilfe und brachte das Gefecht zum Stehen, wurde aber doch ebenfalls übermannt und genöthigt, bei der Infanterie Schutz zu suchen, während die Trümmer seiner Cavalerie bis Coutras verfolgt wurden. Hier beschäftigten sich die Stradioten nach ihrer Weise mit Plündern, als ihr Hauptmann Mercur, hinter sich den Siegesruf der Navarresen vernehmend, sich verloren wähnte und mit all seiner Mannschaft davonjagte. Der schimpflichen Flucht setzte la Grange sich entgegen. Das Pferd wurde ihm aber unter dem Leibe erstochen und er selbst genöthigt, sich gefangen zu geben. Dem Sieger, dem König von Navarra vorgeführt, hatte er jedoch Ursache, sich des Empfangs zu beloben; sogar seine Standarte wurde ihm zurückgegeben. La Grange oder Montigny war hierauf einer der sieben Vertrauten aus der Garde, die berufen waren, zu dem Morde des Herzogs von Guise zu wirken, und verdiente sich damit das Gouvernement von Bourges, welches der König in des la Châtre Händen nicht mehr sicher wähnte, „mais il fut refusé et contraint revenir avec sa courte honte." Dagegen zerstreute er, von Philipp von Angennes unterstützt, bei Nemours die Convoi, womit die Pariser den Nöthen der Ligisten in Orléans abzuhelfen gedachten, während sein Bruder, Anton de la Grange d'Arquien, das Schloß zu Sancerre einnahm, auch anderweit, gleichwie Montigny, den Ligisten manchen Abbruch that. Den Entsatz von Aubigny, 1591, hat Anton bewerkstelligt. Montigny focht auch bei Aumale und Fontaine-Française, befehligte bei der Belagerung von Amiens 1597 die Cavalerie légère. Mestre de camp général de la cavalerie légère, Gouverneur von Paris, Berry, Blois, Dunois, Vendôme und Gien, erhielt er auch 1593 das Gouvernement von Metz und den drei Bisthümern, während sein Bruder Arquien zum Gouverneur der Citadelle von Metz ernannt wurde. Maréchal de camp, den 14. Dec. 1615, für die von dem Herzoge von Guise befehligte Armee, wurde Montigny den 7. Sept. 1616 Marschall von Frankreich. Als solcher ist er den 9. Sept. 1617 gestorben und ihm wurde in der Domkirche zu Bourges ein Denkmal aus Marmor gesetzt. Der Sohn seiner Ehe mit Gabriele von Crevant, Heinrich Anton de la Grange auf Montigny, lieutenant-général für das Gouvernement der drei Bisthümer und Gouverneur der Stadt Verdun, hinterließ die einzige Tochter Gabriele, die, an Ludwig-Châlon du Blé Marquis d'Urelles verheirathet, ohne Kinder gestorben sein wird, denn die Güter fielen an die Grafen von S. Aignan, Nachkommen von des Marschalls von Montigny Tochter Jaqueline, die im Mai 1632 mit Tode abgegangen war. Des Marschalls Bruder und sein Mitstreiter in den Kämpfen mit der Liga besaß Arquien, Prie bei Nevers und Insy und war gentilhomme ordinaire de la chambre du roi, capitaine de cinquante hommes d'armes, lieutenant au gouvernement de la ville et citadelle de Metz, Gouverneur de Calais, de Sancerre et de Gien, lieutenant-colonel du régiment des gardes françoises et capitaine des gardes de la porte. Er starb den 9. Mai 1626, nachdem er drei Frauen gehabt. Der ersten Ehe mit Marie de Cambray,

*) Biographie universelle. Tom. XLVII. p. 517.

Frau auf Soulangis, gehört an Johann Jacob de la Grange, Vicomte von Soulangis, Herr von Arquien und Breviande, dessen Nachkommen, die Grafen von Arquien, bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. vorkommen, uns aber nicht weiter interessiren. In Anton's dritter Ehe mit Anna von Ancienville waren geboren 1611 Achilles von la Grange, Graf von Maligny, und den 8. Sept. 1613 zu Calais Heinrich de la Grange, Marquis von Arquien. Achilles, mit Germana Louise von Ancienville, Frau auf les Bordes, Tochter von Achilles d'Ancienville, Vicomte von les Bordes und Herr von Epoisses verheirathet, erbte durch seines Oheims Ludwig von Ancienville letzten Willen vom Jahre 1652 das Marquisat Epoisses, die ausgedehnte Herrschaft. Es gehörten dazu Epoissotte, Coromble, Toutry, Torcy, Pouligny, Vic-Chassenay, Meneloi, Menetreux, Atie-sous-Montréal, Genouilly, Dompierre en Morvan ꝛc. Mehr als 150 Lehen hingen davon ab, namentlich die Grafschaft Chevigny, die Baronien Bourbilly und Forléans, Tote, la Cour d'Arcenai u. s. w. Des Achilles de la Grange alleinige Erbin wurde seine Tochter Louise, vermählt 1661 mit Wilhelm Peichpeirour de Comminges, Graf von Guitault. Sie starb 1667 kinderlos und vermachte Epoisses dem Helden von Rocroy, dem Prinzen von Condé, der aber 1672 die Herrschaft dem Grafen von Guitault, seinem ersten Kammerherrn, schenkte. Das ist der Sévigné Nachbar, Freund und Lehnsherr, welche Bourbilly in dem Rechte ihrer Großmutter, der heil. Johanna Franciska von Chantal, besaß. Ein anderer Peichpeirour Cominges, auffallend durch seine ungeheure Dicke, hat wider seinen Willen in der Artillerie eine gewisse Berühmtheit erlangt. „Les courtisans, pendant les campagnes du roi, appellèrent par plaisanterie les bombes et les mortiers du plus gros calibre des Cominges, et si bien que ce nom leur est demeuré dans l'artillerie. Cominges trouvait cette plaisanterie très-mauvaise et ne s'y accoutuma jamais." Des Achilles Bruder, Heinrich von la Grange, Marquis von Arquien, auf Prie, Insy und Beaumont, war zu Calais den 8. Sept. 1613 geboren. „Il fut homme d'esprit, de bonne compagnie, et fort dans le monde, où il fut fort aidé par le duc de Saint-Aignan et par la comtesse de Béthune, sa soeur, dame d'atour de la reine Marie-Thérèse, de la mère de laquelle, fille du maréchal de Montigny, il était cousin germain. Il eut le régiment de cavalerie de Monsieur, et fut capitaine de ses Cent-Suisses." Er hatte zur Frau eine la Châtre-Brillebaut, gest. 1672, Mutter von sieben Kindern, die so folgen: 1) Anna Ludwig, Marquis von Arquien, Graf von Maligny, wendete sich, gleichwie der Vater, nach Polen, erhielt daselbst den 6. Mai 1690 das Indigenat, wurde Inhaber eines Dragonerregiments und Gardehauptmann, besaß auch eine Starostei. 2) Ludwig, chevalier d'Arquien, wurde bei der Belagerung von Orsoy 1675 getödtet. 3) Louise Maria, der Königin Maria Teresa dame d'atour, heirathete den 20. Jan. 1669 den Marquis von Chabris, Franz Gaston von Béthune. „Sa soeur étant devenue reine, son mari fut aussitôt envoyé extraordinaire en Pologne, pour complimenter le nouveau roi. Il revint immédiatement après, fut fait seul extraordinairement chevalier de l'ordre en 1675, et repartit pour Varsovie avec sa femme, chargé de porter le collier du Saint-Esprit au roi son beau-frère, qu'il lui donna à Zolkiew, en novembre suivant, où il demeura ambassadeur extraordinaire. M. et madame de Béthune eurent deux fils et deux filles." Die ältere Tochter verheirathete K. Johann von Polen den 22. Mai 1690 mit seinem Neffen, dem Fürsten Stanislaus Kasimir Radzivil, dem Ordinat von Kleck und Großmarschall von Lithauen, der aber noch in demselben Jahre starb, worauf die Witwe die zweite Ehe einging mit dem Hofmarschall von Lithauen, Fürsten Sapieha. Die andere Tochter wurde 1693 dem Grafen Jablonowski, Woywode von Volhynien und demnächst von Reußen, angetraut, „frère de la comtesse Bnin Opalinska, mère du roi Stanislas, père de la reine épouse de Louis XV. M. de Béthune demeura toujours en Pologne jusqu'en 1691, où il était extrêmement aimé et considéré, et y acquit beaucoup de réputation. Il en partit cette année-là pour aller ambassadeur extraordinaire en Suède, et il y mourut l'anné suivante, 1692. C'était un homme d'esprit avec beaucoup d'agréments, fait pour la société, et fort capable d'affaires. Il avait conclu et signé avec l'électeur palatin le contrat de mariage de Monsieur et de Madame. Il avait aussi servi, été gouverneur de Clèves, et commandé en chef dans ce pays-la. Il vivait fort magnifiquement; sa manie était de se mettre entre deux draps à quelque heure qu'il voulait faire ses dépêches, et ne se relevait point qu'elles ne fussent achevées. Les deux fils refusèrent avec une folle opiniâtreté le cardinalat à la nomination du roi de Pologne. Il vinrent dans la suite mourir de faim en France. L'aîné fut tué sans alliance à la bataille d'Hochstet, l'autre a vécu obscur toute sa vie. Il épousa une soeur du duc d'Harcourt dont il n'est resté qu'une fille, qui veuve fort jeune sans enfants d'un frère du maréchal de Médavi, s'est remariée au maréchal de Belle-Isle. Son père s'est remarié à une soeur du duc de Tresmes, se sont séparés fort brouillés, et il est allé vivre à Lunéville, où le roi Stanislas l'a fait son grand chambellan. Madame de Béthune est morte à Paris en 1728, à quatre vingt-neuf ou dix ans." 4) Maria Kasimira, die Königin von Polen, von der nach dem Vater. 5) Johanna und 6) Franciska, beide Klosterfrauen. 7) Maria Anna, vermählt zu Lemberg den 19. Juni 1678 mit dem Krongroßkanzler Grafen Johann Wielopolski, der, von seiner Gemahlin begleitet, 1686 als ambassadeur extraordinaire nach Frankreich kam und in der Nacht vom 14.—15. Febr. 1688 mit Tode abging. Der vielen Kinder Vater, der noch dazu am 30. Aug. 1673 die zweite Heirath eingegangen war mit Charlotte de la

Fin-de-Salins, gestorben im April 1692, mag der Marquis d'Arquien es in der Heimath etwas unbequem gefunden haben; um so leichter ließ er sich von einem Freunde, dem polnischen Gesandten am französischen Hofe, bereden, sein oder wenigstens seiner Kinder Glück in Polen zu suchen. „Il quitta Monsieur pour faire ce voyage avec l'ambassadeur qui s'en retournait, qui peu après leur arrivée, fit si bien, qu'il en fit épouser une à Jacob Radzivil prince de Zamosc.“ Im J. 1695 erhielt der Marquis von Arquien den Cardinalshut, „auquel le roi son gendre l'avait enfin nommé au refus persevérant de ses deux petit-fils. Il avait quatre-vingt-deux ans quand il fut cardinal, ne prit jamais aucuns ordres, et n'eut jamais aucun bénéfice, en sorte qu'il ne dit jamais de bréviaire, et qu'il s'en vantait. Il fut gaillard et eut des demoiselles fort au delà de cet âge, ce que la reine sa fille trouvait fort mauvais.“ Er starb zu Rom den 24. Mai 1707, in dem Alter von 96 Jahren 11 Monaten, nach einem sehr kurzen Krankenlager, „ayant continuellement joui jusqu'alors de la plus parfaite santé de corps et d'esprit.“ Er wurde in der Kirche der Karmeliter, la Madonna della Vittoria, beerdigt. Seine Tochter Maria Kasimira, Nr. 4, geb. 1640 oder 1634, heirathete bald nach ihrer Ankunft in Polen den Woywoden von Sendomir, den Fürsten Jacob Radzivil, der sich gegen die jüngere Linie der Zamoiski den Besitz der wichtigen Ordination Zamosc mit ihren 12 Städten und 230 Dörfern erstritten. „Elle le perdit peu après sans enfants, et demeura assez riche pour que Jean Sobieski eût envie de l'épouser.“ Diese zweite Ehe wurde den 6. Juli 1665 eingesegnet. Johann Sobieski, Jacob's und der Theophila Zolkiewski, einer reichen Erbin, zweiter Sohn, geb. 1629 zu Olesżko, in dem nachmaligen brodyer Kreise von Galizien, war damals bereits Krongroßmarschall. Von dessen Stammhause schreibt Ulrich von Werdum in seinem Reiseberichte: „Von Zolkiew durch einen sehr lustigen Weg zwischen Bäumen und Gesträuch nach Sobieska Wola, welches Dorf seine Häuser fast erstreckt bis an Pilaskovice, zwei Meilen. Beide Dörfer liegen in einem Thale, durch welche in die Länge ein hübscher Bach läuft; bei dem letzten liegt auf der Höhe ein neu gebauter Edelhof, auch Pilaskovice genannt, welcher das Geburtshaus und Stammhaus ist des Großfeldherrn in Polen, Johannes Sobieski, der auch Großmarschall ist.“ Hiernach scheint das väterliche Besitzthum nicht gar bedeutend gewesen zu sein. Anders verhält es sich mit dem mütterlichen Erbe, wenn ich davon auch nur die unweit Lemberg gelegenen Städte Zolkiew und Kulikow, dann Zloczow, südwestlich von Brody, zu nennen weiß. Die Zolkiewski zählten unter die mächtigsten Geschlechter Polens. Ulrich von Werdum gibt die Inschrift jener Gedächtnißsäule, welche des Großkanzlers Zolkiewski, der mit all seinem Volke unweit Mohilow von den Tataren erschlagen wurde, Gedächtniß bewahren sollte. „Diese Säule ist mitten im Felde auf einem kleinen Hügel, ins Viereck etwa 3 Maasschuh dick und 10 hoch, von Bruchsteinen aufgeführt und an der Ostseite in einer schwarzmarmornen Tafel folgendes Epitaphium gehauen: Deo Trino et Uni: Hospes, si Christianus huc accedis, pro Christi fide defuncto vota non denega. Si paganus venis, lapidi ne invide: Quisquis ades, quam dulce et decorum sit pro Patria mori, ex me disce. Stanislaus in Zolkiew, Zolkiewski, Regni Polon. Cancellarius et Exercituum Dux Supremus; Barrensis, Kaminiecensis, Fworaviensis Capitaneus, post reportatas de Kosaceis et Tartaris victorias, actosque de subjugata Moscovia triumphos, Republ. Polona qua pace qua bello praeclare gubernata, fortiter cum Tartaris dimicando hic occubuit. Vos meo sanguine conspersi campi, debitae meae in Deum pietatis, fideles, perennis memoriae, estote Testes. Auf der obern Hälfte der Tafel ist Nichts gehauen. Vielleicht ist sein Wappen, oder Geburts- und Sterbetag darauf geschrieben und gemalt gewesen, sodaß die Farben von Regen und Luft abgegangen, sonst ist kein Jahr oder Tag bei diesem Epitaphio zu finden.“ Werdum sah auch die Stelle, wo des Johann Sobieski älterer Bruder, Marcus, den Tod gefunden hatte. „Von Ladyszyn (in Niederpodolien), durch zwei hohe Flachfelder, in der Mitte mit einem breiten Thal von einander geschieden, bis ans Ufer des Bogs und die niedergefallenen Wälle eines alten polnischen Feldlagers ist nur eine Meile. In selbigem Lager hatten sich bei dem ersten Kosakenkriege 34,000 Polen verschanzt, welche der Kosakengeneral Chmielnicki darin bestürmte, durchbrach und allen, die in der ersten Furie nicht erwürgt waren, vollends die Köpfe abschlagen ließ, unter welchen der Reichsgroßfeldherr Sobieski auch seinen ältesten Bruder gehabt.“ Den Schwiegervater und den Bruder hat Johann Sobieski ehrlich an Kosaken und Tataren gerächt. Hingegen beruht die Angabe, daß er unter den Musketieren von Ludwig's XIV. Leibgarde Dienst genommen habe, lediglich auf einem Irrthum: es sind Mousquetaires gemeint. Wol aber brachte Johann eine entschiedene Vorliebe für französische Sitte, Sprache und Literatur mit nach Hause. Einer der ersten ist er der gegen K. Michael gerichteten Conföderation beigetreten. Michael sollte des Thrones beraubt und an seine Stelle ein französischer Prinz gesetzt werden. Unter den Conföderirten nennt Werdum „den Primas Prasmowski, den Kronmarschall und Feldherrn Sobieski, den Reichskanzler Leszczynski, den Reichsschatzmeister Morstin, den Reichstruchseß Wielopolski, den Bischof von Krakau, Trzebicki, die Woywoden von Kiow, Potocki, von Reußen, Jablonowski, von Plocko, Prasmowski, von Pomerellen, Bonkowski, den Reichsfähnrich Czyniawski, unzählig viele andere Prälaten, Woywoden, Castellane, Starosten, Officiere, königliche Hofbediente und sonst Vornehme vom Adel. Der lithauische Oberkanzler Pac hielt die übrigen Bedienten von Lithauen meistentheils auf des Königs Michael Seite; doch war der Unterfeldherr in Lithauen, Fürst Michael Radzivil, auch französisch; der junge Lubomirski, der Malteserritter und sein Bruder, der Starost von Sandec, sammt dem

Prinzen von Ostrog waren auch mit von den passionirtesten für die französische Faction, deren letzterer der Sohn von des Großfeldherrn Sobieski einziger Schwester und in zweiter Ehe dem lithauischen Unterfeldherrn Michael Radzivil angetraut ist. Alle diese haben den Reichsschatzmeister Morstin Vollmacht gegeben, mit einem französischen Prinzen zu unterhandeln, und dieser hat es dahin gebracht, daß der König von Frankreich unangesehen die Conjuration zeitig entdeckt und daher viel Unwesen entstanden war, öffentlich zwar dieses Werkes enthoben sein sollte, weil er dem Kaiser versprochen, sich in die polnischen Händel nicht zu mischen, doch unter der Hand alle mögliche Hilfe leisten wollte, daß der damalige Comte de St. Paul, der nachmals Duc de Longueville ward, zur polnischen Krone befördert wurde, als sich der Prinz von Condé nach vorgegangener Exclusion nicht mehr damit bemühen wollte. Darauf schickte gedachter Comte de St. Paul dieses Werk der Nothdurft nach in Gegenwart zu concertiren, als seinen Agenten incognito nach Danzig, Monf. Akakia, der vor diesem bei den Friedenstractaten zu Oliva des französischen Ministers de Lombres Secretair gewesen und von den polnischen Händeln einige Kenntniß erlangt hatte, welcher zugleich secrete Instruction vom französischen Hofe, wie auch große Geldrimessen mit überbracht und doch seine Negotiation so geheim nicht gewußt zu führen, daß der polnische und sofort der kaiserliche Hof nicht Nachricht davon erhalten und Frankreich darüber geklagt, welches sein Versprechen zum Theil ein Genüge zu thun, Monf. Akakia stracks revocirt, und als ob er ohne Wissen des Königs, auf Befehl des Comte de St. Paul allein hierunter gehandelt, zwei oder drei Monate ihn in der Bastille zu Paris arretiren lassen. Schon zuvor aber, ehe Akakia von Danzig wegreiste, hatte der französische Hof für gut gefunden und verwilligt, daß insgeheim ein anderer Plenipotentiarius für den Comte de Saint Paul nach Polen geschickt würde und das entworfene Project wo möglich zur Vollkommenheit ausführen sollte. Dieser war nun Monsieur Jean de Courthonne, abbé de Paulmiers et Harchagrats, Domherr zu Lisieur, aus dem bekannten Hause de Courthonne, in der Normandie geboren und unter dem Namen des abbé de Paulmiers am französischen Hofe wohl bekannt. Ein Mann, wiewol geistlichen Standes, doch von großer Courage und wunderfertigem Verstande, der sich in die unvermuthetsten Vorfälle im Augenblicke zu finden wußte und die allergefährlichsten Begegnungen ganz unerschrocken zu überwinden pflegte und zu einer so hazardeusen Negotiation, als der polnischen, vor andern bequem erachtet wurde." In dessen Dienste war Ulrich von Werdum eben getreten. Die Intrigue lief indessen fruchtlos ab. Der Graf von S. Paul oder Herzog von Longueville wurde bei dem Rheinübergange, den 12. Juni 1672, getödtet und Michael Wiesniowiecki starb als König, den 10. Nov. 1673. Johann Sobieski gelangte zur Krone und hat als König Johann III. seinen eigenen Artikel. Von dessen Gemahlin, der Marquise d'Arquien, schreibt Saint-Simon: „La reine de Pologne ne fut pas à beaucoup près si Française que le roi son mari. Transportée de se voir une couronne sur la tête, elle eut une passion ardente de la venir montrer en son pays, d'où elle était partie si petite particulière. La France avait eu tant de part à cette élection, que ce fut en reconnaissance de l'avoir procurée que le roi de Pologne donna sa nomination au cardinal de Janson qui y était ambassadeur de France. Il n'y avait donc nul obstacle à ce voyage qui fut prétexte des eaux de Bourbon. Tout annoncé, tout préparé, elle fut avertie que la reine ne lui donnerait point la main, chose qu'il était étrange qu'elle pût ignorer. M. Gonzague, marié à Paris, par procureur, en présence de toute la cour, ne l'avait ni eue ni prétendue, et plus nouvellement, le roi Casimir qui a passé les dernières années de sa singulière vie en France. Les rois ne l'avaient pas anciennement chez les nôtres, et les électifs n'y ont songé en aucun temps. Le dépit en fut néanmoins aussi grand que si elle eût reçu un affront. Elle rompit son voyage, se lia avec la cour de Vienne et tous les ennemis de la France, eut grande part à la ligue d'Augsbourg contre elle, et mit tout son crédit, qui était grand sur le roi son mari, à lui faire épouser depuis tous les intérêts contraires à la France. Le désir extrême qu'elle eut de faire son père duc et pair l'en rapprocher depuis, mais les mécontentements essentiels qu'on avait reçus d'elle l'en firent constamment refuser. Longtemps après, c'est-à-dire en 1694, elle obtint pour lui un collier de l'ordre que le roi son gendre lui donna à Zolkiew par commission du roi. Personne n'a ignoré la conduite sordide qu'elle inspira au roi son mari dans ses dernières années, qui l'empêcha d'être regretté, et qui fut un obstacle invincible à l'élection de pas un de ses enfants, non obstant l'amour des Polonais pour le sang de leurs rois, et leur coutume de leur donner leur couronne. Enfin, détestée en Pologne jusque de ses créatures et de ses propres enfants, elle emporta ses trésors et se retira à Rome avec son père, et ils y demeurèrent dans le même palais. Les mortifications l'y suivirent; elle prétendit y être traitée comme l'avait été la reine Christine de Suède. On lui répondit, comme autrefois on avait fait en France, qu'il n'y avait point de parité entre une reine héréditaire et une reine élective, et l'on en usa avec elle en conformité de cette différence. Cela contraignit toute sa manière de vie, et lui donna tant d'embarras et de dépit qu'elle n'attendait que la mort de son père pour sortir d'un lieu si désagréable. Elle arriva le 24. mai 1707. Sa fille ne tarda guère après à exécuter ce qu'elle s'était proposé. Ne sachant que devenir, elle voulut venir en France. De la façon qu'elle s'était comportée il n'est pas surprenant que la demande qu'elle en fit fût reçue froidement, et que la liberté d'y venir, se fit attendre. A la fin le roi consentit,

mais à condition qu'elle ne songerait pas à s'approcher de la cour ni de Paris, et lui donna le choix d'une des villes sur la Loire, et même des châteaux de Blois d'Amboise et de Chambord. Elle arriva, le 4. juillet 1714, à Marseille, sur les galères du pape, et y trouva pour la recevoir, de la part du roi, le marquis de Béthune, fils de sa soeur, et père de la maréchale de Bellisle, qui n'était pas encore mariée pour la première fois. Elle ne voulut point d'honneurs nulle part, de peur apparamment qu'ils ne fussent pas tels qu'elle les aurait souhaités, séjourna peu à Marseille, et s'en alla par le plus droit à Blois qu'elle avait choisi, et dont elle ne sortit plus. Elle avait avec elle la fille ainée du prince Jacques son fils, qui épousa depuis, à Rome, le roi Jacques III. d'Angleterre, que les Anglais appellent le Prétendant. Elles vécurent à Blois dans la plus grande solitude et sans nul éclat. La reine y fut laissée avec toute l'inconsidération qu'elle méritait et mourut comme une particulière. Elle fut traitée de même après sa mort, et sa petite-fille aussi." Maria Kasimira starb den 30. Jan. 1716 sehr plötzlich und der Leichnam wurde vorläufig am 2. April in der Kirche S. Sauveur, der Pfarrkirche des Schlosses von Blois, beigesetzt, späterhin nach Polen gebracht und am 28. Febr. 1717 zu Warschau in der Capucinerkirche neben der Grabstätte K. Johann's III. beerdigt. Ihre Kinder, insofern sie zu Jahren kamen, sind in dem Artikel Johann III. aufgeführt. Die Tochter, Teresa Kasimira Kunigunde, wurde zu Warschau den 15. Aug. 1694 dem Kurfürsten Maximilian von Baiern angetraut. Dessen Bevollmächtigter war dafür Prinz Jacob, Bruder der Braut. Volle vier Tage wurden in Lustbarkeiten zugebracht, worauf die 18jährige Kurfürstin im November die Reise nach Brüssel antrat. Der Kurfürst residirte als Generalgouverneur der spanischen Niederlande in der Hauptstadt, kam seiner Braut jedoch bis Wesel entgegen, wo dann am 2. Jan. 1695 die Ehe vollzogen wurde. Der Kurfürstin Lebensart bespricht der Ritter von Lang in pikanter Weise. Von dem Prinzen Alexander Sobieski heißt es bei Saint-Simon: „Alex. Sobieski, chevalier du Saint-Esprit, mourut à Rome, sans avoir été marié. Il avait mené une vie assez obscure et assez errante, par des prétentions dont il n'avait pu réaliser aucune nulle part. Le pape crut apparement l'en dédommager par de magnifiques obsèques qu'il voulut voir passer sous les fenêtres de son palais." Prinz Constantin starb den 28. Juli 1726. Prinz Jacob Ludwig, geb. zu Paris den 2. Nov. 1667 und daselbst getauft den 15. Mai 1668, stand in mehren Feldzügen, namentlich vor Wien, dem Vater zur Seite, machte sich auch Hoffnung, dessen Nachfolger auf dem Throne zu werden. Nachdem sie geschwunden war, zog er 1697 nach Schlesien, wo der Kaiser ihm zur Sicherheit eines Darlehens von 400,000 Gulden das Amt Ohlau verschrieben hatte. Auf dem dasigen Schlosse bis in das Jahr 1704 residirend, wurde er der Aufnahme der Stadt sehr förderlich. „Seine Gemahlin befand sich indessen zum Oeftern in Wien, wo sie auch von unserm Prinzen je zuweilen besucht worden. Vom Jahre 1700 an ist sie bis auf die Zeit, wo ihr Gemahl von Neuem zu Ohlau seine Residenz erwählt, wenig von Wien weggekommen, hat auch ihre Kinder bis auf die älteste Prinzessin bei sich gehabt." Im Laufe der Feindseligkeiten gegen K. August erließ Karl XII. das Manifest vom 3. Jan. 1704, worin die Behauptung aufgestellt ist, daß zur Beruhigung von Polen „kein zulänglicheres Mittel vorhanden sei," als wenn die Nation den polnischen Prinzen Jacob Ludwig zu ihrem Haupte erwählte. Sofort war der Prinz entschlossen, sein Glück in Polen bei der den Schweden befreundeten Partei zu suchen. Allein ehe er solches bewerkstelligen konnte, widerfuhr ihm ein Streich, der alle seine Hoffnung auf einmal zu Schanden machte. Denn K. August befand nicht für rathsam, die Anschläge, die dieses Prinzen wegen gemacht wurden, zur Reife kommen zu lassen, daher er dem damaligen Obersten von Kospoth auftrug, demselben mit einer Anzahl beherzter Officiere auf der Landstraße aufzupassen, und wenn er von Ohlau abreisen würde, sich seiner Person zu bemächtigen. Dieses wurde auch den 28. Febr. glücklich ins Werk gesetzt, als der Prinz nebst seinem jüngsten Bruder Constantin unweit Breslau angelangt war und sich von da weiter nach Warschau zu den Conföderirten begeben, vorher aber nochmals eine Reise zurück nach Ohlau thun wollte. Man nahm ihn da gefangen, setzte ihn auf ein Pferd und führte ihn mit der größten Eilfertigkeit durch die Lausitz nach Sachsen, wo er nebst seinem gedachten Bruder, der ihn nicht verlassen wollte, nach Leipzig auf die Festung Pleißenburg in Verwahrung gebracht wurde. Immittels machte diese feindliche Aufhebung unseres Prinzen unter den schwedisch gesinnten Polen einen gewaltigen Lärm. Die beiden Gefangenen würden auch vielleicht sobald nicht auf freien Fuß gestellt worden sein, wenn nicht der König von Schweden aō. 1706 selbst nach Sachsen gekommen und sie erlöst hätte." Freigegeben durch den Art. 8 des Altranstätter Vertrags, „wurden die beiden Prinzen, die man kurz vor dem schwedischen Einfalle von Leipzig auf den Königstein gebracht hatte, zu Anfang December 1706 auf freien Fuß gesetzt. Sie fanden sich zuerst bei K. Stanislaus zu Leisnig ein, worauf sie sich den 27. Dec. nach dem schwedischen Hauptquartier Altranstätt erhoben, wohin sie Stanislaus begleitete. Sie wurden von dem Könige von Schweden, der ihnen bis Leipzig entgegenritt, sehr gnädig empfangen und recht königlich bewirthet. Es ist merkwürdig, daß sie während ihrer Gefangenschaft ihre Bärte haben wachsen und solche nicht eher als bei ihrer wiedererlangten Freiheit abnehmen lassen; ihre bärtigen Bildnisse aber haben sie hierauf nebst den abgeschnittenen Haaren der Frau Mutter zum Andenken nach Rom übersendet." Von 1712 an residirte Prinz Jacob wieder regelmäßig in Ohlau, durch den am 3. Nov. 1716 zwischen König August und den conföderirten Polen abgeschlossenen Vertrag erhielten die Sobieski ihr Eigenthum in Polen zurück, gleichwie ihre

Forderungen an die Republik anerkannt wurden. „Aö. 1713 fiel Jacob an dem kaiserlichen Hofe in Ungnade, weil er wider desselben Vorbewußt und Einwilligung seine jüngste Prinzessin Maria Clementina an den sogenannten englischen Prätendenten vermählte. In einem zurückgelassenen Billet hatte die Prinzessin erklärt, daß sie auf des Vaters Befehl und unter dessen Veranstaltung die Flucht genommen habe. Es wurde hierauf dem Vater „von dem Oberamts-Directorium zu Breslau durch den Oberamtskanzler angedeutet, die Prinzissin wieder nach Insbruck zu liefern, widrigenfalls er innerhalb acht Tagen die Erblande mit Allem, was ihm angehörig, räumen, und zugleich der Einkünfte von seinem Pfandschilling Ohlau verlustig sein sollte. Da nun dieses zu leisten nicht möglich war, mußte er dem kaiserlichen Befehle nachleben. Den 6. Juni fanden sich zu dem Ende zwei Compagnien von dem Alt-Daunischen Regimente ein, die sowol das Schloß als die Stadt besetzten. Der Prinz begab sich nach Polen in das Kloster Czenstochow, seiner todtkranken Gemahlin aber wurde erlaubt, in Ohlau ihre Krankheit abzuwarten." Er wurde indessen mit dem kaiserlichen Hofe ausgesöhnt; um seinen finanziellen Verlegenheiten abzuhelfen, wollte K. Karl VI. ihm seine vortreffliche Gemäldesammlung zu dem Preise von 400,000 Gulden abkaufen. Das Anerbieten verschmähend, machte der Prinz sie dem Monarchen zum Geschenk, welches sich dieser aber verbat. „Der tödtliche Hintritt des Königs August II. von Polen, den 1. Febr. 1733, flößte dem Prinzen zwar von Neuem einige königliche Gedanken ein, weil sich verschiedene von seinen alten Freunden unter den Magnaten bei ihm zu Zolkiew, wo er sich bisher meistens aufgehalten hatte, einfanden und ihm zur Besteigung des erledigten Thrones Hoffnung machten. Allein diese Anschläge und süßen Königsgedanken kamen nicht zu ihrer Reife. Der bekannte Stanislaus erhielt die meisten Stimmen, und als dieser verworfen wurde, behauptete K. August III. den Thron. Ehe noch diese Wahl zu Stande kam, hatte der Prinz die Ehre, die Leichen seiner königlichen Aeltern aus dem Capuciner-kloster aus Warschau bringen zu lassen, welche darauf nebst der Leiche des K. August II. mit großem Gepränge nach Krakau abgeführt und allda von K. August III. bei seiner Krönung, Januar 1734, solenniter zur Erde bestattet wurden." Von da an weilte der Prinz meist zu Zolkiew, wo er ein sehr eingezogenes Leben führte, auch daselbst den 19. Dec. 1737 starb. „Seine Prinzessin, die Herzogin von Bouillon, die sich kurz vorher aus Frankreich bei ihm eingefunden hatte, ist bis an sein Ende bei ihm geblieben. Sie ließ ihn den 30. Dec. in der Pfarrkirche zu Zolkiew standesmäßig beisetzen, nachdem sie seinen Leichnam in einem zinnernen Sarge auf einem köstlichen Paradebette einige Tage lang öffentlich hatte sehen lassen. Der König hat wegen seiner Verlassenschaft die Obervormundschaft über sich genommen und deshalb von seinen Gütern durch einige Commissarien Besitz nehmen lassen." Zolkiew sammt dem benachbarten Kulikow, dessen Einwohner bei den Nachbarn berühmt sind gleich dem böhmischen Doctor zu Kaplitz, gleich den Thoren von Stropko im zempliner Comitat von Ungarn (Widel Stropko, a zaplakal nad njm), erkaufte 1741 der Fürst Radziwil. Von des Prinzen Jacob Sobieski sechs Kindern, aus der Ehe mit der Prinzessin von Pfalz-Neuburg, kamen nur drei zu Jahren, Maria Kasimira, geb. den 20. Jan. 1695; Maria Charlotte, geb. den 25. Nov. 1695, und Maria Clementina, geb. den 18. Juli 1702. Maria Kasimira starb den 18. Mai 1723 als Braut des Prinzen Gottfried Moritz von Turenne, aus dem Hause Bouillon. „Le duc de Bouillon, fort occupé d'étayer de plus en plus sa princerie par des alliances étrangères, dont les siens s'étaient si bien trouvés, avisa d'en relouir, ainsi que de ses grands établissements, le prince Jacques Sobieski, qui vivait retiré dans ses terres en Silésie; il répandit beaucoup d'argent autour de lui, et fit si bien que le mariage de l'aînée fille de ce prince fut conclu avec le prince de Turenne, son fils aîné. Ce mariage flattait extrêmement le duc de Bouillon. Le grand-père de sa future belle-fille avait occupé long-temps le trône de Pologne, et en avait illustré la couronne par ses grandes actions; sa femme était soeur de l'impératrice; épouse de l'empereur Léopold, et mère des empereurs Joseph et Charles, et soeur aussi de la reine douairière d'Espagne, de la feue reine de Portugal, des électeurs de Mayence et Palatin, et de la duchesse de Parme, mère de la reine, seconde femme du roi d'Espagne. Enfin la fille aînée du prince Sobieski avait épousé le roi d'Angleterre, retiré à Rome. Le mariage fut célébré par procureur à Neisse en Silésie, et en personne à Strasbourg, un mois après. Mais le prince de Turenne tomba malade presque aussitôt, et mourut douze jours après son mariage. Personne de la famille n'était allé à Strasbourg que son frère; la mariée y était arrivée en fort teste équipage. On comptait l'amener tout de suite à Paris, quand la maladie de son mari les arrêta. Dès que la nouvelle en vint, le duc de Bouillon pensa aussitôt au mariage de son second fils, si elle devenait veuve, et à tout événement dépêcha le comte d'Evreux à Strasbourg pour lui persuader de continuer son voyage, dans l'espérance de gagner son consentement. Ils y réussirent, et la gardèrent tantôt chez eux à Pontoise, tantôt dans un couvent du lieu, et n'en laissèrent approcher personne qui la pût imprudemment détromper des grandeurs qu'elle croyait aller épouser. Ils négocièrent en Silésie pour avoir le consentement, puis à Rome pour la dispense, où il n'est question que du plus ou du moins d'argent qu'on n'avait pas dessein d'épargner. Enfin, le mariage se fit en avril 1724, fort en particulier, à cause du récent veuvage. Quand elle commença à voir le monde et à être présentée à la cour, elle fut étrangement surprise de s'y trouver comme toutes les autres duchesses et princesses, assises, et de ne crimer nulle part

avec toute la distinction dont on l'avait persuadée, en sorte qu'il lui échappa plus d'une fois qu'elle avait compté épouser un souverain, et qu'il se trouvait que son mari et son beau-père n'étaient que deux bourgeois du quai Malaquais. Ce fut bien pis quand elle vit le roi marié. Je n'en dirai pas d'avantage. Ces regrets, qu'elle ne cachait pas, joints à d'autres mécontentements, en donnèrent beaucoup aux Bouillons. Le mariage ne fut pas heureux. La princesse, qui ne put s'accoutumer à l'unisson avec nos duchesses et princesses, encore moins à vivre avec les autres, comme il fallait qu'elle s'y assujetît, se rendit solitaire et obscure. Elle eut des enfants, et, après plusieurs années, ne pouvant plus tenir dans une situation si forcée, elle obtint aisément d'aller faire un voyage en Silésie pour ménager son père et ses intérêts auprès de lui. Son mari ne demandait pas mieux que d'en être honnêtement défait. Il ne la pressa point de revenir, et au bout de peu d'années elle mourut en Silésie, au grand soulagement de M. de Bouillon, qui ne laissa pas d'en recueillir assez gros pour ses enfants.“ Theilweise finden diese Angaben ihre Bestätigung in den „Genealogisch-historischen Nachrichten“ 13. Th. S. 65: „Der frühzeitige Tod ihrer ältern Schwester, Maria Kasimira, gab Anlaß, daß Maria Charlotte zu einer Braut des Prinzen von Turenne, welchem jene eigentlich zur Gemahlin bestimmt war, erwählt wurde. Die Vermählung geschah den 25. Aug. 1723 per procurationem zu Neiße bei ihrem Herrn Vetter, Franciscus Ludovicus, damaligen Kurfürsten von Trier und Bischof zu Breslau, worauf den 20. Sept. zu Straßburg die Ehe vollzogen wurde. Allein das Vergnügen verwandelte sich gar bald in ein großes Herzeleid, weil der neuvermählte Prinz den 1. Oct. darauf an einem hitzigen Fieber starb. Die hinterlassene junge Witwe begab sich zwar sogleich in ein Kloster. Weil aber der Papst Innocentius XIII. dem Bruder des verstorbenen Prinzen, Namens Carolus Godofredus, den Andere Josephum Carolum nennen, Dispensation ertheilte, seines Bruders Witwe zu heirathen, so trug sie kein Bedenken, das Kloster wieder zu verlassen und sich den 1. April 1724 mit diesem Prinzen, der nach seines Vaters aõ. 1730 erfolgten Tode den Titel eines Herzogs von Bouillon annahm, zu vermählen. Als ihr Vater aõ. 1737 zu Zolkiew sehr krank lag, fand sie sich aus Frankreich bei ihm ein, verließ ihn auch nicht bis zu seinem Ende, den 19. Dec. 1737. Sie ist von dieser Zeit an beständig auf den väterlichen Gütern geblieben, bis sie endlich in dem 43. Jahre ihres Alters zu Zolkiew den 8. Mai 1740 gestorben. Des Prinzen Jacob Sobieski jüngste Tochter, Maria Clementina, wurde dem sogenannten Prätendenten K. Jacob III. von Großbritannien verlobt. „Le père donna 600,000 livres de dot, et le pape 900,000 livres avec 80,000 livres de pension et des meubles. L'épouse, mariée par procureur, partit d'Ohlau le 12. septembre, accompagnée de sa mère, pour aller à Rome; mais arrivées à Inspruck, elles furent arrêtées toutes deux par ordre de l'empereur qui, pour mieux et plus bassement faire sa cour au roi Georges, ôta en même temps au prince Jacques la pension qu'il lui donnait, lui envoya ordre de sortir de ses états, et défendit au duc de Modène d'accomplir le mariage signé entre le prince de Modène son fils et une autre fille du prince Jacques Sobieski. C'était pousser la persécution bien loin et d'une manière que toute l'Europe, même en Angleterre, trouva bien peu honorable, pour en parler modestément, et dont le pape fut indigné.“ Das Geheimniß der beabsichtigten Vermählung wurde verrathen und die Braut auf der Reise zu Insbruck angehalten. Die Personen, die ihr aus dem Arrest zu Insbruck geholfen haben, sind Mr. Gaidon, ein französischer Major, Mr. Ogan, ein englischer, und Mr. Misset, ein irländischer Edelmann, gewesen, welche zusammen, nebst des letzteren Eheweibe, sich in Insbruck eingefunden und als vornehme Standespersonen in einem vornehmen Gasthofe daselbst einige Tage lang logirt, bis sie durch eine Nonne, die sie auf ihre Seite gebracht, ein Mittel gefunden, mit der Prinzessin im Geheimen Briefe zu wechseln. Man prakticirte darauf ein Frauenzimmer von gleicher Leibesgestalt in das Zimmer der gefangenen Prinzessin, mit welcher sie die Kleider wechselte, und glücklich des Nachts um 11 Uhr mitten durch die Wache, die in dem Vorgemache stand, durchging. Unten vor dem Kloster traf sie den Herrn Misset an, der sie in den obgedachten Gasthof führte. Weil es finster war, trat sie unterwegs dergestalt in den Koth, daß sie den Schuh darin stecken ließ und in bloßem Strumpfe ihren Weg fortsetzen mußte. Im Gasthofe hatte sie nicht Zeit, andere Strümpfe anzuziehen, daher sie ganz naß und kothig sich mit Herrn Gaidon und Frau Misset in die Carosse begeben mußte. Hr. Ogan ritt bei der Carosse her und Hr. Misset blieb indessen in Insbruck zurück, um zu sehen, was wegen der Flucht berathschlagt würde und seine Messures darnach zu nehmen. Die Prinzessin kam nach drei Tagen glücklich zu Bologna an (2. Mai), wo sie den Lord Dunbar fand, welcher vom Prätendenten, der sich damals noch in Spanien befand, Vollmacht hatte, sich solche in seinem Namen antrauen zu lassen, was auch ohne großes Gepränge den 18. Mai 1719 geschah. Sie begab sich darauf nach Rom, wo sie von der Gräfin von Marr in Begleitung aller andern damals in Rom anwesenden Engländer und Engländerinnen solenniter eingeholt und mit einem prächtigen Gefolge vieler Carossen in die Stadt geführt wurde. Der Prätendent fand sich nicht lange darauf in Person zu Rom ein und vollzog mit ihr die Ehe (den 3. Sept. 1719).“ Sehr übel ist auf ihren Herrn Keyßler zu sprechen. „Er fährt gemeiniglich mit drei Kutschen aus und sein ganzer Hofstaat mag ungefähr in 40 Personen bestehen. Neulich nahm er sich in der Opera einige Gewalt heraus, indem er rief, es sollte eine Arie, die ihm und Andern wohlgefiel, noch einmal gesungen werden. Man besann sich zwar anfänglich ein wenig, lebte ihm aber doch

endlich zu Gefallen. Dieses ist das einzige Mal, daß er ein Zeichen einiger Autorität allhier von sich gegeben, und diese Gewalt ist noch dazu von solcher Art, daß ein halb Dutzend Zuhörer mit ihrem Händeklatschen sich auf gleiche Weise gehorchen machen können. Wenn er in eine Assemblée kommt, steht kein protestantischer Engländer vor ihm auf, und selbst die römisch-katholischen machen schlechte Complimente mit ihm. Niemand hat einige Hochachtung für ihn wegen seines niederträchtigen Gemüthes und der unordentlichen Lebensart mit Frauenspersonen, denen er sehr ergeben ist. Die Gemahlin ist nicht schön, sondern blaß und mager; ihre vielen unglücklichen Wochenbetten haben sie sehr kränklich gemacht und sie kommt wenig aus ihrem Hause, wenn sie nicht etwa ihrer Andacht wegen in Klöster zu fahren hat. Ihren Bedienten gibt sie weder Silber noch Gold auf die Livrée und dieses Alles aus sogenannter Frömmigkeit, auf welche sie theils wegen ihres kränklichen Zustandes, theils wegen des wunderlichen Kopfes, Eifersucht, Untreue und anderer übeln Aufführung ihres Mannes gegen sie gerathen ist. Die aus dieser letzten Quelle entsprungene Eifersucht machte, daß sie sich 1725 in das Kloster St. Cäcilia zu Rom begab. Madame Hay, bei deren Gelegenheit die Sache in öffentliche Uneinigkeit ausbrach, lebt jetzt in Pisa. Der Chevalier de St. George, um nach seiner Neigung desto freier zu leben, wandte sich nach Bologna. Der päpstlichen Kammer aber stand diese doppelte Haushaltung nicht an, daher sie ihn durch Zurückhaltung seiner Pension zwang, endlich wieder nach Rom zurückzukehren und sich 1727 mit der Gemahlin auszusöhnen. Dieses ist jedoch nur ein Scheinfriede, weil er bei seiner schlechten Lebensart bleibt und sie ihn allzu wohl kennt, als daß sie eine aufrichtige Freundschaft wiederum gegen ihn fassen könnte." Die Prinzessin starb den 18. Jan. 1735 und ihr spendet hohes Lob der Genealogisch-historische Archivarius. „Sie soll eine Prinzessin gewesen sein, die ihrer persönlichen Eigenschaften wegen verdient, eine wirkliche Königin zu sein. Sie stand nicht nur in dem Rufe einer großen Schönheit, sondern es hatten sich fast alle Annehmlichkeiten in ihrer Person vereinigt. Sie war dabei voller Demuth und Lindigkeit, dienstfertig, geduldig und gutthätig. Ihre Gottesfurcht war exemplarisch und ihre Lebensart nicht anders als die einer Heiligen. War sie gleich eifrig in ihrer Religion, so hegte sie doch keinen Haß gegen diejenigen, die sich nicht eben zu derselben bekannten. Sie besaß eine ungemeine Fertigkeit, etwas zu fassen, und ein Gedächtniß, das nicht vortrefflicher sein konnte. Sie sprach Polnisch, Teutsch, Französisch, Italienisch und Englisch auf eine solche Weise, daß man nicht urtheilen konnte, welches darunter ihre eigentliche Muttersprache sei." Von ihren Kindern überlebten sie nur die beiden Prinzen Karl Eduard Ludwig Philipp Kasimir, der heldenmüthige Abenteurer von 1745 (K. Karl III., geb. zu Rom den 31. Dec. 1720, gest. zu Florenz den 31. Jan. 1788) und der liebenswürdige Cardinal von York, Heinrich Benedict Maria Clemens Eduard Alfred Ludwig Thomas (Herzog von York und St. Albans, K. Jacob IV., geb. zu Rom den 6. März 1725). Zum Gedächtniß der Flucht aus Insbruck hatte Jacob III. eine Medaille prägen lassen, A. Brustbild der Prinzessin: Clementina M. Britan. Fr. et Hib. Regina. R. Die Prinzessin, auf einem Wagen sitzend, regiert die beiden ihm vorgespannten, in vollem Laufe begriffenen Pferde. Fortunam Causamque sequor. Darunter liest man: Deceptis Custodibus MDCCXIX. „Der sogenannte Chevalier de S. George bekommt des Jahrs von der päpstlichen Kammer 12,000 Scudi, und obgleich der Beitrag, den ihm sein Anhang jährlich heimlich zufließen läßt, vielleicht noch einmal so hoch steigt, so langt doch dieses Alles nicht weit für einen, der als König angesehen sein will. Er vermeinte durch die Heirath mit der Prinzessin Sobieski vieles Geld zu bekommen, weil ihr Vater, der Prinz Jacob, seiner ältesten Tochter Maria Charlotta 400,000 Gulden zum Brautschatz versprochen hatte, als man im J. 1718 auf eine Heirath zwischen ihr und dem jüngern Prinzen von Modena, Johann Friedrich (der im J. 1727 gestorben ist), bedacht war. Allein die Heirath kam zu eben dieser Zeit, da sich der Prätendent um die andere Tochter bewarb, ins Stocken, weil der Prinz Jacob das Geld nicht schaffen konnte; und ob er gleich zur Beförderung beider Heirathen einen Agenten nach Paris sandte, um einige Anweisungen, die er auf die französischen Posten und auf die Salzeinkünfte oder Gabelle hatte, zu verkaufen, so hatte doch der Herzog-Regent so viele Achtung für Georg I., König von Großbritannien, daß aus allen desfalls gemachten Anschlägen Nichts wurde. Auf diese Art kam es, daß das Heirathsgut der andern Tochter, wie man sagt, auf die Sobieski'schen Güter angewiesen wurde, welche aber sehr verschuldet sind. Der römische Hof hat diese Heirath allein gemacht, und wenn vielleicht die verwitwete Kaiserin Eleonora dazu geholfen hat, so ist doch solches ohne Wissen des Kaisers geschehen." Der Chevalier de St. George, oder K. Jacob III., geb. den 21./10. Juni 1688, Jacob Franz Eduard, starb zu Rom den 1. Jan. 1766. Noch muß ich der Medaille gedenken, die er bei der Geburt seines ältesten Prinzen prägen ließ. A. Des Königs und seiner Gemahlin Brustbild: Jacob III. Rex Clementina R. R. Eine Dame, ein Kind auf dem linken Arme tragend, stützt sich mit diesem Arme auf eine Säule, Sinnbild der Beständigkeit, mit dem andern Arme deutet sie auf die Weltkugel, in welcher England, Schottland und Irland sich zeigen. Providentia obstetrix. Darunter: Carolo Princ. Valliæ Nat. die ultima A. MDCCXX.

(*v. Stramberg.*)

GRANGE (Jean Le Lièvre La, Herr von Bougival), französischer Jurist und Staatsmann, um das Jahr 1460 geboren, stammte aus einer alten, durch ihre dem Staate geleisteten Dienste berühmten und durch ihren Grundbesitz und Reichthum einflußreichen Familie [1])

1) Das älteste in der Geschichte berühmte Mitglied derselben ist Gilles La Grange, Herr von Méréville, welcher dem Könige Johann behilflich war, die Engländer aus der Normandie zu ver-

und war das erste Mitglied derselben, welches die Beamtenlaufbahn wählte und sich deshalb der Jurisprudenz widmete. Nach der Beendigung seiner Studien trat er sogleich in die Magistratur und zeichnete sich durch die gründlichen Kenntnisse in seinem Fache so sehr aus, daß Ludwig XII. ihm die Reform der Rechtsgebräuche des ganzen Königreiches anvertraute. Er entledigte sich dieses mislichen Auftrages mit unermüdlichem Eifer und schonender Umsicht. Dabei wahrte er nach allen Seiten hin mit großer Festigkeit seine Ueberzeugung, wie sein Benehmen als erster Generaladvocat des Parlaments, zu welcher Stelle er im J. 1510 gewählt worden war, beweist. Als nämlich das zwischen Leo X. und Franz I. im J. 1517 abgeschlossene Concordat dem Parlamente zur Einregistrirung vorgelegt wurde, erklärte sich La Grange nachdrücklich gegen die Aufhebung der pragmatischen Sanction Karl's VII. (1518) und gegen die Annahme des Concordats, worin er, wie er offen erklärte, nach seiner Ueberzeugung einen gefährlichen Angriff auf die anerkannten Freiheiten der gallicanischen Kirche, auf die Rechte der Krone und auf die Grundgesetze der Monarchie erblicke. Er verlangte zugleich eine urkundliche Bestätigung seiner Einrede und stellte den Antrag, daß der Gerichtshof in Rücksicht auf die Wichtigkeit des Gegenstandes eine Commission ernenne, um darüber Bericht zu erstatten. Der Antrag wurde angenommen, weil man dadurch die Einregistrirung bis zum Ablauf der Frist, welche der römische Stuhl zur Erledigung der Angelegenheit festgesetzt hatte, verschieben konnte und auch den Glauben hegte, der König würde unterdessen in seinem Eifer nachlassen und vielleicht andern Sinnes werden. Der Monarch aber, welcher die Ursache des Aufschubs wol einsah, jedoch den Nachtheilen, welche ihm der Einfluß Leo's auf mehre europäische Fürsten bringen konnte, ausweichen wollte, beschloß, von jugendlichem Ehrgeize und irdischen Interessen mehr als von dem Gefühle der Ehre und des Rechtes getrieben, die Freiheiten der gallicanischen Kirche der Freundschaft des Papstes aufzuopfern, und schickte René von Savoien, seinen Oheim, an das Parlament mit einem sein Misfallen kundgebenden Schreiben und dem gemessenen Auftrage, die Beschleunigung der Verhandlungen zu veranlassen und denselben beizuwohnen. Diese fanden auch wirklich statt, das Ergebniß war aber der Beschluß, das Concordat nicht einzuregistriren, nicht nur, weil es nicht beiden Theilen gleiche Vortheile gewähre, denn der Papst verlange Alles und gebe Nichts, sondern auch weil es höchst ungerecht sei, denn beide Theile träten darin ab, was ihnen nicht gehöre, und verfügten über das Recht eines Dritten (der gallicanischen Kirche), ohne diesen zu fragen [2]). Die Deputirten des Parlaments, welche diese Entscheidung dem Könige, welcher sich im Schlosse von Amboise aufhielt, überbringen mußten, wurden erst, nachdem sie sechs Wochen vergebens um eine Audienz gebeten hatten, am 28. Febr. 1518 vorgelassen und höchst ungnädig empfangen. Der König wies die vom Parlamente vorgebrachten Gründe kalt zurück, und als die Deputirten Vorstellungen zu machen wagten, verabschiedete er sie barsch mit den Worten: „Morgen frühe vor Aufgang der Sonne seid ihr abgereist." Sie reichten nun, da die Wege durch den schmelzenden Schnee und die ausgetretenen Flüsse unfahrbar waren, ein Gesuch um eine Frist von einigen Tagen durch den Haushofmeister ein. „Wenn sie," antwortete diesem der König, „morgen frühe um sechs Uhr noch hier sind, werde ich zwölf Häscher schicken und sie in das tiefste Loch eines Kerkers werfen lassen; darin sollen sie sechs Monate liegen bleiben und ich will sehen, wer sie herauszuverlangen wagt" [3]). Drei Tage darauf schickte er den Oberkämmerer La Trémouille an das Parlament, um die Einregistrirung des Concordats in Güte oder mit Gewalt durchzusetzen. Der Oberkämmerer schilderte dem Parlament den gefährlichen Stand der Dinge, erschöpfte sich in Vorstellungen und in Rechtfertigungen des nicht mehr zu widerrufenden Vertrages und erklärte entschieden, daß der König die Einregistrirung unter allen Umständen verlange. „Meine Herren," schloß La Trémouille, „er ist ihr König, er befiehlt seinen Unterthanen, hüten Sie sich, ihn durch längeren Widerstand zum Aeußersten zu treiben; sollten Sie dieses aber wagen, so erklärt er Ihnen durch meinen Mund, daß er entschlossen sei, einen Schlag zu führen, der ihn vielleicht gereuen könne, den aber der Gerichtshof nie verschmerzen werde" [4]). Olivier, der erste Präsident des Parlaments, hielt es für gut, in unterthäniger Weise zu antworten, und obgleich eine Deputation der Universität das Parlament kräftig zu unterstützen versprach, so entschloß sich dieses doch dem Verlangen des Königs nachzugeben. „Handelte es sich," sprach La Grange, „nur um unsere Güter, um unsere Freiheit und um

treiben; dieser belohnte ihn dafür mit einer bedeutenden Rente auf den Forst von Orleans, welche er im J. 1358 an Philipp von Frankreich, Herzog von Orleans, abtrat. Ferner sind zu erwähnen Robin I., des Vorhergehenden Bruder, im J. 1370 einer der Schildknappen des Connétable Bertrand du Guesclin; sein Sohn Aubin, Capitain von 100 Lanzen und Gouverneur der Engelsburg, welcher unter dem Papste Bonifacius IX. die Römer in Zucht hielt, und Robin II., Großbailli von Sens und Mitglied des geheimen Rathes Karl's VI.; er befehligte den Adel seines Bezirkes in der Schlacht von Azincourt (den 25. Oct. 1415), in welcher sein Vater Philippe Le Lièvre, Herr von Méréville, ein Greis von mehr als 70 Jahren, fiel. Jean Le Lièvre La Grange, der Gegenstand dieses Artikels, war ein Enkel Robin's II.

2) Le concordat peut être envisagé comme une transaction entre le roi et le pape; mais cette transaction est souverainement inégale, puisque le pape, sans rien céder du sien, acquiert presque tout ...., elle est de plus souverainement injuste, puisque le pape et le roi s'y cèdent mutuellement ce qui n'appartient ni à l'un ni à l'autre, et disposent du droit d'un tiers qui n'a point été consulté. 3) Si demain à six heures du matin ils sont encore ici, j'envoyerai douze archers qui les jetteront dans un cul de basse-fosse, où je les tiendrai six mois: je verrai qui osera les réclamer. 4) Messieurs, il est votre roi, il commande à ses sujets, gardez de le pousser à bout par une plus longue résistance: autrement il vous déclare par ma bouche qu'il va frapper un coup dont il se repentira peut-être, mais dont la cour ne se consolera jamais.

unsere Köpfe, so würden wir sie für eine so heilige und gerechte Sache bereitwillig opfern, aber die Rache dehnt sich, so viel wir in Erfahrung bringen konnten, weiter aus; es handelt sich um die Erhaltung oder den Untergang des Gerichtshofes, der Stadt Paris und vielleicht des ganzen Staates, welcher durch die Revolution, womit man uns bedroht, eine heftige Erschütterung erleiden würde. Wer wird uns also, da wir in die Nothwendigkeit versetzt sind, zwischen zwei Uebeln zu wählen, verargen können, wenn wir das Verfahren jener klugen Seeleute nachahmen, welche die Waaren und selbst ihre kostbarsten Habseligkeiten über Bord werfen, um ihr Schiff und ihr Leben zu retten? Bedenken Sie, meine Herren, daß die Könige, wie groß auch ihre Macht sein mag, die Natur der Dinge nicht ändern und nicht bewirken können, daß ein Misbrauch der Gewalt zum Gesetze und daß ein Gesetz zum Misbrauche wird [5]); das Concordat, mit welchem Namen man es auch schmücken mag, wird nie etwas Anderes sein, als eine gewaltthätige Handlung, durch welche zwei Mächte sich wechselsweise abgetreten haben, was ihnen nicht gehörte; die französische Kirche, welche sie geplündert haben, ohne sie zu fragen, behält ihre Rechte und wird nicht verfehlen, sie unter günstigeren Umständen wieder geltend zu machen. Dies ist ja nicht der erste Angriff, welchen die pragmatische Sanction aushalten muß; auch unsere Väter mußten zusehen, wie sie unter der gewaltsamen Regierung Ludwig's XI. auf kurze Zeit vertilgt wurde; bald aber öffnete der Monarch die Augen und erkannte den Fehler, wozu ihn die eigennützigen Rathschläge seiner treulosen Minister verleitet hatten. Die pragmatische Sanction wurde wieder hergestellt und das angebliche Concordat, welches an deren Stelle treten sollte, fiel in ewige Vergessenheit. Warum sollen wir also nicht hoffen, daß das, was schon einmal geschehen ist, nicht wieder eintreffen wird? Nach diesen Betrachtungen wollen wir uns der Einregistrirung nicht länger widersetzen, aber unter der Bedingung, daß der Gerichtshof erkläre, es sei auf ausdrücklichen und wiederholten Befehl des Königs geschehen, daß der Ausdruck „der wahre Werth der Beneficien" als ungültig betrachtet werde [6]), daß der Gerichtshof feststelle, daß die pragmatische Sanction durch seine Nachgiebigkeit auf keine Weise beeinträchtigt werden solle und er fest entschlossen sei, sich in seinen Entscheidungen nach den in dieser heiligen Constitution ausgesprochenen Grundsätzen zu richten." Das Parlament stimmte La Grange bei, aber trotz des Vorbehaltes des Parlaments, trotz der Opposition der Universität und obgleich selbst die Priester auf den Kanzeln sich für die pragmatische Sanction aussprachen, so wurde doch das Concordat ohne wesentliche Aenderung mit Gewalt eingeführt und unter der Regierung der folgenden Könige mit Gewalt festgehalten. Viele einzelne Artikel der pragmatischen Sanction, welche an und für sich ohne Bedeutung waren, nahm man, wie zu bitterem Hohne, unverändert auf, alle aber, welche auf irgend eine Weise den päpstlichen Einfluß schmälern konnten, ließ man hinweg. Auch behielt der König das Recht der Ernennung zu allen kirchlichen Pfründen, jedoch nur unter gewissen Bedingungen, und diese mußten zuerst erfüllt sein, ehe der Papst die Bestätigung gab. La Grange hatte sich durch seinen Widerstand an dem Hofe misliebig gemacht, aber die Achtung seiner Mitbürger erworben. Er starb im J. 1525. Näheres aus seinen letzten Lebensjahren ist nicht bekannt [7]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Gilles II. Le Lièvre, Herr von Bougival), Enkel des Vorhergehenden, um das Jahr 1540 geboren, war einer der eifrigsten Anhänger und Vorfechter der Ligue und gerieth bei der Erstürmung der Stadt Corbeil (16. Oct. 1590) in die Gefangenschaft der Hugenotten, scheint aber bei der Auswechselung der Gefangenen seine Freiheit wieder erhalten zu haben, denn man findet ihn bald darauf unter den entschiedenen Liguisten, welche am 4. Juli 1592 das Manifest gegen Heinrich von Navarra unterzeichneten. Er änderte jedoch um diese Zeit, des Bürgerkrieges müde, seine Gesinnungen und schloß sich der Partei der einflußreichen Katholiken an, welche sich bereit erklärten, die Rechte Heinrich's anzuerkennen und ihm zu dem Besitze des französischen Thrones zu verhelfen, wenn er den Calvinismus abschwöre, und im J. 1593 den Beschluß veranlaßten, daß jeder fremde Fürst für immer von der Bewerbung um die französische Krone ausgeschlossen sei. Heinrich IV. scheint aber trotzdem dem früher so hartnäckigen Gegner nicht getraut zu haben, da er ihn nach der Einnahme von Paris (1594) verbannte. La Grange zog sich in die Abtei Marmoutiers in Touraine zurück, wo er im J. 1595 starb. Er galt bei seinen Zeitgenossen als ein Mann von unerschütterlicher Ehrlichkeit und als ein vortrefflicher Redner, welcher in den Versammlungen seiner Partei einen nicht unbedeutenden Einfluß übte [*]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Nicolas Le Lièvre de), Neffe des Vorhergehenden, um das Jahr 1570 geboren, war Ehrenpräsident und Aeltester der Rentmeister an der Rechnungskammer und zeichnete sich besonders durch seine Frömmigkeit und Wohlthätigkeit aus, weshalb er von dem heil. Franz von Sales, zu dessen Freunden er gehörte, sehr hoch gehalten wurde [1]). Die Almosen, welche er wäh-

5) Considérez, que quelle que soit la puissance des rois, ils ne peuvent changer la nature des choses, faire qu'un abus de pouvoir devienne une loi, qu'une loi devienne un abus. 6) Da sich die Bezahlung der Annaten an den Papst nach dem Werthe der Beneficien richten sollte, so war diese Bestimmung für die finanziellen Verhältnisse Frankreichs sehr gefährlich und nachtheilig.

7) *P. Fr. Velly*, Histoire de France, contin. par Garnier. (Paris 1774. 12.) Tom. XXIII. p. 151 seq. Vollständige Sammlungen aller Concordate von E. Münch. (Leipzig 1830. 8.) Bd. 1. S. 211 fg., wo man auch die auf das Concordat bezüglichen Actenstücke findet. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 837.

*) *Ch. Lacretelle*, Histoire de France pendant les guerres de religion. Tom. III. p. 354 seq. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 838.

1) Der 108. Brief in der bekannten Briefsammlung dieses Prälaten ist an ihn gerichtet.

rend seiner Lebenszeit an die Armen vertheilte, sollen sich auf die Summe von 200,000 Thalern belaufen haben, eine seltene Freigebigkeit, welche die ehrenvollste Anerkennung verdient und jedenfalls als ein weit größeres Verdienst zu betrachten ist, als seine Bemühungen, den Orden der Karmeliterinnen nach der verbesserten Regel der heil. Theresia in Frankreich einzuführen. Seine Verhandlungen über dieses Vorhaben mit dem Papste Clemens VIII. und dem Könige Philipp II. von Spanien dauerten mehre Jahre und wurden mit großem Eifer geführt, bis man so glücklich war, einige dieser spröden Ordensfrauen aus dem Mutterhause zu Avila zu erhalten, welche endlich im J. 1604 zu Paris eintrafen und von einer unterdrückten Priorei der Benedictiner in der Vorstadt Saint-Jacques Besitz nahmen. La Grange stiftete auch in dem Hospitale Hotel-Dieu zu Paris auf ewige Zeiten vierzig Lampen, damit die armen Kranken während der Nacht nicht durch die Dunkelheit geängstigt würden. Heinrich IV. hegte eine besondere Hochachtung für ihn und Margaretha von Valois wählte ihn bei der Scheidung von ihrem Gemahl als Schiedsrichter, welcher ihre Bittschrift dem Parlamente zu überreichen hatte. Er starb im J. 1636 zu Paris [2]. (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Thomas Le Lièvre de, Marquis von Fourilles und Baron von Huriel), Enkel des vorhergehenden Gilles II., im J. 1600 geboren, widmete sich den Staatswissenschaften und erhielt nach der Beendigung seiner Studien die Stelle eines Intendanten der Justiz, Polizei und Finanzen an der Generalität zu Paris. Seine unermüdliche Thätigkeit und seine Umsicht in allen Geschäften erwarben ihm allgemeine Achtung und großes Ansehen am Hofe und er wußte die gute Meinung, welche man von ihm hegte, als Ehrenrath am Parlamente und als Präsident des Staatsrathes und des geheimen Rathes unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. auf glänzende Weise zu rechtfertigen. Besonders aber erwarb er sich ein anerkanntes Verdienst bei den Unruhen der Fronde, während deren Dauer er die königliche Autorität mit so unwandelbarer Festigkeit, Klugheit und Ergebenheit stützte, daß die Königin Anna von Oesterreich ihm als Regentin wiederholt ihre Zufriedenheit aussprach. Er starb im J. 1669 allgemein geachtet [1]. Sein Sohn Pierre François Le Lièvre, geboren im J. 1645, trat frühe in die Dienste des königlichen Hauses und war vom Jahre 1671 an Fahnenjunker in einer Compagnie der schottischen Gendarmen mit dem Range eines Obersten. Er machte als solcher den Feldzug nach Teutschland mit und zeichnete sich in dem blutigen Treffen gegen die Reichsarmee bei Türkheim (5. Jan. 1675) durch seinen kühnen Muth aus. Ebenso große Tapferkeit bewies er in der entscheidenden Schlacht bei Mont Cassel im französischen Flandern (am 11. April 1677), wo er, obschon ihm beim ersten Angriff ein Arm zerschmettert wurde, seine auseinandergesprengte Compagnie wieder sammelte und gegen den Feind führte, aber mit Wunden bedeckt fiel [2]. (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (François Joseph Le Lièvre de, Marquis von Fourilles), Enkel des vorhergehenden Thomas, im J. 1726 geboren, widmete sich dem Kriegsdienste und begann seine Laufbahn als Adjutant des Marschalls von Sachsen in der Schlacht bei Fontenoy im Hennegau (11. Mai 1745). Darauf machte er alle Feldzüge des siebenjährigen Krieges unter dem Marschall von Soubise mit, befand sich bei dem siegreichen Treffen gegen die Engländer bei Hastenbeck in Hanover (31. Juli 1757) und entging bei der Niederlage, welche die Franzosen durch Friedrich II. bei Roßbach (5. Nov. 1757) erlitten, glücklich der Gefangenschaft. Da er sich bei jeder Gelegenheit als einen tüchtigen Soldaten bewies, so rückte er nach und nach zum Brigadier der Cavalerie, zum Feldmarschall, zum zweiten Befehlshaber der schwarzen Musketiere und zum Generallieutenant der königlichen Armeen vor und erhielt das Commandeurkreuz des Ludwigordens. Nach der Beendigung des Krieges lebte La Grange fast beständig am Hofe und war einer der bevorzugtesten Günstlinge Ludwig's XV. Der Monarch bewies ihm stets das größte Wohlwollen und gab ihm besonders einen untrüglichen Beweis desselben in einer Angelegenheit, welche bei den Sitten jener Zeit keineswegs zu den seltenen Erscheinungen gehört. La Grange hatte das Unglück, den einzigen Sohn des früheren Ministers Chauvelin, für welchen Ludwig XV. eine aufrichtige Freundschaft hegte, im Zweikampf zu tödten, und begab sich in seiner Verzweiflung augenblicklich zu dem Könige, um ihm das unheilvolle Ereigniß mitzutheilen. Dieser schien bestürzt und entließ ihn mit den Worten: „Gehen Sie heute in die Oper und versäumen Sie nicht, morgen bei der Aufwartung zu erscheinen.“ Am folgenden Morgen trafen auch, wie zu erwarten war, die Verwandten Chauvelin's in tiefer Trauer zu Versailles ein, um die Gerechtigkeit des Königs anzuflehen. Dieser kam ihren Klagen jedoch zuvor, indem er bei dem Empfange sogleich bemerkte, daß er mit großer Betrübniß den Verlust, welchen sie erlitten, vernommen habe. „Meine Herren,“ fuhr er dann, sich an seine Umgebung wendend, fort, „der Marquis von Chauvelin ist an einem Schlaganfalle gestorben. Marquis von La Grange,“ fügte er, sich umdrehend, sogleich hinzu, „waren Sie gestern nicht in der Oper?“ — „Ja, Sire,“ erwiderte der Gefragte. — „Wie haben sie das Ballet gefunden?“ — „Vortrefflich, Sire.“ Damit war die Sache abgethan und um auch für die Zukunft alles Rachegefühl gänzlich zu ersticken, mußten die Kinder der

2) Hippol. Helyot, Geschichte der Kloster- und Ritterorden; aus dem Französischen. Bd. 1. S. 447 fg. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 838.

1) Die Devise, welche bei den Trauerfeierlichkeiten in der Kirche Saint-Paul an dem Katafalk angebracht war: Gloria et divitiae in domo ejus et justitia ejus manet in saeculum saeculi, und wahrscheinlich eine Anspielung auf den Wahlspruch des Hauses Le Lièvre: Liesse à lièvre! sein sollte, wurde sehr schön und wahr gefunden und noch in demselben Jahre auch bei der Leichenfeier des Präsidenten Guillaume v. Lamoignon angewendet.

2) Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 839.

beiden Gegner mit einander erzogen und in die innigsten Verhältnisse mit einander gebracht werden. Eines Tages empfing La Grange, welcher sehr reich war, auf seinem Schlosse Beaurepaire den Prinzen von Condé und den Herzog von Orleans und als während der Unterhaltung das Gespräch auch auf die projectirte Heirath der Prinzessin von Orleans mit dem Herzoge von Bourbon kam, fragte der Herzog von Orleans im Scherze den Marquis von La Grange, ob er ihm nicht einiges baare Geld zur Ausstattung der Braut vorschießen könne. Am folgenden Morgen ließ der Marquis 400,000 Livres in klingender Münze zu dem Herzog von Orleans bringen und weigerte sich, jedes andere Unterpfand außer der Empfangsbescheinigung des Herzogs anzunehmen. Beim Ausbruch der Revolution war diese Summe noch nicht zurückbezahlt; die Kinder des Darleihers forderten sie nach der Restauration von den Erben des Herzogs von Orleans zurück, konnten aber erst nach einem langwierigen Processe die Zurückerstattung derselben erlangen. Der Marquis, welcher während der Schreckensherrschaft längere Zeit im Kerker schmachtete, aber glücklich der Guillotine entging und im J. 1808 im ruhigen Besitze seines Eigenthums starb, hinterließ vier Söhne, welche sich alle unter dem Kaiserreiche durch ihre Dienste im Kriege auszeichneten und bei Napoleon in verdientem Ansehen standen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Adelaïde Blaise François Le Lièvre de, Marquis de Fourilles), ältester Sohn des Vorhergehenden, am 21. Dec. 1766 zu Paris geboren, betrat in seinem 15. Jahre (1781) als Freiwilliger in dem Bataillon von Artois die militairische Laufbahn und blieb nach dem Ausbruche der Revolution, deren Berechtigung er anerkannte, im Dienste. Im J. 1792 war er bereits zum Range eines Dragoneroberſten vorgerückt und als solcher machte er den ersten Krieg gegen das teutsche Reich unter dem Marschall Luckner, dessen Adjutant er war, und unter den Generälen Dumouriez und Kellermann mit. Besonders zeichnete er sich in dem Treffen bei Valmy gegen die Preußen (20. Sept. 1792) aus, indem er sich an der Spitze von drei Cavalerieregimentern der wichtigen Position der Windmühle vor dem erwähnten Orte bemächtigte und dieselbe während des ganzen Tages behauptete, obgleich er eine Schußwunde erhalten hatte und drei Pferde unter ihm getödtet worden waren. Auch bei andern Gelegenheiten bewies er einen musterhaften Muth, bis er auf Befehl der Volksrepräsentanten am 25. Oct. 1793 als dem Adel angehörig festgenommen und in die Gefängnisse von Arras gebracht wurde. Nachdem er glücklich dem Beile des Henkers entronnen war, begab er sich nach Paris und nahm Theil an dem Aufstande der royalistischen Sectionen, welche den Convent zu stürzen suchten, aber am blutigen 13. Vendemiaire (5. Oct. 1795) niedergeworfen wurden. La Grange marschirte an der Spitze der Section Brutus gegen den Convent, erreichte aber fast nur allein den Platz vor der Kirche St. Roch, da seine Schar durch die an dieser Stelle von Bonaparte aufgepflanzten Geschütze beinahe gänzlich niedergeschmettert war. Er fand es indessen für gut, sich der neuen Ordnung zu fügen und trug kein Bedenken, nach dem 18. Brumaire (9. Nov. 1799) dem ersten Consul seine Dienste anzubieten. Er ward dem Stabe des Generals Murat zugetheilt und nach Rom geschickt, um daselbst einige mißliche Angelegenheiten zu besorgen. Nach der glücklichen Erledigung derselben erhielt er den Oberbefehl über die siebente Halbbrigade der Jäger zu Pferde in Holland und bildete mit derselben einen Theil der Truppen, welche an der Westküste Frankreichs scheinbar zu einer Landung in England zusammengezogen und geübt, sodann aber unvermuthet nach Teutschland geworfen wurden, und an den Feldzügen gegen Oesterreich (1805) und Preußen (1807) Theil nahmen. In der Schlacht bei Heilsberg (11. Juni 1807), in welcher ihm eine Flintenkugel durch die Hüfte fuhr, zum Brigadegeneral ernannt, zog er im J. 1808 als Anführer einer zur Division des Generals Vedel gehörenden Cuirassierbrigade nach Spanien. Da diese Division einen Theil des Armeecorps bildete, welches unter Dupont nach Andalusien vorrückte, so wurde sie, als dieser Feldherr sich von den Spaniern zu Andujar umringen ließ und sich ergeben mußte, in die Capitulation eingeschlossen, obschon sie während des Marsches von dem Hauptcorps getrennt worden war und sich außer Gefahr befand. Die an ihrer Spitze stehenden Generäle hielten, nachdem sie vergebens versucht hatten, das in der Enge steckende Corps zu befreien, Kriegsrath, um zu überlegen, ob man die ohne ihre Einwilligung abgeschlossene Capitulation anerkennen solle, oder nicht. La Grange sprach sich entschieden gegen die Annahme einer Uebereinkunft, bei der man in keiner Weise mitgewirkt habe, aus und machte den Vorschlag, sich mit dem Reste der Armee zurückzuziehen und Madrid zu decken, mußte sich aber nach den Vorschriften der Disciplin der Majorität, welche für das Gegentheil stimmte, fügen. Er gab also seinen Degen ab und wurde mit den übrigen Generälen nach Frankreich geschickt, wo sie den Zorn des Kaisers in hohem Grade fühlen mußten; nur La Grange, dessen Benehmen man billigte, machte eine Ausnahme und fand bei seiner Ankunft den Befehl vor, sogleich nach Spanien zurückzukehren und ein Commando bei dem Corps des Generals Sebastiani zu übernehmen. Einige Zeit nachher zur Armee in Teutschland versetzt, nahm er Theil an dem Treffen von Aspern (21. Mai 1809), in welchem er, als er dreimal an der Spitze eines Cavaleriecorps, welches fast gänzlich aufgerieben wurde, auf den Feind eindrang, den linken Arm verlor, und rückte unmittelbar darauf zum Divisionsgeneral vor. Noch in demselben Jahre ernannte ihn der Kaiser zum Gouverneur von Oberösterreich, wo er sich durch seine Rechtlichkeit und durch die wirksamen Maßregeln gegen die Willkür und Erpressungen der Unterbeamten die Achtung des Volkes in so hohem Grade erwarb, daß ihm die Stände

*) *Edm. Jean Fr. Barbier*, Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV. (Paris 1847. 8.) Tom. III. p. 186. Biographie générale. Tom. XXVII. p. 840.

der Provinz ein prachtvolles Schmuckkästchen mit Diamanten für seine Gemahlin überreichten; er bat sie aber dieses Geschenk mit einem durch die einheimische Industrie angefertigten Tafelgeschirr von Porzellan zu vertauschen, welches noch jetzt als kostbares Andenken in seiner Familie aufbewahrt wird. Ein weit angenehmeres Geschäft, als die Verwaltung eines eroberten Landes, war der ihm gewordene Auftrag, die von Tyrol abgerissene Innprovinz dem Könige von Baiern zu übergeben, bei welcher Gelegenheit er das Großkreuz des Militairverdienstordens Maximilian Joseph's empfing. Nach der Besetzung Hollands und dessen Vereinigung mit dem französischen Reiche (1810) übertrug ihm der Kaiser die Bewachung der Küste und der Citadelle von Antwerpen und während des Feldzuges von 1812 wurde er zum Befehlshaber der zweiten Division des zweiten Corps der großen Armee und zugleich zum Gouverneur in den beiden Mecklenburg ernannt. Nach dem Rückzuge der Armee aus Rußland bekleidete er schnell nach einander verschiedene Aemter, und Napoleon, der ein besonderes Vertrauen in ihn gesetzt zu haben scheint, bestimmte ihn in dem Zeitraume von weniger als drei Monaten zum Gouverneur von Wesel, zum Oberbefehlshaber von Metz, zum Generalinspector der Cavalerie und zum Obersten des zweiten Regiments der Ehrengarden und übertrug ihm zuletzt die Truppenaushebung in dem Departement der Seine und Marne. Diese schwierige Aufgabe, mit deren Lösung er noch am 30. März 1814 beschäftigt war, brachte ihn zu Fontainebleau mit Napoleon in persönliche Berührung und bot ihm Gelegenheit, einen glänzenden Beweis seiner Treue und Anhänglichkeit zu geben, indem er sich zu den höheren Officieren gesellte, welche den Kaiser nach seiner Abdankung nicht verließen, bis sie von demselben verabschiedet wurden. Er bot nun Ludwig XVIII. seine Dienste an und wurde von demselben zum Hauptmann der zweiten Compagnie der wiederhergestellten schwarzen Musketiere der königlichen Leibwache ernannt, welche Stelle schon sein Vater bekleidet hatte. Während der 100 Tage scheint er ein wenig unschlüssig über die Einrichtung seines Benehmens gewesen zu sein. Er marschirte jedoch nach reiflicher Ueberlegung an der Spitze seiner Compagnie mit den Prinzen von Paris ab und erhielt zu Bethune den Auftrag, in dieser Stadt während der Abwesenheit des Generals Lauriston den Oberbefehl über die Truppen, welche die Prinzen nicht weiter begleiten konnten, zu führen. Er sollte nach der Anordnung des Grafen von Artois die Stadtthore verschlossen halten, um einem Einfall der Truppen, welche zu Bonaparte übergegangen waren, vorzubeugen. Diese Vorsichtsmaßregel wurde von den treugebliebenen Soldaten als ein berechneter Verrath betrachtet, weshalb sie sich zu bedenklichen Ausschreitungen hinreißen ließen und die Thore zu erbrechen drohten, wenn man sie nicht öffne. Sie hatten sich jedoch bereits durch die Vorstellungen des Commandanten beruhigen lassen, als Lauriston mit dem Befehle eintraf, die Leibgarde aufzulösen. La Grange marschirte mit seiner Compagnie nach Croix, wo sie entlassen wurde, und begab sich dann nach Paris, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Diese Ereignisse, deren Beweggründe die meisten Anhänger der Bourbonen nicht überlegten oder absichtlich nicht wissen wollten, gaben Veranlassung zu Verdächtigungen und man warf La Grange vor, er habe ohne Vollmacht die Leibgarde aufgelöst, mehre Officiere derselben abgehalten, dem Könige zu folgen, und selbst nur deshalb den Weg nach Paris eingeschlagen, um wieder Dienst bei Bonaparte zu nehmen. Dagegen steht es nach einer später von La Grange herausgegebenen Denkschrift (Mémoire au Roi. Paris 1815. 8.) fest, daß er sich nach einem kurzen Aufenthalte in der Hauptstadt mit zwei seiner Söhne nach Moulin (Departement Allier) zurückzog, wo er indessen von beiden Parteien, weil ihm keine traute, scharf überwacht wurde. Als es ihm im Juni gelang, zu entkommen, eilte er nach Arnouville, wo sich der König aufhielt, um sich demselben vorzustellen, erlebte aber dort einen ebenso unerwarteten als schmählichen Empfang. „Ich befand mich," erzählt er in der schon erwähnten Denkschrift, „allein in einem mit Postpferden bespannten Wagen; mein Anzug war die kleine Uniform eines Generallieutenants; ich trug meinen Degen an der Seite und meine Orden auf der Brust. Beim Aussteigen aus dem Wagen fragte ich einige Leute von der Leibwache, ob der König im Schlosse anwesend sei; man antwortete nicht, sondern umringte mich und fiel mich von allen Seiten an. Mehre Hände griffen nach meinem Degen und rissen ihn mir von der Seite, eine Beschimpfung, die ich nicht abwehren konnte, weil ich nur einen Arm hatte; zugleich richteten sich mehre Bajonette wiederholt gegen meinen Kopf und meine Brust. Ich wollte sprechen und nach der Ursache dieser mir unbegreiflichen Gewaltthätigkeit fragen, man überschrie mich aber und nannte mich einen Verräther, der Bonaparte diene und von Paris komme. Ich flüchtete mich, nachdem man mir meine Orden und meine Epauletten abgerissen und mir meinen Hut vom Kopfe geworfen hatte, in ein Haus, wo mir bald darauf der Herzog von Feltre, damals Kriegsminister, einen Besuch abstattete und mir meinen Degen zurückgeben ließ. Der Unmuth über die mir zugefügte Beleidigung und über die gegen mich verübte Ungerechtigkeit erlaubte mir kaum, einige Worte an ihn zu richten und Genugthuung zu verlangen. Er versprach mir dieselbe zu verschaffen und mir zwei Officiere zu meinem Schutze zu schicken." La Grange reiste alsbald mit einem der Officiere, der den Befehl hatte, ihn zu begleiten, nach Louvres, einem Flecken bei Senlis, von wo er seinen Begleiter mit einem Schreiben zurückschickte, in welchem er die Gerechtigkeit des Königs anrief. Ludwig beeilte sich zwar, ihm dieselbe angedeihen zu lassen und gab ihm nicht nur seinen früheren Rang bei den Musketieren wieder, sondern ernannte ihn auch zum Gouverneur der 20. Militairdivision, eine Beförderung, welche von einer Versetzung in den Ruhestand nicht sehr verschieden war, obschon man die Gleichgültigkeit gegen ihn durch das Kreuz des Ludwigorden zu verdecken suchte. Als bald darauf die alte Leibgarde

aufgelöst wurde, gaben ihm die Musketiere ein Banket und machten ihm einen Degen zum Geschenk. Sein Name prangt auch auf dem im J. 1806 begonnenen Triumphbogen de l'Etoile an der Barriere von Neuilly zu Paris, wie denn überhaupt die Glanzperiode seines Lebens in die Zeit des Kaiserreichs fällt, an welches er nicht ohne Schmerz zurückdachte, weshalb ihm auch die Bourbons nie wieder gewogen wurden und Ludwig XVIII. sich entschieden weigerte, ihn in die Pairskammer aufzunehmen, ein Zeichen von Ungnade, welche den einem der ältesten Adelsgeschlechter angehörenden Marquis sehr kränkte. Er zog sich daher mismuthig auf sein Schloß Viarmes bei Paris zurück, wo er am 2. Juli 1833 an einem heftigen Gichtanfalle starb. Er hatte im Februar 1796 Adelaïde Victoria Hall, eine Tochter des berühmten schwedischen Miniaturmalers Peter Adolf Hall, zur Gemahlin genommen; diese vielgeprüfte Frau, die Erbin des Talents ihres Vaters, war früher mit dem Rechtsgelehrten François Louis Suleau verheirathet, welcher am 10. Aug. 1792 als Opfer seiner Anhänglichkeit an die königliche Sache fiel und dessen blutiges Haupt man seiner Gemahlin überbrachte, welche damals mit einem Sohne, dem jetzigen Vicomte von Suleau, Mitglied des Senates, schwanger war [1]. — Adelaïde Blaise François La Grange's und dieser Adelaïde Victoria Hall ältester Sohn, Adelaïde Eduard Le Lièvre Marquis de La Grange und de Fourilles, am 17. Dec. 1796 zu Paris geboren, wurde zur militairischen Laufbahn bestimmt und trat, nachdem er seine Studien im Lycée Napoleon mit glänzendem Erfolg beendigt hatte, in die Ehrengarde. Nach der Restauration ging er als Quartiermeister in die zweite Compagnie der Musketiere, welche sein Vater commandirte, über, rückte im J. 1815 zum Hauptmann vor und wurde als solcher dem Generalstabe der Leibgarde zugetheilt. Im J. 1821 folgte er dem zum Ministerresidenten in Spanien bestimmten Grafen de la Garde nach Madrid und versah die Geschäfte eines Gesandtschaftssecretairs, hatte aber hauptsächlich die Aufgabe, über die Verhandlungen der Cortes an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu berichten. Im Laufe des Jahres 1822 wurde er mit wichtigen Depeschen nach Paris geschickt, kam aber noch frühe genug nach Spanien zurück, um den Umschwung der Dinge im Juli dieses Jahres und den Sieg des Absolutismus über die Constitution zu sehen. Zur Belohnung seiner Thätigkeit bei diesen Ereignissen wurde er als Gesandtschaftssecretair nach Karlsruhe und im J. 1824 in derselben Eigenschaft nach Wien geschickt. Er wohnte den Conferenzen in Mailand im J. 1825 bei und kam, nachdem er noch einige Zeit den Dienst eines Geschäftsträgers an dem kaiserlichen Hofe bekleidet hatte, nach dem Haag, wo er in den Jahren 1828 und 1829 mit der Erledigung wichtiger Angelegenheiten beschäftigt war. Nach der Revolution von 1830 zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und widmete seine Muße landwirthschaftlichen Arbeiten und literarischen und archäologischen Studien. Er hatte sich vorher schon als Schriftsteller gezeigt und seine Kenntniß der teutschen Nationalliteratur und Sprache für seine Landsleute fruchtbar zu machen gesucht; so übersetzte er zwei Romane der ihm befreundeten Karoline Pichler, „die Schweden in Prag" (Les Suédois à Prague, ou une Épisode de la guerre de Trente-Ans, roman historique. Paris 1827. 12. 4 Voll.) und „die Wiedereroberung von Ofen" (La délivrance de Bude, roman historique tiré des guerres des Allemands et des Hongrois contre les Turks. Paris 1829. 12. 4 Voll.) und eine Auswahl der schönsten Stellen aus Jean Paul Fr. Richter's Werken (Pensées de Jean-Paul, extraites de tous ses ouvrages. Paris 1829. 8. Ibid. 1830. 8.). Später wandte er sich entschieden der Archäologie und französischen Geschichte und Literatur zu, wie seine Notice sur cent quatre-vingt-seize médailles romaines en or, trouvées pendant l'été de 1834 à Ambenay, canton de Rugles, département de l'Eure (Paris 1834. 8.); seine Bemerkungen über andere Münzfunde in den Mémoires de la Société des Antiquaires de Normandie und in der Revue de Numismatique und seine Beiträge zu dem Livre des Cent et un (Les traducteurs, im eilften Bande), zum Globe, zum Conservateur, zu der Revue des Deux-Mondes (besonders die Etudes littéraires sur l'Allemagne, 1832), zur Europe littéraire, zum Dictionnaire de la Conversation, zur Revue de Paris, zur Revue germanique und zur Revue française et étrangère beweisen. Im J. 1827 hatte er sich mit Constanze Madeleine Louise Nompar de Caumont, einer Tochter des französischen Pairs Philibert Nompar de Caumont, Herzogs von La Force, verheirathet und die Nachforschungen in dem Archive der Familie seiner Frau veranlaßten ihn zur Herausgabe der Mémoires authentiques de Jacques Nompar de Caumont, duc de la Force, maréchal de France, et de ses deux fils le marquis de Montpouillan et de Castelnaut, suivie de documens curieux; pour faire suite à toutes les collections de mémoires sur l'histoire de France (Paris 1843. 8. 4 Voll.), einer ebenso mühevollen als verdienstlichen Arbeit, welche im J. 1846 die Aufnahme in die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zur Folge hatte. Später veröffentlichte er auch die bisher unbekannte Pilgerreise eines früheren Mitgliedes derselben Familie nach dem heiligen Lande (Voyage d'oultremer en Jérusalem par le seigneur de Caumont l'an MCCCCXVIII, publié pour la première fois d'après le manuscrit du Musée britannique. Paris 1858. 8.), welche aber nur sehr geringe Ausbeute für die Länder- und Völkerkunde liefert. La Grange wurde, nachdem er im J. 1834 im Bezirke von Verneuil (Departement Eure) von der liberalen Partei als Candidat für die Deputirtenkammer aufgestellt, aber durchgefallen war, im J. 1837 im Bezirke von Blaye (Departement Gironde) gewählt. Beim

1) Biographie des hommes vivants. Tom. IV. p. 51. Biographie nouvelle des Contemporains par A. V. Arnaut, A. Jay, E. Jouy et J. Norvins. Tom. X. p. 315. Biographie universelle. Tom. LXIX. p. 433. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 841.

Eintritt in die Kammer nahm er sogleich Antheil an den Verhandlungen über die algierische Frage und sprach mit Wärme und Entschiedenheit für die möglichst größte Ausdehnung der französischen Herrschaft in Afrika gegen den Antrag der Partei, welche die Occupation in die möglichst engen Grenzen einschließen wollte. In der Sitzung von 1838 äußerte er freimüthig seine Gedanken über die Vertheilung der Steuern und Auflagen, unterstützte durch seinen Einfluß den Vorschlag einer Pension für die Witwe des Königs Murat, verlangte öffentliche Abstimmung und stellte den Antrag, Feldgeistliche für die außerhalb ihres Vaterlandes zu verwendenden französischen Truppen zu ernennen. Das am 15. April 1837 unter der Leitung Molé's gebildete Ministerium fand Anfangs einen eifrigen Vertheidiger an ihm, später ging er aber allmälig zu den Gegnern über. Bei der Berathung der Stelle des von der Commission am 4. Jan. 1839 der Kammer vorgelegten Adreßentwurfs, worin die wegen Louis Napoleon mit der Schweiz entstandenen Mishelligkeiten [2]) als der größte politische Misgriff bezeichnet wurden, hielt La Grange mit seiner Misbilligung der Verfahrungsweise des Ministeriums nicht zurück. „Das Cabinet," sprach er, „hat in der That Louis Napoleon eine viel zu große Wichtigkeit beigelegt und ihn dadurch, daß es die Blicke Europas auf ihn lenkte, nicht sowol als einen Prätendenten bezeichnet, denn ein solcher war er schon, sondern ihn vielleicht zu einem ernstlicheren und gefährlicheren Bewerber um die Krone für die Zukunft und durch die Gewaltmaßregeln gegen ihn wichtiger gemacht." Auch durch seine Abstimmung trug er zur Auflösung der Kammer bei, welche am 2. Febr. 1839 erfolgte. In demselben Jahre wieder gewählt, zeigte der sich dem Cabinete vom 12. Mai unter Marschall Soult ebenso wenig günstig und bekämpfte öfter die Maßregeln desselben, bis es in Folge der Verwerfung der Dotation des Herzogs von Nemours durch die Abstimmung der Kammer fiel. Noch entschiedener trat er gegen das am 1. März 1840 unter Thiers gebildete Ministerium auf und begründete später die Ursachen seiner Opposition in einer bei Gelegenheit des Vertrags, welcher zwischen den europäischen Mächten am 13. Juli 1841 zur Erhaltung des Friedens abgeschlossen worden war, erschienenen Schrift (**Réponse à l'écrit de M. Duvergier de Hauranne sur la convention du 13 juillet et sur la situation actuelle de la France. Paris 1841. 8.**); dagegen zeigte er sich dem Cabinete vom 29. Oct. 1840 unter Guizot, welches einen anderen Weg einzuschlagen versprach, günstiger, stellte jedoch in seiner Flugschrift (**De la situation politique du pays avant les élections. Paris 1842. 8.**) die Vorbehalte auf, von welchen diese Unterstützung abhing. Er sprach in der That selten gegen das Ministerium und bekämpfte ernstlich nur die Erbauung der Festungswerke um Paris, dagegen billigte er den Unmuth der Regierung gegen die legitimistische Partei, deren hervorragende Mitglieder nach England gegangen waren, um dem Grafen von Chambord zu huldigen, welcher am 27. Nov. 1843 in einem auf dem Belgrave-Square zu London gemietheten Hotel ein Hoflager hielt, bei welchem die Blüthe des französischen Adels vorgestellt wurde, woran aber La Grange keinen Theil nehmen wollte, und zwar aus Gründen, welche in der Behandlung seines Vaters durch die Bourbons lagen und die ihm, ohne daß er es ahnte, später großen Vortheil brachten. Auch in den Jahren 1842 und 1846 wieder gewählt, nahm er stets eifrigen Antheil an den Arbeiten der Kammer, besonders an den Verhandlungen über das Budget und den Supplementarcredit, wobei er im J. 1842 Berichterstatter war. Ebenso bewährte er seine politische Tüchtigkeit bei der Berathung der Gesetzentwürfe über das literarische Eigenthum, über die Expropriation zum allgemeinen Nutzen, über die Erbauung der vorgeschlagenen großen Eisenbahnstrecken, welchen er noch eine Eisenbahn vom Ocean bis zum mittelländischen Meere hinzugefügt wissen wollte, über die Zuckerfrage, über die Mauth, über das Octroi, über die Unterdrückung der Weinfabrication, in welcher wichtigen Sache er dreimal Bericht erstattete, über die Umprägung der Kupfermünzen und über die Patente für Erfindungen. In diese Zeit fallen seine Flugschriften: **Considérations sur les octrois en général et dans leurs rapports avec les boissons (Paris 1843. 8.)** und **Paris et son octroi. Seconde partie des Considérations sur les octrois en général et dans leurs rapports avec les boissons. (Paris 1844. 8.)** Am 24. Febr. 1848 ließ sich La Grange, obschon er krank war, in die Kammer führen, weil er die Wichtigkeit und die Schwierigkeit der Lage recht wohl einsah, nahm aber vom ersten Tage der Revolution an mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft den Kampf gegen die Anarchie auf. Durch die allgemeine Abstimmung in den Generalrath des Departements der Gironde berufen, arbeitete er zwei Jahre hindurch nach Kräften an der Revision der Verfassung und trug nicht wenig zum Umschwunge des Volksgeistes und zur Vorbereitung der Bewegung bei, welche das Ergebniß der Wahl am 10. Dec. zur Folge hatte. Im J. 1849 zum Mitglied der gesetzgebenden Versammlung ernannt, „trennte er sich," wie sich einer seiner Biographen sehr vorsichtig ausdrückt, „von seinen Freunden, welche ein entgegengesetztes Streben zu gefährlichen Verwickelungen trieb, und als die Nothwendigkeit gebot, zwischen einer parlamentarischen Allmacht und dem Prinzen Louis Napoleon zu wählen, zog er die Herrschaft eines Einzelnen dem Collectivdespotismus und der Unsicherheit eines Convents vor." Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. konnte die Anerkennung seines Benehmens nicht ausbleiben und seine Ernennung zum Großofficier der Ehrenlegion, zum Senator und zu andern einflußreichen und einträglichen Ehrenämtern konnte nicht überraschen. Auch seine letzte Schrift über den Adel des französischen Kaiserreichs (**De la Noblesse comme institution im-**

2) Weil er nach dem verunglückten Unternehmen in Strasburg aus der Schweiz, wohin er sich wieder begeben hatte, nicht ausgewiesen wurde und als thurgauer Cantonsbürger nicht ausgewiesen werden konnte.

périale. Paris 1859. 8.) beweist hinlänglich, mit welcher Entschiedenheit er den jetzigen Machthabern huldigte[3]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Ange François Le Lièvre de la), der zweite Sohn des Marquis François Joseph Le Lièvre de la Grange, geboren am 6. Juli 1778, trat im J. 1792 als Unterlieutenant in das Husarenregiment Lauzun, in welchem sein älterer Bruder Oberst war. Während der Schreckensherrschaft verabschiedet, lebte er auf einem abgelegenen Besitzthume verborgen, bis die Zeitverhältnisse erlaubten, wieder Dienst zu nehmen. Er trat in das neunte Dragonerregiment, machte die Feldzüge nach Italien und Teutschland mit und rückte allmälig zum Escadronchef vor. Nach dem Frieden von Preßburg (1805) wurde er der französischen Gesandtschaft zu Wien für die militairischen Angelegenheiten zugetheilt, bis ihn der Wiederausbruch des Krieges (im April 1809) nach Frankreich zurückführte. Als das französische Heer sich der Hauptstadt Oesterreichs näherte, wurde er vorausgeschickt, um sie zur Uebergabe aufzufordern; obschon ihm aber die Oertlichkeiten bekannt waren, so ließ er sich doch auf dem Glacis von einer Husarenpatrouille überraschen, welche ihn, da er sich mit seiner Escorte zur Wehr setzte, mit Gewalt festnahm, wobei er sechs Säbelhiebe über den Kopf erhielt und vom Pferde fiel. Der ergrimmte Pöbel bemächtigte sich seiner und hatte ihn bereits in die Straßen geschleift, ehe die in Kenntniß gesetzten Behörden ihm zu Hilfe eilen und ihn befreien konnten. Kaum wiederhergestellt, erhielt er in der Schlacht von Wagram (5. Juli 1809) eine gefährliche Wunde, welche ihn längere Zeit dienstunfähig machte. Nach seiner Genesung wurde er zum Officier der Ehrenlegion ernannt und zu leichtern militairischen Geschäften verwendet, bis der Krieg mit Rußland ausbrach. Er nahm an demselben als Adjutant des Generals Antoine Jean Auguste Henri Durosnel Theil und starb in Folge der Mühseligkeiten, die er auf dem Rückzuge zu erdulden hatte, im J. 1816 in seinem 38. Lebensjahre. — Auguste François Joseph Le Lièvre de la Grange, jüngerer Bruder des Vorhergehenden, am 2. Mai 1780 geboren, wurde schon in seinem siebenten Jahre in den Orden der Maltheserritter aufgenommen, trat im J. 1800 in das 5. Dragonerregiment, dessen Oberst damals Louis Bonaparte war, ward Adjutant Murat's und zeichnete sich in dem Feldzuge nach Italien und Teutschland aus. Er folgte auch Murat nach Spanien und entging glücklich der Revolution vom 2. Mai 1808 in Madrid, bei welcher so viele Franzosen durch die Wuth des Volkes das Leben verloren, wurde aber auf dem Wege nach Valencia, wohin er mit dem General Excelmans geschickt worden war, um dem Marschall Moncey wichtige Aufträge zu überbringen, gefangen und nach kurzer Haft in einem Gefängnisse von Majorca auf die englischen Pontons gebracht. Nachdem es ihm nebst mehren Leidensgefährten gelungen war, bei einer sich unvermuthet darbietenden Gelegenheit zu entwischen, kehrte er nach Frankreich zurück und erhielt im J. 1812 den Befehl über das 20. Regiment der Jäger zu Pferde, welches mit der Brigade Corbineau, wozu es gehörte, nach Rußland zog. Auf dem Rückzuge setzte er über die Beresina, um den Bau der Brücke möglich zu machen, welche den Kaiser und einen Theil der Armee rettete. Nach dem Sturze Napoleon's verließ er den Kriegsdienst und starb im J. 1825; sein Sohn Gustave de La Grange, geboren im J. 1821, ist jetzt Stallmeister der Kaiserin Eugenie. — Armand Charles Louis Le Lièvre de la Grange, der jüngste Bruder des Vorhergehenden, am 21. März 1783 geboren, ließ sich im J. 1800 als Freiwilliger in das von dem Obersten Sebastiani befehligte 9. Dragonerregiment einreihen, mit welchem er an dem Feldzuge nach Italien Theil nahm und sich in der Schlacht von Marengo befand. Sein Regiment, welches bei dem Staatsstreiche am 18. Brumaire eine hervorragende Rolle spielte, wurde von dem ersten Consul als ein Theil der Garnison von Paris bezeichnet, er selbst aber folgte seinem Obersten auf verschiedenen demselben von Bonaparte übertragenen wichtigen Sendungen nach Constantinopel, Aegypten und Syrien. Er blieb auch bei Sebastiani, nachdem dieser zum General vorgerückt war, als Adjutant, begleitete denselben in das Lager von Amiens und auf einer militairischen Beobachtungsreise nach Teutschland und Tyrol und begab sich dann mit ihm nach Holland, um sich zu Helder zu der projectirten Landung in England einzuschiffen. Von hier mußte er aber schnell nach Teutschland zurückeilen, wo er von dem Fürsten Berthier, dem Kriegsminister und Generalmajor der großen Armee, welcher ihn zu seinem Adjutanten ernannte, nach Würzburg zu dem Könige von Baiern geschickt wurde, um sich Gewißheit über die Gesinnungen dieses Fürsten zu verschaffen und das Ergebniß seiner Nachforschungen sogleich dem Marschall Bernadotte und dem General Marmont, von denen der erste aus Hanover, der andere aus Holland kam, mitzutheilen. Er machte nun alle Feldzüge während des Kaiserreichs theils im Generalstabe des Fürsten Berthier, theils als Adjutant bei andern Heeresabtheilungen mit, wurde im J. 1805 zu Austerlitz Hauptmann im 23. Jägerregiment und Mitglied der Ehrenlegion, zu Eylau Escadronchef im 9. Husarenregiment und zu Tilsit Adjutant bei dem Hauptquartier. In dieser Eigenschaft wurde er von dem Kaiser zu dem Marschall Brune geschickt, um die Einnahme der Festung Stralsund zu beschleunigen und ihm die Nachricht von der Verwirklichung dieses Auftrags zu überbringen. Bei seiner Ankunft zu Paris fand er seine Beförderung zum Generaladjutanten des Fürsten Berthier und zum Commandanten zu Bayonne mit dem Auftrage, die sich sammelnden Truppen zu organisiren und nach Spanien vorrücken zu lassen. Bei der Ankunft des Kaisers zum Baron mit einer Dotation von 4000 Francs ernannt, folgte er demselben nach Spanien und nachher nach Teutschland, wo er in der Schlacht bei Wagram (5. Juli 1809) schwer verwundet

3) Biographie des hommes du jour, par Germain Sarrut et B. Saint-Edme. Tom. V. P. I. p. 379. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 845. *Fel. Bourquelot* et *Alfr. Maury*, La littérature française contemporaine. Tom. IV. p. 544.

ward. Als man ihn, obgleich er erst 26 Jahre alt war, zum Brigadegeneral vorschlug, schrieb der Kaiser neben seinen Namen: „zu jung," ernannte ihn aber zum Officier der Ehrenlegion und zum Reichsgrafen mit einem Majorat von 10,000 Francs. Sein Wunsch wurde übrigens schon beim Beginn des Krieges gegen Rußland erfüllt und er führte eine Cuirassierbrigade nach Moskau. Nachdem er auf dem Rückzuge seine ganze Brigade verloren hatte, trat er zu der Schar, welche die Aufgabe hatte, die Person des Kaisers zu schützen und erhielt den Befehl über das kaiserliche Hauptquartier. Bei dem Entscheidungskampfe gegen die Verbündeten führte er die Vorhut des Marschalls Macdonald in Schlesien, bewies aber ganz besonders in dem blutigen Treffen bei Hanau (31. Oct. 1813) ebenso große Umsicht als Tapferkeit. Er wurde deshalb zum Divisionsgeneral vorgeschlagen; abermals schrieb jedoch Napoleon neben seinen Namen: „zu jung," und ernannte ihn zum Commandeur der Ehrenlegion. Während des Krieges gegen die Verbündeten in Frankreich wurde er einem österreichischen Streifcorps nachgesendet, um es zu verhindern, die Pulvermühle von Essonne in Brand zu stecken, und in dem Treffen vor Paris hielt er mit einer Brigade der jungen Garde die Höhen von Montmartre besetzt; beinahe von Blücher umringt, entging er der Gefahr durch ein geschicktes Maneuvre und es gelang ihm, sich an der Barriere von Clichy mit dem Marschall Moncey zu vereinigen. Nach der Abdankung des Kaisers zu Fontainebleau kehrte er nach Paris zurück, wurde aber sogleich von dem Kriegsministerium im Namen der Armee zu Ludwig XVIII. abgeschickt. Dieser gab ihm das Untercommando über die zweite Compagnie der schwarzen Musketiere, welche jetzt sein ältester Bruder befehligte und über welche bereits sein Vater den Oberbefehl geführt hatte; zugleich erfolgte seine Beförderung zum Divisionsgeneral, welche Napoleon bei seiner Zurückkunft von Elba bestätigte. Unter der Regierung Louis-Philippe's stand er in großem Ansehen und seine Verdienste in verschiedenen Zweigen des Militairwesens fanden durch die Ertheilung der Pairswürde (im J. 1832) und durch die Ernennung zum Oberofficier der Ehrenlegion (im J. 1837) Anerkennung *). *(Ph. H. Külb.)*

GRANGE (Joseph Graf la), französischer General, am 10. Jan. 1763 (nach Andern 1761) zu Saint-Pessere bei Auch geboren, trat am 22. Juni 1791 als Grenadierhauptmann in das zu dieser Zeit gebildete zweite Freiwilligenbataillon des Departements des Gers, wozu sein Geburtsort gehörte, und nahm mit diesem in der Armee der Ostpyrenäen unter dem Oberbefehle der Generäle Deflers, Dagobert, Davoust, Turreau, Doppet, Dugommier, Perignon und Scherer Theil an den Feldzügen der Jahre 1792 und 1793. Am 10. Aug. 1793 eroberte er bei dem Angriffe der Spanier auf das Lager zu Mas-Ros vor Perpignan an der Spitze seiner Grenadiere zwei Kanonen, welche der Feind den französischen Jägern abgenommen hatte, wieder zurück und ward auf dem Schlachtfelde zum Bataillonschef ernannt. Am 30. Aug. desselben Jahres erstürmte er bei dem Dorfe Boulou mit seinem Bataillon zwei Verschanzungen und entschied hauptsächlich dadurch das Treffen, welches mit der Niederlage und Flucht der Spanier endete. Ebenso eifrig bewies er sich bei andern durch diesen Krieg gebotenen Gelegenheiten und sein an Verwegenheit grenzender Muth erregte allgemeine Bewunderung. Obschon von den Volksrepräsentanten am 22. Prairial II (10. Juni 1794) zum Brigadegeneraladjutanten ernannt, wurde er doch bei der Verminderung des Heeres am 20. Vendemiaire IV (12. Oct. 1795) zur Disposition gestellt und erst am 22. Pluviose VI (10. Febr. 1797) wieder in den activen Dienst gezogen. Er nahm nun nach der Anordnung Bonaparte's, welcher Gelegenheit gehabt hatte, sein militairisches Talent kennen zu lernen, Theil an der Expedition nach Aegypten und zeichnete sich während der Dauer derselben bei vielen Gelegenheiten aus. So befand er sich bei der Einnahme von Alexandrien, bei der Niederlage der Mamluken in der Nähe von Damanhur, bei dem Treffen und der Einnahme von Rahmanieh und bei der Schlacht zu Chebreis (15. Juli 1798), in welcher er seine Tapferkeit und Umsicht so glänzend bewährte, daß Bonaparte ihn auf dem Schlachtfelde zum Brigadegeneral ernannte. Seltene Unerschrockenheit und Entschiedenheit bewies er bei der Unterdrückung des gefährlichen Aufstandes der Bewohner von Kahira (25. Sept.), wobei die Franzosen nach den türkischen Berichten freilich mit schonungsloser Grausamkeit verfahren sein sollen. Auf dem Marsche nach Syrien hatte er einen ehrenvollen Antheil an der Eroberung der Festung El-Arisch in der Wüste und bei der erfolglosen Belagerung von Saint-Jean-d'Acre bewies er einen unermüdlichen Eifer. Er schlug einen Ausfall der durch englische Artillerie unterstützten Besatzung zurück und überrumpelte auf dem Rückzuge das Lager der Mamluken, welche eiligst die Flucht ergriffen und ihr ganzes Gepäck nebst 700 Kameelen in den Händen des Siegers ließen. Nach der Zurückkunft nach Aegypten und nach der Abreise Bonaparte's nach Europa handelte er während der ganzen Zeit, in welcher sich das französische Occupationsheer in großer Bedrängniß befand, mit musterhafter Klugheit und Umsicht und in der Schlacht von Heliopolis (20. März 1800) führte er eines der Quarrés der Division Reynier, welche durch die Erstürmung des Dorfes Matarieh hauptsächlich zum Erfolg des Tages beitrug. Bei der Wiedereroberung der von Nassif Pascha genommenen Hauptstadt Kahira und in dem Kampfe gegen den Pascha selbst, welcher das von nur 200 Soldaten vertheidigte französische Hauptquartier an der Spitze von 2000 Reitern zu erstürmen suchte, that er Wunder der Tapferkeit; er wurde deshalb von dem Obergeneral Kleber zum Divisionsgeneral und zum Chef des Generalstabes ernannt und von Bonaparte, der indessen erster Consul geworden war, ihn aber keineswegs vergessen hatte, in diesem Range bestätigt. Auf Befehl des Generals Menou, welcher nach Kleber's Ermordung (14. Juni 1800) das Commando übernahm, zog er mit

*) Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 844.

allen zu entbehrenden Truppen den vereinigten Streitkräften der Türken und Engländer entgegen, um dem weitern Vordringen derselben Einhalt zu thun. Er nahm eine vortheilhafte Stellung bei El-Alft und wußte durch seine Gegenwart dem Feinde so große Achtung einzuflößen, daß dieser nicht über Deirut hinaus vorzudringen wagte. Erst nach einigen Tagen entschloß sich der englische General Hutchinson, nachdem er Verstärkung erhalten hatte, die Franzosen anzugreifen. La Grange aber ging, da die ihm versprochene Unterstützung ausblieb und er von dem überlegenen Gegner umgangen zu werden fürchtete, nach Rahmanieh zurück, wo es zu einem Treffen kam, welches jedoch, da er bei einem entschlossenen Cavalerieangriffe von der Infanterie nicht unterstützt wurde, unentschieden blieb; einem für den folgenden Tag von dem weit überlegenen Feinde vorbereiteten Angriffe wich er vorsichtig aus und es gelang ihm, ohne Verlust Kahira zu erreichen. Alle Anstrengungen, die er fortan machte, mußten ebenso erfolglos sein, als die der übrigen Generäle, denn Aegypten war für Frankreich verloren. Nach seiner Zurückkunft in die Heimath wurde er am 27. Frimaire des Jahres X (28. Dec. 1801) zum Befehlshaber der 14. Militairdivision (Caen), am 7. Floreal desselben Jahres (26. April 1802) zum Generalinspector der Gendarmerie, am 19. Frimaire des Jahres XII (11. Dec. 1803) zum Commandanten des Lagers zu Saintes und zum Mitglied der Ehrenlegion und bald darauf zum Großofficier derselben ernannt. Im J. 1805 erhielt er den Oberbefehl über die Landungstruppen, welche auf einer von dem Viceadmirale Missiessy geführten Flottenabtheilung nach Westindien geschickt wurde, um die englischen Colonien auf den Antillen zu erobern. Das Geschwader, welches am 11. Mai 1805 die Anker lichtete, berührte nach einer Ueberfahrt von 40 Tagen die französischen Inseln Martinique und Guadaloupe, um die Besatzungen derselben mit Lebensmitteln und Schießbedarf zu versehen, und wagte dann am 23. Febr. 1806 einen Angriff auf Roseau, den Hauptort der britischen Insel Dominica. La Grange ging mit 1500 Mann ans Land, eroberte die Stadt und verbrannte, nachdem er eine reiche Beute an Bord gebracht hatte, die Magazine und die im Hafen liegenden Schiffe, konnte jedoch den von ihm beabsichtigten Angriff auf die Festung Portsmouth, wohin sich der englische Gouverneur G. Prevost zurückgezogen hatte, nicht ausführen, da der Viceadmiral, zu sehr auf seine eigene Sicherheit bedacht, aus den amerikanischen Gewässern zu kommen sich beeilte. Er ward deshalb von Napoleon sehr ungnädig empfangen, La Grange aber am 20. Brumaire des Jahres XIV (11. Nov. 1805) zu der Nordarmee entsendet und am 14. März 1806 zum Inspector der kaiserlichen Gendarmerie der vier nördlichen Departemente ernannt. Nach dem Frieden von Presburg (26. Dec. 1805) befehligte er eine in Holland cantonirende Division, mit welcher er unter dem Oberbefehle des Marschalls Mortier an dem Feldzuge gegen Preußen im J. 1806 Theil nahm und erhielt nach der Occupation des Kurfürstenthums Hessen das Militaircommando in diesem Lande, bis es zu einer Provinz des Königreichs Westfalen bestimmt wurde. Er hatte bereits in Hessen aus den Anfangs nach Hause geschickten Soldaten des hessischen Heeres ein besser gekleidetes und bezahltes französisches gebildet, dieselbe Aufgabe wurde ihm in dem neugebildeten Königreiche und er nahm als Generalgouverneur die ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen des Landes ausschließend für die Kriegskasse in Anspruch. Auch nach dem Erscheinen der französischen Staatsräthe Jollivet, Beugnot und Simeon, welche bis zur Ankunft des Königs Jerome die Regentschaft bilden sollten, blieb er neben ihnen im Amt und von ihm ging eigentlich die Leitung der Polizei und Verwaltung aus. Er bewies sich in dieser Stellung, wie man nach den vorliegenden Thatsachen nicht leugnen kann, als einen unverschämten, räuberischen Haudegen und übte, als ihm der König Jerome, welcher am Ende Decembers 1807 eingetroffen war, das Kriegsministerium übertrug und ihn zum Chef des Generalstabes wählte, sein Raubsystem so rücksichtslos, daß er bei der gegen ihn erhobenen Anklage wegen grober Erpressungen und Unterschlagung der erpreßten Gelder schuldig befunden wurde und eiligst nach Paris abreisen mußte. Nachdem er hier wieder in den unmittelbaren französischen Dienst getreten war, wurde er ohne Rücksicht auf seine Handlungsweise in Teutschland am 19. Mai 1808 zum Reichsbaron erhoben und der Armee in Spanien zugetheilt, wo er sich bei dem Angriffe auf Cascante und in der Schlacht von Tudela unter dem Oberbefehle des Marschalls Lannes auszeichnete. Im November desselben Jahres kehrte er, da er zum Präsidenten des Wahlcollegiums von Nerac berufen war, nach Frankreich zurück und ging dann wieder nach Teutschland, um die 3. Division der Reservearmee zu commandiren. Darauf wirkte er in den Jahren 1809 und 1810 in Spanien und Portugal und im J. 1812 erhielt er bei dem russischen Feldzuge wieder das Commando über eine Reservedivision. Nach dem unglücklichen Ausgange desselben übernahm er den Befehl über eine Division der mühsam gesammelten Reste der großen Armee, schlug in den ersten Tagen des März 1813, unterstützt von dem General Montbrun, ein von dem General Dörnberg befehligtes Corps, welches über die Elbe vorgedrungen war, und nöthigte es, mit großem Verluste über diesen Fluß zurückzugehen. Am 16. desselben Monats nahm er Theil an dem Treffen von Lüneburg und zwang am folgenden Tage den Feind, diese Stadt zu verlassen; auch befand er sich in den Schlachten von Dresden und Leipzig. Während des Feldzuges der Alliirten in Frankreich leistete er mit seiner Division allenthalben tapfern, aber vergeblichen Widerstand und wurde in dem Treffen bei Champ-Aubert (am 10. Febr. 1814) gegen die Russen am Kopfe verwundet. Nach der Schlacht von Paris (30. März), an welcher er noch Theil genommen hatte, unterwarf er sich der provisorischen Regierung. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Generalinspector der Gendarmerie und später versah er nach und nach mehre Stellen in der Militairverwaltung mit seiner gewohnten Energie, bis er nach der

Julirevolution in Ruhestand versetzt wurde. Er starb am 16. Jan. 1836 als Pair von Frankreich, zu welcher Würde ihn Louis Philippe am 19. Nov. 1831 erhob. Er war der innigste Freund seines Landsmanns Lannes, spätern Herzogs von Montebello, und besaß in hohem Grade die Achtung und Liebe seiner Soldaten, obschon er im Dienste stets die größte Strenge bewies, aber er befand sich stets an der Spitze seiner Truppen und riß diese durch seinen ungestümen Muth mit sich fort. Die Nothwendigkeit eines Rückzugs konnte man ihm bei der größten Gefahr und den mislichsten Verhältnissen nur schwer begreiflich machen. Sein Name prangt auf der westlichen Seite des Triumphbogens de l'Etoile an der Barriere von Neuilly zu Paris. Sein einziger Sohn, Frederic Graf von La Grange, geboren im J. 1816, widmete sich der Industrie und ist der Besitzer ansehnlicher von seinem Vater ererbter Güter und einer Glashütte in dem Departement des Gers. Von diesem Departement am 8. Juli 1849 zum Repräsentanten bei der gesetzgebenden Versammlung gewählt, stimmte er stets mit der Majorität und ward nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 Mitglied der von dem Präsidenten der Republik geschaffenen berathenden Commission. Später trat er in den Jahren 1852 und 1857 als Deputirter des Bezirks Condom in den gesetzgebenden Körper *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Joseph Louis la), einer der berühmtesten Mathematiker der neuern Zeit, am 25. Jan. 1736 zu Turin geboren, war der älteste Sohn des piemontesischen Kriegszahlmeisters Joseph Louis Lagrange, dessen Vorältern aus Frankreich nach Turin übergesiedelt waren [1]), und hatte noch zehn Geschwister, von denen aber neun in der frühesten Jugend starben. Sein Vater kam durch die Heirath mit Maria Theresia Gros, der einzigen Tochter eines reichen Arztes von Cambiano, in den Besitz eines bedeutenden Vermögens, verlor aber dasselbe durch allzu gewagte und unglückliche Unternehmungen, wodurch der junge Grange in die Nothwendigkeit versetzt wurde, sich selbst eine unabhängige Existenz zu begründen, aber auch der Gefahr entging, ein gewöhnlicher Mensch zu werden; wenigstens pflegte er in seinem spätern Alter zu sagen, daß er die Mathematik nicht als Lebenszweck gewählt hätte, wenn er reich gewesen wäre [2]). Gewiß ist wenigstens, daß sich seine Neigung zu dieser Wissenschaft keineswegs sogleich bei dem Beginn seiner Studien in dem Collegium zu Turin zeigte, indem er weit mehr für die römischen Classiker, insbesondere für Cicero und Virgil, begeistert war; auch wohnte er ein ganzes Jahr dem philosophischen Cursus bei, ohne die geringste Vorliebe für die Gegenstände, welche darin verhandelt wurden, zu zeigen, aber im zweiten Jahre erwachte sein mathematisches Genie und entwickelte sich äußerst rasch. Anfangs war er jedoch ein eifriger Anhänger der alten Mathematiker und ihrer synthetischen Lehrweise, bis eine Abhandlung des berühmten Geometers Edm. Halley [3]), worin dieser die Vorzüge der analytischen Methode auf eine nicht zu widerlegende Weise entwickelte, ihm die Augen öffnete und seine wahre Bestimmung enthüllte. Er befand sich damals in seinem 17. Jahre und ließ von diesem Augenblicke an eine gänzliche Aenderung in der Richtung seiner Arbeiten eintreten, indem er für sich und ohne Führer, aber mit unermüdlichem Eifer das Studium der vorzüglichsten Werke über die Analysis begann. Er machte darin alsbald fast unglaubliche Fortschritte und erschöpfte in weniger als zwei Jahren diese Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange bis auf die neuesten Entdeckungen. Er machte dabei die sonderbare, aber dem Genie eigenthümliche Erfahrung, daß ihm alles Erlernte nur als Erinnerung an bereits Gewußtes erschien. Mit dem Bewußtsein seiner Kräfte wuchs auch sein Muth und er begann nun einen Briefwechsel mit einigen der bedeutendsten Mathematiker seiner Zeit. Seine erste literarische Arbeit, womit er in die Oeffentlichkeit trat, war ein in italienischer Sprache an den bereits durch mehre wissenschaftliche Arbeiten bekannten Mathematiker Giulio Carlo Fagnano gerichteter Brief vom 23. Juli 1754 (Torino 1754. 8.), worin er eine von ihm erfundene Reihe für die Differential- und Integralgrößen jeder beliebigen Ordnung, die derjenigen Newton's für die Potenzen und Wurzeln entsprach, bekannt machte. Im folgenden Jahre (1755) theilte er, nachdem er Leonh. Euler's berühmtes Werk über das isoperimetrische Problem (Methodus inveniendi lineas curvas maximi minimive proprietate gaudentes. Lausannae 1744. 4.) einem gründlichen Studium unterworfen hatte, dem Verfasser eine neue Methode für diese Untersuchungen mit und entsprach dadurch der von diesem schon vor zehn Jahren an alle Gelehrte Europa's erlassenen Aufforderung. Euler war nicht wenig erstaunt, von einem jungen, bisher völlig unbekannten Mathematiker eine in jeder Beziehung genügende Antwort zu vernehmen und die ersten Versuche einer bewunderungswürdigen Methode vor sich zu sehen; sie ist jetzt allgemein unter der Benennung Variationsrechnung bekannt und wäre allein hinreichend, den Namen des Erfinders zu verewigen. Im J. 1756 theilte La Grange eine nicht geringeres Erstaunen erregende Anwendung seiner neuen Methode seinem hocherfreuten Bewunderer Euler mit. Dieser hatte in dem Anhange zu dem erwähnten Werke auf eine von ihm entdeckte sehr merkwürdige Eigenschaft in der Bewegung isolirter Körper aufmerksam gemacht,

*) Biographie des hommes vivants. Tom. IV. p. 50. Biographie nouvelle des Contemporains par Arnault, Jay, Jouy et Norvins. Tom. X. p. 315. Fastes de la Légion d'honneur. Tom. III. p. 303. Biographie générale. Tom. XXVII. p. 855.

1) Sein Großvater, ein französischer Cavalerieofficier, trat im J. 1672 in die Dienste des Herzogs Karl Emanuel II. von Savoyen über und ließ sich zu Turin nieder. Er war in Paris geboren, seine Aeltern wohnten aber später in Touraine, wo sie sich angesiedelt hatten. 2) Si j'avais eu de la fortune, je n'aurais pas fait mon état des mathématiques.

3) Resolution of the problem of finding the foci of optick glasses universally (erste allgemeine Formel darüber) in den Philosophical Transactions. Vol. XVII. (1693) p. 960.

schien aber, nach vergeblicher Bemühung sie auf die Bewegung der in irgend einer Weise auf einander wirkenden Körper auszudehnen, das ihm entgangene Resultat nur von der Metaphysik zu erwarten. La Grange dehnte in seinem Schreiben diesen schönen Lehrsatz streng auf jedes beliebige Körpersystem aus und zeigte die Art und Weise, dieses so allgemein gemachte Princip (in der Mechanik unter der uneigentlichen Benennung „Princip der geringsten Wirkung" bekannt) auf die Lösung aller Fragen der Dynamik auszudehnen. Während er so den Grund zu seiner spätern Berühmtheit legte, bekleidete er die Stelle eines Lehrers der Mathematik an der Artillerieschule zu Turin, welche ihm im 19. (nicht, wie man gewöhnlich falsch angibt, im 17.) Jahre seines Alters übertragen wurde und ihn mit den angesehensten Männern seines Vaterlandes in Verbindung brachte. Auch wußte er durch seine Kenntnisse, seine klare Lehrweise und seine Bescheidenheit sich die Achtung und Liebe seiner größtentheils ältern Schüler in so hohem Grade zu erwerben, daß diese ihr ganzes Leben hindurch ihm mit der innigsten Zuneigung zugethan blieben. Zu dieser Zeit stiftete er im Einverständnisse mit mehren gelehrten Männern, insbesondere mit dem Anatomen Giovanni Francesco Cigna und den Artillerieofficieren Giuseppe Angelo Saluces und François Daviet de Foncener, unter dem Schutze des Herzogs von Savoyen eine gelehrte Gesellschaft, welche von dem Könige die Erlaubniß erhielt, ihre Denkschriften ebenso, wie die andern Akademien Europa's, zu veröffentlichen. Der erste Band erschien unter dem Titel: Miscellanea philosophico-mathematica Societatis privatae Taurinensis (Ang. Taur. 1759. 4.) und bestand größtentheils aus Abhandlungen des unermüdlich thätigen La Grange über die wichtigsten und schwierigsten Punkte der Analysis und der Mechanik (Récherches sur la méthode de maximis et minimis; Sur l'intégration d'une équation différentielle à différences finies, qui contient la théorie des suites récurrentes und Récherches sur la propagation du son); auch die unter dem Namen seines Freundes Foncener abgedruckten Aufsätze (Sur les logarithmes des quantités imaginaires; Éclaircissemens pour ce mémoire und Sur les principes fondamentaux de la méchanique), welchen dieser die Ernennung zum Inspector der sardinischen Marine verdankte, sollen in ihren wesentlichen Theilen von La Grange herrühren und es erklärt sich auf diese Weise leicht das spätere Schweigen dieses Officiers über mathematische Fragen, deren Behandlung ihm unsterblichen Ruhm hätte bringen können. Unter den Abhandlungen, welche ausdrücklich als La Grange's Arbeit bezeichnet werden, sind vor allen die Untersuchungen über die Fortpflanzung des Schalles hervorzuheben, ein schwieriger Gegenstand, dessen Feststellung selbst Newton nicht gelungen war und für den man noch keine befriedigende Theorie erdacht hatte. La Grange löste die Frage mit Hilfe der von ihm erfundenen neuen Berechnungsmethode (Variationsrechnung) durch die directen und klaren Principien der Dynamik und alle Eigenschaften der Uebertragung sind in der allgemeinen Formel enthalten. Daraus zieht er die Hauptfolgerungen, daß die Schnelligkeit des Schalles in keiner Weise von der Schnelligkeit oder der Stärke der Erschütterung, welche der Luft mitgetheilt wird, abhängt, daß der Schall sich in gleicher Weise von allen Seiten des Körpers, der ihn hervorbringt, fortpflanzt, daß die Schnelligkeit sich in der ganzen Ausdehnung der elastischen Fiber gleich bleibt und daß diese Schnelligkeit nicht von der Länge dieser Fiber bedingt wird, das heißt, daß der Schall sich ebenso schnell in der freien als in der eingeschlossenen Luft überträgt [4]). Die meisten dieser Folgerungen waren freilich schon durch die Beobachtung bekannt, aber der Physiker ist damit nicht zufrieden, sondern verlangt, daß man diese Thatsachen aus einem feststehenden Lehrsatze folgert, und dieses Verdienst erwarb sich La Grange. Auch bei der Untersuchung über die Reflexion des Schalls oder die Bildung des Echo's brauchte er nur seine Formel in Anspruch zu nehmen. Sie zeigte ihm, daß die Schwingung der Lufttheilchen, wenn die Luftfiber an der einen oder der andern Seite durch irgend ein Hinderniß abgeschlossen wird, mit derselben Schnelligkeit rückwärts gehen muß. Das Ohr kann also den Schall, den es schon direct gehört hat, durch Reflexion zum zweiten Mal hören; ist die Luftfiber nur von einer Seite abgeschlossen, so wird das Echo nur einfach sein, ist aber die Fiber an den beiden Enden abgeschlossen, so wird es vielfach sein, denn der durch eine der Extremitäten reflectirte Schall wird durch die andere wiederholt reflectirt werden und dies fände bis ins Unendliche statt, wenn diese Bewegung nicht immer schwächer würde und zuletzt ganz aufhörte [5]). Diese Erklärung des Echo's ist jedenfalls die richtige und die Theorie dieser Erscheinung würde Nichts zu wünschen übrig lassen, wenn die Bedingungen bekannt wären, welche nöthig sind, um diese Art von Reflexion zu bewirken oder sie vernehmbar zu machen. Mit dieser Theorie hängt auch die in dem ersten Bande derselben Denkschriften mitgetheilte gelehrte Erörterung der Frage über die Schwingungen der Saiten zusammen, worin er die von einander abweichenden Ansichten der größten Mathematiker seiner Zeit (Euler, d'Alembert und Dan. Bernoulli) mit großem Scharfsinn prüfte, während er selbst die Frage durch eine ebenso neue als gründliche Analysis behandelte. Der Eindruck, welchen diese Denk-

4) Que la vitesse du son ne dépend aucunement de la vitesse ou de la force de l'ébranlement imprimé à l'air; que le son se propage également de tous les côtés du corps qui le produit; que la vitesse est la même dans toute l'étendue de la fibre élastique; que cette vitesse ne dépend point de la longueur de cette fibre, c'est-à-dire, que le son se transmet avec la même vitesse dans un air libre que dans celui qui est renfermé. 5) Si la fibre aërienne est terminée de l'un ou de l'autre côté par un obstacle quelconque, la vibration des particules de l'air doit retourner en arrière avec la même vitesse. L'oreille pourra donc entendre une seconde fois par réflexion le son qu'elle auroit déjà entendu directement. Si la fibre aërienne n'est terminée que d'un côté, l'écho sera évidement simple; mais si cette fibre est terminée par le deux bouts, elle sera multiple, car le son réfléchi par une des extrémités, le sera de nouveau par l'autre; et cela aurait lieu à l'infini, si ce mouvement ne s'affaiblissait et ne s'anéantissait à la fin.

schriften bei ihrem Erscheinen hervorbrachten, grenzte ans Wunderbare und man konnte sich kaum erklären, wie ein junger Gelehrter in einem Alter, in dem man gewöhnlich noch Schüler ist, nicht nur als ebenbürtiger Nebenbuhler der größten Meister in seiner Wissenschaft, sondern sogar als competenter Kritiker ihrer Leistungen auftreten konnte. Am meisten war jedoch Euler von der Ueberlegenheit, welche La Grange sogleich zeigte, überrascht und er beeilte sich, fern von jedem kleinlichen Neide, ein so ungewöhnliches Verdienst nach Gebühr anzuerkennen. Als Director der mathematischen Classe der Akademie zu Berlin bewirkte er die Aufnahme des bescheidenen Lehrers zu Turin in die Akademie und theilte ihm diese Nachricht in einem sehr schmeichelhaften Schreiben vom 2. Oct. 1759 mit[6]). Um dieselbe Zeit eröffnete auch wahrscheinlich d'Alembert den gelehrten Briefwechsel mit ihm, den er bis zu seinem Tode fleißig unterhielt. Im zweiten Bande der Denkschriften der Gesellschaft zu Turin, welcher (jetzt unter dem Titel: Mélanges de philosophie et de mathématiques de la société royale de Turin) im J. 1762 erschien, gab La Grange seine Untersuchungen über die Fortpflanzung des Schalles und die Schwingungen der Saiten (Nouvelles Récherches sur la propagation du son und Addition à la première partie des Récherches sur la propagation du son, imprimées dans le volume précédent) noch eine weitere Ausdehnung; er machte darin ferner seine ersten Arbeiten über die von ihm erfundene neue Berechnungsweise unter dem bescheidenen Titel: Essai d'une nouvelle méthode pour déterminer les maxima et minima des formules intégrales indéfinies bekannt und zeigte die vielfache Anwendung dieser Methode (Application de la méthode précédente à la solution de différents problèmes de dynamique). Euler legte vier Jahre später dieser neuen Methode, welche er in mehren Denkschriften mit gebührendem Lobe des Erfinders erläuterte, die Benennung Variationsrechnung bei, welche sie auch behalten hat. La Grange's Ruhm erlangte jetzt eine immer schnellere Verbreitung. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris hatte die Theorie des Wankens des Mondes zu einer Preisfrage gemacht und die Beantwortung der Frage verlangt, warum dieser bei seiner Bewegung um die Erde derselben immer dieselbe Seite zuwende. Diese Aufgabe war eine Aufforderung an das Genie des großen Mathematikers und eine Gelegenheit, seine Erfindungen in der Analysis anzuwenden. Er beantwortete im J. 1764 die Frage, erlangte den Preis und erregte durch seine Darstellung allgemeine Bewunderung. Man fand in der Beantwortung der Preisfrage (Récherches sur la libration de la lune; abgedruckt in dem Recueil des pièces qui ont remporté les prix. Vol. IX. année 1764.) auch in der That nicht nur die Lösung der vorgelegten Frage, sondern auch die ersten Keime jenes großen Gedankens, welcher später als Grundlage seiner analytischen Mechanik diente, denn er zeigte in dieser Abhandlung den Mathematikern bereits das fruchtbare Princip der virtuellen Schnelligkeit in seiner ganzen Allgemeinheit und in seiner engen Verbindung mit den übrigen Principien der Dynamik; er bestimmte die Neigung des Mondäquators nach der Ekliptik und erklärte die Ursache des Zusammenfallens der Knoten des Aequators und der Mondbahn. Während dieser anstrengenden, aber lohnenden Arbeiten fing der Aufenthalt in Turin an ihm unbehaglich zu werden; er hatte daselbst keinen Geistesverwandten mehr, welcher die mathematischen Wissenschaften mit einigem Erfolg betrieb, und die Lust wandelte ihn an, die Gelehrten in Frankreich und England, mit welchen er bereits einen Briefwechsel unterhielt, zu besuchen. Da der neapolitanische Gesandte in Turin, der Marchese Dominico Carraccioli, zu welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, um diese Zeit den Befehl erhielt, in derselben Eigenschaft nach London überzusiedeln, so benutzte La Grange diese Gelegenheit, um in seiner Gesellschaft nach Paris und London zu gehen. Er ward in Paris von seinen Freunden, besonders von d'Alembert, Clairaut, Condorcet, Fontaine, Nollet und Marie, mit offenen Armen aufgenommen und nach Verdienst geehrt; das unruhige Leben in der Hauptstadt schadete jedoch seiner ohnehin sehr schwächlichen Gesundheit und er wurde nach einem Gastmahle bei Nollet von einer gefährlichen Krankheit befallen; er konnte deshalb Carraccioli, welcher abreisen mußte, nicht weiter begleiten und beeilte sich, sobald seine Kräfte es erlaubten, nach Turin zurückzukehren. Hier plagten ihn aber noch fortwährend Anfälle von Hypochondrie und es zeigten sich die Symptome des Gallenfiebers; man ließ ihm sehr häufig zur Ader, wodurch sein Körper sehr geschwächt und ihm ein gewisses ängstliches Gefühl mitgetheilt wurde, das ihn nie mehr verließ. Er beschäftigte sich während dieses Zustandes und in Folge desselben mit der Arzneiwissenschaft und mit der Untersuchung der Nahrungsstoffe aus dem Thier- und Pflanzenreiche und mit der Beobachtung aller der Gesundheit schädlichen Einflüsse. Körperliche Bewegung und Unterbrechung seiner allzu großen geistigen Anstrengung stellten ihn jedoch bald so weit wieder her, daß er seine frühern Arbeiten wieder aufnehmen konnte. Er setzte nun seine tiefsinnigen Untersuchungen über die Integralrechnung, über die partiellen Verschiedenheiten und die Bewegung der flüssigen Körper und über die Approximationsmethoden fort, worin er bemerkenswerthe Verbesserungen einführte. Wichtig ist auch seine Anwendung derselben auf die Bewegung des Jupiter und des Saturn, sowie die von ihm zuerst versuchte Feststellung der genauen Formeln für die Variationen der drei Planetenelemente, indem er dadurch den Grund zu seiner Theorie des Planeten-

6) Euler sagt in diesem ihn ehrenden Schreiben: „Votre solution du problème des isopérimètres ne laisse rien à desirer, et je me réjouis que ce sujet dont je m'étais presque seul occupé depuis les premières tentatives, ait été porté par vous au plus haut dégré de perfection; L'importance de la matière m'a excité à en tracer, à l'aide de vos lumières, une solution analytique à laquelle je ne donnerai aucune publicité jusqu'à ce que vous même ayez publié la suite de vos récherches, pour ne vous enlever aucune partie de la gloire qui vous est due."

systems legte, an welche stets sein Name geknüpft bleiben wird. Zugleich bewarb er sich um den Preis, welchen die französische Akademie der Wissenschaften für die Theorie der Trabanten des Jupiter ausgeschrieben hatte. Seine durch die darin angewendete Analysis sehr merkwürdige Beantwortung der aufgestellten Frage (Recherches sur les inégalités des satellites de Jupiter) erhielt im J. 1766 den Preis [7]) und umfaßte in einer größeren Allgemeinheit das berühmte Problem der drei Körper, dessen Lösung den Mathematikern Clairaut und d'Alembert so großen Ruhm gebracht hatte. Es diente dazu, die genaue Bewegung eines Planeten, wie Jupiter und Saturn, welcher beständig in seinem Laufe durch die Anziehungskraft, die seine Trabanten auf ihn äußern, gestört wird, zu bestimmen. Die Lösung dieses Problems, welche die Tafeln des Jupiter und des Saturn berichtigte und folglich die Bestimmung der Länge auf dem hohen Meere erleichtert, war von unschätzbarem Vortheil für die Schiffahrt. Eine der Anstrengungen dieses großen Mathematikers nicht weniger würdige Aufgabe war die Bestimmung der Säcularbewegungen, worunter man die Störungen versteht, welche die Planeten in sehr großen Zeiträumen auf ihrer Bahn erleiden und welche sich nur nach einer langen Reihe von Beobachtungen offenbaren. Die Lösung dieses Problems führte La Grange zu dem wichtigen Ergebniß, daß wol die Neigungen der Planetenbahnen ihre Excentricitäten, ihre Knoten und ihre Perihelien mit der Zeit einer Veränderung unterliegen, keineswegs aber die großen Aren und die mittleren Bewegungen, welche nicht der geringsten Störung unterliegen können, woraus also folgt, daß unser Planetensystem am Himmel auf unerschütterlichen Grundlagen beruht. Es dürfte schwer sein, La Grange in seinem erhabenen Streben zu folgen und es soll nur noch bemerkt werden, daß er bei drei ähnlichen Preisbewerbungen den Sieg davontrug [8]), doch würde man das Ehrenvolle dieser Triumphe nicht gebührend würdigen, wenn man nicht hinzufügte, daß man nur bei den wichtigsten Punkten der Wissenschaft die Bemühungen der Mathematiker in Anspruch nahm und daß man die großen Fortschritte der physischen Astronomie im vorigen Jahrhundert den auf diese Weise aufgestellten und gelösten Fragen verdankt. Außer diesen wichtigen Fragen beschäftigte sich La Grange mit allen Theilen der Mathematik und selbst die Algebra hat ein ganz anderes Ansehen gewonnen, seitdem man eine Menge von ihm erfundener Theorien in sie eingeführt hat. In diese letzte Zeit seiner Wirksamkeit zu Turin fallen auch die Abhandlungen: Sur différents problèmes du calcul intégral, avec des applications à l'hydrodynamique, à la dynamique, à l'astronomie physique; Formules de dioptrique nécessaires pour l'intelligence du mémoire d'Euler sur la construction des nouvelles lunettes à 5 et 6 verres und Solutions des différents problèmes du calcul intégral, welche in dem dritten Bande der Denkschriften der Akademie, zu deren Stiftern er gehört, abgedruckt sind. Als Euler nach Petersburg, von wo ihm glänzende Anerbietungen gemacht worden waren, aus Rücksichten für seine zahlreiche Familie zurückkehrte und man in Berlin darauf bedacht sein mußte, ihn zu ersetzen, d'Alembert aber, dem man die seit dem Tode des berühmten Maupertuis erledigte Stelle eines Präsidenten der Akademie angeboten hatte, aus Liebe zu seinem Vaterlande und zur Unabhängigkeit diese Ehre ablehnte, richtete Friedrich der Große auf dessen Rath und auf die Empfehlung Euler's sein Augenmerk auf La Grange, welcher aber seine Entlassung nur durch einen Zufall erhielt. Der König von Sardinien wußte sehr gut das Verdienst des Mannes zu schätzen, den man ihm entführen wollte, und hatte nicht Lust, seine Einwilligung zu der Berufung nach Berlin zu geben. Er suchte deshalb dem schlichten Gelehrten, welcher eine Audienz erbeten hatte, um sein Anliegen vorzubringen, durch schöne Worte auszuweichen und bereits schickte sich dieser an, über die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen betrübt, das Cabinet zu verlassen, als es Karl Emanuel einfiel, das Berufungsschreiben sehen zu wollen. La Grange reichte es ihm unbefangen; als dieser aber darin die Worte las: „Der größte Mathematiker Europa's muß sich bei dem größten Könige dieses Welttheils befinden," sprach er schnell: „Gehen Sie, mein Herr, zu dem größten Könige Europa's [9])." La Grange, welcher dieser augenblicklichen gereizten Stimmung seine Entlassung zu verdanken hatte, verließ alsbald Turin und trat am 6. Nov. 1766 zu Berlin seine mit einem Gehalte von 500 Thalern verbundene Stelle als Director der physikalisch-mathematischen Classe der Akademie an. Die Denkschriften derselben, welche er schon von Turin aus mit einer werthvollen Abhandlung über die Tautochronen (Sur les courbes tautochrones, Mémoires de l'Académie royale de Berlin ann. 1765) bereichert hatte, verriethen alsbald seine Anwesenheit durch die gediegenen Arbeiten über die Art und Weise, die Parallaxe der Sonne aus dem Durchgange der Venus durch dieselbe, welcher damals die gelehrte Welt beschäftigte, zu ermitteln (Sur le passage de Venus du 3. Juin 1769 ou sur les parallaxes, Mémoires ann. 1766); über die Auflösung der numerischen Gleichungen (Sur la resolution des équations numériques, Mémoires ann. 1767, und Additions au précédent Mémoire, Mem. ann. 1768), die Grundlage seines spätern herausgegebenen größeren Werkes über diesen Gegenstand, über die Buchstabengleichungen (Nouvelle méthode pour résoudre les équations littérales par le moyen des séries, Mém. ann. 1768), worin sich der berühmte und nützliche Lehrsatz findet, welcher seinen Namen trägt; über die algebraische Auflösung der Gleichungen (Ré-

7) Sie ist abgedruckt in dem Recueil des pièces qui on remporté les prix. Vol. IX. année 1766. 8) Zu diesen Preisschriften gehört auch der Essai d'une nouvelle méthode pour résoudre le problème des trois corps, abgedruckt in dem erwähnten Recueil. Tom. IX. année 1772.

9) Il faut que le plus grand géomètre de l'Europe se trouve auprès du plus grand de ses roi. — Allez, dit-il sur-le-champ, Monsieur, allez joindre le plus grand roi de l'Europe.

flexions sur la résolution algébraique des équations, Sect. 1 et 2, und Suite des Réflexions etc. Sect. 3 et 4. Mém. ann. 1770 et 1771), welche Betrachtungen lange Zeit den Mathematikern in dieser schwierigen Frage als Leitstern dienen werden, und über die Grundsätze der Differential- und Integralrechnung (Sur une nouvelle espèce de calcul, relatif à la différentiation et à l'intégration des quantités variables, Mém. ann. 1771), ein geistreicher Versuch, worin ihm eine ebenso kühne als glückliche Anwendung der Induction und der Analogie eine Menge neuer und wichtiger Lehrsätze zuführte und woraus später seine Theorie der analytischen Functionen entstand. In diese Zeit (bis zum Jahre 1772) fallen außerdem noch die Abhandlungen: Sur la solution des problèmes indéterminés du second degré (Mémoires de Berlin ann. 1767); Nouvelle méthode pour resoudre les problèmes indeterminés en nombres entiers (Ibid. ann. 1768); Sur la force des ressorts pliés (Ibid. ann. 1769); Sur le problème de Kepler (Ibid.); Sur l'élimination des inconnues dans les équations (Ibid.); Solution d'un problème d'arithmétique (Mélanges de philosoph. et de mathém. Tom. IV. ann. 1766—69); Sur l'intégration de quelques équations différentielles où les indéterminées sont séparées, mais dont chaque membre en particulier n'est point intégrable (Ibid.); Sur la méthode des variations (Ibid.); Sur le mouvement d'un corps attiré vers deux centres fixes (Ibid.); Démonstration d'un theorème d'arithmétique (Mémoires de Berlin ann. 1770); Démonstration d'un theorème nouveau concernant les nombres premiers (Ibid. ann. 1771); Sur la forme des racines imaginaires des équations (Ibid.); Sur les réfractions astronomiques (Ibid.); Sur l'intégration des équations à différences partielles du premier ordre (Ibid. ann. 1772); Sur la figure des colonnes (Mélanges de phil. et de mathém. Tom. V. ann. 1770—1773); Sur l'utilité de la méthode de prendre un milieu entre les observations (Ibid.). La Grange konnte mit dem Empfange, der ihm von Friedrich II. zu Theil ward, zufrieden sein und er schien sogar auf diesen einen besseren Eindruck zu machen, als Euler, der dem philosophischen Könige etwas zu fromm und unterwürfig sein mochte. Seine Stellung war jedoch Anfangs Nichts weniger als behaglich, da der Hof und die Bevölkerung sehr verschieden dachten; er vermied daher sorgfältig jede Theilnahme an den Parteibestrebungen jeder Art und „der Philosoph ohne zu schreien," wie ihn der König zu nennen pflegte, verstand wirklich sein Benehmen so klug einzurichten, daß er nirgends anstieß. Die Bewohner der Hauptstadt und überhaupt des ganzen Landes waren dem Fremden nicht hold; da der anspruchslose Mathematiker sich aber bemühte, die teutsche Sprache zu erlernen und sich willig den Sitten und Gewohnheiten seines neuen Vaterlandes zu fügen, und sich außerdem nur mit dem Studium seines Faches befaßte, so erwarb er sich bald die allgemeine Achtung. Er entschloß sich sogar, um nicht als Sonderling zu erscheinen, eine Frau zu nehmen und einen Haushalt zu gründen, und ließ sich von Turin eine Verwandte kommen, die ihm zu dieser philosophischen Verbindung am tauglichsten dünkte. Beide Eheleute waren auch in der That mit einander zufrieden, das Glück wurde aber schon nach einigen Jahren durch eine langwierige Krankheit der Gattin gestört und La Grange vergaß sogar über der äußerst gewissenhaften und sorgfältigen Pflege derselben seine mathematischen Forschungen, bis sie ihm durch den Tod entrissen wurde. Dieser Verlust traf ihn so hart, daß ihm der Aufenthalt in Berlin nicht mehr gefallen wollte, und als der Tod Friedrich's II. ihm denselben noch unangenehmer machte, fing er an, sich nach einer Erlösung aus dieser Lage zu sehnen. Der Thronwechsel hatte bereits in Preußen große Veränderungen veranlaßt und ließ noch weit größere befürchten. Den Gelehrten wurde nicht mehr dieselbe Achtung wie früher bewiesen; man erkannte bald diesen Umschlag und suchte ihn zu benutzen. Die Gesandten der Höfe von Neapel, Sardinien und Toscana stellten La Grange die vortheilhaftesten Bedingungen, um ihn für ihre Heimath zu gewinnen; der Mathematiker hegte aber eine entschiedene, wenn auch stille, Vorliebe für Frankreich und ließ sich leicht durch Mirabeau, welcher im J. 1786 Berlin besuchte und sein Vertrauen zu gewinnen wußte, bewegen, alle Anerbietungen vorerst zurückzuweisen, um den Erfolg der mit der französischen Regierung anzuknüpfenden Verhandlungen abzuwarten. Der französische Gesandte machte nun dem Staatsminister Grafen de Vergennes den Vorschlag, La Grange, welcher schon seit 1772 auswärtiges Mitglied der französischen Akademie war, nach Paris zu ziehen; zu derselben Zeit richtete der Abbé Jos. Fr. Marie, ebenfalls ein geachteter Mathematiker, an den Baron de Breteuil, den Minister des öffentlichen Unterrichts, ein ähnliches Gesuch. Dieser trug die Angelegenheit Ludwig XVI. vor, welcher sogleich und sehr gern seine Einwilligung gab. Man bot La Grange einen Gehalt von 6000 Francs, eine Wohnung im Louvre und, um ihm das Stimmrecht bei allen Berathungen der Akademie zu geben, den Titel Pensionnaire-Veteran an. Er zögerte nicht, das Anerbieten anzunehmen, und man entließ ihn in Preußen, nachdem man der Höflichkeit wegen einige Schwierigkeiten gemacht hatte, gegen das Versprechen, auch fernerhin Beiträge zu den Denkschriften der Akademie zu liefern. Vom Jahre 1772, in welchem durch die Aufnahme in die französische Akademie seine Lust zur Uebersiedelung nach Paris geweckt wurde, bis zu seinem Abgange nach Berlin schrieb er folgende Abhandlungen für verschiedene Akademien und zwar für die Denkschriften der Akademie zu Berlin im J. 1773: Nouvelle solution du problème du mouvement de rotation d'un corps de figure quelconque, qui n'est animé par aucune force accelératrice; Sur l'attraction des sphéroïdes elliptiques; Solutions analytiques de quelques problèmes sur les pyramides triangulaires und Récherches d'arithmétique; im J. 1774: Sur les intégrales particulières des équations différentielles und Sur le

mouvement des noeuds des orbites planétaires; im J. 1775: Récherches sur les suites recurrentes dont les termes varient de plusieurs manières différentes et sur l'intégration des équations linéaires aux différences finies et partielles, et sur l'usage de ces équations dans la théorie des hazards; Additions au Mémoire sur l'attraction des sphéroides elliptiques, impr. dans le volume pour 1773; Suite des Récherches d'arithmétique, impr. dans le vol. pour 1773; Sur l'altération des moyens mouvements des planètes und Solution de quelques problèmes d'astronomie sphèrique par le moyen des séries; im J. 1776: Sur l'usage des fractions continues dans le calcul intégral, im J. 1777: Récherches sur la détermination du nombre des racines imaginaires dans les équations littérales; Sur quelques problèmes de l'analyse de Diophante; Rémarques générales sur le mouvement de plusieurs corps qui s'attirent mutuellement en raison inverse des carrés des distances und Réflexions sur l'échappement; im J. 1778: Sur le problème de la détermination des orbites des comètes d'après trois observations; Sur la théorie des lunettes und Sur une manière particulière d'exprimer le temps dans les sections coniques, décrites par des forces tendantes au foyer et récipi oquement proportionelles aux carrés des distances; im J. 1779: Sur différentes questions d'analyse relatives à la théorie des intégrales particulières und Sur la construction des cartes géographiques; im Jahre 1780: Théorie de la libration de la lune et des autres phenomènes qui dependent de la figure non sphérique de cette planète; im J. 1781 und 1782: Mémoire sur la théorie du mouvement des fluides; Théorie des variations séculaires des éléments des planètes; im J. 1783 und 1784: Théorie des variations périodiques des mouvements des planètes; Sur les variations séculaires des mouvements moyens des planètes; Sur la manière de rectifier les méthodes ordinaires d'approximation pour l'intégration des équations du mouvement des planètes; Sur une méthode particulière d'approximation et d'interpolation; Sur une nouvelle propriété du centre de gravité und Sur le problème de la détermination des orbites des comètes, troisième Mémoire, dans lequel on donne une solution directe et générale de ce problème; im J. 1785: Méthode générale pour intégrer les équations aux différences partielles du premier ordre, lorsque ces différences ne sont que linéaires und im J. 1786: Théorie géométrique du mouvement des aphélies des planètes, pour servir d'addition aux „Principes de Newton" und Sur la manière de rectifier deux endroits des „Principes de Newton," relatifs à la propagation du son et au mouvement des ondes; für die Denkschriften der Akademie zu Turin: Sur la percussion des fluides (Mémoires de l'académie des sciences de Turin. Tom. I. 1786) und Nouvelle méthode de calcul intégral (Ibid.); für die Denkschriften der französischen Akademie: Sur la manière de former des tables des planètes d'après les observations (Histoire et mémoires de l'académie des sciences 1772); Récherches sur les équations séculaires du mouvement des noeuds et des inclinations des orbites de planètes (Ibid. 1774); Sur l'équation séculaire de la lune (Mémoire de mathém. et de phys., présentés à l'académie des sciences par divers savans étrangers. Vol. VII. 1776) und Récherches sur le dérangement d'une comète qui passe près d'une planète (Ibid. Vol. X. 1785) und für das Astronomische Jahrbuch von J. E. Bode: Ueber die Entwerfung der Sonnenfinsternisse und Sternbedeckungen (J. 1781); Neues Mittel, durch einfache Tafeln die geocentrische Länge des Jupiters und Saturns zu finden (Ebend.); Ueber die Berechnung der Finsternisse, welche der Parallaxe unterworfen sind (J. 1782); Ueber die Abnahme der Schiefe der Ekliptik (Ebend.); Ueber das Einschalten, nebst Tafeln (J. 1783); Neues Mittel, die Laufbahnen der Kometen aus Beobachtungen zu bestimmen (Ebend.) und Werth der jährlichen Veränderung der Elemente der Planetenbahnen (Ebend.). Außerdem sind aus dieser Zeit, des Aufenthaltes in Berlin, in welcher La Grange einen unermüdlichen Fleiß entwickelte, noch die wichtigen Zusätze, insbesondere über die unbestimmte Analysis, zu der neuen Ausgabe der von J. Bernoulli gearbeiteten Uebersetzung der „Anleitung zur Algebra" von L. Euler (Éléments d'algèbre, avec des notes et des additions. Lyon 1774. 8. 2 Voll.) zu erwähnen. Diese Zusätze finden sich ebenfalls in den späteren Ausgaben dieser Uebersetzung (Lyon 1795. 8. 2 Voll. Paris 1807. 8. 2 Voll.) und gingen in die neue Auflage des Originals von J. Phil. Grüson (Berlin 1796—1797. 8. 2 Bde.) über; auch erschienen sie besonders in einer teutschen Uebersetzung von C. F. Kausler (Frankfurt 1796. 8.). — Im J. 1787 siedelte La Grange nach Paris über, wo er von seinen Gönnern und Freunden mit großem Vergnügen aufgenommen wurde und wo man auf den Besitz eines so ausgezeichneten Gelehrten stolz war. Selbst die Königin, welcher er zu Wien empfohlen worden war, empfing ihn sehr wohlwollend. Wie sehr angenehm seine Lage jetzt war und wie sehr er mit derselben zufrieden sein konnte, und wirklich war, so zeigte er doch diese Behaglichkeit keineswegs nach Außen; es schien im Gegentheil eine schwere Sorge auf ihm zu lasten und man sah ihn längere Zeit nicht anders als zerstreut und trübsinnig. Selbst in der Gesellschaft jener Gelehrten, nach deren persönlichen Bekanntschaft er sich so lange gesehnt hatte, in der Mitte der ausgezeichnetsten Männer, welche sich einmal in jeder Woche bei dem berühmten Chemiker Ant. Laur. Lavoisier versammelten, stand er gewöhnlich in tiefes Nachdenken versunken an einem Fenster, wo doch von Außen Nichts seine Aufmerksamkeit erregen konnte, und blieb der lebhaftesten Unterhaltung in seiner Umgebung völlig fremd. Zuweilen gestand er selbst, daß er allen Geschmack an mathematischen Untersuchungen verloren habe. Vernahm er, daß ein Mathematiker sich mit einer Arbeit, die er

ebenfalls schon in Angriff genommen, beschäftigte, so sprach er seine Freude aus, daß er sie jetzt selbst nicht zu vollenden brauche. Solche geistige Abspannung kommt übrigens bei Gelehrten nach allzu großer Anstrengung nicht selten vor, die Liebe zur gewohnten Arbeit erwacht aber alsbald wieder mit erneuter Kraft und dies war auch bei La Grange der Fall. Noch während seines Aufenthaltes zu Berlin hatte er seine analytische Mechanik beendigt und das Werk im J. 1786 nach Paris geschickt, um es daselbst drucken zu lassen; lange Zeit bemühte sich aber sein Freund, der Abbé Marie, vergebens, einen Verleger zu finden, welcher sich damit zu befassen wagte, und er konnte es endlich nur bei einem Buchhändler gegen das schriftliche Versprechen anbringen, nach einer bestimmten Zeit den Rest der Auflage an sich zu kaufen. Als Herausgeber wurde der Fachgelehrte Adr. Mar. Legendre gewonnen, welcher sich seines Auftrags auf das Sorgfältigste erledigte und den Dank des Verfassers verdiente. Dieser sprach jedoch denselben erst später aus, denn er beachtete das Werk, welches unter dem Titel: Mécanique analytique (Paris 1788. 4.) erschienen war, während der Zeit der erwähnten Gleichgültigkeit gegen alle Mathematik gar nicht und sah es, wie er selbst später gestand, in den beiden ersten Jahren nicht einmal an. Es fand auch, da es zu weit über der damaligen Stufe der mechanischen Kenntnisse stand und keine Tafeln die geometrischen Constructionen erläuterten, nicht die verdiente Verbreitung, obgleich es unter der kleinen Anzahl von Sachkennern, welche es zu würdigen verstanden, große Bewunderung erregte und besonders in Teutschland durch die Uebersetzung von F. W. A. Murhard („Analytische Mechanik, aus dem Französischen, mit Anmerkungen." Göttingen 1793. 4.) großen Nutzen stiftete. Eine zweite verbesserte Ausgabe besorgten nach dem Tode des Verfassers Prony, Garnier und J. Binet (Paris 1811—1815. 4. 2 Voll.), beide werden aber nicht mehr gesucht, seitdem eine dritte von J. Bertrand (Mécanique analytique; troisième édition revue, corrigée et annotée. Paris 1853—1855. 4. 2 Voll.) sie übertroffen und ersetzt hat. La Grange war übrigens in der Zeit, während welcher er sich von der Mathematik abgewendet hatte, keineswegs unthätig; er beschäftigte sich abwechselnd mit der Geschichte der Religion, mit der Sprachwissenschaft, mit der alten Musik und sogar mit der Arzneikunde. Auch die großen Fortschritte der Chemie fesselten seine Aufmerksamkeit, da er denselben durch die Unterhaltung mit seinen Freunden, unter welchen sich die berühmtesten Beförderer dieser Wissenschaft befanden, folgen konnte; insbesondere zog ihn die philosophische Reform der Kunstsprache der Chemie an, wodurch die dunkeln und unzusammenhängenden Theorien zu einem klaren und zuverlässigen System umgestaltet wurden. „Die Chemie," pflegte er oft zu sagen, „ist jetzt leicht, man lernt sie wie die Algebra," ein oft wiederholter Vergleich, welcher jedenfalls geistreich ist, da er zwei sehr verschiedene, aber gleich schwere Wissenschaften nur deshalb zusammenstellt, weil beiden eine fest bestimmte, klare Sprache und ein äußerst methodischer Gang gemein sind, wodurch jedem mit richtigem Urtheile begabten und aufmerksamen Verstande der Zutritt zu ihnen nicht nur möglich, sondern sogar leicht wird. Mitten unter diesen mannichfaltigen Beschäftigungen überraschte ihn die Revolution und dieses welthistorische Ereigniß machte einen ungewöhnlichen Eindruck auf seinen lebhaften Geist. Er liebte als wahrer Philosoph aufrichtig die Freiheit, konnte sich aber nie entschließen, bei der Entwickelung dieses schrecklichen Drama's selbst eine thätige Rolle zu spielen, da ihn auf der einen Seite sein sanfter und ruhiger Charakter von lärmenden Auftritten zurückhielt und auf der andern Seite sein gewohnter Skepticismus sich nicht von der alsbaldigen Verwirklichung vieler Vortheile, welche die Menschheit unmittelbar zu erlangen gedachte, überzeugen konnte. Eifrigen Antheil nahm er jedoch an einer der ersprießlichsten Neuerungen der Revolution, an der Feststellung eines in der Natur begründeten Maß- und Gewichtsystems; er machte sich sogar in der zu diesem Zwecke ernannten und aus den angesehensten Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften bestehenden Commission vor Allem durch eine überaus gründliche Erörterung dieser wichtigen Frage bemerkbar und bewirkte dadurch die Annahme des Decimalsystems in seiner vollständigen Reinheit. Die Achtung, welche man ihm zollte, litt auch in keiner Weise durch die gewaltsame Störung fast aller Verhältnisse und die Nationalversammlung bestätigte sogar (im J. 1791) auf den Antrag des bekannten Rechtsgelehrten und Astronomen L. A. Dionis du Séjour seinen Gehalt von 6000 Francs. Um ihn für den Verlust, der ihm aus der Entwerthung des Papiergeldes erwuchs, zu entschädigen, ernannte man ihn zum Mitglied des Ausschusses, welcher über die Belohnung neuer nützlicher Erfindungen zu berichten hatte, und später (im März 1792) zu einem der drei Münzmeister. Die mit dem letzteren Amte verbundenen kleinlichen Geschäfte wurden ihm aber alsbald sehr lästig und bewogen ihn, es nach einem halben Jahre wieder niederzulegen. Um sich in der stürmisch bewegten Zeit die ihm nöthige Ruhe und ein angenehmes häusliches Leben zu verschaffen, schritt er im J. 1792 zu einer zweiten Ehe mit der ebenso gebildeten als liebenswürdigen Tochter des Akademiemitgliedes Lemonnier, welche ihm auch wirklich die noch übrigen Jahre seines Lebens durch ihre zärtliche Sorgfalt versüßte und nicht wenig dazu beitrug, ihm wieder die frühere Liebe zu seinem Fache einzuflößen. Ein Decret vom 16. Oct. 1793, welches die Ausweisung aller Fremden ohne Unterschied aus Frankreich verfügte und welchem der Gehorsam nicht zu verweigern war, würde ohne Zweifel das Glück des von allen politischen Bestrebungen weit entfernten Gelehrten gestört haben, wenn nicht einer seiner Freunde, der Chemiker Louis Bernard Guyton-Morveau, einen Ausweg gefunden und einen Beschluß des Wohlfahrtsausschusses bewirkt hätte, wodurch dieser den berühmten Mathematiker in Anspruch nahm, um „die Berechnungen über die Theorie der Geschosse" fortzusetzen. Bis jetzt hatte die Parteiwuth doch wenigstens hochstehende Männer der Wissenschaft verschont, als aber Bailly der Rache

der Anarchie erlag und Lavoisier, welcher gerade mit einer wichtigen Arbeit über die Nationalvertheidigung beschäftigt war, einer blinden und gemeinen Raubsucht geopfert wurde, konnte sich La Grange auf ein gleiches Loos gefaßt machen. Besonders erfüllte ihn der Tod seines Freundes Lavoisier, dieses unersetzlichen Chemikers, mit tiefer Trauer [10]) und einen Augenblick dachte er sogar daran, den Boden der Republik zu verlassen. Herault de Sechelles, der Präsident des Convents, erbot sich, ihm eine Stelle bei einer nach Preußen bestimmten Gesandtschaft zu erwirken und ihn auf diese Weise der Gefahr zu entziehen, im Augenblicke der Entscheidung lehnte La Grange aber den Vorschlag ab und entschloß sich aus Liebe zu seinem zweiten Vaterlande der Gefahr zu trotzen und auf bessere Tage zu hoffen. Seine Hoffnung betrog ihn nicht, denn alsbald tauchte bei den Gewalthabern die Ueberzeugung auf, daß die Herstellung des öffentlichen Unterrichtes eine nicht länger zu umgehende Nothwendigkeit sei. Die Normalschule wurde errichtet und La Grange als Professor an derselben angestellt; diese Anstalt hatte freilich keine lange Dauer, aber der Unterricht La Grange's und seiner Collegen P. S. Laplace und Gasp. Monge war von lange währendem Einflusse. Ihre Vorträge, welche sorgsam gesammelt und den Normalschulen aller Departemente mitgetheilt wurden, sind unter dem Titel: Séances des écoles normales (Paris 1794 seq. und N. Ed. Ibid. 1800 seq. 8. 15 Voll.) hinlänglich bekannt. Sie verbreiteten überall die Kenntniß vortrefflicher Lehrmethoden und die philosophischen Grundlagen der Wissenschaft. In der Geschichte der Mathematik machte besonders La Grange's Unterricht in der Arithmetik und Algebra (Leçons d'arithmétique et d'algèbre 1794—1795, auch in das Journal de l'École polytechnique, Cah. 7 et 8 aufgenommen) Epoche, mit welcher eine bemerkenswerthe Verbesserung in allen guten Handbüchern der Rechenkunst, welche nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande erschienen, eintritt. Mit der Gründung der polytechnischen Schule, an der die Männer, welche an der Normalschule thätig gewesen waren, wieder angestellt wurden, geschah ein noch größerer Schritt zur Hebung der exacten Wissenschaften. In diesem neuen Wirkungskreise erwachte in La Grange auf einmal die fast erloschene Liebe für sein Fach mit aller Stärke wieder, wie mehre seiner bedeutendsten Werke, welche in diese Zeit fallen, beweisen. Nachdem er vorher noch seine Abhandlung über die politische Rechenkunst (Essai d'arithmétique politique), auf die Bitte Pierre Louis Röderer's, seines Collegen und Professors der Staatsöconomie, geschrieben und in dessen Journal d'économie publique (Paris 1796 seq. 8.) veröffentlicht hatte, vollendete er seine Theorie der analytischen Functionen (Théorie des fonctions analytiques, contenant les principes du calcul différentiel, dégagés de toute considération d'infinement petits, d'évanouissants, de limites et de fluxions, et reduits à l'analyse algébraique des quantités finies. Paris 1797. 4.) und seine wichtigen Vorlesungen über denselben Gegenstand (Leçons sur le calcul des fonctions), welche zuerst in dem Journal der polytechnischen Schule (Journal de l'École polytechnique. Tom. V. et VII. 1804 seq.) und dann besonders unter dem Titel: Leçons sur le calcul des fonctions, ou Cours d'analyse par le calcul infinitésimal. Nouv. édit. revue, corrigée et augmentée par l'auteur (Paris 1806. 8.) erschienen. Auch von der Theorie der analytischen Functionen besorgte der Verfasser kurz vor seinem Tode noch eine zweite verbesserte Ausgabe (Paris 1813. 4.). Dieses herrliche Werk, worin er die Lehre von der Differential- und Integralrechnung auf klare, unerschütterliche Grundsätze stützt, fand auch bei den teutschen Fachgelehrten die gebührende Anerkennung und verschaffte sich besonders durch Fr. v. Grüson's Uebersetzung („Theorie der analytischen Functionen, in welcher die Grundsätze der Differentialrechnung vorgetragen werden." Berlin 1798. 8. 2 Bde.) Eingang in den Lehranstalten. La Grange's Vorträge in der polytechnischen Schule fanden ungewöhnlichen Beifall und man sah unter seinen zahlreichen Zuhörern stets viele praktische Techniker und sogar Professoren der Mathematik, welche seiner klaren Behandlung der schwierigsten Fragen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten. Zuweilen verließ er plötzlich die Tafel, an welcher er seine Lehrsätze entwickelte, und setzte sich, von irgend einer Idee überwältigt, unter die Zuhörer, ohne zu bemerken, daß diese in ehrfurchtsvollem Schweigen warteten, bis er wieder aus seinem Nachdenken erwachte. Manchmal verwickelte er sich in der einfachsten Rechnung und suchte dann mit der Unbefangenheit eines Kindes die Ursache seines Irrthums. Die Verdienste Anderer um den Fortschritt der Wissenschaft erkannte er bei jeder Gelegenheit und oft auf die originellste und liebenswürdigste Weise an. So rief er eines Tages unvermuthet aus: „Sehen sie diesen Teufel von Monge mit seiner Anwendung der Analysis auf die Entstehung der Fläche; er wird unsterblich sein, ja er wird unsterblich sein [11])." Monge ließ ihm übrigens nicht weniger Gerechtigkeit widerfahren und erwiderte auf die an ihn gestellte Frage, welcher der beiden ersten gleichzeitigen Mathematiker (Euler und La Grange) das größte Verdienst um die mathematischen Wissenschaften habe, mit Entschiedenheit: „Ich glaube, daß Newton Euler überlegen ist, ich stelle aber La Grange über Newton [12])." La Grange war übrigens einer der eifrigsten Verehrer des englischen Mathematikers und diese Verehrung streifte fast an Eifersucht; so sagte er in einem seiner Vorträge über das Weltsystem Newton's ärgerlich: „Newton konnte wirklich von Glück sagen, daß er ein solches System zu erklären hatte, ein Glück, das nicht jeden Tag kommt." Dieses Weltsystem war überhaupt fortwährend

10) Er sprach zu dieser Zeit zu seinem Freunde und späteren Biographen Delambre: „Il ne leur a fallu qu'un moment, pour faire tomber cette tête, et cent années peut-être ne suffiront pas pour en reproduire une semblable."

11) Voyez ce diable de Monge avec son application de l'analyse à la génération des surfaces; il sera immortel! il sera immortel! 12) Je regarde Newton comme supérieur à Euler, mais je place Lagrange au-dessus de Newton.

der Gegenstand seiner Bewunderung. Als er eines Tages über die Ungleichheit zwischen den constanten Größen der Planetenbahnen und den übrigen Elementen Betrachtungen anstellte, schloß er diese mit der Aeußerung: „Die Natur scheint diese Bahnen absichtlich auf diese Weise angeordnet zu haben, damit man sie berechnen kann. So ist die Excentricität der Planeten sehr gering und die der Kometen ungeheuer. Fände diese den Approximationen so günstige Ungleichheit nicht statt und wären die constanten Größen der Planetenbahnen mittlere, dann gnade Gott den Mathematikern; man würde Nichts fertig bringen können“ [13]). Von dieser Natur, welche Willen hat, ist nicht weit bis zu einer Vorsehung, welche die Welt regiert oder, mit andern Worten, zu einem höchsten Wesen, auch hielt La Grange nicht für unmöglich, das Dasein Gottes zu beweisen; doch sprach er sich über solche Dinge nur sehr vorsichtig aus, wie er denn überhaupt in allen seinen Aeußerungen mit der größten Bescheidenheit verfuhr. Theilte er einem Gelehrten eine Beobachtung mit, so begann er gewöhnlich mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob ....“ Dieser Zweifel war aber ein sicheres Zeichen, daß sein Geist sich zum Nachdenken anschickte. „Ich weiß nicht,“ war auch fast immer seine Antwort, wenn man eine Frage an ihn richtete, aber allmälig folgte, während er der Frage auszuweichen schien, eine Bemerkung nach der andern, bis der Gegenstand vollständig erschöpft war. Ein gewisses Mistrauen in sich selbst hinderte ihn, sich sogleich auszusprechen, weshalb er auch verlangte, daß die an ihn als Professor an der polytechnischen Schule gerichteten Fragen schriftlich abgefaßt wurden, ehe er sich zur Beantwortung verstand. Eine merkwürdige Erscheinung bleibt es jedenfalls, daß dieser berühmte Gelehrte, welcher alle Theile einer ebenso schwierigen als umfangreichen Wissenschaft, als welche gewiß die Mathematik gelten muß, gründlich durchgearbeitet hatte und noch eine Menge anderer Kenntnisse besaß, sich keines vorzüglichen Gedächtnisses rühmen konnte und ihm die Worte oft gänzlich fehlten, weshalb er sich auch stets bei seinen Arbeiten an einen bestimmten Schriftsteller hielt. „Ich studirte,“ sagt er selbst, „in derselben Zeit nie mehr als ein Werk, ich las es aber, wenn es gut war, bis zum Ende. Anfangs hielt ich mich nicht bei Schwierigkeiten auf, sondern ließ sie bei Seite, um später darauf zurückzukommen, was, wenn es nöthig war, zwanzigmal geschah. Konnte ich nach allen diesen Anstrengungen etwas immer noch nicht verstehen, so suchte ich erst nach, wie ein anderer Mathematiker diesen Punkt behandelte; das Buch, welches ich einmal vorgenommen hatte, legte ich aber nicht aus der Hand, bis ich seinen Inhalt vollständig begriff; bei jeder Wiederholung überging ich aber, was mir bereits vollständig klar war. Auch machte ich gewöhnlich einen Auszug, war aber die Arbeit beendigt, so las ich das Niedergeschriebene nie wieder [14]).“ Und dieser Mann, welcher so gut seine Studien zu leiten wußte, bekümmerte sich nie gern darum, Anderen Anleitung zu ihren Studien zu geben, und was noch merkwürdiger ist, nie rieth er Jemand zur Wahl des mathematischen Faches, welches ihn doch auf den Gipfel des Ruhmes gehoben und ihm so viele Ehrenstellen verschafft hatte. Bei der Gründung des Instituts (Institut national), welches an die Stelle der Akademie der Wissenschaften trat, war sein Name der erste, welcher die Liste der Mitglieder eröffnete; auch war er bei der Gründung des nach dem Vorgange eines Nachbarstaates eingerichteten Längebureaus (Bureau des longitudes) der zuerst Aufgenommene. Diese Bevorzugung blieb nicht ohne Einwirkung auf ihn und spornte ihn an, der Welt durch neue Arbeiten zu beweisen, daß er dieser Auszeichnung würdig war. Er gab nun sein längst vorbereitetes Werk über die numerischen Gleichungen (Théorie de la résolution des équations numériques de tous degrès, avec des notes sur plusieurs points de la théorie des équations algébraiques. Paris 1798. 4.) heraus und vervollständigte die schon früher in den Denkschriften der Berliner Akademie veröffentlichte Grundlage durch eine bewunderungswürdige Uebersicht der tiefsinnigsten Theorien über die Auflösung der numerischen Gleichungen. Eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage wurde noch von ihm selbst (Paris 1808. 4.), eine dritte mit einer Analyse des Werkes bereicherte von Poinsot (Paris 1826. 4.) nach seinem Tode besorgt. Besonders merkwürdig sind in diesem Werke die gelehrten Analysen aller Methoden, welche der seinigen vorausgingen; man weiß, daß diese Alle, welche die Geschichte der mathematischen Wissenschaften schreiben, in Verzweiflung bringen und daß er sie nur selbst an einigen Stellen seiner Werke hat erreichen können. Die Regierung, geschmeichelt durch den Glanz, welchen diese Leistungen auf Frankreich warfen, und welcher auf die Verwaltung zurückzustrahlen schien, wollte La Grange einen besonderen Beweis ihrer Achtung geben. Als Piemont, das Vaterland des Mathematikers, in Folge des Revolutionskrieges völlig unter französischen Einfluß gerathen war, lebte La Grange's Vater, ein 90jähriger Greis, noch zu Turin; Talleyrand, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, konnte es sich nicht versagen, die Großmuth Frankreichs der Welt zu offenbaren, und schrieb an d'Eymar, den Civilcommissair des vollziehenden Directoriums: „Sie werden zu dem verehrungswürdigen

13) Il semble, que la nature ait disposé ces orbites exprès pour qu'on puisse les calculer. Ainsi l'excentricité des planètes est très-petite, et celle des comètes est énorme. Sans cette disparité si favorable aux approximations, et si ce constantes étaient d'une grandeur moyenne, adieu les géomètres: on ne pourrait rien faire.

14) Je n'étudiais jamais dans le même temps qu'un seul ouvrage; mais s'il était bon, je le lisais jusqu'à la fin. Je ne me hérissais point d'abord contre les difficultés, mais je les laissais pour y revenir ensuite vingt fois s'il le fallait; si après tous ces efforts je ne comprenais bien, je cherchais comment un autre géomètre avait traité ce point-là. Je ne quittais point le livre que j'avais choisi, sans le savoir; et je passais tout ce que savais bien quand je le recontrais de nouveau... En étudiant un auteur, j'en faisais ordinairement le resumé; mais mon travail fini, jamais je ne relisais ce que j'avais écrit.

Vater des berühmten La Grange gehen und ihm mittheilen, daß bei den so eben eingetretenen Verhältnissen die ersten Blicke der französischen Regierung auf ihn gerichtet und daß Sie von ihr beauftragt sind, ihm den Beweis der lebhaftesten Theilnahme, die sie für ihn hegt, kund zu geben." Der Commissair verfügte sich sogleich an der Spitze der Generäle der Armee und mehrer ausgezeichneten Bürger beider Nationen zu La Grange und überreichte ihm die officielle Depesche mit den Worten: „Glücklicher Vater, erfreuen Sie sich der Erkenntlichkeit aller Freunde der Wahrheit, deren Dolmetscher zu sein ich die Ehre habe; erfreuen Sie sich des Glückes, einem Manne das Leben gegeben zu haben, welcher das menschliche Geschlecht durch seinen Geist ehrt. Piemont ist stolz darauf, ihn hervorgebracht zu haben, und Frankreich rühmt sich, ihn unter seine Bürger zu zählen." „Dieser Tag," erwiderte der Greis, „ist der glücklichste meines Lebens, ich verdanke ihn meinem Sohne. Bezeugen Sie der französischen Regierung meinen innigsten Dank. Und mein Sohn! Ich habe ihn seit 32 Jahren nicht gesehen ...." Er sollte ihn auch nicht wiedersehen, obschon er noch fünf Jahre lebte. Einer der Inspectoren des öffentlichen Unterrichts sah ihn auf einer Amtsreise kurz vor seinem Tode noch sehr heiter und mit Musik beschäftigt. Als er mit ihm auch über die Berühmtheit seines Sohnes sprach, rief der sorgsame Vater: „Ja mein Sohn ist groß vor den Menschen, möge er ebenso groß vor Gott sein!" Sein Ruhm bei den Menschen, den er in vollem Maße durch seine Leistungen verdiente, war immer noch im Zunehmen begriffen und brachte ihm eine Ehrenstelle nach der andern. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte ihm Napoleon, welcher schon als General zu seinen eifrigsten Verehrern gehörte. Als sich ihm nach den Siegen in Italien die Thüren des Instituts öffneten, nahm er seinen Sitz neben La Grange und machte sich oft ein Vergnügen daraus, den schüchternen Gelehrten durch unvermuthete Fragen in augenblickliche Verlegenheit zu bringen. Auch als Consul und Kaiser änderte er nie sein achtungsvolles und freundliches Benehmen gegen ihn und ernannte ihn in kurzen Zwischenräumen zum Mitglied des Senats, zum Großofficier der Ehrenlegion, zum Reichsbaron und zum Großkreuz des Ordens der Reunion. La Grange hatte nie diese Auszeichnungen gesucht, auch störten diese nicht seine gewohnte Ruhe, sondern flößten ihm nur die größte Erkenntlichkeit gegen den Mann ein, der sein Streben zu würdigen verstand. Er benahm sich in den Beziehungen zu ihm ebenso, wie er sich am Hofe Friedrich's II. benommen hatte, und vermied den persönlichen Umgang, dem er sich nicht immer entziehen konnte, so weit ihm möglich war; doch hörte man von ihm ähnliche Aeußerungen über den Kaiser, wie über den großen Friedrich, von dem er gewöhnlich zu sagen pflegte: ich habe einen König in der Nähe gesehen. Seine jetzt nicht nur behaglichen, sondern wirklich glänzenden Verhältnisse entzogen ihn auch keineswegs der Wissenschaft, ebenso wenig war durch das vorgerückte Alter die Kraft seines Geistes geschwächt. Mit großer Freude folgte er den ersten trefflichen Arbeiten des später zu so großer Berühmtheit gelangten teutschen Mathematikers K. Fr. Gauß und besonders dessen unter anderem Neuen eine sehr originelle Methode für die Auflösung der zweigliederigen Gleichungen von einem durch eine erste Zahl ausgedrückten Grade enthaltenden arithmetischen Untersuchungen (Disquisitiones arithmeticae 1801) und machte in Bezug auf diese schöne Entdeckung sogleich eine so glückliche Anwendung der Principien, welche er früher für die allgemeine Auflösung der Gleichungen mitgetheilt hatte, daß er die eben erwähnte Theorie von den Hilfsgleichungen, welche dabei in Betracht gezogen werden, gänzlich unabhängig zu halten und sie von dem Misstande, der durch die Zweideutigkeit der Wurzeln veranlaßt wurde, zu befreien wußte. Diese für die Fortschritte der algebraischen Analysis wichtige Arbeit bildete den Stoff zu zwei höchst gründlichen Abhandlungen, womit er die zweite Ausgabe seines Werkes über die Auflösung der numerischen Gleichungen (1808) bereicherte. In demselben Jahre gab ihm eine bemerkenswerthe Verbesserung in der Theorie des Weltsystems, welche man dem Mathematiker Simon Denis Poisson, einem seiner früheren Schüler, dessen Talent von ihm zuerst erkannt worden war, zu verdanken hatte, Gelegenheit, seinen überlegenen Geist noch einmal glänzend zu zeigen, indem sie ihn zur Aufstellung der allgemeinen Theorie über die Variation der arbitrairen constanten Größen und zur Anwendung derselben auf die größten Fragen der Dynamik und der Bewegung der Himmelskörper veranlaßte. Die Entwickelung dieser Theorie bot ihm den Stoff zu drei Abhandlungen (Mémoire sur la théorie des variations des éléments des planètes et en particulier des variations des grands axes de leurs orbites; Mémoire sur la théorie générale de la variation des constantes arbitraires, dans tous les problèmes de la mécanique und Séconde Mémoire sur la théorie de la variation des constantes arbitraires dans les problèmes de mécanique, dans lequel on simplifie l'application des formules générales à ces problèmes), welche er in den Memoiren des Instituts (Mémoires de l'Institut. Classe des sciences mathématiques et physiques. Ann. 1808 et 1809) veröffentlichte und die jedenfalls zu den besten gehören, welche er schrieb. Seit seiner Uebersiedelung nach Paris hatte er eine Zeit lang sowol seiner schon erwähnten Abspannung als auch der politischen Verhältnisse wegen nur wenige Arbeiten für die Denkschriften der Akademien und andere Sammelwerke geliefert und es lassen sich nur folgende auffinden: „Gleichungen zur Bestimmung der Elemente einer Kometen- oder Planetenbahn durch drei nahe bei einanderliegende Beobachtungen" (in dem Astronomischen Jahrbuche von Bode. Jahr 1789); Récherches sur le calcul intégral à différences finies (Mémoires de l'académie royale de Turin. Tom. IV. 1790); Solution d'un problème d'arithmétique (Ibid.); Sur l'intégration de quelques équations différentielles, dont les interminées sont séparées, mais dont chaque membre en particulier

n'est point intégrale (Ibid.); Sur la méthode des variations (Ibid.); Sur le mouvement d'un corps, qui est attiré vers deux centres fixes (Ibid.); Sur la figure des colonnes (Ibid. Tom. V. 1793); Sur la percussion des fluides (Ibid. Tom. VI. 1801); Sur une nouvelle méthode de calcul intégral pour les différentielles affectées d'un radical carré, sous lequel la variable ne passe pas le quatrième degré (Ibid. Tom. VII. 1801); Sur l'utilité de la méthode de prendre le milieu entre les résultats de plusieurs observations (Ibid.); Mémoires sur une question concernant les annuités (Mémoire de l'académie de Berlin, ann. 1792—1793); Récherches sur plusieurs points d'analyse: 1) Sur l'expression du terme général des series recurrentes, lorsque l'équation génératrice a des racines égales; 2) Sur les spheroïdes elliptiques; 3) Sur la méthode d'interpolation; 4) Sur l'équation séculaire de la lune; 5) Sur une loi générale d'optique (Ibid.); Mémoire sur les premiers besoins de l'intérieur de la République (in der Collection des divers ouvrages d'arithmétique politique, par Lavoisier, 1796); Essai d'analyse numérique sur la transformation des fractions (Journal de l'École polytechnique. Tom. II. 1798); Sur le principe des vitesses virtuelles (Ibid.); Discours sur l'objet de la théorie des fonctions analitiques (Ibid.); Solution de quelques problèmes relatifs aux triangles sphériques, avec une analyse complète de ces triangles (Ibid.) und Éclaircissement d'une difficulté singulière qui se rencontre dans le calcul de l'attraction des sphéroïdes très-peu différents de la sphère (Ibid. Tom. VII. 1809). Eine Abhandlung über den Ursprung der Kometen (Sur l'origine des comètes) wurde erst nach seinem Tode (in der Connaissance des temps, 1814) gedruckt. Die letzte größere Arbeit, der er sich unterzog, war eine neue Ausgabe der analytischen Mechanik, welche er mit den seither in einzelnen Abhandlungen niedergelegten Ergebnissen seiner Forschungen zu bereichern gedachte. Der erste Band dieses großen Werkes, welcher im J. 1811 erschien, enthielt höchst bedeutende, namentlich auf die großen Erscheinungen des Weltsystems bezügliche Zusätze; vor Allem überraschte der Abschnitt, worin er die auf die Variation der arbitrairen constanten Größen gegründete allgemeine Approximationsmethode entwickelt, ebenso befriedigten die entsprechenden Untersuchungen über die Anziehungskräfte der Sphäroiden, über die aus den Gesetzen der Hydrostatik dargelegte Gestalt der Planeten und die sehr gründliche Analyse der oscillirenden Bewegungen eines Systems kleiner Körper, worin er seine früheren Auflösungen des Problems der Saitenschwingungen noch vervollkommnete. Bereits mit der Revision der Fortsetzung der analytischen Mechanik beschäftigt, faßte er den Entschluß, auch eine neue Ausgabe der Theorie der analytischen Functionen zu veranstalten und konnte sie auch im Anfange des Jahres 1813 erscheinen lassen, da er dabei mit mehr Eifer als Klugheit verfuhr; diese für sein Alter übermäßige Anstrengung erschöpfte aber seine bis jetzt ungeschwächten Kräfte und er hatte noch nicht die drei ersten Abschnitte des zweiten Bandes der analytischen Mechanik zum Abschluß gebracht, als er während der Arbeit einige Mal von Ohnmachten befallen, und als er dennoch seinen Vorsatz nicht aufgeben oder aufschieben wollte, gegen das Ende des Monats März von einem Fieber ergriffen wurde, dessen Symptome alsbald Besorgnisse einflößten. Da er gewohnt war, den Zustand seiner Gesundheit zu beobachten, so erkannte er alsbald die Gefahr, worin er schwebte, und sprach darüber offen mit einigen Freunden (Lacepède, Monge und Chaptal), welche ihn am 8. April besuchten. Er unterhielt sich mit denselben in voller Geistesgegenwart über sein Leben, seine Arbeiten und die Erfolge derselben, beklagte aber nur die nahe Trennung von seiner Frau, welche ihn bis jetzt so getreulich gepflegt und bei allen Anstrengungen erheitert habe. Schon am nächsten Tage folgte eine gänzliche Abspannung, welche bis zu seinem Tode dauerte. Er starb am 10. April 1813 und wurde drei Tage darauf im Pantheon beigesetzt, wo Lacepède und Laplace die Leichenreden hielten. Eine erschöpfende Würdigung der wissenschaftlichen Verdienste La Grange's würde ein besonderes Werk und einen mit den mathematischen Wissenschaften und der Geschichte derselben hinlänglich vertrauten Biographen erfordern, es möge deshalb eine kurze Hindeutung auf seine bedeutendsten Leistungen genügen. La Grange trat schon in frühester Jugend mit den glänzendsten Entdeckungen auf und man braucht hier nur zu erinnern an seine Behandlung der mislichen und bis dahin nur wenig beachteten Theorie des Schalles und an die Variationsmethode, welche so abstract ist, daß sie nicht immer genau verstanden wurde, aber doch so sehr zur Vervollkommnung der rationellen Mechanik beitrug und auf welcher Entdeckung vielleicht das Gesammtresultat seiner Arbeiten beruht. Auf dieser einmal betretenen Bahn wanderte er mit stets sich steigerndem Ruhme fort. Die zur theoretischen Kenntniß der Bewegungen der Himmelskörper unentbehrlichen Approximationsmethoden waren in der Anwendung nicht hinlänglich gewürdigten Schwierigkeiten unterworfen; er verstand diese zu beseitigen und entdeckte eine neue vollkommenere Methode. Die Ungleichheiten der Trabanten des Jupiter waren nur durch die Erfahrung einigermaßen bekannt, da eine so weitgreifende Frage die Astronomen zurückgeschreckt hatte; er lieferte die erste mathematische Theorie. Da die Berechnung der Störungen der Kometen mit der ungeheuern Verschiedenheit ihrer Entfernungen von der Sonne und den Hauptplaneten in Einklang gebracht werden sollte, so erdachte er verschiedene Methoden, welche sich auf die Hauptlagen dieser Gestirne auf ihrem Laufe passend anwenden ließen. Ebenso zeigte er die leichtesten und sichersten Mittel, die Bewegungen der Knoten und der Neigungen der Planetenbahnen zu erhalten, und führte in die Lehre von der Bewegung der Himmelskörper die Function ein, welche unter dem Namen der störenden (fonction perturbatrice) bekannt ist und die auf eine beliebige Anzahl von Körpern bezügliche Analysis auf

eine so einfache Form zurückführte, als ob man nur einen zu betrachten hätte. Kann man diese Lehren auch als die hauptsächlichsten Ergebnisse seines angestrengten Studiums des Weltsystems betrachten, so sind doch diese damit noch bei weitem nicht erschöpft. Die so verwickelten Gesetze der Oscillationen, welche das Wanken des Mondes hervorbringen, wurden in einem merkwürdigen wissenschaftlichen Streite zwischen ihm und d'Alembert, welcher zuerst diese Erscheinung zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht hatte, gründlich erörtert; La Grange gab jedoch in seiner zweiten, schon oben erwähnten Denkschrift, welche vielleicht sein Meisterstück ist, die vollständigste Analyse dieser Bewegungen. Kurz darauf erhielt die in den Schriften Euler's kaum angedeutete Theorie der Variation der Elemente unter seinen Händen die nöthige Ausdehnung und Allgemeinheit und die Anwendung dieser Theorie auf die Bestimmung der seculairen und periodischen Ungleichheiten der Planeten veranlaßte eine ebenfalls schon erwähnte erschöpfende Arbeit über diesen Gegenstand (1784). Die bis jetzt erwähnten Leistungen wären gewiß schon hinreichend gewesen, seinem Namen Berühmtheit zu verschaffen, ein besonderes Recht auf die Hochachtung der Männer der Wissenschaft verdiente er sich aber durch eine andere Arbeit. Laplace hatte sich schon durch Beobachtungen von der Unveränderlichkeit der mittleren Bewegungen und der großen Axen des Sonnensystems überzeugt, aber die vierten Potenzen der Excentricitäten und der Neigungen, sowie das Quadrat der störenden Massen nicht beachtet; La Grange bewies ebenso einfach als gründlich, daß durch die Natur des Sonnensystems selbst und abgesehen von den mit dem Quadrate der störenden Massen verknüpften Gliedern die Variationen der großen Axen nur periodisch sein können [15]). „Die Entdeckung dieses großen Princips," sagt ein gelehrter Schotte [16]), „das man als das Bollwerk, welches die Stabilität unseres Systems sichert und aus demselben jede Verwirrung und Unordnung ausschließt, ansehen kann, muß dem Namen La Grange's nicht nur die Unsterblichkeit, sondern auch die Verehrung Aller verschaffen, welche ihre Freude an dem Großen und Erhabenen finden. Nach der von Newton gemachten Entdeckung des allgemeinen Gesetzes der Bewegungen der Himmelskörper ist die La Grange gebührende Entdeckung die schönste in der physischen Astronomie und in Beziehung auf die Endursachen kann sie als die größte von allen betrachtet werden." Nicht minder groß sind die Verdienste La Grange's um die Fortschritte der reinen Analysis, in welchem schwierigen Zweige der Mathematik vor Allem seine Arbeiten über die numerischen und Buchstaben-Gleichungen, seine Verbesserungen in der Theorie der Zahlen und in der unbestimmten Analysis zu erwähnen sind. Nicht minder glücklich war er in seinen Untersuchungen über die endlichen und partiellen Differenzen, welche ihn zur Lösung der schwierigsten Fragen der Wahrscheinlichkeitsrechnung führten, in den verschiedenen Arbeiten über die Gleichungen in partiellen Differentialgrößen, von welchen sich besonders die letzte auszeichnet, welche die vollständige Integrirung der Gleichungen der ersten Reihe und des ersten Grades umfaßt. Er fand ferner die schönsten Eigenschaften der Lineargleichungen, die merkwürdige Methode, gewisse getrennte Gleichungen zu integriren, von denen jedes Glied insbesondere das Integriren nicht zuläßt, die in andern Händen so ergiebig gewordenen Grundsätze über die Oscillationen der Curven und Flächen und die wahre Beschaffenheit der besonderen Integralen, deren vollständige Theorie er zuerst mittheilte. La Grange verdankt man endlich die in der höheren Analysis so nützlichen Lehrsätze für die Rückkehr der Reihen und die Entwickelung der Functionen, Integralen und Differenzen, Lehrsätze, welche seinen Namen tragen, deren strenge Feststellung aber Laplace angehört, die ausgiebige Theorie der Variation der arbitrairen constanten Größen, deren allmälige Entwickelungen und wichtige Anwendungen den Lauf seines ganzen Lebens bezeichnen. Bei dieser Aufzählung seiner Arbeiten müssen eine Menge anderer unerwähnt bleiben, welche allein schon den Ruhm eines Mathematikers begründen würden, und man braucht hier nur kurz auf die Denkschriften über Bestimmung der Kometenbahnen, über die Anziehungskräfte der Sphäroiden, über die Finsternisse der Planeten und die Anfertigung der betreffenden Tafeln und über die Rotationsbewegungen der festen Körper hinzuweisen. Bemerkt soll übrigens noch werden, daß man vor ihm noch gar keinen Begriff hatte von dem gründlichen analytischen Scharfsinn, der besonders in denjenigen seiner Schriften auffällt, in welchen er die mislichsten Theorien aufzustellen, Rechnungsparadoxen zu erklären und ernstliche Schwierigkeiten zu lösen hatte, wie dies in seinen Vorträgen über die Berechnung der Functionen der Fall ist; auch schrieb unter allen Nachfolgern Newton's keiner einen so rein mathematischen Styl, wie La Grange, und wir bewundern diesen Styl besonders in zwei, die Physik und Mechanik betreffenden Aufsätzen, worin er einige mangelhafte Punkte in den „Principien der Naturphilosophie" Newton's berichtigt und welche mit den schönsten Stellen dieses unsterblichen Werkes verglichen werden können. „Unter allen Erfindern," sagt Laplace, „welche die Grenzen unserer Kenntnisse am meisten erweitert haben, scheinen mir Newton und La Grange im höchsten Grade jenen glücklichen Takt zu besitzen, welcher dadurch, daß er bei den Objecten die in ihnen verborgenen allgemeinen Principien herauszufinden weiß, den wahren Geist der Wissenschaften, deren Zweck die Entdeckung dieser Principien ist, ausmacht. Dieser Takt, verbunden mit einer seltenen Zierlichkeit in der Darlegung der abstractesten Theorien, charakterisirt La Grange" [17]).

15) Que par la nature même de ce système, et abstraction faite des termes affectés du carré des masses, les variations des grands axes ne peuvent être que périodiques. 16) John Playfair in dem Edinbourgh Review. 1808. Jan. p. 264.

17) Parmi les inventeurs qui ont le plus reculé les bornes de nos connaissances, Newton et La Grange me paraissent avoir possédé au plus haut point ce tact heureux qui, faisant discerner dans les objets les principes généraux qu'ils recèlent,

Man sieht in der That, wie er in allen Fragen, welche er behandelt, sich zu der möglichst großen Allgemeinheit, deren sie fähig sind, erhebt und von dem hohen Standpunkte, auf den ihn dieses ihm zu Theil gewordene seltene Talent stellt, die sich darbietenden Schwierigkeiten beherrscht und alsbald über sie siegt. Aber die Naturgabe, welche ihn immer zu dem Reinsten und Abstractesten, was die Theorie aufzuweisen hat, hinzog, war nicht wohl verträglich mit der Geduld, die zu langen und mühsamen Berechnungen, welche die Anwendung erheischt, unumgänglich nothwendig ist. Nach tiefem Nachdenken über seinen Gegenstand schrieb er häufig auf seinem Knice oder auf der Decke eines Buches jene symmetrischen Formeln nieder, die in seinem Kopfe völlig fertig waren, da der regelmäßige Gang seiner Gedanken ihm weitläufigere Entwickelungen und mühselige Arbeiten ersparte. Die Unabhängigkeit, worin er gern lebte, hielt ihn ab, den Beistand unterrichteter Astronomen oder geübter Rechner in Anspruch zu nehmen, wodurch er die Anwendung seiner Methoden oder die Berichtigung seiner Entwürfe erleichtert haben würde. Er zeigte stets einen seinen Freunden wohlbekannten Abscheu gegen solche Dinge und wenn die Nothwendigkeit ihn zwang, sich mit einer Arbeit dieser Art zu befassen, so geschah es mit einem Widerwillen, welcher ihn leicht jene kleinliche Aufmerksamkeit, die zur Sicherheit eines numerischen Resultats erfordert wird, vergessen ließ. Eine Nachlässigkeit dieser Art scheint ihn in einen Irrthum geführt zu haben, dessen Folgen Wichtigkeit für ihn hatten, da er, wie man annehmen darf, ihm die Ursache der Secularäquation des Mondes verbarg, welche kurz darauf von Laplace entdeckt wurde. In demselben Geiste sind übrigens selten entgegengesetzte Fähigkeiten vereinigt. La Grange will als Gründer von Theorien, als Erfinder von Methoden und als Schöpfer eines Styles, welcher in der Analysis ewig classisch bleiben wird, betrachtet sein. In Alles, wozu er schreitet, bringt er Aufklärung und überall zeigt er den sichersten Weg, um zum Ziele zu gelangen. Euler überragt La Grange vielleicht durch eine außerordentliche Fruchtbarkeit, die sich durch Nichts beschränken läßt, durch die unerschöpfliche Verschiedenheit seiner Rechnungskünste, durch zahlreiche Einzelnheiten und durch jene mannichfaltigen Beispiele, welche eine Quelle für die Belehrung der Schüler werden, aber La Grange steht über Euler durch die Allgemeinheit seiner Ansichten und bietet allein in seinen Schriften das Musterbild jener Vollkommenheit dar, welches man zu erreichen sich bestreben soll. Uebrigens bewies La Grange stets eine große Verehrung für Euler und pflegte seine Schüler, welche ihn um Rath über ihre Studien fragten, auf dessen Schriften hinzuweisen. „Studiren Sie," sagte er, „Euler, wenn Sie ein Mathematiker werden wollen, und bemühen Sie sich, selbst die Fragen aufzulösen, die er sich stellt" [18]). D'Alembert, welchen er ebenfalls hochschätzte, schien ihm als Führer oder Vorbild nicht so empfehlenswerth, obschon er ihm wegen seines originellen Talents und der Menge seiner Entdeckungen auf der andern Seite wieder den Vorrang einräumte. Noch über beide stellte er Newton, denn die Erfindungsgabe dieses Philosophen schien ihm der zuverlässigste Beweis von der Größe des menschlichen Geistes. „Wollen Sie," sagte er eines Tages, „den menschlichen Geist in seiner wahren Größe sehen, so treten Sie in Newton's Cabinet in dem Augenblicke, wo er das Licht zersetzt oder das Weltsystem enthüllt" [19]). Ueberhaupt machte Alles, was das Gepräge der Erfindung an sich trug, einen lebhaften Eindruck auf seinen Geist und seine Neugierde war hauptsächlich darauf gerichtet, die Spuren derselben zu entdecken. Seine Schriften liefern auf jeder Seite den Beweis, daß er sich stets bemühte, zu den Quellen der neuen Ideen zu gelangen und sie gewissenhaft ihren ersten Urhebern zurückzugeben, ein ehrenhaftes Verfahren, wodurch er die Geschichte seiner Wissenschaft besser kennen lernte als alle seine Vorgänger und er der gelehrteste der Mathematiker wurde, sowie er einer der größten war. Man würde indessen immer noch keinen richtigen Begriff von seinen Leistungen für die Fortschritte der Analysis haben, wenn man nicht auch den Antheil in Betracht ziehen wollte, welchen er an dem Umschwunge nahm, deren sich die mathematischen Wissenschaften in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erfreuten. Mit Euler hatte dieser begonnen, durch La Grange erhielt er seinen Abschluß. Durch die Bemühungen beider kamen überall die analytischen Methoden zur Herrschaft und ließen aus dem Rüstwerke der Auflösungen jene verwickelten Constructionen verschwinden, welche ihnen Zierlichkeit und Gleichmäßigkeit benahmen. Die Kunst, die zu Grunde liegenden Gleichungen nach einer so einfachen Construction, daß man sie nicht anschaulich zu machen braucht, anzusetzen, sodann aus diesen Präliminarien mit Hilfe der Rechnungskünste Alles, was geistreiche Combinationen fast immer symmetrischer Formeln bieten können, zu deduciren und endlich in den gewonnenen Resultaten die Wirkung der Kräfte und die Eigenschaften ihres Umfanges zu lesen, ist das Verdienst der Schule Euler's und La Grange's und der unterscheidende Charakter der neuern Analysis [20]). Auf diese Weise konnte von La Grange die „analytische Mechanik" und später von Laplace die

constitue le véritable génie des sciences, dont le but est la découverte de ces principes. Ce tact, joint à une rare élégance dans l'exposition des théories les plus abstractes, caractérise La Grange.

18) Etudiez Euler, si vous voulez être géomètre, et travaillez à résoudre vous mêmes les questions qu'il se propose. 19) Voulez vous voir le véritablement grand, entrez dans le cabinet de Newton décomposant la lumière ou dévoilant le système du monde. 20) Établir les équations fondamentales d'une question sur une construction si simple qu'on est dispensé de la figurer; puis, s'abandonnant à toute la puissance du calcul, déduire de ces préliminaires ce que peuvent donner d'ingénieuses combinaisons de formules presque toujour symétriques; savoir lire enfin, dans les résultats obtenus, l'effet des forces ou les propriétés de l'étendue: voilà ce que l'école de La Grange apprit à faire sur les traces de son illustre chef, et tel est le caractère distinctif de l'analyse moderne.

„Mechanik der Himmelskörper" geschrieben werden, ohne daß die beständige Betrachtung des Einflusses der Kräfte auf das Gleichgewicht oder die Bewegung der Punkte oder Körper die Zeichnung einer einzigen Figur erheischt, eine sehr vortheilhafte Folgerung aus der großen Idee des Philosophen Descartes, deren Nutzen sich nicht, wie man auf den ersten Blick glauben könnte, darauf beschränkt, daß sie die Mathematiker der Mühe überhebt, Linien zu ziehen und den Zirkel zu handhaben. Man kann sich, wenn man den Arbeiten La Grange's aufmerksam folgt, leicht überzeugen, daß das Vorhaben, die Unabhängigkeit der Analysis auf diese Weise zu begründen, ihn fortwährend beschäftigte. So gefiel er sich, um nur zwei Beispiele anzuführen, darin, eine Theorie der Pyramiden, worin er mehre neue Eigenschaften dieser Classe von Körpern zeigte, durch die Rechnung allein zu deduciren, und ein anderes Mal einen schlagenden Beweis von dem Vorzuge seiner Methode zu geben, indem er eine mathematische Frage, welche ein Mitglied der Akademie zu Berlin 25 Jahre beschäftigt hatte, in einem Tage löste. Man darf aber deshalb nicht glauben, daß er geometrischen Darstellungen abhold war, er fand sie im Gegentheil ganz dazu angethan, dem Urtheile Kraft und Genauigkeit zu verleihen, und er selbst gab treffliche Proben dieser Behandlungsweise; er liebte aber nicht das Gemisch von Methoden und glaubte fest an die Ueberlegenheit der Analysis, wenn er überhaupt fest an etwas glaubte, denn bei diesem außerordentlichen Manne war der Skepticismus ziemlich zur Gewohnheit geworden und der Ausspruch seines eigenen Urtheils nahm immer die Gestalt des Zweifels an, wenn ihn nicht eine Widerrede zu einer seinem Charakter keineswegs entsprechenden Hartnäckigkeit bewog. In dieses Mistrauen auf seine Meinungen hüllte er sogar die Resultate seiner Berechnungen und er war gewissermaßen sehr überrascht, als eine genaue Erörterung der besten Beobachtungen über den Mond ein von ihm entdecktes schönes Gesetz über die schwankenden Bewegungen desselben vollständig bestätigte. Dieser Mann, welcher so viel wußte, war trotz seines Scharfsinnes bestürzt über Alles, was man nicht wußte, denn die aufmerksame Untersuchung der Meinungen der Menschen hatte ihn über eine so große Menge von Dingen im Ungewissen gelassen, daß seine Ueberzeugung auch in Bezug auf die andern sehr erschüttert war; dieser Skepticismus war jedoch ein sehr gutartiger und toleranter und Niemand fiel es weniger als ihm ein, Proselyten zu machen. Und wie wäre dies auch möglich gewesen, da er zur Noth an seinen Zweifeln selbst zweifelte; er besaß überhaupt dafür zu viel Ehrlichkeit. Diese war seine vorherrschende Eigenschaft; sie kam seinem Scharfsinne gleich und der gewöhnliche Contrast dieser beiden Hauptgrundzüge seines Charakters und seines Geistes bot ein auffallendes und sehr anziehendes Schauspiel. Da er ein Vergnügen daran fand, nur vollkommen klare Ideen auszusprechen, so sollte auch sein Vortrag ein getreues Bild derselben sein; daher kamen auch, wenn er einen angefangenen Satz klar vollenden zu können zweifelte, jene originellen Unterbrechungen, welchen gewöhnlich sein leise gesprochener Lieblingsausdruck: „ich weiß nicht, ich weiß nicht" folgte. — Trotz seiner entschiedenen Abneigung gegen jeden Zwang hielt er doch auf genaue Befolgung einer bestimmten Lebensregel und auf die Festhaltung an alten Gewohnheiten, weil er von dem Einfluß solcher Dinge auf die Gesundheit überzeugt war. Von Natur schwächlich, erhielt er nur seine Kräfte durch tägliche regelmäßige Bewegung im Freien und durch den fast ausschließlichen Genuß vegetabilischer Nahrung. Von dem Könige von Preußen nahm er die Gewohnheit an, dieselbe Beschäftigung, insoweit es möglich war, in denselben Stunden vorzunehmen, weil er fand, daß diese Regelmäßigkeit die Arbeit allmälig leichter und angenehmer macht, und obgleich von früher Jugend an Fleiß gewöhnt, stellte er sich immer schon am vorhergehenden Tage seine Aufgabe für den folgenden. „Der Geist," sagte er, „ist träge, man muß ihn dadurch in Athem erhalten, daß man seiner natürlichen Lässigkeit zuvorkommt und seine Kräfte durch die Gewohnheit entwickelt, um sie im Nothfalle in Bereitschaft zu haben" [21]). Durch die Beobachtung dieser Grundsätze war es ihm möglich, eine kaum übersehbare Menge von gelehrten Werken des mannichfaltigsten Inhalts durchzuarbeiten und den Inhalt derselben in einem gediegenen Auszuge niederzuschreiben. Er erwarb sich auf diese Weise eine gründliche Gelehrsamkeit, welche ihn in Stand setzte, den Leistungen seiner Vorgänger und Zeitgenossen vollständige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und dem wahren Talent das gebührende Lob zu spenden, womit der ebenso gerechte als bescheidene Mann nie zurückhielt. Er genoß deshalb auch eine allgemeine Verehrung; die hauptsächlichsten gelehrten Gesellschaften Europa's, die zu London ausgenommen, beeilten sich, das Verzeichniß ihrer Mitglieder mit seinem Namen zu schmücken und die Angriffe des von seiner Eitelkeit irre geleiteten Mathematikers Alexis Fontaine, welcher ein doppeltes Unrecht beging, indem er zugleich seinen Mangel an Urtheil und an Höflichkeit bewies, abgerechnet, kann man zuversichtlich behaupten, daß alle Fachgenossen seiner Zeit ihm einstimmig die größten Lobeserhebungen sowol während seines Lebens als auch nach seinem überall aufrichtig beklagten Tode spendeten. Wenn die Akademie zu Berlin, bei welcher er 20 Jahre wirkte, die übliche Lobrede auf ihn nach seinem Hinscheiden ausfallen ließ, so muß diese Unterlassung durch die Zeitverhältnisse entschuldigt und darf keineswegs in irgend einer Misachtung seiner Verdienste gesucht werden, denn nicht leicht wird ein Vernünftiger in Abrede stellen, daß La Grange zu den ausgezeichnetsten Männern nicht nur seiner Zeit, sondern aller Jahrhunderte gehörte. Ein tiefer Denker muß jedenfalls der Mann sein, welcher sich zu seiner Erholung von den abstractesten Studien mit der Geschichte der Religionen und der Arzneiwissenschaft be-

21) L'esprit est paresseux; il faut le tenir en haleine pour prévenir sa lâcheté naturelle, et en développer habituellement les forces pour les trouver prêtes au besoin.

schäftigt. Sein Geist hätte jedenfalls zum Ruhme eines Mannes hingereicht, der nicht La Grange gewesen wäre. Gewohnt, immer das Wahre und den Grund der Dinge aufzusuchen, half er sich nicht gern mit Worten und mied das Oberflächliche, sondern entkleidete die Meinungen, sowie die Wirklichkeit der sie bedeckenden Hülle; hatte er sie auf diese Weise in ihrer ursprünglichen Gestalt hingestellt, so sprach er gewöhnlich auf eine originelle und lebendige Weise seine Ansicht aus, welche sich sowol durch tiefen Sinn als durch feine Einkleidung auszeichnete. Manche seiner Aeußerungen zeugen sogar von Witz. Einer seiner Freunde zeigte sich im Gespräche ärgerlich über eine Meinung, welche von den Gelehrten bald angenommen, bald verworfen und bald modificirt, endlich zu einem Vorurtheile des Volkes geworden war, „und dies wundert Sie?" fiel La Grange ein; „Aehnliches geschieht ja doch täglich, denn die Vorurtheile sind nur der Nachlaß der geistreichen Leute, womit sich das gemeine Volk schmückt" [22]). Im gewöhnlichen Umgange war La Grange überhaupt angenehm und unterhaltend. Gern sprach er wol mit unterrichteten Männern über Gegenstände seines Faches und mit jungen Mathematikern, um ihnen über schwierige Fragen Auskunft zu geben; er war aber weit entfernt, sich nur in diesen gelehrten Unterhaltungen zu gefallen, sondern liebte sehr die Gesellschaft munterer Leute und insbesondere der Frauen. Er fand bei diesen, mochten sie jung oder älter sein, stets etwas Naives und Zartes, was mit der Einfachheit seines Geistes und mit der Liebenswürdigkeit seines Charakters im Einklange stand. „Haben Sie schon 60jährige Frauen gesehen," sagte er eines Tages in einer Gesellschaft, in welcher man von Frauen dieses Alters sprach, „mir wenigstens sind noch keine solche vorgekommen" [23]). Bei diesen liebenswürdigen Anlagen kann man kaum bezweifeln, daß er gegen den Zauber der Musik, mit deren Geschichte und Theorie er sich befaßte, unempfindlich war. Er hörte sie in der That gern, da sie seiner Neigung zum Nachdenken und Grübeln schmeichelte, und er selbst gestand, daß er während der Betrachtungen, in welche sie ihn versenkte, die Lösung mancher schwierigen Frage fand. Das Schauspiel hatte weniger Reiz für ihn und hier war seine Zerstreuung so arg, daß er häufig das Theater verließ, ohne daß er wußte, welches Stück gegeben worden war. So gänzlich zog ihn, wenn er sich selbst überlassen war, sein Geist aus dem Bereiche der Sinne und diese glückliche Eigenschaft beherrschte ihn so vollständig, daß sie ihn in jeder Beziehung über kleinliche Eitelkeit erhob. Obschon seine Gestalt regelmäßig und schön war, so wollte er doch nie zugeben, daß man ein Bildniß von ihm aufnahm [24]), indem er die Ueberzeugung hegte, daß nur die Erzeugnisse des Geistes ein Recht auf die Erinnerung haben. Bleibt aber auch das Aussehen dieses Mannes unbekannt,' so wird sich doch das Andenken an seinen Geist so lange auf der Erde erhalten, als es gebildete Völker geben wird, denn sein Ruhm gründet sich, wie der Newton's und Euler's, auf unvergängliche Leistungen. Seine größeren Schriften, sowie auch seine zahlreichen Abhandlungen, welche in die Memoiren der Akademien, deren Mitglied er war, und in andere Sammelwerke aufgenommen sind, wurden bereits erwähnt und es ist zu bedauern, daß die letzteren, in denen er viele seiner wichtigsten Entdeckungen niedergelegt hat, nicht in einer Sammlung vereinigt und dadurch dem Mathematiker zugänglich sind. Eine von A. L. Crelle begonnene teutsche Ausgabe seiner mathematischen Werke (Berlin 1823—1824. 8. 3 Bde.) ist nicht weit gediehen und enthält in den beiden ersten Bänden die „Theorie der analytischen Functionen" und im dritten das Werk „Ueber die Auflösung der numerischen Gleichungen von beliebigen Graden. Nebst Bemerkungen über verschiedene, die Theorie der algebraischen Gleichungen betreffende Gegenstände." La Grange hinterließ eine große Anzahl von Handschriften, welche Laz. Nic. Marg. Carnot im J. 1815, in der kurzen Zeit, während er Minister des Innern war, durch die Regierung ankaufen ließ. Diese übergab sie dem Institut und die Akademie der Wissenschaften, welche wieder an dessen Stelle trat, beschloß auf den Bericht eines zu diesem Zwecke ernannten Ausschusses, mehre dieser Arbeiten drucken zu lassen, den andern und größern Theil derselben aber zu ordnen und in ihrer Bibliothek aufzubewahren [25]). Die Lobrede auf La Grange in dem Institute hielt der Astronom Jean Baptiste Joseph Delambre; sein Leben beschrieben Julien Joseph Virey und François André Potel (Précis historique sur la vie et la mort de J. L. La Grange. Paris 1813. 4.) und Pietro Cossali (Elogio de Gius. Luigi La Grange. Padova 1813. 8.); die letztere Schrift besteht aber fast nur aus einem Auszuge aus den Werken des berühmten Mathematikers [26]). (*Ph. H. Külb.*)

Lagrange's Lehrsatz. 1) Von Newton ist bekanntlich das erste und zugleich dem Principe nach einfachste Verfahren zur genauen Bestimmung der Wurzel einer algebraischen Gleichung $F(Z) = 0$, deren ange-

22) Eh quoi! cela vous étonne? cependant il en arrive toujours ainsi; les préjugés ne sont que la défroque des gens d'esprit qui habille la canaille. 23) Est-ce que vous avez vu des femmes de soixante ans? pour moi, je n'en ai jamais recontré. 24) Die Pairskammer soll indessen eine zwar erst nach seinem Tode angefertigte, aber sehr ähnliche Büste von ihm besitzen.

25) Es sollen sich darunter auch Aufsätze über die Musik der Alten befinden; vergl. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. (Paris 1863. 8.) Tom. V. p. 165. 26) Abgedruckt in den Mémoires de l'Institut national. Vol. XIII. (1814) und in dem Moniteur. 1814. N. 16—19, nebst Nachträgen und Berichtigungen von dem Mathematiker F. Fr. Th. Maurice. Ebendas. N. 57. Ferner sind zu vergleichen: Biographie nouvelle des Contemporains par A. V. Arnault, A. Jay, E. Jouy et J. Norvins. Tom. X. p. 305 (mit einem Umrisse seines Kopfes nach der erwähnten Büste). Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 157 seq. (sehr gute Schilderung von Maurice, welcher der gegenwärtige Artikel hauptsächlich folgt). Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 848 seq. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. IV. p. 430. J. C. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften S. 1343 fg.

näherten Werth $Z = z$ man kennt, gegeben worden; man setzt $Z = z + y$, wo nun y als kleine Größe erscheint und entwickelt $F(Z)$ nach Potenzen derselben. Indem man dann die höheren Potenzen von y gegen y selbst vernachlässigt, erhält man eine lineare Gleichung zur angenäherten Bestimmung von y und somit als genäherten Werth der Wurzel $Z = z + y$. Wenn man den gefundenen Werth auf dieselbe Weise verbessert und diese Operation, so oft als für die verlangte Genauigkeit erforderlich ist, wiederholt, erhält man Z entwickelt nach Potenzen einer kleinen Größe, die mit y von derselben Ordnung ist. Es tritt dieser Umstand, auf dem das Verfahren wesentlich beruht, sogleich hervor, wenn man dasselbe in analytische Form bringt. Es ist nämlich unter den gemachten Voraussetzungen

$$Fz + \frac{y}{1} F'z + \frac{y^2}{2!} F''z + \dots = 0,$$

woraus man zunächst $y = -\frac{Fz}{F'z}$ erhalten würde und nun eine neue Entwickelung vorzunehmen hätte. Es ist indessen einfacher, y aus dieser Gleichung vollständig zu entwickeln nach Potenzen der kleinen Größe Fz; setzt man nämlich:

$$y = a_1 Fz + a_2 (Fz)^2 + a_3 (Fz)^3 + a_4 (Fz)^4 + \dots$$

so findet man durch Substitution in die gegebene Gleichung nach der Methode der unbestimmten Coefficienten:

$$a_1 = -\frac{1}{F'z}, \quad a_2 = -\frac{1}{2}\frac{F''z}{(F'z)^3},$$

$$a_3 = -\frac{1}{2}\frac{(F''z)^2}{(F'z)^5} + \frac{1}{6}\frac{F'''z}{(F'z)^4},$$

$$a_4 = -\frac{5}{8}\frac{(F''z)^3}{(F'z)^7} + \frac{5}{12}\frac{F''zF'''z}{(F'z)^6} - \frac{1}{24}\frac{F^{IV}z}{(F'z)^5}$$

u. s. w., welche Formeln zuerst von **Euler** gegeben sind, der mehrfache Versuche [1]) gemacht hat, das allgemeine Gesetz dieser Coefficienten aufzufinden. Seine Bemühungen scheiterten an dem Umstande, daß er die Entwickelung nach Potenzen von Fz vorzunehmen suchte, während **Lagrange** durch eine andere Anordnung der Reihe zu dem höchst eleganten Satze geführt wurde [2]), der seinen Namen trägt und die Aufgabe löst, eine Wurzel y einer in der Form

$$\alpha - y + fy = 0$$

gegebenen algebraischen oder transscendenten Gleichung durch eine Reihe vermittels der Werthe α und $f\alpha$ explicite darzustellen. Später hat **Lagrange** [3]) seinen Satz mittels einer, wie er selbst bemerkt, strengeren Methode im Zusammenhange mit einem anderen vielfach verwendbaren Theoreme abgeleitet, und zwar auf folgende Weise:

2) Es seien fy und ψy nach ganzen Potenzen von y in aufsteigender Reihe entwickelte Functionen und es werde

$$\frac{\varphi y}{\alpha - y + fy} = \frac{\varphi y}{\alpha - y} - \frac{\varphi y\, fy}{(\alpha - y)^2} + \frac{\varphi y (fy)^2}{(\alpha - y)^3} - \dots$$

nach aufsteigenden Potenzen von y entwickelt. Der Complex der in der Entwickelung von $\frac{\varphi y (fy)^m}{\alpha - y}$ in y^n multiplicirten Glieder stimmt, wie man leicht übersieht, mit dem Complex der in der Entwickelung von $\frac{\varphi\alpha (f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}}$ mit negativen Potenzen von α behafteten Glieder überein. Da ferner:

$$(-1)^m \frac{\varphi y (fy)^m}{(\alpha - y)^{m+1}} = \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^m \frac{\varphi y (fy)^m}{\alpha - y},$$

so ist $\frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m \frac{\varphi\alpha (f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}}$ der Coefficient von y^n in der Entwickelung von $(-1)^m \frac{\varphi y (fy)^m}{(\alpha - y)^{m+1}}$ nach aufsteigenden Potenzen von y. In $\frac{\varphi\alpha (f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}}$ sind nur die in negative Potenzen von α multiplicirten Glieder beizubehalten und deren Aggregat zu differentiiren; es können aber auch zunächst die Differentiationen nach α vorgenommen und schließlich alle mit positiven Potenzen von α multiplicirten Glieder, ebenso wie das von α freie Glied weggelassen werden. In diesem Sinne ist die Summe:

$$\frac{\varphi\alpha}{\alpha^{n+1}} + \frac{\partial}{\partial\alpha}\frac{\varphi\alpha\, f\alpha}{\alpha^{n+1}} + \frac{1}{2}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^2 \frac{\varphi\alpha (f\alpha)^2}{\alpha^{n+1}} + \dots$$

$$= \sum_{m=0}^{\infty} \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m \frac{\varphi\alpha (f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}},$$

der Coefficient von y^n in der Entwickelung von

$$\frac{\varphi y}{\alpha - y + fy}$$

nach aufsteigenden Potenzen von y. Setzt man $\varphi y = (1 - f'y)\psi y$, wo $f'y$ die derivirte Function von fy bedeutet, so verwandelt sich jene Summe in:

$$\sum_{m=0}^{\infty} \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m \frac{\psi\alpha (f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}} - \sum_{m=0}^{\infty} \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m \frac{\psi\alpha f'\alpha (f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}}$$

$$= \frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}} + \sum_{m=0}^{\infty} \frac{1}{(m+1)!}\left\{\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^{m+1} \frac{\psi\alpha (f\alpha)^{m+1}}{\alpha^{n+1}} - (m+1)\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m \frac{\psi\alpha f'\alpha (f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}}\right\}$$

$$= \frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}} + \sum_{m=0}^{\infty} \frac{1}{(m+1)!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m (f\alpha)^{m+1} \left(\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}}\right)' \quad (1)$$

1) Instit. Calc. diff. Pars II. E. 233. Vergl. auch: Observat. circa radices aequat. Novi Comm. Acad. Petrop. 1770. 2) Nouvelle méth. pour résoudre les équat. littér. par le moyen des séries. Mém. de l'Acad. d. Berlin 1768 und Mém. sur le problème de *Kepler*, ibid. 1769. 3) Traité de la rés. d. équat. num. Paris 1798. 11. Note: Sur les form. d'approximation pour les rac. des équat.

wo mit $\left(\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}}\right)'$ die derivirte Function von $\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}}$ bezeichnet wird und überall nur die negativen Potenzen von α beizubehalten sind. Diese Reihe stellt nun den Coefficienten von y^n in der Entwickelung von

$$\frac{(1-f'y)}{\alpha-y+fy}\,\psi y = G(y) + \frac{\psi y_1}{y_1-y}+\frac{\psi y_2}{y_2-y}+\dots$$

dar, wo $y_1, y_2, \dots$ die Wurzeln der Gleichung $\alpha - y + fy = 0$ und $G(y)$ eine ganze Function von y. Ist n größer als der Grad dieser Function $G(y)$, so ist der besagte Coefficient von y^n:

$$\frac{\psi y_1}{y_1^{\,n+1}}+\frac{\psi y_2}{y_2^{\,n+1}}+\dots \qquad (2)$$

welcher dem in (1) verzeichneten Ausdrucke gleich sein muß.

Die so erhaltene Identität zwischen (1) und (2) hat für die Algebra eine große Bedeutung, indem sie z. B. die negativen Potenzsummen der Wurzeln $y_1, y_2, \dots$ einer auf die Form $\alpha - y + fy = 0$ gebrachten algebraischen Gleichung explicite darstellt:

$$\frac{1}{y_1^{\,n+1}}+\frac{1}{y_2^{\,n+1}}+\dots$$

$$=\frac{1}{\alpha^{n+1}} - (n+1)\sum_{m=0}^{\infty}\frac{1}{(m+1)!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m\frac{(f\alpha)^{m+1}}{\alpha^{n+2}}.$$

3) Um aber aus diesem Satze die Entwickelung einer Wurzel allein zu erhalten, bedient sich Lagrange des Schlusses, daß, wenn n sehr groß, unendlich groß ist, die Glieder der Reihe (1) an und für sich keine positiven Potenzen von α enthalten, also die Gleichung zwischen (1) und (2) besteht, ohne daß man nach Bildung der Glieder in (1) in ihnen einen Theil zu supprimiren hätte. Dieser Schluß ist, wie Lagrange nicht zu bemerken scheint, nur unter gewissen Bedingungen zulässig, auf die wir in Art. 12 zurückkommen werden. Indem Lagrange ferner (1) und (2) in der Form:

$$\Psi y_1 + \Psi y_2 + \dots$$

$$=\Psi\alpha + \sum_{m=0}^{\infty}\frac{1}{(m+1)!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m (f\alpha)^{m+1}\,\Psi'\alpha \qquad (3)$$

schreibt, beweist er durch eine directe Entwickelung, daß wenn die rechte Seite dieser Gleichung mit $[\Psi\alpha]$ bezeichnet wird, $[\chi\alpha]\,[\pi\alpha] = [\chi\alpha\,.\,\pi\alpha]$, daher $\chi\alpha = \frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}}$, $\pi\alpha=\frac{1}{\alpha^r}$ gesetzt:

$$\left[\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}}\right]\left[\frac{1}{\alpha^r}\right]=\left[\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+r+1}}\right],$$

und da

$$[\alpha^r]\left[\frac{1}{\alpha^r}\right]=[1]=1,$$

so erhält man durch Division:

$$\left[\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}}\right]:\left[\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+r+1}}\right]$$

$$=[\alpha^r] = \alpha^r + r\sum_{m=0}^{\infty} \frac{1}{(m+1)!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m (f\alpha)^{m+1}\alpha^{r-1}.$$

Vermöge der Gleichung (3) wird ferner der Quotient linker Hand durch

$$\left(\frac{\psi y_1}{y_1^{\,n+1}}+\frac{\psi y_2}{y_2^{\,n+1}}+\dots\right):\left(\frac{\psi y_1}{y_1^{\,n+r+1}}+\frac{\psi y_2}{y_2^{\,n+r+1}}+\dots\right)$$

dargestellt werden können.

Ist nun y_1 die numerisch kleinste aller Wurzeln, schließt Lagrange weiter (s. Art. 12), so reducirt sich der letztere Quotient für unendliche n auf

$$\frac{\psi y_1}{y_1^{\,n+1}}:\frac{\psi y_1}{y_1^{\,n+r+1}} = y_1^{\,r};$$

es ist also:

$$y_1^{\,r} = \alpha^r + r\sum_{m=0}^{\infty} \frac{1}{(m+1)!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m (f\alpha)^{m+1}\alpha^{r-1} \qquad (4)$$

und für die numerisch kleinste Wurzel der Gleichung $\alpha - y + fy = 0$ selbst:

$$y = \alpha + \sum_{m=0}^{\infty} \frac{1}{(m+1)!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m (f\alpha)^{m+1}. \qquad (5)$$

Diese Gleichung enthält nun das berühmte Lagrange'sche Theorem und löst die oben besprochene Aufgabe, y aus

$$Fz + yF'z + \frac{y^2}{2}F''z+\dots = 0$$

zu entwickeln, sofort, wenn man diese Gleichung in der Form:

$$-\frac{Fz}{F'z} - y - \frac{1}{F'z}\left\{\frac{y^2}{2!}F''z+\frac{y^3}{3!}F'''z+\dots\right\}=0$$

schreibt, also

$$\alpha = -\frac{Fz}{F'z},\quad fy = -\frac{1}{F'z}\left\{\frac{y^2}{2}F''z+\frac{y^3}{6}F'''z+\dots\right\}$$

setzt. Man hat dann:

$$(fy)^2 = \frac{1}{(F'z)^2}\left\{\frac{y^4}{4}(F''z)^2+\dots\right\},$$

$$\frac{\partial}{\partial y}(fy)^2 = \frac{1}{(F'z)^2}\left\{y^3(F''z)^2+\dots\right\},$$

daher:

$$f\alpha = -\frac{1}{F'z}\left\{\frac{1}{2}\frac{(Fz)^2F''z}{(F'z)^2} - \frac{1}{6}\frac{(Fz)^3F'''z}{(F'z)^3}\right\}$$

$$\frac{\partial}{\partial\alpha}(f\alpha)^2 = \frac{1}{(F'z)^2}\left\{-\frac{(Fz)^3(F''z)^2}{(F'z)^3}+\dots\right\}$$

und somit

$$y = -\frac{Fz}{F'z} - \frac{1}{2}\frac{(Fz)^2F''z}{(F'z)^3} + \frac{1}{6}\frac{(Fz)^3F'''z}{(F'z)^4}$$

$$- \frac{1}{2}\frac{(Fz)^3(F''z)^2}{(F'z)^5}+\dots,$$

welches Resultat sich von dem Euler'schen nur durch die andere Anordnung der Glieder unterscheidet.

4) Das Verdienst, welches sich Lagrange durch die Entwickelung seiner Reihe erworben hat, liegt, wie man sieht, nicht in dem Gedanken, eine explicirte Darstellung der Wurzel einer Gleichung zu geben; denn dies Princip war vor ihm wohl bekannt, sondern in der eleganten und einfachen Form, welche er der Reihe gegeben hat und welche noch erhöht wird, wenn man dieselbe zu dem Theorem erweitert:

Ist Fy eine beliebige Function der numerisch kleinsten Wurzel der Gleichung $y = \alpha + xfy$, so ist:

$$Fy = F\alpha + \sum_{m=1}^{\infty} \frac{x^m}{m!} \left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^{m-1} (f\alpha)^m F'\alpha, \quad (6)$$

welches Lagrange von der Formel (4) ausgehend erweist, indem er Fy nach Potenzen von y entwickelt annimmt.

Die Kühnheit der Schlüsse, auf die Lagrange seinen Satz baut, sowie der indirecte Weg, der ihn zu demselben führte, mußte die Analytiker veranlassen, auf eine directere Methode der Ableitung dieses schönen Theorems zu denken. Laplace[4]) war der erste, der einen directen Beweis dieser Gleichung (6) auffand, der mit der folgenden einfacheren und, wie ich hoffe, übersichtlicheren Darstellung im Wesentlichen übereinstimmt:

Nach dem Taylor'schen Satze hat man zur Entwickelung von y nach Potenzen von x:

$$Fy = \sum_{n=0}^{\infty} \frac{x^n}{n!} \left(\frac{\partial^n Fy}{\partial x^n}\right)_{x=0},$$

wo die Differentialquotienten aus der Gleichung

$$y = \alpha + xfy$$

zu entnehmen sind und schließlich in ihnen $x = 0$ zu setzen ist. Die Aufgabe besteht nun in einer Transformation dieser Differentialquotienten nach x in solche von y nach α, die nach der Substitution $x = 0$ in die Differentialquotienten explicirter Functionen von α nach α übergehen. Laplace bewerkstelligt diese Transformation mittels einer partiellen Differentialgleichung, die sich sogleich ergibt, indem man bemerkt, daß aus der Gleichung zwischen y, x, α, $\frac{\partial y}{\partial x} = fy \frac{\partial y}{\partial \alpha}$ erhalten wird. Da nun $\frac{\partial Fy}{\partial x} = F'y \frac{\partial y}{\partial x}$, $\frac{\partial Fy}{\partial \alpha} = F'y \frac{\partial y}{\partial \alpha}$, so kann man hieraus:

$$\frac{\partial Fy}{\partial x} = fy \frac{\partial Fy}{\partial \alpha}$$

ableiten, woraus der erste Coefficient von x:

$$\left(\frac{\partial Fy}{\partial x}\right)_{x=0} = f\alpha F'\alpha$$

hervorgeht. Um auch die übrigen Coefficienten in der angegebenen Weise auszudrücken, nimmt Laplace die interessante Transformationsformel (7) zu Hilfe, die aus den für jede Function φy geltenden Gleichungen:

$$\frac{\partial \varphi y}{\partial x} = fy \frac{\partial \varphi y}{\partial \alpha} = fy\varphi' y \frac{\partial y}{\partial \alpha} = \frac{\partial \int fy\, \varphi' y\, dy}{\partial \alpha}$$

hervorgeht, nämlich

$$\frac{\partial \varphi y}{\partial x} = \frac{\partial}{\partial \alpha} \int fy\, \varphi' y\, dy. \quad (7)$$

Hieraus findet man zunächst für $\varphi y = Fy$:

$$\frac{\partial Fy}{\partial x} = \frac{\partial}{\partial \alpha} \int fy\, F'y\, dy,$$

also

$$\frac{\partial^2 Fy}{\partial x^2} = \frac{\partial}{\partial x}\left(\frac{\partial}{\partial \alpha} \int fy\, F'y\, dy\right) = \frac{\partial}{\partial \alpha}\left(\frac{\partial}{\partial x} \int fy F'y\, dy\right),$$

und indem man jetzt $\varphi y = \int fy\, F'y\, dy$, also $\varphi' y = fy\, F'y$ setzt, nach der Transformationsformel (7)

$$\frac{\partial}{\partial x} \int fy\, F'y\, dy = \frac{\partial}{\partial \alpha} \int (fy)^2 F'y\, dy,$$

also

$$\frac{\partial^2 Fy}{\partial x^2} = \left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^2 \int (fy)^2 F'y\, dy;$$

daraus folgt weiter:

$$\frac{\partial^3 Fy}{\partial x^3} = \left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^2 \left(\frac{\partial}{\partial x} \int (fy)^2 F'y\, dy\right)$$

und $\varphi y = \int (fy)^2 F'y\, dy$, also $\varphi' y = (fy)^2 F'y$ gesetzt, nach der Formel (7)

$$\frac{\partial^3 Fy}{\partial x^3} = \left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^3 \int (fy)^3 F'y\, dy.$$

Nichts ist leichter zu übersehen, als daß sich bei der Fortsetzung dieser Operationen

$$\frac{\partial^m Fy}{\partial x^m} = \left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^m \int (fy)^m F'y\, dy$$

ergeben wird; da aber

$$\frac{\partial}{\partial \alpha} \int (fy)^m F'y\, dy = (fy)^m F'y \frac{\partial y}{\partial \alpha} = (fy)^m \frac{\partial Fy}{\partial \alpha},$$

so hat man auch

$$\frac{\partial^m Fy}{\partial x^m} = \left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^{m-1} (fy)^m \frac{\partial Fy}{\partial \alpha}$$

und somit den zu suchenden Coefficienten:

$$\left(\frac{\partial^m Fy}{\partial x^m}\right)_{x=0} = \left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^{m-1} (f\alpha)^m F'\alpha.$$

Lagrange[5]) hat später ein ähnliches Princip benutzt, um den Satz abzuleiten; da nämlich

$$\frac{\partial y}{\partial x} = fy \frac{\partial y}{\partial \alpha} \quad \text{und} \quad \frac{\partial Fy}{\partial x} = fy \frac{\partial Fy}{\partial \alpha},$$

so ist

4) Mém. sur l'usage du calcul aux diff. part. dans la théor. d. suites. Mém. de l'Acad. 1777. Paris.

5) Théorie des fonctions (Paris 1813) p. 150.

$$\frac{\partial^2 Fy}{\partial x^2} = fy\,\frac{\partial^2 Fy}{\partial\alpha\,\partial x} + f'y\,\frac{\partial Fy}{\partial\alpha}\,\frac{\partial y}{\partial x}$$
$$= fy\,\frac{\partial^2 Fy}{\partial\alpha\,\partial x} + fy\,f'y\,\frac{\partial Fy}{\partial\alpha}\,\frac{\partial y}{\partial\alpha}$$

und

$$\frac{\partial^2 Fy}{\partial x\,\partial\alpha} = fy\,\frac{\partial^2 Fy}{\partial\alpha^2} + f'y\,\frac{\partial Fy}{\partial\alpha}\,\frac{\partial y}{\partial\alpha},$$

daher durch Substitution

$$\frac{\partial^2 Fy}{\partial x^2} = (fy)^2\,\frac{\partial^2 Fy}{\partial\alpha^2} + 2fy\,f'y\,\frac{\partial Fy}{\partial\alpha}\,\frac{\partial y}{\partial\alpha}$$
$$= \frac{\partial}{\partial\alpha}\,(fy)^2\,\frac{\partial Fy}{\partial\alpha}.$$

Hieraus folgt:

$$\frac{\partial^3 Fy}{\partial x^3} = \frac{\partial}{\partial\alpha}\left(\frac{\partial}{\partial x}\,(fy)^2\,\frac{\partial Fy}{\partial\alpha}\right),$$

und da

$$\frac{\partial}{\partial x}\,(fy)^2\,\frac{\partial Fy}{\partial\alpha} = (fy)^2\,\frac{\partial^2 Fy}{\partial\alpha\,\partial x} + 2fy\,f'y\,\frac{\partial Fy}{\partial\alpha}\,\frac{\partial y}{\partial x}$$
$$= (fy)^3\,\frac{\partial^2 Fy}{\partial\alpha^2} + 3(fy)^2 f'y\,\frac{\partial Fy}{\partial\alpha}\,\frac{\partial y}{\partial\alpha} = \frac{\partial}{\partial\alpha}\,(fy)^3\,\frac{\partial Fy}{\partial\alpha},$$

so erhält man

$$\frac{\partial^3 Fy}{\partial x^3} = \left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^2 (fy)^3\,\frac{\partial Fy}{\partial\alpha} \quad \text{u. s. f.}$$

5) Es gibt von dem Lagrange'schen Satze außer diesen noch eine große Anzahl von Beweisen, die theils auf demselben Principe beruhen und es nur in modificirter Fassung anwenden, theils von anderen Gesichtspunkten ausgehen, die sich bei diesem Theorem in großer Mannichfaltigkeit darbieten. Eben in der großen Anzahl der durch diesen Satz gelösten Aufgaben, die jedoch alle im Grunde auf eine und dieselbe hinauskommen, liegt auch die Erklärung des Umstandes, daß er noch heute zu den Mysterien der Wissenschaft gerechnet zu werden pflegt und daß seine wahre Bedeutung nur selten in allen Beziehungen gewürdigt worden ist.

Während der Satz zunächst dazu aufgestellt ist, um die vollständige Entwickelung einer Wurzel einer algebraischen oder transscendenten Gleichung zu geben, deren angenäherten Werth man kennt, so kann derselbe auch als die Umkehrung der Taylor'schen Reihe angesehen werden.

Setzt man nämlich

$$\psi x = \alpha + \alpha_1 x + \alpha_2 x^2 + \ldots,$$
$$\alpha_m = \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial^m \psi x}{\partial x^m}\right)_{x=0}$$

und $\psi x = y$, bezeichnet ferner die umgekehrte Function $x = \varphi y$, so hat man:

$$y = \alpha + \alpha_1(\varphi y) + \alpha_2(\varphi y)^2 + \ldots$$

Da nach dem Taylor'schen Satze die α_n als Differentialquotienten von ψ nach x dargestellt sind, so ist es wünschenswerth, in der neuen Reihe dieselben α, die zunächst in der Form $\alpha_m = \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial^m y}{\partial x^m}\right)_{x=0}$ erscheinen, als Differentialquotienten von φy nach y auszudrücken. Dies geschieht mittels der Gleichung

$$\frac{\partial x}{\partial y} = \varphi' y \quad \text{oder} \quad \frac{\partial y}{\partial x} = \frac{1}{\varphi' y},$$

indem man

$$\frac{\partial^2 y}{\partial x^2} = -\,\frac{\varphi'' y}{(\varphi' y)^2}\,\frac{\partial y}{\partial x} = -\,\frac{\varphi'' y}{(\varphi' y)^3}$$
$$\frac{\partial^3 y}{\partial x^3} = +\left\{3\,\frac{(\varphi'' y)^2}{(\varphi' y)^4} - \frac{\varphi''' y}{(\varphi' y)^3}\right\}\frac{\partial y}{\partial x} = 3\,\frac{(\varphi'' y)^2}{(\varphi' y)^5} - \frac{\varphi''' y}{(\varphi' y)^4}$$

u. s. w. bildet. Um die Coefficienten zu erhalten, ist jetzt $x = 0$, also $\varphi y = 0$ und daher $y = \alpha$ zu setzen, wodurch man

$$\alpha_1 = \frac{1}{\varphi' \alpha}, \quad \alpha_2 = -\,\frac{1}{2}\,\frac{\varphi'' \alpha}{(\varphi' \alpha)^3},$$
$$\alpha_3 = \frac{1}{2}\,\frac{\varphi'' \alpha}{(\varphi' \alpha)^5} - \frac{1}{6}\,\frac{\varphi''' \alpha}{(\varphi' \alpha)^4}, \ldots$$

erhält. Diese Gleichungen zeigen in dieser Form kein übersichtliches Gesetz; ein solches wird aber sofort hergestellt, wenn man die Wurzel $y = \alpha$, welche $\varphi y = 0$ offenbar besitzen muß, in Evidenz setzt und ferner der möglichsten Vereinfachung wegen $\varphi y = \frac{y - \alpha}{fy}$ schreibt. Bildet man hieraus $\varphi' y$, $\varphi'' y$, ... und setzt dann $y = \alpha$, so findet man durch eine einfache Rechnung

$$\varphi' \alpha = \frac{1}{f\alpha}, \quad \varphi'' \alpha = -2\,\frac{f'\alpha}{(f\alpha)^2}, \ldots$$

also erhält man

$$\alpha_1 = f\alpha, \quad \alpha_2 = f\alpha\, f'\alpha = \frac{1}{2}\,\frac{\partial}{\partial\alpha}\,(f\alpha)^2,$$
$$\alpha_3 = f\alpha\,(f'\alpha)^2 + \frac{1}{2}\,(f\alpha)^2 f''\alpha = \frac{1}{6}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^2 (f\alpha)^3, \ldots$$

die Coefficienten der Lagrange'schen Reihe, die in der That hier anwendbar ist, da es sich um die Entwickelung von y nach Potenzen von $x = \varphi y$ handelt, wo $\varphi y = \frac{y - \alpha}{fy}$, also y eine Wurzel der Gleichung $y = \alpha + x\,fy$ ist.

6) In anderer Hinsicht kann Lagrange's Reihe als ein Pendant zu Taylor's Reihe betrachtet werden; während letztere explicite gegebene Functionen einer Variabeln nach Potenzen derselben entwickelt, gibt die erstere die Entwickelung einer implicirten Function y von x, und zwar einer speciell in der Form $y = \alpha + x\,fy$ gegebenen Function. Man sieht, daß dieser Satz somit die allgemeinste Aufgabe der Entwickelung einer algebraischen, implicite gegebenen Function nicht löst, da nicht jede Gleichung auf jene specielle Form reducirt werden kann.

Besonders wichtig scheint mir folgende Bemerkung: Der Taylor'sche Lehrsatz entwickelt Fy nach Potenzen

der einfachsten Function von y, nämlich $(y-\alpha)$. Wie gestaltet sich die Entwickelung von Fy nach Potenzen irgend einer anderen Function φy? Man setze, um diese Frage zu beantworten:

$$Fy = \alpha_0 + \alpha_1(\varphi y) + \alpha_2(\varphi y)^2 + \dots$$

Verschwindet φy für $y = \alpha$, ist also $\varphi\alpha = 0$, so wird $\alpha_0 = F\alpha$ erhalten, also:

$$Fy = F\alpha + \alpha_1(\varphi y) + \alpha_2(\varphi y)^2 + \dots$$

Da auf diese Weise eine Wurzel $y = \alpha$ der Gleichung $\varphi y = 0$ den ersten Coefficienten der Reihe bestimmt, so wird es wahrscheinlich, daß auch die Coefficienten $\alpha_1, \alpha_2, \dots$ von den Werthen von Fy und φy für $y = \alpha$ allein abhängen werden, in ähnlicher Weise als die Coefficienten in der Taylor'schen Reihe allein abhängen von dem Werthe des Fy, für den die Function $(y-\alpha)$, nach deren Potenzen die Reihe fortschreitet, sich nullificirt. Es wird dadurch indicirt, daß man den Factor $(y-\alpha)$ von φy in Evidenz setze und $\varphi y = (y-\alpha)\psi y$ oder $\varphi y = \frac{y-\alpha}{fy}$ schreibe, wo fy eine ebenso willkürliche Function als φy bedeutet, nur mit der Bedingung, daß fy für $y = \alpha$ nicht verschwinde. Setzt man zur Abkürzung $\varphi y = \frac{y-\alpha}{fy} = x$, so hat man jetzt Fy nach Potenzen von x zu entwickeln, wo y und x durch die Gleichung $y = \alpha + xfy$ verbunden sind. Diese Aufgabe löst nun der Lagrange'sche Satz, und man sieht, wie man auf diese Weise auf einem ganz naturgemäßen Wege zu der Form $y = \alpha + xfy$ gelangt, als für welche sich die Entwickelung am einfachsten gestaltet. Es ist nämlich:

$$Fy = F\alpha + \sum_{m=1}^{\infty} \alpha_m \left(\frac{y-\alpha}{fy}\right)^m,$$

$$\alpha_m = \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^{m-1} (f\alpha)^m F'\alpha,$$

oder wenn man vorzieht φy beizubehalten, so hat man:

$$Fy = F\alpha + \sum_{m=1}^{\infty} \alpha_m (\varphi y)^m,$$

$$\alpha_m = \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial y}\right)^{m-1} \left(\frac{y-\alpha}{\varphi y}\right)^m F'y \qquad (8)$$

wo nach den Differentiationen in Bezug auf y, $y = \alpha$ zu setzen ist.

Diese Aufgabe, eine Function Fy nach Potenzen einer anderen Function φy zu entwickeln, ist von Bürmann (weiland Prof. in Manheim)[6]) vielleicht zuerst in aller Bestimmtheit und Allgemeinheit ausgesprochen und mittels der angegebenen Formel (8) gelöst worden, ohne daß er die Identität seiner Formel mit Lagrange's erkannt hätte, und wie es scheint wurde Lagrange selbst erst durch Bürmann's Arbeit, über die er der pariser Akademie einen sehr anerkennenden Bericht abstattete[7]), auf diese Bedeutung seines Satzes aufmerksam. Obgleich hiernach Bürmann, dem überhaupt Originalität nicht abzusprechen ist, nicht ohne Verdienste um die Deutung des Lagrange'schen Satzes ist, so bleibt es doch jedenfalls unberechtigt, denselben nach ihm benennen zu wollen.

7) Die Lagrange'sche Reihe ist ferner die allgemeinste Umkehrungsformel. Das berühmte, zuerst von Newton gelöste und weiterhin besonders von den teutschen Combinatorikern vielfach behandelte Problem der Umkehrung der Reihen besteht in der Entwickelung von y nach Potenzen von x, wenn x in eine Reihe nach Potenzen von y entwickelt, gegeben ist. Setzt man $x = \varphi y$ und sei $x = 0$ wenn $y = \alpha$, also $\varphi\alpha = 0$ und $x = \varphi y = a_1(y-\alpha) + a_2(y-\alpha)^2 + a_3(y-\alpha)^3 + \dots$ gegeben, so sind die Coefficienten in der Reihe:

$$y = \alpha + \alpha_1(\varphi y) + \alpha_2(\varphi y)^2 + \dots$$

zu bestimmen, die nach (8)

$$\alpha_m = \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial y}\right)^{m-1}\left(\frac{y-\alpha}{\varphi y}\right)^m$$

sind, wo nach der Differentiation $y = \alpha$ zu setzen ist.

Folgende Methode, die ganz direct zu der Darstellung der Coefficienten führt, ist nicht ohne Interesse[8]). Differentiirt man

$$y = \alpha + \alpha_1(\varphi y) + \alpha_2(\varphi y)^2 + \dots$$

nach y und dividirt mit $(\varphi y)^m$, so findet man

$$\frac{1}{(\varphi y)^m} = \alpha_1 \frac{\varphi' y}{(\varphi y)^m} + 2\alpha_2 \frac{\varphi' y}{(\varphi y)^{m-1}} + \dots$$
$$+ (m-1)\alpha_{m-1}\frac{\varphi' y}{(\varphi y)^2} + m\alpha_m \frac{\varphi' y}{\varphi y} + (m+1)\alpha_{m+1}\varphi' y$$
$$+ (m+2)\alpha_{m+2}\varphi' y\, \varphi y + \dots$$
$$= \frac{\alpha_1}{1-m}\frac{\partial}{\partial y}\left(\frac{1}{\varphi y}\right)^{m-1} + \frac{2\alpha_2}{2-m}\frac{\partial}{\partial y}\left(\frac{1}{\varphi y}\right)^{m-2} + \dots$$
$$+ \frac{m-1}{-1}\alpha_{m-1}\frac{\partial}{\partial y}\frac{1}{\varphi y} + m\alpha_m\frac{\partial}{\partial y}\log\varphi y$$
$$+ \frac{m+1}{1}\alpha_{m+1}\frac{\partial}{\partial y}(\varphi y) + \frac{m+2}{2}\alpha_{m+2}\frac{\partial}{\partial y}(\varphi y)^2 + \dots$$

Entwickelt man jetzt alle Glieder dieser Gleichung nach aufsteigenden Potenzen von $(y-\alpha)$, indem man den Factor $a_1(y-\alpha)$ aus

$$\varphi y = a_1(y-\alpha)\left\{1 + \frac{a_2}{a_1}(y-\alpha) + \frac{a_3}{a_1}(y-\alpha)^2 + \dots\right\}$$

6) Ueber combinatorische Analysis und Derivationscalcul, Fragmente, herausgegeben von Hindenburg (Leipzig 1803) S. 36.

7) Rapport sur deux mémoires d'analyse du prof. Burmann (Hist. de l'Institut nat. d. scienc. An VII. Bd. 2. S. 13 fg.): „Cette formule étant très-générale et susceptible d'un grand nombre d'applications utiles dans la théorie des fonctions, nous avons cherché si elle ne s'étoit pas présentée déja aux regards des analystes. Nous avons bientôt reconnu qu'elle ne différoit pas essentiellement du théorême donné par Lagrange.“ 8) Vergl. *Jacobi*, De resolutione aequationum per series infinitas. Crelle's Journal. Bd. 6. 1830.

heraushebt, so findet man:

$$\left(\frac{1}{\varphi y}\right)^p = \frac{1}{a_1^p (y-\alpha)^p}\left\{A_0^p + A_1^p(y-\alpha) + A_2^p(y-\alpha)^2 + \ldots\right\},$$

und man sieht, daß der Differentialquotient dieses Ausdruckes kein Glied enthält, welches den Factor $(y-\alpha)$ im Nenner aufweist. Ein solches Glied erscheint dagegen in dem Differentialquotienten von

$$\log \varphi y = \log a_1 (y-\alpha) + \log\left\{1 + \frac{a_2}{a_1}(y-\alpha) + \ldots\right\}$$

und ist $\frac{1}{y-\alpha}$ selbst. Es ist daher der Factor dieses Gliedes $m\alpha_m$ in der obigen Gleichung äquivalent dem Coefficienten von $\frac{1}{y-\alpha}$ in der Entwickelung von $(\varphi y)^{-m}$; also in der obigen Bezeichnung:

$$m\alpha_m = \frac{1}{a_1^m} A^m_{m-1}$$

Nun ist aber $A_k^m : a_1^m$ der Coefficient von $(y-\alpha)^k$ in der Entwickelung von $\left(\frac{y-\alpha}{\varphi y}\right)^m$, daher:

$$\frac{A_k^m}{a_1^m} = \frac{1}{k!}\left(\frac{\partial}{\partial y}\right)^k \left(\frac{y-\alpha}{\varphi y}\right)^m,$$

wo nach der Differentiation $y = \alpha$ zu setzen ist, also für $k = m-1$

$$m\alpha_m = \frac{1}{(m-1)!}\left(\frac{\partial}{\partial y}\right)^{m-1}\left(\frac{y-\alpha}{\varphi y}\right)^m,$$

womit der obige Ausdruck wiedergefunden ist.

8) Nimmt man einmal die Aufgabe und die Form derselben, aus $\alpha - y + xfy = 0$, y nach Potenzen von x zu entwickeln, als gegeben an, so sind die Coefficienten der Reihe

$$y = \alpha + \alpha_1 x + \alpha_2 x^2 + \ldots$$

auf die verschiedenartigsten Weisen mit großer Einfachheit zu bestimmen.

Stellt man etwa aus $y = \alpha + xfy$ eine partielle Differentialgleichung dar [9]), welche sich durch Elimination von fy aus der primitiven und der abgeleiteten Gleichung $\frac{\partial y}{\partial x} = fy\frac{\partial y}{\partial \alpha}$ zu

$$x\frac{\partial y}{\partial x} - (y-\alpha)\frac{\partial y}{\partial \alpha} = 0$$

ergibt, so liegt uns die Aufgabe vor, diese Differentialgleichung durch jene unendliche Reihe zu integriren. Dazu bildet man:

$$\frac{\partial y}{\partial x} = \alpha_1 + 2\alpha_2 x + 3\alpha_3 x^2 + \ldots$$

$$\frac{\partial y}{\partial \alpha} = 1 + x\frac{\partial \alpha_1}{\partial \alpha} + x^2\frac{\partial \alpha_2}{\partial \alpha} + \ldots$$

9) Vergl. *Lagrange*, Théor. d. funct. éd. 1813. p. 146.

und erhält daher

$$x(\alpha_1 + 2\alpha_2 x + 3\alpha_3 x^2 + \ldots)$$
$$-(\alpha_1 x + \alpha_2 x^2 + \alpha_3 x^3 + \ldots)\left(1 + x\frac{\partial \alpha_1}{\partial \alpha} + x^2\frac{\partial \alpha_2}{\partial \alpha} + \ldots\right)$$
$$= 0$$

und hieraus nach dem Princip der unbestimmten Coefficienten:

$$2\alpha_2 - \alpha_1\frac{\partial \alpha_1}{\partial \alpha} - \alpha_2 = 0,$$

$$3\alpha_3 - \alpha_1\frac{\partial \alpha_2}{\partial \alpha} - \alpha_2\frac{\partial \alpha_1}{\partial \alpha} - \alpha_3 = 0, \ldots$$

woraus sich die Werthe

$$\alpha_2 = \frac{1}{2}\frac{\partial \alpha_1^2}{\partial \alpha}, \quad \alpha_3 = \frac{1}{6}\frac{\partial^2 \alpha_1^3}{\partial \alpha^2}, \ldots$$

ergeben. Zur Bestimmung von α_1 erhält man keine Relation; es ist vielmehr α_1 die unbestimmte Function von α, welche die Integration jener partiellen Differentialgleichung nothwendig einführt und die sich erst aus der primitiven Gleichung $\alpha_1 = f\alpha$ ergibt.

Die Coefficientenbestimmung wird vielleicht auf dem natürlichsten Wege gegeben [10]), indem man jenen Werth von y in $y - \alpha = xfy$ substituirt:

$$\alpha_1 x + \alpha_2 x^2 + \alpha_3 x^3 + \ldots = xf(\alpha + \alpha_1 x + \alpha_2 x^2 + \ldots)$$

und rechter Hand nach dem Taylor'schen Satze entwickelt, sodaß man

$$\alpha_1 x + \alpha_2 x + \alpha_3 x^3 + \ldots = xf\alpha + x(\alpha_1 x + \alpha_2 x^2 + \ldots)f'\alpha$$
$$+ \frac{1}{2}x(\alpha_1 x + \ldots)^2 f''\alpha + \ldots$$

erhält und hieraus

$$\alpha_1 = f\alpha, \quad \alpha_2 = \alpha_1 f'\alpha = f\alpha f'\alpha,$$

$$\alpha_3 = \alpha_2 f'\alpha + \frac{1}{2}\alpha_1^2 f''\alpha = f\alpha(f'\alpha)^2 + \frac{1}{2}(f\alpha)^2 f''\alpha_1,$$

woraus die bekannten Werthe gefunden werden.

9) Auf den im Vorstehenden theils ausgeführten, theils angedeuteten Principien beruhen die meisten der Ableitungen des Lagrange'schen Satzes, z. B. die von Lerell, Pfaff, Conovrai, Condorcet, Klügel [11]), Rothe [12]), Schlömilch [13]) gegebenen. Einen Beweis mit Hilfe der Variationsrechnung hat Heine [14]) geliefert und mittels der Residuenrechnung Cauchy [15]), von welch letzterem sich Jacobi's in Art. 7 gegebene Darstellung nicht wesentlich unterscheidet.

10) Vergl. *Menabrea*, Mém. sur la série de Lagrange (Mem. della Reale Acad. delle science di Torino. II. Serie. 8. Bd. 1846). 11) Vergl. über diese Beweise Klügel's Mathem. Wörterbuch. Art. La Grange's Lehrsatz. 12) Kastner's Archiv XII, 1827. 13) Mathem. Abhandlungen (Dresden 1850). Die Bürmann'sche Reihe. 14) Crelle's Journal. Bd. 54. S. 388. 15) Mém. sur le dével. de $f(\zeta)$ suivant les puissances ascendantes de h, ζ étant une racine de l'équation $z - x - h\,\omega(z) = 0$ (Mém. de l'Acad. d. scienc. 8. Bd. Paris 1829).

So zahlreich und verschiedenartig diese Ableitungen auch sind, so zeigen sie doch nur, wie man von den verschiedensten Seiten her zu derselben Entwickelung gelangen kann und wie mannichfach die Bedeutung des behandelten Theorems ist; das Wesen desselben, die eigenthümliche Qualität der Reihe aber klären sie nicht im geringsten auf, wie denn alle, mit Ausnahme der ursprünglichen Ableitung Lagrange's selbst, die Frage, welche Wurzel der Gleichung $y = \alpha + xfy$ durch die Reihe dargestellt werde, ganz unerörtert lassen. Alle die Ableitungen, welche von der durch partielle Differentialgleichungen darstellbaren Abhängigkeit des y von x und α ausgehen, können hierüber gar keine Entscheidung geben, da diese Dependenz für die verschiedenen Wurzeln offenbar ganz dieselbe ist; sie zeigen nur, daß der Lagrange'schen Reihe und dem Ausdrucke, welcher als ihre Summe angesehen wird, eine Differentialgleichung gemeinsam ist, ohne daß wirklich nachgewiesen wird, daß jener Ausdruck im eigentlichen Sinne des Wortes die Summe der Reihe sei. Die ursprüngliche Ableitung von Lagrange, die von Jacobi und die soeben erwähnte von Cauchy gehen allerdings von eigentlichen Gleichheiten aus und vollziehen die Entwickelung direct. Es wird also principiell möglich sein, dieselben so zu vervollständigen, daß sie eine genaue Entscheidung darüber geben, welche Wurzel der Gleichung durch die Summe der Reihe dargestellt ist. Einer Vervollständigung aber bedürfen die angeführten Beweise jedenfalls, da sie, und besonders der Lagrange'sche, sehr viele Zweifel offen lassen.

10) Die erste Frage, die bei einer genauen Untersuchung der Reihe zu beantworten sein wird, muß die nach der Convergenz derselben sein. Lagrange hat schon in seiner ersten Abhandlung vom Jahre 1768 die Bedingungen der Convergenz auf eine geniale Weise abgeleitet, die um so interessanter ist, als sie das erste Beispiel der Untersuchung der Convergenz in einem irgend complicirteren Falle zu sein scheint. Ich kann über diese, da der betreffende Band der Berliner Memoiren auf den hiesigen Bibliotheken nicht vorhanden ist, leider nur nach abgeleiteten Quellen referiren.

Man setze

$$fy = A_1 y^{a_1} + A_2 y^{a_2} + \cdots + A_\lambda y^{a_\lambda},$$

dann wird

$$(fy)^k = \Sigma \frac{k!}{m_1! \ldots . m_\lambda!} (A_1 y^{a_1})^{m_1} \ldots (A_\lambda y^{a_\lambda})^{m_\lambda},$$

wo in dieser Summe, welche aus

$$\frac{(k+1)(k+2)\ldots(k+\lambda-1)}{1 \ldots 2 \ldots \lambda}$$

Gliedern besteht, $m_1 \ldots m_\lambda$ alle ganzen Zahlwerthe von 0 bis k zu durchlaufen haben, während immer

$$m_1 + m_2 + \ldots + m_\lambda = k.$$

Das allgemeine Glied der Reihe, welche eine Wurzel der Gleichung $y = \alpha + xfy$ entwickelt, ist daher:

$$v_k = \frac{1}{k!} \frac{\partial^{k-1} (f\alpha)^k}{\partial \alpha^{k-1}}$$

$$= \frac{1}{\alpha^{k-1}} \Sigma \frac{r(r-1)\ldots(r-k+2)}{m_1! \ldots m_\lambda!} A_1^{m_1} \ldots A_\lambda^{m_\lambda} \alpha^r,$$

wenn zur Abkürzung

$$a_1 m_1 + a_2 m_2 + \ldots + a_\lambda m_\lambda = r$$

gesetzt wird.

Nehmen wir zunächst an, alle Glieder der für v_k gefundenen Reihe seien von demselben Zeichen und bleiben es für größere und wachsende Werthe von k, und sei T_k das größte Glied in der Reihe für v_k, so ist:

$$\frac{(k+1)\ldots(k+\lambda-1)}{1 \ldots\ldots\ldots \lambda} T_k > v_k > T_k.$$

Es divergirt also die Reihe Σv_k, wenn die Reihe ΣT_k divergirt, also der Quotient $\frac{T_{k+1}}{T_k}$ sich einer über der Einheit liegenden Grenze nähert; sie convergirt, wenn

$$\Sigma \frac{(k+1)\ldots(k+\lambda-1)}{1 \ldots\ldots\ldots \lambda} T_k$$

eine convergente Reihe ist, also sich $\frac{T_{k+1}}{T_k} \frac{k+2}{k+\lambda-1}$ mit unendlich wachsendem k einem echten Bruche nähert, dem sich auch $\frac{T_{k+1}}{T_k}$ selbst annähern wird.

Es convergirt und divergirt daher die Reihe Σv_k gleichzeitig mit der Reihe ΣT_k, und es kommt daher bei der Entscheidung der Convergenz einzig und allein auf die Ermittelung des größten Gliedes T_k in v_k an. Um diese nach den Regeln der Differentialrechnung ausführen zu können, sind zunächst an Stelle der um endliche Größen fortschreitenden $m_1 \ldots m_\lambda$ stetig veränderliche Größen einzuführen, zu welchem Zwecke Lagrange die Facultäten durch ihre asymptotischen Werthe nach der Stirling'schen Formel

$$m! = \sqrt{2\pi}\, e^{-m}\, m^{m+\frac{1}{2}}$$

ersetzt. — Es ist jedoch klar, daß die Anwendung dieser Substitution deshalb nicht genau ist, weil in v_k, wie groß auch k sei, immer Glieder vorkommen werden, in denen die m die Werthe 0, 1, 2, ... annehmen und für diese kleinen Werthe von m die Stirling'sche Formel die Facultäten nicht darstellt. Es würde zur Vollständigkeit erforderlich sein, nachzuweisen, daß solche Werthe der Summationsbuchstaben m keinenfalls das größte Glied in v_k ergeben können, sondern daß T_k bei sehr großen k eines der Glieder in v_k ist, dem sehr große Werthe aller Summationsbuchstaben $m_1, m_2, \ldots m_\lambda$ gleichzeitig angehören. Diese Discussion stellt jedoch Lagrange nicht an, sondern transformirt den Ausdruck für v_k ohne Weiteres mittels jener asymptotischen Werthe,

indem er überdies, was ebenfalls einer Erläuterung bedurft hätte, die Einheit gegen das sehr große **k** und **(r — k)** vernachlässigt, und erhält so:

$$v_k = \Sigma \frac{e}{\alpha^k} \frac{r^r}{(r-k)^{r-k}} \frac{\sqrt{r}}{\sqrt{(r-k)m_1 \ldots m_\lambda 2^\lambda \pi^\lambda}} \left(\frac{A_1 \alpha^{a_1}}{m_1}\right)^{m_1} \ldots \left(\frac{A_\lambda \alpha^{a_\lambda}}{m_\lambda}\right)^{m_\lambda}.$$

Setzt man nun

$$\frac{m_1}{k} = \mu_1, \quad \frac{m_2}{k} = \mu_2, \quad \ldots \quad \frac{m_\lambda}{k} = \mu_\lambda, \quad \frac{r}{k} = \varrho,$$

so wird den Veränderungen der m um eine Einheit ein um so kleineres Increment der μ entsprechen, als **k** größer wird, und es werden für sehr große **k** die μ annähernd als stetig veränderliche Größen betrachtet werden können, zwischen denen die Relation:

$$\mu_1 + \mu_2 + \ldots + \mu_\lambda = 1$$

besteht; ferner ist:

$$a_1 \mu_1 + a_2 \mu_2 + \ldots + a_\lambda \mu_\lambda = \varrho.$$

Die Substitution dieser Werthe in v_k ergibt nun:

$$v_k = \Sigma \frac{e}{\alpha^k} \frac{\sqrt{\varrho}}{\sqrt{(\varrho-1)2^\lambda \pi^\lambda k^\lambda \mu_1 \ldots \mu_\lambda}} \left[\frac{\varrho^\varrho}{(\varrho-1)^{\varrho-1}} \left(\frac{A_1 \alpha^{a_1}}{\mu_1}\right)^{\mu_1} \ldots \left(\frac{A_\lambda \alpha^{a_\lambda}}{\mu_\lambda}\right)^{\mu_\lambda}\right]^k.$$

Lagrange bemerkt nun ferner, daß für sehr große k der erste Factor in Bezug auf die Veränderungen des μ fast als constant angesehen werden kann und nur der zur kten Potenz erhobene zu berücksichtigen ist, wenn es sich um die Bestimmung des größten Gliedes T_k in v_k handelt, und zwar schließt er dies daraus, daß, wenn man den Logarithmus eines Gliedes in v_k betrachtet, derselbe aus einer Summe zweier Logarithmen besteht, deren zweiter mit k multiplicirt ist und daher mit wachsendem **k** unendlich schneller wächst als der andere. Dies angenommen, bestimmen sich die Werthe von $\mu_1 \ldots \mu_\lambda$, welche dem größten Gliede in v_k entsprechen, als diejenigen, welche

$$\frac{\varrho^\varrho}{(\varrho-1)^{\varrho-1}} \left(\frac{A_1 \alpha^{a_1}}{\mu_1}\right)^{\mu_1} \ldots \left(\frac{A_\lambda \alpha^{a_\lambda}}{\mu_\lambda}\right)^{\mu_\lambda}$$

zu einem Maximum R machen. Letzteres wird nun bestimmt, indem man die μ als stetig veränderliche Größen ansieht, und man erhält nach den Regeln der Differentialrechnung

$$0 = \log \frac{\varrho}{\varrho-1} \cdot d\varrho + \left(\log \frac{A_1 \alpha^{a_1}}{\mu_1} - 1\right) d\mu_1 + \ldots$$
$$+ \left(\log \frac{A_\lambda \alpha^{a_\lambda}}{\mu_\lambda} - 1\right) d\mu_\lambda,$$

und weil

$$d\mu_1 + \ldots + d\mu_\lambda = 0,$$

so findet man

$$d\varrho \cdot \log \frac{\varrho-1}{\varrho} = d\mu_1 \cdot \log \frac{A_1 \alpha^{a_1}}{\mu_1} + \ldots$$
$$+ d\mu_1 \log \frac{A_\lambda \alpha^{a_\lambda}}{\mu_\lambda}.$$

Da ferner

$$d\varrho = a_1 d\mu_1 + \ldots + a_\lambda d\mu_\lambda,$$

so kann man, wenn c eine ganz beliebige Constante bezeichnet:

$$d\varrho = (a_1 + c) d\mu_1 + \ldots + (a_\lambda + c) d\mu_\lambda$$

setzen, und die Vergleichung mit der für das Maximum R gefundenen Bedingung gibt:

$$(a_1 + c) \log \frac{\varrho-1}{\varrho} = \log \frac{A_1 \alpha^{a_1}}{\mu_1},$$

oder

$$\left(\frac{\varrho-1}{\varrho}\right)^{c+a_1} = \frac{A_1 \alpha^{a_1}}{\mu_1} \quad \text{u. s. w.;}$$

oder wenn man die willkürliche Constante $\left(\frac{\varrho-1}{\varrho}\right)^c = C$ setzt:

$$\left(\frac{\varrho}{\varrho-1}\right)^{a_1} \frac{A_1 \alpha^{a_1}}{\mu_1} = \ldots = \left(\frac{\varrho}{\varrho-1}\right)^{a_\lambda} \frac{A_\lambda \alpha^{a_\lambda}}{\mu_\lambda} = C.$$

Es bestimmt sich nun C aus

$$\mu_1 + \mu_2 + \ldots + \mu_\lambda = 1,$$

nämlich

$$C = A_1 \left(\alpha \frac{\varrho}{\varrho-1}\right)^{a_1} + \ldots + A_\lambda \left(\alpha \frac{\varrho}{\varrho-1}\right)^{a_\lambda},$$

und man erhält somit durch Substitution dieser Werthe der μ in $a_1 \mu_1 + \ldots + a_\lambda \mu_\lambda = \varrho$ die zur Bestimmung des ϱ dienende Gleichung:

$$A_1 (a_1 - \varrho) \left(\alpha \frac{\varrho}{\varrho-1}\right)^{a_1} + \ldots$$
$$+ A_\lambda (a_\lambda - \varrho) \left(\alpha \frac{\varrho}{\varrho-1}\right)^{a_\lambda} = 0.$$

Ist ϱ hieraus gefunden, so bestimmt sich C und daher die μ, und man findet auf diese Weise das größte Glied in v_k

$$T_k = \frac{e}{\alpha^k} \frac{\sqrt{\varrho}}{\sqrt{(\varrho-1)2^\lambda \pi^\lambda k^\lambda \mu_1 \ldots \mu_\lambda}} R^k.$$

Der Werth von R ist von dem Werthe k unabhängig und nur nothwendig an die Voraussetzung geknüpft, daß k sehr groß sei. Es wird daher auch der Quotient $T_{k+1} : T_k$, der über die Convergenz der Reihe Σv_k entscheidet, sich mit wachsendem k unbegrenzt dem Werthe R nähern.

Die Lagrange'sche Reihe, in der von einem gewissen k an die in v_k enthaltenen Glieder sämmtlich einerlei Zeichens sind, convergirt oder divergirt daher, je nachdem dieses Maximum $R \lesseqgtr 1$.

Lagrange selbst hat dieses Kriterium angegeben ohne Rücksicht darauf, ob alle Glieder der Reihe, welche v_k darstellt, von einerlei Zeichen sind, oder nicht. Es ist aber sofort klar, daß, wenn diese verschiedene Zeichen besitzen, für $R < 1$ die Reihe jedenfalls convergiren wird, ohne daß sie für $R > 1$ nothwendig divergiren muß. Es müssen in dem Falle verschiedener Zeichen einzelne Glieder in v_k nicht nothwendig unendlich abnehmen, um die Convergenz der Reihe herzustellen, wenn nur v_k selbst zu Null abnimmt. Ist aber das Lagrange'sche Kriterium der Convergenz in dem Falle verschiedener Zeichen erfüllt, so sieht man, convergirt die Reihe auch, wenn man sämmtliche Glieder in v_k durch ihre absoluten Werthe ersetzt; sie convergirt dann unabhängig von der Anordnung der Glieder und dafür enthält dieses Kriterium die Bedingung.

11) Felix Chio (Prof. in Turin) [16]) hat sich viel mit dem Lagrange'schen Convergenzbeweise beschäftigt, ohne die vielen Lücken in demselben auszufüllen, ja selbst alle zu bemerken. Er gibt verschiedene Bedingungen an, unter denen die Glieder in v_k von einerlei Zeichen sind, und weist durch äußerst unvollständige Betrachtungen nach, daß, wenn die $A_1 \ldots A_\lambda$, $a_1 \ldots a_\lambda$ positive Zahlen sind, jene zur Bestimmung von ϱ dienende Gleichung eine Wurzel hat, welche zwischen den aus der Natur der Sache folgenden Grenzen a_1 und a_λ liegt und in der That einem Maximum (nicht aber einem Minimum) von R entspricht, daß ferner in diesem Falle das Lagrange'sche Kriterium mit einem ungleich einfacheren allgemeinen zusammenfällt, welches Cauchy [17]) gefunden hat, indem er das allgemeine Glied v_k in ein über einen compleren Weg auszudehnendes bestimmtes Integral transformirt und den approximativen Werth desselben bestimmt. Es ist unnöthig, den Beweisgang hier zu recapituliren, da er von Cauchy mit der französischen Mathematikern eigenen Breite auseinandergesetzt ist, sodaß Nichts hinzuzufügen wäre, als der Wunsch, an einigen Stellen eine größere Strenge beobachtet zu sehen. Das Resultat ist folgendes:

Die unendliche Entwickelung von y aus der Gleichung $\alpha - y + fy = 0$ nach dem Lagrange'schen Satze convergirt oder divergirt, je nachdem das maximum maximorum von

$$\operatorname{mod} \frac{fy}{\alpha - \alpha} \lesseqgtr 1.$$

Da

$$\frac{\partial}{\partial y} \frac{fy}{y - \alpha} = \frac{(y - \alpha) f'y - fy}{(y - \alpha)^2},$$

so hat man hiernach die Wurzeln der Gleichung $(y - \alpha) f'y - fy = 0$ zu bestimmen und für alle diese den Modulus von $\frac{fy}{y - \alpha}$ zu berechnen. Fallen alle diese Werthe des Quotienten unter die Einheit, so convergirt die Reihe; fallen aber einige oder alle diese Werthe über die Einheit, so divergirt die Reihe.

12) Das Vorstehende ist ein, wie ich hoffe, erschöpfender Bericht über alle älteren, irgend bemerkenswerthen Untersuchungen der Lagrange'schen Reihe, aus einer Zeit, in der man in kühner Speculation sich häufig von dem sicheren Boden des wirklichen Beweises erhob und unbewußt eine Menge von Voraussetzungen und synthetischen Urtheilen a priori — wenn dieser Ausdruck aus einem anderen Gebiete entlehnt werden darf — in die Entwickelung verwob, oft sogar in der Meinung, die Strenge der antiken Geometrie einzuhalten. Diese Strenge und Präcision in die Analysis einzuführen, war eine von Lagrange's Lieblingsideen, und doch hat kein Mathematiker gleichen Ranges häufiger gewagte und in ihrer Allgemeinheit unrichtige Schlüsse gezogen, als eben Lagrange; seine vermeintlich strenge Begründung des Infinitesimalcalculs liefert für alle Zeiten den evidentesten Beweis, daß sich auch der Mathematiker nicht ungestraft von dem Natürlichen und historisch Gewordenen entfernen darf.

Erst die kritische Periode, deren erster Vertreter Gauß, in Frankreich Cauchy war, konnte Theorien, wie die der unendlichen Reihen in einer vollständig genauen, für alle Zwecke ausreichenden und dabei im höchsten Grade natürlichen Weise, zur nothwendigen Klarheit und weiteren Ausbildung bringen; so bezeichnet der Zeitpunkt, in dem Cauchy sein herrliches Theorem über die Entwickelbarkeit von Functionen nach dem Taylor'schen Lehrsatze auffand, eine Epoche in der Geschichte der Mathematik, die, wäre sie in ihrer wahren Bedeutung eher erkannt worden, schon jetzt eine fast vollständige Reform und Erneuerung der ganzen Analysis zur Folge gehabt haben würde.

Der erwähnte Satz ist in der ihm von Cauchy gegebenen Form [1]): Wenn φx eine Function einer com-

16) Recherches sur la série de Lagrange. II. Mém. (Mém. prés. p. div. savans à l'Acad. d. sc. Paris 1854. Bd. 12. S. 423). 17) Mém. sur divers points d'analyse (Mém. de l'Acad. d. sc. Paris 1829. Bd. 8).

18) Zuerst gegeben den 11. Oct. 1831 in einer der turiner Akademie vorgelegten Abhandlung: „Mém. sur la méc. cél. et sur un nouv. calcul appelé calcul des limites," die lithographirt in Turin erschienen und theilweise in dem 2. Bande der Exerc. d'anal. et d. phys. math. 1841. p. 41 seq. abgedruckt ist. Eine große Anzahl von Bemerkungen über diesen Satz finden sich in späteren Schriften Cauchy's, besonders in den Compt. rend.

pleren Variabelen x darstellt, so ist dieselbe nach Potenzen von x (nach dem Taylor'schen Satze) entwickelbar, so lange der Modul von x kleiner ist als der kleinste Modul, für welchen φx oder $\varphi' x$ aufhört, stetig, endlich und eindeutig zu sein.

Auch der Lagrange'sche Satz findet auf Grund des vorstehenden Satzes eine vollständige und höchst einfache Erörterung, die Cauchy auch bald nach Aufstellung des letzteren gegeben hat [19]). Sie beruht auf Gesichtspunkten, die ich, um sie sogleich auf die allgemeine Lagrange'sche Reihe zu übertragen, in folgender Weise verallgemeinern muß:

Sieht man y als eine Function von x an, welche von x durch die Gleichung $y = \alpha + x f y$ abhängt, so gibt es jedenfalls eine Wurzel dieser Gleichung, welche sich für $x = 0$ auf $y = \alpha$ reducirt; die anderen Wurzeln derselben sind die von $f y = \infty$ oder $1 : f y = 0$, und wir setzen voraus, daß keine der letzteren Wurzeln mit $y = \alpha$ zusammenfalle, also $f\alpha$ nicht unendlich groß sei. Wir fügen ferner die Voraussetzung, die aus der Aufgabe fast selbstverständlich ist, hinzu, daß $f\alpha$ nicht gleich Null sei. In der Nähe des Werthes $x = 0$ ist die betreffende, sich mit $x = 0$ auf $y = \alpha$ reducirende Wurzel y_1 unserer Gleichung von $y = \alpha$ wenig verschieden und eine eindeutige, endliche Function von x, die sich mit x stetig ändert, wie aus einem allgemeinen, von Cauchy bewiesenen Satze [20]) hervorgeht, wenn $f y$ in der Nähe von $y = \alpha$ keinerlei Unstetigkeiten zeigt. Dieselben Eigenschaften der Function y von x kommen auch in der Nähe von $y = \alpha$ dem Differentialquotienten von y nach x zu; für Werthe von x aber, für welche zwei sonst verschiedene Wurzeln y der Gleichung $\alpha - y + x f y = 0$ zusammenfallen, hört diese Stetigkeit auf, da in ihnen der Differentialquotient von y nach x unendlich wird. Diese Werthe ergeben sich, indem man

$$\frac{\partial y}{\partial x} - x f' y \frac{\partial y}{\partial x} - f y = 0,$$

also

$$\frac{\partial y}{\partial x} = \frac{f y}{1 - x f' y}$$

bildet, und sind die Wurzeln von $1 - x f' y = 0$, oder, da $x = \dfrac{y - \alpha}{f y}$, von

$$f y - (y - \alpha) f' y = 0;$$

diejenige Wurzel dieser Gleichung, welche den kleinsten Werth von

$$\text{mod}\, x = \text{mod}\, \frac{y - \alpha}{f y}$$

ergibt, bestimmt daher nach dem Cauchy'schen Satze von der Entwickelbarkeit der Functionen den größten Modulus von x, für welchen eine Entwickelung von y nach Potenzen von x möglich ist. Man hat daher den Satz:

Es ist die für $x = 0$ in $y = \alpha$ stetig übergehende Wurzel y_1 der Gleichung

$$\alpha - y + x f y = 0$$

nach aufsteigenden, ganzen Potenzen von x entwickelbar für alle x, deren

$$\text{mod}\, x < \text{mod}\, \frac{z - \alpha}{f z},$$

wo z die Wurzeln der Gleichung

$$f z - (z - \alpha) f' z = 0$$

bezeichnet.

Wird wie oben $x = 1$ gesetzt, also eine Wurzel der Gleichung $\alpha - y + f y = 0$ entwickelt, so gelangt man auf die einfachste und natürlichste Weise zu der in Art. 11 angegebenen, früher von Cauchy durch weitläufige Rechnungen erhaltenen Convergenzbedingung.

13) Nachdem auf diese Weise die Convergenz der Reihe endgültig und vollständig entschieden ist, bleibt noch der andere fragliche Punkt zu erörtern übrig, welche Wurzel durch jene Reihe dargestellt werde, ob immer die numerisch kleinste, wie Lagrange behauptet, oder nicht. Die eben gemachten Bemerkungen zeigen sofort, daß Lagrange's Angabe irrig ist; denn es stellt die Reihe diejenige Wurzel dar, welche sich für $x = 0$ auf $y = \alpha$ reducirt, und es wird dies nicht nothwendig die kleinste Wurzel sein müssen. Es ist nicht uninteressant, sich auf folgende einfache Weise von dem Widerspruche, zu dem Lagrange's Behauptung führt, zu überzeugen. Es sei y_1 diejenige Wurzel der Gleichung $\alpha - y + f y = 0$, welche die Summe der Reihe

$$y_1 = \alpha + f\alpha + \frac{1}{2} \frac{\partial}{\partial \alpha} (f\alpha)^2 + \ldots$$

ist. Man setze $y = z - \beta + \alpha$, wodurch jene Gleichung in $\beta - z + f(z - \beta + \alpha) = 0$ übergeht, und es sei z_1 die Wurzel, welche die Entwickelung dieser Gleichung nach dem Lagrange'schen Lehrsatze liefert, so wird diese aus

$$\beta + f(z - \beta + \alpha) + \frac{1}{2} \frac{\partial}{\partial z} f(z - \beta + \alpha)^2 + \ldots$$

$$= \beta + f(z - \beta + \alpha) + \frac{1}{2} \frac{\partial}{\partial \alpha} f(z - \beta + \alpha)^2 + \ldots$$

gefunden, wenn $z = \beta$ gesetzt wird, und man hat:

$$z_1 = \beta + f(\alpha) + \frac{1}{2} \frac{\partial}{\partial \alpha} (f\alpha)^2 + \ldots,$$

also $y_1 = z_1 - \beta + \alpha$. Bezeichnen wir die den Wurzeln $y_2, y_3, \ldots$ der Gleichung in y entsprechenden Wurzeln der Gleichung in z mit $z_2, z_3, \ldots$, so ist

$$y_1 - \alpha = z_1 - \beta, \quad y_2 - \alpha = z_2 - \beta,$$
$$y_3 - \alpha = z_3 - \beta, \ldots$$

und daher $z_1 - \beta, \ldots$ constant nach β; lassen wir β wachsen, so nehmen alle Wurzeln z zu, und man sieht,

19) Consid. nouv. sur la théor. d. suites et sur les lois de leur converg. (Exerc. d'anal. et de phys. math. 1840. 1. Bd.) Das Wesentliche findet sich auch bei Moigno (Leçons d. calc. diff. 1. Bd. S. 162). 20) Mém. sur la nat. et les propr. d. rac. d'une équat. qui renferme un paramètre variable (Exerc. d'anal. et de phys. math. 1841. 2. Bd. S. 109).

daß, indem man β von $-\infty$ bis $+\infty$ zunehmen läßt, gleichzeitig auch die Wurzeln $z_1, z_2, \ldots$ stetig zunehmen von $-\infty$ bis $+\infty$. Es wird daher β so bestimmt werden können, daß etwa z_2 der Null so nahe kommt, als man irgend will, und z_2 die numerisch kleinste Wurzel ist, nicht aber z_1, wie Lagrange angibt.

Um an einem concreten Beispiele dieselbe Thatsache zu erweisen, setzen wir $fy = (y + \lambda)^2$; entwickeln also

$$\alpha - y + x(y + \lambda)^2 = 0$$

nach dem Lagrange'schen Satze

$$y_1 = \alpha + x(\alpha + \lambda) + \frac{4}{2}x^2(\alpha + \lambda)^3 + 5x^2(\alpha + \lambda)^4 + \ldots$$

Die unmittelbare Auflösung jener quadratischen Gleichung nach y liefert:

$$y = \frac{1 - 2\lambda x \pm \sqrt{1 - 4(\alpha + \lambda)x}}{2x}.$$

Nimmt man alle vorkommenden Größen als reell an und $4(\alpha + \lambda)x \leq 1$, so darf man das Radical nach Potenzen von x entwickeln, und zwar gibt das negative Zeichen desselben obige Reihe, sodaß

$$y_1 = \frac{1 - 2\lambda x - \sqrt{1 - 4(\alpha + \lambda)x}}{2x},$$

während ohne Zweifel die andere Wurzel derselben Gleichung:

$$y_2 = \frac{1 - 2\lambda x + \sqrt{1 - 4(\alpha + \lambda)x}}{2x}$$

numerisch kleiner als y_1 ist, wenn $2\lambda x > 1$ [21]).

Der erste Analytiker, der auf die in der Lagrange'schen Behauptung enthaltenen Widersprüche aufmerksam machte und sie zu verbessern versuchte, war Felix Chio [22]); er unterzieht zunächst die Lagrange'sche Beweisführung einer Kritik und verweilt mit großer Ausführlichkeit bei dem im Art. 3 angeführten Schlusse, daß der Quotient

$$\left(\frac{\psi y_1}{y_1^{n+1}} + \frac{\psi y_2}{y_2^{n+1}} + \ldots\right) : \left(\frac{\psi y_1}{y_1^{n+r+1}} + \frac{\psi y_2}{y_2^{n+r+1}} + \ldots\right)$$

sich mit unendlich wachsendem n dem Werthe y_1^r nähere, sobald y_1 die numerisch kleinste Wurzel sei. Er bemerkt mit Recht, daß, da die Ableitung in Bezug auf die Wahl der Function ψ gar keine Beschränkungen auferlegt, $\psi y_1 = 0$ angenommen werden darf, sodaß der Quotient y_2^r sein würde, wenn y_2 die an Größe auf y_1 folgende Wurzel bezeichnet; daß ferner, wenn, unter der Voraussetzung reeller Coefficienten in der Gleichung $\alpha - y + fy = 0$, zwei conjugirte complexe Wurzeln (nämlich ihre Moduln) der Null näher liegen als alle anderen Wurzeln, dann jener Quotient sich gar keiner bestimmten Grenze nähert. Er hätte hinzufügen sollen, daß, weil hieraus hervorgeht, daß die Reihe alle Wurzeln gleichzeitig darstelle, was absurd ist, die Wahl von ψ gewissen Beschränkungen unterliegen muß, die aus den Convergenzkriterien der Reihen (1) und (4) in Art. 2 und 3 und aus den Bedingungen folgen müssen, unter denen die in Art. 3 angedeutete Multiplication der Reihen statthaft ist. Es muß ferner, damit es erlaubt ist, für unendliche n die mit positiven Potenzen behafteten Glieder in der Reihe (1) zu vernachlässigen, noch die Bedingung hinzutreten, daß diese Reihe (1) für alle n unabhängig von der Anordnung der Glieder convergirt oder, was hiermit zusammenfällt, zu convergiren fortfährt, wenn man allen und zwar den einzelnen in den Entwickelungen von

$$\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m (f\alpha)^{m+1} \left(\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}}\right)'$$

erscheinenden Gliedern das positive Zeichen beilegt. Nur in diesem Falle wird man n so groß machen können, daß die Summe der mit positiven Potenzen von α multiplicirten Glieder kleiner als eine gegebene kleine Größe wird; denn, unter der Voraussetzung, daß $f\alpha$ und $\psi\alpha$ ganze algebraische Functionen von α sind, werden positive Potenzen von α zuerst in um so höheren Gliedern der Reihe (1) auftreten, je größer n angenommen wird.

Man sieht, daß, um die Lagrange'sche Ableitung zu vervollständigen, eine große Anzahl keineswegs einfacher und leichter Untersuchungen anzustellen sein würden. Da man sich in der glücklichen Lage befindet, mittels der complexen Functionentheorie einen Beweis dieses Satzes zu geben, der an Einfachheit, Eleganz und Schärfe Nichts zu wünschen übrig läßt, so wird man auf eine Ausführung jener kritischen Untersuchungen verzichten können.

14) Nachdem es feststeht, daß die Wurzel

$$y_1 = \alpha + xf\alpha + \frac{x^2}{2}\frac{\partial}{\partial\alpha}(f\alpha)^2 + \ldots,$$

welche nach dem Lagrange'schen Satze aus der Gleichung

$$\alpha - y + xfy = 0$$

erhalten wird, nicht immer die numerisch kleinste ist, sondern diejenige, welche aus $y = \alpha$ durch eine stetige Aenderung des x von $x = 0$ bis $x = x$ hervorgeht, so wird die weitere Discussion der Eigenschaften dieser Wurzel y_1 von Interesse sein, namentlich die sehr nahe liegende Frage einer Untersuchung bedürfen, ob die betreffende Wurzel $y = y_1$ etwa immer die $y = \alpha$ am nächsten liegende Wurzel der Gleichung sei. Eine solche Discussion hat nun Chio in der mehrfach erwähnten Abhandlung unternommen; leider ist sie sehr unvollständig und gibt zuverlässige Resultate nur, wenn alle Wurzeln jener Gleichung reell angenommen werden. Als der einzige Versuch seiner Art wird indessen Chio's Arbeit immer eine Beachtung verdienen, die sie in höherem Grade gefunden haben würde, wenn es nicht ihrem Verfasser gefallen hätte, die wenigen wirklich brauchbaren und wesentlichen Bemerkungen in eine Abhandlung von

21) Vergl. Cauchy's Note in den Compt. rend. de l'Acad. (Paris 2. Sem. 1846. S. 490) zu dem Berichte über die Abhandlungen von Chio, die 1844 der Akademie vorgelegt sind. 22) Mém. prés. p. div. sav. à l'Acad. (Paris 1854. Bd. 12. I. Mém.)

128 Quartseiten zu involviren, in der die einfachsten Schlüsse und eine große Anzahl durchaus unvollständiger und höchst unerquicklicher Untersuchungen, mit einer zuweilen unbegreiflichen Breite auseinandergesetzt sind, so-daß wol bisher Niemand die Abhandlungen zu studiren im Stande gewesen ist. Nur das Bewußtsein meiner Pflicht, mich mit der Literatur über den zu behandelnden Gegenstand vollständig vertraut zu machen, hat es mir möglich gemacht, die Lectüre derselben durchzuführen, und ich kann in folgenden wenigen Zeilen das Wesentlichste wiedergeben:

Die Wurzel y_1 ändert sich mit x stetig. Da

$$\frac{\partial y_1}{\partial x} = \frac{fy_1}{1 - xf'y_1}$$

und $(1 - xf'y)$ innerhalb des Convergenzintervalles der Reihe nicht verschwinden kann, weil die Derivirte einer in eine Potenzreihe entwickelbaren Function innerhalb jener Grenzen endlich ist, da somit $(1 - xf'y_1)$ immer dasselbe Zeichen beibehält, und zwar das positive, welches dieser Ausdruck für $x = 0$ jedenfalls besitzt, so wird die Abnahme oder Zunahme des y_1 mit wachsendem x allein von dem Vorzeichen von fy_1 abhängen. Nun kann aber für keine Wurzel $y = y_1$, fy_1 verschwinden, weil sonst $y_1 = \alpha$ und $f\alpha = 0$ sein müßte, welcher Fall ausdrücklich ausgeschlossen worden ist; es hat also fy_1 dasselbe Vorzeichen als $f\alpha$, und wir haben daher den Satz: Wenn x zunimmt, so nimmt y_1 gleichzeitig zu oder ab, je nachdem $f\alpha > 0$ oder $f\alpha < 0$. Es ist dabei als selbstverständlich angenommen, daß alle vorkommenden Größen reell sind.

Es ist ferner eine charakteristische Eigenschaft der Wurzel y_1, daß sie dem Werthe α auf einer Seite desselben näher liegt als jede andere Wurzel der Gleichung.

Ist nämlich $x = 0$, so wird jedenfalls $y_1 = \alpha$; wächst x, so entfernt sich y_1 von α und gleichzeitig variiren auch die anderen Wurzeln $y_2, y_3, \ldots$, die für $x = 0$ von $y = \alpha$ verschieden sind; es ist aber nicht möglich, daß sie für irgend einen Werth von x, für welchen die Reihe convergirt, zwischen $y = \alpha$ und $y = y_1$ fallen. Denn gelangte y_2 zu einem Werthe, der zwischen α und y_1 liegt, so müßten bei der stetigen Aenderung von x (die Wurzeln immer reell vorausgesetzt) die beiden Wurzeln y_1 und y_2 einmal zusammengefallen sein, demselben Werthe von x also zwei Werthe von y entsprechen, daher $\frac{\partial y}{\partial x}$ unendlich groß sein, was aber erwähntermaßen innerhalb des Convergenzintervalles nicht stattfinden kann.

Dabei ist aber zu bemerken, daß es recht wohl möglich ist, daß die eine Wurzel y_1, welche die Summe der Reihe darstellt, von α entfernter liege als eine andere Wurzel y_2 auf der anderen Seite von α. Ein numerisches Beispiel dieser Art ist folgendes: Sei $\alpha = 3,76$ und $fy = -(0,1)\,y^2(4,5 - y)$, die aufzulösende Gleichung, also:

$$3,76 - y - 0,1\,.\,y^2(4,5 - y) = 0,$$

so gibt die Summe der Reihe $y_1 = 2,507\ldots$, die unterhalb α in der Entfernung $1,253\ldots$ liegt. Die anderen Wurzeln der Gleichung sind $y_2 = 4,995\ldots$ und $y_3 = -3,\ldots$, von denen y_2 oberhalb α in der Entfernung $1,235\ldots$ liegt, also α näher kommt als y_1.

Wir können diese Resultate dahin zusammenfassen: Sind alle Wurzeln der Gleichung $\alpha - y + fy = 0$ reell, so ist die Summe der Reihe, wenn $f\alpha > 0$ die kleinste Wurzel, welche größer als α ist; wenn $f\alpha < 0$ die größte Wurzel, welche kleiner als α ist.

Diese charakteristische Eigenschaft der Wurzel y_1 genügt, um dieselbe in der Reihe der genau oder approximativ bekannten Wurzeln jederzeit aufzufinden. Dasselbe erreicht man, wenn man die nicht uninteressante Abhängigkeit des y_1 von α untersucht. Man bemerke nämlich, daß

$$\frac{\partial y_1}{\partial \alpha} = \frac{1}{1 - f'y_1},$$

und da eben nachgewiesen ist, daß $f'y_1$ stets positiv sein muß, sobald die Reihe convergirt, so sieht man, daß die durch die Summe der Reihe dargestellte Wurzel y_1 mit α gleichzeitig wachsen muß.

Sind alle Wurzeln der Gleichung $\alpha - y + fy = 0$ reell, so sind es bekanntlich auch die der derivirten Gleichung $1 - f'y = 0$; ordnen wir $y', y'', y''' \ldots$ nach ihrer absoluten Größe von $-\infty$ bis $+\infty$ an, so liegen die Wurzeln von $1 - f'y = 0$ zwischen ihnen. Da nun für jede Wurzel

$$\frac{\partial y}{\partial \alpha} = \frac{1}{1 - f'y},$$

so sieht man, daß jede Wurzel y mit α entweder immer zunimmt oder immer abnimmt, je nachdem $1 - f'y > 0$ oder $1 - f'y < 0$. Für die Wurzel y', welche bei der angegebenen Ordnung die erste sein mag, wird $1 - f'(y') \gtrless 0$; für die nächste y'' wird $1 - f'(y'') \lessgtr 0$, für die dritte y''' wiederum $1 - f(y''') \gtrless 0$ u. s. f. Wenn nun etwa $1 - f'(y') > 0$, oder (da zwischen y' und $-\infty$ keine Wurzel von $1 - f'y = 0$ liegt, in der dieser Ausdruck $(1 - f'y)$ sein Zeichen wechseln könnte) wenn $1 - f'(-\infty) > 0$ vorausgesetzt wird, so sind alle Wurzeln ungerader Ordnung $y', y''', y^{V}, \ldots$ in jener Reihenfolge mit α zugleich zunehmend, alle gerader Ordnung $y'', y^{IV}, \ldots$ mit wachsendem α abnehmend. Da wir aber gesehen haben, daß die durch die Summe der Reihe dargestellte Wurzel y_1 mit α zugleich zunimmt, so ist die Wurzel y_1 von ungerader Ordnung. Da nun α zwischen einer Wurzel gerader Ordnung und einer Wurzel ungerader Ordnung liegt, von denen nach dem Vorstehenden eine die Summe der Reihe darstellt, so wird hierdurch unzweideutig entschieden, welche dieser Wurzeln y_1 ist.

Wenn dagegen $1 - f'(-\infty) < 0$, so wird auf eben dieselbe Art bewiesen, daß unter den beiden α zunächst liegenden Wurzeln y_1 die von gerader Ordnung ist.

Es ist übrigens hiernach evident, daß schon die Untersuchung, für welche der beiden Wurzeln, die α

auf verschiedenen Seiten am nächsten liegen, $1 - f'y > 0$ ist, den nothwendigen Entscheid gibt. Es ist also auch ohne Bestimmung sämmtlicher Wurzeln möglich, die betreffende Wurzel y_1 zu erkennen; nur ist die nothwendige Voraussetzung, daß alle Wurzeln reell sind, zu beachten. Die Kriterien zur Bestimmung von y_1 im Falle, daß auch imaginäre Wurzeln vorhanden sind, haben, sowie sie Chio gibt, ihrer Unvollständigkeit wegen weder theoretischen noch praktischen Werth.

15) Die Lagrange'sche Reihe hat ihrem ursprünglichen Zwecke gemäß die Aufgabe zu lösen: aus einem angenäherten Werthe $y = \alpha$ einer einfachen Wurzel $y = y_1$ einer algebraischen Gleichung $Fy = 0$ dieselbe genau zu bestimmen. In der That leistet sie dies, wenn man sie in die Form

$$y = \alpha + \left\{ y - \alpha - \frac{Fy}{F'(\alpha + \varepsilon)} \right\} \qquad (9)$$

setzt, wo ε eine kleine Größe ist, sodaß zwischen $F'\alpha$ und $F'(\alpha + \varepsilon)$ keine Wurzel der Gleichung $F'y = 0$ liegt, oder auch $\varepsilon = 0$ gesetzt werden kann. Es ist also

$$fy = y - \alpha - \frac{Fy}{F'(\alpha + \varepsilon)},$$

daher

$$f\alpha = -\frac{F\alpha}{F'(\alpha + \varepsilon)}.$$

Wenn nun $y_1 > \alpha$, also $y_1 = \alpha + h$, so muß nach dem obigen Satze $f\alpha > 0$ sein; wenn $y_1 < \alpha$ also $y_1 = \alpha - h$, so muß $f\alpha < 0$ sein, also $f\alpha \gtrless 0$, je nachdem $y_1 = \alpha \pm h$. Nun ist

$$F\alpha = Fy_1 + (\alpha - y_1)F'y_1 + \frac{1}{2}(\alpha - y_1)^2 F''y_1 + \ldots,$$

also da $Fy_1 = 0$ und $\alpha - y_1 = \mp h$

$$F\alpha = \mp h F'y_1 + \frac{1}{2} h^2 F''y_1 + \ldots,$$

daher annähernd

$$f\alpha = \pm h \frac{F'(\alpha \pm h)}{F'(\alpha + \varepsilon)},$$

ein Ausdruck, welcher, da $F'y$ von $y = \alpha$ bis $y = \alpha \pm h$ und $y = \alpha + \varepsilon$ nicht verschwinden soll, also sein Zeichen nicht wechseln kann, in der That von demselben Zeichen als h ist. Es stellt also die auf die Gleichung in der obigen Form (9) angewandte Lagrange'sche Entwickelung in der That y_1 dar, sobald sie convergirt. Daß sie convergirt, sucht Chio mittels einer von ihm weitläufig entwickelten, aber weder streng erwiesenen noch zuverlässigen Convergenzbedingung allgemein zu beweisen. Es scheint mir jedoch keine andere Regel für die Convergenz dieser Reihe zulässig zu sein als die sich aus der Cauchy'schen ergebende.

Wenn es indessen darauf ankommt, sich zu überzeugen, daß für sehr kleine h, also wenn man den Werth von y_1 sehr approximativ kennt, die Reihe im Allgemeinen convergiren wird, so genügen dazu die folgenden einfachen Bemerkungen. Da man durch directe Entwickelung

$$\frac{1}{2}\frac{\partial (f\alpha)^2}{\partial \alpha} = f\alpha\, f'\alpha, \quad \frac{1}{6}\frac{\partial^2 (f\alpha)^3}{\partial \alpha^2} = f\alpha (f'\alpha)^2 + \frac{1}{2}(f\alpha)^2 f''\alpha$$

$$\frac{1}{24}\frac{\partial^3 (f\alpha)^4}{\partial \alpha^3} = f\alpha (f'\alpha)^3 + \frac{3}{2}(f\alpha)^2 f'\alpha f''\alpha + \frac{1}{6}(f\alpha)^3 f'''\alpha$$

$$\frac{1}{120}\frac{\partial^4 (f\alpha)^5}{\partial \alpha^4} = f\alpha (f'\alpha)^4 + \frac{3}{2}(f\alpha)^2 (f'\alpha)^2 f''\alpha + \frac{1}{2}(f\alpha)^3 f'\alpha f'''\alpha$$

$$+ \frac{1}{2}(f\alpha)^3 (f''\alpha)^2 + \frac{1}{6}(f\alpha)^3 f'\alpha f^{IV}\alpha + \frac{1}{24}(f\alpha)^4 f^{V}\alpha$$

. . . .

findet, so wird man, wenn $f\alpha$ sehr klein ist, in allen Gliedern die höheren Potenzen von $f\alpha$ gegen die erste nahezu vernachlässigen können, die Reihe fällt daher nahezu mit einer nach Potenzen von $f'\alpha$ entwickelten geometrischen Reihe zusammen, welche convergirt, wenn $f'\alpha$ ein echter Bruch ist. In dem vorliegenden Falle ist nun in der That $f\alpha$ sehr klein, nämlich von der Ordnung des sehr kleinen h; ferner ist

$$f'y = 1 - \frac{F'y}{F'(\alpha + \varepsilon)}, \quad f'\alpha = 1 - \frac{F'\alpha}{F'(\alpha + \varepsilon)},$$

und da ε sehr klein ist, $f'\alpha$ sehr klein und daher eine große Wahrscheinlichkeit der Convergenz vorhanden.

16) Gegen die Behauptung, daß die Lagrange'sche Reihe nicht immer die numerisch kleinste Wurzel ergebe, hat Menabrea auf den oben erwähnten Bericht Cauchy's [23]) hin, noch ehe die Abhandlung seines Landsmannes erschienen war, Einwendungen gemacht [24]), die trotz der seitenlangen Rechnungen und der übermäßigen Breite der Darstellung ohne alle Bedeutung sind. Ohne eigentlich auszusprechen, daß Cauchy's Behauptung falsch sei, sucht er nachzuweisen, daß letzterer Lagrange nicht richtig verstanden habe, und daß die Reihe, wenn sie Lagrange's Convergenzbedingung erfülle, zugleich die kleinste Wurzel darstelle. Ob diese Bemerkung richtig sei, lasse ich dahin gestellt; bewiesen hat sie Menabrea keineswegs, denn in seinen Rechnungen werden die unendlichen Reihen mit einer unglaublichen Naivität behandelt. Menabrea wiederholt ferner den schon in seiner früheren Abhandlung [25]) gegebenen Satz, daß die Lagrange'sche Reihe angewandt auf

$$\alpha - y + fy = 0$$

und auf

$$\beta - y + \varphi y = 0,$$

wo $\varphi y = \alpha - \beta + fy$, identisch gleiche Resultate gibt, und glaubt hierdurch die Behauptung, daß die Reihe für verschiedene α auch verschiedene Wurzeln darstellen könne, zu widerlegen. Es bedarf indessen kaum der Erwähnung, daß Menabrea's Rechnung nur aussagt, daß eine

23) Compt. rend. de l'Acad. Paris 1846. 2. Sem. S. 490. 24) Observ. sur la véritable interprétation de la série de Lagrange. 1846 (Mem. d. real. Acad. di Torino 1849. II. Ser. 10. Bd.). 25) Mem. d. real. Acad. di Torino. II. Ser. 8. Bd.

Aenderung der Wurzel beim Uebergange von α zu β dann nicht eintritt, wenn β dem α innerhalb gewisser Grenzen nahe liegt; wenn aber β eine gewisse Grenze überschreitet, so kann die Reihe divergent oder auch bei weiterer Aenderung von β wieder convergent werden und eine andere Wurzel darstellen.

Von allem diesem weiß Menabrea Nichts, sondern begnügt sich, seinen Satz mit Hilfe unendlicher Doppelreihen zu beweisen, von deren Convergenz gar nicht die Rede ist.

17) Während alle im Vorstehenden erwähnten Untersuchungen unvollständig und mangelhaft sind, habe ich schließlich einer Arbeit von Cauchy [26]) zu gedenken, welche den Lagrange'schen Satz im Zusammenhange mit verwandten und allgemeineren Sätzen in ausgezeichneter Weise behandelt. Von durchaus natürlichen und sachgemäßen Principien ausgehend, gelangt Cauchy durch einfache Operationen, welche zugleich überall die Bedingungen, unter welchen sie vorgenommen werden dürfen, erkennen lassen, fast ohne alle Rechnung zu dem Beweise des Satzes und der Beantwortung aller einschlagenden Fragen. Ich bedauere, diese Darstellung, die mit Hilfe der neueren Auffassung der complexen Functionentheorie noch eine einfachere, klarere und strengere Gestalt erhält, hier nicht geben zu können, weil eine Auseinandersetzung jener Theorie zu weit führen würde, verweise aber in dieser Beziehung auf eine Abhandlung, die ich demnächst darüber publiciren werde. Hier habe ich nur die Absicht gehabt, das vorhandene ältere Material zu sichten und Anderen das zeitraubende und theilweise peinliche Studium der gesammten Literatur über dies vielfach behandelte Thema zu ersparen.

Anwendungen des Lagrange'schen Satzes auf die Auflösung des Keppler'schen Problems [27]) und anderer Aufgaben der theorischen Astronomie, die besonders von Laplace gemacht worden sind, müssen hier, um das Volumen des Aufsatzes nicht weiter zu vergrößern, leider unerörtert bleiben.

Laplace [28]) hat den Satz von Lagrange auf die Entwickelung implicite gegebener Function zweier und mehrer Variabelen erweitert und Jacobi [29]) diese bis jetzt noch nicht zu großer Wichtigkeit gelangten Formeln auf eine andere Weise abgeleitet. (*Hermann Hankel.*)

GRANGE (Louis La), französischer Jesuit und gelehrter Astronom, am 9. Nov. 1711 zu Mâcon geboren, trat sehr jung in die Gesellschaft Jesu und widmete sich, nachdem er seine Studien beendigt und seine Gelübde abgelegt hatte, dem Unterrichtsfache. Er lehrte zu Marseille und zu Mailand in den Collegien seines Ordens die Mathematik und die Astronomie. Später (1777) zog er sich in das Collegium seiner Vaterstadt zurück, wo er am 25. Aug. 1783 starb. Zu Mailand, wo er von 1763 bis 1777 auf der Sternwarte fleißig astronomische Beobachtungen anstellte, erwarb er sich um die Wissenschaft großes Verdienst, welchem indessen auch die Anerkennung nicht fehlte. Die Ergebnisse seiner Forschungen zu Marseille findet man in den Mémoires redigés à l'Observatoire de Marseille (Avignon 1756. 4.) und unter seinen zu Mailand gelieferten Denkschriften und Aufsätzen sind besonders hervorzuheben: Mémoire sur l'opposition de Saturne en 1773 (in den Effemeridi astronomiche per l'anno 1775 calcolate del meridiano di Milano dall' abb. Angelo de Cesaris. Milano 1774. 8.); Sopra la longitudine del Collegio di Brera (in den Ephemerides astronomicae anni intercalaris 1776 ad meridianum Mediolanensem supputatae ab Angelo de Cesaris. Mediolani 1776. 8. Vol. II.); Expériences faites à l'observatoire de Brera pour connoitre, si une lunette astronomique, montée sur un pied de bois ou de métal, demeure constamment dirigée au même point d'un objet, auquel elle l'a été une fois etc. (in den Ephemerides astronomicae anni 1779. Mediol. 1778. 8. Vol. V.) und Observations météorologiques faites à Milan (ebendaselbst, auch in J. E. Bode's „Astronomischem Jahrbuche." Jahrg. 1778 im Auszuge [1]). — Ein anderer Louis de la Grange, ebenfalls ein französischer Ordensgeistlicher, welcher in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. lebte, verfaßte mehre ascetische Werke (L'Instruction du Confesseur. Luxembourg 1616. 8. Temple mystique. Paris 1619. 8. und Octave du S. Sacrement. Paris 1629. 8.), welche von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt wurden. — Ein dritter Ordensgeistlicher, welcher ebenfalls den Namen La Grange führt und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. lebte, scheint mit den um diese Zeit auftauchenden philosophischen und naturwissenschaftlichen Theorien nicht einverstanden gewesen zu sein, wie schon aus dem Titel seines jetzt veralteten Werkes (Les Principes de la Philosophie, contre les nouveaux Philosophes; Traité des Élémens et des Météores, dans lequel on explique aussi l'origine des fontaines et des vents, le flux et reflux de la mer, et l'on y prouve par des raisons convaincantes l'immobilité de la terre. Paris 1681. 12.) hervorgeht [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (M. la), französischer Philolog, im J. 1738 zu Paris geboren, zeigte schon als Knabe ungewöhnliche Anlagen und so große Vorliebe für den gelehrten Stand, daß er trotz der Armuth seiner Aeltern, welche ihn in keiner Weise genügend zu unterstützen vermochten, sich in das College Beauvais aufnehmen zu lassen wagte. Da seine älterliche Wohnung sehr weit von dem College entfernt war, so lebte er den ganzen Tag hindurch von einem Stück Brod, welches er des Morgens mit sich nahm, und brachte die zwischen die

26) Exerc. d'anal. et d. phys. math. 1841. 2. Bd. S. 41. 27) Mém. de l'Acad. 1769. Berlin. 28) Mém. de l'Acad. de sc. 1777. Paris. 29) Crelle's Journal. Bd. 6. S. 257.

1) J. C. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften (Leipzig 1859. 8.) S. 1343. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. V. (Liège 1859. 8.) p. 397. 2) J. Chr. Adelung, Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1577 und 1579.

Unterrichtsstunden fallende Zeit auf einem Spaziergange oder bei schlechtem Wetter in der Vorhalle einer Kirche zu. Ein Lehrer, welcher ihn längere Zeit beobachtete, erhielt von ihm nur mit Mühe das Geständniß seiner Armuth und verschaffte ihm ein Stipendium, mit dessen Hilfe es ihm gelang, sein Ziel zu erreichen. Er galt als einer der vorzüglichsten Schüler der Anstalt und ward nach Vollendung seiner Studien auf die Empfehlungen seiner Professoren Hauslehrer bei dem bekannten teutschen Baron von Holbach, einem der eifrigsten Förderer der damals zur Herrschaft gelangenden neuen philosophischen Richtung, deren Anhänger ihre Grundsätze in der von ihnen herausgegebenen „Encyklopädie" zu verbreiten suchten und daher in der Geschichte der Philosophie unter dem Namen der Encyklopädisten bekannt sind. La Grange lernte in Holbach's Hause die berühmtesten Vertreter dieses mit der Vergangenheit brechenden Systems, Helvetius, d'Alembert, Diderot, Raynal, Grimm, Buffon, Rousseau und Marmontel, kennen und schloß sich den Ansichten derselben entschieden an. Auf Diderot's Rath unternahm er eine französische Uebersetzung des philosophischen Gedichtes des Lucretius von der Natur der Dinge, wodurch er seinen literarischen Ruf begründete. Die mit dem lateinischen Texte verbundene Uebersetzung (Lucrèce, traduction nouvelle avec des notes par L* G***. Paris 1768. 8. 2 Voll.) wurde sogleich bei ihrem Erscheinen mit großem Beifall begrüßt und sie gilt jetzt noch als die vorzüglichste in französischer Sprache, weshalb sie auch fortwährend in neuen verbesserten Auflagen (Paris 1794. 4. 2 Voll. Ibid. 1794. 8. 3 Voll. Ibid. 1799. 12. 2 Voll. Ibid. 1821. 12. 2 Voll. Ibid. 1823. 18. 2 Voll. Ibid. 1833. 12. 2 Voll. Ibid. 1861. 18.) wiederholt wurde. Die angebliche Berichtigung des lateinischen Textes kann freilich keinen Anspruch auf Beachtung der Kritik machen, die Uebertragung aber, welche leicht und fließend geschrieben ist, gibt den Geist des Originals wieder und die Anmerkungen, an welchen der bekannte Encyklopädist Jacques André Naigeon Antheil haben soll, verrathen ein richtiges Verständniß des Dichters, ein gesundes Urtheil und guten Geschmack. Gleiches Lob verdient seine Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Philosophen Seneca, an deren Vollendung ihn aber der Tod hinderte. Sie wurde von dem erwähnten Naigeon beendigt, durch Anmerkungen erläutert und unter dem Titel: Les Oeuvres de Sénèque le philosophe, traduites en français par La Grange, avec des notes critiques d'histoire et de littérature (Paris 1778—1779. 12. 7 Voll. [1]), von denen der letzte ein Essai sur la vie de Sénèque le Philosophe par Diderot avec des notes enthält) herausgegeben. Sie entsprach ebenfalls vollkommen dem Geschmacke seiner Landsleute, wie die neuen Auflagen (Paris 1791. 12. 7 Voll. Tours 1795. 8. 8 Voll. Paris 1819—1821. 12. 14 Voll. die letzte mit vorher noch nicht gedruckten Anmerkungen Naigeon's) beweisen. La Grange hatte die Erziehung der Söhne Holbach's zur Zufriedenheit desselben beendigt und hoffte den Lohn seiner Bemühungen zu genießen, als ihn die Schwindsucht, eine Folge seines übermäßigen Fleißes, in der Blüthe seines Alters dahinraffte. Er starb am 18. Oct. 1775 zu Paris. La Grange war ein in jeder Beziehung sehr rechtlicher, biederer Mann, welcher keine andere Leidenschaft hatte als die Liebe zu den Wissenschaften. Seine Uebersetzungen des Lucretius und des Seneca werden, obschon die letztere, weil sie sich streng an das Original anschließt, manchen französischen Kunstrichtern nicht elegant genug scheint, sein Andenken erhalten. Seine Uebertragung des Handbuchs der griechischen Alterthümer des holländischen Philologen Lambert Bos (Antiquités de la Grèce en général et d'Athènes en particulier, avec des notes par F. Leisner, trad. du latin. Paris 1769. 12.) ist jetzt mit dem Original vergessen [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGEA, eine von Adanson aufgestellte Pflanzengattung der Compositen mit folgenden Merkmalen: Das Blüthenköpfchen ist vielblüthig, verschiedenehig, die Blüthen sind sämmtlich röhrenförmig, die Strahlblüthen stehen in mehren oder auch nur in zwei Reihen, die weiblichen sind sehr dünn, dreizähnig, die Scheibenblüthen zweigeschlechtig und fünfzähnig. Die allgemeine Hülle ist zweireihig, ihre Schuppen sind länglich, stumpf. Der Blüthenboden ist halbkugelig. Die Staubbeutel sind am Grunde nicht geschwänzt. Der Griffel der Strahlblüthen ist zweitheilig, der der Scheibenblüthen ungetheilt. Die Schließfrucht ist verkehrt-eiförmig, an der Seite ein wenig zusammengedrückt, am Grunde verschmälert, an der Spitze über den Samen hinaus verlängert und fast näpfchenförmig. Der Federkelch ist sehr klein, haarförmig, fein gezähnelt.

Die hierher gehörigen, in Afrika und Asien einheimischen Arten sind mehr oder weniger wollig und haben wechselständige, halbstengelumfassende, buchtig-fiederspaltige Blätter mit stumpfen Lappen und einzelne, fast kugelförmige Blüthenköpfe und den Blättern gegenüberstehende oder endständige Blüthenstiele.

Erste Abtheilung. Crassicolla *De Candolle.*

Die Strahlblüthen stehen in mehren Reihen. Der Schnabel der Schließfrucht ragt hervor und ist weißlich und fast dicker als der Same.

1) G. maderaspatana *Poiret* mit niederliegenden oder ausgebreiteten, weichhaarigen, an der Spitze wolligen Stengeln. Hierher gehören als Synonyme Artemisia maderaspatana *Linné*, Cotula maderaspatana *Willdenow* und Grangea Adansonii *Cassini.*

Diese Art wächst in Ostindien, Java und im östlichen Theile von Afrika, insbesondere in Mosambique.

1) Besonders sucht man Exemplare dieser ersten Ausgabe, worin (Tom. VI. p. 92) die Stelle von der Erhöhung der Lüfte durch Spiegel französisch befindlich ist, da sie in die gewöhnlichen Exemplare nur lateinisch aufgenommen werden durfte.

2) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Tom. V. p. 542. Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 156. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 847.

Zweite Abtheilung. Leptoderis *De Candolle.*

Die Strahlblüthen stehen in mehren Reihen. Die Schließfrucht ist zusammengedrückt, eiförmig, an beiden Enden verschmälert und hat einen schlanken, in ein Näpfchen erweiterten Schnabel.

2) G. aegyptiaca *De Candolle* mit niederliegendem Stengel, welcher nebst den Blättern rauhhaarig und fast grau ist. Hierher gehören als Synonyme Tanacetum aegyptiacum *Jacquin* und Tanacetum humile *Forskål.*

Die Heimath dieser Art ist Aegypten.

Dritte Abtheilung. Pyrarda *Cassini.*

Die Strahlblüthen stehen in zwei Reihen. Die Schließfrucht ist an der Spitze abgestutzt, ihr schwieliger Schnabel ist sehr kurz, bisweilen kaum bemerkbar.

3) G. ceruanoides *Cassini* mit aufrechtem, sehr ästigem Stengel, halbstengelumfassenden, stumpf-geöhrten, bald gezähnten, bald fiederspaltigen, mehr oder weniger wolligen Blättern und ebensträußigen Blüthenköpfen.

Das Vaterland dieser Art ist Senegambien.

4) G. procumbens *De Candolle* mit weit hingestreckten Stengeln, welche nebst den Blättern wollig-steifhaarig und etwas grau sind.

Diese Art wächst gleichfalls in Senegambien.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung auszuschließen:

Grangea cuneifolia *Poiret* = Myriogyne minuta.
Grangea decumbens *Desfontaines* = Myriogyne minuta.
Grangea minuta *Poiret* = Myriogyne minuta.
Grangea latifolia *Lamarck* = Dichrocephala latifolia.
Grangea lanceolata *Poiret* = Eclipta procumbens.

(*Garcke.*)

GRANGEINEEN, eine von De Candolle aufgestellte Unterabtheilung der Baccharideen, welche selbst wieder eine Abtheilung der Asteroideen und diese eine Hauptabtheilung der Compositen bildet. Die zu dieser Unterabtheilung gehörigen Gattungen haben verschiedenehige, einhäusige, nicht knäuelartig vereinigte Blüthenköpfchen und einen verwischten oder ganz fehlenden Federkelch. Außer der Hauptgattung Grangea, nach welcher diese Unterabtheilung benannt ist, sind folgende Gattungen hierher zu zählen.

1) Dichrocephala *De Candolle.* Das Blüthenköpfchen ist vielblüthig, verschiedenehig; die Blüthen sind sämmtlich röhrenförmig, die randständigen stehen in vielen Reihen und sind weiblich, die wenigen Scheibenblüthen sind durch Fehlschlagen meist männlich. Die Schuppen des Hüllkelchs sind eiförmig und fast gleich groß. Der Blüthenboden ist kegelförmig, nackt. Die Blumenkronen der Randblüthen sind cylindrisch, undeutlich 3—4zähnig, die Scheibenblüthen haben einen glockenförmigen Schlund und einen vierzähnigen Saum. Die Staubbeutel sind ungeschwänzt. Der Griffel ist eingeschlossen. Die Schließfrüchte sind zusammengedrückt, schnabellos, die randständigen besitzen keinen Federkelch, die mittelständigen sind unvollständig und haben einen sehr kurzen, nur aus einer oder zwei Borsten bestehenden Federkelch.

Zu dieser Gattung gehören einjährige, im südlichen Afrika und Asien einheimische, schwach behaarte oder fast kahle, ästige, aufsteigende oder aufrechte Gewächse mit wechselständigen, gezähnten, keilförmigen oder gestielten Blättern und kleinen, kugelförmigen, in Trauben oder Rispen stehenden Blüthenköpfchen.

2) Grangea *Adanson* s. diesen Artikel.

3) Cyathocline *Cassini.* Das Blüthenköpfchen ist vielblüthig, verschiedenehig; die Blüthen sind sämmtlich röhrenförmig, die randständigen stehen in vielen Reihen und sind weiblich, die zahlreichen mittelständigen sind männlich. Die Schuppen des Hauptkelchs stehen in mehren Reihen. Der Blüthenboden ist nackt, näpfchenförmig, über den Grund des Hauptkelchs erhoben. Die sehr dünnen weiblichen Blumenkronen haben einen kleinen, dreizähnigen Saum, die männlichen eine verkehrt-kegelförmige Röhre und einen fünfzähnigen Saum. Die Schließfrüchte sind kahl, länglich, an beiden Enden verschmälert, der Schnabel ist kurz, durchscheinend. Der Federkelch fehlt ganz.

Die hierher gehörigen aufrechten, ästigen, klebrig-weichhaarigen, wohlriechenden, krautartigen Gewächse sind in Ostindien einheimisch und haben wechselständige, fiederspaltige Blätter mit verkehrt-eiförmigen oder linealischen, gezähnten Zipfeln und kleine, fast kugelige, weißliche, in ebensträußigen, nackten, endständigen Trauben stehende Blüthenköpfchen.

4) Laestadia *Kunth.* Das Blüthenköpfchen ist vielblüthig, verschiedenehig, die Blüthen sind sämmtlich röhrenförmig, die randständigen stehen in vielen Reihen und sind weiblich, die mittelpunktständigen männlich. Die Schuppen der Blüthenhülle decken sich dachziegelig. Der Blüthenboden ist flach, nackt. Die Blumenkronen haben einen fünfzähnigen Saum, die weiblichen sind dünner. Die Schließfrüchte sind länglich, geschnäbelt. Der Federkelch fehlt.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Südamerika einheimische Art, ein kleiner etwa vier Zoll hoher, sehr ästiger Strauch mit gehäuften, linealischen, rauhhaarigen Blättern und einzelnen, an der Spitze der Aeste stehenden Blüthenköpfchen bekannt.

5) Gymnarrhena *Desfontaines.* Das Blüthenköpfchen ist vielblüthig, verschiedenehig, die Blüthen sind sämmtlich röhrenförmig, die randständigen sind weiblich und stehen in vielen Reihen, die 10—12 mittelständigen sind durch Fehlschlagen männlich. Die wenigen Schuppen des Hauptkelchs stehen in einer Reihe oder bei ihrem Fehlen sind zwei blattartige Deckblätter vorhanden. Am Rande des gewölbten Blüthenbodens stehen Spreublättchen, welche anfänglich die weiblichen Blüthen einhüllen, später aber auswachsen, in der Mitte des Blüthenbodens befinden sich zwischen den Blüthen Fäserchen. Die Blumenkronen der weiblichen Blüthen sind am

Grunde verdickt, später sehr vergrößert, 3—4zähnig, die der männlichen Blüthen haben einen verbreiterten Schlund und einen vierzähnigen Saum. Die Staubbeutel sind ungeschwänzt. Der Griffel der weiblichen Blüthe ist zweispaltig, seine Aeste sind lang, schlank, halbstielrund, der der männlichen Blüthe einfach, fast keulenförmig, spitz, warzig. Die Schließfrüchtchen der Strahlblüthen sind wollig, länglich, jene der Scheibenblüthen stielrund, kahl, leer. Der Federkelch der ausgebildeten Schließfrüchte ist mehrreihig, borstig, rauh, jener der verkümmerten Früchte einreihig, mit 5—6 am Grunde mit einander verwachsenen Borsten.

Aus dieser Gattung kennt man bis jetzt nur eine Art, eine einjährige, niedrige, ästige Pflanze Persiens mit wenigen wechselständigen, gehäuften, länglichen, das Blüthenköpfchen einhüllenden Blättern und gelblichen Blüthen. (*Garcke.*)

GRANGEL (Cristobal), spanischer Jesuit, am 6. Sept. 1670 zu Alcora in der Diöcese von Valencia geboren, trat am 27. April 1698 in die Gesellschaft Jesu und widmete sich, nachdem er seine Studien beendigt und seine Gelübde abgelegt hatte, dem Unterrichtsfache. Er wirkte als Lehrer viele Jahre in verschiedenen Collegien seines Ordens und trug nach einander die Grammatik zu Calatayud, die Philosophie zu Gandia und die Theologie zu Valencia vor. Zuletzt war er Rector des Collegiums zu Gandia, wo er im J. 1712 starb. Er hatte begonnen ein auf gründlichen Studien beruhendes Handbuch der Geschichte und Chronologie der heiligen Schrift als Leitfaden für seine Schüler zu bearbeiten, von welchem jedoch nur der erste Band (Historia et Chronologia Sacrae Scripturae, ad Scholae usum propugnatae. Tom. I. Valentiae 1731. 4.), welcher sich über den Pentateuch erstreckt, im Drucke erschien. Der zweite völlig ausgearbeitete Band und seine von den Zeitgenossen sehr gerühmten Fastenpredigten (Quaresmas, 2 Voll. 4.) befanden sich handschriftlich in der Bibliothek des Jesuitencollegiums zu Valencia. Er hatte sich als Redner einen weitverbreiteten Ruhm erworben und wurde hauptsächlich bei besondern Gelegenheiten zur Abhaltung von Leichenpredigten oder Festreden herbeigerufen. Zwei derselben, welche nach seinem Tode herausgegeben wurden (Oracion funebre en las Exequias que celebrò en la santa Iglesia de Tortosa la Nation Francesa por la muerte de los tres Serenissimos Principes los Señores Delfines de Francia. Valencia 1712. 4. Oracion Historica Panegirica, gratulatoria de la milagrosa Imagen de Christo nuestro Redemptor Crucificado venerada en la Parroquial Iglesia de San Salvador de la Ciudad de Valencia. Valencia 1723. 4.) und von denen besonders die erstere von den Sammlern für die Specialgeschichte des französischen Königshauses gesucht wird, sollen von nicht gewöhnlichem Rednertalente zeugen, sind aber sehr selten geworden*). (*Ph. H. Külb.*)

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. IV. (Liège 1858. 8.) p. 287.

GRANGENEUVE (Jacques Antoine), französischer Rechtsgelehrter und Deputirter, im J. 1750 zu Bordeaux geboren, war Anwalt und Substitut des Procurators an dem Gerichtshofe seiner Vaterstadt, als die Revolution ausbrach und in ihren Strudel zog. Bei seinen Mitbürgern beliebt und ein eifriger Vertheidiger der politischen Reform wurde er im J. 1791 zum Deputirten des Departements der Gironde bei der gesetzgebenden Versammlung gewählt, wo er schon in einer der ersten Sitzungen (5. Oct.) den Antrag Couthon's, im geschäftlichen Verkehr der Versammlung mit dem Könige die Titel Sire und Majestät abzuschaffen, unterstützte und die Ansicht aussprach, daß der König und der gesetzgebende Körper zwei höchste, von einander unabhängige, folglich gleiche Gewalten seien. Er verlangte darauf (am 7. Nov.) die Festnehmung des Obersten Olivier, welcher zu Marseille dem Volke mit dem Einschreiten der bewaffneten Macht gedroht hatte, und genaue Auskunft über die Streichung der Pensionen der Emigranten, schlug vor diejenigen von ihnen, welche bis zum Beginn des nächsten Jahres nicht zurückgekehrt sein würden, als Verschwörer zu erklären, und versäumte überhaupt keine Gelegenheit, sowol gegen die Mitglieder der königlichen Familie, als gegen die Anhänger derselben auf die bitterste Weise seinen Unmuth kund zu geben. So sprach er in der Sitzung vom 1. Jan., in welcher er dem Ueberwachungsausschusse (Comité de surveillance) einen Bericht gegen die Emigranten überreichte und seinem Ingrimm gegen die Brüder des Königs freien Lauf ließ, die merkwürdigen Worte: „Der Zorn des Himmels kann ein freies Volk mit keinem größeren Unheil heimsuchen, als wenn ihm Liebe zu den Inhabern der Gewalt eingeflößt wird. Die Repräsentativ-Verfassung ist die einzig gute, weil sie auf das Vertrauen gegründet ist; sobald man aber von dem Vertrauen zu einer gewissen knechtischen Anhänglichkeit, welche die Höflinge dem Volke unter dem Namen Liebe einzuflößen suchen, übergeht, so zeigt man sich schon reif zur Sklaverei, denn man ist alsdann nicht mehr im Stande, das Verfahren des höchsten Magistrats zu würdigen und fällt seiner Gnade anheim [1]." Ebenso heftig waren die Angriffe, welche er (am 1. Febr.) gegen den Marineminister Bertrand de Molleville richtete. Er bezeichnete ihn als den unermüdlichsten Anstifter aller gegenrevolutionairen Verschwörungen und aller Hofränke und wies darauf hin, daß ein fortdauerndes Einverständniß des Ministers mit den Emigranten die schlimmsten Folgen haben und Volksaufstände hervorrufen werde [2]). Auch die Beschwerden Anderer gegen

1) Le plus grand malheur dont la colère céleste puisse frapper un pays le libre, c'est de lui inspirer l'amour des détenteurs de la puissance. Le gouvernement représentatif est le seul bon, par ce qu'il est basé sur la confiance; mais lorsque l'on passe de la confiance à je ne sais quel attachement servile, que de bas courtisans cherchent à inspirer au peuple sous le nom d'amour, on est bien prêt de l'esclavage, car on est hors d'état d'apprécier sainement la conduite du magistrat suprême et l'on tombe à sa merci. 2) Si cette connivence entre les rebelles et l'un des agens du pouvoir exécutif reste

die Minister unterstützte er stets mit der größten Bereitwilligkeit, insbesondere aber die Anklage Dubois-Crancé's gegen den Kriegsminister Louis de Narbonne, dagegen trat er als einer der eifrigsten Vertheidiger des Kopfabhackers Jourdan und der von ihm angeführten Todtschläger zu Avignon auf und übernahm die Vertheidigung der meuterischen Soldaten des Schweizerregiments Chateauvieur, welche zu den Galeeren verurtheilt worden waren, weil sie die Kasse ihres Corps zu Nanci geplündert und einen ihrer Officiere ermordet hatten. Um diese Zeit fingen die Jacobiner an, in ihrem Club die berüchtigte rothe Mütze zu tragen, keiner aber hatte sich noch damit öffentlich gezeigt, Grangeneuve war der erste, welcher es wagte, mit dieser Kopfbedeckung in der gesetzgebenden Versammlung zu erscheinen; er wurde zwar mit Gezisch empfangen und gezwungen, sich zurückzuziehen, er hatte aber die rothe Mütze zu Ehren gebracht und alsbald fand sein Beispiel viele Nachahmer. Trotz dieser Unverschämtheit zeigte er doch bei einer andern Gelegenheit keinen persönlichen Muth. Den Deputirten Jouaneau, welcher ihn, durch beleidigende Worte von seiner Seite gereizt, durch Ohrfeigen und Fußtritte gemishandelt hatte, verklagte er bei der Versammlung; da diese jedoch den Thäter nur zu einer Gefängnißstrafe von drei Tagen in der Abtei verurtheilte, so forderte Grangeneuve seinen Gegner, ließ aber diesen, statt sich mit ihm zu schlagen, als er auf dem Kampfplatze erschien, durch einen seiner Secundanten durchprügeln. Die Sache kam nun vor die Gerichte und endete nicht zur Ehre Grangeneuve's. Vor dem 10. Aug., dem verhängnißvollen Tage, an dem der französische Königsthron zertrümmert wurde, faßte Grangeneuve, welchem diese Katastrophe noch zu fern schien, mit zwei andern Deputirten der Linken, dem Capuciner Chabot und dem Advocaten Bazire den mehr von republikanischer Ueberspannung als von gesundem Menschenverstande zeugenden Entschluß, in der nächsten Umgebung der Tuilerien einander das Leben zu nehmen, um den Verdacht des Mordes auf die Royalisten zu wälzen und dadurch das Volk zum Aufruhr und zur Vollbringung von Gewaltthaten zu reizen. Grangeneuve soll an dem bestimmten Orte erschienen sein; als aber die beiden Andern ausblieben, so hielt er es für gut, ebenfalls sein Leben bis zu einer bessern Gelegenheit zu schonen. Er trug nun sein Möglichstes zur Herbeiführung des Aufstandes am 10. Aug. bei, wagte aber nicht, sich bei dem Angriffe auf das Schloß unter den Stürmenden bemerklich zu machen. Die Gefangenschaft der königlichen Familie scheint übrigens einen erschütternden Eindruck auf sein von Natur sanftes und furchtsames Gemüth gemacht zu haben, wenigstens merkt man von dieser Zeit an einen völligen Umschlag seiner Gesinnungen. Von seinem Departement auch zum Mitglied des Nationalconvents gewählt, zeigte er in dieser Versammlung, in welcher er einige Zeit als Secretair thätig war, eine auffallende Mäßigung. In dem Processe Ludwig's XVI. erklärte er offen, daß er dem Nationalconvent nicht das Recht der Criminaljustiz in letzter Instanz zuerkenne, da dieser nicht Ankläger, Zeuge und Richter zugleich sein könne, und stimmte deshalb nur für die Gefangenschaft des Königs bis zur Herstellung des Friedens als eine Maßregel zur Wahrung der öffentlichen Sicherheit; „die Freiheit eines Volkes," sagt er sehr richtig, „ist nie von dem Tode eines Menschen abhängig gewesen, wol aber von der öffentlichen Meinung und dem Willen, frei zu sein. Und gehörte ich," fuhr er fort, „selbst zu der Zahl derjenigen, welche glauben, daß es ebenso gefährlich sei, Ludwig leben zu lassen, als ihn zum Tode zu befördern, so würde doch die Klugheit mir gebieten, jede nicht mehr zu ändernde Maßregel zu verwerfen, um unter allen Umständen den Anschlägen unserer Feinde das Leben oder den Tod des Königs entgegenzustellen [3])." Grangeneuve schlug sich jetzt entschieden zur Partei der Girondisten und nahm an den Kämpfen derselben gegen die Bergpartei eifrig Theil, weshalb die Sectionen von Paris am 15. April 1793 ihn unter den Deputirten namhaft machten, welche sie aus dem Convente ausgestoßen wissen wollten, und am 2. Juni setzte ihn die siegreiche Bergpartei auf die Liste der Girondisten, gegen welche der Verhaftsbefehl ausgesprochen wurde. Es gelang ihm zwar, nach Bordeaux zu entkommen; da ihn aber am 18. Juli der Convent als Verräther erklärte, so wurde er aufgespürt, am 21. Dec. festgenommen, noch an demselben Tage vor ein Kriegsgericht gestellt und mit der Guillotine hingerichtet. Grangeneuve war ohne Zweifel ein aufrichtiger Republikaner, aber mehr überspannt als thatkräftig fiel er leicht aus einem Uebermaße in das andere und seine Gegner konnten mit Recht von ihm sagen, daß er unter der Monarchie Republikaner und unter der Republik Royalist war. — **Joseph Grangeneuve**, sein jüngerer Bruder, im J. 1758 zu Bordeaux geboren, war während der Revolution Mitglied der Verwaltungsbehörde des Departements der Gironde. Am 18. April 1793 erschien er vor den Schranken des Nationalconvents, um eine Petition gegen die Agenten des Bergs zu überreichen und gegen das Treiben der Schreckensmänner zu protestiren. Er wurde deshalb gleichzeitig mit seinem Bruder festgenommen, als Föderalist verurtheilt und hingerichtet. Beide zeigten auf ihrem Wege zum Tode die größte Ruhe und eine musterhafte Festigkeit [4]). *(Ph. H. Külb.)*

impunie, alors la confiance de la nation dans ses représentans élus va disparaître, le peuple se livrera à l'abattement, ou peut-être, ce qui aurait des conséquences bien plus funestes, son ressentiment le portera à des mouvements d'insurrection.

3) La liberté d'un peuple n'a jamais dépendu de la mort d'un homme, mais bien de l'opinion publique et de la volonté d'être libre .... Fussé-je même du nombre de ceux qui pensent qu'il y a autant de danger à laisser vivre Louis qu'à le faire mourir, la prudence me commanderait encore de rejeter les mesures irréparables, pour qu'on puisse, dans toutes les circonstances, opposer aux projets de nos ennemis ou son existence ou sa mort. 4) Biographie nouvelle des Contemporains par A. V. Arnault, A. Jay, E. Jouy et J. Norvins. Tom. VIII. p. 286. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 307. Biographie générale. Tom. XXI. p. 679.

GRANGER (Sieur), französischer Chirurg und Reisender, um das Jahr 1680 zu Dijon geboren, hieß eigentlich Tourtechot, welchen Namen er aber später in Granger veränderte, und hatte sich durch ausgezeichnete Leistungen in seinem Fache an mehren Orten Frankreichs bereits großes Ansehen erworben, als man ihn im J. 1721 nach den Seestädten Marseille und Toulon, wo die Pest wüthete, berief. Der unermüdliche Eifer, womit er sich der Behandlung der Kranken widmete, war von dem besten Erfolg begleitet und verbreitete seinen Ruf so weit, daß der Orden der spanischen Trinitarier ihm den Vorschlag machte, die Stelle des Oberchirurgen an ihrem Hospitale zu Tunis zu übernehmen; er ging darauf ein, trat jedoch, da die Belohnung der anstrengenden Arbeit nicht entsprach, im J. 1724 zurück und betrieb auf die Anregung des französischen Consuls Pignon in Tunis in dieser Stadt seine Kunst noch einige Zeit auf eigene Rechnung. Die Verhältnisse oder die Einnahmen scheinen jedoch seine Erwartungen nicht befriedigt zu haben, denn er kehrte im J. 1728 nach Frankreich zurück, von wo aus man ihm versprochen hatte, ihn als Oberchirurgen bei einem Regimente anzustellen; da aber bei seiner Ankunft diese Stelle besetzt war, so warf er sich, um wieder im Auslande mit besserem Erfolg sein Glück zu versuchen, mit besonderem Eifer auf das Studium der Naturgeschichte und folgte im J. 1730 Pignon, welcher als Consul von Tunis nach Cairo versetzt worden war, nach Aegypten. Er durchreiste einen großen Theil dieses Landes, von dessen Bewohnern er seiner Geschicklichkeit wegen als Zauberer betrachtet wurde. Im J. 1732 kehrte er nach Frankreich zurück und hatte hier Gelegenheit, mit dem Grafen von Maurepas, dem damaligen Marineminister, bekannt zu werden und dessen Gunst zu erlangen. Die Regierung nahm ihn auf dessen Empfehlung in ihre Dienste und schickte ihn in die Levante, um besonders über die Ursachen und die Verbreitung der Pest und anderer dort herrschenden Krankheiten Beobachtungen anzustellen. Er trat im J. 1733 seine Reise an, durchforschte zuerst das vor ihm noch wenig besuchte Plateau von Barka (das alte Cyrenaica), ging über Kandia zum zweiten Mal nach Aegypten und von da nach Palästina und Syrien, welches er bis nach Halep durchwanderte, und begab sich dann nach Persien, wo er Ispahan besuchte und auf dem Rückwege zwei Tagereisen von Bassora im J. 1737 starb [1]), zum großen Nachtheil der Wissenschaft, wie seine der Akademie eingesendeten Beobachtungen (Observations du thermomètre faites en Syrie pendant l'année 1736, in den Mémoires de l'Académie, 1736, p. 483 und Observations faites à Bagdad en 1737 in den Mémoires, 1747, p. 479) beweisen. Er hatte auf allen seinen Reisen genaue Tagebücher geführt, welche glücklich erhalten wurden und nach Frankreich gelangten, aber nur die Beschreibung seiner Reise nach Aegypten (Relation d'un voyage fait en Égypte par le sieur Granger en 1730, où l'on vait ce qu'il y a de plus rémarquable, particulièrement sur l'histoire naturelle. Paris 1745. 12.) wurde herausgegeben. Den Werth dieses Reiseberichtes, welcher auch in einer abgekürzten teutschen Bearbeitung (in der „Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen zu Wasser und Lande." Göttingen 1750 fg. 8. Bd. III) erschien, lernte man erst bei der französischen Expedition nach Aegypten gebührend würdigen, denn die derselben beigegebenen Gelehrten waren nicht wenig über die Richtigkeit aller in derselben enthaltenen Angaben überrascht und mußten nur bedauern, daß dieser scharf beobachtende und gewissenhaft berichtende Reisende durch den Krieg verhindert wurde, auf dem Nil über Utfu hinauszukommen. Granger beschreibt nur, was er selbst gesehen hat, der Wahrheit getreu, ohne alle Rücksicht auf frühere Berichte und ohne den Erzählungen der Eingeborenen großen Glauben zu schenken und Vermuthungen zu wagen. Die Inschriften der Monumente gibt er, wie er sie las; da er aber mit der griechischen Sprache nicht genügend vertraut war, so sind sie oft durch Fehler bis zur Unverständlichkeit entstellt; dies ist jedoch auch die einzige schwache Seite des Reiseberichts, welcher in der Schilderung des Landes und der Bewohner als musterhaft gerühmt werden muß und sehr bedauern läßt, daß nicht auch die übrigen Tagebücher dieses achtungswerthen Chirurgen zur allgemeinen Kenntniß gelangt sind. Alte eingewurzelte Vorurtheile, wozu auch die über die ungeheuere Fruchtbarkeit Aegyptens gehört, suchte er durch gründliche Beweise zu zerstören und die verkehrten Ansichten über die Macht und die Politik der Türken in Aegypten zu widerlegen. Die Araber schildert er als sehr roh und abergläubisch, die christlichen Mönche als sehr unwissend und als so mistrauisch, daß sie ihm in keinem ihrer Klöster den Zutritt zu der Bibliothek gestatteten [2]). *(Ph. H. Külb.)*

GRANGER oder **GRANGIER** (Guillaume), französischer Arzt und Naturforscher, um das Jahr 1580 zu Dijon geboren, ließ sich nach der Beendigung seiner Studien in Paris nieder, wo er sich bald durch gelungene Curen bekannt machte und einen so nachhaltigen Ruf erlangte, daß er zum Leibarzte des Herzogs von Orleans und des Königs Ludwig XIV. ernannt wurde. Er starb im J. 1648. Als Naturforscher hat er in der Schrift: Paradoxe que les métaux ont vie (Paris 1640. 8.) Ideen ausgesprochen, welche von seinen Zeitgenossen wenig beachtet wurden, aber später zur Geltung gelangten *). *(Ph. H. Külb.)*

GRANGER (James), englischer Geistlicher und Schriftsteller, um das Jahr 1710 in der Grafschaft

1) Nach Andern zwei Tagereisen von Bagdad oder zu Schiras. Jedenfalls starb er nicht, wie in französischen biographischen Werken angegeben ist, im J. 1734, da er in den Jahren 1736 und 1737 noch meteorologische Beobachtungen in Syrien und zu Bagdad anstellte.

2) J. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1580. *J. G. Meusel*, Bibliotheca historica. Vol. III. P. I. p. 91. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 308.

*) J. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1581.

Berks geboren, widmete sich auf der Universität zu Oxford der Theologie und wurde nach der Beendigung seiner Studien Pfarrer auf dem Dorfe Shiplake in Oxfordshire, an welcher Stelle er auch sein ganzes Leben hindurch blieb, da er, wie er selbst sagt, mit seinem geringen Einkommen zufrieden war und keinen andern Ehrgeiz hatte, als ein ehrlicher unabhängiger Mann und ein würdiger Priester zu sein. Die einzige Leidenschaft, welche er besaß, war das Aufspüren von Portraits berühmter und unberühmter Landsleute und er fand in diesem Bestreben kräftige Unterstützung durch Horace Walpole und andere kunstliebende Männer, welche bereits Sammlungen dieser Art angelegt hatten. Da er sich zugleich bemühte, Nachrichten über das Leben der Personen, deren Portraits er erwarb, aufzufinden, so entstand unter seinen Händen allmälig ein so großer Vorrath von Materialien, daß er auf den Rath seiner Freunde beschloß, die in seinem Besitze befindlichen Portraits nachstechen zu lassen und sie zu einem biographischen Werke, zu welchem hinreichender Stoff vorlag, zu benutzen. Es erschien unter dem Titel: A biographical History of England, from Egbert the Great to the Revolution, consisting of Characters disposed in different Classes and adapted to a Methodical Catalogus of Fngraved British Heads. Intended as an Essay towards reducing our Biography to system and a help to the knowledge of Portraits; with a variety of Anecdotes and Memoirs of a great number of Persons, not to be found in any other Biographical Work. With a Preface, showing the utility of a collection of Engraved Portraits to supply the defect and answer the various purposes of Medals (London 1769. 4. 4 Partt. in 2 Voll.), fand aber Anfangs nur geringen Anklang und brachte dem Verfasser für die mühselige Arbeit vieler Jahre kaum 100 Pfund Sterling ein. Allmälig fing man jedoch an, die Wichtigkeit des Werkes zu begreifen und der Verfasser sah sich veranlaßt, einen Supplementband (Supplement, consisting of Corrections, large Additions etc. London 1774. 4.) erscheinen zu lassen. Diese erste aus fünf Theilen bestehende Ausgabe ist jetzt selten geworden und besonders werden Exemplare, in denen nur die eine Seite der Blätter bedruckt, die andere aber zur Beifügung von Verbesserungen und Erläuterungen freigelassen ist, gesucht und je nach den handschriftlichen Zusätzen mehr oder weniger theuer bezahlt. Ein Jahr nach der Herausgabe des Supplements war bereits das Werk vergriffen; Granger ließ noch selbst eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage (A Biographical History of England etc. Second Edition, with large Additions and Improvements. London 1775. 8. 4 Voll.) drucken und eine dritte erschien kurz nach seinem Tode (London 1776. 8. 4 Voll.). Die vierte Auflage (London 1804. 8. 4 Voll.) ist nur ein Abdruck der vorhergehenden, obgleich der Verfasser zahlreiche Zusätze in der Handschrift hinterlassen hatte, welche erst der Pfarrer Mark Noble in seiner Fortsetzung des Werkes bis zum Ende der Regierung Georg's I. (A Biographical History of England from the Revolution to the End of George I's Reign in continuation of Granger. London 1806. 8. 3 Voll.) benutzte. Die neueste von James Caulfield besorgte Ausgabe (London 1824. 8. 6 Voll. oder fol. 3 Voll.) ist mit mehr als 400 neuen Biographien vermehrt. Granger's Werk bietet im Allgemeinen durch eine Menge Anekdoten und Einzelnheiten sehr viel Anziehendes und kann vor Allem das Verdienst beanspruchen, in England den Anstoß zu wichtigen biographischen Arbeiten gegeben zu haben; da es aber ursprünglich nur bestimmt war, einer Sammlung zufällig zusammengebrachter Portraits zur Erläuterung zu dienen, so darf es, obgleich es sich auch durch Wahrheit, Genauigkeit und Unparteilichkeit auszeichnet, doch keinen Anspruch auf bedeutenden wissenschaftlichen Werth machen, indem es kein bestimmtes System befolgt, sondern nur die Biographien derjenigen Leute liefert, deren Portraits zu erreichen waren, weshalb eine Menge völlig unbedeutender Personen Aufnahme gefunden hat, während sehr viele der bedeutendsten Männer in der Politik, der Wissenschaft und der Kunst fehlen; Sammler legen daher außer Mark Noble's Fortsetzung noch als Ergänzung bei W. Miller's Biographical Sketches of British Characters deceased since the Accession of Georg IV. (London 1826. 4. 2 Voll.); Richardson's Copies of rare English Portraits to illustrate Granger's History engraved from rare prints or original Pictures (London 1824. 8.) und P. und H. Rodd's Copies of rare Granger Portraits including some the Noble's Supplement (London 1820 seq. 4.). Alle diese Arbeiten beschränken sich nur auf England; ein allgemeines, mit Umsicht angelegtes und durchgeführtes Werk dieser Art, oder auch nur ein solches für Teutschland wäre sehr zu wünschen, damit endlich einmal die Nachstiche schlechter Portraits aufhörten. Uebrigens blieb Granger's Versuch auch nicht ohne nachtheiligen Einfluß; er rief nämlich bei seinen Zeitgenossen ein bis zur Tollheit gesteigertes Bestreben, Sammlungen von Portraits anzulegen, hervor und da man selbst die abscheulichsten Exemplare theuer bezahlte, so wurden eine Unzahl werthvoller Bücher verstümmelt und ihrer Kupferstiche beraubt. Als Lord Mounstuart (später Lord Bute) in den Jahren 1773 und 1774 eine Reise durch Frankreich, Holland und Spanien des Continents unternahm, um seine Portraitsammlung zu vervollständigen, ließ er sich von Granger begleiten, um seine Nachforschungen mit besserem Erfolg durchzuführen. Dieser ließ sich indessen durch seine Liebhaberei so wenig in seinen Amtspflichten stören, daß er des Sonntags nicht einmal die Correcturbogen las, obschon sein Verleger ihn inständigst darum bat und diese Arbeit als ein Werk der Nothwendigkeit erklärte. In seinen Predigten richtete der gottesfürchtige Mann seine Aufmerksamkeit weniger auf großartige und allgemeine theologische Fragen, als auf das Wohl seiner Gemeinde, deren Ackerbau und Industrie er in jeder Weise zu fördern suchte, wie eine seiner besonders gedruckten Pre-

digten über diesen Gegenstand (London 1773. 8.) beweist. Mit großem Eifer kämpfte er auch gegen die Thierquälerei, eine seiner bei einer besonderen Veranlassung dieser Art gehaltenen Predigten (The brute creation. London 1772. 8.) wurde jedoch nicht nach Gebühr gewürdigt, erregte vielmehr Misfallen, da man es für unanständig hielt, auf der Kanzel von Pferden und Hunden zu sprechen; der Prediger ließ sich indessen durch dieses Vorurtheil nicht abschrecken und seine Worte fanden auch wirklich Anklang, als einer der von ihm bezeichneten Thierquäler in Folge schwerer Verletzungen, die er von einem mishandelten Pferde davongetragen hatte, elend umkam und Granger diesen Unfall seiner Gemeinde als eine Strafe Gottes darstellte. Bald darauf wurde er in dem Augenblicke, als er das Abendmahl austheilte, vom Schlage getroffen und starb am 17. April 1776. Sein Neffe J. P. Malcolm veröffentlichte Granger's Correspondenz mit mehren seiner Zeitgenossen (Letters between the Rev. James Granger with many of the most eminent literary Men of his Time, with Miscellanies and Notes of Tours in France, Holland and Spain. London 1805. 8.), welche aber außer dem merkwürdigen Briefwechsel mit seinem Verleger Davies nur Unbedeutendes enthält*).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGER (Jean Perrin), französischer Maler, im J. 1779 zu Paris geboren, zeigte große Anlagen zur Kunst und hatte das Glück, von den trefflichen Meistern Allais, Regnault und David unterrichtet zu werden. Er erhielt im J. 1801 in der Schule der schönen Künste für das aufgegebene Gemälde: Antiochus, der Scipio's gefangenen Sohn zurückschickt, den ersten großen Preis in der Malerei, obschon ein Theil der Kunstrichter der Arbeit seines Mitschülers Ducq, welche aber in der Zeichnung verfehlt war, den Vorzug gaben [1]). Granger war ein guter Zeichner und lieferte auch mehre Zeichnungen für das Musée français. Erst später trat er wieder als Maler hervor und erntete im J. 1812 mit seinem „Ganymed," der sich jetzt im Museum zu Bordeaux befindet, großen Beifall. Seine übrigen vorzüglichsten Arbeiten sind „Apollo und Cyparissus," 1817 ausgestellt und von dem Grafen Sommariva erworben; „der heil. Karl Borromäus" auf der Ausstellung von 1819 und jetzt in der Kirche St. Sulpice zu Paris; „Homer und der Schäfer Glaucus" im Museum zu Dijon; „Titus empfängt die Ehrenbezeugungen der Campanier," ausgestellt im J. 1822 und jetzt im Museum zu Versailles; „Phädra und Hippolytus;" „Peleus und Andromache" und „die Meernymphe Melantho" in der Ausstellung von 1827 und jetzt in der Galerie Luxembourg; „Christus heilt die Blinden," im Auftrage des Präfecten des Seine-Departements für Notre-Dame gemalt und im J. 1839 ausgestellt; „der Marschall Boucicaut zwingt Bajazet, die Belagerung von Constantinopel aufzuheben," im J. 1840 ausgestellt und jetzt im Museum zu Versailles; „die Anbetung der Magier," Wandgemälde in Oel in Notre-Dame de Lorette, und „die Verkündigung," auf Befehl des Ministeriums für die Stadt Verdun gemalt. Granger's Verdienst wurde bei verschiedenen Ausstellungen durch Medaillen und im J. 1831 durch das Kreuz der Ehrenlegion belohnt. Er starb im J. 1840 zu Paris. Er hielt lange ein Atelier für Herren und Damen, aus welchem viele vorzügliche Schüler und Schülerinnen hervorgingen [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGER (Paul Jean), französischer Jesuit, am 26. Dec. 1823 zu Bonneval in der Diöcese von Chartres geboren, trat in seinem 20. Jahre in die Gesellschaft Jesu und zeichnete sich durch ungewöhnliche Geistesgaben, zugleich aber auch durch seine musterhafte Frömmigkeit aus, starb jedoch schon in seinem 26. Jahre am 4. Juni 1850 im Collegium von Brugelette. Seine durch ungewöhnlichen Schwung der Phantasie ausgezeichneten poetischen Versuche (Poësies), unter welchen besonders die Ueberfluthung der Rhone (L'inondation du Rhône) und die Taufe und der Schutzengel (Le Baptême et l'Ange gardien) hervorgehoben werden und seine zierlich geschriebene Lobrede auf Stanislaus Kostka (Éloge de Saint Stanislas Kostka) sind in seiner von dem Ordensgenossen J. Dufour verfaßten Biographie (Vie de Paul Jean Granger, de la Compagnie de Jésus, mort à 26 ans au collège de Brugelette. Paris 1851. 8.) mitgetheilt*).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGER (Philippe Pierre) [1]), ausgezeichneter französischer Schauspieler, im J. 1744 zu Paris geboren, widmete sich sehr jung der Bühne und wagte schon in seinem 19. Jahre (12. Dec. 1763) auf dem Théâtre Français aufzutreten. In mehren Rollen der beliebtesten Tragödien, besonders aber als Egisthe in Voltaire's „Merope," zeigte er trotz seiner Jugend und Unerfahrenheit ein so ungewöhnliches Talent und gefiel so sehr, daß er am 1. Jan. 1764 unter die angestellten Schauspieler aufgenommen wurde. Um dieselbe Zeit trat jedoch auch der bekannte Mime Grandval auf und da sowol er als auch seine Collegen Bellecour und Molé den jungen vielversprechenden Nebenbuhler nur in untergeordneten Rollen erscheinen ließen, so verließ dieser Paris und wirkte fast 20 Jahre hindurch auf den besten Bühnen der bedeutendsten Provinzialstädte mit dem größten Erfolg. Im J. 1782 kam er nach der Hauptstadt zurück, wo er ein Engagement an dem Théâtre Italien erhielt und sich sowol im Drama als auch im Lustspiele auszeichnete, besonders spielte er die Marquis-

*) *A. Alibone*, Critical dictionary of english literature. Tom. I. p. 717 seq. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 510. Biographie générale. Tom. XXI. p. 680.

1) J. D. Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste. Bd. 3. S. 493.

2) G. K. Nagler, Neues Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 335. Biographie générale. Tom. XXI. p. 682.

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. V. (Liège 1859. 8.) p. 253.

1) Nicht Antoine, wie die meisten biographischen Werke angeben.

rollen unübertrefflich. Als sich im J. 1790 das italienische Theater fast ausschließend für die Oper bestimmte und Granger nur noch selten und nur in unbedeutenden Rollen auftreten konnte, begab er sich zum zweiten Mal nach der Provinz und übernahm im J. 1801 die Direction des Theaters zu Rouen, welche er mit großer Umsicht führte und bei welchem Geschäfte er einen erklecklichen Gewinn erzielte. Er glänzte hier nicht nur selbst als Komiker, besonders in den Meisterwerken Molière's, sondern wußte auch die Mitglieder seiner Bühne so gut zu wählen und zu schulen, daß diese bald als die erste der Provinz galt. Nach dem Sturze Robespierre's wurde er angeklagt, als Mitglied des Revolutionstribunals zu Bordeaux während der Schreckenszeit Grausamkeiten verübt zu haben, es gelang ihm aber nachzuweisen, daß er nie an ungesetzlichen Maßregeln Theil genommen, sondern stets nur zum Wohl der leidenden Menschheit gewirkt habe. Nach der Restauration wurde er im J. 1818 zum Mitglied des Prüfungsausschusses bei dem Théâtre Français und zum Professor der Declamation an dem Conservatorium der Musik ernannt. Er suchte in dieser Stellung die artistischen und ästhetischen Grundsätze der guten alten Zeit wieder zur Geltung zu bringen, fand aber nur geringen Anklang. Da er sich im Besitze eines nicht unbeträchtlichen Vermögens befand, so gab er im J. 1824 diese ihm lästig gewordenen Aemter auf und zog sich nach Vernon zurück, wo er am 25. Oct. 1825 starb. Granger hatte ein gläsernes Auge, auf der Bühne war aber der Ausdruck seines Gesichtes so belebt und sein Spiel so täuschend wahr, daß man diesen Mangel nicht bemerkte [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGERIA, eine von Commerson zu Ehren des französischen Reisenden Granger aufgestellte Pflanzengattung der natürlichen Familie der Chrysobalaneen mit folgenden Merkmalen: Der Kelch ist stumpf-fünfspaltig. Die fünf Blumenkronblätter sind dem Schlunde des Kelchs eingefügt und wechseln mit dessen Zipfeln ab. Die 15 ungleich langen Staubgefäße sind dem Kelchschlunde eingefügt, die Fäden sind pfriemlich, die zweifächerigen Staubbeutel springen der Länge nach auf. Der einfächerige Fruchtknoten ist wollig. Der Griffel ist grundständig, fadenförmig, kahl, die Narbe einfach. Die Steinfrucht ist olivenförmig, der Steinkern dreikantig, knochenhart, einsamig. Der Same ist aufrecht. Die Keimblätter des eiweißlosen, rechtläufigen Samenkeimes sind fleischig.

Zu dieser Gattung gehört nur eine auf der Insel Bourbon einheimische Art, Grangeria borbonica *Lamarck*, ein Baum mit wechselständigen, ganzrandigen, kahlen, von Nebenblättern begleiteten Blättern und achsel- oder endständigen, ährig-traubigen Blüthen. (*Garcke.*)

GRANGES (Jean Baptiste des), französischer Arzt, im J. 1751 zu Mâcon (im jetzigen Departement Saône-Loire) geboren, kam, nachdem er eine gründliche Schulbildung erhalten hatte, in seinem 17. Jahre zu dem Oberchirurgen des Hospitals seiner Vaterstadt in die Lehre und erwarb sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit in kurzer Zeit hinreichende Kenntnisse, um sich als Gehilfe in das Hospital von Rochelle aufnehmen zu lassen. Nach einigen Jahren bewarb er sich, um seine Ausbildung in einem größeren Wirkungskreise fortzusetzen, um die Stelle eines Hauschirurgen im Hôtel-Dieu zu Lyon und warf sich, da er dieselbe erhielt, mit besonderem Eifer auf das Studium der Anatomie, welches er durch scharfe Beobachtung der hier vorkommenden zahlreichen Krankheitsfälle jeder Art noch ersprießlicher zu machen sich bemühte; auch wurde sein Eifer von der Verwaltung nach Gebühr anerkannt und wiederholt belohnt. In seinem 25. Jahre meldete er sich bei dem königlichen Collegium der Chirurgie zu Lyon und wurde, nachdem er durch eine gelehrte Abhandlung (Dissertation inaugurale sur les tumeurs fongueuses et fongosités de la dure-mère. Lyon 1779. 8.) und durch die ebenso gründliche als gewandte Vertheidigung derselben seine Fähigkeit bewiesen hatte, als Mitglied desselben aufgenommen. Noch in demselben Jahre erwarb er sich durch seine Bemerkungen über den Scheintod neugeborener Kinder (Lettre à M. Prost-de-Royer sur les moyens de rappeler à la vie les enfants qui paraissent morts nés. Lyon 1779. 8.) großen Beifall. Auch seine Betrachtungen über die Section der verwachsenen männlichen Geschlechtstheile (Réflexions sur la section de la symphise, suivies d'Observations sur l'emploi de l'alcali volatil dans le traitement des maladies vénériennes. Lyon 1781. 8.) erregten die Aufmerksamkeit der Sachverständigen und seine Denkschrift über die Umstülpung und Zurückbringung der Gebärmutter (Mémoire et observations sur l'introversion et la rétroversion de la matrice. Paris 1783. 8.), eine sehr vorzügliche Arbeit, gewann den Preis der königlichen Akademie der Chirurgie zu Paris. Im J. 1788 verlieh ihm die Universität zu Valence die medicinische Doctorwürde. Die Gewandtheit und die umfassenden Kenntnisse, welche er sich allmälig in der medicinisch-chirurgischen Praxis erworben hatte, verschafften ihm eine sehr zahlreiche Kundschaft, wodurch er sich jedoch keineswegs abhalten ließ, seine Erfahrungen niederzuschreiben, selbst wenn er die Stunden der Nacht dazu benutzen mußte. Er pflegte die wichtigsten derselben an gelehrte Gesellschaften einzusenden, welche ihn, um die Anerkennung seiner Verdienste zu beurkunden, in ihren Schoos aufnahmen, auf welche Weise er allmälig Mitglied der Akademien der Medicin und Chirurgie zu Paris, Lyon, Montpellier, Marseille, Bordeaux, Nimes, Toulouse, Dijon, Mâcon, Zürich, Basel, Turin, Rom und Neu-York wurde. Ein Ergebniß dieser vielfältigen Erfahrungen ist auch seine Schrift über die Errichtung von Anstalten zur Rettung der im Wasser Verunglückten (Mémoire sur les moyens de perfectionner l'établissement public des personnes noyées. Lyon 1790. 4.). Als im Jahre 1793 sich Lyon gegen den Convent auflehnte und ein kleines Heer aufstellte, wurde Desgranges zum Oberchirurgen desselben gewählt.

2) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 15. Biographie générale. Tom. XXI. p. 682.

Während der Belagerung der Stadt durch die Truppen des Convents entwickelte er eine unermüdliche Thätigkeit in der Behandlung der Verwundeten, entging aber nach der Uebergabe nur mit Mühe und großen Geldopfern dem Verderben. Er flüchtete sich nach dem Canton Waad, wo er sich in dem Städtchen Morsee niederließ und in kurzer Zeit einer der gesuchtesten Aerzte und Chirurgen des ganzen Cantons wurde. In diese Zeit fällt auch seine Abhandlung über die Gesundheitspflege in der Schweizerarmee (Adresse patriotique aux officiers de sainté militaires de l'Helvétie. Lausanne 1799. 8.). Die Regierung erkannte seine Verdienste bereitwillig an und der Senat von Bern ließ sogar eine Denkmünze auf ihn schlagen. Nach dem Sturze Robespierre's kehrte er nach Lyon zurück und gründete daselbst nach dem Jahre 1802 eine medicinische Gesellschaft, deren Präsident er längere Zeit war. Besondere Anerkennung verdienen seine rastlosen Bemühungen, der Einimpfung der Kuhpocken in Frankreich Eingang zu verschaffen und die gegen dieselbe herrschenden Vorurtheile zu beseitigen, wozu er auch durch eine diesen Gegenstand betreffende gediegene Denkschrift (Mémoire et observations sur la vaccine. Lyon 1803. 8.) beizutragen suchte. Von seinen übrigen kleinen Abhandlungen, welche zum größten Theil in den Denkschriften der Akademien zerstreut sind, dürften noch anzuführen sein: Observations et remarques sur l'origine de maladie de poitrine (Montpellier 1820. 8.); Observations et remarques pratiques sur l'adiministration du seigle ergoté contre l'inertie de la matrice dans la parturition (Ibid. 1822. 8.) und Observations sur le pouvoir ou l'influence de l'imagination chez les femmes enceintes sur le fètus (Ibid. 1823. 8.). Desgranges starb am 23. Sept. 1831 zu Lyon nach einer langen und schmerzhaften Krankheit*).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGES (Michel de oder des), französischer Mönch und theologischer Schriftsteller, in Frankreich am bekanntesten unter dem Namen Père Archange, am 2. März 1736 zu Lyon geboren, war der Enkel eines gewissen De Granges, genannt Eisenarm (Bras de fer), welcher über 100 Jahre alt wurde und drei Frauen, mit denen er 50 Kinder gezeugt hatte, überlebte. De Granges trat sehr jung in den Orden der Capuciner und war Prior des Klosters derselben in seiner Vaterstadt, als die ersten Anfänge der Revolution die Gemüther in Bewegung setzten und auch ihn, da er den Bestrebungen der Volkspartei in keiner Weise huldigte, veranlaßten, am 29. Dec. 1789 in einer Predigt gegen die Versammlung der Reichsstände einige beleidigende Aeußerungen zu wagen; als aber am folgenden Tage ihm mehre unbekannte Männer einen Besuch in seinem Kloster abstatten wollten, verbarg er sich und ergriff eiligst die Flucht. Nach längerem Umherirren fand er Zuflucht in dem Capucinerkloster zu Sitten im Schweizercanton Wallis, von wo er jedoch nach dem Sturze Robespierre's nach Lyon zurückkehrte. Eine Verwandte nahm ihn in ihr Haus auf, wo er eine Art Kapelle einrichtete und seinen geistlichen Pflichten oblag, bis der öffentliche Gottesdienst allgemein wieder hergestellt wurde. Er versah nun einige Zeit die Obliegenheiten eines Pfarrers an verschiedenen Kirchen, entschloß sich aber im J. 1819 wieder die Kutte seines Ordens anzuziehen und ging in das Kloster zu Chambery in Savoyen. Er war jedoch bereits zu sehr an ein thätiges Leben gewöhnt, als daß ihm die klösterliche Abgeschlossenheit lange hätte behagen können, weshalb er nach seinem Vaterlande zurückkehrte und unter dem Ministerium Villele zu Crest in Dauphiné eine Anstalt zur Bildung von Missionairen für die Levante zu gründen suchte. Sein Plan scheiterte indessen an unüberwindlichen Hindernissen und da der bereits 85jährige Greis von einem Augenübel heimgesucht wurde und in Gefahr war, zu erblinden, so ließ er sich in das Hospiz der Charité zu Lyon aufnehmen, um sich einer Operation zu unterziehen. Diese gelang aber schlecht und er starb am 13. Oct. 1822 an den Folgen derselben unter argen Schmerzen. De Granges versuchte sich auch als Schriftsteller; sein erster Versuch (Discours adressé aux Juifs et utile aux Chrétiens pour les confirmer dans leur foi. Lyon 1788. 8.) fand zwar Beifall, er scheint sich jedoch dadurch nicht bewogen gefühlt zu haben, diese Richtung weiter zu verfolgen. Erst nach der Restauration trat er wieder als Kämpfer auf dem literarischen Felde hervor und seine Gelegenheitsschriften (Aperçu nouveau d'un plan d'éducation catholique. Lyon 1814. 8.; Réflexions intéressantes sur l'ouvrage qui a pour titre „Génie du Christianisme." Turin 1815. 8., worin er Chateaubriand mehrer argen Irrthümer bezüchtigt; Précis abrégé des vérités qui distinguent le catholique de toutes les sectes chrétiennes et avouées par l'Église de France. Lyon 1817. 8. [1]) und Explication de la Lettre encyclique du pape Benoit XIV sur l'usure, suivie de quelques réflexions particulières de l'auteur. Lyon 1822. 8.) zeichnen sich durch Lebendigkeit der Darstellung, aber auch durch nicht zu überbietende Schroffheit der Ansichten und Behauptungen aus, weshalb man sie als Muster sogenannter Capucinaden aufgestellt hat. Die aus seinem Nachlasse herausgegebenen Dissertations philosophiques, historiques et théologiques sur la réligion catholique (Lyon 1836. 8. 2 Voll.) gehören ihrem Inhalte nach einer Zeit an, deren Tendenzen und Ansichten längst überwunden sind, obgleich man sie wieder mit aller Anstrengung heraufzubeschwören sucht. Der Kritiker und Biograph Mahul hat den guten und ehrlichen Capuciner in seinem Necro-

*) *J. P. Pointe*, Éloge historique de Desgranges. (Lyon 1831. 8.) Biographie universelle. Tom. LXII. p. 385. Biographie générale. Tom. XIII. p. 822.

1) Der Abbé Jacquemont, ein alter jansenistischer Pfarrer zu Lyon, suchte diese Broschüre durch die Gegenschrift: Les Maximes de l'Église gallicane victorieuses des attaques des modernes ultramontains (Lyon 1818. 8.) zu widerlegen, fand aber, da er zu einseitig den Ansichten seiner Partei huldigte, nicht den erwarteten Beifall.

log etwas zu hart beurtheilt, sein Ausspruch aber, daß er königlicher als der König und ultramontaner als der Papst gesinnt gewesen sei, ist nicht unbegründet [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGES (Tiburce du Peroux des), französischer Geistlicher, im J. 1678 in Berry geboren, stammte aus einer angesehenen Familie dieser Provinz, verließ aber schon als Knabe heimlich das älterliche Haus, um sich irgendwo Gott zu weihen, und ging ohne bestimmtes Ziel in die weite Welt. So kam er nach St. Maximin in der Provence (im jetzigen Departement Var), wo er blieb und einzig und allein durch die Unterstützung wohlthätiger Leute sein Leben fristete und seine Studien beendigte. Nachdem er zu Orange (im Departement Vaucluse) die Priesterweihe erhalten hatte, begab er sich nach seinem Geburtsorte und widmete sich der praktischen Seelsorge, bis die Nachricht, daß in der Provence die Pest ausgebrochen sei, ihn dorthin zog. Er wurde, da er sich allzu eifrig der Pflege und Tröstung der Kranken widmete, selbst von der Seuche ergriffen, entging aber glücklich dem Tode. Als der Gesundheitszustand in der Provence wieder ein regelmäßiger geworden war, kehrte er nach seiner Heimath zurück; als man ihm aber daselbst ohne sein Wissen und ohne seinen Willen eine Pfarrei übertrug, entfernte er sich, da er dieselbe nicht versehen zu können glaubte, in der größten Eile und ging nach Paris, wo er, von Niemand gekannt, sich bei den in Bicetre aufgeschichteten Armen und Sträflingen als Wärter und Tröster verbarg und ihnen durch seine Entbehrungen und Frömmigkeit als erbauendes Muster diente. Sein Mitleid wurde ganz besonders durch das herbe Loos der Unglücklichen, welche zu den Galeeren verurtheilt in den Kerkern schmachteten, bis die zu einem Transport nach dem Straforte nöthige Zahl gesammelt war, in Anspruch genommen. Er richtete deshalb an die Regierung ein Gesuch um die Erlaubniß, die Sträflinge auf dem Transport als Beichtvater begleiten zu dürfen, welche ihm auch, da keine Mitbewerber vorhanden waren und er auf jede Besoldung verzichtete, von dem Minister Maurepas durch ein in sehr ehrenvollen Ausdrücken verfaßtes Decret ertheilt wurde. Des Granges, welcher dieses selbst scherzend sein Galeerensklavendecret zu nennen pflegte, begleitete nun stets die Transporte, welche jährlich von Paris und Rennes nach dem Bagno von Marseille abgingen und schlief des Nachts in denselben Ställen, in welchen gewöhnlich die Gefangenen untergebracht wurden. Hier predigte er, auf dem Futtertroge stehend und sich mit der einen Hand an der Raufe haltend, des Abends und des Morgens den meist sehr unfläthigen Verbrechern und bereitete, da sehr viele dem Elende erlagen, die Sterbenden zum Tode. Die Mühseligkeiten dieser Lebensweise und die verpestete Luft, welche er fortwährend einathmete, untergruben allmälig seine Gesundheit und als er am 18. Nov. 1726, nachdem er seit dem 25. Aug. fast 800 Meilen zu Fuß zurückgelegt hatte, zu Castellanne (Dep. Basses-Alpes) ankam, war er nicht mehr im Stande, sich weiter fortzuschleppen. Er fand daselbst bei Jean Soanen, Bischof von Senez, dem er sich entdeckte, Aufnahme, wurde aber alsbald von einem hitzigen Fieber ergriffen, welches ihn am 29. Nov. hinwegraffte. Die geistlichen und weltlichen Behörden der Stadt erwiesen dem seltenen Menschenfreunde die letzte Ehre und aus dem Schreiben, welches der Bischof an die Gräfin von Gamaches, der Schwester des Verstorbenen, richtete, geht hervor, welche strengen Begriffe dieser von den Pflichten seines Berufes hatte und wie gewissenhaft er dieselben zu erfüllen strebte. Er besaß, als er die Gastfreundschaft des Bischofs Soanen in Anspruch nehmen mußte, Nichts als einen sehr abgenutzten Oberrock, eine Art Soutanelle, welche sich in nicht besserem Zustande befand, ein einziges halbverfaultes Hemd und einen alten Hut. Diese Kleidungsstücke kamen ihm auch des Nachts nicht vom Leibe und es ist fast unbegreiflich, wie ein Mensch rein aus Liebe zu Gott und zu seinem Nächsten ein so erbärmliches Leben zu führen vermag. Noch während der Krankheit war seine Phantasie ausschließend mit den Sträflingen beschäftigt; „Muth, meine Kinder, Alles für Gott," waren seine letzten Worte *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGIER (Balthasar), französischer Theolog und Schriftsteller, über dessen Lebensverhältnisse man jedoch nur sehr unvollkommen unterrichtet ist. Er wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. geboren und entschloß sich zum geistlichen Stande. Nachdem er seine Studien beendigt und die Priesterweihe erhalten hatte, widmete er sich einige Zeit der Seelsorge und erwarb sich sowol durch die eifrige Erfüllung seiner Amtspflichten als auch durch seine umfassenden Kenntnisse nicht nur in seinem Fache, sondern auch in andern Zweigen der Gelehrsamkeit so großes Ansehen, daß er zum Beichtvater des Königs und zum Abte von St. Barthelemy zu Noyon ernannt wurde; später erhielt er eine gute Pfründe an der Kirche Notre-Dame zu Paris und die Würde eines Staatsrathes. Grangier befaßte sich in dieser Zeit, welche ihm hinlängliche Muße zur wissenschaftlichen Beschäftigung ließ, mit dem Studium der alten und neueren Literatur. Das bedeutendste Ergebniß seiner Bemühungen war eine poetische Uebersetzung der „Göttlichen Komödie" Dante's, welche unter dem Titel: La comédie de Dante, de l'enfer, du purgatoire et du paradis, mise en rime françoise et commentée (Paris 1596—1597. 12. 3 Voll.) erschien. Man findet auch Exemplare, welche nur die Jahrzahl 1597 tragen, sie unterscheiden sich aber von den übrigen nur durch ein neues Titelblatt und durch Hinzufügung einer Dedication an Heinrich IV. Diese Arbeit, welche von den französischen Literarhistorikern wenig gerühmt wird, verdient jedenfalls Beachtung, weil sie zu den wenigen französischen Uebersetzungen gehört, welche das Original getreu wiederzugeben sich bemühen. Grangier übersetzt

2) Biographie universelle. Tom. LXII. p. 225. Biographie générale. Tom. XIII. p. 366.

*) Biographie universelle. Tom. XI. p. 179.

Vers für Vers und Wort für Wort, ist aber eben deshalb dunkel, wo Dante dunkel ist, und oft noch dunkler, weil er den Sinn des Dichters nicht immer begreift. Die Uebertragung mag ihm nicht geringe Mühe verursacht haben und er hat wol vollkommen Recht, wenn er in der Widmung sagt, Jeder, der dieselbe Arbeit später zu wagen sich entschließe, werde ihm bezeugen müssen, daß sie nicht ohne sehr bedeutende Anstrengung und „ohne sich die Nägel zu zerkauen" zu Stande gebracht werden könne. Die neueren französischen Uebersetzer, welche größtentheils Dante durch ihre prosaischen Umschreibungen mishandelten, haben indessen ihren Vorgänger häufig geplündert, ohne ihm die gebührende Anerkennung zu zollen, insbesondere benutzten sie seine Anmerkungen, welche manches Brauchbare zur Erklärung des Textes enthalten. Er übertrug auch die Cäsaren des Kaisers Julian in seine Muttersprache (Discours de l'Empereur Julien sur les faits et déportemens des Césars, traduit de grec en français, avec annotations et la vie dudit Empereur. Paris 1580. 8.), und bewies dabei ebenfalls mehr Geschick und Sorgfalt als viele seiner Nachfolger. Grangier scheint gegen Ende des 16. Jahrh. oder am Anfange des folgenden gestorben zu sein*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGIER [1]) (Bonaventure), französischer Arzt, von dessen Lebensverhältnissen wir aber Nichts weiter wissen, als daß er in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Paris in großem Ansehen stand und besonders in den Streitigkeiten über die Frage, ob der Aderlaß überhaupt bei der Behandlung gefährlicher Krankheiten zuträglich oder auch nur rathsam sei, eine hervorragende Rolle spielte. Bis jetzt hatten die französischen Aerzte nur äußerst selten und in bestimmten Fällen Blut gelassen, bei Verderbniß der Säfte jedoch dieses Mittel nie angewendet. Um das Jahr 1575 trat aber Leonardo Botalli aus Asti in Piemont, ein Schüler Faloppia's und Leibarzt des Herzogs von Alençon, des vierten Sohnes des Königs Heinrich II., auf und empfahl das Aderlassen in allen Fällen der Bösartigkeit, selbst bei der Gicht; er wiederholte sogar vier- bis fünfmal diese Operation, indem er den Satz aufstellte: Je mehr unreines Wasser man aus dem Brunnen zieht, desto mehr reines strömt hinzu und je mehr ein Kind an den Brüsten der Amme saugt, desto mehr Milch bekommt sie. Die pariser Facultät verdammte indessen Botalli's Methode als ketzerisch und höchst schädlich und Grangier schrieb gegen dieselbe sein gelehrtes Werk: De cautionibus in sanguinis missione adhibendis (Parisiis 1578. 8.), welches von den meisten Aerzten mit großem Beifall aufgenommen, aber von Georg Caspi, einem niederländischen Arzte aus Hennegau, in einer Gegenschrift (Ad Bonav. Grangerii admonitionem indoctam et contumeliosam de cautionibus in sanguinis missione adhibendis responsio, qua Leon. Botalli libellus de curatione et sanguinis missione defenditur. Basileae 1580. 8. Parisiis 1581. 8.) heftig angegriffen wurde. Grangier behandelte den Gegner in seiner Antwort (In defensionem libelli Leon. Botalli de curandi ratione per sanguinis missionem a Georgio Caspio susceptam animadversio. Basileae 1580. 8. Parisiis 1581. 8.) nicht sehr glimpflich und dieser ließ eine noch derbere Erwiderung (Castigatio Bonav. Grangerii seu Villici Animadversionis adversus Leon. Botallum. Basileae 1582. 8.) folgen. Botalli's Verfahren breitete sich übrigens trotz alles Widerspruchs der theoretischen Aerzte durch ganz Frankreich aus und fand auch allmälig in andern Ländern Beifall, bis man später wieder Grangier's Ansichten als die richtigeren vorzog. Auch Grangier's lateinische, durch gute Anmerkungen erläuterte Uebersetzung der kleinen Abhandlungen Theophrast's von Eresus über den Schweiß und über den Schwindel (Theophrasti Philosophi de sudoribus libellus unus, de vertigine libellus alter, a Bonav. Grangerio latine conversi et annotationibus illustrati; adjecta sunt sudorum prognostica ab eodem versibus latinis descripta ex Hippocratis et Galeni scriptis. Parisiis 1576. 8.) wurde von den Zeitgenossen geschätzt [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGIER (Jacques), ein französischer Theolog in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Moulins in der Landschaft Bourbonnais (jetzigem Departement der Allier) geboren, von welchem aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er nach Beendigung seiner Studien in ein Kloster der Dominikaner ging und in mehren Collegien dieses Ordens die Theologie mit großem Beifall lehrte. Sein von seinen Zeitgenossen gepriesenes, aber mit mönchischen Vorurtheilen angefülltes und nicht sehr tolerantes Werk (Regulae secernendi veram ecclesiam ab adulterina et catholicos ab heterodoxis. Moulini 1612. 8.) gibt ein treues Bild der einseitigen Ansichten jener Zeit und verdient nur in dieser Beziehung Erwähnung, obschon noch viele andere Werke des 17. Jahrh. diesen Dienst leisten*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGIER [1]) (Jean), französischer Gelehrter und Schriftsteller, um das Jahr 1576 zu Châlons-sur-Marne in der Champagne geboren, widmete sich, nachdem er in den Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, zu Paris der Theologie und erhielt nach der Beendigung seiner Studien und nach seiner Weihe zum Diakon als Pfründner eine Lehrerstelle an dem mit der Universität zu Paris verbundenen College Beauvais. Im J. 1605 wurde er Rector und Lehrer der Rhetorik an dem College Harcourt und im J. 1611 Rector der Universität. Da unterdessen

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 312. Biographie générale. Tom. XXI. p. 683.

1) In lateinischen Schriften Grangerius, weshalb Manche auch, aber mit Unrecht, den Namen Granger schreiben.

2) *Joan. Ant. van der Linden*, De scriptis medicis, ed. *Georg. Abr. Mercklin* (Norimbergae 1686. 4.) p. 133. 324. Kurt Sprengel, Geschichte der Arzneikunde. Bd. 3. S. 255.

*) *J. Echard* et *J. Quétif*, Scriptores ordinis praedicatorum. Vol. II. Suppl. p. 6.

1) In latinisirter Form Grangerius.

die Rectorstelle an dem Collège Beauvais frei geworden war, so suchte Grangier um dieselbe an und zugleich um die nöthige Dispensation, da der Vorsteher der erwähnten Anstalt nach der Vorschrift des Stifters ein Priester aus der Diöcese von Soissons sein sollte. Er erhielt im J. 1615 die Dispensation und die Stelle, da er sich schon als Lehrer an dem erwähnten Collège große Verdienste um dasselbe erworben hatte. Er widmete auch der Förderung dieser Anstalt noch mehre Jahre seine ganze Thätigkeit, wie seine lehrreiche Schilderung des Zustandes derselben (De l'état du Collége de Dormans, dit de Beauvais, fondé en l'Université de Paris. Paris 1628. 4.) zur Genüge beweist, verließ sie aber doch, als ihm im J. 1617 die durch den Tod des bekannten Philologen Theodore Marcile erledigte Professur der lateinischen Beredsamkeit am Collège de France übertragen wurde. Als er im J. 1631 (nach Andern im J. 1635) für gut hielt, zur Beruhigung seines Gewissens sich mit seiner Magd, von welcher er mehre Kinder hatte, zu verheirathen, bedurfte er als Diakon zum zweiten Mal einer Dispensation, welche ihm aber der Papst Urban VIII., der ihn persönlich kannte, gern gewährte. Gegen das Ende seines Lebens nahmen mit den körperlichen Kräften die geistigen so sehr ab, daß er seinem Lehramte nicht mehr vorstehen konnte und im J. 1642 in den Ruhestand versetzt werden mußte. Er starb bald darauf im J. 1643 zu Paris. Grangier galt als einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und insbesondere als einer der vorzüglichsten Redner, wie er denn zu den wenigen Professoren der Universität gehörte, welche sich öffentlich in lateinischer Sprache geläufig und schön auszudrücken verstanden [2]). Uebrigens war er durchaus nicht frei von Pedanterie und sein Schüler Cyrano de Bergerac hat ihn zur Hauptperson seines Lustspiels Le Pédant joué gemacht. Er nennt dieselbe Granger und bezeichnet sie durch den Zusatz: Rector des Collège Beauvais noch deutlicher, das Stück wurde jedoch erst im J. 1654, also lange nach dem Tode Grangier's, aufgeführt. Unter den literarischen Arbeiten desselben nimmt unstreitig die Abhandlung über den Ort, wo Attila geschlagen wurde (De loco, ubi victus Attila fuit olim, Dissertatio. Parisiis 1641. 8), die erste Stelle ein, obgleich eine scharfe Kritik Manches daran tadeln muß. Er behauptet darin, daß der römische Feldherr Aëtius mit Hilfe der Franken die Hunnen in der Nähe von Châlons-sur-Marne bei dem Dorfe Caperli besiegt habe, während Andere behaupten, die entscheidende Schlacht sei in einer Ebene bei der Stadt Mery-sur-Seine vorgefallen. Da die Abhandlung selten geworden war, so wurde sie mit guten Anmerkungen eines nicht genannten teutschen Gelehrten ein Jahrhundert später wieder (Lipsiae 1746. 4.) herausgegeben. Die übrigen auf die französische Geschichte bezüglichen Schriften Grangier's (De Francia ab Henrico IV. interitu vindicata; exercitatio scholastica, carmine et soluta oratione. Parisiis 1611. 8.; Panegyricus dicatus Ludovico XIII. pro solemni praefatione praelectionum in aula Cameracensi. Ibid. 1620. 4.; Oratio de compressa pestilentia et felici reditu Justi Regis in Urbem, habita in scholis regiis a. 1623. Ibid. 1624. 8.; Oratio de Justi Regis pietate in optimam Matrem, habita in scholis regiis a. 1623. Ibid. 1624. 8.; Oratio in victoriam Ludovici XIII. de Anglo-Britannis habita in aula Cameracensi. Ibid. 1627. 4. und Oratio funebris Nic. Verduni. Ibid. 1627. 4.) sind ohne besondern Werth [3]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGIER (Pierre Joseph), französischer Jurist und Staatsmann, am 12. März 1758 zu Sancerre in Berri (dem jetzigen Departement des Cher) geboren, widmete sich auf der Universität zu Paris der Rechtswissenschaft und war nach der Beendigung seiner Studien zuerst Advocat und dann Unterbeamter an der Intendanz von Berri. Im J. 1789 von seiner Provinz zum Abgeordneten bei den Generalstaaten gewählt, wurde er Mitglied des Berichterstattungsausschusses und erwies sich vom ersten Tage an als Anhänger der conservativen Partei. In der Nationalversammlung stimmte er stets mit der Minorität und unterschrieb alle Erklärungen und Verwahrungen derselben, welche sie gegen die der Religion und der Monarchie gefährlich scheinenden Beschlüsse erscheinen ließ. An dem Tage, an welchem Ludwig XVI. die Constitution annahm (14. Sept. 1791), veröffentlichte er eine besondere Protestation, worin er die Nachtheile des neuen Systems sehr treffend erörtert und die Uebel andeutet, welche sie nach seiner Ansicht über Frankreich bringen müsse. Auch rieth er bei jeder Gelegenheit eine weise Sparsamkeit an und sprach sich gegen überflüssige Anstalten aus; sein letzter Antrag dieser Art war gegen die allzu zahlreichen Freischulen für den Straßen- und Brückenbau gerichtet. Nach dem Schlusse der Nationalversammlung zog er sich, da er zur gesetzgebenden Versammlung nicht wieder gewählt worden war, nach seinem Geburtsorte zurück und hielt sich von allen Geschäften entfernt, bis man ihn im J. 1796 zum Mitglied der Verwaltung des Departements des Cher ernannte. Später in den Rath der Fünfhundert gewählt, erstattete er in demselben mehre Berichte, insbesondere über die von den Jacobinern bei Gelegenheit der Wahlen im Departement der Nièvre veranlaßten Unruhen. Er ging mit den Fünfhundert in das gesetzgebende Corps über, seine Wahl wurde aber am 18. Fructidor (4. Sept. 1797), da er sich dem neuen Umschwunge der Dinge widersetzen zu müssen glaubte, annullirt. Im J. 1802 wurde er indessen wieder in den Generalrath und im J. 1804 in den Präfecturrath

2) Ein Epigramm, welches die besten Professoren in den verschiedenen Fächern hervorhebt, betrachtet ihn sogar als den hervorragendsten in der Eloquenz. Das Epigramm lautet:

Grangerius dicit, scribit Borbonius, unus
Marcilius doceat, caetera turba docet.

3) *J. P. Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. Tom. XXXVII. p. 260. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 312. Biographie générale. Tom. XXI. p. 684.

des Departements des Cher gewählt. Nach der Restauration, welche er mit großer Freude begrüßte, würdigte ihn Ludwig XVIII. wegen seiner bekannten und aufrichtigen royalistischen Gesinnung einer besonderen Aufmerksamkeit und erhob ihn durch ein Decret vom 6. Sept. 1814 in den Adelstand und der Herzog von Angoulême überreichte ihm bei seiner Durchreise durch Bourges im J. 1815 das Kreuz der Ehrenlegion. Dagegen verlor er nach der Rückkehr Napoleon's von Elba seine Stelle als Präfecturrath, welche er jedoch nach der zweiten Restauration sogleich wieder erhielt. Im J. 1816 empfing er auf den Antrag des Prinzen von Condé wegen seiner während der Revolution dem königlichen Hause bewiesenen Anhänglichkeit und geleisteten treuen Dienste das Kreuz des Johanniterordens. Er starb am 25. Juni 1821 zu Bourges*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANI, das Roß, welches die nordischen Denkmäler unserer Heldensage dem Sigurd Fafnisbani zuschreiben. Kurz erzählt der prosaische Eingang zu Sigurðarkviða II: „Sigurd ging zu Hialprek's [1]) Gestüte und wählte sich daraus einen Hengst, der seitdem Grani genannt ward." Genaueres berichtet aber die Völsûnga saga c. 13. Einst hielt Regin, der Pfleger Sigurd's, um denselben aufzureizen, seinen in Drachengestalt verwandelten Bruder Fafnir zu erschlagen, ihm vor, daß er der Könige (Hialprek und dessen Sohn Alf) Roßknecht werden, oder wie ein Läufer einhergehen wolle. Sigurd erwiderte ihm, nicht sei dem also, sondern es stehe ihm Alles zur Verfügung, was er haben wolle. Regin forderte ihn daher auf, Hialprek zu bitten, ihm ein Roß zu geben. Sofort ging Sigurd zu demselben und bat ihn um ein solches. Hialprek hieß ihn hingehen, um sich selbst ein Roß von den seinigen zu wählen. Als nun Sigurd zu diesem Zweck eines Tages zu Walde fuhr, begegnete ihm ein alter Mann mit einem langen Barte, der ihm unbekannt war. Der Mann fragte Sigurd, wohin er fahren wolle. Sigurd sagte es ihm und bat ihn, ihm dabei zu rathen. Auf den Rath des Alten trieben sie nun die Rosse in den tiefen Fluß Busiltiörn, aber keines schwamm an das Land, außer einem Hengste. Sigurd nahm denselben; er war grau von Farbe und jung, groß von Wuchs und schön, und noch keiner war ihm auf den Rücken gekommen. Der bärtige Mann sagte: „Dieser Hengst stammt von Sleipnir (Odin's achtbeinigem Rosse), und er soll mit Sorgfalt auferzogen werden, denn er ist aller Hengste bester." Sigurd nannte den Hengst Grani, und es ist der beste Hengst gewesen; der Alte, der zu ihm gekommen, war Odin.

Eine Erinnerung an diese alterthümliche Erwählung des Rosses hat sich in dem faröischen Liede Regin smiður Str. 53—55 erhalten. Als Sjurdur von seiner Mutter Hiordis die Stücke des zerbrochenen Schwertes seines Vaters Sigmund erhalten hat, um dessen Tod an den Hundingssöhnen zu rächen, weist ihn dieselbe zu Regin, damit ihm dieser aus den Schwertstücken ein Schwert schmiede, und heißt ihn zum Wasserfall zu gehen und einen Stein in den Strom zu werfen, und das Roß zu wählen, welches nicht hinwegweiche. Sjurdur that also, es war das beste von allen und wurde Grani Sjurdur's Roß geheißen. Auch in dem altdänischen Liede Sivard snarensvend Str. 3 und in dem norwegischen Sigurð svein erhält Sigurd dasselbe von seiner Mutter, aber ohne jenen alterthümlichen Zug.

Eine andere Ueberlieferung hat uns die Thiðreks saga c. 168 aufbewahrt. Als Sigurd von der Erschlagung des Drachen Regin, der ihn auf Veranstaltung seines Pflegevaters Mimir umbringen sollte, zornig zurückgekehrt ist, und dieser, um ihn zu besänftigen, ihm Waffen anbietet, verspricht er zugleich, ihm auch einen Hengst geben zu wollen, der Grani heiße und in Brynhild's Stuterei sei. Nach Empfang der Waffen erschlägt Sigurd dennoch Mimir, geht dann zu Brynhild's Burg, stößt die verschlossene Eisenthür auf, und erschlägt die herbeieilenden Wachtmänner; aber Brynhild stiftet Frieden, offenbart ihm seinen Namen und Geschlecht, und fragt ihn nach der Absicht seines Kommens. Sigurd sagt ihr, diese sei da, von ihr den Hengst Grani zu empfangen, von dem ihm sein Pflegevater gesagt. Brynhild verspricht ihm denselben und sendet sofort Männer zu ihrem Gehöfte im Walde, wo Studer der Alte die Rosse hütete (vgl. c. 18), den Hengst zu fangen; aber sie vermögen es nicht, obgleich sie sich den ganzen Tag damit abmühen. Den andern Tag geht nun Sigurd mit zwölf Männern selbst hin. Die Männer treiben sich lange mit dem Hengste herum, können ihn aber auch nicht fangen. Da nimmt Sigurd den Zaum, geht zu dem Hengste, und der Hengst kommt zu ihm, und er legt ihm das Gebiß an und besteigt denselben. Nach derselben Saga c. 168 war Grani der Bruder von Heimir's Hengst Rispa, Thidrek's Hengst Falka und Widga's Hengst Skemming, aber Grani war der beste unter ihnen.

Unsere teutschen Denkmäler kennen dieses sagenberühmte Roß nicht mehr; nur eine sehr allgemein gehaltene Stelle im Rosengarten A. 61, 14—17 scheint dasselbe anzudeuten. Um so auffallender muß es sein, daß die in der Mitte des 13. Jahrh. nach teutschen Ueberlieferungen abgefaßte Thiðreks saga es nicht nur dem Namen nach nennt, sondern auch noch so Genaues von demselben zu berichten weiß.

Die altsächsische Namensform würde Grano, ahd. Krano, mhd. Grane gelautet haben. Dieselbe sagt nicht aus „der Graue," daher auch nicht Grâni zu schreiben ist, obwol die Völsûnga saga a. a. O., sowie Brot af Brynhildarkviða Str. 6 dem Rosse graue Farbe zuschreiben, sondern ist, da diese Form in den Handschriften keine Begründung findet und die faröischen Lieder Grani, das norwegische Grane und die dänischen und schwedischen Grane, Gram, Grammen, Gramand (Graamand ist spätere misverstandene Form) bieten, vom

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 15. Biographie générale. Tom. XXI. p. 684.

1) Bei diesem wurde nämlich nach der Völsûnga saga c. 13 Sigurd geboren und erzogen.

altsächsischen Adjectivum grano (?), ahd. crana, mhd. gran, altn. gröni, das von grön (pl. granir) barbatus stammt, herzuleiten, welches sich auch als Odin's Name Grani, Sidgrani, Hrosshârsgrani und als altnordischer Mannsname findet. Vgl. Sophus Bugge in Sv. Grundtvig's Danmarks gamle Folkeviser 2, 623.

In Grani's Gestalt und Wesen lag, wie schon dessen Abstammung von Sleipnir andeutet, etwas Uebernatürliches. Die Völsûnga saga c. 26 sagt, daß dasselbe viel größer war als andere Rosse, nach der Nornagests saga c. 8. zeigte Gast einen Haarbüschel aus dessen Schweif, der 7 Ellen lang war, und nach dem norwegischen Liede Sigurd svein Str. 16. 28 war dasselbe 15 Ellen lang und 12 Ellen hoch. Grani allein vermochte durch die grausige Waberlohe zu sprengen (Völsûnga saga c. 27), wie auch in dem altdänischen Liede Sivard og Brynild der Held mit ihm den Glasberg erklimmt. Als Sigurd das Roß besteigt, um zu seinem Mutterbruder (Gripir) zu reiten, leuchtete nach dem altdänischen Liede Sivard snarensvend sein Auge wie der Morgenstern und Feuer sprang aus seinem Gebiß, es setzte wie in der Thidreks saga c. 68 Skemming und Rispa über den Weserstrom, nach der Recension des angeführten dänischen Liedes bei der Ankunft vor der Burg über die Mauer [2]), und in dem norwegischen Liede Sigurd svein, welches jedoch diesen gewaltigen Sprung nicht kennt, war nach dem vollbrachten Ritt in seinem Auge ein Wurm zu schauen (s. den Artikel Grim und Hilde) und Feuer sprühte aus seiner Nase. Das faröische Lied von Brinhild Str. 233 schreibt ihm Menschenverstand zu. Der prosaische Schluß des Fafnismâl erzählt, daß Grani, nachdem Sigurd den Hort des erschlagenen Fafnir auf dessen Rücken geladen, nicht eher fortgehen wollte, als bis Sigurd ihn bestieg, und die Völsûnga saga a. a. O., daß Grani unter Gunnar nicht von der Stelle ging, als Sigurd ihm denselben geliehen, um damit durch die Waberlohe zu sprengen [3]). Nach Brot af Brynhildarkvida Str. 6 ließ Grani trauernd den Kopf über Sigurd hängen, als dieser erschlagen war, und nach Gudrûnarkvida 2, 4. 5 ging Gudrun, als die Mörder ohne den Gatten von der Mordstätte heimkehrten, weinend hinaus, mit Grani zu reden und das Roß nach Kunde zu fragen. „Da trauerte Grani und senkte das Haupt: das Roß wußte wohl, daß sein Herr nicht mehr lebte" [4]). Daß Grani der alten Sitte gemäß zugleich mit der Leiche seines Herrn verbrannt wurde, ist sehr wahrscheinlich, da er in der Edda und Wölsungasaga nach dessen Tode nicht mehr erwähnt wird. In der Thidreks saga c. 358 dagegen schenkt nach Sigurd's Tode König Gunnar den Grani dem Könige Thidrek beim Abschied von Attila's Vermählungsfeier mit Grimhild; Weiteres berichtet diese Sage aber nicht davon. Nach dem faröischen Liede von Brinhild Str. 237 nimmt Gudrun nach des Gatten Tode Grani an dem Zaume und zieht damit durch die ganze Welt, und man pflegt daher noch heute auf den faröischen Inseln durch die Erinnerung an Gudrun's Pflege des Grani zur sorgsamen Pflege der Thiere zu ermuntern (P. E. Müller, Sagabibliothek 2, 414, übersetzt von Lange) [5]).

Dieses übernatürliche Roß mußte Sigurd nach Odin's Bestimmung und Wahl besitzen, um mit demselben durch die Waberlohe zu sprengen, da er durch Brynhild's Erweckung aus dem Zauberschlafe allein dem Fluche Andvari's entgehen konnte (s. meine Deutsche Heldensage 1, 24. 100. 150). Anders verhält es sich dagegen in der Thidreks saga, wo Sigurd das Roß erst von Brynhild erhält. Allerdings ist auch hier, wie aus mehren Umständen sehr wahrscheinlich wird, Brynhild's Burg, gleich der Waberlohe, in der die Jungfrau nach der ältern Sage ruht, die Unterwelt (s. meine Deutsche Heldensage 2, 32 fg.), allein, nachdem an die Stelle der Waberlohe eine feste Burg getreten ist, und Sigurd bereits als der riesige, in Drachenblut gehörnte Held erscheint, läßt ihn die Sage nicht, wie das Lied über die Mauer der Burg seines Oheims, noch wie die Edda den Hermodur über das Helgitter, über das Eisenthor setzen, sondern dasselbe mit Gewalt erbrechen und die herbeieilenden Wachtmänner erschlagen, und macht, ohne daß von der Erlösung der Brynhild oder seiner Verlobung mit ihr die Rede ist (obwol letztere nachträglich c. 227 berichtet wird), den Wunsch das Roß zu empfangen zum eigentlichen Zweck seines Kommens. Der Umstand, daß nun Brynhild im Besitze des Grani war, erklärt sich daraus, daß dieses Roß ein dämonisches war, und wie dasselbe einst allein in die Unterwelt (die Waberlohe) eindrang, so ließ man es jetzt, nachdem die ältere Gestalt der Sage untergegangen oder vielmehr verändert war, aus derselben (also dem Reiche der Brynhild) stammen, und die Gewinnung desselben wurde zum eigentlichen Zweck seines Kommens, da von einer Erlösung der Brynhild gar keine Rede mehr ist. Möglich ist es aber auch, daß die Sage, nachdem die alte Ueberlieferung von Sigurd's Zusammentreffen mit Brynhild erblaßt war, an dieses die Erwerbung des Rosses unwillkürlich knüpfte, zumal da sie, wie Sigurd selbst, von dessen Verwandten Nichts mehr wußte.

Gewiß ist aber Simrock im Irrthum, wenn er Mythologie S. 529 sagt: „War es der Priester des Gottes, nicht Odin selbst, der Völsûnga saga c. 13 dem Sigurd den Hengst Grani gab, auf dessen Rücken noch kein Mann gekommen war? Wie nach der Thi-

---

2) Wie nach Gylfaginning c. 49 Hermodur auf Sleipnir über das Helgitter setzt. 3) Dasselbe berichtet auch das faröische Lied von Brinhild a. a. O., welche Stelle aber hier irrthümlich bei Sigurd's Ermordung steht. Siehe meine Deutsche Heldensage 1, 325. — Unwahrscheinlich ist die Meldung der Völsûnga saga c. 24, daß Grani einst seinem Herrn entlaufen war. 4) Noch weiter geht die Thidreks saga in Betreff Falka's. C. 100 zerschlägt dieser den Rücken des Riesen Ecka und c. 104 den eines Elephanten, als er seinen Herrn hilflos unter diesem liegen sieht.

5) Das norwegische Lied Sigurd svein berichtet Str. 47 fg., daß Grani, nachdem Sigurd Gripir's Hof verlassen und dem Asgardritt begegnet war, an dem Rheine den Fuß zerbrach und nun von Guro (Gudrun) das Roß Skerting erhielt.

ðreks saga c. 18 dieses Roß in einem Walde bei einem Gehöfte erzogen ward, läßt an die heiligen Haine denken, worin den Göttern Rosse weideten." Sicherlich war das Gestüte, zu dem nach der alten Sage Hialprek den Sigurd wies, kein heiliger Hain mit den Göttern geweihten Rossen, und sodann galten diese Rosse für so heilig, daß es kein Priester wagen durfte, sie zu andern Zwecken abzugeben, wenigstens besitzen wir kein Beispiel davon, und wenn die heiligen Symbole der Götter, worauf sich Simrock beruft, von dem Priester aus dem Heiligthume genommen wurden, so kehrten sie alsbald nach Erfüllung des damit Beabsichtigten wieder dahin zurück; auch steht Odin's persönliches Eingreifen in Sigurd's Schicksale (wie ich in meiner Heldensage a. a. O. nachgewiesen) so fest, daß hier an einen Priester gar nicht zu denken ist; in unserm Alterthume endlich weideten aber nicht nur die heiligen Rosse im Haine, sondern auch die profanen (s. Vilmar, Hêliand S. 17. 19).

Ob das Roß Grani, welches die Edda Helgakviða Hundingsbana 1, 38 und Sigrdrîfumal 17 nennt, ein Götterroß oder unser Grani war, oder ob hier Grani als allgemeine Bezeichnung von Roß dient, steht nicht zu entscheiden. (*A. Raszmann.*)

GRANI (Alvise), ein geschickter italienischer Musiker des 17. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er als Kapellmeister im Dienste der Republik Venedig stand. Als Componist machte er sich durch eine zu Venedig um das Jahr 1670 gedruckte Sammlung fünfstimmiger concertirender Sonaten bekannt *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIACUM, alter Name einer Landspitze von Corsica (Γρανιακὸν ἄκρον), von Ptolemäos III, 2, 4 nördlich von der Stadt Rubra (Ῥούβρα πόλις) angesetzt, folglich bei der gegenwärtigen Landspitze Punta St. Paolo, welche wahrscheinlich mit jener identisch ist. Ptolemäos hat sie unter den Localitäten der Südseite (Μεσημβρινῆς πλευρᾶς) aufgeführt, nach ihr die Stadt Ἄλιστα und den Φιλωνίου λιμήν genannt, worauf er zur Beschreibung der Ostküste übergeht. Vergl. Mannert Th. IX, 2. S. 516. (*Krause.*)

GRANIA GENS, eine römische Plebejerfamilie, die indessen, soviel uns bekannt, eine historisch bedeutende Rolle nicht gespielt hat. Aus den letzten Menschenaltern der Republik und aus dem ersten Jahrhundert der Cäsarenherrschaft sind einige Römer dieses Namens bekannt, die wir nachstehend aufführen. Zuerst begegnet im Zeitalter des C. Marius ein Quintus Granius, ein Mann, der allerdings nur die Stellung eines praeco einnahm, aber ein sehr begabter, geistig höchst bedeutender Mensch gewesen zu sein scheint, dessen Verkehr Männer wie die ihrer Zeit hochberühmten Redner M. Antonius und M. Crassus, und in seinen Jugendjahren dann auch M. Tullius Cicero, suchten. Granius war namentlich wegen seines scharfen, kaustischen Witzes, durch jenen echten Mutterwitz, an dem die Römer stets ihre Freude hatten, ebenso bekannt wie gefürchtet; in dieser Beziehung hatte keiner der römische Satyriker Lucilius wiederholt in seinen Gedichten gedacht. (Vergl. *Cic.* De Orat. II, 60, 244; 62, 254. Brut. 43. u. 46. pro Planco 14, 33. ad Famil. IX, 15, 2. ad Attic. VI, 3, 7.) Den Tod dieses Mannes setzt Haakh bei Pauly, Realencyklopädie d. class. Alterth. Bd. III. S. 959 (auf dessen Artikel über die gens Grania a. a. O. S. 958—960 vorzugsweise zu verweisen ist) in die nächste Zeit nach dem Jahre 663 d. St., 91 v. Chr.

Weiterhin finden wir zwei politische Parteigenossen des C. Marius, nämlich den Cnejus und den Quintus Granius. Diese Männer nämlich nennt Appian (B. C. I, 60) unter jenen Römern, die Sulla nach der ersten Eroberung der Hauptstadt Rom im J. 666 d. St., 88 v. Chr., zugleich mit jenem seinem großen demokratischen Gegner in die Acht erklärte. Einer dieser beiden Geächteten ist wol derselbe, dessen auch Plutarch gedenkt. Nach dessen Vit. Mar. c. 35 nämlich schiffte sich Marius auf seiner damaligen Flucht zu Ostia mit einem Granius ein. Als nachher die bei Circeji wieder gelandeten Flüchtlinge bei Minturnä in Gefahr geriethen, von Sullanischen Reitern gefangen zu werden, entkam dieser Granius noch glücklich nach einem eben vorübersegelnden Schiffe, das ihn (*Plut.* Mar. 37) nach der Insel Aenaria (Ischia) führte, wo er später, als Marius in der bekannten Weise aus der Haft in Minturnä wieder losgekommen war, mit dem alten Feldherrn bei dessen Weiterfahrt nach Afrika wieder zusammentraf (*Plut.* Mar. 40). — Den andern dieser Granier fand Marius (nach *Appian.* l. l. I, 62) im nächsten Winter in Afrika unter jenen Flüchtlingen, die sich zunächst bei dem numidischen Könige Hiempsal II. aufgehalten hatten, dann aber an der Grenze von Numidien und der römischen Provinz mit ihrem Führer sich wieder vereinigten. — Plutarch nennt jenen Granius (Mar. 35) den πρόγονος, also den Stiefsohn des Marius. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse sind nicht näher bekannt. (Haakh a. a. O. S. 959 macht die Hypothese, daß die Cn. und Qu. Granius des Appian Brüder waren, und zwar Söhne des zuerst besprochenen Präco Granius von einer Frau, die demnach in erster Ehe mit Granius, nachmals dann mit C. Marius vermählt gewesen. Er denkt dabei in erster Linie an des alten Marius berühmte Gemahlin Julia, die Mutter des jüngern Marius; wegen *Plut.* Caes. 1. und Mar. 6. u. 35 müßte man doch aber, wovon sonst Nichts bekannt, auch noch annehmen, daß Julia nicht erst durch Granius' Tod, sondern schon viel früher durch eine Scheidung von dem alten Präco getrennt worden.) — Außer diesen Männern nennt *Plut.* Sull. 37 noch den Quästor Granius zu Puteoli, den Sulla am Tage vor seinem eigenen Tode hinrichten ließ.

Ebenso dürftig sind unsere Nachrichten von den späteren Graniern. So hören wir von dem römischen Ritter Aulus Granius aus Puteoli nur, daß er im J. 706 d. St., 48 v. Chr., vor Dyrrhachion im Dienste des großen Julius Cäsar im Kampfe blieb (*Caes.* Bell. civ. III, 71). — Ein anderer Cäsarianer, der Quästor

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 589.

Granius Petron (*Plut.* Caes. 16), findet sein Ende in dem Kampfe mit den Pompejanern in Afrika. — In der Zeit des Kaisers Tiberius erscheinen nach einander drei Granier. Granius Marcellus, Prätor von Bithynien, wurde (im J. 768 d. St., 15 n. Chr.) durch seinen eigenen Quästor Cäpio Crispinus und durch den berüchtigten Ankläger Romanus Hispo auf höchst frivole Gründe des Verbrechens der verletzten Majestät des Kaisers angeklagt; der Angeklagte erlangte aber für diesen Punkt die Freisprechung. Die gleichzeitig angebrachte Klage wegen Erpressungen, die der Prätor verübt haben sollte, wurde durch ein Schiedsgericht („durch die recuperatores") erledigt (*Tacit.* Ann. I, 74). — Quintus Granius wird im J. 777 d. St., 24 n. Chr., als Ankläger des Calpurnius Piso wegen Majestätsbeleidigung genannt (*Tacit.* Ann. IV, 21). — Und den Senator Granius Marcianus klagte im J. 788 d. St., 35 n. Chr., der Alt-Prätor Cajus Gracchus wegen Majestätsbeleidigung an; der Angeklagte gab sich, was damals in solchem Falle sehr oft geschah, selbst den Tod (*Tacit.* Ann. VI, 38).

Aus Nero's Zeit kennen wir noch den Granius Silvanus, wofür Einige bei Tacitus die Lesart Gavius Silv. vorziehen. Tribun einer Prätorianercohorte, wurde er im J. 818 d. St., 65 n. Chr., bewogen, sich der gegen Nero's Leben gerichteten Verschwörung des Cajus Calpurnius Piso anzuschließen (*Tacit.* Ann. XV, 50 u. 61). Bekanntlich wurde aber dieses Complott verrathen, doch kamen Anfangs nicht sämmtliche Namen der Verschworenen zur Kenntniß des Kaisers, und so geschah es, daß mehrfach noch nicht denuncirte Theilnehmer dieses Complotts bei der Verhaftung, Untersuchung und Hinrichtung ihrer bereits entdeckten Genossen mit verwendet wurden. Als bei dieser Gelegenheit der elende Antonius Natalis (der mit unter den Ersten entdeckt worden war, und nun, um sich selbst zu retten, nach allen Richtungen hin, wie Nero es wünschte, wahre und erfundene Enthüllungen machte) auch Nero's alten, dem Kaiser verhaßt gewordenen, Lehrer Seneca als Mitverschworenen angegeben hatte, so mußte Granius Silvanus (*Tacit.* Ann. XV, 56. 60—61) die ersten Untersuchungen gegen den greisen Philosophen leiten, dann den alten Mann nöthigen, sich selbst den Tod zu geben. Granius hatte wenigstens noch so viel Schamgefühl, daß er den Blutbefehl dem Seneca nicht persönlich überbrachte, sondern durch einen seiner Centurionen ausrichten ließ. — Nachher wurden aber auch die bei dem Complott betheiligt gewesenen Officiere dem Kaiser denuncirt und zur Untersuchung gezogen; so denn auch Granius Silvanus, der nun zwar freigesprochen, bez. begnadigt wurde, dann aber (vielleicht im brennenden Gefühl seiner zweideutigen Stellung) sich selbst den Tod gab (*Tacit.* l. l. 71; vergl. auch K. Höck, Römische Geschichte. Bd. 1. Abth. III. S. 380—385). — Endlich erscheint noch unter Kaiser Hadrian ein Granius oder Granianus Serenus als Legat in Asien, der (vergl. *Oros.* VII, 13. *Euseb.* Hist. eccles. IV, 8. 9 u. f. Haakh a. a. O. S. 960) bei dem Kaiser mit Erfolg dahin arbeitete, daß die Christen nicht ohne Urtheil und Recht, nicht ohne Anklage und gegründete Beschuldigung getödtet werden sollten. (*G. F. Hertzberg.*)

GRANIANOS, ein berühmter griechischer Wettkämpfer aus Sikyon, welcher zu Olympia zwei Siege im Fünfkampfe, einen auf der Rennbahn und im Doppellaufe zwei, den einen nackt, den andern mit dem Schilde, davon getragen hat. Man errichtete ihm ein Standbild innerhalb des Umfanges des Heiligthums des Asklepios zu Titane, einem festen Orte zwischen Sikyon und Phlius, welches zur Zeit des Geographen Pausanias (in der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr.) noch vorhanden war *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIANUS (Julius), ein römischer Rhetor, von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er mit Julius Frontinus und Böbius Macrinus dem Kaiser Alexander Severus Unterricht in der Beredsamkeit ertheilte. Seine Reden oder vielmehr Redeübungen (Orationes declamatae) waren noch zur Zeit des Geschichtschreibers Aelius Lampridius (unter Constantin's I. Regierung) vorhanden [1]), sind aber jetzt bis auf die letzte Spur verschwunden [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIANUS (Serenus) [1]), Proconsul in Asien unter der Regierung des Kaisers Hadrianus, von dessen Lebensverhältnissen wir aber Nichts weiter wissen, als daß er ein gerechter Beamter war und zu der geringen Zahl der Heiden gehörte, welche das willkürliche und grausame Verfahrrn gegen die Anhänger des Christenthums durchaus misbilligten. Er überschickte sogar dem Kaiser ein Schreiben, worin er ihm Vorstellungen zu Gunsten der Christen machte und auf die schreiende Ungerechtigkeit, womit man einen Theil seiner Unterthanen behandelte, hinwies. Wir besitzen leider den für die Kirchengeschichte keinesfalls unwichtigen Brief nicht mehr selbst, der Inhalt läßt sich aber aus der noch vorhandenen Antwort, welche Hadrianus an den Nachfolger des unterdessen gestorbenen oder abgelösten Granianus richtete, errathen. Diese Antwort lautet: „Aelius Hadrianus wünscht dem Proconsul Minucius Fundanus alles Wohlergehen. Den Brief, welchen dein Vorgänger, der erlauchte Serenus Granianus an mich geschrieben, habe ich erhalten. Die Sache scheint mir nicht ununtersucht bleiben zu dürfen, damit man diese Leute [die Christen] nicht beunruhige und damit den losen Anklägern keine Gelegenheit zur Ausübung ihrer Bosheit geboten wird. Wofern die Bewohner der Provinz in solcher Anklage etwas Bestimmtes zu sagen haben, sodaß sie auch vor dem Richterstuhle es zu erhärten vermögen, so laß sie es thun, achte aber nicht auf bloßes Ansuchen und Geschrei. Dir geziemt es vielmehr zu untersuchen, ob Jemand gegründete Klage führe. Wenn einer sie anklagt und beweist, daß sie wider das Gesetz

*) *Pausaniae* Descript. Graeciae l. II. c. 11.

1) *Ael. Lampridii* Alex. Sev. c. 3. 2) Ant. Westermann, Geschichte der römischen Beredsamkeit §. 89.

1) Die Schreibarten Serenius, Serennius und Serinnius sind unrichtig.

gehandelt haben, so sprich Urtheil nach Maßgabe des Verbrechens. Sollte aber Jemand nur in verleumderischer Absicht dergleichen Dinge vorbringen, so strafe ihn, beim Hercules, unnachsichtig und nach Gebühr" [2]). Die griechischen Kirchenschriftsteller nennen einstimmig den Proconsul Serenius Granianus, bei Paulus Orosius [3]) aber heißt er Serenus Granius und vielleicht nach guten Quellen. Die Familie Grania ist ein bekanntes plebejisches Geschlecht, weshalb man die Schreibart Granius als die richtige erklärt und den Schreiber des Briefes in die Familie Grania eingereiht hat [4]), wol aber etwas zu voreilig, da auch der Name Granianus durchaus nicht unbekannt ist, man braucht nur an den Rhetor Julius Granianus, den Lehrer des Kaisers Alexander Severus, zu erinnern, über dessen Namen sich bis jetzt keine Meinungsverschiedenheit gezeigt hat. Auf Inschriften scheint der Name nicht vorzukommen oder wenigstens nicht häufig zu sein. (*Ph. H. Külb.*)

GRANICUS, ein an sich unbedeutender, aber durch den Sieg Alexander's des Großen über die Perser berühmter Fluß, dessen Quellen auf dem Berge Kotylos im Idagebirge entspringen, welcher durch das Gebiet des alten Troias in Mysien, in nördlicher Richtung durch das Gebiet der Adrastea strömend, zwischen dem alten Priapus und Kyzikum sich in die Propontis ergießt. (Vergl. *Plinius*, Hist. Nat. V, 32. Ueber *Ἀδράστεια* *Steph. Byz.* v. p. 28. ed. *Meineke.*) Bereits Homer (Il. XII, 21) führt den *Γρήνικος* unter den acht Flüssen auf, welche dem Ida entquellen. Vergl. *Strab.* XIII, 582. Nach Strabon (XIII, 587. *Cas.*) lag die zu seiner Zeit bereits zerstörte Stadt Sidene am Granikos. Im Homerischen Epos sowol als bei Strabon (XIII, 602) wird dieser Fluß neben dem Aisepos (*Αἴσηπος*) genannt. Pomponius Mela (I, 19, 9) bemerkt: Trans amnem (Granicum) sedet in cervice peninsulae (Propontidis) Cycicum. Auch Lucullus besiegte am Granikos den Mithridates. Vergl. *Diodor.* XVII, 19. *Arrian.* Exped. Alex. I, 13. *Plutarch.* Alex. c. 16. Derselbe Lucull. c. II. Florus III, 5. Tabul. Peuting. (s. Ind. ed. *Mannert*). Neuere Reisende haben diesen Fluß mehrmals erwähnt. So Richter, Wallfahrten im Morgenlande S. 424. Gegenwärtig wird derselbe Kodscha-Su genannt. (*Krause.*)

GRANIÉ (Pierre), französischer Jurist und Schriftsteller, im J. 1755 zu Beziers (im jetzigen Departement des Herault) geboren, widmete sich der Rechtswissenschaft und wählte, nachdem er zu Paris seine Studien beendigt hatte, die Laufbahn eines Advocaten. Im J. 1800 wurde er unter die Anwälte am Cassationshofe aufgenommen und im J. 1814 zum Anwalt bei dem königlichen Rathe bestimmt. Am Anfange des Jahres 1819 erfolgte seine Ernennung zum Vicepräsidenten an dem Tribunale erster Instanz zu Bordeaux, er starb aber schon am 22. Juni desselben Jahres in dieser Stadt plötzlich. Granié machte sich auch als Schriftsteller im historischen, politischen und juristischen Fache bekannt. Seine Geschichte der constituirenden Versammlung (Histoire de l'assemblée constituante écrite par un citoyen des États-Unis de l'Amérique septentrionale. Paris 1799. 8.) fand, obgleich sie sich nicht mit den Tendenzen der Revolution ganz einverstanden erklärte, großen Beifall, besonders im Auslande, und wurde von Leo Huber ins Teutsche übersetzt (Leipzig 1799. 8.). Eine zweite Auflage erschien mit seinem Namen, den er früher aus mancherlei Rücksichten verschwiegen hatte, nach der Restauration unter dem Titel: Histoire des États-Généraux, ou Assemblée nationale en 1789 sous Louis XVI. (Paris 1814. 8.). Seine Geschichte Karl's des Großen (Histoire de Charle Magne, roi de France et empereur d'Occident au renouvellement de l'empire; précédée d'un Précis historique sur les Gaules. Paris 1819. 8.) ist gut gemeint, aber nicht nach den Quellen gearbeitet und den Forderungen, welche jetzt an den Historiker gestellt werden, wenig entsprechend. Seine kleineren politischen, philosophischen und literarischen Schriften (Lettre au citoyen D. * sur l'ouvrage intitulé: Mes rapports avec J. J. Rousseau par le citoyen Dusaulx. S. l. 1798. 8.; Lettre à M** sur la philosophie dans ses rapports avec notre gouvernement. Paris 1802. 8.; Petite lettre sur un grand sujet. Paris 1812. 8.) fanden zu ihrer Zeit Leser, sind aber jetzt vergessen. Auch sein juristischer Versuch (Observations sur les lois maritimes dans leurs rapports avec le Code civil. Paris 1799. 8.) wurde nur einer vorübergehenden Beachtung gewürdigt *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIER (Jean Etienne), ein französischer Militairchirurg zur Zeit der Napoleonischen Kriege, hat sich durch einige Abhandlungen in den Annales de la Société de Médicine de Montpellier bekannt gemacht, und außerdem durch folgende geschätzte Schriften: Mémoire sur la vaccine, considérée sous son rapport prophylactique et pathologique. (Montp. 1806.) Topographie médicale de l'île de Walcheren, suivie d'une exposition clinique des principales maladies qui ont paru dans les hopitaux de Middelbourg (île de Walcheren) depuis l'automne de 1811 jusqu'au milieu de l'été de 1812. (Breda 1813.) Traité sur l'apoplexie, considérée en elle-même, d'après les vues anciennes et modernes, et relativement aux maladies qui la simulent, la précédent, l'accompagnent ou lui succédent. (Toulouse 1826.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRANIER (Louis), französischer Componist, im J. 1740 zu Toulouse geboren, ging, nachdem er seine musikalischen Studien in seiner Vaterstadt beendigt hatte,

2) Der Märtyrer Justinus (Apologia I. pro Christianis c. 69) und der Kirchenhistoriker Eusebius (Hist. eccles. l. IV. c. 8. 9) theilen diesen Brief mit. 3) Hist. sacr. l. VII. c. 12. 4) Real-Encyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft. Bd. 3. S. 960.

*) Biographie universelle. Tom. LXV. p. 16. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 450. Biographie générale. Tom. XXI. p. 684.

nach Bordeaux, wo er als Musikmeister an der Oper angestellt wurde. Einige Jahre später trat er in die Dienste des Herzogs Karl von Lothringen als erster Violinist an dessen Theater und setzte während seines Aufenthaltes zu Brüssel die Chöre der „Athalie" Racine's in Musik, welche Arbeit ihm so vortrefflich gelang, daß er sich dadurch nicht nur die Gunst des Herzogs, sondern auch den Beifall sowol der Kenner als auch des großen Publicums erwarb. Sein Ruf verbreitete sich durch diese Composition so schnell, daß ihn die Direction der Oper zu Paris im J. 1766 nach der Hauptstadt berief und ihn als zweiten Violinisten, nicht aber, wie manche Biographen behaupten, als Director des Orchesters oder gar als eines ihrer Mitglieder anstellte. Er componirte für diese Bühne einige Einlagen der Oper „Tancred," mehre Divertissements, Ballete und Tänze und mit Berton dem älteren die Oper „Theonis" und die neue Musik zu der Oper „Bellerophon;" außerdem lieferte er auch sehr beliebte Sonaten und Arien für die Violine. Nachdem er 20 Jahre an der Oper gewirkt hatte, zog er sich mit einer durch seine Leistungen wohlverdienten Pension nach Toulouse zurück, wo er im J. 1800 starb. — François Granier, ein gleichzeitiger Componist, gab im J. 1734 zu Paris sechs Solos für das Violoncell heraus; ein älterer Granier, welcher um das Jahr 1600 zu Paris starb, stand in den Diensten der Königin Margaretha und spielte die Baßgeige mit großer Virtuosität*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIER (Pierre), französischer Bildhauer, im J. 1635 zu Mateilles im Bezirke von Montpellier (im Departement des Herault) geboren, erlernte seine Kunst bei dem berühmten Bildhauer François Girardon zu Paris und war später für die königlichen Schlösser und Paläste thätig. Seine Arbeiten erfreuten sich eines großen Beifalles und mehre derselben, welche früher die Gärten von Versailles schmückten, sind in dem Werke Sim. Thomassin's über diesen weltbekannten Lustpark (Recueil de figures, grouppes, thermes, fontaines, vases etc., qui se voyent dans le Chateau et Parc de Versailles, gravés d'après les originaux. Paris 1694. 4. La Haye 1723. 4.) abgebildet. Er starb im J. 1716 zu Paris. Er war auch Mitglied der königlichen Akademie, welche im J. 1685 seine Verdienste durch eine ehrenvolle Aufnahme anerkannt hatte†). (*Ph. H. Külb.*)

GRANJON (Robert), berühmter Schriftgraveur und Drucker des 16. Jahrh., um das Jahr 1530 zu Paris geboren, lernte bei seinem Vater, einem Buchhändler und Buchdrucker, das Geschäft und druckte daselbst im J. 1551 François Habert's Uebersetzung der Satyren des Horaz. Bald darauf scheint er nach Lyon übergesiedelt zu sein, denn im J. 1558 ging daselbst aus seiner Officin Gaultier's Alexandreide hervor. Er beschäftigte sich jedoch jetzt vorzugsweise mit dem Notendruck und schnitt eine Art Musiknoten, welche von allen, deren man sich bis dahin in ganz Europa bediente, abwichen, indem er ihnen statt der rautenförmigen Gestalt eine mehr abgerundete gab; außerdem entfernte er die Ligaturen und Proportionszeichen, wodurch die Musik ebenso schwer zu lesen als auszuführen war, sodaß er alle Zeitmaße auf die Zweitheilung beschränkte, eine sinnreiche Vereinfachung, womit er aber nur schwer und langsam durchgedrungen zu sein scheint, denn obgleich er ein Privilegium auf seine Verbesserung erhielt, so wagte er doch erst im J. 1559 mit größeren Drucken nach dem neuen Systeme hervorzutreten. In diesem Jahre gab er zu Lyon heraus: Premier trophée de musique, composé des plus harmonieuses et excellentes chansons choisies; Second trophée de musique; Chansons nouvelles, composées par Barthélémy Beaulaigne und Mottets nouvellement mis en musique en quatre livres par Barth. Beaulaigne. Die Musiknoten in diesen Werken fallen sehr angenehm in das Auge, sind aber ein wenig zu klein. Seine Erfindung machte jedoch, wie es scheint, auch außerhalb seines Vaterlandes Aufsehen, denn der Papst berief ihn nach Rom, um die Noten zu Giovanni Guidetti's berühmtem Chordirectorium (Directorium chori ad usum sacro-sanctae basilicae Vaticanae et aliarum cathedralium et collegiatarum ecclesiarum collectum. Romae 1582. 4.) zu schneiden, welches er auch, wie aus der Unterschrift hervorgeht, selbst druckte. Um diese Zeit richtete sich jedoch sein erfinderischer Geist auf einen andern Zweig seines Geschäftes, der ihm größeren Gewinn versprach. Man wandte sich nämlich damals mit großem Eifer den orientalischen Sprachen zu und verlangte sehr, sie in ihren eigenthümlichen Buchstaben gedruckt zu sehen. Granjon arbeitete zuerst für Domenico Basa, den Besitzer einer arabischen Druckerei, und schnitt für denselben die syrischen Typen für ein Gebetbuch zum Gebrauch der Maroniten auf dem Berge Libanon (Romae 1584. 8.) und die arabischen für Alzalechi's Geographie (Romae 1584. 8.), in deren Exemplare er sogar mit eigener Hand die lateinische Uebersetzung auf jeder Seite eingeschrieben haben soll. Die Medicis, welche zu derselben Zeit ihre orientalische Druckerei gründeten und keine Kosten scheuten, um sie zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen, zogen den geschickten Schriftschneider an sich und suchten ihn durch anerkennende Belohnung zu fesseln. Der Cardinal Fernando de' Medicis zahlte ihm außer einem Monatsgehalt von zehn Thalern und freier Wohnung für die fertige Stahlpunze eines jeden Buchstaben einen Goldgulden und der Papst Gregor XIII. gab ihm für jedes Alphabet 300 Thaler, verbot jedoch streng die Ausfuhr dieser Punzen, denn er wußte, daß teutsche Fürsten Granjon glänzende Anerbietungen gemacht hatten, und fürchtete, dessen Talent möge von den Protestanten benutzt werden, um die ihren Lehren günstigen verfälschten orientalischen Uebersetzungen der heil. Schrift drucken zu lassen. Das erste

*) Universal-Lexikon der Tonkunst, herausgegeben von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 222. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. p. 83.

†) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Vol. V. p. 543. G. K. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 336.

Alphabet, welches dieser Künstler für die Medicis schnitt, war eine arabische Petitschrift, welche im J. 1586 fertig wurde und womit man den arabischen Text des Avicenna druckte (1593). Im J. 1589 folgte ein syrisch-chaldäisches Alphabet und die Kosten, welche die Medicis überhaupt auf diese Arbeiten verwendeten, sollen sich auf 40,000 Thaler belaufen haben. Aus ihrer Druckerei gingen zuerst die beiden prachtvollen Ausgaben der vier Evangelien in arabischer Sprache (1591) hervor, von denen die eine nur den Text, die andere aber den Text nebst einer lateinischen Interlinearübersetzung gibt. Granjon kehrte, nachdem er diese Arbeiten beendigt hatte, nach Paris zurück und beschäftigte sich daselbst eifrig mit dem Schnitte griechischer Lettern, welche ihm so trefflich gelangen, daß sie mit der Schrift griechischer Manuscripte verglichen jetzt noch als Meisterwerke gelten können; auch seine lateinische Cursivschrift verdient großes Lob. Granjon scheint einige Jahre nach seiner Heimkehr gestorben zu sein. Sein Druckerzeichen ist ein mit großen Binsen (grands joncs) umgebener Sumpf*).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANIS (*Γράνις*), ein Fluß in Persien, welcher von Nearchos bei Arrianos (*Ἰνδικὴ* p. 39, 3, p. 49. ed. *R. Hercher*: *ἐς Ταόκην ὁρμίζονται ἐπὶ ποταμῷ Γράνιδι, καὶ ἀπὸ τούτου ἐς τὸ ἄνω Περσέων βασίλεια ἦν, ἀπέχοντα τοῦ ποταμοῦ τῶν ἐκβολέων σταδίους ἐς διηκοσίους*) erwähnt wird. Plinius (H. N. VI, 26) hat denselben in das Gebiet von Susiana verlegt (flumen Granis modicarum navium capax per Susianen fluit). Gegenwärtig soll er den Namen Kisch oder Schabur führen, nach Andern den Namen Darabye oder Boshavir. Vergl. Sickler Th. II. S. 477. (*Krause.*)

GRANIT (Geognosie), von granum, Korn, nannte zuerst Tournefort im J. 1698 das noch gegenwärtig unter diesem Namen in der Wissenschaft wie im gemeinen Leben bekannte, überall verbreitete krystallinisch-körnige Gestein, das mächtige Gebirgsmassen constituirend wesentlich aus krystallinischem Feldspath, Quarz und Glimmer besteht. Diese drei wesentlichen und stets krystallinischen Gemengtheile liegen, wie es scheint, regellos durch- und beieinander, auch in gesetzlos wechselndem Mengenverhältniß, nehmen aber gar nicht selten und selbst auf große Strecken noch ein oder das andere Mineral als untergeordneten oder zufälligen Bestandtheil zwischen sich auf, ja eines von ihnen läßt sich bisweilen sogar mehr oder minder, selbst vollständig von einem solchen untergeordneten Mineral verdrängen. Durch diesen Wechsel in dem Verhalten und der Anordnung der Bestandtheile ändert der Granit nicht nur mannichfaltig local ab, sondern er geht auch durch sanfte Uebergänge in die ihm verwandten Gesteine über, welche man insgesammt in die große Familie der granitischen Gesteine zusammenzufassen pflegt. Da der Granit einen sehr hervorragenden Antheil an der Gebirgsbildung nimmt und in technischer wie in wissenschaftlicher Hinsicht ein hohes Interesse gewährt, so erheischt er eine eigene Betrachtung, obwol solche mehrfache Beziehung auf die übrigen granitischen Gesteine nehmen muß. Wir betrachten hier also den Granit nach seinen petrographischen, geognostischen und geologischen Verhältnissen.

Von den wesentlichen Bestandtheilen, Feldspath, Quarz und Glimmer, pflegt der erstere an Menge die beiden andern zu überwiegen und bestimmt daher gewöhnlich auch die Farbe, Härte und das Korn des Gesteins. Dieser Feldspath ist gemeiner oder sogenannter Orthoklas, allermeist der gewöhnliche Kalifeldspath von der Formel $\dddot{Al}\,Si^3 + \dot{K}\,\ddot{Si}^3$. Allein die umfassenden und eingehenden Untersuchungen der letzten 20 Jahre haben nachgewiesen, daß im Granit nicht blos der Orthoklas in verschiedenen Abänderungen constituirend auftritt, sondern daß neben demselben oder auch statt seiner noch andere Feldspatharten vorkommen. Die orthoklastischen Feldspathe ändern in ihrer Färbung von röthlich-weiß in fleisch- und ziegelroth, aber auch in gelblichweiß, graulichweiß, in grünlich- und bläulichweiß, überhaupt in lichtgelb, grün und grau verschiedentlich ab und diese Farbentöne halten auf kurze oder weite Strecken im Granit an. Hinsichtlich der Form erscheinen die Orthoklase in krystallinischen Körnern und Blättchen, aber auch in mehr oder minder ausgebildeten Krystallgestalten, auf frischen Spaltungsflächen mit lebhaftem Perlmutterglanz, so lange das Gestein noch von der Verwitterung nicht angegriffen worden ist. Neben diesen Orthoklasindividuen tritt freilich allermeist untergeordnet und in bescheidenen Dimensionen sich haltend gar nicht selten eine klinoklastische, sicher sogleich an der Zwillungsstreifung ihrer Spaltungsflächen erkennbare Feldspathart auf, welche Anfangs für Albit erklärt worden, sich dann aber nach G. Rose's, Rammelsberg's [1]) und Durocher's [2]) eingehenden chemischen und krystallographischen Untersuchungen als Oligoklas ergab. Derselbe ist vorherrschend weiß in grünlich und gelblich, seltener röthlich, zeichnet sich durch geringeren, mehr fettartigen Glanz, geringere Durchscheinendheit, am untrüglichsten aber durch die Zwillungsstreifung der basischen Spaltungsflächen von dem stark glasglänzenden und durchscheinenden Orthoklas aus. Uebrigens fehlt auch der früher verkannte Albit im Granit nicht, tritt vielmehr nur local und untergeordnet auf. Wegen des Vorwiegens und die Natur des Gesteins wesentlich bestimmenden Bedeutung des Feldspaths gehört der Granit in die Gruppe der Feldspathgesteine, unter welchen er die typisch ausgebildetste Species darstellt.

Der Quarz als zweiter wesentlicher Bestandtheil des Granits tritt allermeist in eckigen krystallinischen Körnern und Partien von graulichweißer bis lichtrauchgrauer, viel seltener und beschränkter auch von bläulicher, röthlicher oder grünlicher Farbe auf und ist von den feldspathigen Gemengtheilen stets sofort an seinem

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 313. Biographie générale. Tom. XXI. p. 688. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. p. 83.

1) Poggendorff's Annalen 1842. LVI, 617. 2) Annales des mines. L. VI, 67; Comptes rendus 1847. XXV, 210.

muschligen Bruche, seinem Glas- oder Fettglanz und der völligen Unschmelzbarkeit zu unterscheiden. Viel seltener als der Feldspath erscheint er in ausgebildeten Krystallen und zwar in hexagonalen Pyramiden mit untergeordneten Prismaflächen, so bei Buchholz und Bärenburg in Sachsen, Alha und Lutschenbach bei Kanden im Schwarzwalde, bei Hirschberg und Schmiedeberg in Schlesien, in der Auvergne, in großen und zahlreichen Krystallen im Juliergranit. Häufig sind diese Quarzkrystalle ganz von Feldspath umschlossen.

Der Glimmer endlich ist der am meisten veränderliche und unzuverlässigste Bestandtheil des Granites und erscheint sehr gewöhnlich in Schuppen, Blättchen und Tafeln durch die Masse vertheilt. Seine mineralogische Beschaffenheit ist besonders wegen der Kleinheit der Partikelchen schwierig zu ermitteln und noch keineswegs befriedigend erforscht worden, doch steht fest, daß er theils Kaliglimmer, theils Magnesiaglimmer ist. Bald erscheint er als Muscovit von silberweißer, graulich-, gelblich- oder grünlichweißer Farbe, bald als Biotit von brauner, schwarzer, grünlichschwarzer Farbe, beide Arten nicht selten vergesellschaftet neben einander liegend. Nur selten, z. B. bei Penig in Sachsen, Rozna in Mähren, auf Elba, im Ural, tritt silberweißer, grauer oder pfirsichblüthrother Lepidolith auf. Bisweilen nehmen auch die Blättchen und Tafeln hexagonale Form an, gewinnen aber nur ganz ausnahmsweise eine ansehnliche Größe, wie sie auch nur selten zu Säulen, Büscheln und andern regelmäßigen Aggregaten angehäuft sind. Höchst eigenthümlich sind die zarten Glimmermembranen im Granit bei Tabor, welche bis Zollgröße die verschiedensten Richtungen haben und der Grundmasse ein porphyrartiges Ansehen geben [3]). Uebrigens bedingt die Veränderlichkeit des Glimmers auffällige Varietäten des Granits, über deren Werth und Bedeutung die Ansichten noch weit aus einander gehen.

Das eigentlich körnige Aggregat des Granites wird gemeinschaftlich vom Feldspath und Quarz gebildet und in demselben ist der Glimmer bald sparsam, bald reichlich, immer aber in allen möglichen Richtungen vertheilt, sodaß allermeist von einer bestimmten Anordnung der drei Bestandtheile Nichts zu erkennen ist. Diese recht eigentlich körnige Structur unterscheidet den Granit hauptsächlich von dem ihm zunächst verwandten, auch geologisch oft innig verbundenen Gneiß (siehe diesen Artikel). Die Größe des Kornes bindet sich an keine Regel, spielt vielmehr ganz zufällig in allen möglichen Abstufungen des Fein-, Klein-, Grob- und Großkörnigen und in letztern können sogar die einzelnen Gemengtheile, besonders Feldspath und Quarz Fußgröße und darüber erreichen, also zu massigen Ausscheidungen werden, auf welche die Bezeichnung großkörnig nicht mehr wohl anwendbar ist. Die Körner berühren sich auch allseitig und innig, liegen ohne Lücken neben und durch einander, sodaß der Granit ein compactes Gestein ist. Nur bisweilen machen sich kleine eckige Lücken bemerklich, selten größere Hohlräume, welche mit Krystallen verschiedener Mineralien ausgekleidet sind. Solcher Granit heißt porös oder cavernös. Fournet untersuchte denselben in der Gegend von Lyon und schlug für ihn den eigenen Namen Miarolit vor, nachdem schon lange vorher L. v. Buch die gleiche schöne Abänderung von Lugano und Baveno zur Kenntniß der Geologen gebracht hatte.

Die Abänderungen in der körnigen Structur gehen übrigens keineswegs immer allmälig aus einander hervor und in einander über, sondern gar häufig schneiden sie scharf an einander ab und deuten unverkennbar auf verschiedene Bildungszeiten. Feinkörniger Granit dringt gang- und aderweise in grobkörnigen ein und umgekehrt oder beide treten in größern eigenen Massen neben einander. Eine ganz besondere und gar nicht seltene Structur des Granites, ebenfalls von hohem geologischen Interesse, ist die porphyrartige. Das gewöhnlich gleichmäßig körnige Gestein umschließt einzelne größere Feldspathkrystalle, welche nicht blos durch ihre ungewöhnliche Größe, sondern hauptsächlich durch ihre meist sehr vollkommene und regelmäßige Ausbildung von den kleinen unregelmäßigen Feldspathkörnern sich unterscheiden. Diese Feldspathkrystalle pflegen Zwillinge bis zu mehren Zollgrößen, z. B. am Kynast und Buchwald im Riesengebirge, am Delaware in Nordamerika, zu sein, sind bisweilen von Glimmer überzogen oder durchwachsen, auch wol zerbrochen und die Stücke durch eingedrungene Gesteinsmasse verkittet. Sie gehören nach G. Rose's Beobachtungen immer dem Orthoklas an, welche Feldspathart auch sonst in der Grundmasse solchen Granites herrschen mag. Je grobkörniger die Structur dieses porphyrartigen Granites ist, um so größer, je feinkörniger, um so kleiner pflegen die eingestreuten Orthoklaskrystalle zu sein. Dieselben liegen ganz regellos in der Grundmasse und nur ausnahmsweise ordnen sie sich mit ihrem größern Durchmesser ziemlich parallel, ja an weit von einander entfernten Stellen noch in derselben Richtung wie bei Forvig in Norwegen. Bei dem häufigen Auftreten des porphyrartigen Granites mögen hier nur wenige Oertlichkeiten besonders ausgezeichneten Vorkommens angeführt werden: im Fichtelgebirge am Ochsenkopf, Bernstein, Weißenstein, Kirchenlamitz, in Böhmen bei Elnbogen, Karlsbad und Marienbad und mehren Orten im Böhmerwalde, in der Oberpfalz bei Tirschenreuth, im Schwarzwalde bei Schönmünznach, Kappelrodeck, Ottenhöfen im Achertthal, bei Tabor, am Tödi im Vorderrheinthal, in den Pyrenäen, bei Durleag in der Nähe von Dublin, an vielen Orten in Nordamerika.

Das Mengenverhältniß der drei constituirenden Bestandtheile ist auffälligen und ganz gesetzlosen Schwankungen unterworfen. Am häufigsten herrscht, wie bereits erwähnt, der Feldspath vor und der Glimmer erscheint am spärlichsten. Nur zuweilen, wie auf der Kuppe des Brockens, tritt der Quarz in gleicher Menge mit dem Feldspath auf oder überwiegt diesen sogar, wie an einigen Stellen in den Pyrenäen. Aeußerst selten dagegen verschwindet der Quarz gänzlich, wie im Granit am Schwarzholz bei Christianberg im Böhmerwalde, wo weißer Feldspath und schwarzer Glimmer in gleichem Verhält-

3) Stur, Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanstalt 1858. IX, 678.

niß das Gestein bilden. Nach Durocher's Untersuchungen[4]) macht der Quarz gewöhnlich 30—40 Procent in der Gesammtmasse aus, der Feldspath steigert sich bis auf 55 Procent, wogegen der Glimmer bis auf 15 Procent herabsinkt. Als normales Mengenverhältniß nimmt Durocher an 40 Feldspath, 35 Quarz und 25 Glimmer. Gar nicht selten wird aber der Glimmer streckenweise völlig verdrängt oder überzieht nur noch die zufällig eingemengten Krystalle. Solche glimmerlosen Granite sind längst als eigene Gesteinsart, jedoch ohne genügende Begründung, unter dem Namen Halbgranit, Aptit, Pegmatit aufgeführt worden. Eine eigenthümliche Abänderung des glimmerlosen Granites ist der allbekannte Schriftgranit, in welchem fleischrothe, weiße oder grüne stängelige und verzerrte Feldspathindividuen von Quarz durchwachsen den arabischen Schriftzeichen ähnliche Zeichnungen hervorbringen. Derselbe tritt überall nur untergeordnet als locale Abänderung, nirgends als selbständige Gebirgsmasse auf, besonders schön bei Schmiedeberg im Thüringerwalde, im Riesengebirge, bei Aschaffenburg, bei Auerbach und Weinheim im Odenwalde, in Schottland, im Ural u. a. O. Wiederum an ganz vereinzelten Stellen häuft sich andrerseits der Glimmer in gleichem Verhältniß mit dem Quarz und Feldspath oder überwiegt selbst beide wie bei Reichenstein in Schlesien, im Thalgrund zwischen Schenkenzell und Schiltach im Schwarzwalde.

Auch die Vertheilung und Durchmengung der drei Bestandtheile ist keineswegs überall dieselbe, vielmehr sondern sie sich bisweilen nesterweise und selbst massenhaft von einander ab, nur einer oder zwei oder alle drei, und dazu neigen besonders die grobkörnigen Granite. So kommen sehr schöne Glimmernester bei Trommerfors in Finnland vor, kopfesgroße Glimmerkugeln im pilsener Kreise in Böhmen und am Ufer des Allier im Puy de Dome. Quarz und Feldspath bilden innig gemengt kugelige durch Glimmer verkittete Massen bis mehre Zoll Größe zwischen Bayonne und St. Jean Pied de Port in den Pyrenäen. Auch Feldspath, Quarz und Glimmer sondern als feinkörnige Gemenge Kugeln im Granit ab. Solche Granitkugeln enthält sehr schön der Granit zwischen Warmbrunn, Schmiedeberg und Hirschberg in Schlesien, zumal an der Südseite des Kynastes bis anderthalb Fuß im Durchmesser[5]) und der Granit im mittlern Böhmen[6]). Seltener finden sich solche Kugeln und Ellipsoide von Quarz wie bei Kaschau in Ungarn[7]). An zufälligen und untergeordneten Gemengtheilen ist der Granit nicht arm und zwar treten einige derselben auf größern Strecken so charakteristisch und auffällig hervor, daß sie die typische Beschaffenheit des Gesteins abändern, eigenthümliche Varietäten desselben bilden, deren mehre besondere Namen verdienen und längst auch erhalten haben. Solche accessorischen Bestandtheile verdrängen nun entweder einen der constituirenden gänzlich oder aber sie mengen sich in größerer oder geringerer Quantität dem Feldspath, Quarz und Glimmer bei. Dem Verdrängen ist am häufigsten der Glimmer ausgesetzt und zwar erscheinen als seine Vertreter vor Allem Talk und Chlorit. Diese talk- und chlorithaltigen Granite spielen in den Alpen eine sehr hervorragende Rolle und werden unter dem Namen Protogin aufgeführt. Seltener verdrängen theilweise oder ganz den Glimmer Blättchen von Eisenglanz, sogenannter Eisenglimmer wie bei Kirchberg und Gottesgab im Fichtelgebirge, am Col de Salenton in den savoyischen Centralmassen, oder Schüppchen von Graphit wie bei Seidenbach im Odenwalde, bei Mendiondo, Leckhurrun und Maccaye in den Pyrenäen. Tritt Hornblende an Stelle des Glimmers ein, so geht der Granit in Syenit über. So lange erstere noch untergeordnet und neben dem Glimmer in Blättchen oder in Krystallen erscheint, muß das Gestein dem Granit untergeordnet werden, aber mit dem gänzlichen Zurücktreten des Glimmers wird es Syenit. Hornblendegranit findet man im Thüringerwalde, im mittlern Böhmen, in Schlesien, Schottland, Aegypten. Auch Cordierit in blauen krystallinischen Körnern verdrängt bisweilen den Glimmer, so bei Bodenmais in Baiern, in Finnland, Norwegen und Grönland. — Als neuer Bestandtheil drängt sich bisweilen Schörl ein, um einen wahren Schörlgranit zu constituiren. Derselbe erscheint in einzelnen schwarzen Krystallen, Stängeln, Körnern oder in kleinen stängligen oder körnigen Aggregaten, wie in Sachsen bei Eibenstock und Penig, in Böhmen bei Karlsbad und Engelhaus, in Baiern bei Tirschenreuth und Zwiesel, bei Heidelberg, in Mähren bei Marschendorf und Winkelsdorf, auf Elba u. a. O.

Unter den blos zufälligen Vorkommnissen im Granit haben einige Mineralien noch große Häufigkeit, während andere an ganz vereinzelte Oertlichkeiten und Verhältnisse gebunden erscheinen. Unter erstern ist besonders ausgezeichnet der Turmalin, brauner und schwarzer, auch rother, blauer und grüner, frei auskrystallisirt, zumal auf den Drusenräumen gewisser grobkörniger Granite, bei Penig und Limbach in Sachsen, Auerbach in Hessen, Oisans, Gotthardt, Montblanc, auf Elba, bei Haddam in Connecticut, Hampshire in Massachusetts, auf Ceylon, oft zerbrochen und gebogen mit Quarz im Innern im Donegal in Irland, überhaupt minder schön am heidelberger Schloßberge und vielen Orten im Schwarzwalde und Harze, bei Joachimsthal in Böhmen, auf dem Monte Moro am Monte Rosa. Mit Verdrängung des Glimmers entsteht ein wahrer Turmalingranit, so als bedeutendes Lager zwischen Martinitz und Rezditz unweit Tabor.

Nicht minder häufig stellt sich Granat ein, roth oder braun in größern und kleinern Krystallen und Körnern, wie wir ihn häufig in den nordischen Granitblöcken in der nordteutschen Ebene finden, bei Weißenbach im Murgthale, bei Pizzo in Calabrien mit Cyanit, schön rubinroth an mehren Orten im Donegal, in sehr großen Krystallen im Spessart, in mikroskopischkleinen im Karmeliter-Walde bei Heidelberg, besonders zahlreich am

4) Comptes rendus XX, 1275. 5) L. v. Buch, Geognostische Beobachtungen auf Reisen I, 16. 6) Jokely, Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt 1855. VI, 375. 7) v. Andrian, ebendaselbst 1859. X, 558.

Dniester und auf der Bangertshöhe in Hessen. Auch in Finnland, im Ural und in Nordamerika kommen granatreiche Granite vor.

Topas zugleich mit Turmalin oder mit Bergkrystall auf Drusenräumen und eingesprengt liefert am schönsten der Granit in Brasilien, Beryll sehr häufig der Pegmatit in schönen Krystallen in Begleit von Turmalin und Granat oder auch von Topas in dem Departement der Saone und Loire, der haute Vienne, der untern Loire, bei Durlcary unfern Dublin, bei Heidelberg, Zwiesel in Baiern, grünen Beryll mit weißem Glimmer der quarzreiche Granit bei Dunglow im Donegal, wasserhelle Bergkrystalle der Granit auf Elba. Pinit findet sich in langen rothbraunen Krystallen bei Heidelberg und an mehren Orten im Schwarzwalde in so überwiegend häufigen Krystallen, daß sie bestimmend werden in manchen Graniten des Vivarais. Apatit kommt in eingewachsenen Körnern in Krystallen bei Johann-Georgenstadt im Erzgebirge, bei Heidelberg, im Steinbruche Four au diable bei Nantes, in Grönland, Connecticut, im Gneißgranit am Gotthardt und Finsteraarhorn vor. Krystalle und Körner von Magneteisenerz kommen häufig vor, oft jedoch so unsichtbar klein, daß ihre Anwesenheit sich nur durch die Einwirkung auf die Magnetnadel verräth, besonders in glimmerarmen Abänderungen wie in den höchst eigenthümlichen Schnarcherfelsen bei Schierke auf dem Harze, mehrfach auch in Brasilien, Connecticut, um Kandy auf Ceylon, König-Georgssund auf Vandiemensland. Zinnerz in ausgebildeten Krystallen und in Körnern ebenfalls bis zu mikroskopischer Größe liefern zumal solche Granite, welche Zinnerzlagerstätten umschließen, wie bei Zinnwalde unfern Altenberg, bei Eibenstock, in den Departementen der haute Vienne und der untern Loire, in Spanien und Cornwall. Beschränkter erscheint Eisenkies nur eingesprengt in kleinen Körnern und Krystallen an der kleinen Schneekoppe und im Ockerthale im Harze, auf Klüften bei Freiburg in Baden, in Connecticut. Molybdänglanz in eingewachsenen Lamellen und blätterigen Aggregaten zwischen Hilbersdorf und Boberitsch, bei Oberschönmattenwag in Hessen, am Gotthardt, Finsteraarhorn und Montblanc, bei Peterhead in Schottland. Epidot in nadelförmigen und büschelweise gruppirten Krystallen am Spizliberge im Urserenthale, bei Hemsbach und Weinheim, am Ehrenberge bei Ilmenau, im Harze, Ungarn, Cumberland, Worcestershire, auf den Hebriden, Corsika, Pyrenäen, bei Amasry in Kleinasien, und den Glimmer verdrängend in oft sehr schönen Krystallen bei Kirchbeerfurt im Odenwalde. Titanit in Gesellschaft von Hornblendekrystallen, nelkenbraun sehr häufig in den Oligoklasgraniten bei Berneslary und Anagarry im Donegal in Irland und im Granitit bei Ilmenau, auch auf der Fuchswiese und dem Langenberge im Böhmerwalde.

Als seltene und beschränkte zufällige Vorkommnisse sind bekannt der Korund in sehr quarzarmem Granit, Zirkon und zumal als Hyacinth in deutlich ausgebildeten Krystallen im Departement der haute Loire und bei Andlau und Barr im Bas Rhin, Pistazit, Gadolinit in Körnern in Schweden, Allanit im feldspathreichen Granit Grönlands und bei Schmiedefeld im Thüringerwalde, Orthit auf Gängen grobkörnigen Granites bei Weinheim meist in strahligen und derben Partien, sehr häufig zugleich mit Titanit bei Ilmenau; Cordierit von Granat und Kupferkies begleitet an der Teufelsbrücke am St. Gotthardt, Pseudomorphosen einer pinitoidischen Substanz nach Cordierit bei Heidelberg; Andalusit in Krystallen im grobkörnigen Granit von Lisons im Thale Sellrain in Tyrol und bei Herzogau in der Oberpfalz; Arsenikkies an der Karthause bei Freiburg in Baden und in Irland; Gold bei Beresow im Ural, bei Valparaiso, stets mit Eisenkies und Arsenikkies, bei Pösing im presburger Comitate auf Quarzklüften; Wolfram in krystallinischen Massen bei Kandy auf Ceylon; Chrysoberyll in Krystallen, krystallinischen Partien und in Körnern bei Haddam in Connecticut; Prehnit in einzelnen Krystallen und garbenförmigen Anhäufungen in den Pyrenäen; Wernerit mit Feldspath verwachsen im grobkörnigen glimmerarmen Granit bei Wiborg und Helsingfors, sowie in den Drusenräumen eines feinkörnigen Granites im Bustonthale in den Pyrenäen; Columbit mit Uranglimmer, Triplit und Zwieselit bei Zwiesel und Tirschenreuth in Baiern; Axinit am Montblanc, im Urserenthale, am Scopi und in Oisans; Baryt in kleinen Tafeln auf Ganggranit im Odenwalde und in schönen Krystallen auf Klüften bei Kandern; Eisenglanz in Tafeln und rosenförmigen Aggregaten, oft mit Rutil bekleidet mit Anatas, Brookit und Sphen am Gotthardt und im Tavetschthale; Baryt bei Schriesheim unsichtbar fein dem Feldspathe beigemengt; Kalkspath im Okerthale des Harzes und in tafelförmigen Krystallen mit Chlorit bedeckt in Begleit von Bergkrystallen und Adular in Drusenräumen bei Sella auf dem Gotthardt; Flußspath rother octaëdrischer mit Bergkrystall in Drusenräumen am Finsteraarhorn, der Grimsel, im Reußthal, Chamounix, wasserheller octaëdrischer bei Peccia in den tessiner Alpen und auf dem Miagegletscher am Montblanc, hier zugleich mit Mesotyp, Stilbit und Laumontit, bei Baveno mit fleischrothen Feldspathkrystallen, Bergkrystall und Turmalin, Nester und Trümmer bildend bei Seckingen im Schwarzwalde und bei Wiesenbad im Erzgebirge; endlich auch gediegen Quecksilber eingesprengt bei Peyrat le Chateau im Departement haute Vienne.

Durch Veränderung seiner Structur und durch Verdrängung eines wesentlichen Bestandtheiles geht der Granit in den Gneiß und Glimmerschiefer über und solche Uebergänge sind bei dem häufigen Zusammenvorkommen dieser drei Gesteine und ihren allseitigen innigen Beziehungen zu einander auch an gar vielen Orten zu beobachten. Sobald sich die Glimmerblättchen im Granit parallel lagern, entsteht der Gneiß und solchen Uebergang finden wir nicht blos da, wo beide Gesteine unmittelbar an einander grenzen, sondern auch innerhalb der Granitmasse selbst entwickelt sich durch flaserige Structur Gneiß, wie von Oeynhausen am Mölibokus und Phillips an den Malvernhills in England beobachtete. Die Uebergänge gewinnen bisweilen eine große Selbst-

ständigkeit und werden dann als Gneißgranit oder Granitgneiß aufgeführt, wie in den Centralalpen, in der Vendée, in Norwegen. Stur [8]) beschreibt den Gneißgranit aus den Umgebungen von Tabor am Blanik und bei Pilgram, der dem Gneißgebiete angehört, und von andern Stellen wie bei Bellechovitz im sedlitzer Thale als aus dem Granit sich entwickelnd und an den Gesteinen des Gneißgebietes scharf absetzend. Die massigste Entwickelung des Granitgneißes bieten die Alpen [9]). Hier waltet gemeinlich weißer Orthoklas vor, der grauweiße Quarz ist in geringerer Menge, der Glimmer noch spärlicher vorhanden und doch bedingt letzterer eine veränderlich flaserige Structur, welcher oft noch eine plattenförmige Absonderung entspricht.

Nicht minder häufig erscheinen Uebergänge des Granites in den Syenit, jedoch mit dem Unterschiede, daß dieselben nicht solche massige Ausdehnung und selbständige Entwickelung erreichen. Man findet sie unter Anderem in Sachsen auf dem linken Elbufer in der ganzen Linie von Gauernitz bis nach Spittewitz, am Thüringerwalde bei Suhl und Ilmenau, von wo sie Credner beschrieben hat, in Schlesien zwischen Wartha und Reichenstein, ferner bei Tirschenreuth in der Oberpfalz, in den Vogesen, Schottland, den Malvernhills, im südlichen Norwegen u. a. O. Gewöhnlich stellt sich im Granit zur Bildung solcher Uebergänge zuerst die Hornblende ein und bildet einen Hornblendegranit, in welchem dann Glimmer und Quarz allmälig so gänzlich verdrängt werden, daß das Gestein zum wahren Syenit wird.

Viel seltener zieht sich im Granit der Feldspath zurück und der Quarz wird der vorherrschende Bestandtheil, wodurch das Gestein in Greisen übergeht, wie man in Sachsen bei Lindenau, Schnarrtanne und Winselburg, in Böhmen bei Hirschenstand und mehren Orten im Böhmerwalde, auch an vielen Orten in Cornwall beobachten kann. Entweicht der Feldspath gänzlich unter gleichzeitiger lagerweiser Anordnung der Glimmerblättchen, so wird der Granit in Glimmerschiefer übergeführt, wozu der Rennstieg im Thüringerwalde, der Montblanc und der Granit im Loiredepartement instructive Beispiele liefern.

Schörlreiche Granite verwandeln sich durch allmäliges Verschwinden des Feldspathes in Schörlquarz. Die Uebergänge des Granites in Porphyr und porphyrartige Gesteine entwickeln sich in der Weise, daß das sehr feinkörnige Gestein fast dicht, der Feldspath durch Aufgabe seines Blättergefüges in Feldstein verwandelt wird und in diesem zugleich nun größere Feldspath- und Quarzkörner sich ausbilden. Solche Umwandelung kommt bisweilen da vor, wo Porphyr den Granit unmittelbar überdeckt, wie in der Gegend von Heidelberg und von Wittichen im Schwarzwalde, in anderer Weise bei Lyon, im Böhmerwalde und im Erzgebirgssysteme in Toscana. In der Centralmasse der Aiguilles Rouges gehen nach Studer die zarten Verästelungen des Alpengranites in der Nähe des Gneißes allmälig in einen weißen, grauen oder violetten Feldsteinporphyr oder in dichten Feldstein oder Eurit über [10]). — Eine eigenthümliche Umänderung beschreibt Credner noch vom Steinberge im Schwarzathale des Thüringerwaldes. Es herrscht hier nämlich kleinkörniger Granit und dieser geht gen Westen in ein flaseriges Feldspathgestein über, das aber keineswegs Gneiß ist, da es statt des Glimmers kleine schmutzig grüne Streifen von Thonschiefer führt. Der Feldspath nimmt mehr und mehr ab und das Gestein wird zuletzt ein glimmer- oder chloritähnlicher Thonschiefer mit zarten Streifen und Körnern von Feldspath.

Alle diese Uebergänge des Granites in nahverwandte Gesteine sind wirkliche und wesentliche, weil sie in der mineralogischen Beschaffenheit und der Structur bedingt sind. Außer ihnen werden aber noch andere zufällige, blos scheinbare angeführt, welche theils durch Einwirkung der sich begrenzenden Gesteine auf einander, theils aber auch durch Zersetzung des Granites hervorgerufen sind, so die Uebergänge im Augitporphyr, in Basalt, Thonschiefer, Sandstein und sogar im Kalkstein. Die Oberfläche des Granites erscheint bisweilen bis auf ansehnliche Tiefe in einen scharfkantigen Grus aufgelöst, der nach Unten allmälig in festen Granit übergeht. Solcher Grus hat zur Bildung unmittelbar auflagernder Sandsteinschichten das Material geliefert, so zum alten rothen Sandstein an den Küsten von Caithneß in Schottland und an andern Orten zum bunten Sandstein. Aus solchen Schichten verkitteten Gruses entwickeln sich allmälig reine quarzige Sandsteine. Es gelten hier also durchaus andere Bildungsverhältnisse wie am Uebergange des Granites in Gneiß oder Syenit. Durch Verkittung des körnigen Granitgruses kann sogar wieder Granit entstehen und solch regenerirter Granit wurde in ganz irrthümlicher Auffassung zur Stütze einseitiger Hypothesen über die Entstehung des Granites überhaupt angeführt.

Bei der großen Mannichfaltigkeit der Abänderungen des Granites und deren oft sehr eigenthümlichen Verhalten ist der Monograph eines Granitgebietes nur zu oft veranlaßt, ja bisweilen selbst genöthigt, gewisse Abänderungen als besondere eigenthümliche Arten aufzuführen. So nahm, um nur ein Beispiel dieser Mannichfaltigkeit hervorzuheben, Hochstetter [11]) bei der Untersuchung der böhmischen Granite folgende Abänderungen an: 1) Hauptgranite, welche größere Gebirgstheile constituiren und zwar A. Gebirgsgranit, grobkörnig mit a. der gleichmäßig grobkörnigen Varietät im Kaiserwalde, bei Petschau, bei Lindau und Hirschfeld im Fichtelgebirge, b. die porphyrartige Varietät im karlsbader Gebirge bei Neudeck im Erzgebirge, bei Liebenstein im Fichtelgebirge; B. Zinngranite, feinkörnig, entweder a. gleichmäßig feinkörnig, wie im Zinnstockwerksgranit bei Schlaggenwald und Schönfeld, bei Platten, Seifen, Hirschenstand

8) Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt 1858. IX, 668. 675. 9) Credner im Neuen Jahrbuch f. Mineral. ꝛc. 1850. 514. 555 und von Rosthorn ebendaselbst 1841. 186.

10) Geologie der Schweiz I, 163. 11) Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt 1856. VII, 319.

im Erzgebirge, Dreikreuzberg bei Karlsbad oder b. porphyrartig wie im Teplthale bei Karlsbad, am Rodabache bei Einsiedel, bei Platten im Erzgebirge u. a. O. 2) Untergeordnete Granite, welche A. Nestergranite sind wie a. der graue Granit bei Marienbad und Elnbogen oder b. glimmerdioritartiger Granit mit Hornblende und tombackbraunem Glimmer im Kaiserwalde, oder aber B. Ganggranite theils im Granit theils in krystallinischen Schiefern sind und zwar a. kleinkörniger Ganggranit bei Marienbad im Mühlberge, im Erzgebirge bei Abertham, Platten und Johann-Georgenstadt, und b. großkörniger Ganggranit, hauptsächlich im karlsbader Gebirge. In andern Granitgebieten erscheinen wieder andere Abänderungen und nöthigen zu anderer Classification. So charakteristisch und entschieden auch hier und da einzelne Varietäten auftreten, so beanspruchen die meisten derselben doch nie mehr als ein locales Interesse und verdienen kaum die besondern Namen, welche man ihnen beizulegen sich beeilte. Drei Abänderungen sind es jedoch, welche als eigene Granitarten aufgeführt werden und daher hier noch charakterisirt werden müssen, nämlich der Pegmatit, der Granitit und der Protogin.

Der oben schon kurz erwähnte Pegmatit, welchen Namen der hochverdiente Hauy zur Bezeichnung des Schriftgranites einführte, wurde neuerdings von Delesse [12]) und von Fournet [13]) in weiterem Sinne aufgefaßt und als eigene Granitart begründet. So begreift derselbe nunmehr die großkörnigen wesentlich aus Orthoklas, Quarz und silberweißem Glimmer bestehenden Granite, welche sehr gewöhnlich in Form von unregelmäßigen kleinen Stücken und Nestern in andern granitischen Gesteinen auftreten, jedoch für sich allein nirgends selbstständige Gebiete constituiren. Die Quarz- und Orthoklasindividuen sind oft zoll-, ja selbst bis fußgroß und auch der Glimmer fällt durch die Größe seiner Blätter und Tafeln auf. Turmalin pflegt ein sehr häufiger accessorischer Bestandtheil zu sein. Die riesige Größe der einzelnen Bestandtheile gibt natürlich dem Gesteine ein vom normalen Granit ganz abweichendes Aussehen. So steht an der Sägemühle bei Tirschenreuth in der Oberpfalz [14]) ein Hügel von Pegmatit, in welchem der Orthoklas in Partien bis zu 12 Kubikfuß Größe auftritt, wogegen der Glimmer ganz untergeordnet ist, aber der Turmalin in Nestern und langgezogenen, gangförmig erscheinenden Partien im Feldspath und Quarz in Krystallen bis zu 6 Zoll Länge vorkommt. Außerdem führt dieser Pegmatit viel Beryll, Uranglimmer und Columbit. Ganz ähnlicher erscheint am Hühnerkobl bei Zwiesel im baierischen Walde, zu Tammela in Finnland, bei Haddam und an andern Orten Nordamerika's. Am Mournegebirge in Irland [15]) kommt ein zelliger, durch reichen Gehalt an Fayalit oder Eisenperidot ausgezeichneter Pegmatit vor, dessen Zellen mit Krystallen ausgekleidet, die Klüfte und Spalten mit andern Mineralien ausgefüllt sind. Wahrscheinlich wird man die meisten großkörnigen Granite mit vielen schönen accessorischen Mineralien dem Pegmatit zuweisen müssen. So die bei Penig, Kursdorf und Mühlau in der sächsischen Granulitformation auftretenden, welche sich von Delesse's Pegmatit noch durch ihren Lithionglimmer und Albit auszeichnen, auch Physalith, Amblygonit, Apatit und Andalusit führen, ferner die im gewöhnlichen Granit aufsetzenden Gänge bei Limoges, Chanteloube und andern Orten im Departement der haute Vienne, welche nach Alluaud aus Quarz, Orthoklas, Albit, schwarzem Glimmer und röthlichem Lithionglimmer in so großkörniger Ausbildung bestehen, daß die drei ersten Mineralien bisweilen kubikmetergroße Massen bilden, welche durch Glimmertafeln von ein bis zwei Decimeter Dicke abgesondert werden. Dazu gesellen sich Beryll, Apatit, Granat und andere Mineralien. Bei Marmagne und St. Symphorien im Morvan führen die Pegmatitgänge nach Dufrenoy so viel Turmalin und gemeinen Beryll, daß letzterer bisweilen als Straßenmaterial verwendet wird. Auch der berühmte in Gneiß aufsetzende Granitgang von Funbo bei Fahlun gehört hierher, welcher bei sechs Lachter Mächtigkeit zwischen seinem sehr großen Orthoklas, Quarz und Glimmer noch Albit, gemeinen Topas, Beryll, Granat, Gadolinit, Orthit und mehre tantal- und cerhaltige Mineralien führt. Ferner der durch seine Gadolinite und Yttrotantalite längst berühmt gewordene sehr großkörnige Granit von Ytterby in Upland, der großkörnige Granit von Mursinsk im Ural mit Albit, Turmalin, Granat, Topas, Beryll und sehr schönen Bergkrystallen.

Als Granitit schied G. Rose [16]) von dem Granit alle diejenigen granitischen Gesteine aus, welche aus vorwaltendem rothen Orthoklas, viel Oligoklas, etwas Quarz und wenig schwärzlichgrünem Magnesiaglimmer bestehen, sich also durch den rothen Orthoklas und den gänzlichen Mangel weißen Glimmers von dem eigentlichen Granit unterscheiden. Diesem verbleiben demnach nur die Gesteine mit vorwaltendem weißen Orthoklas und Quarz nebst untergeordnetem Oligoklas und zweierlei Glimmer, nämlich weißem Kaliglimmer und dunkelfarbigem Magnesiaglimmer. Solcher Granitit nun bildet den Brocken am Harze, der sonst auch schon gelegentlich als Brockengranit ausgezeichnet worden, ferner die Hauptmasse des Riesengebirges, erscheint bei Mehlis und Ilmenau am Thüringerwalde, an mehren Orten in Böhmen, bei Schriesheim im Odenwalde, im Jägerthale in den Vogesen. Auch den allbekannten Granit von Baveno, welchen Fournet [17]) als Miarolet von dem normalen Granit trennte, rechnet G. Rose hierher. Uebrigens tritt der Granitit zum Granit in die mannichfaltigen Verhältnisse, welche auch andere Abänderungen eingehen, so schließt er Bruchstücke desselben ein, bildet gang- und stockförmige Massen in demselben u. s. w. Indessen

12) Mémoire sur la pegmatite in den Annales des mines 1849. L. XVI. 13) Bulletin de la société géologique de France b. II, 495. 14) H. Müller, Regensburger zoologisch-mineralogisches Correspondenzblatt 1852. VI, 33. 15) *Delesse*, Bulletin de la soc. géolog. de France 1853. b. X, 568—588.

16) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1849. I, 357; 1857. IX, 513. 17) Bulletin de la soc. géol. de France b. II, 495.

trat alsogleich gegen die Selbständigkeit des Granitits als einer eigenen Gebirgsart gerade der gründlichste Kenner des harzer Granites, Hausmann, auf [18]) und erklärte, daß im harzer Granit überhaupt das Verhältniß von Orthoklas und Oligoklas im höchsten Grade variabel sei und das Vorkommen des weißen Glimmers gar kein sicheres Merkmal biete. Auch andere Beobachter haben sich nicht von strenger Gesetzmäßigkeit einer granititischen Constitution überzeugen können und schreiben daher dem Granitit keinen höhern Werth zu als den andern Abänderungen des Granites. Nur die jüngern österreichischen Geologen haben es in ihren Arbeiten im Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt versucht, dem Rose'schen Gestein Anerkennung zu verschaffen.

Ein ungleich höheres wissenschaftliches Interesse aber, als Pegmatit und Granitit jemals beanspruchen können, hat sich Studer's Alpengranit, auch Protogin [19]), granitartiger Protogin, Protogingranit genannt, erworben. Derselbe ist ein krystallinischkörniges Gemenge aus weißem oder röthlichem glänzenden Orthoklas, grünlichweißem matten Oligoklas, grauem oder blaß violettem Quarz, dunkelgrünem sehr eisenoxydreichen und irrthümlich für Chlorit gehaltenen Glimmer und endlich noch einem hellgrünen talkähnlichen Mineral. Der Orthoklas ist der am meisten charakteristische Bestandtheil, oft fast zwei Drittheile des Gemenges ausmachend und in Krystallen von mehren Centimetern Länge auftretend. Die an der Streifung ihrer Spaltungsflächen sicher unterscheidbaren Oligoklaskrystalle dagegen sind allermeist viel kleiner. Der Quarz bildet nur Körner von muschligem Bruche und waltet ganz ausnahmsweise vor; in schieferigen Abänderungen sandig und halb geschmolzenem Schnee ähnlich; der dunkelgrüne zweiachsige Glimmer erscheint in dicken hexagonalen Tafeln von einigen Millimetern Durchmesser. Der Talk endlich ist perlmutterglänzend, lebhaft bis blaßgrün, in dünnen gekrümmten Blättchen, imprägnirt gern den Oligoklas und bedingt dann dessen oft lebhaft grüne Färbung. Naumann erklärt diesen für ein epigenetisches Gebilde, die gar häufigen gneißartigen und schieferigen Abänderungen des Protogins enthalten sehr gewöhnlich kleine und minder deutlich ausgebildete Feldspathkrystalle, mehr zurücktretenden sehr feinkörnigen und weißen Quarz, weniger hellfarbigen Glimmer, dessen kleine Schuppen sich zu Flasern vereinigen, dagegen vorherrschenden und die Ablosungen ganz überdeckenden Talk. Es bleiben also die wesentlichen Bestandtheile dieselben, nur wird mit der schieferigen Structur zugleich ihr Mengenverhältniß ein anderes. Die Feldspathkrystalle erreichen im Protogin auf den Shetlandsinseln eine noch ansehnlichere Größe als in den Alpen, nämlich 4 Zoll Länge bis 1—2 Zoll Breite und sind schön roth [20]). Auch in den Alpen kommen bisweilen schön pfirsichblüthrothe Orthoklaskrystalle vor. Uebrigens verschwindet stellenweise der Quarz gänzlich und ebenso auch der Talk. Die Centralmasse des Montblanc bietet die schönste und mannichfaltigste Entwickelung des Alpengranites. Delesse [21]) zog aus seinen Analysen des Protogins das interessante Resultat, daß der Gehalt an Kieselerde fortwährend abnimmt; je mehr der massige granitische Protogin in den schieferigen übergeht, bis letzterer etwa 10 Procent Kieselerde weniger als ersterer enthält. Die granitischen bilden zugleich die Mitte der großen Protoginablagerungen in den Alpen und die schieferigen deren Peripherie, sodaß ein inniger Zusammenhang zwischen den petrographischen, chemischen und geognostischen Verhältnissen der verschiedenen Abänderungen besteht.

Außer den oben angeführten zufälligen Mineralien und untergeordneten Bestandtheilen kommen im Granit auch noch untergeordnete Gesteine und ganz fremdartige Einschlüsse vor, welche über seine Entstehung und sein geologisches Verhalten oft sichere Aufschlüsse geben und daher unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen. Zunächst sind hier die dem Granit petrographisch nahe verwandten Gesteine zu erwähnen, in welche er die schon erwähnten allmäligen Uebergänge bildet. Insbesondere tritt der Gneiß oft in die engste Beziehung zum Granit und erscheint demselben untergeordnet, so in ganz auffallender Weise der eben besprochene Alpengranit, von welchem die schieferige Abänderung als Gneiß gar nicht zu trennen ist. Auch in Wechsellagerung tritt der Gneiß mit dem Granit und noch häufiger ist er in eckigen Bruchstücken, in Schülfern, Blöcken und selbst großen Schollen völlig in demselben eingeschlossen, der Art, daß man sich bei der Betrachtung solcher Blöcke der Annahme nicht erwehren kann, als habe hier der flüssig aus dem Erdinnern emporsteigende Granit eine feste Gneißdecke zersprengt und dessen Bruchstücke und Schollen aufgenommen und schwimmend fortgeführt. Naumann gedenkt [22]) einer ganz außerordentlichen Anhäufung von scharfkantigen Gneißfragmenten, welche in dichtem Gedränge regellos durch einander gestürzt in einem prächtigen Granitfelsen zwischen Homme und Hommelund am Einank in Norwegen liegen. Die scharfkantigen Gneißstücke sind schwärzlich, von sehr verschiedener Größe und Gestalt und dergestalt von dem hellfarbigen Granit eingeschlossen, daß die Masse dieses die Stücke allseitig wie mit trennenden Scheidewänden umgibt. Gleich oberhalb dieses interessanten Vorkommens hört der Granit auf und der Gneiß bildet die alleinige Gebirgsart. Solche Gneißstücke und größern Schollen liegen auch in dem viel untersuchten Granit von Marienbad, in dem bei Rumburg und Hainspach nach Jokely [23]), an mehren Orten im Schwarzwalde und besonders auch in den Pyrenäen. Ganz gleiche Verhältnisse sind vom Glimmerschiefer be-

18) Göttinger gelehrte Anzeigen 1852. S. 145. 19) Der Name Protogin wurde von Jurine eingeführt und das Gestein am gründlichsten in seinem geologischen Verhalten behandelt von Studer in der Geologie der Schweiz. (Bern 1851.) Bd. I. 20) *Necker*, Bibliothèque universelle de Genève, nouv. ser. XXVII, 373.

21) Annales de Chimie et physique 1849. XXV, 114—127; Bulletin de la soc. géol. de France b. IX, 464. 22) Lehrbuch der Geognosie II, 225. 23) Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt X, 392.

kannt, aber kommen minder häufig vor. Credner [24]) erwähnt solche Glimmerschieferschalen im Granit von Schmalkalden, welche zum Theil noch vom Granit durchschnitten sind. Bisweilen ordnen sich die eingeschlossenen Schollen und dünnen Platten in regelmäßige dem Parallelismus ihrer Structurflächen entsprechende Richtung. So beobachtete Hitchcock bei Chesterfield viele Glimmerschieferschollen bis 6 Zoll Dicke in einer dem äußern Glimmerschiefer völlig parallelen Lage vom Granit umschlossen. In den Pyrenäen sind derartige Erscheinungen häufiger. Syenitfragmente wurden erst an sehr wenigen Orten im Granit gefunden, öfter wieder Stücke von Hornblendeschiefer, z. B. am Mühlberge bei Marienbad und zwar ganz scharfkantige, Fragmente von Diorit in den Pyrenäen, an andern Orten von Thonschiefer.

Bei näherer Vergleichung findet man diese eingeschlossenen Fragmente von den verschiedensten Dimensionen in Form von kleinen Splittern und Brocken kaum zollgroß, in fuß- und lachtergroßen Blöcken bis zu solch kolossalen Massen, daß wir sie nicht mehr als Fragmente, sondern als Lagermassen, als selbständige Gebirgsglieder betrachten müssen. So sind z. B. in den Greifensteinen bei Geyer die Glimmerschieferblöcke fuß- bis lachtergroß, die Gneißblöcke im Granit von Mitweida haben mehre Lachter Durchmesser, ebenso die am Einschnitte der sächsisch-schlesischen Eisenbahn bei Langebrück; die Gneißmasse bei der mohsdorfer Mühle im Chemnitzthale mißt mehre hundert Fuß im Durchmesser, die Schiefermasse am hintern Fastenberge im karlsbad-eibenstocker Granit 3000 Fuß, die zwischen Oberblauenthal und Muldenhammer 4000 Fuß, bei Eibenstok 16,000 Fuß Länge bei 4000 Fuß Breite und nicht minder große bei Rumburg und Hainspach im Riesengebirge [25]). Am südlichen Ende des luganer Sees bei Brinzio liegt nach L. v. Buch eine Glimmerschiefermasse ganz wie eine Insel im Granit, nach Russegger am Sinai 60 Fuß starke Chloritschiefermassen im grobkörnigen Granit, nach Charpentier in den Pyrenäen scharfkantige Fragmente eines sehr glimmerreichen Gneißes von hundert und mehr Kubiktoiseninhalt, die also wahre Felsen im Granit darstellen. Allermeist sind diese großen und kleinen Fragmente von sehr unregelmäßiger und scharfkantiger Form, bei schieferigem Gesteine oft platt, schollenartig, gebogen, am Rande gestaucht, aufgeblättert, auch wol theilweise zerspalten und aus einander getrieben und in den Zwischenräumen von Granit erfüllt. Abgerundete Fragmente dagegen, Gerölle und Geschiebe sind viel seltener und gewöhnlich sehr klein, faust- und kopfgroß und dann auch nicht sicher von bloßen Absonderungen und Ausscheidungen, von Concretionen zu unterscheiden, also nicht eigentlich mehr eingeschlossene Fragmente. Wirklich abgerundete Gneißgerölle beschreibt Rozet [26]) von Tholy in den Vogesen und Virlet d'Aoust [27]) beobachtete im Granit der Normandie, welcher die Trottoirs für Paris liefert, neben scharfkantigen Fragmenten auch Geschiebe von schieferigen Gesteinen, von Quarzit und Lydit. Auch die bei Langebrück unweit Dresden im Granit enthaltenen Gneiß- und Glimmerschieferfragmente sind nach B. Cotta [28]) meist geschiebeartig abgerundet und fast kugelförmig. Großes Aufsehen für die Theorie der Granitbildung erregte ein von Hippe im Granit gefundenes abgerundetes Quarzgeröll und eben solche haselnußgroße, welche sich ganz gut und glattflächig herauslösen ließen, erwähnt Paulus aus dem karlsbad-eibenstocker Granit zwischen Lindig und Markleszrün. Die Bruchstücke kommen bald nur vereinzelt, bald sehr zahlreich beisammen vor, ja bisweilen so gehäuft und dicht gedrängt, daß sie förmliche Breccien und Conglomerate mit Bindemittel von krystallinischem Granit darstellen. Insbesondere reich sind daran die Granitgänge und die Grenze typhonischer Granitstöcke, während sie in der Mitte solcher Stöcke und in großen Granitmassiven und Decken zu den seltensten Erscheinungen gehören. Förmliche Breccien aus Graniten und Thonschieferstücken mit Granit verkittet beobachtete schon Hoffmann [29]) bei Reizenstein und Oberklingensporn im Fichtelgebirge, kleine den Thonschiefer durchsetzende Granitmassen umgebend; Charpentier mehrfach in den Pyrenäen, besonders ausgezeichnet im Thale de Cauterets in einem grobkörnigen glimmerarmen Granit zahlreiche eckige und abgerundete Stücke eines sehr feinkörnigen theils glimmerreichen theils hornblendehaltigen Granites. Dubois erwähnt solch conglomeratartigen Granit aus der Ukraine, Lloyd beschreibt sie von der kingstower Eisenbahn bei Blackrock in Irland, Erman von Irkuzk, G. Leonard von Schlierbach. So lange die Verwitterung das Gestein noch nicht angegriffen hat, pflegen die Fragmente mit dem sie einschließenden Granit außerordentlich fest verbunden, ganz fest verwachsen zu sein, oft sogar so innig verschmolzen und verflößt, daß ihre Umrisse nicht mehr scharf hervortreten, und in diesem Falle ist man nur zu sehr geneigt, sie für bloße Concretionen zu erklären. Bisweilen ändert auch der sie unmittelbar berührende Granit von der allgemeinen Granitmasse mehr oder minder erheblich ab, erscheint grobkörniger in sonst feinkörnigem Granit, woraus man auf einen Einfluß der Fragmente auf die Krystallisation des erstarrenden Granites schließt. Mohs [30]) beobachtete solches Verhältniß an den größern Glimmerschieferblöcken im Granit der Greifensteine, früher noch Freiesleben an den Granulitfragmenten im Granit bei Ehrenberg. Naumann [31]) fand im Justethale in Norwegen beim Gehöfte Hornberg einen meist kleinkörnigen Granit, welcher weithin eine große Menge regellos gestalteter, fragmentähnlicher Gneißpartien umschließt und diese Gneißklötze sind sehr häufig von einem großkörnigen Gemenge aus weißem Feldspath und graulichweißem Quarz eingefaßt, welches auch vielfach sie selbst und den Granit in mehr oder minder mächtigen Trümmern durchzieht. Die eingeschlossenen

24) Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1841. 399. 25) Jokely, Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt 1859. X, 391. 26) Bulletin de la soc. géolog. de France III, 131. 27) Ebendas. 2. série III, 94, 276; IV, 144.

28) Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1848. 130. 29) Uebersicht der orographischen und geognostischen Verhältnisse 432. 30) v. Moll's Annalen III, 340. 31) Lehrbuch der Geognosie II, 217.

Bruchstücke gleichen häufig noch völlig dem Gestein, von welchem sie in der Umgebung des Granites abstammen, zeigen an andern Orten aber auch eine unverkennbare Umwandelung; so erscheint der Thonschiefer in Glimmerschiefer, die Bruchstücke dieses in Gneiß verwandelt. Oft erscheinen die großen Fragmente unverändert und die mit ihnen vergesellschafteten kleinen metamorphosirt, so stimmen die großen Blöcke im Granit der Greifensteine noch fast ganz überein mit dem benachbarten Glimmerschiefer, während die kleinen Stücke gneißartige Beschaffenheit haben. Hinsichtlich ihrer Lagerungsweise erscheinen die kleinen Bruchstücke stets völlig von Granit umschlossen, ganz in ihm eingebettet zu sein, kolossale Blöcke dagegen und große stockähnliche Massen sind bisweilen dem Granit nur oberflächlich aufgesetzt, theilweise in ihn eingesenkt und ragen mehr oder minder gleichsam wie freie Inseln aus dem Granitmeere hervor. Solche hervorragende Schollen sind z. B. die von Hoffmann und Hausmann beschriebene, aus Hornfels bestehende Achtermannshöhe und die Kieselschieferkuppe des Wormberges im Harze, ferner die großen Schieferinseln im eibenstocker Granit, deren eine im Gipfel des Auersberges den höchsten Punkt des dortigen Gebirges bildet. Nach Weaver trägt der Lugnaquilla, der höchste Berg in der von Dublin nach Waterford laufenden Granitkette, auf seinem Gipfel eine von aufsteigenden Granitgängen durchflochtene Mütze von Glimmerschiefer. Auch auf der centralen Granitmasse der Cevennen nordwestlich von Genolhac am Roc Malpertus schwimmt eine kolossale Schieferscholle mit drei merkwürdigen Kuppen, deren höchste in 1625 Meter gipfelt. In der Whitsandbay unweit Landsend fand Forbes eine isolirte Partie schieferigen Gesteines auf dem Granit, welcher dieselbe gleichfalls nach allen Richtungen in Gängen und Adern durchsetzt.

Eine ganz besondere Beachtung verdienen die im Granit hin und wieder vorkommenden Einschlüsse von größern Kalksteinmassen in Form von Klötzen und Stöcken, bisweilen auch als ziemlich regelmäßige Parallelmassen eines krystallinisch körnigen Kalksteines, welche gemeinlich als Gänge oder Lager aufgeführt werden, nach Naumann jedoch nur als losgesprengte, eingeknetete und metamorphosirte Fragmente von Kalksteinablagerungen gedeutet werden können. v. Charpentier [32]) bezeichnete schon das häufige Vorkommen von Kalklagern in dem pyrenäischen Granit als eine merkwürdige Eigenthümlichkeit. Er fand dieselben an mehren Stellen wechselnd mit feinkörnigem und großkörnigem Granit, zum Theil von schieferiger Structur, von sehr verschiedenem Korn und wechselnder Farbe, 3—90 Fuß mächtig und stellenweise reich an zufällig eingemengten Mineralien, im Streichen aber dem der übrigen pyrenäischen Felsarten entsprechend und spätere Untersuchungen haben dann auch nachgewiesen, daß die meisten dieser Lager vom Granit metamorphosirte secundaire Kalksteine sind. Als solche lassen sich die von Emmons [33]) geschilderten Kalksteine im Granit des Staates Newyork nicht deuten. Dieselben sind theils kleine, ganz unregelmäßig conturirte, ringsum von Granit umschlossene Kalksteinstöcke, theils keilförmige Apophysen, welche der unter dem Syenit und Granit anstehende Kalkstein in diese treibt, wie bei Halesborough und Lyndhurst, theils auch noch einfache, parallele und regelmäßige oder auch verzweigte, gewundene und unregelmäßige Kalksteingänge, endlich auch Kalksteinlager mit scharfkantigen Bruchstücken verschiedener primitiver Gesteinsarten. Bei der Berührung erscheinen Granit und Kalkstein meist scharfgetrennt, nur bisweilen sehr innig gemengt und verflößt. Diese und andere eigenthümliche Verhältnisse lassen Emmons nicht zweifeln, daß der Kalkstein hier derselben eruptiven Natur ist wie der Granit und Syenit. Und dieselbe Entstehung beansprucht E. Dumas [34]) für die Kalksteinvorkommnisse in dem Granit der Cevennen, welche er als Gänge beschreibt. Der Kalkstein ist schön weiß und krystallinisch körnig und bildet fast verticale Parallelmassen von 2—10 Meter Mächtigkeit, deren fünf in der Gegend von Le Vignan und eine bei Cabrillac. An letzterem Orte führt der Gang Quarz, Blende, Bleiglanz und Bleikarbonat, läßt eine regelmäßige Schichtung erkennen und wird aufwärts vom Granit abgeschnitten, sodaß an eine Bildung von Oben nach Unten durchaus nicht zu denken ist. Nach Clarke [35]) setzt am Wollondilly in Argyle County in Neusüdwales im grobkörnigen Syenitgranit ein 47 Yards mächtiger und unter 50 Grad südwestlich fallender Gang auf, welcher aus abwechselnden Lagern von Quarzit und von Marmor besteht; nachdem derselbe bis in das Flußbett hinabgegangen, biegt er sich schnell aufwärts und steigt wiederum als ein zweiter Gang in den Granit hinein. Es verdienen alle derartigen Vorkommnisse noch der nähern sorgfältigen Untersuchung und allseitigen Prüfung, bevor über die Entstehung der Kalksteine und ihre ursprüngliche Beziehung zum Granit eine sicher begründete Ansicht geltend gemacht werden kann.

Zu den untergeordneten und fremdartigen Vorkommnissen im Granit gehören auch die in ihm aufsetzenden anderen Gesteinsarten, die Erzgänge und Erzlagerstätten. Hier ist zunächst der Greisen zu erwähnen, ein aus vorwaltendem sehr grobkörnigem hellgrünem Quarz und wenig grünem, gelbem oder ölgrünem Glimmer bestehendes Gestein, das durch Aufnahme von Feldspath in Granit übergeht und durch seine Zinnerzführung ein allgemeines Interesse hat. Es tritt bei Schlaggenwalde im Gneiße, bei Altenberg im Porphyr, doch meist auf eine so innige Weise mit dem Granit verbunden auf, daß man es aus diesem entstanden durch Verschwinden des Feldspathes auffassen muß. So ragt bei Zinnwalde mitten aus dem Porphyr eine elliptische von Nord nach Süd etwa eine Viertelmeile lange Kuppe von Greisen hervor, welche häufig in Granit übergeht und an vielen Stellen ganz regellos gestaltete Granitpartien umschließt.

32) Journal des Mines XXXIII, 120. 33) Report on the geological Survey of the State of New-York 1838. I, 198

34) Bulletin de la soc. géologique de France 1846. 2. série III, 573. 35) Quaterly journal of the geological society of London 1845. I, 342.

Ebenso deutlich geht am Kielberge an der westlichen Grenze der großen karlsbad-eibenstocker Granitpartie der Granit in Greisen über. Bei Vaurly im Departement der obern Vienne bildet der Greisen mitten im Granit ganz unregelmäßige Stöcke. Aehnliche Erscheinungen werden aus Ungarn und aus Cornwall berichtet.

Wir haben bereits oben der schörlreichen Granite und ihrer Uebergänge in Schörlfels gedacht, welche durch allmäliges Verschwinden des Glimmers und Feldspathes entstehen. Der Schörlfels tritt nun innerhalb des Granites selbst oft in gangähnlichen Parallelmassen oder Zonen auf, bildet an der Grenze von Granitmassen Gänge, welche den Granit und den angrenzenden Schiefer gleich unabhängig durchsetzen, oder sendet von größern Massen im Schiefergebirge Gänge und Apophysen in den Granit. Bei Rosemodris in Cornwall wird nach Forbes[36]) der Granit an seiner westlichen Grenze von sehr vielen ½—2 Fuß mächtigen Schörlfelsgängen durchsetzt, welche nicht in die aufliegenden Schiefer sich verfolgen lassen, und am Polmearcliff theilen eben solche zahlreiche Gänge den Granit in lauter regelmäßige Parallelmassen. Nach Sedgwick besteht der Granit von St. Austell Moor ganz und gar aus abwechselnden Parallelmassen von Granit und Schörlfels; hier ist es Granit mit Streifen von Schörlfels, dort Streifen von Granit im Schörlfels, alle Streifen mit ostwestlichem Streichen und sehr starkem Fallen; die Schörlfelsstreifen aber lassen oft in der Mitte eine schmale durch Zinnerz bezeichnete Absonderung erkennen, wie denn auch beiden Gesteinen dasselbe Erz eingesprengt ist. Bei Carn-Boscawen setzt nach Carne im Granit ein bis 8 Fuß mächtiger Gang von Schörlfels auf, welcher in einer fast verticalen Felswand vom Wasserspiegel bis zu etwa 60 Fuß Höhe sichtbar ist, aber sowol nach Oben wie nach Unten sein Ende erreicht; oben zerschlägt er sich in mehre Trümmer, die allmälig schmäler werdend sich endlich auskeilen; nach Unten verliert er sich gänzlich im Granit und bildet nur einen Körper mit demselben. Seltener erscheinen diese Schörlfelsgänge im Schiefer und durchsetzen dann zugleich die diesen durchschwärmenden Granitgänge. Diorit und Grünstein treten an verschiedenen Orten im Granit auf; so Grünsteingänge bei Rumburg und zahlreiche in Calabrien[37]), Dioritgänge mit Zinkblende bei Merklin im Böhmerwalde[38]), zahlreiche im Dniesterthale[39]) und nach v. Charpentier häufig im Granit der Pyrenäen. Häufiger noch setzen Porphyrgänge im Granit auf, so die viel besprochenen im karlsbader Granit und bei Schmiedefeld im Thüringerwalde, die meilenlangen Porphyrgänge im Granit des Riesengebirges, welche sich gabeln und wieder schaaren[40]), und im Granit zwischen der Loire, Rhone und Saone[41]). Quarz durchschwärmt in schwachen Gängen und Adern sehr viele Granitmassen und tritt auch lagerartig in demselben auf. Hornsteingänge kommen im grobkörnigen Granit bei Marienbad vor und enthalten rhomboëdrische Eindrücke von Bitterspathkrystallen.

Die Erzgänge und Erzlagerstätten erscheinen theils im Granit als von ihm ganz unabhängige Bildungen, theils aber auch in entschiedener Abhängigkeit von ihm. Die berühmten Zinnerzlagerstätten von Zinnwalde im Erzgebirge gehören dem Granit an, ebenso die Eisenerzlagerstätten von Suhl am Thüringerwalde, die großen Eisenerzgangzüge der eibenstock-neudecker Gegend, deren Gänge aus Quarz, Thonstein und Letten bestehen und außer den Eisenerzen noch Kobalt, Wismuth, Kupfererze, Fluß- und Schwerspath, Bitter- und Kalkspath führen, die zahlreichen Eisenerzgänge im Granit Böhmens, von Traversella in Piemont; die Kupfererzlagerstätten von Sätersdalen in Norwegen und die sehr reichen in Chili, über welche neuerdings wieder Crosnier[42]) berichtete. Unter den Erzgängen im Granit des Schwarzwaldes verdienen vor Allem die Kobalt- und Silbergänge im witticher Revier, sowie die in der Reinerzau und bei Alpirsbach Erwähnung. Ferner kommt in der Schlucht des Steinabachs bei St. Blasien ein mächtiger Bleiglanzgang vor, ein ähnlicher im Mettmathal zwischen Brenden und Buggenried, andere bei Wies, Marzell, Endlenburg, am Spitzenberg bei Oberkirch, bei Neuweier unfern Baden. Gänge von Rotheisenstein finden sich im eisenbacher Thal, bei Urach, Scholach, Forbach, Braunsteingänge im eisenbacher Thale, in Unterkirnach und bei Spitzwald, Brauneisensteingänge bei Durbach, im Sulzbach bei Oberkirch und am Fuße des eberfteiner Schloßberges. Nicht minder berühmt als die Erzführung des erzgebirgischen Granites ist die des Granites in Cornwall, wo besonders Kupfererze und Zinnstein einbricht. Graphit kommt in Nestern und kleinen Stöcken vor, öfter in den Pyrenäen und bei Greenwood in Maine.

Organische Einschlüsse, Ueberreste von Pflanzen und Thieren sind noch nirgends im Granit gefunden worden.

Der Granit ist ein massiges, ungeschichtetes Gestein ohne Parallelstructur, wodurch allein er sich vom Gneiß unterscheidet. Stellenweise ordnen sich jedoch innerhalb des Granites oder gegen seine Grenzen hin die Glimmerschuppen parallel und erzeugen dann die bereits besprochenen Uebergänge in Gneiß, den Granitgneiß und Gneißgranit. Auch körnig-streifige oder gebänderte Structur wird durch zonenhafte Anhäufung der Glimmerschuppen veranlaßt und solche Streifen wechseln dann mit glimmerarmen ab. Wenn nun auch stellenweise die Parallelstructur deutlich entwickelt auftritt, oder die bankförmige Absonderung zusammenhängende Platten erzeugt[43]): so

36) Transactions of the geological Society of Cornwall 1822. II, 57. 253. 262. 37) Philippi, Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1840. 436. 38) Hochstetter, Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt VI, 777. 39) G. v. Bloede, Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1841. 508. 40) G. Rose ebendas. 1844. 446.

41) *Rozet*, Mémoires de la Société géologique de France 1840. IV, 53. 42) Annales des mines 1851. XIX, 185. 43) Nach v. Andrian, Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanstalt 1859. X, 538, zeigt der Granit der Braniskokette in Ungarn sehr schieferige Textur.

sind dieselben doch keine eigentlichen Schichten in dem Sinne, in welchem wir die Schichtung von den sedimentairen oder Flötzgesteinen nehmen. Sie ist übrigens bei der früher sehr lebhaft behandelten Frage über die Neptunische oder Plutonische Entstehung des Granites in der ausführlichsten Weise erörtert worden und man kann sich über die Schichtung des Granites in den bezüglichen Arbeiten von Pötzsch, Playfair, Greenough, Breislak u. A. ausführlicher belehren, als es gegenwärtig noch von wissenschaftlichem Interesse ist. Die angebliche Schichtung läßt sich nur als plattenförmige Absonderung und als Parallelstructur auffassen. Eine sehr häufige und bisweilen auch auf weite Strecken mit großer Regelmäßigkeit auftretende Structur ist die bankförmige Absonderung. Dieselbe wurde in ihrer ausgezeichneten Entwickelung im Granit von Cornwall und Devonshire von Sedgwick, Boase, Enys und de la Beche sehr eingehend untersucht, dann von Hausmann im Granit des Harzes nachgewiesen. In letzterem zeigen sich drei Systeme von Absonderungsklüften, von welchen zwei eine senkrechte oder doch steile und gegen einander fast rechtwinkelige Lage haben, während das dritte System oft horizontal oder doch nur wenig geneigt ist. Das eine der beiden ersten Systeme streicht der Hauptrichtung der Granitmassen ziemlich parallel. Leibnitz erklärte in seiner Protogäa §. 4 die Bänke als Schalen, welche bei Erkaltung der aufsteigenden heißflüssigen Granitblasen entstanden seien und eben diese Theorie hat L. v. Buch in seiner schönen Abhandlung über die Formen, mit welchen der Granit und Gneiß an der Erdoberfläche erscheinen, ausführlicher dargelegt. Nach ihm erscheint der Granit fast überall in ellipsoidischen Stöcken mit gewölbter Oberfläche, gleichsam in Form weich aufgequollener Blasen, welche im Innern aus concentrischen Schalen bestehen, die durch die Zusammenziehung und daher Zertheilung der erkaltenden Massen erzeugt wurden. Eine besondere Stütze erhält diese Theorie noch durch die auf der Oberfläche mancher Granitmassen vorkommenden Anhäufungen von Blöcken, von wahren Blockmeeren, wie auf dem Brocken, deren Entstehung eine andere Erklärungsweise nicht leicht annehmbar macht. In enger Beziehung mit der bankförmigen Absonderung steht die quader- und pfeilerförmige, welche wie die unregelmäßig polyëdrische nur in der Richtung der Absonderungsklüfte verschieden sind und auch bei andern massigen Gebirgsarten mehr oder minder häufig vorkommen. Viel seltener dagegen kommt gerade beim Granit die säulenförmige Absonderung vor. Sehr schöne und großartige Säulen beschreibt Carne[44]) vom Granit am Cap Landsend in Cornwall, sowie südlich davon am Tol-Pede-Pemrith und nördlich am Huel-Oak-Point in St. Just; am Pordenack-Point haben die Prismen eine überraschende Aehnlichkeit mit Basaltsäulen. Eben diese täuschende Aehnlichkeit bemerkte Fournet[45]) an den Granitsäulen des Vorgebirges Collo in der Provinz Constantine in Algerien. Minder schön kommen sie am Mühlberg unfern Tzeidler in Böhmen und an andern Orten vor. — Der Kugelbildung im Granit haben wir schon oben bei Anordnung der wesentlichen Gemengtheile gedacht. Granitkugeln mit concentrisch schaliger Verwitterung und innerem frischen Kern 2—5 Fuß im Durchmesser beschreiben Goldfuß und Bischof von der seißener Mühle bei Arzberg im Fichtelgebirge, Stur vom taborer Granit besonders schön bei Drazitz. G. Rose fand in den kleinern Kugeln von Schwarzbach im Riesengebirge in der Mitte einen Orthoklaskrystall, welcher zunächst von Albit und Glimmer eingefaßt wird und dann von grobkörnigem Orthoklas und Quarz umhüllt ist. Diese Kugeln liegen dicht über einander und bilden einen 20 Fuß mächtigen Gang am sogenannten Krötenloche. Die von Charpentier am Berge Moine Mendia bei Hallette in den Pyrenäen im feinkörnigen Granit beobachteten unregelmäßigen Kugeln von 2 Zoll bis 2 Fuß im Durchmesser ließen keine concentrisch schalige Structur erkennen, wogegen deutlich concentrisch schalige Granitkugeln nach Weaver in den Steinbrüchen von Knackbederry in Irland, nach Dufrenoy bei Argentat im Departement de la Correze, nach Jokely im Granit des mittlern Böhmen vorkommen. Ganz eigenthümlich sind die von Eschwege am Küstenpunkte Praia Grande in Brasilien untersuchten Kugeln. Dieselben sind mehre Fuß groß, länglich, zum Theil mit der Längsaxe aufrecht stehend und an der Spitze aufgebrochen wie eine halb geöffnete Rose und mit ausgezeichnet concentrisch schaliger Structur; innerhalb der vielen und oft kaum eine Linie dicken Schalen umschließen diese Steinknospen einen beweglichen länglichen Kern. Auch bei Porto in Portugal fand von Eschwege Granitkugeln, deren Durchmesser von 10—50 Fuß beträgt. Andere eigenthümliche Granitkugeln beschreibt Alluaud[46]) aus dem Pegmatit von La Vilate im Departement der obern Vienne. Diese bis zwei Meter großen Kugeln haben einen Kern von Orthoklas umgeben von feinkörnigem Feldspath, welcher in mehren concentrischen Zonen graue Quarzkörner umschließt; diese Körner werden von Innen nach Außen immer kleiner, sinken von Nuß- auf Stecknadelknopfsgröße herab. Andere Kugeln besitzen einen Kern von Granat, Apatit, Arsenkies, Wolfram, worauf Albit mit Columbit folgt. In manchen Graniten tritt die kugelige Absonderung erst mit beginnender Verwitterung erkennbar hervor.

Die Formen, mit welchen der Granit über die Oberfläche hervortritt, sind verschiedenartige und zum Theil höchst eigenthümliche zumal in einzelnen Felswänden, Thälern und Gipfelungen. Ausgedehnte Granitmassen constituiren bergiges und hügeliges Land mit sanft gewölbten Kuppen, bauchigen Abhängen, mit einzelnen wollsackähnlichen Hügeln, wie v. Buch sich ausdrückt, und mit mehr oder minder tief eingeschnittenen Thälern, die sich streckenweise verengen und weiten. Im

44) Transactions of the geological society of Cornwall III, 208. 45) Comptes rendus 1848. XXVI, 76.

46) Bulletin de la société géologique de France 1850. VII, 230.

Hochgebirge steigt der Granit oft in hochgewölbten Domen auf und öffnet zwischen seinen jähen Abhängen nur engsohlige, zum Theil wild zerrissene Thäler, die in kleinem Maßstabe auch in minder großen Granitregionen vorkommen. Dabei ragen bald isolirte bald gruppirte Felsen in den absonderlichsten, wunderbarsten Formen frei aus dem Massiv oder auf hohen Thalwänden und im Gewipfel empor und Spalten und Schründe durchschluchten das Felsengebäude, dessen höchste Gipfel mit nadelförmigen Felshörnern und spitzigen Pyramiden sich in den Himmel hinaufrecken. Die abgerundeten Berge bedecken sich sehr häufig mit Blöcken, größern und kleinern, die sich auch an den Gehängen in den Thälern anhäufen, während deren Sohle und das Land steinig, grusig und sandig ist. In den Alpen, Pyrenäen und andern großartigen Granitmassen treten die imposanten Scenerien mit den wildesten und schreckhaftesten Felsformen, abgerundeten Domen und Bergen in vollendetster Entwickelung auf. Die senkrechten Zacken, Nadeln und Hörner gruppiren sich nach Russegger's und Wellsted's Schilderungen auch Granit des Sinaigebirges in Arabien zu einem wundervollen Waldesdicht, dessen Schluchten, Wände und Spitzen kahl und öde, ohne Baum, ohne Sturzbach, ohne See, ohne Ruinen und Häuser, also in Todtenstille dastehen, eine düstere und dunkle Felsenwildniß. Ebenso schildert Russegger den Gneißgranit der Lofoten in Norwegen als wunderbar gestaltete Felskolosse, tausendzackig und zerrissen, mit zahllosen Hörnern und Zinken meist hoch über die Schneegrenze hervorragend, zum Theil bedeckt mit Gletschern und ewigen Schneefeldern, gleichsam als mächtige Säulen jenes Riesentempels, in welchem sich die Natur in ihrer Größe auch jenseits des Polarkreises dem Menschen offenbart. Ein Blick von dem Col de Balme auf die den Montblanc umstehenden Vasallen erfüllt mit staunender Bewunderung und prägt ein unverwischbares Bild dieses Riesengebäudes ein. Ganz andere Bilder sind die isolirten Klippen und frei aufragenden Felsen. Allbekannt sind von denselben im Harze die Schnarcher zwischen Schirke und Elend, die Feuersteinsklippen südwestlich von der Heinrichshöhe, der Ilsenstein bei Ilsenburg, ferner die merkwürdigen wie künstlich aufgerichteten Monumente in der Lausitz bei Königshain und der Hochstein südlich von Elstra, die abenteuerlichen Greifensteine bei Geyer, welche der Volksglaube zu Trümmern eines verwünschten Schlosses macht. Die Ablosungsformen zeigen sich an vielen dieser isolirten Felsen sehr deutlich und geben denselben das Aussehen künstlicher Riesenblockbauten. Auch in den Granitdistricten von Cornwall und Devonshire kommen ähnliche Felsgestalten vor, so die unter dem Namen von Tars und Cares vielbesprochenen phantastischen Formen im Landsendbdistricte, welche auch den Alterthumsforschern Material zu wiederholten Betrachtungen lieferten und wiederholt von Dichtern besungen worden sind. Die auffallendsten Granitformen aber scheinen in einigen Gegenden Sibiriens aufzutreten, auf welche schon Pallas, Renovanz und Ledebour, dann G. Rose und v. Humboldt die Aufmerksamkeit lenkten. Letzterer sagt darüber: „Wenn man aus der Steppe von Platowsk zu den felsigen Ufern des kolywandschen Sees aufsteigt, so wird man von diesen Graniteruptionen, welche auf einem Raume von mehren Quadratmeilen aus einem ganz ebenen Boden hervortreten, überrascht. Bald liegen die Felsen in geraden Reihen hinter einander, bald hinter einander, bald zerstreut in der Ebene und dabei besitzen sie die sonderbarsten Gestalten. Hier sieht man schmale Mauern, dort kleine Thürme oder Polygone; die niedrigsten Mauern ähneln Tribünen, Sesseln oder Grabdenkmalen; manche haben eine Höhe von 400 und 500 Fuß, andere erreichen kaum 7—8 Fuß. Andere noch ungewöhnlichere Formen fand Pallas bei Andontscholon in Daurien, nämlich Ruinen, Portale, Grotten, über einander gestürzte Platten, kleine Zackengipfel und viele andere seltsame Gestalten, sodaß man von Weitem eine Heerde von Kameelen, Pferden, Kühen zu sehen glaubt, was auch der mongolische Name Andontscholo, Viehheerdenfelsen, ausdrückt. Längs des südlichen Altaiabhanges zwischen Buchtarminsk, dem Uarym und dem chinesischen Posten Baty erhebt sich der Granit in Glocken, plattgedrückten Halbkugeln und Kegeln mitten aus der Ebene."

Den mechanischen und chemischen Einwirkungen der Atmosphärilien widersteht der Granit je nach seiner mineralogischen Beschaffenheit längere oder kürzere Zeit. Wir finden daher Granitfelsen, welche Jahrtausende hindurch bereits der Verwitterung trotzen und nur erst eine leichte Verfärbung zeigen, während andere in Grus und Sand zerfallen und noch andere auf größere oder geringere Tiefe bereits vollständig chemisch zersetzt sind. Die häufigste Zerstörung, die wir an den Gehängen in den Thälern, in alten Steinbrüchen, auch auf der Oberfläche der Felsen beobachten, besteht in einer Auflockerung des Zusammenhanges der einzelnen Bestandtheile, welche bis zur Zerblätterung des Feldspathes fortschreitet und so den Granitgrus und Granitsand erzeugt. Diese Zerstörung ergreift das Gestein nicht gleichmäßig in seiner ganzen Ausdehnung, sondern zunächst an einzelnen Stellen, und streifenweise dringt daher auch hier nur einige Linien und Zolle tief ein, dort schon viele Fuß tief vor. Die Ablosungsklüfte unterstützen ganz besonders diesen Auflösungsproceß und treten darum auch an nackten Wänden und isolirten Felsen gewöhnlich recht deutlich hervor. Es entstehen auf diese Weise aus horizontalen Bänken die abgerundeten matrazen- und wollsackähnlichen Blöcke, aus Pfeilern und Quadern die säulenförmigen und kugeligen Gestalten, bei unregelmäßig polyëdrischer Absonderung große und kleine rundliche Blöcke, welche durch grusige Schalen von einander gesondert erscheinen. Endlich zerfällt das Gestein in Grus und Sand, dessen Körner eckig und scharfkantig sind und die einzelnen Mineralien meist noch recht deutlich unterscheiden lassen. Dieses Gebilde nennen die Bewohner des Harzes Haidesand, die im mittlern Frankreich arène und darauf bezieht sich ohne Zweifel auch der Name Sandgänge, mit welchem der Bergmann im obern Erzgebirge gewisse

Granitgänge bezeichnet. In den Bergen der Bourgogne, des Limousin und Perigord hat sich der Granitsand mächtig angehäuft und wird als vortreffliches Material zu hydraulischem Mörtel verwendet. Dringt eine kieselerdhaltige Auflösung in den Granitgrus: so werden die Körner von Neuem zu festem Gestein verkittet und wir haben den bereits erwähnten regenerirten Granit, der stellenweise bei flüchtiger Betrachtung mit dem primitiven Granit zu verwechseln ist.

In Folge der eben besprochenen Zerwitterung bedecken sich die Gipfel der meisten Granitberge mit großen Blöcken, welche oft zu Tausenden regellos über einander gestürzt ein wildes und wüstes Felsenmeer, die sogenannten Teufelsmühlen, bilden. Der sich ablösende Grus wird von Regen und Rinnwassern fortgeführt, die festern Massen widerstehen der weitern Zerwitterung, sinken der Zwischenmittel beraubt zusammen, bleiben in sehr verschiedenen, nicht selten den wunderlichsten Stellungen auf einander liegend, drohend und verwegen, scheinbar nicht mehr unter dem richtigen Schwerpunkte gestützt, bisweilen sogar schaukelnd und wackelnd, aber noch Jahrhunderte in dieser unsichern Lage verharrend. Solche durch Form und Lage ausgezeichneten Blöcke kommen in fast allen Teufelsmühlen vor und sind vom Volke mit besondern Namen wie Herenaltar, Herenkanzel u. dergl. belegt worden. Ja der Brocken, auf welchem die Felsenmeere recht auffällig hervortreten, soll seinen Namen von diesen Gesteinsbrocken haben, oder wie Schröder meint, weil sein Gipfel gebrochen, im harzer Dialekt brocken ist. Den Felsenmeeren des Riesengebirges schenkt L. v. Buch in seinen geognostischen Beobachtungen auf Reisen durch Teutschland und Italien I, 18 eine besondere Aufmerksamkeit. Zwischen den ungeheuern Anhäufungen abgerundeter Granitblöcke ziehen sich Höhlen und Gänge hin, während Thürme und Pyramiden hoch emporragen; die große Sturmhaube ist völlig mit solchen Blöcken bedeckt und deshalb sehr mühsam zu ersteigen; zwischen den Elbquellen und den Schneegruben sieht man weite Flächen mit ihnen besäet. Diese sonderbaren Felder, ein Bild der Verwüstung, aber nicht der plötzlichen und gewaltsamen, sondern der langsamen und still erfolgenden, sind überzeugende Beweise von der unaufhörlich fortschreitenden Abnahme des Gebirges. Wie viel höher waren die Kuppen und Berge, als die Millionen von Blöcken noch nicht durch einander gestürzt und zusammengesunken waren! Im naundorfer Granitdistrict bei Freiberg in Sachsen ist fast jede Kuppe mit einer kleinen Blockablagerung gekrönt. Im Fichtelgebirge fesseln dieselben wie auf dem Brocken die Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden, namentlich das bei dem Alexandersbade liegende höchst imposante Felsenmeer der Luisenburg oder Lurburg. Auch im Böhmerwalde kommen dieselben an mehren Orten vor nach Hochstetter's Schilderungen. Bei dem Anblicke dieser wilden wüsten Blockmassen drängt sich sogleich die Frage nach ihrer Entstehung auf. Man nahm öfter an, der ursprünglich hoch aufragende zackige Granitgipfel sei durch Erdbeben und vulkanische Explosionen zersprengt worden, aber wie durch solche Katastrophen ein weit abgerundeter, gleichmäßig mit Blöcken übersäeter Gipfel entstehen soll, ist nicht recht einzusehen, auch lassen sich die Spuren vulkanischer Explosionen nirgends an diesen Felsenmeeren erkennen. Noch weniger werden Fluthen und Strömungen die Blöcke herbeigeführt haben können und auf der Höhe der Granitberge abgesetzt haben. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die Blockmeere das unmittelbare Product der Zersetzung der zerklüfteten Gesteine sind, eingeleitet durch die Zusammenziehung bei der Erkaltung des in flüssigem Zustande aus dem Erdinnern aufsteigenden Granites. Das vielfach zerrissene und zerborstene Gestein bot den Atmosphärilien zahlreiche Angriffsflächen außen und innen und die ungleiche Dichtigkeit bei der großen Veränderlichkeit in der Beschaffenheit und dem Mengungsverhältniß der constituirenden Mineralien veranlaßte hier eine schnellere Zerstörung, Abrundung der Formen und Zusammenstürzen, während dort die scharfen Kanten und Ecken der Zerwitterung trotzten und einzelne Blöcke in den wunderlichsten und verwegensten Stellungen sich erhielten. Wir haben diese sehr verschiedenen Grade der Zertrümmerung und Auflösung, der Block- und Grusbildung in tief eingeschnittenen Granitthälern frei und offen neben einander und finden hier den Schlüssel zu den Erscheinungen auf den Gipfeln.

Die chemische Auflösung der Granite, welche man gemeinlich als Kaolinisirung bezeichnet, ist keine so allgemeine Erscheinung wie die eben besprochene mechanische Zerstörung oder Zerwitterung und scheint nur bei gewissen Granitabänderungen häufig zu sein. Sie beruht auf der Zersetzung der Feldspathe und verhält sich je nach deren chemischer Constitution sehr verschieden. Der aus dem Orthoklas hervorgehende reine Kaolin ist als zweiwasserhaltige zweifach kieselsaure Thonerde zu betrachten, dadurch gebildet, daß dem Orthoklas vierfach kieselsaures Kali entzogen wird, statt dessen die rückständige zweifach kieselsaure Thonerde zwei Atome Wasser aufnimmt. Andere Feldspathe verhalten sich natürlich anders. Bischof, Fournet, Fuchs und andere Chemiker erklären diese Umwandelung der Feldspathe in Kaolin durch Einwirkung von Wasser und Kohlensäure und Forchhammer hat gezeigt, daß Wasser und hohe Temperatur schon zur vollständigen Zersetzung des Orthoklases genügen. Diese Agentien sind überall vorhanden und es kann uns nicht auffallen in den verschiedensten Granitgebieten mehr oder minder große Kaolinlager zu finden. Bekannt und ergiebig sind dieselben bei Karlsbad, bei Saint Yrieux unweit Limoges in Frankreich, bei St. Stephans und St. Auston in Cornwall, bei Cornwood in Devonshire. In allen diesen Lagern lassen sich noch die verschiedenen Stufen der Zersetzung erkennen und die Zusammensetzung der ursprünglichen Granitvarietät nachweisen. In der Umgegend von Macao sind nach Callery alle Granitberge dermaßen zerstört, daß ihre Gipfel wie mit Schnee bedeckt erscheinen.

Der Granitsand, welcher sich zwischen den Blöcken, an den Gehängen und in der Sohle der Thäler anhäuft, bildet durch die weitere Zersetzung des Feldspathes einen

der Vegetation sehr günstigen Boden und wo diese Verhältnisse eingetreten sind, trägt der Granit schöne Laub- und Nadelhölzer und üppigen Wiesenwuchs, während er von der chemischen Auflösung des Feldspathes kahl und nackt bleibt und nur dürftigen Flechten Ansatz gewährt.

Die Lagerungsformen der Granite hat Naumann in seinem Lehrbuche der Geognosie zuerst einer sehr eingehenden Erörterung unterworfen. Am häufigsten kommt die stockförmige und gangförmige Lagerung vor, nur selten die deckenförmige und noch weit seltener ist das Auftreten in wirklichen Lagern. Die vielen kleinen, länglichen und abgerundeten Granitpartien bis zu einigen Meilen Durchmesser lagern in der Form von typhonischen Stöcken und werden gemeinlich als Granitellipsen oder wegen ihrer kugelförmigen Oberfläche als Granitellipsoide aufgeführt. Sie tauchen als wahre Granitinseln aus dem umgebenden Gneiß- und Schieferlande, dem krystallinischen Schiefer- und dem Uebergangsgebirge hervor und zwar nur selten vereinzelt, meist vielmehr zu mehren neben oder hinter einander reihenförmig angeordnet. So lassen sie sich mit den heutigen Vulkanreihen vergleichen und verweisen diesen analog auf granitische Eruptionen längs einer und derselben Spalte. Im Erzgebirge tauchen bei Schwarzenberg in der Linie von Klösterlein bis Crandorf von Nordwest nach Südost fünf solcher Granitinseln aus dem Glimmerschiefer auf, nämlich die fast kreisrunde Granitpartie von Aue, die langgestreckte und etwas gekrümmte Partie von Lauter, die ganz kleine von Neue Welt, die langgestreckte und geradlinige von Schwarzenberg und endlich die kleine im Schwarzwasserthale durchbrochene Granitpartie von Erlhammer. Die Längsdurchmesser aller dieser Graniteinseln fallen in die Richtung ihrer Verbindungslinie. Westlich von Aue liegen in einer Parallellinie der vorigen die beiden langgestreckten Granitpartien von Oberschlema und Auenhammer, dagegen lassen die drei bei Geyer aufragenden Inseln keine geradlinige Anordnung erkennen, obwol die beiden südlichen des Zinnberges und des Stockwerkes in die Linie der weiter nach Südost zwischen Buchholz und Schlettau liegenden Granitpartie fallen. Die Granitinseln des Erzgebirges schneiden die Längsausdehnung dieses Gebirges fast unter rechten Winkeln, haben also auf die allgemeinen Formverhältnisse desselben keinen bestimmenden Einfluß. Der großen centralen Granitmasse des Fichtelgebirges liegen in einer von Nordost nach Südwest gestreckten Linie die drei Granitinseln des großen Kornberges, des Waldsteines und die von Korndorf vor, die Längsdimension der erstern fällt wieder in die Längsaxe der Centralgranitmasse, welche der des Fichtelgebirges parallel ist. Minder auffällig ordnen sich die Granitinseln des Harzes linear, doch fällt auch ihr Auftreten in die Längenausdehnung des Gebirges. Ganz gleiches Auftreten bekunden die Granitpartien in vielen andern Gebirgen. In Cornwall und Devonshire ziehen sich fünf große und mehre kleine Partien von Bovey über Bodmin bis zum Cap Landsend in einer etwas gekrümmten Linie fort, ungefähr dem allgemeinen Verlaufe der südlichen Küste beider Grafschaften parallel. In Schottland erheben sich 25 Granitinseln aus dem Gneißgebiete und 14 aus dem Glimmerschiefer und Thonschiefer, ebenso in Irland 18. Die drei Granitpartien in den Cevennen liegen ostwestlich hinter einander und schneiden also die Richtung des Gebirges unter 40 Grad. In der Normandie und Bretagne, in den Pyrenäen und andern Gebirgen erheben sich große und kleine Granitstöcke in reihenweiser Anordnung. Selbst die kolossalen Granitmassen wie die von Kupferberg bis nach Reichenberg in 9 Meilen Erstreckung, die 6 Meilen lange Centralmasse des Fichtelgebirges, die nicht minder kleine karlsbad-eibenstocker Partie des Erzgebirges sind nach Naumann eher als typhonische Stöcke wie als deckenartige Ausbreitungen zu betrachten. Mit den umgebenden Schichtgesteinen pflegen diese Stöcke in keiner abhängigen Beziehung zu stehen und gar nicht selten erscheint die Schichtung so ungestört in ihrem Fallen und Streichen, als ob gar keine Granitinseln da wären. Nur an der Grenze und in der unmittelbaren Berührung kommen öfter locale Störungen, Hebungen, Verwerfungen, metamorphosirender Einfluß, Erz- und Mineralführung u. dergl. vor. In gar manchen Fällen bekundet allerdings der Granit seinen ganzen Einfluß auf die Lagerung des umgebenden Schichtgesteins, indem dessen Schichten ringsum von ihm abfallen, dieselben den Granit also ganz entschieden mantelförmig umlagern, an andern Orten, wie bei Wiesenbad in Sachsen, dagegen ihn kuppelförmig bedecken. Wie anders will man diese Lagerungsverhältnisse erklären, als daß die Schichten ursprünglich horizontal und in ununterbrochenem Zusammenhange von dem aus der Tiefe emporbringenden Granit gehoben und durchbrochen worden sind. Hier und da kam es nicht bis zum Durchbruche und der untergreifende Granit ist erst in Folge späterer Zerstörung, durch Thalbildung, Abspülung an der Meeresküste von den bedeckenden Schriftsteinen entblößt worden. Wie sich die Granitstöcke in der Tiefe verhalten, ob sie hier in ihren horizontalen Dimensionen zu- oder aber abnehmen, ob die reihenweise geordneten Stöcke in unmittelbarem Zusammenhange stehen oder getrennt in die ewige Teufe, d. h. bis an den unbekannten Heerd des Granites hinabsetzen, darüber gibt die directe Beobachtung erst in den allerwenigsten Fällen nur spärlichen Aufschluß und läßt den Vermuthungen und blos hypothetischen Annahmen freies Spiel. Der aus tiefen Spalten der festen Erdkruste aufgestiegene Granit hat bald einen größern bald einen geringern Einfluß auf die Lagerung der oberflächlichen Schichtgesteine ausgeübt. Im Harze, im Fichtelgebirge, in Cornwall bildet der Granit die höchsten Gipfel und überragt das umgebende Schichtgestein bedeutend. Umgekehrt steigt z. B. an der 5000 Fuß hohen Schneekoppe der Glimmerschiefer viel höher hinauf als der Granit, ebenso der Gneiß von Niederbobritzsch bei Freiberg. Bei Kirchberg in Sachsen wird der Granit fast ringsum von höhern Schiefergebirgsmassen umwallt. Als besonders ausgezeichneten Circus beschreibt Elie de Beaumont die wesentlich aus Gneiß bestehenden Oisans mit dem

12,600 Fuß hohen Mont Pelvour [47]). Dieselben bilden einen Circus von 8 geographischen Meilen Umfang mit Wänden von 9000—12,000 Fuß absoluter Höhe, nach Innen sehr steil, nach Außen sanft abfallend, im Innern aber tritt der Granit hervor. Nach Hitchcock [48]) haben alle Granitmassen in Massachusetts ein merkwürdig tiefes Niveau im Vergleich zu andern Gesteinen.

Einzelne Granitstöcke haben eine linsen- oder keilförmige Gestalt, indem sie sich in der Richtung ihres Streichens beiderseits keilförmig verschmälern und ausspitzen, während sie sich nach Oben entweder gleichfalls keilförmig zuschärfen oder aber ausbreiten. Sie erscheinen dann bei geringer Ausdehnung als kurze stockförmige Gänge, welche bei gleichem Streichen mit den Schichten des Nebengesteines leicht für Lagerstöcke gehalten werden können. Die Granitmassen von größter horizontaler Ausbreitung müssen dagegen allgemein für deckartige Gebirgsglieder, d. h. für mächtige nach allen Richtungen hin aufgelagerte Bildungen genommen werden, selbst wenn an den Rändern ähnliche Begrenzungsverhältnisse beobachtet werden wie an den typhonischen Stöcken die riesigste Granitmasse in Europa, welche ein Areal von fast 4000 □Meilen bedeckt, liegt im südlichen Rußland in 130 Meilen Erstreckung von WNW nach OSO von Brody zwischen dem Bug und dem Dniepr bis gegen Taganrog [49]). Auch in Spanien im Gebirgszuge zwischen dem Tajo und der Guadiana und in Galizien gewinnt der Granit eine ungewöhnlich ausgedehnte Verbreitung, an der Sierra Morena gewaltige, mit enormen Blöcken besäete Plateaus bildend und die ungeheure Masse der Serra d'Estrella, welche mit der von Galizien sich vereinigt [50]). In Vorderindien zwischen den Flüssen Godavery und Kistnah dehnt sich gleichfalls ein weites Granitplateau aus, in dessen Mitte Hyderabad liegt. Die in Sachsen zwischen Görlitz, Camenz, Großenhain, Leuben, Dohna und Georgenthal in Böhmen über mehr als 50 □Meilen ausgedehnte Granitablagerung darf nach Naumann ebenfalls nur für eine deckenartige Ausbreitung gehalten werden, welche jedoch strichweise und besonders an ihren Grenzen gegen das Schiefergebirge den Charakter typhonischer Stöcke besitzen mag, wie das wol bei allen Granitdecken vorausgesetzt werden mag, da jede ihre theils an den Grenzen hinlaufenden, theils in der Tiefe verborgenen Eruptionslinien hat. Die wirkliche Auflagerung durch ein stellenweises Ueberfließen der Granitmasse ist längst bei kleinern Partien beobachtet worden und darf daher bei größern Ablagerungen ohne Bedenken angenommen werden. Die älteste derartige Beobachtung hat L. v. Buch in seiner ersten monographischen Arbeit [51]) veröffentlicht, in welcher er sagt, der Granit liegt auf dem Glimmerschiefer bei Reichenstein, Vollmersdorf, Ober- und Niedersaasdorf und bildet die Oberfläche beider Abhänge wie ein über sie hinweggebreitetes Tuch. Die ähnliche Auflagerung des Granites des Ziegenrückens am Harze auf den dortigen Schiefern beschreibt Keferstein in seinem geognostisch geologisch dargestellten Teutschland [52]); sie ist am schönsten aufgeschlossen auf der rechten Seite des Ockerthales und wol zwei Stunden weit setzen die Granitklippen auf den Schiefern fort. Auch im Erzgebirge östlich von Graslitz an der westlichen Grenze der karlsbad-eibenstocker Granitpartie findet eine entschiedene Auflagerung des Granites auf dem Glimmerschiefer statt, zum Beweise, daß sich dieselbe, obwol sie anderwärts die Begrenzung eines typhonischen Stockes zeigt, doch in dieser Gegend über die Oberfläche des Schiefers ausgebreitet haben muß. Der Glimmerschiefer tritt dort nämlich mit einem spitzen Winkel sehr weit in das Granitgebiet ein, indem die von Glasberg nach Silberberg nordwärts verlaufende Grenze bei letzterem Orte nach Osten umbiegt und in dieser Richtung bis zu den Mühlhäusern fortzieht, von wo sie plötzlich nach Westen zurückläuft. Längs dieser über eine Meile langen Grenze zieht sich der Granit beständig auf der Höhe des Gehänges hin, während in der Tiefe der Glimmerschiefer mit mehren tiefen Schluchten ansteht. Auf der Insel Mihau an der Küste des Departements Cotes du Nord bildet der Granit eine Decke auf dem Thonschiefer, dessen Schichten sehr steil aufgerichtet sind und von Granitadern und Gängen durchsetzt werden [53]). Auf der Insel Elba breitet sich nach Krantz [54]) am Capo Difonza östlich vom Golfo di Campo der Granit auf der unebenen Oberfläche der Schichten der Apenninenformation aus. Eine großartige horizontale Ausbreitung des Granites beobachtete Alex. v. Humboldt [55]) in Sibirien an den Ufern des Irtisch zwischen Buchtarminsk und Ustkamenogorsk, wo der Uebergangsthonschiefer seine Schichten unter 60—80 Grad neigt und der Granit deren Unregelmäßigkeiten auf ¾ Meilen mit fast horizontalen Bänken bedeckt. Besonders interessant ist die Auflagerung am Hallingskarven in Norwegen nach Keilhau's Mittheilung [56]). Dieser auf dem Gebirgsrücken zwischen Hardanger und Hallingdal bis zu 6000 Fuß aufragende, einige Meilen lange und bedeutend breite Koloß besteht unten aus Thonschiefer mit unter 60 Grad geneigten Schichten und auf diesem lagert 1200 Fuß mächtiger Granit. An vielen solchen horizontalen Auflagerungen, welche durch ein förmliches Ueberfließen des ganz weich hervorgequollenen Granites erklärt werden müssen, schließt derselbe nur selten Bruchstücke des Nebengesteines ein und bildet nur ausnahmsweise Gänge und Adern.

Ein besonderes Interesse beanspruchen die im Granit auftretenden Stöcke eines anderen Granites, welche in größern Granitgebieten gerade keine seltene Erscheinung sind. Meist sind es grobkörnige, porphyrartige Granite, in welchen feinkörnige wie Inseln oder Kuppen hervor-

47) Mémoire pour servire à une description géologique de la France II, 339. 48) Report on the Geology of Massachusetts 472. 49) Karsten's und v. Dechen's Archiv 1840. XV, 70. 50) Willkomm, Strandgebiete der iberischen Halbinsel S. 59. 51) Versuch einer mineralogischen Beschreibung von Landeck 1797. S. 16.

52) 1830. Bd. VI. S. 375. 456. 53) Bulletin de la société géologique de France IV, 201. 54) Karsten's und v. Dechen's Archiv 1841. XV, 383. 55) Reise nach dem Ural I, 610 und Centralasien I, 195. 56) Gäa norwegica I, 390.

ragen, seltener das umgekehrte Verhältniß: grobkörnige Stöcke in feinkörnigem Granit. Diese Stöcke müssen als selbständige untergeordnete Gebirgsglieder betrachtet werden, denn sie verhalten sich ganz ebenso wie die Stöcke anderer eruptiven Gesteine. Sehr gewöhnlich kommen mit ihnen noch Gänge derselben Granitabänderung vor. Bei Zehren unweit Meißen liegen im grobkörnigen Granit kleine Stöcke eines feinkörnigen fast glimmerfreien Granites, welcher zugleich außerordentlich häufige Gänge in jenem und im Syenit bildet. In der kirchberger Granitpartie, welche vorwaltend aus grobem, porphyrartigem Granit besteht, ragt bei der Stadt Kirchberg der Bohrberg mit einem feinkörnigen sandsteinähnlichen Granit auf und in der Granitinsel von Niederbobritsch bei Freiberg gibt es mehre Kuppen, welche sich durch die Feinkörnigkeit des Gesteins ebenso auffallend von dem herrschenden Granit unterscheiden, als sie sich durch dieselbe Beschaffenheit an den in Gängen und Adern auftretenden Granit anschließen. Dieselben Erscheinungen wiederholen sich nach Warnsdorff[57]) bei Karlsbad, Elnbogen und Marienbad, wo im Töplthale, am Arberge, Dreikreuzberge und andern Punkten der feinkörnige Granit aus dem grobkörnigen hervortritt. Auf der Grenze dieser beiden Granite steigen in Karlsbad selbst die weltberühmten Quellen hervor. Auch aus dem Riesengebirge berichtet G. Rose, daß z. B. im Scholzenberge und Hopfenberge bei Warmbrunn Kuppen feinkörnigen Granites im herrschenden grobkörnigen, im Stangenberge bei Stonsdorf und im Ameisenberge bei Erdmannsdorf langgestreckte Rücken des erstern in letzterem aufragen. v. Oeynhausen und v. Dechen[58]) sahen am Vorgebirge Tol Pedu Perwish in Cornwall eine feinkörnige Granitmasse in 200 Fuß hohen Felsen, welche gleichsam als fremdartiger in den grobkörnigen Granit hineingeschobener Gebirgsklotz erscheint. Mit Recht betrachtet Waldner die Stöcke als verkürzte und verdickte Gänge und findet das Vorkommen ersterer eben nicht eigenthümlicher als das der Granitgänge im Granit. Er fand im Schwarzwalde in dem langen Granitzuge längs der Südgrenze des Gebirges bei Albbruck bis herab nach Gernsbach im Murgthal und Wildbad im Engthal viele solche Stöcke, von welchen der große metallreiche Granitstock des witticher Reviers der wichtigste ist.

Sehr häufig erscheint der Granit in wirklicher Gangform und zwar unter den verschiedenartigsten und mannichfaltigsten Verhältnissen. Diese Gänge bilden bald mächtige Züge bald schmale Streifen, Adern oder Trümmer, sind bei sehr bedeutender Mächtigkeit ohne erhebliche Längenausdehnung, sodaß sie schon als Stöcke betrachtet werden können, oder setzen mit geringer Stärke auf weite Strecken fort; oft sind sie regelmäßige, ebenflächige Parallelmassen mit unveränderlichem weithin anhaltendem Streichen und Fallen oder aber sie winden und krümmen sich, verzweigen und zerschlagen sich, schicken Seitenausläufer ab und schaaren sich wieder. In letzterem Falle erscheinen sie bisweilen gleichsam als die Wurzeln stock- oder klotzförmiger Massen, wie Carne[59]) von den schönsten Granitgängen in Cornwall östlich von Trewavashead berichtet, deren einige nach Oben sich vereinigen und eine den Schiefer horizontal überlagernde Granitmasse tragen. Gewöhnlich durchschneiden solche Granitgänge die Schichten der Gebirgsglieder, in welchen sie aufsetzen, nur bisweilen laufen sie als Lagergänge auf größere oder kürzere Strecken parallel zwischen den Schichten fort, letzteres zumal bei sehr steiler Schichtenstellung. Der Ganggranit pflegt durchaus gleichförmig zu sein, aber in einzelnen Gängen erscheint er an den Salbändern feinkörnig und in der Mitte des Ganges grobkörnig, seltener umgekehrt, ja manchmal nimmt er an der Grenze und in den Ausläufern eine dichte, felsitische Beschaffenheit an. Auch Bruchstücke des Nebengesteines finden sich gar nicht selten in den Granitgängen. Für alle diese Verhältnisse liegen Thatsachen aus den verschiedensten Granitgebieten vor, deren wir einige anführen.

Einen der bedeutendsten Gänge von 3 Meilen Erstreckung bildet der kleinkörnige Granit in der sächsischen Granulitformation, welcher sich fast in der Mitte dieser von der Kirche in Rossau über Mitweida, Röllingshain, Dietendorf nach Burgstädt und weiterhin erstreckt und bei Mitweida seine größte Breite erreicht. In der Gegend von Waldheim, Kriebstein und Ehrenberg durchsetzt der Granulit eine ganze Niederlage von Granitgängen und viele derselben schließen auch scharfkantige Bruchstücke des Granulits ein. Fr. Hoffmann nennt diese Gänge hinsichtlich des Aufschlusses über ihre Entstehung über Alles ausgezeichnete Erscheinungen der Art. Einen andern sehr mächtigen und etwa eine Meile langen Granitgang beschreibt Naumann in der Geognostischen Beschreibung des Königreichs Sachsen V, 88. Es ist der Syenitgranitzug auf dem linken Elbufer, wo er aus dem Lockwitzthale über Tronitz bis in das Müglitzthal oberhalb Wesenstein fortsetzt, in seiner nördlichen Hälfte aus Syenit, in der südlichen Hälfte aus Granit bestehend, der zuletzt fast gneißartig wird. Sein Streichen folgt den Schichten der Urschieferformation so nahe parallel, daß er fast als Lagergang betrachtet werden kann. Von vielen mächtigen nahe bei einander in paralleler Richtung aufsetzenden Granitgängen berichtet G. Rose[60]). Selbige setzen mit 18—20 Lachter Mächtigkeit und senkrechtem Streichen von Norden nach Süden durch das Schiefergebirge bei Beresowsk. Großartiger noch sind die 2—10 Werst breiten Gangzüge des uralischen Hauptgranites in der Urschieferformation in Katharinenburg. Merkwürdige mächtige Lagergänge im Thonschiefer beschreibt Weaver[61]) aus der Gegend von Arklow in Irland. Hier lehnen sich die Schichten der Schieferformation mit 70—80 Grad Neigung an die

57) Neues Jahrbuch für Mineralogie rc. 1846. S. 396. 58) Karsten's Archiv für Bergbau XVII. Heft 1.

59) Transactions of the Geology Soc. of Cornwall II, 66. 60) Reise nach dem Ural I, 186; II, 555. 61) Transactions of the Geology Soc. London V, 171.

Granitkette und umschließen unmittelbar an ihrer Grenze vier Lagergänge von Granit, von welchen der erste 11, der zweite 16, der dritte 160, der vierte 21 Faden mächtig ist. Der erste wird von der Hauptmasse des Granites durch eine 8 Faden mächtige Thonschieferzone abgesondert, während zwischen ihm und dem zweiten Granitgange der Thonschiefer 149 Faden mächtig ansteht, dieser zweite und der vierte Gang aber ganz nahe im Liegenden und Hangenden des mächtigsten dritten Lagerganges auftreten. Geringmächtige Granitgänge sind im Gebiete der Ur- und Uebergangsformation ganz gewöhnliche Erscheinungen, und zwar abhängig von den in der Nähe auftretenden größern Granitablagerungen. Bald sind sie wirkliche bald Lagergänge, und bisweilen so zahlreich und so dicht gedrängt, daß sie förmliche Geflechte und Netzwerke im Nebengestein bilden. So im Gneiß und Glimmerschiefer des Fichtelgebirges bei Kornbach und Gottmannsdorf unweit Gefrees nach Cotta[62]), im Gneiß bei Dub im pilsener Kreise Böhmens und noch häufiger bei Strakonitz im südlichen Böhmen, wo der Gneiß gleichsam nur wie Bruchstücke im Granitgeäder erscheint[63]), ähnlich auch im egerer Kreise; ferner im Uebergangsschiefer in den Pyrenäen, im versteinerungsführenden Kalkstein des Christianiaterritoriums[64]), in den devonischen und Steinkohlenschichten in Cornwall und Devonshire[65]), in der Schieferformation zwischen der Loire, Rhone und Saone[66]), und im Andlauthale, am Fuße des Ungerberges und andern Orten im Departement Bas Rhin, im Uebergangskalk im Tort- und Techthale in den Pyrenäen[67]), im bunten Sandstein und den Schichten der Kreideformation an den Katarakten von Assuan und von Waddi Halfa[68]), im Liaskalk zahlreich zwischen Vic Dessos und Aulus bei dem Port de Salleix in den Pyrenäen[69]), im Kreidekalk zu St. Martin im Glythale in den Pyrenäen nach Rozet, endlich auch noch zahlreiche Gänge des sogenannten neuen oder Turmalingranites im Eocängebirge am Monte Campana auf Elba[70]).

Zu den seltsamen Formen, in welchen diese Granitgänge ausgebildet sind, beschreibt Boue aus der Gegend von Loucrup in den Pyrenäen ein Beispiel. Hier keilen sich nämlich im Thonschiefer einige Granitgänge nach Oben und Unten aus, andere schwellen plötzlich um das Doppelte und Dreifache ihrer Mächtigkeit an und ziehen sich bald ebenso stark wieder zusammen. Bei Glenismaule in Irland setzt nach Weaver[71]) ein 15 Fuß langer Lagergang im Thonschiefer auf, welcher an einem Ende sich auskeilt, am andern dagegen bei ein Paar Fuß Stärke quer abgeschnitten erscheint, und einen zweiten ähnlichen, der sich plötzlich umbiegt und nach der entgegengesetzten Seite rückläufig wird, bis er sich endlich in zwei Trümmer zerschlägt und zu Ende geht. Im Thale von Valorsine setzen nach Necker de Saussure zwei mächtige Granitgänge in den senkrechten Gneißschichten auf, neigen sich aufwärts gegen einander und vereinigen sich oben in einer 100 Fuß breiten und 60 Fuß hohen, ganz unregelmäßig gestalteten Granitmasse. Auch auf Dovrefield in Norwegen, bei Näverdal und Quickne tritt der Granit in ganz merkwürdigen Formen im Thonschiefer auf: bald lagerartig, bald gangartig, bald biegt auch ein Lager plötzlich um und durchschneidet nun als wirklicher Gang die Schichten.

Eine sehr häufige Erscheinung sind Gänge einer Granitvarietät in einem andern Granit und besonders ist es der feinkörnige Granit, welcher den grobkörnigen gangartig durchsetzt, seltener dieser jenen. Außer durch die Größe des Kornes unterscheiden sich solche Ganggranite sehr gewöhnlich noch durch verschiedene Mengung und Färbung, geringere Zerstörbarkeit, besondere zufällige Bestandtheile, überhaupt durch sehr auffällige und charakteristische Eigenthümlichkeiten, sodaß sie schon lange und an den verschiedensten Orten eingehend untersucht worden sind. Sehr gewöhnlich sind sie mit ihrem Nebengestein ganz innig verwachsen, gleichsam verflößt und verschmolzen, doch bisweilen kommt auch eine förmliche Ablosung vor. Uebrigens bieten sie die ganze Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, unter welchen andere Gesteinsgänge auftreten. Am häufigsten ist wie erwähnt der feinkörnige Ganggranit. So erwähnt schon Voigt einen solchen im grobkörnigen an der Schalleithe bei Altenstein im Thüringerwalde und Heim gedenkt anderer, obwol er sie nicht für Gänge halten will. Pötsch beschreibt feinkörnige Granitgänge im Riesengebirge bei Petersdorf in der Nähe des schönen Wasserfalles, mit welchem die Kochel in den Zacken stürzt. Dieselben sind nur eine Linie bis 12 Zoll mächtig, durchschneiden sich in allen Winkeln, verwerfen einander, gabeln sich zum Theil und verlieren sich an ihren Enden mit immer abnehmender Breite unvermerkt im grobkörnigen Granit. Auch G. Rose bestätigt, daß im Riesengebirge der feinkörnige Granit die häufigen Gänge im Granit bildet. Ebenso ist es in Sachsen an beiden Elbufern, in der Granitpartie von Niederbobritsch bei Freiberg, ferner bei der karlsbad-eibenstocker Granitpartie. Letztere sind seit der ersten Beobachtung durch L. v. Buch schon im J. 1792 am häufigsten untersucht und bis in die neueste Zeit Gegenstand der widersprechendsten Ansichten gewesen[72]). Der feinkörnige Granit mit schwarzem Glimmer durchsetzt in vielen, oft in hohen Kämmen hervorragenden Gängen den grobkörnigen mit tombackbraunem Glimmer. Ganz ähnliche Verhältnisse werden im Egerthale zwischen Falkenau und Altsattel, wo sogar zweierlei Granite

62) Neues Jahrbuch für Mineralogie rc. 1843. S. 173. 63) v. Zepharowich, Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt V, 276. 64) Scheerer, Deutsche geolog. Zeitschrift 1851. S. 31. 65) *de la Bêche*, Memoirs geol. Survey of Great Britain 1846. p. 228. 66) *Rozet*, Mémoires de la Soc. géolog. de France 1840. IV, 53. 67) Derselbe, Comptes rendus 1850. XXXI, 884. 68) Russegger, Neues Jahrbuch für Mineralogie rc. 1830. S. 6. 69) *Duroche*, Annales des mines 1844. VI, 15. 70) *Cocchi*, Bulletin de la Société géologique de France 1856. XIII, 226. 71) Transactions of the geological society of London V, 158.

72) v. Warnsdorff im Neuen Jahrbuch für Mineralogie 1844. S. 411 und 1846. S. 355; Kapp ebendas. 1840. S. 397 und Reuß 1844. S. 129 und die bezüglichen Abhandlungen im Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt.

gangförmig in einem dritten Granit aufsetzen, ferner im südwestlichen Böhmen, bei Tabor, im Schwarzwalde, um Lyon, in den Pyrenäen, in Cornwall, Chili u. s. w. beobachtet. Indessen tritt auch an den verschiedensten Orten der grobkörnige Granit und besonders Pegmatit gangförmig im feinkörnigen auf. Durocher[73]) erwähnt dieselben in der Bretagne und in den Pyrenäen, Kenngott[74]) aus der Gegend von Presburg und schon der alte Saussure[75]) bezeichnet sie in der Gegend von Samur als eine sehr merkwürdige Erscheinung. Der Granit bei Heidelberg wird nach G. Leonhard[76]) von Gängen eines feinkörnigen und eines grobkörnigen durchsetzt, letztere die ersten durchschneidend und also späterer Entstehung. In einer am böhmischen Sitze bei Karlsbad aufragenden Felswand ruht der grobkörnige Granit auf feinkörnigem, welch letzterer fast parallel der schiefen Grenzfläche von einer bis 2 Fuß starken Lage großkörnigen Granites durchsetzt wird, die einen Ausläufer quer durch den feinkörnigen bis in den grobkörnigen Granit hinauftreibt, sodaß wir hier nach v. Warnsdorff Granit dreifachen Alters haben, während Reuß den feinkörnigen in Adern und Gängen durchschwärmenden grobkörnigen Granit, da beide ganz allmälig in einander verfließen, als durchaus gleichzeitige Bildungen nachweist. Die Größe des Kornes ist übrigens kein wesentlicher und nicht der alleinige Unterschied beiderlei Granite und kann keineswegs das verschiedene Alter bestimmen, denn es kommen in Gängen feinkörnigen Granites gar nicht selten in der Mitte Ausscheidungen grobkörnigen Granites vor. Andererseits zeigen, wiewol selten, die Granitgänge mit ihrem Nebengestein eine so gleichartige petrographische Beschaffenheit, daß sie erst in Folge der Verwitterung des umschließenden Granites sichtbar werden, indem sie dann noch wie Leisten auf dessen Oberfläche hervorragen. Solche kleinen Granitgänge hat schon Ramond[77]) aus der Gegend von Neouvielle in den Pyrenäen, später Charpentier, Angelot und Allnaud[78]) aus der Gegend von Cauterets beschrieben. Dieselben sind meist nur 4—5 Meter lang, 6—7 Centimeter stark und stehen 4 Centimeter hoch hervor und bilden schiefwinkelig sich schneidende Gangsysteme.

Gar manche Granitgänge sind bloße Ausläufer, sogenannte Apophysen von einer größern Granitmasse und obwol dieses Verhältniß schon längst bekannt und oft beobachtet, hat doch erst Naumann in seinem Lehrbuche der Geognosie die Granitapophysen einer allseitigen und eingehenden Beleuchtung unterworfen. Er vergleicht dieselben mit den Wurzeln eines Baumes, welche mit unwiderstehlicher Kraft von dem Granitstamme in das Nebengestein eingetrieben und mit dem Stamme nur einen einzigen zusammenhängenden Körper bilden. Saussure[79]) beschrieb zuerst im J. 1776 solche wurzelartigen Ausläufer aus der Gegend von Lyon, dann im Hornfels aus der Gegend von Valorsine und später noch von der Sennhütte de la Para unweit der Aiguille di Midi. Bald darauf erkannte Hutton nach seinen Beobachtungen auf der Insel Arran und in Galloway die hohe Bedeutung dieser Apophysen für die Theorie der Granitbildung und seitdem sind sie an den verschiedensten Granitmassen beobachtet worden. Sie erscheinen bald als mehr oder minder langgestreckte Keile, bald als gerade oder gewundene Parallelmassen, bald als dergleichen Trümmer. Wo der Granitstamm, von welchem sie auslaufen, der Beobachtung entzogen ist, werden sie eben nur als Gänge betrachtet, da sie diesen gleich wie in der Form so auch in der Größe sich verhalten. Einige greifen nur wenige Fuß, andere viele hundert Fuß weit in das Nebengestein hinein und ebenso sehr schwankt ihre Mächtigkeit. Ganz wundersam gestaltete Granitapophysen sah Macculloch im Kalkstein von Glentilt in Schottland und Hitchcock[80]) im glimmerreichen Kalksteine von Colrain in Massachusetts, wo die zollstarken Granitadern wie mannichfach geschlängelte Bänder verlaufen. Bisweilen verästeln und zerschlagen sich die Apophysen, kreuzen und verwerfen sich und anastomisiren durch seitliche Verbindungszweige, erscheinen auch durch andere spätere Gänge, z. B. durch Quarzgänge, verworfen. Allermeist verschmälern sie sich mehr oder minder allmälig von dem Granitstamme ab und gehen durch Auskeilung zu Ende, wenn sie plattenförmig dünn sind, mit papierfeinen Lamellen. Nur selten schwellen sie an ihren Enden wieder an oder vereinigen sich zu größern nest- oder klotzförmigen Massen. Ihr Vorkommen überhaupt erfolgt nach keinem strengen Gesetze, nur im Allgemeinen fehlen sie oft an größern frei hervorragenden Granitstöcken, wo sie jedoch an den versteckten Theilen noch vorhanden sein können, und erscheinen häufiger an Granitstöcken mit untergreifender Lagerung. In letzterem Falle dringen sie bisweilen wie Geflechte und Adern in das Nebengestein und bekunden die Gewalt, mit welcher der Granit das ihm Widerstand leistende Nebengestein angriff. Beispiele solcher Netzwerke erwähnen Hutton vom Goatfield auf der Insel Arran und Macculloch aus dem Glentilt an der Grenze des Thonschiefers und Kalksteins gegen den unterliegenden Granit, der jene in den wundersamsten Formen durchflochten hat; ferner am Cape Wrath, auf den Inseln Tirey und Coll im Gneiß, am Berge Cruachan in Argyleshire. Am Pollmear-Cliff in Cornwall wird nach Forbes der Schiefer von zahllosen Granitgängen durchsetzt, unter denen sich zwei von 12 und 20 Zoll Mächtigkeit kreuzen und scheinbar um 4 Fuß verwerfen. Derartige Erscheinungen wiederholen sich an vielen Orten in Cornwall. Auch auf Elba sah Hoffmann[81]) dergleichen Geflechte von Granitgängen, besonders längs der Küste von Porto Lungone bis zum Capo Calamita, ganz vorzügliche aber am Monte di

73) Annales des mines 1844. VI, 15. 74) Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt III, 42. 75) Voyage dans les Alpes §. 602. 76) Beiträge zur Geologie von Heidelberg S. 4. 77) Voyage au Mont Perdu 1801. p. 24. 78) Bulletin de la Société géologique de France 1844. I, 378. 79) Voyage dans les Alpes II. §. 601. 599; III. §. 676.

80) Report on the Geology of Massachusetts p. 501. 81) Geognostische Beobachtungen auf einer Reise durch Italien S. 37. 351.

Riparte, wo ein wahres Gewimmel von Granitgängen entblößt ist, die sich schleppen, schaaren, kreuzen und verwerfen; ähnliche Verhältnisse noch auf Sicilien im Glimmerschiefer an der Punta della Figurella und Naumann im Kalkstein bei Gjellebäck und Tufle zwischen Christiania und Drammen. Die Richtungen der Granitapophysen hängt ebenso wol von der Lagerung des Nebengesteines wie von der Stellung der granitischen Grenzflächen ab. Wenn letztere steil in die Tiefe hinabsetzen und der Granit überhaupt mehr neben als unter dem angrenzenden Schiefergebirge liegt, so dringen seine Gänge und Ausläufer seitwärts in dasselbe; wo dagegen das Schiefergebirge auf dem Granit liegt, steigen dessen Ausläufer senkrecht oder steil auf und keilen sich nach Oben aus. Sie durchschneiden entweder die Schichten des umgebenden Gesteines oder dringen auf ansehnliche Erstreckung parallel als Lagergänge in dieselben ein, bisweilen in mehrfacher Wiederholung mit den Schichten wechselnd, welche Erscheinung bei verstecktem Granitstocke als wirkliche Schichtung des Granites gedeutet worden ist. Aufsteigende und nach Oben sich auskeilende Granitgänge, die nur an günstig entblößten Felswänden der Beobachtung zugänglich sind, werden aus Schottland und Cornwall an mehren Orten erwähnt, so z. B. sehr schön in Carnsilver Cove bei Rosemondris, wo an einer 250 Fuß hohen Schieferwand mehre 2—6 Zoll mächtige Granitgänge aus dem tiefer liegenden Granit heraufdringen und fast sämmtlich sich auskeilen, bevor sie die Höhe der Felswand erreichen. In kleinerem Maßstabe aber zugleich mit größerer Regelmäßigkeit treten dergleichen Apophysen bei Auerhammer unweit Schwarzenberg in Sachsen auf. Hier besteht die Felswand aus einem Mittelgesteine zwischen Gneiß und Glimmerschiefer mit 20—25 Grad westlich einfallenden Schichten; die senkrechten Granitgänge scheinen meist einander parallel zu streichen, nehmen nach Oben an Mächtigkeit ab und spitzen sich endlich aus. Lagerähnliche Granitbänder in Wiederholung mit Schiefer, Quarzit und Kalkstein beschrieb Macculloch aus Glentilt in Schottland und nach Hawkins [82]) wechsellagern bei Porthleven an der Küste von Cornwall viele Granitlagen von 1 Zoll bis 10 Fuß Mächtigkeit regelmäßig mit Schieferschichten. Aehnliche Erscheinungen berichtet Gumprecht [83]) von der Granitgrenze bei Eule in Böhmen, wo am rechten Ufer der Sazawa Granit und Thonschiefer mehrfach in 20 und mehr Fuß mächtigen Massen mit einander abwechseln, sowie von Rzinkau, wo der Schiefer neben der steilen Granitgrenze 9—10 schmale Granitstreifen entblößt zeigt.

Die Apophysen des Granites erscheinen bald sehr innig mit dem Nebengestein verschmolzen und verflößt, bald bei fester Verwachsung scharf an demselben abgeschnitten, bisweilen selbst mit einem Besteg versehen. Das Nebengestein zeigt sich oft gestört, gewaltsam umgebogen, gestaucht oder aufgeklafft. Auch kommen wie in den eigentlichen Gängen nicht selten Bruchstücke des Nebengesteines in den Apophysen vor und zuweilen auffallende Metamorphosen. Die innigste Verschmelzung wird am häufigsten mit den dem Granit am nächsten verwandten feldspathreichen Gesteinen wie dem Granit, Gneiß, Granulit und dergl. beobachtet, während die Schiefer sich häufig durch einen Hammerschlag scharf von dem Granit ablösen. Bisweilen, wie bei Auerhammer unweit Schwarzenberg, sondert Quarz beide Salbänder vom Nebengestein ab. Die bei Gojosa in Sicilien den im Gneiß eingelagerten Kalkstein durchsetzenden Granitgänge haben nach W. Hoffmann die Kalkschichten verschoben und zerknickt und häufig ein Salband von stumpfeckigen über einander gerollten Kalksteinbrocken, sowie Fragmente ganz unveränderten Kalksteines. Hinsichtlich der Gesteinsbeschaffenheit stimmen die Apophysen sehr allgemein mit der Granitmasse überein, von welcher sie ausgehen, nur herrscht wie bei den Gängen häufig in der Mitte ein gröberes Korn wie an den Salbändern und zumal kleinere Apophysen lassen, jemehr sie sich vom Granitstocke entfernen, eine stetige Verfeinerung des Kornes erkennen, welche so weit sich steigert, daß das Gestein ein dichtes felsitartiges Gefüge erhält. Mit letzterer Veränderung geht eine andere im Mengungsverhältniß parallel, indem zuerst der Glimmer, später auch der Feldspath mehr und mehr zurücktritt und das Gestein durch Felsit in Quarz oder Hornstein ausläuft. So berichtet Macculloch von dem Granit im Glentilt, daß dessen Adern im Schiefer und Kalkstein bis zu einigen Zoll Dicke herab als echter Granit ausgebildet sind, bei weiterer Verdünnung aber in ein feinkörniges und endlich in ein ganz dichtes Gemenge von Quarz und Feldspath übergehen, worin selbst mit der Loupe sich die einzelnen Gemengtheile nicht mehr unterscheiden lassen. Auf der Insel Arran tritt nach Necker de Saussure [84]) südöstlich von Loch Ranga aus dem Thonschiefer eine Granitkuppe hervor, deren Gestein mit dem von Goatfield ganz identisch ist. Von ihr dringen zahlreiche Apophysen in die aufliegenden Schiefer, Anfangs grobkörnig und ganz der Hauptmasse gleich, dann immer feinkörniger und zuletzt fast dicht; gleichzeitig verliert sich der Glimmer, dann der Feldspath und das äußerste Ende jeder Ader besteht aus Quarz. Dieselbe Erscheinung berichtet Boue von den Granitadern im Glimmerschiefer im Thale von Drummond und Hoffmann vom rehberger Graben südlich vom Brocken, sowie aus dem Gneiße von Messina.

Die Bildungsweise dieser Granitapophysen wird ebenso wol nach der Neptunischen wie nach der Plutonischen Entstehung des Granites erklärt. Wo aber ihr Verhalten klar aufgeschlossen ist, erscheinen sie offenbar nur als Einpressung des noch flüssigen Granites in die Spalten und Risse des Nebengesteines, welche bei der gewaltsamen Emportreibung der Granitmasse entstanden. Daher sind sie denn auch am zahlreichsten in denjenigen Gneiß- und Schiefermassen, welche vom Granit in

82) Transactions of the geological Society of Cornwall II, 380. 83) Karsten's Archiv 1837. X, 510. 533.

84) Voyage en Ecosse II, 49.

untergreifender Lagerung getragen und gestützt werden. Immer müssen sie späterer Entstehung sein als das Nebengestein, aber gleichzeitig mit dem Granitstocke, von welchem sie ausgehen. Doch hat ihre Gleichzeitigkeit mit dem Nebengestein von mehren Geologen Vertheidigung gefunden, welche sich aber nur auf vereinzelte Erscheinungen stützt und für die häufigsten und auffälligsten Thatsachen keine befriedigende Erklärung bringen kann. Sie macht es unbegreiflich, wie auch Macculloch hervorhebt, daß eine und dieselbe Granitader, welche durch Gneiß, Thonschiefer und Kalkstein hindurchsetzt, innerhalb dieser ganz verschiedenen Gesteine bei gleichzeitiger Entstehung mit denselben genau dieselbe mineralische Zusammensetzung, Textur und Beschaffenheit erhalten konnte. Das widerlegt auch Keilhau's und G. Bischof's Ansicht, daß nämlich die Granitadern durch eine längs gewisser Flächen eingetretene Umwandelung ihres Nebengesteines gebildet worden seien, denn die verschiedenartigen Nebengesteine können unmöglich ganz dasselbe Umwandelungsproduct liefern.

Zu einer richtigen Erkenntniß der Bildungs- und Entstehungsweise des Granites gehört im Besondern noch die Prüfung seines Einflusses auf das Nebengestein und dieser Einfluß zeigt sich theils als ein blos mechanischer, theils oder zugleich als ein chemischer. Ersterer wird bekundet durch die vielfachen und oft großartigen Zertrümmerungen und Zerstückelungen, durch die Aufrichtung ganzer Schichtensysteme von vielen 1000 Fuß Mächtigkeit, die Hebung gewaltiger Gebirgsmassen über ihr früheres ursprüngliches Niveau, die Biegungen und Knickungen der Schichten des umgebenden Gesteines, die in die Spalten und Risse dieses gewaltsam injicirten Granitadern. Man darf aber mit der Annahme eines gewaltsam aus der Tiefe emporgetriebenen flüssigen oder mindestens doch weichen Granites keineswegs voraussetzen und behaupten, daß solche mechanischen Einwirkungen auf das Nebengestein an jedem Granitstocke vorkommen und nachweisbar sein müssen, denn der Granit kann durch bereits offene Spalten ohne Hinderniß emporgestiegen sein und sich auf der Oberfläche ergossen und ausgebreitet haben. Solche ungestörte Ablagerungen zeigen höchstens nur abwärtslaufende Apophysen, keine Zertrümmerung und Schichtenstörung. So wird im mährisch-schlesischen Gebirge der Glimmerschiefer in der Linie von Groß-Tschisnay über Lischnay nach Jauernik vom Granit bedeckt und zwar trägt im Kalkbruche von Groß-Tschisnay der Glimmerschiefer zunächst ein 20 Fuß mächtiges Kalksteinlager und über diesem den Granit, dessen Auflagerungsfläche gleichmäßig mit den Schichten des angrenzenden Gesteines unter 70 Grad nordwestlich einfallen; im Kalkbruche bei Jauernik dringen Granitapophysen in den Kalkstein. Auch auf den Schiefern im Müglitzthale zwischen Dresden und Pirna lagert Granit ohne mechanischen Einfluß auf die senkrechten Schichtenköpfe.

Fast ebenso häufig, wie die gewaltsamen mechanischen Angriffe des Granites auf sein Grenzgestein hervortreten, werden auch die chemischen Einwirkungen auf dasselbe beobachtet. Diese metamorphosirenden Einflüsse zeigen sich in sehr verschiedenem Grade der Intensität und Ausdehnung auf die Structur und mineralische Beschaffenheit. Je nach der Constitution des Grenzgesteines äußert sich die Metamorphose eigenthümlich: graue dichte Kalksteine verschiedener Formationen sind in weißen körnigen Marmor oder auch in Allochroit, gewöhnliche Thonschiefer in Fleckschiefer, Knotenschiefer, Chiastolithschiefer und Cornubianit, ferner Glimmerschiefer in Gneiß, Grauwackenschiefer in Hornfels u. s. w. umgewandelt worden; Mineralien und Erze erscheinen als Producte des Contactes und fehlen fern von demselben ganz und gar.

Die auffälligsten und interessantesten Metamorphosen sind die des Kalksteines. Der Syenitgranit von Predazzo hat die angrenzenden dichten und geschichteten Kalksteine auf viele 100—1000 Fuß Abstand in einen krystallinisch körnigen schneeweißen Marmor verwandelt, welche zuletzt oft keine Spur von Schichtung mehr erkennen läßt und nahe des Contactes viel Vesuvian, Gehlenit und Hornblende führt. Rogers[85]) sah südwestlich von Sparta im Staate New-Jersey einen silurischen bläulichgrauen erdigen Kalkstein bis auf 50 Fuß von der Granitmasse ab mit allen möglichen Uebergängen in weißen Kalkspath verwandelt. Zuerst ist er semikrystallinisch, dann lichtet sich seine Farbe und zugleich scheiden sich kleine Graphitschuppen aus, bald erscheinen dann Partien von weißem körnigem Kalkstein mit größern Graphitschuppen und endlich bietet das Gestein ein Aggregat von weißen Kalkspathkörnern dar, welches stellenweise mit dem Granit so innig verflochten und verschmolzen ist, daß eine scharfe Grenzlinie nicht erkannt werden kann. Bei Drammen in Norwegen hat der Granit den angrenzenden silurischen Kalkstein ebenfalls auf große Strecken in weißen Marmor verwandelt und nahe im Contacte mit Granat, Wollastonit und andern Silicaten reich erfüllt[86]). Andere interessante Beispiele führen Dufrenoy und Coquand aus den Pyrenäen an: bei Vicdessos und Aulus bei dem Port de Salleix ist der graue dichte Liaskalkstein am Granit weiß und krystallinisch körnig, und am See Lherz zeigt eine vom Granit eingefaßte Kalksteinzone beiderseits die vollständigsten Uebergänge aus dem dichten bis in den krystallinisch grobkörnigen Kalkstein, welcher dicht vor dem Granit Krystalle von Granat, Grammatit und Couzeranit einschließt. Bei Lacus im obern Thale des Ger wird ein schwarzer dichter fossilreicher Kalkstein im Contacte mit Granit marmorähnlich und ganz mit Couzeranitkrystallen gespickt, zwischen denen die Petrefacten kaum nahe zu erkennen sind. An andern Orten ist nach Durocher[87]) der Kalk in Dolomit verwandelt und führt in den Pyrenäen wie in der Bretagne Eisenerze in streifenweisen Ablagerungen, in gleicher Weise der Uebergangs-, Jura- und Kreidekalk. Im banater Gebirgszuge fand Kudernatsch[88]) bei Steierdorf

85) Report on the Geology of New-Jersey p. 73. 86) Scheerer, Deutsche geolog. Zeitschrift 1851. S. 31. 87) Annales des mines 1844. VI, 15. 88) Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt VI, 228.

den höhlenreichen untern Kreidekalk bis auf 150 Schritt Entfernung vom Granit ganz krystallinisch, fein zuckerkörnig, häufig auch rauhwackenartig voller Cavitäten und mit vielen Drusen von schönen Kalkspathrhomboëdern ausgekleidet, an der Oberfläche oft mit vielen Quarzkörnern, auch kleinen silberweißen Glimmerschüppchen und noch mit den unverkennbaren Spuren organischer Ueberreste. Manche durch ihre schönen Mineralvorkommnisse berühmten Kalksteine in den Alpen verdanken gleichfalls dem Einflusse granitischer Gesteine ihre gegenwärtige Beschaffenheit. In neuester Zeit hat Delesse [89]) die Metamorphose des Kalksteines durch Granit wie überhaupt die Granitification eingehend erörtert. Er kennt Beispiele, in welchen der Granit keinen Einfluß auf den von ihm überlagerten Kalkstein ausgeübt hat, am häufigsten jedoch ist letzterer durch den Contact gebleicht und zuckerkörnig geworden und wenn er thonhaltig war, sehr dicht und steinartig geworden, doch nicht verkieselt, in andern Fällen dolomitisirt, wobei er ganz in der Nähe des Granites oft weniger Talkerde enthält als weiterhin.

In ganz anderer Weise faßt jedoch G. Bischof [90]) die Contactverhältnisse des Granites mit dem Kalksteine auf, worüber er sich bei den von Cotta geschilderten Verhältnissen von Predazzo ausspricht. Hier verzweigt sich der Granit gangförmig in den Kalkstein und die am Ursprunge aus der Hauptmasse deutlichen Granitgänge werden mit ihrem tiefern Eindringen in den Kalkstein immer talkiger und gehen sehr deutlich in Serpentingänge über, von denen der Marmor auch mehrfach durchschnitten ist. An der Granitgrenze ist der Kalkstein deutlich in weißen ganz krystallinischen Marmor mit 32 Procent kohlensaurer Magnesia und etwas Wasser umgewandelt. Diese 7 Procent Wasser aber nebst dem hohen Gehalte an kohlensaurer Magnesia hindern Bischof, ein Aufsteigen des Granites in heißflüssigem Zustande anzunehmen und nöthigen ihn vielmehr, jene Gänge lediglich als auf nassem Wege entstanden zu erklären. Ueberdies sind Granit und Serpentin so völlig verschiedene Gesteine, daß es unmöglich ist, die Umwandelung des Granites in Serpentin auf Plutonischem Wege zu erklären. Dem Granit ohne Magnesiaglimmer fehlt nämlich der Hauptbestandtheil des Serpentins, die Magnesia; dagegen enthält der Serpentin als wesentlicher Bestandtheil Wasser, das im Granit nur spurenhaft vorkommt; man könnte daher den Proceß nur in die Kategorie der Umwandelungen oder Verdrängungen durch Speckstein bringen.

Ueber die Metamorphose thoniger Gesteine durch Granit bemerkt Delesse, daß die Structur derselben schieferig, steinartig, zuweilen auch jaspisähnlich, aber niemals glasig geworden ist, bei etwas Kalkgehalt auch zellig und mandelsteinartig. Zugleich entwickelten sich die verschiedenartigsten Mineralien: Glimmer, Chiastolith, Staurolith, Disthen, Dipyr, Granat, Hornblende, Graphit, Spinell. Der gewöhnliche Thonschiefer pflegt zunächst eine feinschuppige krystallinische Textur anzunehmen, bei welcher die Glimmerschuppen schon deutlich zu erkennen sind; gleichzeitig finden sich rundliche oder längliche, dunkelbraune bis grünlich schwarze Flecke ein, welche das Gestein sprenkeln; diese verdicken sich zu kleinen Concretionen einer fast unähnlichen Substanz oder nehmen auch zuweilen eine garbenförmige Gestalt an. So entstehen die Fleckschiefer, Knotenschiefer, Fruchtschiefer, Spilosite. Noch näher an den Granit heran wird der Glimmer immer deutlicher, große Schuppen drängen sich in einer auf der Structurebene des Gesteines fast rechtwinkeligen Lage ein, die Flecke lösen sich zu körnigschuppigen Partien auf und das Gestein erhält eine sehr krystallinische, oft gestreifte oder gebänderte Structur. Endlich stellen sich kleine Feldspathkörner ein, der krystallinische Habitus steigert sich mehr und mehr, die Schieferstructur wird undeutlicher und es entwickeln sich die äußerst festen und schwer zersprengbaren, krystallinisch körnigen, düster gefärbten gneißartigen Gesteine, welche als Cornubianit aufgeführt werden. An andern Stellen treten mit der Ausbildung einer feinschuppigen krystallinischen Textur des besonders dunkelbläulichgrauen und bläulichschwarzen Thonschiefers zugleich zahlreiche Krystalle von Chiastolith auf und es entsteht der Chiastolithschiefer. So an verschiedenen Orten in den Pyrenäen nach Durocher, im Fichtelgebirge nach Cotta, in Sachsen bei Strehla, Leuben und Mechelsgrün nach Naumann. Seltener, wie z. B. bei Mauleon in den Pyrenäen, erfüllt sich der Thonschiefer mit sehr vielen kleinen Dipyrkrystallen und geht in Dipyrschiefer über. Wiederum sehr häufig dagegen hat der aufsteigende Granit den Thonschiefer in wirklichen Glimmerschiefer umgewandelt, wobei er theils durch Fleckschiefer hindurchgeht, theils auch Chiastolith, Andalusit oder Staurolith führt, deren Krystalle dann auch im Glimmerschiefer noch vorkommen. Gar nicht selten stellen sich in der unmittelbaren Nähe des Granites noch zahlreiche Feldspathkrystalle ein, sodaß der Glimmerschiefer zu vollkommenem Gneiß ausgebildet wird, wie das auch häufig durch den im Glimmerschiefer auftretenden Granit geschehen ist. Sehr schöne Fälle dieser Umwandelungen schildert Naumann aus Sachsen [91]). Nördlich von Oschatz ist der Thonschiefer von Wellerswalde in seiner östlichen Fortsetzung bei Rubschitz und Clanzschwitz dicht vor dem Granit in einen ausgezeichneten oft andalusitreichen Glimmerschiefer metamorphosirt. Die Umwandelung des Glimmerschiefers in einen sehr feldspathreichen Gneiß sieht man sehr schön in der Gegend von Schwarzenberg am Wege von Antonshütte nach Erlhammer. Durocher führt in seiner mehrfach erwähnten Abhandlung über die Pyrenäen viele Punkte solcher Metamorphose in diesem Gebirge an. Dieselben Umwandelungen zeigen selbstverständlich auch die in die Granitmasse eingeschlossenen Bruchstücke und Schollen von Thonschiefer und Glimmerschiefer; sie erscheinen mit

89) Comptes rendus 1858. XLVII, 219.

90) Lehrbuch der Geologie III, 1014.

91) Geognostische Beschreibung des Königreichs Sachsen II, 194.

Feldspath imprägnirt und bis zu Gneiß metamorphosirt, bei ansehnlicher Größe bisweilen an den Rändern mehr als in der Mitte verändert, doch manchmal auch gänzlich umgewandelt, während an einzelnen Orten dagegen sämmtliche eingeschlossene Bruchstücke von den kleinsten bis zu den größten keine nachweisliche Veränderung durch den Granit erlitten haben. Dies letztere beschreibt z. B. Jackson [92]) vom Berge Pequawket in New-Hampshire, wo glimmerfreier Granit den Thonschiefer durchbrochen hat und ganz mit Schieferfragmenten erfüllt ist, die in den untern Partien sehr groß, nach Oben kleiner und auf dem Gipfel des Berges nur noch als Splitter erscheinen, alle aber scharfkantig sind und durchaus keine Umänderung durch Hitze erkennen lassen. Jackson schließt daraus, daß der Granit bei seinem Durchbruche nicht glühend heiß gewesen sein könne, aber doch in einem zähflüssigen Zustande sich befunden haben müsse. Wie Feldspath und Quarz selbst in zähflüssigem Zustande nicht einmal auf Splitter von Thonschiefer eine Wärmeeinwirkung äußern, ist freilich schwer einzusehen, wie denn überhaupt die sehr verschiedene Ausdehnung dieser Umwandelung keineswegs durch die Annahme eines größern oder geringern Hitzegrades des aufsteigenden Granites allein befriedigend erklärt wird. So pflegt in Sachsen der Thonschiefer auf höchstens 6000 Fuß vom Granit ab umgewandelt zu sein, oft aber nur auf wenige 100 Fuß weit und in einzelnen Fällen selbst nur auf wenige Fuß an der unmittelbaren Berührung. Die Chiastolithschiefer der Bretagne haben nach Durocher eine Ausdehnung von 4000—5000 Fuß, sogar bis 9000 Fuß von der Grenze des Granites ab; die Fleckschiefer bis 6000 Fuß und die Staurolithschiefer bei Coray bis auf 12,000 Fuß [93]).

Nicht minder interessant und auffällig als die Umwandelungen des Thon- und Glimmerschiefers sind die des Grauwackenschiefers durch den Granit, welche die Bildung des sogenannten Hornfels veranlaßt haben. Dieser meist graue, braune bis schwarze Hornfels ist fest und schwer zersprengbar, splitterig oder feinkörnig im Bruch, mehr oder minder deutlich geschichtet, ein Gemenge von Quarz, wenig Feldspath und etwas Schörl und führt oft tombackbraunen Glimmer, Schörl, Chlorit und selten noch kleine Krystalle von Granat. Sein ausgezeichnetes Vorkommen im Harze an der Granitmasse des Brockens und der Roßtrappe ist lange bekannt und von scharfsichtigen Beobachtern, wie Hausmann [94]), Zinken [95]), Keferstein [96]) und Andern, beschrieben worden. Analysen seiner verschiedenen Abänderungen lieferte ganz neuerdings C. W. Fuchs [97]) zugleich von den Nebengesteinen. Ganz denselben Hornfels erkannte Hausmann aus den Umgebungen des Granites vom Tafelberge am Cap der guten Hoffnung [98]), wo er von Granitadern durchsetzt wird; etwas andern erwähnt Studer am Alpengranit der Aiguilles rouges, wo er stellenweise in Gneiß übergeht [99]) und von Granitgängen durchsetzt wird.

Schwierig zu deuten sind gewisse Conglomerate in der Umgebung des Granites und zwar solche, deren Bindemittel Glimmerschiefer ist; wahrscheinlich durch Einwirkung des heiß emporsteigenden Granites aus Thonschiefer oder Grauwackenschiefer entstanden. Das gilt von dem schon durch Saussure's Beobachtungen bekannten Conglomerate von Valorsine. Das Bindemittel desselben ist ein rother, violeter, stellenweise auch grüner und grauer, vorherrschend aus Glimmer bestehender Schiefer und die darin eingebetteten sandkorn- bis kopfesgroßen Geschiebe sind theils scharfkantig, theils abgerundet und bestehen aus Gneiß, Glimmerschiefer, Quarz, grauem Schiefer und Kalk, aber nicht aus Granit. Ueber ihm folgen schwarze und graue Schiefer, Sandsteine und Kalksteine, welche dem Anthracitschiefer des Col de Balme angehören [1]). Auch in Massachusetts kommt nach Lyell [2]) ein Glimmerschiefer mit Geschieben von Granit und Quarz vor, welcher als solche metamorphosische Bildung betrachtet wird, ferner am Berge Shehallien in Schottland nach Macculloch [3]). Auch gewöhnliche Sandsteine erscheinen gar nicht selten im Contact mit dem Granit durch diesen in Quarzite metamorphosirt.

Aus den mehrfach angeführten Thatsachen geht unzweifelhaft hervor, daß die Granite sehr verschiedenen Formationen angehören und sehr verschiedenen Alters sind. Eine genaue Bestimmung der Zeit, in welcher jegliche Granitpartie an die Oberfläche getreten, läßt sich freilich nicht ermöglichen, da wir nicht an jeder die ganze Reihe der sedimentairen Formationen abgelagert finden. Wir können z. B. nicht behaupten, daß ein Granitstock im Uebergangsgebirge gleich nach Ablagerung desselben und vor der des Steinkohlengebirges hervorgetreten sei, wenn letzteres und alle spätern Formationen hier fehlen; fest steht in diesem Falle nur, daß er jünger als das Uebergangsgebirge ist. Solche relative Altersbestimmung und annähernde Abschätzung der Zeit des Hervortretens konnte aber überall gegeben werden, wo die Lagerungsverhältnisse des Granites zu den umgebenden krystallinischen oder geschichteten Gesteinsformationen der Beobachtung sich zugänglich zeigten. Und nach diesen steht es nunmehr fest, daß der Granit keineswegs, wie die ältern Geognosten anzunehmen sich berechtigt glaubten, die älteste Bildung, das Urgebirge und als solches die Grundlage aller andern Gebirgsformationen ist, daß er vielmehr durchweg jünger als die Urgneiß- und Urschieferformation und zum größern Theil auch jünger als die Grauwackenformation ist. Viele im Gebiete der Ur-

92) *Sillimann*, Americ. Journ. of sciences 1843. XLV, 145. 93) Man vergleiche über diesen Metamorphismus G. Bischof in seinem Lehrbuche der phys. und chem. Geologie II, 348, der dieselbe als unmöglich durch Hitze, also heißflüssigen Granit, entstanden erklärt. 94) Hercynisches Archiv für Bergbau und Hüttenkunde 1805. S. 653 und Norddeutsche Beiträge 1807. II, 65. 95) Karsten's Archiv 1832. V, 347. 96) Teutschland geognostisch-geologisch dargestellt 1830. VI, 378. 97) Neues Jahrbuch für Mineralogie 1862. S. 803.

98) Göttinger gelehrte Anzeigen 1837. S. 1449. 99) Geologie der Schweiz I, 161.

1) Studer, Geologie der Schweiz I, 414. 2) Quarterly Journal of the geological Society 1845. I, 200. 3) Transactions of the geological Society III, 280.

schieferformationen auftretenden Granitmassen lassen ihren Einfluß noch auf die nächst angrenzenden ältern Sedimentformationen erkennen, sodaß die Zeit ihres Hervortretens nach der Ablagerung des letzteren angenommen werden muß. Es ist hier nicht der Ort, das Alter jeder einzelnen Granitpartie nachzuweisen, es genügt zu den bisher nur kurz angedeuteten Beispielen verschiedenalteriger Granite noch einige der bekannteren näher zu bezeichnen.

Die Granite des Harzes und des sächsischen Voigtlandes sind offenbar jünger als die sie umgebende Uebergangsformation, aber doch war in diesen Gebieten bereits Granit vor Ablagerung dieser letzteren vorhanden. Bei Altenau im Harze finden sich nämlich nach W. Hoffmann [4]) in der Grauwacke häufige Granitgeschiebe, welche petrographisch von dem harzer Granit verschieden sind, also schon vor der Bildung der Grauwacke existirt haben müssen. Ebenso kommen zwischen Voigtsberg und Hartmannsgrün in der groben conglomeratartigen Grauwacke faust- bis kopfgroße Granitgerölle vor, welche petrographisch ganz verschieden sind von dem nächstanstehenden lauterbacher Granit, dessen Entstehung einer späteren Zeit angehört. Auch in den Vogesen fanden Daubree und Collomb Granitgerölle im Thonschiefer, welche nicht von der Hauptmasse des dortigen Granites abstammen können. Daß die Granitmassen des Brockens und Ramberges im Harze nicht älter als die dortige Uebergangsformation seien, wurde bereits im J. 1811 von Karl v. Raumer [5]) behauptet und ist seitdem durch Germar, Hausmann, Zinken und andere Beobachter wiederholt und überzeugend nachgewiesen worden. Die Art und Weise, wie beide Stöcke in die Uebergangsformation eingeschaltet sind, die Ueberlagerung der devonischen Schichten durch den Granit des Ziegenrückens, die am rehberger Graben entblößten Ramificationen des Granites in der Grauwacke, die Umwandelung des Grauwackenschiefers in Hornfels, das Vorkommen von wirklichen Grauwackenfragmenten im Brockengranit, alle diese Verhältnisse machen es ganz unzweifelhaft, daß diese Granite nach Ablagerung der devonischen Schichten hervorgetreten sind. Ebenso überzeugend hat Naumann nachgewiesen, daß die meisten Granite des sächsischen Erzgebirges und des Voigtlandes jünger als die dortige Urschieferformation sind, welche von ihnen durchbrochen und aufgerichtet worden ist, sodaß das erzgebirgische Schiefergebirge seine gegenwärtige Architektur großentheils der Einwirkung der Granite zu verdanken hat. Auch ist der Thonschiefer in der Umgebung der kirchberger und lauterbacher Granitpartie bis auf ¼ Meile weit in Fleckschiefer und unmittelbar im Contacte in Cornubianit umgewandelt worden, während der Granit Fragmente desselben umschließt und hier und da Keile in ihn hinausgetrieben hat. Daß die große Granitdecke im östlichen Theile des Königreichs Sachsen jünger als das Schiefergebirge des linken Elbufers ist, sprach ebenfalls schon Karl v. Raumer aus und Naumann wies nach, daß die Auflagerung dieses Granites auf dem Schiefer eine sehr unregelmäßige und mit solchen Verhältnissen ausgebildete Lagerung sei, durch welche die eruptive Natur dieser Granitbildung erwiesen wird; auch erscheinen die Schiefer längs der ganzen Grenze derselben von Leuben bis Wesenstein mehr oder minder auffallend in Fleckschiefer und Knotenschiefer umgewandelt. Der Granit des Dürrenberges bei Strehla hat die südlich vorliegende Grauwackenformation, zu welcher auch der Collmberg bei Oschatz gehört, fast senkrecht aufgerichtet, zugleich den Thonschiefer von Wellerswalde, in seiner östlichen Fortsetzung bei Clanzschwitz in Glimmerschiefer umgewandelt und einige daselbst vorkommende Conglomeratschichten so bearbeitet, daß es scheint, als ob die Geschiebe dieses Conglomerates erreicht, plattgedrückt und sämmtlich nach einer und derselben Richtung gestreckt worden seien [6]). Mit gleicher Bestimmtheit ist das Alter des Granites in der Gegend von Christiania, Drammen und Brevig in Norwegen von L. v. Buch, Hausmann, Naumann, Keilhau, Scheerer u. A. als nachsilurisch erkannt worden. Derselbe überlagert nämlich die silurischen Schichten, hat sie stellenweise aufgerichtet und setzt mit Apophysen in sie hinein, wirkte gewaltig umändernd auf ihre verschiedenen Gesteine.

Die Granite von Cornwall und Devonshire waren längst als jünger denn die umgebende Schiefer- und Grauwackenformation nachgewiesen worden, als erst später Murchison und Sedgwick [7]) den Beweis lieferten, daß das obere kohlenführende System des devonshirer Schiefergebirges als das wirkliche Aequivalent der Steinkohlenformation zu betrachten ist und diese gleichfalls durch die Granite gehoben und dislocirt sind, daß ihr südlicher Theil durch den Granit von Dartmoor nordwärts bis nach Dockhampton hinausgedrängt, bei Bridford und Cristow vom Granit durchschnitten und im Thale des Dart von Granitadern durchsetzt worden ist. Hiernach fällt also die Hervortreibung dieser Granite nach Ablagerung der Steinkohlenformation. Derselben Zeit scheint auch der Granit der Insel Arran anzugehören, welcher die umgebenden Conglomerat- und Sandsteinschichten aufgerichtet, gebogen und dislocirt hat. Diese letzten gehören entschieden der Steinkohlenformation an [8]).

Die Beispiele von noch jüngerem Granit sind seltener, zum Theil jedoch ebenso zuverlässig begründet wie die angeführten. So tritt nach Schmidt [9]) im Zechsteine unweit Schmalkalden ein wahrer Granitgang auf, der also erst nach Ablagerung jener Formation entstanden sein kann. — Der Alpenkalkstein von Predazzo in Tyrol, in neuerer Zeit als der Triasformation angehörig erkannt, wird deutlich von Granit und Syenit überlagert

4) Karsten's Archiv 1829. I, 129. Uebersicht der orographischen und geognostischen Verhältnisse des NW. Deutschlands S. 380. 5) Geognostische Fragmente S. 36.

6) Naumann, Lehrbuch der Geognosie II, 274. 7) Transactions of the geological Society 1840. V, 669 und *H. de la Bêche*, Memoirs geological Survey of Great Britain 1846. p. 228—232. 8) Karsten's Archiv 1829. I, 331. 9) Ebendaselbst 1821. IV, 28.

und ist die Grenze beider Gesteine auf eine weite Strecke bloß gelegt. Der Kalkstein ist weiß, krystallinisch und in der Höhe oft ein grobkörniger Marmor, weiterhin in dichten geschichteten Kalkstein übergehend. Die Umänderung durch den Granit, sowie dessen Ueberlagerung, läßt sich eben nur durch sein spätes, also nachtriasisches Hervortreten erklären.

Die mehrfach erwähnten Granite der Pyrenäen gehören zum Theil der späteren und spätesten Zeit der secundairen Periode an, doch nur zum Theil, denn nach Rozet[10]) gibt es daselbst auch sehr alten Granit, da die in der Mitte des Gebirges dem Granit aufliegende Uebergangsformation zahlreiche Granitgeschiebe führt. Aber dieser Beobachter und die nicht minder zuverlässigen Dufrenoy[11]) und Coquand[12]) bringen genügende Beweise für die jüngeren pyrenäischen Granite bei. Dufrenoy berichtet, daß der Granit von Vicdessos bis Lherz den mit Liaspetrefacten erfüllten Kalkstein mehrfach in einen krystallinisch körnigen Marmor umgewandelt und an seiner Grenze mit Couzeranit, Granit, Grammatit und Eisenkies versorgt hat. Und ebenso fand Coquand bei Lacus einen dichten schwarzen petrefactenreichen Kalkstein der Juraformation nahe am Granit im körnigen Kalkstein mit noch erkennbaren Korallen, dann in Calciphyr mit ganz undeutlichen Petrefacten zwischen den Couzeranitkrystallen übergehend. Aber außer diesen nachjurassischen Graniten kommen nun noch besonders im Thale der Gly solche vor, welche erst nach der Kreideformation hervorgetreten sein können, denn die Schichten dieser sind unverkennbar vom Granit gehoben und es dringt sogar ein 37 Meter mächtiger Lagergang in die Kreideschichten ein. Auch der echte Hippuriten und Diceraten der Kreideepoche führende körnige bläulichgraue Kalkstein am Fuße des Pic de Bugarach ist von mächtigen Granitgängen durchsetzt, und im Thale der Ariège oberhalb Aurignac zwischen Foix und Tarascon kommen in den Schichten der Kreideformation viele Lagergänge von Granit vor, welche deutlich die seitlichen Ausläufer einer großen den Kalkstein durchsetzenden Granitmasse sind. Alle diese Verhältnisse sind von Durocher[13]) bestätigt worden und wir erinnern nochmals an die schon erwähnten im banater Gebirgszuge bei Steiersdorf, wo nach Kudernatsch der höhlenreiche untere Kreidekalk bis auf 150 Schritt vom Granit ganz krystallinisch, fein zuckerkörnig und stellenweise cavernös geworden ist, und an Russegger's[14]) Mittheilung, daß der Granitstock der Katarakten von Assuan und derer von Waddi Halfa den bunten Sandstein und die Kreideschichten durchsetzt.

Endlich sind noch die jüngsten Granite auf Elba zu erwähnen, welche nach Cocchi[15]) dem eocänen Tertiairgebirge angehören. Es ist ein wahrhafter Granit aus weißem, röthlichem oder gelblichem Orthosefeldspath, zuweilen auch Lithinfeldspath, Glimmer und weißem oder Rauchquarz mit viel Turmalin bestehend, dessen ästige Gänge auf Elba wie auf dem benachbarten Festlande den Fukoiden-Macigno und Serpentin durchsetzen und Trümmer von letzterem einschließen. Derselbe geht auch in einen noch neueren quarzführenden Porphyr über, welcher die Subapenninenmergel durch einander geworfen und hoch emporgehoben hat, aber immer eng mit dem Eisen und Amphibolit verbunden bleibt, sodaß Eisenoxyd und Orthoklas zusammenlagern und krystallisiren. Der Granit bildet ungeheure Gebirgsmassen und sendet Gänge von allen Dimensionen, aber oft nur einige Centimeter mächtig, auf der ganzen Ost- und Südküste Elba's durch das Eocängebirge aus und eben diese Gänge durchsetzen daselbst auch den alten Granit von Monte Campanna. Auf dem Festlande bildet er zu Gavorrano die beträchtlichste Masse mit den bekannten schönen Krystallen von Feldspath, Turmalin und anderen Mineralien. Gewöhnlich verändert er die durchbrochene Gesteinsart nicht wesentlich und man findet wol erkennbare Fukoiden ganz in seiner Nähe. Aber am Posto bei Cavoli hat er den Alberese in zuckerkörnigen Kalk und an der Cufola einige Schieferschichten in Phthanite verwandelt. Im Allgemeinen wirkten die schiefaufsteigenden Granitgänge mehr auf das hangende als auf das liegende Gebirge und mehr auf Thon als auf Sand- und Kalkstein.

Eine zweite tertiaire Granitbildung aus der Mitte Teutschlands wird mit Recht als sehr fraglicher Natur von den meisten Beobachtern betrachtet oder geradezu in Abrede gestellt. Wir meinen die Warnsdorff'sche Deutung am Gasthause zur Stadt Schneeberg im karlsbader Granit, wo man die Schichten des Braunkohlensandsteines mit deutlichen Rutschflächen am grobkörnigen Granit aufgerichtet findet. v. Warnsdorff glaubt die Schichtenstellung nur durch eine Hebung seitens des Granites erklären zu können, während andere Beobachter eine bloße Anlagerung an den Granit annehmen. Der Granit ist an der Berührungsstelle lose und aufgelockert.

Auch die allbekannten Verhältnisse von Hohnstein in Sachsen verdienen bei einer Untersuchung der jüngeren Granite Berücksichtigung. Zwischen Meißen und Zittau und in einem Theile Böhmens werden die Gesteine der Kreideformation durch Granit und Syenit scharf abgeschnitten und bei genauerer Untersuchung dieser langen aus WNW nach OSO gerichteten, also dem Laufe der Elbe und dem Systeme des Riesengebirges ziemlich parallelen Grenzlinie ergibt sich, daß der Granit an vielen Orten schräg über der Kreide, an andern wenigstens senkrecht neben ihr liegt. Dazu kommt aber noch, daß über der Kreide und unter dem Granit an mehren Stellen kalkige Juraschichten eingeschoben sind. Man sieht den Granit deutlich über dem Pläner in dem Hohlwege bei Oberau und die Plänerschichten senkrecht am Granit aufgerichtet bei Niederwartha am linken Elbufer. Ferner ruht der Granit theils neben, theils auf dem Quadersandsteine von Dittersbach bei Hohnstein, wo er die Sandsteinschichten aufrichtete. Aber in den Juraschichten kommen Geschiebe und Bruchstücke eben

10) Comptes rendus 1850. XXXI, 885. 11) Mémoire pour servire à une description géol. de la France 1834. II, 493. 12) Bulletin de la société géologique 1841. XII, 322. 13) Annales des mines 1844. VI, 15. 14) Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1840. S. 6. 15) Bulletin de la société géologique 1856. XIII, 226—301.

dieses Granites eingeschlossen vor und beweisen, daß derselbe schon vor Ablagerung der Juraschichten ausgebildet vorlag, seine Ueberlagerung über Jura und Kreide also nur Folge einer späteren Hebung sein kann [16]).

Nach diesen Betrachtungen der Lagerungsverhältnisse des Granites wenden wir uns wieder zu seiner mineralogischen Beschaffenheit zurück, um dieselbe noch nach ihrer chemischen Seite hin darzulegen, da ohne diese ein Urtheil über die Genesis des Granites nicht zu gewinnen ist. Die chemische Zusammensetzung der wesentlichen, den Granit constituirenden Mineralien ist genügend bekannt und würde hier nicht zur Sprache gebracht werden, wenn nicht die Mineralien überhaupt, sobald sie zur Bildung krystallinischer Gebirgsmassen vereint sind, ihre chemische Constitution mehr oder minder abändern. Es handelt sich hier also nicht um die elementaren Bestandtheile des Glimmers, Quarzes und Feldspathes an sich, sondern wie dieselben im Granit sich verhalten. Erst in neuerer Zeit hat man den sogenannten Bauschanalysen zusammengesetzter Gesteine eine besondere Wichtigkeit beigelegt und so denn auch vom Granit dieselben mehrfach ausgeführt, ohne daß jedoch schon befriedigende allgemeine Resultate aus denselben gewonnen werden könnten. Wir stellen mehre derselben hier zusammen.

C. Röthe [17]) analysirte den rosenrothen (a), braunen (b) und grünen (c) Granit im Ries, deren Verschiedenheit er nur als Folge der Verwitterung erklärt. Das Verhältniß ist, wenn die Kieselsäure gleich 100 gesetzt wird:

	a	b	c
Kieselsäure	100,00	100,00	100,00
Kali	6,17	2,63	6,28
Natron	4,34	3,26	9,08
Bittererde	0,87	5,34	8,55
Thonerde	20,90	22,14	28,19
Eisenoxyd	2,69	3,80	6,55
Wasser	—	4,06	1,80

Die in mehrfacher Hinsicht höchst interessanten, geschichteten und vielfach zerklüfteten Granite der Grafschaft Donegal in Irland hat neuerlichst Haugthon [18]) analysirt und folgende Zusammensetzungen gefunden:

	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o
Kieselsäure	70,00	65,80	68,96	58,44	69,36	68,00	68,20	70,64	72,24	73,60	68,81	69,20	55,20	75,24
Thonerde	16,36	12,80	17,40	20,00	16,00	16,80	15,96	15,64	14,92	13,80	16,40	16,40	19,28	13,36
Eisenoxyd	2,80	6,64	2,52	6,44	3,03	3,68	3,69	2,64	1,63	2,00	2,60	2,09	6,08	0,60
Eisenoxydul	0,08	0,18	—	2,05	0,30	0,65	1,00	—	0,23	—	0,65	1,00	0,46	—
Kalkerde	1,12	2,92	2,80	4,72	2,29	4,05	2,92	2,74	1,68	0,79	1,75	1,03	5,08	2,25
Magnesia	0,71	1,78	0,41	1,57	0,54	0,95	0,78	0,15	0,35	0,50	0,85	0,85	3,66	0,14
Natron	4,13	4,16	3,03	3,81	4,17	4,32	3,75	3,81	3,51	4,29	3,78	4,20	4,63	4,86
Kali	4,66	4,40	5,25	2,82	4,47	2,04	4,14	4,53	5,10	5,22	5,31	5,22	3,07	3,27
Manganoxydul	—	—	—	—	—	—	—	—	0,32	—	—	—	0,96	—

Haugthon führt noch die mineralogische Zusammensetzung der einzelnen Stücke an, ziebt aber keine allgemeinen Resultate aus seinen Analysen.

Die harzer Granite hat C. W. Fuchs [19]) wieder einer eingehenden chemischen Untersuchung unterworfen und dabei gefunden für den Granit vom Gipfel des Brockens a mit 2,62 spec. Gew., vom Rehberge b mit 2,60 spec. Gew., vom Meineckenberge im Ilsethale c und d mit 2,58 spec. Gew., vom Gruhebock ebenda e mit 2,67 spec. Gew., für den zersetzten von ebenda f, von der Pleßburg g, vom Holzemmethale h, für den schwarzen Granit vom Meineckenberge i, vom Ziegenrücken im Ockerthale k, für den feinkörnigen aus einem Gange des Gabbro im Eckerthale l, aus dem Radauthale m, vom Ettersberge n und vom Rammberge o und p:

	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p
SiO^2	73,71	75,06	66,81	75,10	72,21	72,19	73,41	71,93	58,98	75,46	73,00	63,66	76,97	76,81	73,81
Al^2O^3	13,46	13,00	19,05	13,05	15,61	15,25	14,87	12,89	12,38	11,89	15,03	9,85	13,40	10,95	14,33
Fe^2O^3	2,20	3,54	5,02	3,23	3,45	3,62	1,73	5,56	9,45	3,52	3,71	7,77	1,66	2,19	2,63
CaO	1,15	0,88	3,26	1,27	1,76	0,53	1,79	1,81	7,57	1,25	1,75	6,56	6,42	0,83	0,44
MgO	1,93	0,01	0,31	0,01	0,43	0,40	0,34	0,47	4,37	0,08	0,10	2,23	—	0,02	0,02
KO	4,59	4,16	2,78	3,80	4,14	3,04	4,33	4,88	5,52	4,40	3,81	7,12	7,09	5,26	8,15
NaO	2,60	3,06	2,85	3,92	2,80	3,27	2,58	1,86	0,84	2,56	3,60	2,76	0,22	3,10	0,04
HO	1,12	1,06	1,30	0,62	0,84	1,80	0,57	0,49	1,83	1,12	0,67	0,53	0,76	0,85	1,19
Sauerstoffverhältniß	0,242	0,223	0,345	0,221	0,265	0,249	0,240	0,241	0,456	0,203	0,258	0,325	0,193	0,185	0,229

Trotz der scheinbar großen Verschiedenheit in der Ausbildung der einzelnen constituirenden Mineralien schwankt die chemische Zusammensetzung dieser Granite doch nur innerhalb geringer Grenzen, denn der weit abweichende aus

16) Cotta, Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1857. S. 1—9. 17) Neues Jahrbuch für Mineralogie 1865. S. 172. 18) Quarterly Journal of the geological Society XVIII, 403. 19) Neues Jahrbuch für Mineralogie 1862. S. 769.

dem Nabauthale enthält statt des Glimmers ein augitähnliches Mineral. Am meisten variiren die Kieselsäure und die Alkalien in ihrem Gehalte aber auch nur im Brockengranit, viel weniger in denen des Ockerthales. Nur in zwei Analysen übersteigt der Natrongehalt den Kaligehalt, was auch an andern Orten beobachtet worden, daher man diesen Graniten den Namen Sodagranit gegeben hat. Auffallend ist der Kalkgehalt, wechselnd nach der Beschaffenheit des Feldspathes. Im Mittel stellt sich bei diesen Analysen das Verhältniß von $RO : R^2O^3 : SiO^3$ wie $12\,RO : 13\,R^2O^3 : 75\,SiO^3$. Alle Granite ergaben einen Glühverlust, wol bedingt durch eine beginnende Zersetzung, aber nicht allein vom Wasser herrührend. Fuchs analysirte den Feldspath der verschiedenen Granite besonders und erkannte daraus, daß eine Berechnung der Mineralien aus den Bauschanalysen nur irrige Resultate ergebe.

Behufs der Vergleichung der norwegischen Feldspathgesteine analysirte Kjerulf[20]) den rothen Granit mit Orthoklas und Turmalin von Predazzo und fand in demselben

SiO^3	70,725
Al^2O^3	14,161
FeO	3,225
CaO	1,026
MgO	0,659
KaO	5,366
NaO	2,544
HO	1,100

J. Durocher[21]) gibt bei seinen umfassenden Untersuchungen über die Entstehung der Feuergesteine, nach welchen der Granit aus der obern Schicht der beiden von ihm angenommenen Urgesteinsflüssigkeit krystallisirt ist und worauf er eine neue Classification der eruptiven Gesteine begründet, als typische Zusammensetzung des Granites folgende Zahlen an: 72,8 Kiesel- mit etwas Titansäure, 15,3 Thonerde, 6,4 Kali, 1,4 Natron, 0,7 Kalkerde, 0,9 Talkerde, 1,7 Eisen- und Manganoxyd und 0,8 Wasser, Fluor-, Chlor- und Kohlensäure, und für den Syenitgranit 69,0 Kieselsäure, 15,0 Thonerde, 4,2 Kali, 2,8 Natron, 2,2 Kalkerde, 3,0 Talkerde, 3,2 Eisen- und Manganoxyd und 1,0 Wasser.

Die eingehendsten Erörterungen an die Granitanalysen hat G. Bischof im Schlußbande seines Lehrbuches der chemischen und physikalischen Geologie angeknüpft, die bei einer Beurtheilung der bezüglichen Verhältnisse vor Allem berücksichtigt werden müssen. Er theilt zunächst die Analysen von Delesse mit, welche den Granit der Ballons und der Vogesen zum Gegenstande haben. Unter a steht der Granit von Plombières, unter b die großen weißen Feldspathkrystalle aus demselben, unter c die graulichweißen, schon etwas zersetzten Feldspathkrystalle desselben, unter d der Granit vom Fuße des Drumont, unter e der der Presse, f ein Feldspath aus demselben, g der Granit von Saint-Marie en Chamois im Departement Haute Saone, h ein röthlichweißer Feldspath daraus, i der sehr zersetzte Granit von Bresson und k der dunkelgrüne Aphanit an dessen Berührung:

	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k
Kieselsäure	70,8	64,91	64,16	67,3	64,8	58,55	63,3	63,00	63,8	46,83
Thonerde	15,3	19,16	19,16	16,1	20,0	25,26	26,2	20,55	18,7	30,33
Eisenoxyd		Spur	Spur	1,9		0,30				
Kalkerde	0,5	0,87	0,56	0,6	1,1	5,03	1,8	0,68	2,3	9,55
Magnesia	12,4	0,65	0,55	13,3	12,7	1,30	11,8			6,86
Kali		11,07	14,97			1,50		13,49	13,8	0,81
Natron		2,49				6,44				3 57
Glühverlust	1,0	0,30	0,60	0,8	1,4	0,91	2,9	1,28	1,4	1,99
	100,0	99,36	100,00	100,0	100,0	99,29	100,0	100,00	100,0	99,94

Die nun folgenden Granite der Vogesen sind älter als diese der Ballons, da sie dieselben durchsetzen. Es sind unter l Granit von Mehachamp, m von den Feignes de Volognes, n von Mehachamp aus der Berührung mit einem Granit der Ballons, o grünlichweißer Feldspath von Wildenstein und p weißer feinblätteriger Feldspath von Remiremont, q der Protogyn des Montblanc

	l	m	n	o	p	q
Kieselsäure	76,3	73,8	72,0	64,66	66,08	74,25
Thonerde	12,8	15,8	15,33	19,58	18,70	11,58
Eisenoxyd	1,5		0,4	Spur	Spur	2,41
Manganoxyd	—	Spur	Spur	—	—	—
Kalkerde	0,8	0,9	0,98	0,70	0,93	1,08
Magnesia	Spur	0,9	0,60	15,18	0,45	10,01
Kali	8,6	7,8	7,70		9,4	
Natron			2,00		3,77	
Glühverlust		0,8	0,40	0,58	—	0,67
	100,0	100,0	99,41	100,78	99,04	100,00

20) Neues Jahrbuch für Mineralogie 1854. S. 299. 21) Comptes rendus 1857. XLIV, 325. 459. 605.

Aus dem Riesengebirge wurde analysirt der Granit von Striegau bei r, der Ganggranit aus diesem bei s, der Granit von der kleinen Stirnhaube bei t, ferner von den Centralkarpathen bei u vom Meerauge im Fischerthale, bei v aus dem kleinen Kohlbachthale, bei w aus dem Völkerthale, x vom Harze aus dem Holzemmethale, y vom Ilsenstein, z Ganggranit von Heidelberg, aa Oligoklas aus dem Granit von Warmbrunn, bb Granit von Prudelberg in Böhmen:

	r	s	t	u	v	w	x	y	z	aa	bb
Kieselsäure	73,13	71,20	76,02	69,31	63,38	71,46	71,93	73,41	72,11	63,94	65,74
Thonerde	12,49	12,81	12,71	16,40	17,87	15,57	12,89	14,87	15,60	23,71	18,28
Eisenoxydul	2,58	4,54	1,25	4,30	2,40	1,81	5,56	1,73	1,53	Spur	1,32
Manganoxydul	0,57	0,39	0,31	0,03	0,85	0,09	0,10	0,20	0,26	—	0,13
Kalkerde	2,40	2,02	1,20	3,06	3,12	1,45	1,81	1,79	1,26	2,52	1,26
Magnesia	0,27	0,35	0,14	0,83	0,85	0,58	0,47	0,34	0,34	Spur	0,20
Kali	4,13	4,76	4,90	2,87	2,99	6,39	4,88	4,33	5,00	2,17	9,25
Natron	2,61	2,86	2,44	3,29	3,58	2,03	1,86	2,58	2,57	7,66	4,20
Wasser	0,53	0,43	0,48	0,84	0,80	0,76	0,49	0,57	0,83	—	—
	98,71	99,36	99,45	100,93	100,84	100,12	99,99	99,82	99,20	100,00	100,38

Nach all diesen Analysen ist nicht einmal eine annähernde Bestimmung der Quantitäten der Mineralien in den Graniten möglich, denn allermeist finden sich darin zwei Feldspathe, zwei Glimmer und Quarz, also fünf unbekannte Größen und darunter die in ihrer Zusammensetzung außerordentlich schwankenden Glimmer, welche die verschiedensten Combinationen der Bestandtheile nach den Analysen gestatten. Es läßt sich nur das Maximum der beiden Feldspathe, das Minimum des Quarzes und beide Extreme des Magnesiaglimmers ermitteln, wozu die gefundenen Mengen der Alkalien, der Kalkerde und der Magnesia die Anleitung geben, denn erstere gehört nur den Feldspathen und letztere nur den Glimmern an. Berechnet man nun einige der letzten angeführten Analysen hiernach, so erhält man als

Maximum der Feldspathe	72,65	69,69	72,05	61,57	74,14	77,86	69,16	62,25	64,86
Minimum des Quarzes	23,51	25,75	22,37	34,53	18,51	15,05	25,05	29,91	29,45
Maximum des Magnesiaglimmers	5,84	2,63	3,41	1,36	8,08	8,28	5,65	4,57	3,31
Minimum desselben	2,36	1,06	1,38	0,56	3,27	3,35	2,28	1,85	1,33
Thonerdedifferenz	+ 1,56	— 0,68	— 0,71	+ 1,17	+ 2,28	+ 3,00	+ 2,67	+ 1,21	+ 2,67

Die Zahlen der Thonerdedifferenz geben die Unterschiede zwischen der gefundenen und berechneten Thonerde, bei — den berechneten Werth größer als die gefundenen, bei + den gefundenen größer als den berechneten. Es ist in jenen Graniten, wie auch die mineralogische Beschreibung ergibt, der Feldspath stets vorwaltend und der Magnesiaglimmer sehr untergeordnet. Zur Abschätzung des Oligoklases bieten die Analysen nur einen ungefähren Anhalt, da bedeutender Kalkgehalt und vorwaltendes Natron untrügliche Kennzeichen für einen bedeutenden Oligoklasgehalt sind. Im Oligoklas überwiegt das Natron bedeutend das Kali und im Orthoklas das Kali das Natron, und diese Annahme nach den Analysen entspricht allermeist auch der mineralogischen Beschreibung. Der Wassergehalt in den obigen Analysen deutet darauf hin, daß ein Theil der Feldspathe schon mehr oder weniger kaolinisirt war. Ein Wassergehalt von 0,84 Procent setzt 4,6 Procent Kaolin voraus und in diesem Zersetzungsproduct ist die Menge der Thonerde im Verhältniß zur Kieselsäure bei weitem größer als in den Feldspathen. Wir wissen jedoch, daß Wasser noch auf ganz andere Weise in den Graniten eingeschlossen ist.

Ebenso wichtig wie die chemische Analyse zu einem Urtheil über die Bildungsgeschichte des Granites ist die mikroskopische Untersuchung seiner Zusammensetzung, welche jedoch leider gänzlich vernachlässigt worden ist, indem erst ganz neuerlichst Zirkel [22]) ein Paar bezüglicher Beobachtungen mittheilt. Derselbe fand zunächst den Quarz im Granit von Gunnislake in Cornwall von eigenthümlicher Beschaffenheit. Schon Sorby hatte nämlich nachgewiesen, daß die Granitquarze zahlreiche Höhlungen enthalten und Zirkel bestätigt deren Vorkommen an vielen Graniten. Diese mikroskopisch kleinen Höhlungen sind mit Flüssigkeit erfüllt und können daher geradezu Wasserporen genannt werden. Nach Sorby enthält die Flüssigkeit Chlorkalium, Chlornatrium, Kali-, Natron-, Kalksulphat, sowie Spuren freier Salzsäure und schwefeliger Säure. Ferner cornwaller Granit wimmelt von kleinen rundlichen und großen verschieden geformten Quarzporen. Die größeren zeigen ein deutlich erkennbares Bläschen, das sich beim Drehen des Präparates hin- und herbewegt. Die größten Poren messen 0,006 Millimeter Länge und 0,012 Millimeter Breite und die kleinsten erscheinen bei 2000maliger Vergrößerung nur punktförmig. Sie liegen einzeln unregelmäßig durch einander gestreut wie Regentröpfchen auf

22) Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1863. XLVII, 231.

Glas oder in vielfach sich verzweigenden und wieder vereinigenden Reihen und Streifen, auch in dichten Haufen mit ausstrahlenden Reihen. Im Quarz der grobkörnigen Granite sind sie im Allgemeinen häufiger als in dem der feinkörnigen und einige Granite sind so mit Flüssigkeit erfüllt, daß dieselbe den zwanzigsten Theil des krystallisirten Quarzes ausmacht. Im Mittelpunkt der Quarzkörner pflegen die Wasserporen zahlreicher zu sein als nach der Oberfläche hin. Außerdem beherbergen nun die Quarze aller Granite noch Glas- und Steinporen. Erstere gleichen ganz denen in Schlacken und Obsidianen und Laven, sind kleine Antheile des geschmolzenen Gesteines, aus welchem der Quarz ausgeschieden ward und wurden von dem wachsenden Quarzkrystalle in seine Masse eingeschlossen. Bei ihrer Entstehung waren die Glasporen ebenfalls Flüssigkeitshöhlungen, aber angefüllt mit einem Fluidum, welches bei gewöhnlicher Temperatur nicht flüssig blieb. Oft schließen die Glasporen mehre Bläschen ein und die Glasmasse ist häufig ganz oder zum Theil krystallinisch geworden und dann also eine Steinpore. Ihr größter Durchmesser ist 0,03 Millimeter, ihr kleinster 0,024 Millimeter. Auch kommen im Quarz noch leere Poren vor, von Dampf gebildet ganz wie in den Mineralien unserer Vulkane. Ferner noch sehr viele mikroskopische wasserklare Krystalle: manche kurz und breit mit vollkommen deutlicher monoklinoëdrischer oder triklinoëdrischer Durchschnitt, zahlreiche andere langspießig, säulenförmig und dünn, bis 0,15 Millimeter lang und nur 0,008 Millimeter dick, ja nur 0,001 Millimeter stark. Bald liegen sie einzeln bald gehäuft, stets regellos durch einander. Sie gehören zu den Feldspathen. Die Orthoklase des Granites bilden unter dem Mikroskop eine trübweiße Masse und lassen keine Poren erkennen oder nur äußerst wenige. Dagegen zeigen sie viele kleine schwarze Punkte und eckige Körnchen, wahrscheinlich von Magneteisen. Die Oligoklase sind leicht an ihrer Streifung von den Orthoklasen zu unterscheiden. Der Glimmer stellt eine durchscheinende graue Masse dar. Die Quarzkrystalle zeigen in Folge ihrer verschiedenen Stellung die mannichfaltigsten und schönsten Polarisationsfarben. All diese Erscheinungen wurden auch an dem Granit von Litiz in Böhmen beobachtet und an dem andern Fundorte bestätigt und erkennt Zirkel in ihnen eine Bekräftigung der hydropyrogenen Bildungsweise: die Granite entstanden durch die vereinte Thätigkeit von geschmolzenem Gestein, Wasser, Gasen und Dämpfen, von welchen jeder Factor an den wachsenden Krystallen die deutlich nachweisbaren Spuren seiner Gegenwart zurückließ.

Bei dem großen Antheil, welchen der Granit an der Gebirgsbildung der Erdoberfläche nimmt, ist seine Entstehung von jeher lebhaft erörtert worden, ja um ihn hauptsächlich dreht sich der alte und bis heute noch nicht ausgeglichene Kampf der Neptunisten und Plutonisten, zu welchen in neuerer Zeit noch eine dritte vermittelnde Partei als Hydroplutonisten hinzugetreten ist. Die früheren Beweise für die wässerige und für die feurige Entstehung des Granites haben durch die neueren Forschungen der Chemie und Geologie größtentheils ihre wissenschaftliche Bedeutung verloren und gehören nunmehr der Geschichte der Geologie an. Wir legen daher nur den gegenwärtigen Stand der Ansichten über die Entstehung des Granites kurz dar.

Die Neptunische Entstehungsweise des Granites oder die Krystallisirung desselben aus seiner wässerigen Lösung hat in neuester Zeit G. Bischof in seinem „Lehrbuche der chemischen und physikalischen Geologie," von welcher soeben die zweite Auflage begonnen worden, am nachdrücklichsten vertheidigt. Er erklärt es für unmöglich, daß die feinen Adern und Gänge von Granit im Thonschiefer, die an diesem scharf abschneiden, von einer feuerflüssigen Granitmasse gebildet sein können, läßt alle Granitgänge aus einer wässerigen Auflösung des Nebengesteines oder einer herbeigeführten granitischen Lösung entstehen, weist die Umwandelung des Thonschiefers in Granit auf wässerigem Wege nach, stellt die Bildung gewisser Mineralien im Thonschiefer an der Grenze des Granites wie des Chiastolithes als unmöglich durch Hitze verursacht dar, beleuchtet die wässerige Entstehung der einzelnen wesentlichen Bestandtheile und der zufälligen Beimengungen, kurz vom chemischen Standpunkte aus kann der Granit nur aus einer wässerigen Lösung entstanden sein und seine chemischen Bestandtheile lassen sich auch im Thonschiefer und in anderen sedimentairen Gesteinen nachweisen. Allein den Beweisen Bischof's werden ebenso gewichtige für die Entstehung auf feurig flüssigem Wege entgegengesetzt und diese außerdem noch durch die von Bischof weniger berücksichtigten geotectonischen Verhältnisse unterstützt. Es steht fest, daß die den Granit constituirenden Mineralien ebenso wol aus wässerigen Lösungen wie aus feurig flüssigen herauskrystallisiren können und andere das Auftreten und Verhalten des Granites begleitende Erscheinungen müssen erweisen, welche von den beiden Entstehungsweisen für das betreffende Vorkommen am annehmbarsten ist.

Dieser Widerspruch in den Theorien vom Ursprunge des Granites führte R. S. Haugthon[23]) zur Annahme eines hydrometamorphischen Ursprunges. Darunter versteht er die allmälige Veränderung ursprünglich geschmolzener, feuerflüssiger Gesteine, welche sich als Adern und Gänge in schon vorhandene Gesteine eingedrängt hatten und die, durch heißes Wasser eine Erhöhung ihres specifischen Gewichtes und eine andere Anordnung ihrer Gemengtheile erfahren haben. Umgekehrt ist Pyrometamorphismus eine Reihe von Umwandelungen, welche ein durch mechanische Ablagerung aus den Gewässern ursprünglich geschichtetes Gestein allmälig durch Hitze erfahren hat. In letzterer Weise ist nun nach Haugthon der Granit im Donegal, in Norwegen und vielleicht auch in den schweizer Alpen entstanden.

Bryson[24]) hat die Neptunische Theorie noch in anderer Weise als Bischof nachzuweisen gesucht und

---

23) Adress delivered before the Geological Society of Dublin 1862. 24) Edinburgh new philos. Journal 1861. XIV, 144.

zwar durch das Vorkommen von Flüssigkeiten in den Krystallen des Granites. Sehr auffallend ist nämlich die Uebereinstimmung, welche mikroskopische Bilder von zahlreichen Pechsteinen, Obsidianen und glasigen Schlacken zeigen und deren gänzliche Verschiedenheit von den gleichen Bildern des Granites. Alle vulkanischen Gläser besitzen nämlich eine eigenthümlich strahlig sternförmige Structur, die für sie im höchsten Grade charakteristisch ist. Davon zeigen nun die Granite keine Spur, wol aber eine außerordentliche Häufigkeit von Höhlungen mit Flüssigkeiten, wie wir oben schon nach Zirkel's Untersuchungen anführten. Diese Flüssigkeiten erscheinen in allen Gemengtheilen des Granites unter denselben Verhältnissen. Die Höhlungen sind selten ganz mit Füssigkeit angefüllt, gemeinlich nimmt eine kleinere oder größere Luftblase daneben Raum. Bei einer Temperatur von 94 Grad Fahrenheit verschwindet die Luftblase und die Höhlung erscheint nun ganz mit Flüssigkeit erfüllt, während bei 84 Grad die Luftblase aufs Neue mit einem einzigen Aufwallen erscheint. Die Höhlungen können also weder bei einer Temperatur über 84, noch weniger aber bei 94 Grad Fahrenh. gefüllt worden sein, auch nicht als die Temperatur des umgebenden Gesteines höher war als die genannte, weil nämlich die Blase stets einen weit geringern Raum einnimmt als das Fluidum, was wol nicht hätte geschehen können, wenn die Flüssigkeit unter starkem Druck und bei großer Hitze eingeschlossen worden wäre. Ferner zeigt das Vorkommen des Turmalins in den Graniten von Aberdeen, daß dieses bei einer höheren Temperatur rissig werdende und zerspringende Mineral nicht vorhanden sein konnte bei einem Schmelzzustande des Quarzes; es war früher krystallisirt, bevor der Quarz fest wurde. Dieser dehnt sich bei seinem Krystallisationsprocesse um ein Vierundzwanzigstel seiner Maße aus und durch solche Gewalt wurden alle die Störungen hervorgerufen, welche sonst dem Plutonischen Einflusse zugeschrieben werden.

Auf eine andere seither bei der Plutonischen Entstehung des Granites ganz übersehene Thatsache hat neuerdings noch R. Bunsen [25]) hingewiesen. Der Quarz erstarrt nämlich bei einer höhern Temperatur als der Orthoklas, der Orthoklas bei einer höhern als der Glimmer. In dieser Reihenfolge mußten also auch die Bestandtheile aus dem feurig flüssigen Magma krystallisiren. Aber die Structur der Granite zeigt eine andere Reihenfolge der Mineralien. Allein niemals ist die Temperatur, bei welcher ein Körper für sich erstarrt, diejenige, bei welcher er aus seinen Lösungen in anderen Körpern fest wird. Der Erstarrungspunkt einer chemisch reinen Verbindung hängt allein von ihrer stofflichen Natur und dem Drucke ab, wogegen der Erstarrungspunkt eines mit anderen Substanzen zu einer Lösung verbundenen Körpers außerdem noch und zwar hauptsächlich von dem relativen Verhältniß der sich gelöst haltenden Substanzen bedingt wird. Was für Lösungen in niedern Temperaturen gilt, muß nothwendig auch für solche in höhern Temperaturen gültig sein. Betrachtet man z. B. eine Lösung von Eis und krystallisirtem Chlorcalcium in Beziehung auf die Vorgänge bei dem Festwerden, so zeigt sich Folgendes. Bei einem gewissen Gehalt an krystallisirtem Chlorcalcium wird die Flüssigkeit erst bei — 10 Grad anfangen fest zu werden, dann bei nur wenig sinkender Temperatur bis zum letzten Tropfen zu mehr oder weniger reinem Eis erstarren, in welchem Chlorcalciumkrystalle eingebettet sind. Vermehrt man nun allmälig den Chlorcalciumgehalt einer solchen Lösung, so kann man sie beliebig bis — 20, ja bis 50 Grad und höher flüssig erhalten oder erstarren lassen, wo sich dann bei diesen Temperaturen jene Vorgänge des Erstarrens in ähnlicher Weise wiederholen. Es wechselt also die Temperatur, bei welcher das Wasser und das Chlorcalcium fest wird, je nach den Mischungsverhältnissen, und der Erstarrungspunkt des Wassers kann hier um mehr als 59 Grad C. unter seinen Gefrierpunkt sinken und der des Chlorcalciums sogar um nahezu 100 Grad erniedrigt werden. Schwefelsaures Kali und Salpeter können aus ihren Lösungen bei Temperaturen fest werden, welche 600—800 Grad unter ihrem Schmelzpunkte liegen. Ferner ist allbekannt, daß aus Lösungen je nach deren Concentration zuerst Wasser und dann Salz oder zuerst Salz und später Wasser krystallisirt zu erhalten ist. Hiernach ist also die Voraussetzung, daß Quarz und Feldspath aus der feurig flüssigen Lösung bei ihren respectiven Schmelzpunkten fest werden müßten, ganz unzulässig. Es ist vielmehr ganz klar, daß in dem an Feldspath reichen Schriftgranit der Quarz vor dem Feldspath, in andern Graniten gleichzeitig mit demselben und wieder in anderen nach demselben ausgeschieden wurde. Wenn nun der Quarz nach Rose nicht einmal weit von seinem Schmelzpunkte in die amorphe lösliche Modification von der Dichtigkeit 2,2 übergeht und wenn dies Mineral aus dem geschmolzenen Granitgemenge bei der allerverschiedensten Temperatur auskrystallisiren konnte und zwar stets nur unter seinem Schmelzpunkte, so wird man daraus wieder in völliger Uebereinstimmung mit der Erfahrung nur schließen können, daß der unterhalb seines Schmelzpunktes aus dem feurig flüssigen Granitgemenge krystallisirende Quarz gerade so, wie der noch weiter unterhalb dieses Schmelzpunktes aus wässerigen Lösungen krystallisirende, aller Voraussicht nach nicht das specifische Gewicht 2,2, sondern die Dichtigkeit 2,6 und die damit verbundenen Eigenschaften zeigen werde.

Durch diesen Nachweis des hochverdienten und gründlich unterrichteten Chemikers ist eine der Hauptstützen für die Neptunische Theorie des Granites beseitigt worden. Zuerst hob dieselbe Breislack [26]) nachdrücklich hervor, daß nämlich das Verhalten der Gemengtheile im Granit ihren Erstarrungspunkten widerspräche. Fuchs, de Boucheron und Andere, besonders aber Bischof [27])

25) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1861. XIII, 61.

26) Lehrbuch der Geologie 1819. I, 527. 27) Lehrbuch der chem. phys. Geologie III, 1294.

vertheidigten mit der abnehmenden Strengflüssigkeit der drei Granitmineralien deren Krystallisation aus einer wässerigen Lösung. Die Reihenfolge, in welcher die Mineralien im Granit krystallisirt oder erstarrt sein mögen, ist keineswegs in den hellen Graniten dieselbe. Sie wurde gelegentlich von einzelnen Localitäten speciell nachgewiesen und ist neuerdings von G. Tschermak[28]) an Vorkommnissen der verschiedensten Granite untersucht worden. Derselbe fand in einem Granit von Rio de Janeiro die Reihenfolge Albit, Apatit, Orthoklas, Glimmer, Quarz, dagegen in dem Granit von Campo Santa Anna die Folge: Glimmer, Albit, Orthoklas, Quarz und wieder andere Folgen in anderen Graniten.

Die Nachweise für die Entstehung der Granite aus einem heißflüssigen Gemenge und für ihre eruptive Natur vom chemischen Standpunkte aus hat J. Durocher[29]) gegen die Bischof'schen entgegengesetzten Untersuchungen dargelegt, während die geologischen Thatsachen von Naumann, Studer, Cotta u. A. für dieselbe erörtert worden sind. So stehen sich noch immer die beiden Theorien sehr schroff gegenüber und die vermittelnden Untersuchungen insbesondere von Scheerer[30]) und Fournet[31]) haben noch keine Annäherung erzielt.

Es wäre schließlich noch die Verbreitung des Granites über die Erdoberfläche zu verfolgen, allein da wir unsere Belege aus den Granitvorkommnissen der verschiedensten Gegenden und Welttheile gewählt haben, so möchte eine nochmalige Aufzählung der einzelnen Localitäten überflüssig erscheinen. Ebenso werthlos dürfte eine Zusammenstellung der Literatur sein, da wir die bezüglichen Arbeiten gelegentlich citirt haben. Eine selbstständige Monographie des Granites, welche denselben nach all seinen Beziehungen eingehend beleuchtet, fehlt leider noch, am ausführlichsten und gründlichsten hat ihn Naumann in seinem „Lehrbuche der Geognosie" behandelt und dessen Darstellung mußten wir uns denn auch in einzelnen Abschnitten eng anschließen. (*Giebel.*)

GRANITUS (Constantin), ein italienischer Arzt des 17. Jahrh. zu Cassano im Königreiche Neapel in der Provinz Calabria citeriore geboren, war durch seine gelungenen Curen gefährlicher und langwieriger Krankheiten weit und breit berühmt und sein Rath wurde in schwierigen Fällen aus allen Theilen seines Vaterlandes eingeholt. Seine Mittheilungen auf die an ihn gerichteten wichtigsten Fragen sind in den von ihm herausgegebenen Epistolae et consultationes medicae (Neapoli 1650. 4.) gesammelt *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIUS, der Name mehrer römischer Schriftsteller, über deren Leben und Werke noch mancherlei Zweifel obwalten und von denen die beiden bedeutendsten von Einigen auch zu einer Person zusammengeschmolzen werden. Der bekannteste von ihnen ist Granius Flaccus, ein berühmter Rechtsgelehrter aus der Zeit des Dictators Cäsar. Er schrieb ein erklärendes Werk über die von C. Papirius veranstaltete Sammlung der Gesetze aus der Zeit der römischen Könige (Jus civile Papirianum)[1]), in welchem er, wie es scheint, auf das bisher weniger beachtete Recht der Pontifices oder das kirchliche und kanonische Recht des alten Roms Rücksicht nahm. Er verfaßte auch eine Schrift über die Ritual- und Auguralbücher (De Indigitamentis)[2]), deren Verlust für die Alterthumswissenschaft sehr fühlbar ist, da sie gewiß eine wesentliche Lücke in unserer Kunde des römischen Cultus ausfüllen würde. Er widmete dieses Werk Cäsar (ad Caesarem scriptum), und da er als Schriftsteller von Macrobius[3]) neben Varro genannt wird, so ist wol kein Grund zu zweifeln, daß unter Cäsar der Dictator Cäsar gemeint ist[4]). Macrobius[5]) nennt auch einen Granius Licinianus und führt das zweite Buch eines geschichtlichen Werkes desselben an; man hat aber erst in der neuesten Zeit über diesen Schriftsteller und sein Werk nähere Kenntniß erlangt. Als nämlich der bekannte Historiker G. H. Pertz im J. 1853 das britische Museum besuchte, um unbekannten Handschriften der Quellen teutscher Geschichte des Mittelalters nachzuspüren, wurde er auch auf einen dreimal überschriebenen syrischen Codex des 11. Jahrh. aufmerksam gemacht, und da er sogleich in der ursprünglichen Schrift das Werk eines römischen Geschichtsschreibers zu finden glaubte, so machte er während seines späteren Aufenthaltes in London im J. 1855 die erwähnte Handschrift zum Gegenstande einer sorgfältigeren Untersuchung und fand, daß der Codex, welcher aus dem Kloster der heil. Maria in der Wüste Nitria in Niederägypten im J. 1847 nebst anderen Handschriften in das britische Museum gebracht worden war, unter dem syrischen Texte einiger Homilien des Kirchenvaters Chrysostomus eine grammatische Schrift über die lateinische Sprache und unter diesem Stücke eines größeren römischen Geschichtswerkes enthielt, welches, wie die Ueberschrift zeigte, einen Granius Licinius zum Verfasser hatte. Da ihm die zur Auffrischung der alten Schrift nöthige Zeit fehlte, so schrieb er einige lesbare Zeilen ab, um der berliner Akademie Bericht über den Fund zu erstatten, und schickte im nächsten Jahre seinen Sohn Karl August Friedrich nach London, welcher alle Mittel, die ihm von den Bibliothekaren des Museums erlaubt wurden, anwendete, um die ältesten Buchstaben wieder erscheinen zu lassen, das Lesbare mit aller ihm möglichen Genauigkeit abschrieb und den Fund unter dem Titel: Gai Grani Liciniani Annalium quae supersunt ex codice ter scripto musei Britannici Londinensis (Berolini

28) Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1863. XLVII, 207. 29) Comptes rendus 1857. XLIV, 776. 839. 30) Bulletin de la Société géologique 1847. IV, 468. 31) L'Institut 1843. XI, 447.

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 590.

1) Vergl. Paulus lib. X. ad leg. Jul. Pap. digest. L. 16, 144: de verborum significatione. 2) *Censorinus*, De die natali c. 3. 3) Sat. I, 18, 3. 4) Joh. Chr. Fel. Bähr, Geschichte der Römischen Literatur, 3. Aufl. (Karlsruhe 1845. 8.) §. 407 (Bd. 2. S. 640). Realencyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft von A. Pauly. Bd. 3. S. 960. 5) Sat. I, 16, 28.

1857. 4.) mit einem Facsimile der Schrift herausgab. Da er aber den ursprünglichen Codex, welcher nach den von der Diplomatik dargebotenen Erkennungszeichen nicht älter als das 5., und nicht jünger als das 8. Jahrh. sein kann, in das 2. Jahrh. setzt, auch sonst manche Versehen beging und Manches unrichtig las, so unterwarfen die Philologen zu Bonn seine Arbeit einer scharfen Kritik, besorgten eine genauere Ausgabe (Grani Liciniani quae supersunt emendatiora edidit Philologorum Bonnensium heptas. Lipsiae 1858. 8.) und stellten in der Einleitung das Wahrscheinlichste über das Geschichtswerk und dessen Verfasser fest. Aus dieser genauen und scharfsinnigen Untersuchung ergibt sich ungefähr Folgendes. Die Ueberbleibsel, welche in der Handschrift, die wahrscheinlich aus dem 7. Jahrh. stammt, aufgefunden wurden, gehören dem 28. und 36. Buche des Geschichtswerkes an, welches vermuthlich den Titel Annalen trug. Die Ereignisse, von denen in den erhaltenen Fragmenten die Rede ist, fallen in die Jahre 581 und 676 der Stadt Rom, jedes zwischen den erwähnten Büchern liegende Buch muß also die Geschichte von etwa neun oder zehn Jahren enthalten haben. Wenn man nun den Stoff der römischen Geschichte in gleicher Weise auf die übrigen Bücher vertheilt, so gelangt man zu der Vermuthung, daß das Werk nicht mit der Erbauung der Stadt, sondern mit der Vertreibung der Könige begonnen habe. Schwieriger ist zu ermitteln, wie weit es reichte; eine Bemerkung in dem 26. Buche aber über Sallust [6]) läßt uns vermuthen, daß der Verfasser gleichzeitig mit diesem Geschichtsschreiber lebte und daß er nicht lange nach der Beendigung des Werkes Sallust's (welche ungefähr in das Jahr 719 zu setzen ist) seine Annalen schrieb und etwa bis zum Tode Cäsar's führte. Was nun zuletzt den Namen des Historikers betrifft, so unterliegt die Benennung Licinianus in der Handschrift keinem Zweifel, ungewisser ist das andere Wort; Pertz der Vater las es Granius, der Sohn Gaius; die Lesart des Vaters dürfte jedoch die richtige sein, da ein Granius Licinianus von alten Schriftstellern [7]) genannt wird. Wir haben indessen nach dem Urtheile der Philologen zu Bonn keineswegs Fragmente des vollständigen Originals des Granius Licinianus, sondern nur, wie sie durch nicht unwichtige Gründe zu beweisen suchen, einen zur Zeit der Antonine von einem nicht sehr gründlichen Geschichtsforscher gemachten Auszug vor uns [8]). Es handelt sich jetzt nur noch um die Frage, ob Granius Licinianus und Granius Flaccus, von welchem weiter oben die Rede war, zwei verschiedene Schriftsteller sind, oder ob unter beiden eine und dieselbe Person zu verstehen ist. Aeltere und neuere Literarhistoriker [9]) stellen die Identität in Abrede, besonders weil der in solchen Angaben genaue Macrobius [10]) beide unterscheide; die Philologen zu Bonn aber finden schon deshalb, weil beide Schriftsteller zu derselben Zeit lebten, nicht unwahrscheinlich, daß der Jurist Granius Flaccus und der Historiker Granius Licinianus eine und dieselbe Person seien und der vollständige Name derselben vielleicht Granius Flaccus Licinianus gelautet habe [11]). Bei ruhiger Ueberlegung wird man jedoch nicht umhin können, der Ansicht, daß Granius Flaccus und Granius Licinianus zwei verschiedene Autoren seien, beizustimmen. Gewiß ist, daß aus den geretteten Resten des Werkes des letzteren manche Lichtpunkte auf bisher dunkle Theile der Alterthumswissenschaft fallen, welche auch schon mehrfach benutzt worden sind [12]). — Ein Arzt **Granius** wird von C. Plinius Secundus unter den bei dem 28. Buche seiner Naturgeschichte benutzten Schriftstellern genannt, ohne nähere Bezeichnung jedoch; daß er aber von den beiden oben genannten Granius verschieden sei, läßt sich annehmen, auch ist er wahrscheinlich jünger. Sein nicht mehr vorhandenes medicinisches Werk mag viele abenteuerliche und abergläubische Dinge enthalten haben, denn Plinius (B. XXVIII. Cap. 9. §. 2) entlehnt ihm die Behauptung, daß ein einem Steinkranken mit einem eisernen Werkzeuge herausgenommenes Steinchen sehr wirksame Kraft auf andere Steinkranke habe, wenn sie es anbinden. — Ferner wird ein römischer Dramatiker genannt, welcher den Namen **Cajus Granius** führt [13]), von dem man aber nichts Näheres weiß, als daß er eine Tragödie dichtete, welche die Ueberschrift „Die Peliaden" führte. Die Zeit, in welcher er lebte, läßt sich auch nicht einmal annähernd bestimmen oder errathen. *(Ph. H. Külb.)*

GRANIUS MARCELLUS, Prätor oder Proconsul in Bithynien unter Tiberius, von welchem aber Nichts weiter berichtet wird, als daß er einer der zahlreichen Opfer falscher Anklagen unter der Regierung dieses grausamen Kaisers wurde. Der Ankläger war

6) Fol. IIII r. (p. 43. ed. Bonn.): „Sallusti opus nobis occurrit, sed nos ut instituimus moras et non urgentia omittemus (nam Sallustium non ut historicum scribunt, sed ut oratorem legendum), nam et tempora reprehendit sua et delicta carpit et convitia ingerit et dat in censum loca, montes, flumina et hoc genus alia et culpat et comparat disserendo." 7) Von Macrobius (Sat. I, 16, 30) und von Servius (Schol. in Virgilii Aen. I, 737). 8) „Summa igitur disputationis nostrae haec est: quos scripserat Licinianus Sallustio aequalis ab urbe condita annales, ex eis Antoninorum aetate virum mediocriter doctum suis admixtis adnotationibus ea excerpisse quorum has nunc tenemus reliquias." Praef. p. 19.

9) Wie Vossius (Opp. T. IV. p. 261) und Haakh (in der Encyklopädie der Alterthumswissenschaft. Bd. III, 960). 10) Sat. I, 16, 28 und I, 18, 3. 11) Das bisher Mitgetheilte ist aus dem Vorworte zur bonner Ausgabe des Granius Licinianus gezogen; vergl. *Dom. Comparetti*, De Liciniani annalium scriptoris aetate epistola, im Rheinischen Museum für Philologie, Jahrgang 1858. S. 457 fg. und C. G. Schmidt, Zu Granius Licinianus, im Philologus, Jahrgang 1858. S. 223 fg. 12) Vergl. *B. ten Brink*, Granii Luciniani fragmentum de equitibus restitutum, im Philologus, Jahrgang 1857. S. 590 fg. *Herm. Heerwagen*, De Grani Liciniani fragmento annal. lib. XXVI. (Norimb. 1858. 4.) Die wenigen Fragmente der beiden angeführten Granius, welche von den alten Schriftstellern erhalten wurden, finden sich in der bonner Ausgabe des Granius Licinianus gesammelt. 13) *Nonius Marcellus* c. III, 75: Cardo generis *masc. Virgil.* Aeneid. l. 2: Et emoto procumbunt cardine postes, *feminini*, Graius Peliadibus: Sonat impulsa regia cardo. Vgl. Poetae scenici Latinorum ed. *F. H. Bothe*, (Lips. 1834. 8.) Vol. V. p. 271.

Cäpio Crispinus, sein eigener Quästor, ein dürftiger und unruhiger, aber sonst unbekannter Mensch, einer der ersten, welcher eine Laufbahn betrat, die später durch das Elend der Zeiten und die Frechheit der Leute Wichtigkeit bekam. Er hatte sich durch heimliche Klagschriften bei dem mistrauischen Fürsten einzuschleichen gewußt und arbeitete nun an dem Verderben der vortrefflichsten Männer. Von dem Kaiser hervorgezogen und reichlich belohnt, aber von allen Andern gehaßt, kann er als ein Beispiel jener schrecklichen und abscheulichen Menschen gelten, welche durch Schmeichelei und Lüge von Armuth zu Reichthum gelangen, erst verachtet, dann gefürchtet werden und, nachdem sie ihre Mitbürger ins Verderben gebracht, sich zuletzt in ihren eigenen Schlingen fangen und zu Grunde gehen. Crispinus beschuldigte Granius Marcellus, er habe ärgerliche Reden über Tiberius geführt und maß ihm überhaupt Dinge bei, welche ihm nothwendig schaden mußten, denn er hob gerade solche hervor, welche in dem Benehmen des Tiberius den ärgerlichsten Anstoß erregten und weil diese alle der Wahrheit entsprachen, so zweifelte man nicht, daß der Angeklagte sie wirklich gesagt habe. Da diese Beschuldigungen nur den Charakter des Fürsten betrafen und diesen als Richter nicht wol zuließen, so fügte Hispo, ein zweiter Ankläger, listig hinzu, Granius habe sein Bildniß höher gestellt, als die Bildnisse der Cäsaren, und an einer Statue habe er den Kopf des Augustus abgenommen und den Kopf des Tiberius darauf gesetzt. Obschon der Kaiser über den gegen seine Person ausgesprochenen Tadel gewiß sehr empfindlich und unmuthig war, so hielt er sich doch klug in den Schranken der Mäßigung; als aber die Beleidigung sich zugleich als ein Vergehen gegen die geheiligte Person des Augustus betrachten ließ, so hielt er seinen Zorn nicht länger zurück, sondern rief, sein Stillschweigen brechend, aus, auch er wolle in dieser Sache öffentlich und eidlich mit stimmen, was er aber jedenfalls nur that, um auch den übrigen Stimmenden Zwang aufzulegen. Es waren indessen damals noch einige Spuren der sterbenden Freiheit übrig, deshalb erhob sich Cn. Piso und sprach entschlossen zu dem Kaiser: „In welcher Reihenfolge, Cäsar, willst du stimmen? Willst du dies zuerst thun, so weiß ich, wem ich zu folgen habe, willst du aber der letzte sein, so könnte ich leider unwissend anders stimmen als du." Diese Einrede brachte den betroffenen Kaiser zur Besinnung und je unüberlegter er herausgefahren war, desto gelassener wurde er jetzt. Er duldete nun, daß der Beklagte von dem Verbrechen der beleidigten Majestät freigesprochen wurde. Da dieser aber zugleich der Gelderpressung in seiner Provinz angeklagt war, so wurde diese Beschuldigung an den gehörigen Richter verwiesen und über das Vergehen nach dem Gesetze entschieden [1]). — Granius Martianus, ein Zeitgenosse des Vorhergehenden und römischer Senator, fiel ebenfalls als Opfer einer solchen Anklage. Er wurde im J. d. St. 788 (35 nach Chr.) von Cajus Gracchus des Verbrechens der Majestätsbeleidigung beschuldigt, zog aber vor, sich selber den Tod zu geben, als unter den Händen der Schergen zu enden [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIUS (Petro), ein römischer Soldat von der Partei Cäsar's und von diesem zum Quästor in einer der Provinzen des Orients bestimmt, fiel, als er sich an den Ort seiner Bestimmung begeben wollte, an der Küste von Afrika in die Hände der Leute Scipio's. Die sämmtliche Mannschaft des genommenen Schiffs und alle Reisegefährten des Granius wurden als Kriegsgefangene erklärt und als Sklaven verkauft, nur den Quästor wollte man ausnehmen und es sollte ihm Nichts zu Leide geschehen; er selbst aber, diese Bevorzugung verschmähend, erwiderte: „Die Soldaten Cäsar's seien nur gewohnt, Gnade zu geben, nicht aber, solche anzunehmen." Nach diesen Worten durchstach er sich selbst mit seinem Schwerte und reihte sich so würdig Cäsar's Kriegern an, welche jeder Gefahr und Versuchung gegenüber für die Ehre ihres Feldherrn unüberwindlich und unwiderstehlich waren *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIUS (Quintus), ein durch seinen schlagenden Witz und seine scharfen satyrischen Bemerkungen berühmter Römer, welcher in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. vor Chr. lebte und das Amt eines öffentlichen Ausrufers bekleidete. Obgleich ihm diese Stellung an und für sich kein sehr großes Ansehen in der bürgerlichen Gesellschaft verlieh, so zählte er doch die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, wie die Redner M. Antonius, M. Crassus und selbst Cicero unter seine Freunde, welche jedoch bei sich darbietenden Gelegenheiten ebenso wenig Schonung erwarten durften als seine Feinde. Sein Geistesverwandter, der Satyriker Lucilius, erwähnte ihn und seine Witzreden öfter in seinen Gedichten und sein Name wurde allmälig gleichbedeutend mit einem geistreichen Menschen. Einige witzige Bemerkungen, die sich von ihm erhalten haben, sind übrigens nur Wortspiele, die, um verstanden werden zu können, eines Commentars bedürfen und uns keinen maßgebenden Begriff von dem Geiste dieses von seinen Zeitgenossen so sehr gepriesenen Mannes zu geben vermögen. Cicero lobt an Granius, welcher weit jünger war, als der zur Beurtheilung seines Talentes gewiß fähige Staatsmann, das echt römische und besonders den Eingeborenen der Stadt eigenthümliche Salz [1]). Catulus, Crassus, Antonius und alle Parteihäupter dieser vielbewegten Zeit waren Gegenstand der beißenden Bemerkungen des Granius und verdankten diesen einen Theil ihrer Berühmtheit. Cicero meint sogar, das einzige Merkwürdige, was Licinius Crassus während seines Consulates gethan, beschränke sich darauf, daß er bei dem Ausrufer Granius gespeist habe und diese Sache zweimal von dem Satyriker Lucilius erzählt worden sei. Er hatte zwei

1) *Tacit.* Annal. l. I. c. 74.

2) *Tacit.* Annal. l. VI. c. 38.

*) *Plutarch.* Caes. c. 16.

1) *Cicero*, Brut. c. 43. 46. De oratore l. II. c. 60. 62. Ad famil. IX, 15.

Söhne Gnejus und Quintus Granius, welche zugleich Stiefsöhne des bekannten Marius wurden, indem die Witwe des Granius den alten Marius heirathete. Die Witwe des Marius, welche diesen um 18 Jahre überlebte, war aber Julia, die Vatersschwester des Dictators Cäsar; diese wäre demnach auch die Gemahlin des Granius gewesen. Man könnte zwar einwenden, daß nicht leicht eine solche Verbindung zwischen dem Julischen Geschlechte und einem Ausrufer anzunehmen sei, sie mag aber dennoch wegen des ungewöhnlichen Ansehens des letzteren und wegen des Einflusses, den er durch seine zahlreichen und mächtigen Freunde besaß, statt gefunden haben. Gewiß ist, daß die beiden Söhne des Granius und Stiefsöhne des Marius zugleich mit diesem im J. 666 der Stadt (88 vor Chr.) von Sulla als Feinde des Vaterlandes erklärt und geächtet wurden [2]). Einer derselben begleitete seinen Stiefvater auf der Flucht nach Ostia und schiffte sich mit ihm und anderen Geächteten ein. Die Flüchtigen wurden aber durch einen Sturm gezwungen, zu Minturnä zu landen, wo sie aber entdeckt und von einem Reitergeschwader verfolgt wurden, welchem sie nur dadurch entgingen, daß sie ins Meer sprangen und nach zwei vorübersegelnden Frachtschiffen schwammen. Granius erreichte mit den meisten seiner Gefährten das eine derselben und gelangte auf ihm nach der gegenüberliegenden Insel Aenaria (Ischia), wo Marius nach mancherlei Abenteuern ihn und seine Freunde wiederfand und mit ihnen nach Afrika segelte, aber, weil ihm das Landen untersagt wurde, an den Grenzen der Numidier den Winter auf dem Meere zubringen mußte [3]). Hier kam auch sein anderer Stiefsohn, welcher sich mit mehren anderen Geächteten von Rom aus zu Hiempsal, König der Numidier, geflüchtet, aber aus Furcht, ausgeliefert zu werden, dessen Haus verlassen hatte, wieder zu ihm und die ganze Partei sann nun darauf, Gewalt gegen das Vaterland zu brauchen [4]). — Bestimmen läßt sich nicht, in welcher Beziehung zu diesem Granius ein anderer Granius zu Puteoli stand, welcher zufällig den Tod Sulla's veranlaßte. Sulla hatte sich nämlich vorgenommen, das während des Bürgerkrieges abgebrannte Capitol wieder herzustellen und zur Deckung der Kosten den italischen Städten eine Steuer aufgelegt. Granius, Vorsteher (Decurio) von Puteoli, hatte die Steuer an diesem Orte eingetrieben, aber sie nicht abgeliefert, weil er den Tod des kranken Sulla nahe glaubte und denselben abwarten wollte, um über die in seinen Händen befindliche Summe nach Belieben verfügen zu können. Sulla, welcher sich damals auf seinem Landhause bei Puteoli aufhielt, gerieth darüber in den wüthendsten Zorn und ließ Granius in sein Schlafgemach rufen, wo er seine Sklaven um ihn herumstellte und ihn zu erdrosseln befahl; die wüthende Leidenschaft, das Schreien und die heftige Körperbewegung brachten ihn aber in so gewaltige Aufregung, daß sein Geschwür auf der Brust aufbrach und ein arger Blutauswurf erfolgte, wodurch seine Kräfte so sehr erschöpft wurden, daß er die Nacht sehr schlimm zubrachte und am Morgen unter Verwünschungen seinen Geist aufgab [5]). Damit scheint freilich die gewöhnliche Angabe, daß Sulla an einer ekelhaften Krankheit starb, im Widerspruche zu stehen. — Ein Quintus Granius erscheint unter der Regierung des Tiberius (im J. 777 der Stadt, 24 nach Chr.) als Ankläger des durch seine freimüthigen Aeußerungen und seiner hochsinnigen Handlungsweise gepriesenen L. Calpurnius Piso. Tiberius hatte ihm mehre gerechte, aber ihn beleidigende Handlungen, wie es schien, verziehen, aber in dem Gemüthe des Kaisers, das den Haß nachtrug, auch wo die Hitze des Zornes abgekühlt war, haftete die Erinnerung. Calpurnius Piso wurde also von Quintus Granius, wahrscheinlich auf Veranlassung des Tiberius oder seiner Schmeichler beschuldigt, in einem Privatgespräche Majestätsbeleidigungen ausgesprochen zu haben, mit dem Beifügen, daß Piso Gift in seinem Hause aufbewahre und mit einem Schwerte umgürtet in die Versammlungen des Senats gehe. Das Letztere beachtete man als Uebertreibung nicht weiter, wegen der übrigen vielfach gehäuften Klagen aber ward Piso gerichtlich belangt, jedoch wegen zeitig eingetretenen Todes nicht abgeurtheilt. Das Urtheil wäre ohne Zweifel gegen ihn ausgefallen und der Zweck der Anklage ward auch durch den natürlichen Gang der Dinge erreicht [6]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIUS SILVANUS ist nach der gewöhnlichen Annahme [1]) der Name des Tribuns einer prätorianischen Cohorte, welcher bei dem Tode des Philosophen Seneca erwähnt wird. Als nämlich nach der Entdeckung der Pisonianischen Verschwörung gegen Nero (im J. 818 d. St., 65 n. Chr.) auch Annäus Seneca in Verdacht kam, von der Absicht Piso's gewußt und mit demselben in Verbindung gestanden zu haben und die Anklage sich gegen ihn besonders auf zweideutige Aeußerungen in einem Zwiegespräche mit Piso stützte, wurde der Tribun Granius Silvanus, welcher übrigens selbst in die Verschwörung verwickelt war, befehligt, die Beschuldigung an Seneca zu überbringen und ihn zu fragen, ob er die ihm zur Last gelegten Aeußerungen anerkenne. Der Tribun umstellte das Landhaus, worin sich der Philosoph gerade befand, mit einer Wache und theilte diesem seinen Auftrag mit. Als der Tribun mit der Antwort Seneca's, welche einen Theil der Anklagen furchtlos zugab, den andern aber leugnete, zurückkam, fragte Nero, ob Seneca sich zum freiwilligen Tode rüste. Auf die Erwiderung des Tribuns, kein Zeichen von Zaghaftigkeit, nichts Trauriges in Worten oder Mienen sei zu bemerken, erhielt er von dem blutgierigen Fürsten den Befehl, sogleich umzukehren, um Seneca den Tod anzusagen. Granius begab sich jedoch zuerst zu Fenius

2) *Appian.* Bell. Civ. I, 60. 3) *Plutarch.* Mar. c. 37. 40. *Appian.* Bell. Civ. I, 62. 4) Realencyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft, herausgegeben von A. Pauly. Bd. 3. S. 959.

5) *Plutarch.* Sulla c. 37. *Valerius Maxim.* l. IX. c. 3. §. 8. 6) *Tacit.* Annal. II, 34; IV, 21.

1) Andere lesen Gavius Silvanus.

Rufus, dem Präfecten der Leibwache, theilte ihm den Befehl mit und fragte ihn, ob er Folge leisten solle, und als dieser ihn zur Vollziehung mahnte, schickte er einen der Centurionen zu Seneca, um ihm den unausweichlichen Tod anzukündigen. So herrschte unselige Feigheit überall, selbst bei den Verschworenen. Der eines Philosophen würdige Tod Seneca's ist bekannt; Granius Silvanus konnte übrigens dem Verdachte der Theilnahme an der Verschwörung nicht entgehen. Er wurde zwar bei der gegen ihn verhängten Untersuchung freigesprochen, gab sich aber, da er wiederholte Anklagen und Verfolgungen fürchtete, mit eigener Hand den Tod [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANNEN sind die stacheligen, oft sehr langen und harten Fäden, mit welchen die Aehren mancher Getreidearten bewaffnet sind. Man nennt Getreide, welches sehr lange und starke Grannen hat, Bartgetreide (Bartgerste, Bartweizen). Die Grannen schützen das Getreidekorn gegen zu große Feuchtigkeit. Dieses ist ihre wichtigste Bestimmung. So lange die Aehren noch aufrecht stehen, so lange also das Körnchen noch im Wachsthum begriffen ist, rinnen die Thau- und Regentropfen an den Grannen herab und tränken das Korn hinter den Spelzen. Damit aber Thau und Regen nicht zu schnell, sondern nur langsam zu den Körnern dringen, sind die Grannen mit aufwärts gerichteten Zähnchen versehen, welche das zu schnelle Herabrinnen der Tropfen verhindern. Auch wird dadurch die Menge der Flüssigkeit vermindert, indem sich das Tropfen von einem Zähnchen zum andern verkleinert. Kämen alle diese Tropfen in ihrer ursprünglichen Größe zu dem Samenkorne, so müßte dieses verderben, wenigstens würde die Zeit bis zu ihrer vollständigen Reife bedeutend länger sein. Versuche von Köhler angestellt haben darüber völlige Gewißheit verschafft, daß Aehren ohne Grannen mehr Nässe einsaugen als Aehren mit Grannen. Besonders merkwürdig sind die Grannen der zweizeiligen Gerste. Diese überragen bedeutend die Aehre und bilden über dieser eine dachartige Bedeckung. Da die Körner weitläufig und nur in zwei Reihen stehen, so bedürfen sie gegen Regen und andere Witterungseinflüsse größeren Schutz als diejenigen Aehren, deren Körner nahe beisammenstehen. Diesen möglichen Nachtheilen ist nun durch die längeren Grannen, welche so stehen, daß sie die beiden Körnerreihen bedecken, vorgebeugt. Die Grannen dienen aber auch dazu, flüssige Nahrung zu den Körnern zu leiten. Bei der Gerste lassen aber die Grannen vermöge ihrer Länge und vielen Zähnchen bei weitem nicht die Menge Feuchtigkeit zu den Körnern als die Grannen des Roggens. Daher mag es auch kommen, daß die Gerstenkörner trockner und mehliger sind als die Roggenkörner. Bei dem Winterweizen sind die Körner, ungeachtet sie eine stärkere Schale haben, noch mit mehrfachen Hüllen umgeben. Daher kommt es auch, daß man bei diesem Weizen nur selten Grannen findet, weil sie hier nicht nöthig sind, denn durch die mehrfachen Hüllen wird die Feuchtigkeit schon genug von dem Korn abgehalten, als daß dazu noch Grannen nöthig wären. Ganz anders ist es bei dem Sommerweizen, der meist mit Grannen versehen ist, denn bei diesem ist die Umhüllung des Kornes nicht so stark als beim Winterweizen. Das Korn würde daher von der Feuchtigkeit leiden, wenn sich die Spelzen nicht zu Grannen verlängerten und auf diese Weise eine Menge überflüssigen Thau und Regen ableiteten. Daraus erklärt sich auch, weshalb Sommerweizen besser als Winterweizen in gebirgigen, nebeligen Gegenden fortkommt. Das von der Bestimmung der Grannen Angeführte, die Nässe nach den Körnern zu leiten und auch von denselben abzuleiten, wird aber nur bestätigt, wenn die Körner noch nicht gereift sind. Je mehr das Korn reift, desto mehr neigt sich auch die Aehre herab und desto mehr rinnt der Thau und der Regen an den Grannen herab. Das Korn bedarf nun der Nässe zu seinem Wachsthum nicht mehr, die Feuchtigkeit muß vielmehr jetzt nach und nach abnehmen, weil das Korn, auf der höchsten Stufe seines Wachsthums angelangt, der Reife entgegengeht. Da bei dem Hafer die Verzweigung der Rispe herabhängt, so bedarf derselbe auch keine Grannen. Dieselben würden nur noch mehr Flüssigkeiten, als nöthig sind, herabrinnen lassen. Die Grannen dienen aber auch zum Schutz gegen Insekten. Sie bilden gleichsam ein natürliches Dach, das sich über den Körnern wölbt, und verhüten auf diese Weise das Eindringen der Insekten von Oben. Ehe sich noch das Korn bildet, schützen oft schon die Grannen mit ihren Zähnchen die Blüthen, besonders die des Roggens, vor dem Eindringen der Thrips Physapus. Hat sich das Körnchen gebildet, so kommt im Ichneumon culpatorius ein neuer Feind, aber auch dieser würde häufiger sein, wäre das Getreide nicht so häufig mit scharfhakigen Grannen versehen. (Dr. *William Löbe.*)

GRANOLLACHS [1]) (Bernardo de), ein spanischer Arzt und Astronom, welcher in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. zu Barcelona, seinem Geburtsorte, thätig war, über dessen Lebensverhältnisse wir aber keine näheren Nachrichten besitzen. Er ist der Verfasser eines sehr beliebten und vielgebrauchten astronomischen Jahrbuches, welches die Phasen des Mondes, die Sonnen- und Mondfinsternisse und die beweglichen Feste vom Jahre 1485 bis zum Jahre 1500 angibt. Der lateinische Text (Tractatus multum utilis ex nobilissima arte astrologiae extractus, in quo conjunctiones et oppositiones lunae cujuslibet mensis in quolibet anno facillime reperiri possunt), wahrscheinlich das Original, wurde in mehren, jedoch jetzt gleich seltenen Auflagen, von denen die beiden ältesten undatirten in 4. in den Jahren 1488 und 1490 aus den Pressen Steph. Planck's zu Rom hervorgingen und die drei späteren [2]) ebenfalls undatirten in 8. in den Jahren 1494 und 1500 in

2) *Tacit.* Annal. l. XV. c. 60. 61. 71.

1) Nicht Granellach, wie der Name in der Biographie générale (Tom. XXI. p. 665) geschrieben wird. 2) Von denen zwei mit dem etwas veränderten Titel: Lunarium, in quo reperiuntur conjunctiones etc. erschienen.

einer unbekannten Officin gedruckt sind, in ganz Europa verbreitet. Eine spanische Uebersetzung (Sumario, en el qual se contienen las conjunciones y oposiciones, los eclypses de Sol y Luna, fiestas mobiles deste el anno MCCCCLXXXVIII hasta MDL. S. l. et a. 4.) erschien jedenfalls zugleich mit dem lateinischen Texte, weshalb sie von Manchen als das Original betrachtet wird, obschon mit Unrecht, da auch die erste Ausgabe der italienischen Bearbeitung (El Summario de la luna, in lo quale sono li conjunctioni e opposition de la luna per ciaschun anno dal anno presente 1489 sino al 1550. S. l. et a. 4.) nur ein Jahr später (1489) herauskam. Eine zweite Ausgabe unter dem Titel: Lunare cioe la ragione della Luna o vero Tacuino perfecto in lingua fiorentina (Firenze 1496. 4.) ist nicht weniger selten als die erste. Wahrscheinlich bergen die Bibliotheken auch noch andere Ausgaben des Originals und der Uebersetzungen, welche bis jetzt unbekannt geblieben sind [3]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAÑON (Pedro de), spanischer Theolog und Jurist des Mittelalters, welcher um das Jahr 1000 als Mönch in dem Kloster des heil. Aemilian lebte. Er beschäftigte sich mit der Jurisprudenz und zwar mit dem Studium des römischen Rechts, obschon der gerichtliche Gebrauch desselben um diese Zeit sogar bei Todesstrafe verboten gewesen sein soll. Er brachte den Inhalt der Gesetze der zwölf Tafeln in Verse, welche er seiner Sammlung der späteren Gesetze der römischen Kaiser und gothischen Könige vorausschickte. Er überschrieb die beiden Bände, welche er hinterließ, Leges Gothorum et Regum und diese Handschrift scheint sogar noch auf neuere Zeiten gekommen zu sein und ist vielleicht dieselbe mit dem Codex Aemilianus der westgothischen Gesetze, welche sich jetzt im Escurial befindet und bei der madrider Ausgabe dieser Gesetze (Fuero Juzgo en latin y castellano, contejado con los mas antiguos y preciosos codices por la real academia Española. Madr. 1815. fol.) benutzt worden ist [1]). Vielleicht ist, wenn nicht die ganze Nachricht auf Verwechselungen und Misverständnissen beruht, nur das Gedicht über die zwölf Tafeln eine eigene Arbeit des Pedro de Grañon, während die übrige Handschrift nur aus einem Breviarium und aus einem westgothischen Gesetzbuche besteht [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANNONA oder GRANNONUM, Stadt oder Ort im nördlichen Gallien im Gebiete von Armorica an dem littus Saxonicum. In der Notitia Dignitatum imperii wird ein praefectus militum Grannonensium erwähnt (p. 106. 107). Vergl. die Annott. ad Notitiam Dignitatum et Administrationum von Ed. Böcking p. 823 seq. (*Krause.*)

GRAN SASSO D'ITALIA, der höchste Berg der Apenninen, in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore, 8882 Fuß hoch. (*H.*)

GRANSON, kleine Stadt des Schweizercantons Waadt, unweit des Sees von Neufchâtel, war das Eigenthum großer Freiherren, deren Herkommen sich in den ältesten Zeiten von Burgundien verliert. Lambert von Granson, ein Abkömmling jenes Albrecht von Granson, „princeps," wie eine Urkunde von 1040 bei Guillaume (Histoire de Salins) ihn nennt, war nicht auf kanonischem Wege der Nachfolger des in der Schlacht bei den Gleichen in Thüringen gefallenen Bischofs Burkard von Lausanne geworden; „male invasit, peius obtinuit," was ein Neuerer deutlicher ausdrückt in den Worten: „il fut intrus par l'antipape Clemens III. ou Guibert. Il renonça enfin à l'évêché, après qu'il en avoit dissipé les biens." Dieser Bischof machte unter dem Schein der Nothdurft kaiserlichen Dienstes verwandte Freiherren groß; dem von Blonay, seiner Schwester Sohn, gab er die Rechte des Hochstifts über Vevay, auch die curia Cossicz. Die dem Hause Blonay von vielen Vorältern angestammte Burg liegt ob Vevay auf einem Felsen, mit weiter Aussicht auf den lemanischen See, unzählige Burgen und bewohnte Oerter bis an das ewige Eis der Gletscher. Ebal von Granson, Herr von Lasarra, vermuthlich Hugo's von Granson Sohn, Walcher's Neffe, stiftete vor 1149 an dem See von Jour ein Prämonstratenserkloster. Otto von Granson und Meister Hans von Derby, Dechant zu Lichfield, waren K. Eduard's von England Bevollmächtigte für die Beilegung der zwischen K. Rudolf und dem Grafen von Savoyen waltenden Fehde. Otto von Granson war auch unter den Herren, welche 1297 sich verbündeten, um den Grafen Ludwig von Savoyen zu befehden. Aimo von Granson war Bischof von Genf 1219—1254. Otto von Granson wurde 1306 von Papst Clemens V. zum Nachfolger des berühmten Peter von Aspelt auf dem bischöflichen Stuhle von Basel ernannt. Es verweigerte ihm aber K. Albrecht die Lehensertheilung. Bitter das empfindend, dachte Otto an den König, der eben Basel besuchte, eine frevelnde Hand zu legen und ihn zu tödten. Ein Edelbürger, Hugo zur Sonne, mußte in dem gewagten Gange ihn begleiten. Dem Könige war durchaus unbekannt Otto, der nicht sowol einen Kleriker als einen lustigen Studenten vorstellte. Er befragte den zur Sonne um seines Begleiters Namen, was dieser, der teutschen Sprache unkundig, nicht verstand, der zur Sonne geflissentlich ihm nicht erklärte, sondern vorgab, der König, vielfach beschäftigt, wünsche ihn den andern Morgen zu empfangen. Der Mörder ging seines Wegs, K. Albrecht aber, in Kenntniß gesetzt von der Gefahr, die ihn bedroht hatte, verließ am Morgen die Stadt und ließ, um sich zu rächen, des Bischofs Feste Fürstenstein belagern. Dies brachte den zürnenden Bischof zur Besinnung, „et lui fit penser aux moyens de rentrer en grâce. Il crut en trou-

3) *N. Antonio*, Bibliotheca Hispana. Tom. I. p. 175. *Lud. Hain*, Repertorium bibliographicum. Vol. I. P. 2. p. 493 seq. *J. C. Brunet*, Manuel du Libraire. (Paris 1861. 8.) Tom. II. p. 1705.

1) K. Türk, Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte. (Rostock 1829. 8.) Heft 1. S. 13 fg. 2) *Nic. Antonii* Bibl. Hispana vetus l. VI. c. 14. §. 350. (Ed. Madrid. 1788. fol. Tom. I. p. 518.) Fr. C. v. Savigny, Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. (Heidelb. 1834. 8.) Bd. 2. S. 81 fg.

ver le moyen lorsque l'impératrice Elisabeth passa sous les murs du petit Bâle pour se rendre à Rheinfeld. Il courut à elle, dans l'intention de la prier d'intercéder pour lui auprès de son mari; mais Conrad Münch, qui étoit avis à côté d'elle, apercevant l'évêque, dont il étoit l'ennemi, et soupçonnant son dessein, fit piquer les chevaux. Othon fut obligé de retourner chez lui tout éclaboussé, et très-fâché de n'avoir pu réussir." Den Fürstenstein hat Werner von Rothberg tapfer vertheidigt, so lange die Mittel dies erlaubten. Endlich mußte er capituliren; den Tag vor der Uebergabe, in der abendlichen Dunkelheit, verkündigte eine Stimme, von dem Fuße des Schloßberges herkommend, daß der König unter Mörderhänden bei Windisch gefallen sei. Um Mitternacht gelangte die Meldung von dem Ereignisse an die Belagerer und sie sind in Eile abgezogen. Bischof Otto hat hierauf um die Wahl K. Heinrich's VII. sich verdient gemacht, indem er den Hof von Avignon bestimmte, diesmal den Ehrgeiz des Königs von Frankreich nicht zu unterstützen, wie er denn auch noch ferner für den teutschen König zu Avignon wirkte. Er starb 1312. Er war, bevor er zu dem baseler Stuhl gelangte, Bischof von Toul gewesen, hatte die seit längerer Zeit rebellische Stadt zu Paaren getrieben und sie mit einer schweren Geldbuße bestraft. Ein anderer Otto von Granson unterstützte die Berner in ihrer Fehde gegen Kyburg mit einer Bundeshilfe von 40 Helmen, 1394. Mit Humbert's von Alaman Tochter Johanna erheirathete er Aubonne, wie er denn als Besitzer der Stammherrschaft und so mancher Güter im Jura einer der mächtigsten Herren in der Waadt durch Mannschaft und Verbindungen war, daß kaum der Graf von Mömpelgard, des Geschlechtes Montfaucon, ihm zu vergleichen. Sechstausend Gulden gab er von seinem Reichthum zum Bau der Karthause in Sancto Loco (la Lance), 1320. Er gab auch quoddam pratum suum, iure dominii imperialis clausum, Weiderecht in singulis Juriis et montibus suis, mehre terragia, verzichtet endlich iuri ingratitudinis. Sein Neffe, Peter von Granson, Herr zu Belmont, besaß 1319 auch Ste. Croix. Willermette von Granson, Witwe des ältern Grafen Peter von Greyerz, stiftete 1307 die Karthause la Pact-Dieu. Otto von Granson hatte 1310 die Voigtei zu Laupen als eine Reichspfandschaft erworben zu dem Preise von 1500 Mark, überließ sie aber nachmals an Peter von Thurn. Wilhelm von Granson, Ritter, Herr von Ste. Croix und Cudrefin, schloß 1356 einen Bund mit Biel und Neustadt, gleichwie er auch mit Bern im Bündniß stand. Diese Stadt half ihm nur in Kriegen, welche er nicht ohne ihren Rath unternahm, in einem Bezirke, welcher sich von Olpen bis Ste. Croix, oberhalb Granson, erstreckte, und zwar auf des Freiherrn Kosten. Wenn er auszog, geschah das bis Biel ohne Sold, jenseits der Stadt nahm er Geld für seine Hilfe. Er wird wol jener Guillaume de Granson sein, welchen K. Eduard III. von England in der Ratification des Friedensvertrags mit Frankreich, den 24. Oct. 1360, als einen seiner Bürgen nennt. Einer der von dem grünen Grafen ernannten Testaments-Executoren focht er dem rothen Grafen Amadeus VII. zur Seite in dem Zuge gegen die rebellischen Wallisen, ertheilte ihm auch den Ritterschlag, 1384. Ueberhaupt war er unzertrennlich von dem einen wie von dem andern Grafen als des Annunciatenordens Ritter 1362 ruhmvoll in Waffen, wie er denn Mesembria am schwarzen Meere erstieg zur Zeit, als der grüne Graf den wankenden Thron Kaiser Johann's VI. von Constantinopel befestigen wollte, geschickt in Vertheidigungen; in der Waadt ein sorgfältiger, billiger Verwalter seines Erbguts, war er ansehnlich bei den mächtigsten Königen, sodaß, obwol durch Savoyen und sonst mit Frankreich verbunden, Thomas von Granson in England hoch geehrt wurde. Neben ihm, der dem Könige von Frankreich für den Krieg mit England 1352 mehr denn 20 Helme zuführte, verdienen noch zwei Vettern, Hugo von Granson und Johann von Granson zu Pesme, ehrenhafte Erwähnung. Otto von Granson hinterließ der Söhne zwei, Wilhelm und Otto, dieser zumal ein gefeierter Ritter, nicht nur wegen glänzender Waffenthaten, sondern auch wegen der wohllautenden Erhabenheit seiner Lieder und wegen seiner Meisterschaft in edler Frauen Dienst. Heißt es doch in dem Livre des faits du maréchal Boucicaut: „Et mesmement de notre vive assez de nobles hommes de France et d'autre part en voyons et avons veu si comme on dict de messire Othe de Granson, du bon connestable de Sancerre, et d'autres assez, qui long seroit à dire, lesquels le service d'amour a faict devenir vaillans et bien morigenés. O noble chose est que d'amour, qui bien en sçait user." Nicht immer hat indessen Hr. Otto von Granson der feinen Sitte gehuldigt. Wie Granson am westlichen Ufer des Sees von Neufchâtel gelegen, so liegt am östlichen Ufer Estavajel oder Stäffis, berühmter Freiherren Stammhaus. Es begab sich, daß Otto von Granson, ein tapferer Ritter und wohlversucht in vielen großen Waffenthaten der Könige von Frankreich und von England, der Herzoge von Burgund und Grafen von Savoyen, in unselige Liebe verfiel zu Frau Katharina von Belp, Gemahlin Gerhard's von Estavajel, und seiner Begierde mit oder ohne ihren Willen Genüge that. Es blieb dieses dem Eheherrn nicht unverborgen. Er aber mochte ungern die Schande seines Hauses offenbaren oder seine Gemahlin, Erbtochter von Belp, nicht gern verstoßen; er schwieg und trug den Groll in seinem Herzen. Bald nach diesem starb Amadeus VII., Graf zu Savoyen, in dem 31. Jahre seines Alters auf der Jagd plötzlichen und verdächtigen Todes, 1391. Alsbald erhob sich das Gerücht, er sei vergiftet worden. Es kam die Meinung auf, der innere Graf Amadeus, Fürst zu Piemont, ein unternehmender Herr, müsse die Verwirrung im Lande und den Ausgang der Linie der äußern Grafen wünschen, darum habe er dem verstorbenen Fürsten Gift reichen lassen. Doch da der Herr von Piemont hochgeboren und ein sieghafter Kriegsmann war, bedurfte die Verleumdung eines anderweitigen Sündenbocks. Es fand

sich, daß Herr Otto von Granson den Grafen oder seinen Rath hätte hassen können; von da an zweifelten an seiner Schuld weder die, welche glaubten, die Entdeckung ehre ihren Scharfsinn, noch die, welche ihn gern vom Hofe entfernten, am wenigsten wer Vortheil hoffte aus Vertheilung des aufgehäuften Reichthums der Baronien seiner Väter. Er, welcher wußte, wie schnell unaufgehaltenes Gerücht wächst und sich stärkt, freute sich, daß der König von Frankreich, Philipp, Herzog zu Burgund, Ludwig von Orleans, die Herzoge von Berry und Bourbon, des verstorbenen Fürsten Oheime, und nahe Verwandte den Todesfall untersuchten. Es wurde an ihm Nichts erfunden, das wider seine Treue und Ehre sein konnte. Daß er, wie Johannes Müller will, Jahre lang seinen Dienst verrichtet habe mit stolzer Verachtung der Fabeln seiner Widersacher, wird widerlegt durch eine Stelle bei Froissart, 1391: „Ainsi furent les deux filles du duc de Berry, Bonne et Marie, en cel an veuves. Bonne, l'ains-née, étoit comtesse de Savoie; mais son mari, le jeune comte de Savoie que on clamoit ains-né, mourut en cel an assez merveilleusement, dont depuis il fut grand' question; et en vouloit-on amettre messire Othe de Granson; et en fut suspeçonné; et l'en convint partir et vider la comté de Savoie, le royaume de France et l'empire d'Allemagne et aller demeurer en Angleterre." Volle sechs Jahre brachte er für jetzt dort zu. Von seiner Jugend her war er in England wohlbekannt und beliebt, indem er 1372 auf der von dem Grafen von Pembroke befehligten Flotte sich eingeschifft und in der Schlacht mit den Castilianern heldenmüthig, wenn auch ohne Glück, gestritten hatte. Ueberflüssig war es daher, daß der Herzog von Burgund vor K. Richard erklärte, von Granson's Unschuld sei er überzeugt. Aber in der Heimath verstummte das Gerede nicht, Neid und Rachsucht arbeiteten im Dunkeln, bis Gerhard Estavajel einst auftrat, unter großem Beifall der Waadt, vor dem Landvoigte Ludwig von Joinville den von Granson anzuklagen, „qu'il faussement et mauvaisement a été consentant de la mort de mon redoutable seigneur, monsieur de Savoye dernièrement mort, et de messire Hugues de Granson, son seigneur," und erbot sich, in Ermangelung anderer Beweise, zu ritterlichem Zweikampf, „et je maintiendrai mon corps envers le sien à Modon, où raison se doit faire de toutes les causes touchant les bannerets." Der Junggraf Amadeus setzte ihnen einen Tag nach Bourg im Lande Bresse. Es erregte das Ungewöhnliche der That sowol als der große Name der alten Granson und Herr Otto selbst, welcher vom Hofe und Kriege Vielen wohlbekannt war, und bei dem ganzen Adel außerordentliche Aufmerksamkeit; es erschienen zu Bourg von allen savoyischen Herren und Rittern die größten und besten. Zuerst wiederholte Gerhard von Estavajel die Anklage und Herausforderung, bat aber, daß der Kampf nicht an diesem Orte, sondern gemäß dem alten Herkommen des Adels von der Waadt im Lande selbst vor sich gehe. Hierauf redete Herr Otto von Granson, Ritter, sich mit dem Kreuz bezeichnend, folgendermaßen: „Bei dem dreifaltigen Gott, bei St. Anna und ihrer gesegneten Nachkommenschaft, den hier anwesenden Mann, Gerhard von Estavajel, nenne ich Lügner. Edle Herren, es ist mir nicht unbekannt, unter welchen Gründen ich des Kampfs, worin ich dieses gegen ihn bestehen will, Aufschub wohl begehren könnte, damit wir vor Gott unsere Seelen reinigen, und auf daß wir die Rosse zum Kampf und allen Harnisch gebührend rüsten. Dergleichen Verzug begehre, wer entweder nicht weiß, welch bittere Parteiung durch solche Händel entsteht, oder dem gleichgültig ist, unsers jungen Fürsten Land und Volk zu zerrütten. Ich suche, daß aus unserer Feindschaft möglichst wenig Unglück folge, fürchte Niemand und bin bereit, auf Morgen oder in diesem Augenblick, vor Euch nur, edle Ritter, nicht in der Waadt, wo sie mich unschuldig hassen, mich zu vertheidigen. Also wiederhole ich ohne Scheu, daß jener von mir lügt. Ist nicht von dem größten und edelsten König in der Christenheit, von dem König zu Frankreich, von dem Herzoge zu Burgund und von allen Prinzen des königlichen Hauses nach ernster Untersuchung meine Unschuld erprobt und erklärt? Ich stehe heute in dem sechzigsten Jahre meines Alters; Ihr, die Freunde meiner Jugend, Ihr, die Gefährten meiner Waffenthaten, die Ihr mich bei Hofe, die Ihr mich auf dem Lande und noch in diesen letzten Jahren zu Dijon, zu Lyon, zu Chambéry gesehen, die Ihr mit mir gelebt, zu Euch rede ich; zeuget: was habt Ihr an Otto von Granson je erfunden, das unwürdig seines Namens, und wonach man dergleichen Dinge von ihm glauben möchte? Zu Euch rede ich, Ihr Edlen von Savoyen, Blutsverwandte des Grafenhauses, oder Dienstmannen, von den alten Grafen durch Geschenke und Aemter geziert und erhöhet, wie kommt es, wenn dergleichen Unthat geschehen, daß Ihr diesem Estavajel die Sorge lasset, Euern Grafen zu rächen? Allein ich weiß, ich kenne die, welche ihn angespornt haben, diese Anklage aufzubringen, die feigen Memmen; wenn die Sache gerecht ist, warum verfechten sie sie nicht selbst? Sie wußten, daß dieser arm ist und geldgierig und geringen Verstandes (necessiteux et plein de convoitise, et faiblement avisé); so haben sie ihm ein Stück Geld versprochen und blindlings thut er ihnen den Willen; desto schlimmer für ihn, desto besser für mich." Sodann nahm Graf Amadeus über die Rechte des Zweikampfs den Rath weiser und erfahrener Herren vom Adel, der Staatsräthe und Rechtsverständigen. Dann wurde besonders Granson's Aeußerung vorgetragen: „que les faits de messieurs les princes n'admettent pas délai, et pour ce ne tient pas à l'appelant de prendre nulle dilation, mais tient au juge, et pour ce j'ai que là où le juge et le défendant seroit d'accord etc." Aber die Ritter sprachen, „que le défendant par nécessité requiert quarante jours de dilation," und es wurde der Aufschub verordnet. Schließlich erhob sich der Graf von seinem Sitze, neigte sich vor Gott, kreuzte sich und sprach „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen. Wir wollen und

urtheilen durch diesen unsern Spruch (Gott anrufend, Er wolle den Rechten helfen), daß das Gesetz des Zweikampfs ergehe, „que gage de bataille soit et se fasse," zwischen Kläger und Vertheidiger; jeder thue seine Pflicht, Gott mache die lautere Wahrheit klar!" Der Tag des Gottesgerichtes wurde (nach ausgestelltem Revers an die Waadt) zu Bourg en Bresse angesetzt, auf den 7. Aug. vor Amadeus in seinem Hofe binnen der Schranken zu erscheinen, beide auf gerüsteten Rossen und mit gerechten Waffen, „armes plaines sans avoir aucunes pointes offendables," Lanze, zwei Schwerter und Dolch (dague). Diesem folgte der Eid, und verbürgten beide Herren ihr Erscheinen durch 22 vornehme Ritter, jeden auf 1000 Mark. Daneben entsagten sie „au droit qui dit que le principal devoit être convenu premièrement que la fiance, à l'épistole de Dive Adrien, et au droit qui dit la générale rénonciation non valoir, si la spéciale ne précédé." Burgund, Savoyen, am lebhaftesten die Waadt, in allgemeiner heftiger Parteiung erwartete ungeduldig den großen Tag, und zwar unterschieden sich, die zu Granson hielten, durch auf den Schuhen angebrachte Schnüre, aiguilletes, und die Anhänger von Estavajel durch einen Karst, rateau, auf den Achseln getragen. Der Tag erschien, die Kampfrichter nahmen ihre Sitze ein. Leicht hätte Herr Otto, der betagte Mann, sich entschuldigen mögen; an Leibeskräften geschwächt, fühlte er sich schier krank; ritterlicher Sinn erlaubte ihm das nicht. Sie ritten in die Schranken, das Zeichen wurde gegeben, sie fällten die Lanzen, sie rannten gegen einander, Herr Otto von Granson, so wollte es Gott, nahm den Tod. Alsbald setzte der Graf von Savoyen sich gewaltsam, mittels Mord und Brand, in den Besitz von Granson, Montagny-le-Corbe, Belmont und Ste. Croix im Jura, ohne einige Rücksicht für Wilhelm von Granson, Ritter, Otto's Bruder, welchem dieser, auf den Fall seines und seiner Kinder Tod, all sein Gut übergeben hatte, 1397, kurz vor dem Zweikampfe, wol aber haben die Franziskaner zu Granson 1399 von diesem Wilhelm die Rente von 20 Pfund begehrt, welche Otto zu einer Messe für die Ruhe seiner Seele gestiftet hatte. Otto von Granson hinterließ eine natürliche Tochter, Margaretha, welche 1399 als Witwe des Johann von Montenach, Castellan zu Granson, vorkommt. Die Freiherrschaft Aubonne wurde dem Grafen Rudolf V. von Greyerz in dem Rechte seiner Mutter, Margaretha von Granson, zugetheilt. Granson hat nachmals Herzog Amadeus von Savoyen, sammt Orbe, Montagny-le-Corbe, Echallens und Erlach dem Prinzen Ludwig von Oranien abgetreten, 1424, doch die Lehensherrschaft sich vorbehaltend.

Noch blühten in Hochburgund verschiedene Linien des Stammes von Granson. Pesmes, eine der größten Baronien des Landes, südlich von Gray, am Flüßchen Ougnon, erheirathete Ottenin von Granson mit Wilhelm's IV. von Pesmes Erbtochter Johanna. Sein Sohn, Wilhelm von Granson auf Pesmes, leistete 1338 dem Herzoge Eudo von Burgund als Chevalier Banneret die Heeresfolge und wurde 1355 bei der Stiftung des Ordens de l'Annonciate mit dem Ordenszeichen beehrt. Er war Vater von Jacob von Granson, vermählt mit Margaretha von Vergi, die in ihrem Testamente von 1396 ihre vier Kinder nennt, den verstorbenen Wilhelm, den Johann und die Töchter Alix und Huguette, diese an Heinrich von Salins auf Poupet, jene an Wilhelm von Pontaillié verheirathet. „En cette même carême 1438," schreibt Olivier de la Marche, „le duc de Bourbon dessurdit vint à Chalon voir et visiter le duc de Bourgogne, et vint avec lui un chevalier de très grand façon, son sujet: et se nommoit messire Jaques de Chabannes (vergl. den Artikel la Palisse), lequel de Chabannes étoit en débat à l'encontre de messire de Granson seigneur de Pesmes, lequel étoit parent des plus grands seigneurs de Bourgogne, et de ces sujets du duc à qui il écrivoit cousin. Vaillant chevalier étoit, et bien renommé, et aimé entre les gens-d'armes de Bourgogne, et fit en son temps de grands services au duc et à ses pays. Mais pour revenir à la question et au débat des deux chevaliers dessurdits, la cause fut pour ce que ledit seigneur de Pesmes avoit pris d'échelle une des maisons dudit de Chabannes, l'avoit pillée, et pris son fils aîné prisonnier, sous ombre et couleur l'aucunes querelles que ledit de Pesmes disoit avoir sur ledit de Chabannes: et de cette matière fut une journée publiquement tenue en la sale du palais de l'évêque, et furent assis les deux ducs de Bourgogne et de Bourbon, comme frères et bons amis, sur un banc, et l'un emprès l'autre: et certes, combien que le duc de Bourgogne fût le premier pair de France, et si puissant qu'il est assez sçu et notoire, toute fois il fit en son hôtel et en ses pays, au duc de Bourbon son beau-frère, autant et plus d'honneur qu'il n'en voulut prendre ni recevoir. A celle journée fut le seigneur de Pesmes grandement accompagné des seigneurs de Bourgogne, ses parens (comme de ceux de Chalon, de ceux de Vienne, de ceux de Neufchâtel et de Vergi), et portoit la parole pour leur seigneur de Pesmes, messire Thibaut, bastard de Neufchâtel, un moult sage chevalier, et tendoit plus cette question à gage de bataille qu'à forme d'autre plaid ou procès. Or avint que ledit de Chabannes (quand on lui demanda, au commencement du procès, s'il vouloit tenir les deux ducs dessus-nommés pour ses juges en cette partie) répondit qu'il avoit choisi pour son juge le duc de Bourbon son seigneur, et non autre; et prestement que le duc de Bourgogne entendit qu'il ne devoit pas être juge en cette matière, se leva et dit au duc de Bourbon: „„Mon frère, puisque je ne suis pas accepté pour juge par messire Jaques de Chabannes, je ne me puis excuser d'être partir avec le seigneur de Pesmes; car il est mon parent, et m'ont lui et ses prédécesseurs si bien servi, et la maison de Bourgogne, que je lui dois et lui veux faire honneur, et porte

à son besoin.““ Et prestement se tira le bon duc devers le seigneur de Pesmes, et se joignit à lui comme parent et non pas comme seigneur, prince ou souverain qu'il étoit, et devez savoir que ledit seigneur de Pesmes et les seigneurs qui l'accompagnoient, le reçurent humblement et de grand courage, comme ceux qui bien le devoient faire; et quand partie adverse vit le duc, qui s'étoit adjoint avec son contraire, il dit tout haut, par très-bonne façon. A cette fois ai je partie trop forte et trop pesante. Pour rétourner à ma matière commencée, messire Jaques faisoit plainte du seigneur de Pesmes, et disoit qu'après le traité de la paix de France, faite entre le roi et le duc, le seigneur de Pesmes avoit pris et dérobé d'échelle et par nuit, sans titre, querelle ou défiance, une des maisons dudit de Chabannes nommée Montagu-le-Blanc, située au pays de Bourbonnois, et avoit pillé et pris les biens meubles dudit Chabannes, et emmené son fils aîné prisonnier (qui n'avoit pas dix ans d'âge) et plusieurs autres jeunes nobles hommes qui accompagnoient son dit fils; et demandoit sur ce réparation d'honneur, de sa maison, de son fils et de son avoir. Et de la part du seigneur de Pesmes fut répondu, par la bouche de messire Thibaud, bastard de Neufchâtel, que voirement avoit pris le seigneur de Pesmes le château de Montagu-le-Blanc par aide et subtilité de guerre, et pris les biens et le fils dudit Chabannes; et ce à la querelle et contrevange de plusieurs griefs, pilleries et prises faites sur ledit seigneur de Pesmes et sur ses amis, parens et alliés, par Antoine de Chabannes comte de Dammartin, frère dudit messire Jaques; et dont les prises avoient été menées et retraites, tant en icelle place de Montagu, comme autres places et maisons appartenans et étant sous le pouvoir dudit messire Jaques, et que telles choses et telles oeuvres de fait se doivent et peuvent rendre par tous droits de guerre, par le semblable; et concluoit, sur grandes réparations, que demandoit ledit de Pesmes d'être chargé de son honneur sans desserte par ledit de Chabannes, en la présence tant de son prince et du duc de Bourbon, que de telle noblesse qui là étoit présente, en faisant offre de son corps pour son honneur défendre, si ledit de Chabannes le vouloit charger d'avoir fait en ce aucune faute digne de repréhension. Plusieurs réponses et répliques furent faites de chacune partie; mais pour ce qu'il étoit tard, la journée fut rémise à une autre fois; et assez-tost après mon dit seigneur de Bourbon se partit de monseigneur de Bourgogne, et s'en rétourna avec lui ledit de Chabannes, et depuis madame Isabeau de Portugal, duchesse de Bourgogne, vint au pays, qui apaisa icelui débat, et rendit le fils dudit de Chabannes à son père; et ensemble les autres enfans et nobles hommes qui furent pris avec lui.“ Unbezweifelt ist Herr Johann von Granson einer der heldenmüthigsten Ritter gewesen, doch irrt Johannes Müller in der Behauptung, daß er in dem Pas d'armes devant la Fontaine des Pleurs, auprès de Saint-Laurent, lez Châlons sur Saone, vortrefflich sich gezeigt habe. Lediglich unter den Zuschauern wird er in des George Chastelain Chronique de Jacques de Lalaing aufgeführt mit dem Zusatze: „Quand le premier jour d'Octobre fut benu, vierent auprès de la Fontaine des Pleurs et touchèrent aux targes les sept qui s'ensuivent: premièrement un écuyer nommé Claude Pitois, seigneur de Saint-Bonnet, et par le poursuivant d'armes du seigneur de Pesmes nommé Vallay, fit touchar à la targe blanche.“ Hierzu bemerkt Dunod: „Vallay est le nom d'un village de la baronie de Pesmes. Ce fait prouve la grandeur de Jean de Granson: car il n'y avoit que les seigneurs de la plus haute distinction, qui eussent des pour suivans d'armes.“ In seinen spätern Jahren verfiel Johann von Granson der Ungnade des guten Herzogs. Philipp war in der That vor allen andern seiner Zeit ein kluger Fürst, groß und gut, einer von denen, durch deren große Eigenschaften bewogen, Jedermann die Monarchie andern Verfassungen überhaupt vorziehen würde, wenn sie nicht sterblich wären. Herr Johann von Granson wollte nicht leiden, daß dem Adel die hergebrachten Freiheiten geschmälert würden; der Herzog wollte Freiherren, welche sonst nur vor ihres Gleichen standen, dem gemeinen Rechtsgang unterwerfen. Eine zur Vereinfachung der Landesverwaltung bequeme, aber zu bürgerlicher Ordnung unnöthige Veränderung; es ist genug, daß man weiß, wer eines jeden Richter ist, und nach den alten Formen fallen gern auch die vorigen Rechte. Ehrt ein Fürst nicht mehr Privilegien der geistlichen und weltlichen Herren, so spottet sein Sohn der Freiheiten des Volks, seinem Enkel ist von den Rechten der Menschheit heilig, so viel er will. Der Herr von Granson bediente sich der allgemeinen Liebe, die der Adel zu ihm trug, um durch eine Verbindung die Sache der Herren wider den Herzog zu stärken; in der nicht ungerechten Absicht geschehen wol unerlaubte Dinge. Ehe diese Bewegungen zum Ausbruch reif waren, wurde er gefangen. Der Herzog hatte einen Staatskanzler, Namens Nicolaus Raulin (Rollin), der wegen seiner besondern Geschicklichkeit und langen Erfahrung der Geschäfte in großem Ansehen bei ihm stand. Dieser Mann, welcher seiner Geburt Nichts, welcher sein ganzes Glück dem Fürsten schuldig war, hatte den größten Eifer für desselben Macht, als auf der seine eigene beruhte; den hohen Adel haßte er. Er brachte dem Herzoge bei, in diesem Falle sei Strenge das Geheimniß der obersten Gewalt und wahre Güte, weil sie Andere von dergleichen Dingen abschrecke. Darum wurde Johann von Granson, Ritter, Herr zu Pesmes, ohne alle Achtung auf angestammten und erworbenen Glanz, in der Stadt Poligny, des Kanzlers Vaterstadt, im Gefängniß erwürgt. Nicolaus Raulin, wenn er seinem Herrn mehr als einmal dergleichen Rath gegeben hätte, würde Philipp um den

Beinamen des Guten gebracht haben. Der Marschall von Burgund und Karl, der Erbprinz, wurden von da an seine Feinde. Der hohe Adel, erschrocken, zürnte; viele Jünglinge unterließen zu heirathen; sie betrachteten diesen Zufall als Epoche der untergehenden Adelsrechte und verschmähten, betitelte Sklaven zu zeugen. So erzählt Johannes Müller. Joh. v. Granson litt im J. 1456 und seine Baronie Pesmes wurde confiscirt. Seine Tochter Henriette wurde an Philipp von Vienne verheirathet und testirte 1489 zu Gunsten ihres Sohnes Gerhard von Vienne. Noch war das Haus Granson nicht erloschen. „Dans la chapelle seigneuriale de la Marche-sur-Saone est le mausolée en marbre d'Helion de Grantson, seigneur de la Marche, mort en 1505. Il y a six pleureurs autour d'un très-bon goût. Les armoiries des Grantson sont au dessus de la voute. Sa femme Catherine de Beaufremont, inhumée à Mirebeau. Dom Planchet a gravé son tombeau: celui d'Helion son mari le méritoit mieux encore, étant très-beau." Frau Katharina, die Erbin von Mirebeau, die in erster Ehe den Peter von Longvi gehabt, starb 1507. Ihre Tochter, Benigna von Granson, brachte die Baronie la Marche, zu welcher la Marche, la Marchotte, Mercey, Montarlot, Champfort und das Lehen la vieille Verrerie gehörten, auf ihren Gemahl, Franz von Vienne, 1514. Anton von Choiseul-Doncourt, der 1551 als verstorben bezeichnet wird, hatte die Erbin von le Pui, Margaretha von Granson, zur Frau. Einige ältere Granson weiß ich nicht unterzubringen, als Wilhelm, Herr von Sainte-Croix, der 1360 zu dem Preise von 500 Goldgulden von dem Herzoge die Feste Frène-Saint-Même erhielt. Hugo von Granson erstieg und plünderte 1379 die Burg Champvent in Charolois, weil der Burgherr, J. de la Guiche, „avoit pris le parti de Jacques de Vergy et de Guillaume de Covignon ses ennemis, et qu'ainsi Grantson „„lui avoit fait justement la guerre, suivant la coutume du Charolois."" Le procès fut porté devant le duc, qui „„ordonna provision à la Guiche et défendit à Grantson de sortir de Dijon jusqu'à ce qu'il eût satisfait l'offensé."" Le chancelier Nicolas de Tolon condamna l'agresseur à 1500 liv. de restitution et à 1000 liv. de dépens; ce qui fut confirmé par arrêt du Parlement de Paris, qui condamna Grantson à 1000 liv. d'amende au roi, en 1381." Wilhelm von Granson, dessen Dorf Saint-Julien-du-Val unweit Dijon in Folge der Fehden und Seuchen beinahe menschenleer geworden, sprach 1424 die Insassen frei, in der Absicht, neue Ansiedler herbeizuziehen. In die Baronie gehörten, außer Saint-Julien, Oigny, Clenay, Bretigny, Norges le bas. Simon von Granson wurde am 24. April 1472 mit eilf andern Edelleuten in die ritterliche Brüderschaft von St. Georgen, seit 1430 zu Seurre bestehend, aufgenommen. „Ils firent un acte d'agrégation à la confrairie de Chalon, „„tous pêle-mêle."" Après la division des deux Bourgognes, cette noble confrairie s'est confinée dans le Comté à Rougemont, où la noblesse s'assemble tous les ans le jour de St. Georges. Jean de Vergy en étoit chef ou gouverneur en 1614. Elle tient aujourd'hui ses assemblées dans l'église des Carmes de Besançon." Die Grandison in England mögen von Thomas von Granson, der sich in den Kriegen des 14. Jahrh. berühmt gemacht hat, abstammen. „Zu Bishops Teignton hat Joannes Grandison aus Burgundien, Bischof zu Exeter, der gleichsam das Zukünftige geweissagt, ein schön Haus erbaut, ut haberent successores (ich rede, wie es in seinem Testamente steht), ubi caput suum reclinarent, si forte in manum regis eorum temporalia caperentur. Aber so ist es gekommen, daß sein Rath nicht allein nie erfüllt wurde, sondern auch seinen Nachfolgern das Haus, ja auch sonst fast alle andern Güter abgenommen wurden. S. Maries Ottery in Devonshire, so genannt von dem Collegio S. Mariae, welches Joannes Grandison, Bischof zu Exeter, dort gestiftet, der aller geistlichen Personen Güter, die unter seiner Jurisdiction waren, an sich gebracht. Denn er hatte sie überredet, daß sie ihm ihre Güter durch Testament vermachen sollten, zumal er sie zu gottseligem Nutzen, als Stiftung der Kirchen, Spitäler und Collegien, anwendete, welches er auch, wie man sagt, in Wahrheit gethan haben soll." So Camdenus. Unter Mehrerem haben die Grandison Lediard Tregoze in Wiltshire und Ewias Casth in Herefordshire besessen. Die Granson führten im Wappen sechs Pfähle, abwechselnd Silber und Blau, darüber ein silbernes Halsband, auf welchem drei goldene Muscheln. Devise: Petite Cloche, Grandson. Kein volles Jahrhundert ist die Herrschaft Granson den Prinzen von Chalons geblieben, wol aber ist sie unter den Verwickelungen zu nennen, welche Karl's des Kühnen Krieg mit den Schweizern herbeiführten, gleichwie bei Granson die erste Schlacht dieses Krieges geliefert werden sollte.

Das rasche Wachsthum der burgundischen Macht unter Philipp dem Guten wurde in Teutschland kaum bemerkt, Niemand dachte ihr die Erwerbung von Namur, Brabant, Limburg, Antwerpen, Hennegau, Holland, Zeeland, Friesland, Luxemburg zu beneiden. Ungestört von den Nachbarn mochte Philipp's Sohn Karl sich auch das ihm so wohl gelegene Geldern zulegen; gab ihm doch die endlose Fehde mit dem ränkesüchtigen, an Macht ihm weit überlegenen Ludwig XI. der Beschäftigung so viel, daß der jetzt zu einiger Rundung gelangte burgundische Staat den Nachbarn am Rhein keinerlei Besorgniß erwecken konnte. Wol aber bestanden schon damals lebhafte Unterhandlungen zwischen dem kaiserlichen und dem herzoglichen Hofe von Burgund; es war K. Friedrich's IV. sehnlichster Wunsch geworden, die reiche Erbin von Burgund seinem Sohne zu freien. Der Wunsch traf jedoch auf mancherlei Hindernisse, diese sammt und sonders entspringend aus Karl's Politik, deren Schwerpunkt gleichsam die Heirath seiner Tochter sein sollte. Das unvermuthete Ableben des Herzogs Nicolaus von Calabrien, dem die Prinzessin ein förmliches Eheversprechen ausgestellt hatte, vereinfachte indessen die Frage, und es wurde Verabredung getroffen

für eine Zusammenkunft des Kaisers mit Herzog Karl. In den ersten Tagen des September 1473 traf der Kaiser zu Basel mit einem Gefolge von ungefähr 600 Pferden ein. Er wurde, dem Herkommen gemäß, mit 1000 Goldgulden in vergoldetem Becher, 100 Sack Hafer und 15 Fäßchen Wein beschenkt. Bald fand sich auch Peter von Hagenbach ein, der burgundische Landvoigt für die österreichischen Herrschaften im Elsaß, die vier Waldstädte, den Hauenstein und die Voigtei auf dem Schwarzwalde, seit Erzherzog Siegmund von Tyrol, „quia indigentiae nostrae non aliter subveniri possumus; propter insolentiam et rebellionem Svitzerorum," d. d. Saint-Omer den 9. Mai 1469, diese Landschaften dem Herzoge Karl zu Pfand gegeben hatte. Peter von Hagenbach hatte zu seiner Begleitung 80 Reisige, in Weiß und Grau gekleidet, auf den Aermeln Würfel und die Worte: „Ich paß" gestickt. Zürnend, daß die Schweizer in seinen Händeln mit der Stadt Mühlhausen ihm entgegen waren, gleich der gesammten Ritterschaft von Haß gegen diese übermüthigen Bauern erfüllt, ließ Hagenbach sich in Drohworten in Bezug auf Bern vernehmen, man müsse dem Bären die Haut abziehen, sie werde einen guten Pelz geben; zu Nidau, Lenzburg, Burgdorf, Thun werde er bald gebieten, bald Voigte bestellen für Kyburg und Basel. Theuer sollten diese Worte, vielleicht in der Gedankenlosigkeit des Trunks gesprochen, ihm zu stehen kommen. Einstweilen hatte er den Kaiser bis zur Mosel zu geleiten, denn Friedrich's Gedanken standen nach Trier, wo die Zusammenkunft mit dem Herzoge von Burgund stattfinden sollte. Schon befand sich dieser, heimkehrend von dem Siegeszuge nach Geldern, zu Arlon auf der Straße nach Luxemburg. „Le 17. août il dîna à Nimmègue et soupa à Goch; le 18. il dîna et soupa à Stralen; le 19. il dîna à Stralen et coucha à Dulken où il reçut et défraya l'ambassadeur de l'empereur avec sa suite, au nombre de 36 personnes; le 20. il soupa au château de Breitenbend, appartenant au damoiseau Louis de Palland, et situé près de la ville de Linnich; le 21. il coucha à Rode en Brabant (terre d'Outre-Meuse); le 22. il arriva à Aix, ayant avec lui les ambassadeurs du S. Père, de l'empereur, de Pologne, de Lorraine et autres. Il y séjourna jusqu'au 26. qu'il en partit après dîner et alla coucher à Kettenis, au duché de Limbourg; le 27. il coucha au Sart; le 28. il alla à Harleu-Saint-Laurent en la comté de Salm, et y régala l'ambassadeur de l'empereur; le 29. il coucha à Limorly, où il régala cet ambassadeur et ceux de Pologne et de Lorraine; le 30. il coucha à Bastogne et le 31. à Martelange. Le mercredi 1. jour de septembre le duc de Bourgogne partit de Martelange et alla coucher à Arlon, ayant avec lui les ambassadeurs du S. Père, de l'empereur et autres, et les enfans de Gueldres, qui furent défrayés à ses dépens; il partit d'Arlon le 6. et alla souper à Luxembourg, où ces ambassadeurs se rendirent, et ensuite ceux de Metz, de Venise, de Trèves, de Lorraine et du Comte Palatin; il envoya à Anvers chercher toute sa vaisselle d'argent et doré qui y étoit, pour la faire transporter à Metz ou ailleurs, et s'en servir à la fête qu'il vouloit donner à l'empereur; il fit aussi pour ce sujet chasser dans le pays de Luxembourg et aux environs. Le 29. il partit de Luxembourg après déjeuner, et vint coucher à Macheren (Grevenmacheren); le 30. il en partit après dîner accompagné de plusieurs nobles de ses pays, pour venir à Trèves, où l'empereur vint audevant de lui en grand triomphe, jusques à une demie lieue hors de cette ville, où ils entrèrent ensemble, et s'étant séparés, le duc vint souper et coucher en l'abbaye de Saint-Maximin-lez-Trèves." Vernehmend, daß der Kaiser zu Metz verweilen werde, hatte Karl, um das zeitliche Oberhaupt der Christenheit zu begrüßen, eine pompöse Gesandtschaft dahin abgefertigt, seinen Halbbruder, den Bischof David von Utrecht, die Grafen Johann von Marle, des Geschlechts von Luxemburg, und Engelbert von Nassau und den Kanzler Wilhelm Hugonet, und diese Gesandten waren zugleich angewiesen, von den Metzern zu verlangen, daß sie dem Herzoge behufs freien Ein- und Ausgangs eines ihrer Thore eingeben. Mit allen ihnen zukommenden Ehrenbezeigungen wurden sie empfangen, ohne jedoch von ihren Anträgen das Mindeste durchsetzen zu können, denn zu Metz fürchtete man über Alles des Herzogs Macht und unternehmenden Geist. Um aber den abschlägigen Bescheid zu entschuldigen, wurde dem trotzigen Nachbar ein die Kräfte der Stadt beinahe übersteigendes Geschenk dargebracht, ein goldner Pokal mit Goldstücken angefüllt, 200 Zulast Rheinwein, 50 Ochsen, 400 Hammel. Die Gaben annehmend, ließ Karl gleichwol die bedenklichsten Aeußerungen fallen, bedenklich zumal, da wol die Hälfte der Kriegsmacht, die er zu der Eroberung von Geldern geführt, 6000 Pferde und 8000 Fußknechte ihm auf der Ferse folgten. Glücklicherweise mußte er für den Augenblick seine ganze Aufmerksamkeit dem bevorstehenden Congreß in Trier zuwenden. Der Kaiser, von seinem 18jährigen Sohne, dem Erzherzoge Maximilian, begleitet, war daselbst den 28. Sept. eingetroffen. Ihm zu einem provisorischen Unterkommen zu verhelfen, hatte der Stadtrath das Bassin in der Mitte des Marktes ausfüllen lassen und darauf eine Art Krystallpalast, vermuthlich aus Bretern zusammengeschlagen, gesetzt. In der gleichen Sorgfalt war für fernere Gäste Quartier gemacht, auch jegliche Anstalt getroffen, Ordnung und Sicherheit zu erhalten. Der Herzog von Burgund hatte, wie oben erzählt, den 30. September zu Grevenmacheren gespeist; nach aufgehobener Tafel erhob er sich, um die vier Stunden, die es bis Trier war, zurückzulegen. Sein zahlreiches Gefolge erlaubte nur langsame Bewegung, und es wollte fast Abend werden, als in dem kaiserlichen Breterpalaste die Annäherung des Herzogs gemeldet wurde; sofort stieg der Kaiser zu Pferde, um mit seinem ganzen Hofstaate über eine halbe Stunde weit dem ersehnten Gaste entgegenzureiten. Des Kaisers nur eben ansichtig werdend, saß Karl ab, um zum Boden

das eine Knie zu beugen. Freundlich reichte der Monarch ihm die Hand, um ihm das Aufstehen zu erleichtern, und es folgte eine Umarmung. Darauf wendete Karl sich der fürstlichen Begleitung des Kaisers zu, um einen der Herren nach dem andern zu bewillkommnen; darüber verging eine geraume Zeit, bevor der Zug sich wieder ordnen und in Bewegung setzen konnte, und die Dunkelheit brach ein, bevor die langen Reihen der Fürstlichkeiten, der Ritter und Reisigen die Stadt erreichten. In des Kaisers Gefolge befanden sich Kurfürst Adolf von Mainz, die Bischöfe Georg von Metz (aus dem Hause Baden) und von Eichstädt, Wilhelm von Reichenau, Erzherzog Maximilian, die Herzoge Ludwig und Stephan von Baiern, Markgraf Karl von Baden, Graf Eberhard von Würtemberg, Graf Philipp von Katzenellenbogen, Graf Georg von Virnenburg, Calixtus Ottoman, des türkischen Sultans Mahomet Bruder. Eine nicht minder stattliche Umgebung hatte der Herzog von Burgund sich zugelegt. Aus derselben werden genannt Ludwig von Bourbon, Bischof zu Lüttich, und Bischof David von Utrecht, der unechte Sohn von Burgund, Herzog Johann von Cleve, Anton, „le grand bâtard,“ ebenfalls einer der 16 anerkannten Bastarde des guten Herzogs von Burgund, Ludwig von Chalons, Herr von Châteauguyon, Graf Engelbert von Nassau, Peter von Luxemburg, Graf von Marle, Guido von Humbercourt, Olivier de la Marche, Capitain der Arcièrengarde und anmuthiger Erzähler und viele Andere. Als die Spitze des Zugs der Stadt nahe war, eilte, um die hohen Gäste zu empfangen, Kurfürst Johann von Trier, begleitet von seinem Neffen, dem Markgrafen Christoph von Baden, umgeben von einem prachtvollen Reitergeschwader von beinahe 600 Mann, alle in Scharlach oder Purpur gekleidet und die Blüthe der trierischen Ritterschaft darstellend, ihm entgegen. Auch die Stadt hatte für den großen Tag ihr Contingent gestellt, dem kurfürstlichen Zuge ein herrlicher Vortrab, hundert mit Sorgfalt gewählte Jünglinge, herrliche Gestalten, die gekräuselten goldenen Locken frei über die Schultern wallend (kaum sollte in dem heutigen Trier ein Dutzend solcher Blondköpfe zu finden sein). Hinter der berittenen Schar zog der Rath auf und was von Beamten in der Stadt war. Als die Begrüßungen vorüber waren, nahm Kurfürst Johann seinen Platz neben dem Collegen von Mainz ein. Nach langem Harren und Drängen des unzähligen Volks von Zuschauern, die selbst der einfallende heftige Regen nicht zu zerstreuen vermochte, wurden endlich die vordersten Reihen des langsam sich bewegenden Zuges sichtbar und das feierliche Geläute der Glocken verkündigte die unmittelbare Nähe der hohen und höchsten Personen. Die Nacht war durch zahlreiche Pechfackeln und Wachslichter erhellt, sodaß um so auffallender die Pracht des herzoglichen Gefolges und die Verschwendung von Silber und Gold wurde. Die ersten ritten zum Thore ein, sechs burgundische Arcièren, Vorläufer derjenigen, die noch heute den kaiserlichen Hof in Wien zieren. Ihnen folgten zunächst von des Herzogs Leuten 25 Trompeter, Pfeifer und Posaunenbläser; der Kaiser hatte nämlich, dem Herzoge zu besondern Ehren, gestattet, daß dessen vor andern gepriesenen Musiker seinem eigenen Gefolge vorgingen und ihre eigenen Weisen bließen. Ihnen schlossen sich 13 Wappenkönige und Herolde des Herzogs an, jeder in der cotte d'armes der Provinz, von welcher er benannt, wie Lothier und Brabant, Flandern, Luxemburg u. s. w. Es folgten der Kaiser und ihm zur Seite der geehrte Gast. Friedrich IV., im J. 1415 geboren und Zeitlebens von schwerer Sorge verfolgt, bewahrte gleichwol ein frisches Ansehen, das eine lange Fortsetzung seines Regiments zu verheißen schien. Sein Kleid von Goldstoff, um den Hals zurückgeschlagen und nach türkischem Brauch über die Schultern herabhängend, berührte die Knöchel; kostbare Spitzentreffen, mit Perlen und Edelsteinen besetzt, umschlossen Hände und Füße. Einen starren Gegensatz bildete der Herzog von Burgund, unschön, aber in der Vollkraft des Mannesalters, in Zügen und Haltung den unerschütterlichen Willen verkündend, welcher den Menschen nicht, einzig der Weltordnung unterliegen sollte. Vollständig geharnischt, hatte er über die Wehr einen Waffenrock von Goldstoff geworfen, der mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen, als mit Sternen übersät, auf 80,000 oder gar 200,000 Dukaten geschätzt wurde. Sein stolzes, trefflich zugerittenes Roß unter der Schabracke von Goldstoff schien die hohe Bedeutung seines Reiters zu empfinden. Den beiden Herrschern zunächst ritten der Erzherzog Maximilian und der Osmane Calixtus. Jener blendete Aller Augen durch seine Schönheit. Die edlen Züge, das blonde wallende Haar, der kräftige Körperbau, gehoben durch den silberverbrämten Purpurmantel, ein wahrhaft königlicher Anstand, mit Milde und Freundlichkeit gepaart, wurden freudig als ein Hoffnungsstrahl für die Zukunft begrüßt. In schneidendem Contrast zu ihm erschien der Osmane. In ein geblümtes Gewand von Goldstoff, nach türkischer Weise bis zu der Fußspitze reichend, in den Kaftan gekleidet und den Yatagan an der Seite, mit ernsten finstern Zügen, das struppige Haar auf dem Nacken zu einem Knoten geschürzt, wurde des Sultans Sohn ebenfalls ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Bewunderung. Nach ihnen nahmen den ersten Rang ein die beiden geistlichen Kurfürsten, Anführer gleichsam eines aus Fürsten und Grafen zusammengesetzten Geschwaders, hinter dem sich des Herzogs Gefolge ausbreitete, an der Spitze vier Wäppelinge in goldstoffener Livrée, dann 3000 Geharnischte, hommes d'armes, in schöner, glänzender Rüstung. Die herrlichen Rosse mit stählernem Geschirr trugen aus Gold gewirkte, durchsichtige Decken, diese, gleichwie die Zügel, mit silbernen Glöckchen behängt. Den Gegenparten folgten 5000 Reisige und 6000 Schützen zu Fuß, alle in Sammet, Damast und Seide, in Edelsteinen und Perlen prangend. Natürlich konnte das viele Volk in der Stadt nicht untergebracht werden, die Armee war zahlreich genug, um in einem Halbzirkel von zwei Stunden Ausdehnung und drei Stunden Tiefe alle Dörfer zu füllen. Zum Innern der Stadt gelangt, saßen Kaiser und Herzog ab, um im hohen Dome ihre Andacht zu verrichten, auf dem Markte sollten sie sich trennen, und es erhob sich unter ihnen

ein Wettstreit, welcher den andern in sein Quartier zu begleiten habe; dem Kaiser war für jetzt der Palast, dem Herzoge die Abtei St. Maximin außerhalb der Stadt angewiesen. Vor derselben waren für seine Leute 100 Zelte aufgeschlagen, der Herzog aber bewohnte das hölzerne Haus, welches auf allen seinen Feldzügen ihm folgen mußte. Dessen innere Einrichtung, von der Jedermann vor des Fürsten Ankunft Einsicht nehmen durfte, war ungemein kostbar. Das Schlafgemach zierten Tapeten von Goldstoff oder die Meisterwerke niederländischer Weberkunst, ausländische Blumen darstellend. Der Betthimmel und der Teppich davor wurden allein auf 4000 Gulden geschätzt. Nicht weniger reich war mit Goldstoff und Kunstwebereien der geräumige Vorsaal ausstaffirt. Der tägliche Aufwand für die Tafel wird zu 800 Gulden berechnet, obgleich der Herzog, der meist allein speiste und nur kurze Zeit bei Tische verweilte, für seine Person sehr mäßig war, wie das häufig bemerkt wurde, denn Jedermann konnte ihn nach französischer Hofsitte speisen sehen. Nach abgethanen Geschäften mußten die Kammerjunker ihn belustigen „à chanter, baler (Ballettänze), discourir, lire, gaudir," wie er auch im Felde manchmal den angestrengten Geist durch die Einfälle seines Standartenträgers, „qui devoit être personnage d'esprit et jovial pour inventer quelque chose gaillarde," erheitern ließ. Strenge Mannszucht hielt er unter seinem Volke; lange gedachte man in der Mosellana des Nußbaums in der Nähe von St. Maximin, den er von einem armen Manne erkaufte, um Delinquenten ohne Umstände hängen zu lassen, wie namentlich einem Schützen geschah, weil er einer alten Frau ein Huhn gestohlen. „Vendredi, 1. octobre, le duc étant en la dite abbaye de S. Maximin, y reçut la visite de l'archevêque de Trèves, du comte de Catzenelboge, du marquis de Baden, et d'autres princes et grands seigneurs de l'Empire; le 2. étant accompagnée des évêques de Liège et d'Utrecht, et d'autres princes et seigneurs, il alla rendre visite à l'empereur en son palais en la cité de Trèves." Nachdem der Donnerstag der Ruhe gewidmet gewesen, ließ der Kaiser am Samstag in der Frühe die Fürsten, namentlich durch vier Abgeordnete den Herzog von Burgund zu einer Besprechung einladen. Demnach begab sich nach eingenommenem Frühstück der Herzog auf den Weg zur Stadt. Sein Gefolge bildeten 300 Reiter, alle zu zwei und zwei geordnet und in Seide und Damast gekleidet. Vor seinem Pferde gingen 20 Wäppelinge, drei in Livrée von Goldstoff; ihn umgaben zu beiden Seiten 50 hochgewachsene Arcièren in Röcken von Gold- und Silberstoff, hoch die Hellebarden tragend. Hinter dem Herzoge kamen seine Räthe. Zu dem Palaste gelangt, fand er den Kaiser in Nachdenken verloren, gestützt auf einen Prunktisch des festlich geschmückten Saales. Friedrich hatte kaum den Herzog wahrgenommen, als er, um den Besuch zu empfangen, freundlich grüßend, in den Vorsaal eilte. Zweimal ließ Karl sich auf ein Knie nieder, aber der Kaiser erfaßte dessen Hand, hob ihn auf und führte ihn nach dem Saale. Dort besprachen sie sich in Gegenwart des herzoglichen geheimen Referendarius, jenes Wilhelm Hugonet, Ritter, „Vicomte d'Ypres, seigneur de Saillant in Charolois, du Lys, d'Epoissel et de Middelbourg très-notable personnage et sage," welchen der Herzog am 3. Jan. 1473 zu seinem Kanzler bestellte, die genter Demagogen aber am grünen Donnerstage, den 3. April 1476, schlachten ließen. Was die beiden Herrscher in jener Zusammenkunft lange und umständlich verhandelten, ist nicht ermittelt worden, wol aber wurden nach beendigter Unterredung Wein und Erfrischungen gereicht. Den scheidenden Herzog wollte der Kaiser begleiten, was jener auf keine Weise zuließ. Als er sich endlich losgerissen und bereits die Hälfte der Treppe erreicht hatte, kehrte er rasch um, brachte den Kaiser, der im Begriff war, ihm zu folgen, in die Mitte des Saales zurück und entfernte sich sammt den übrigen Fürsten, die ihm das Geleit gaben. „Le 3. octobre l'empereur, accompagné des archevêques de Mayence et de Trèves, de son fils Maximilien, des ducs Louis de Bavière, Albert de Munich et autres ducs, comtes et princes, vint voir le logis du duc de Bourgogne en l'abbaye de S. Maximin." Es ist etwas mehr an der Sache. Vernehmend, daß der Kaiser Willens sei, ihm einen Besuch abzustatten, eilte er nach dem Palast, den Monarchen abzuholen und ihn nach St. Maximin zu führen. Friedrich trug einen mit Gold verbrämten Talar, der Erzherzog Maximilian ein grün damastenes Kleid, Herzog Karl, zum Höchsten aufgeputzt, hatte an seinem Hute drei große Diamanten, Rubinen und Perlen. Der Kaiser, der Kurfürst von Mainz, Herzog Karl und Hugonet hielten in dem Seitengemache eine vertrauliche Besprechung, welche der Kurfürst, in des Kaisers Namen, mit einer Uebersicht der Angelegenheiten der Christenheit eröffnete. Er schilderte ihre Lage in den düstersten Farben, handelte sodann in kurzen Worten von des Herzogs glorreichen Vorfahren, von dessen eigenem Ruhme und ausgezeichneten Kriegsthaten. „Es sei," fuhr er fort, „ein solcher Kraft und solcher geistigen Vorzüge durchaus würdiges Werk, in Gemeinschaft mit Andern für den heiligen christlichen Namen Sorge zu tragen und durch gemeinsames Handeln sich gleichzeitig um Gott und Menschen verdient zu machen. Ebenso schön als gefahrlos sei das Unternehmen über die Ungewißheit des Zufalls, gleichwie über die verkleinernde Scheelsucht Uebelwollender erhaben. Denn das Unglück habe hier keinen Tadel, das Glück keinen Neid zu erfahren." Mancherlei noch sprach der Kurfürst in diesem Sinne und der Herzog äußerte den Wunsch, daß von einer größern Versammlung seine Antwort vernommen werde. Also gingen die Herren hinab zum Refectorium und der Kaiser nahm Platz auf dem erhöhten Sitze, zu seiner Rechten die geistlichen Fürsten von Mainz, Trier und Metz, sein Sohn, der Erzherzog, der Markgraf von Baden, die Herzoge Ludwig und Albrecht von Baiern, die Grafen von Würtemberg und von Mömpelgard, des Sultans Sohn und viele andere erlauchte Personen, soweit der Raum sie fassen konnte, zur Linken der Herzog von Burgund, die Bischöfe von Lüttich und

Utrecht und die Großen in Karl's Gefolge. Dem Herzoge zunächst stand sein Kanzler Hugonet in mit Pelz verbrämten Purpurrock. Dieser nahm das Wort, beleuchtete zunächst die Rede des Kurfürsten von Mainz, äußerte sich sodann weitläufig über den König von Frankreich, über die Wohlthaten, diesem von Philipp dem Guten erwiesen; wie er, den Zorn des Vaters fliehend, in Burgund gastliche Aufnahme gefunden habe, auch von da in sein Reich zurückgeführt worden sei, wie darauf der Fehden nicht wenig sich ergaben. Weiter handelte der Redner von K. Ludwig's Tücke, die nimmer raste, im Frieden wie im Kriege, von dem Brudermorde, den er an dem Herzoge von Guyenne verübte. Dergleichen giftiger, unermüdlicher Feindschaft enthoben, würde sein Herr der vorderste sein, um sich gegen die Ungläubigen zu erheben und Rache zu suchen für die fortwährend der Christenheit zugefügten Beleidigungen. Denn es beklage derselbe so sehr als einer das gemeinsame Loos der Christen und das Unglück, welches in der jüngsten Zeit sie betroffen habe. Obgleich nun aber, einer so großen Anzahl mächtiger Könige und Fürsten gegenüber, der Herzog bekennen müsse, daß er nicht eben derjenige sei, welcher durch seinen Zutritt die Kräfte Anderer zu stärken oder durch sein Ansehen derselben Gesinnungen zu lenken vermöge, so wolle er doch die ihm zu Gebote stehenden Mittel in dem Maße aufbieten, daß man mit Recht, sofern das Glück günstig sei, davon einen guten Ausgang erwarten dürfe; sie alle wüßten ja, daß ihm dafür als Mann nie der Muth, noch als Fürst die Mittel, noch als Christ der gute Wille gefehlt habe. Man wollte in des Kanzlers lateinischem Vortrage mehr Zungenfertigkeit als eigentlichen Gehalt finden, ein Vorwurf, den man französischen Rednern zu machen gewohnt war. Schreibt doch von diesem Vortrage der Probst zu U. Lieben Frauen in Brügge, Arnold von Lalaing: „vir (ut apud Gallos) eloquens et promptior quam facundior is latine orsus dicere.“ Die Sitzung wurde aufgehoben und der Herzog brachte den Kaiser nach seinem Palast zurück. „Le 4. octobre les archevêques de Mayence et de Trèves, le marquis de Baden, le comte de Catzenelboge, le frère du Turc, et plusieurs grands seigneurs d'Allemagne, vinrent voir le duc; ils y retournèrent encore le lendemain avec le comte de Wirtemberg. Le 6. le duc de Bourgogne accompagné des évêques de Liége et d'Utrecht, alla voir l'empereur. Le 7. oct. ce même duc, accompagné de ces deux évêques, des enfans de Cleves, des comtes de Marle, de Nassau-Vianden, de Meghen, de Hornes, de Salm, de Reiferscheid, de Darem ou Darorem (Romont?), de Thierstein, et de plusieurs autres évêques, princes et nobles de ses pays, alla au-devant de l'empereur, qui, accompagné des archevêques de Mayence et de Trèves, de son fils, des ducs Etienne de Bavière, Albert de Munich, Louis de Bavière, du marquis de Baden et de son fils, du patriarche d'Antioche *), de l'évêque de Metz, des comtes de Catzenelboge, de Wirtemberg, et de plusieurs autres évêques, ducs, comtes, princes et grands barons de l'Empire, vint ouïr Messe et dîner avec le duc de Bourgogne, qui tint cour ouverte, pourquoi y eut grande crue par tous les offices, et la dépense de bouche de ce jour fut de 1117 florins 14 s. 7 den.“ Den 7. Oct. Vormittags gegen 9 Uhr erhob sich der Kaiser, der an ihn gelangten Einladung folgend, nach St. Maximin. Ihm ritten vor Graf Eberhard von Würtemberg, Veit von Rechberg, Johann Speth und Wilhelm von Wernau, Alle in voller Rüstung. Denen schlossen sich an zwei österreichische Ritter, die Arme unbewaffnet, Schilde führend, wie sie im Kampfspiele üblich sind. Der Kaiser trug ein kostbares Purpurkleid, mit Gold durchwirkt, die Brust mit einem Kreuze von Gold und Diamant geziert, das man allein einem Fürstenthume gleich erachtete. Der Herzog, „in köstlichen Kleidern mit großen, edelen Gesteinen, Rubin, Demant und große Perlin, das man die Cleinot schaatz auff hunderttausend Gulden, kam ihm entgegen bis vor die Klosterpfort, indessen die sechs Gewaffneten im Lanzenspiel sich zeigten. Ohne Säumen saßen die beiden Herrscher ab, Arm in Arm gingen sie zur Kirche, wo von einem Bischof ein gesungenes Hochamt abgehalten wurde, in Gegenwart aller der Fürstlichkeiten und sämmtlicher Ritter des burgundischen Vließordens, diese nicht etwa in glänzender Vergoldung leuchtend, sondern als eitel Gold oder Silber anzuschauen, dann auch des gesammten herzoglichen Hofgesindes, 600 Köpfe, in Goldstoff, Sammet oder Damast gekleidet." Kaum mochte die große prächtige Kirche alle die Menschen fassen. Sie war auf das Köstlichste verziert, zumal der Herzog darin alle Schätze seiner Kapelle hatte anbringen lassen. „Do hett de Herczog ein Altar zugericht mit Cleinoten, der hett funff Staffel, die waren alle mit Heiltumb besezt. Do hat er 18 silber vergulte Bilder, die da hoher waren denn ein Elle." Die Staffeln waren sammt und sonders mit Goldstoff überzogen, auf den ersten vier sechs Bilder, jedes von eines und eines halben Armes Höhe. Die fünfte Staffel trug die zwölf Apostel in vergoldetem Silber, die sechste zehn Heilige „yder Gold, zu den Seiten sechs Bilde Silvers overghuldet Elen lanf." Dazwischen bewunderte man zehn Crucifixe mit mancherlei Verzierungen, die sechs goldenen mit Edelsteinen besetzt, die vier andern von Silber und vergoldet, vier Candelaber, zwei vergoldet, zwei von Silber, vier Engel in lauterem Gold, jeder in Armeshöhe. Ein goldener Schrein, mit Diamanten besetzt,

*) L'ambassade d'Outremer, dont étoit chef un cordelier patriarche d'Antioche, vint devers le roi de France, et puis devers le duc de Bourgogne requerir leur aide et sécours contre le Turc. Le duc la reçut à Saint-Omer le 28. mai 1461 et la défraya pendant le temps qu'elle fut auprès de lui; il y avoit des ambassadeurs de Trebisonde, du roi de Perse, du duc de Géorgie, du seigneur d'Arménie et du soudan roi de Mésopotamie. Le cordelier, nommé Louis de Boulogne, étoit un maître fourbe qui, après avoir trompé bien des gens, fut encore assez heureux pour trouver une retraite auprès du duc de Bourgogne, qui l'employa à quelques négociations: il vivoit encore en 1473.

enthielt die Reliquien der beiden ersten Einsiedler, der Heil. Paulus und Antonius. Den goldenen Tabernakel, mit Skulpturen von demselben Metall und Edelsteinen verziert, überragte eine goldene, mit Perlen besetzte Lilie, darin einer von den Nägeln Christi und eine Partikel vom wahren Kreuze, oben darauf ein Diamant von zwei Finger Dicke. „Und se (die Lilie) ys beter denn dreimael hondert dusent Gulden." Mit unschätzbaren Tapezereien waren die Wände der Kirche bekleidet; an der einen die Abbildung von des Heilandes Leben und Tod eingewirkt, an den andern schaute man den Untergang von Troja, Jason's Vließfahrt, Alexander's Siegeslauf, sämmtlich Meisterwerke flamändischer Kunstfertigkeit. Von den erhöhten, in Goldstoff ausgeschlagenen Betstühlen war der eine dem Kaiser bestimmt, der andere dem Herzoge, den jedoch des Wirthes Sorgen fern hielten. Nach dem Hochamte wurden die Fürsten in das Refectorium eingeführt, das für jetzt in der prachtvollen, wahrhaft königlichen Ausschmückung mit der Kirche zu wetteifern schien. Da sah man eine Credenz von zehn Staffeln, die bis zur Decke reichten, jede 18 Hände breit. Die unterste Reihe bildeten 33 meist goldene, in der Minderzahl silberne Gefäße; es folgten 70 Krüge, groß und klein, 100 Humpen, mit Edelsteinen und Perlen verziert, 150 silberne Becher, 6 Schiffchen, 12 Lampeten (Waschkrüge sammt Becken), theils Gold, theils Silber, 6 Einhörner, von denen zwei die Länge von drei Armen hatten, Körbe zu Brod oder Früchten, 6 Kühleimer, jeder 12 Sester fassend, ein großer Korb, um den Abhub der Tafel aufzunehmen. Außerdem waren drei Tische mit Gold- und Silbergeschirr überdeckt, sodaß je zwei Gäste einen Krug erhielten und jeder seinen Becher hatte. Die Wände waren mit Darstellung der Thaten Alexander's in Asien bekleidet, ein Kunstwerk, welches vor andern der Herzog von Burgund werth hielt. Die Stufen, zu dem erhöhten Sitze in des Saales Mitte führend, auch die niedern Subsellien, waren mit Goldstoff überzogen. Den Ehrenplatz an dem einen Tische nahm der Kaiser ein und hatte zur Rechten die Kurfürsten von Mainz und Trier, die Bischöfe von Lüttich und Utrecht, zur Linken den Herzog von Burgund, den Erzherzog Maximilian, die Herzoge Stephan und Ludwig von Baiern. An dem zweiten Tische saßen rechts der Bischof von Eichstädt, die Markgrafen Karl und Christoph von Baden, der kurbrandenburgische Gesandte, „der Turckisch Kaiser, und als man nun sitzen wolt, da truck der Turckisch Kaiser das Wasser unserm Herren Kayser. Die Churfürsten hilten das Hanttuch und das Beckin." Da saßen ferner Graf Hugo von Montfort, Graf Kraft von Hohenlohe, Graf Jacob von Hohenzollern, Graf Ulrich von Montfort, die Grafen Adolf und Philipp von Nassau, des Erzherzogs Maximilian Hofmeister, der Herr von Ylen (Ulm?). An dem dritten Tische saßen der Bischof von Metz, Everhardus comes de Schonenberch (Graf Bernhard von Schaumberg?), Markgraf Albrecht von Baden, Jacob Trapp, Ritter, als des Erzherzogs Sigismund von Tyrol Abgesandter, die Grafen Ulrich von Sulz, Schaffart von Leiningen, Otto von Henneberg, Alwich von Sulz, Friedrich von Lust oder Lost (mir unbekannt), der trierische Domprobst Philipp von Sirk, die Grafen Georg von Leiningen und Eberhard von Sonnenberg. Aufgesetzt wurden zum ersten Gang 13 Gerichte, unter dem Vortritt von zwölf Herolden und zwölf gräflichen Junkern, als Johann, des Herzogs von Cleve, Philipp, Herrn Adolf's von Ravenstein Sohn, Johann von der Mark zu Aremberg, Engelbert von Nassau, der Marquis von Renty, ein Graf von Salm, Graf Guido von Megen, Johann von Egmond, Jacob von la Hamayde, der Herr von Rodemacheren, Anton der Bastard von Burgund. Aufspielten dazu 12 Trompeter, 4 Flöten und 2 Posaunen. Zum zweiten Gang wurden 12, zum dritten 10 Schüsseln, zum Nachtisch auf goldenen oder silbernen Tellern Süßigkeiten aller Art gereicht. Den Werth der dem Kaiser vorgesetzten Schüssel schätzte man auf 60,000 Goldgulden. Die Mahlzeit wurde mit dem Tischgebet beschlossen, diesem folgte ein nochmaliger Kirchgang, um die Vesper zu hören, und der Kaiser beurlaubte sich, mußte jedoch geschehen lassen, daß ihm bei unzähliger Fackeln Schein der Herzog bis zum Palast das Geleit gab. „Le 8. et 9. octobre après-dîner, l'empereur, accompagné comme il a été dit, vint encore voir le duc de Bourgogne: le dimanche 10. ce duc alla voir l'empereur; les 11., 12. et 13. il reçut les visites des archevêques de Mayence et de Trèves, et de plusieurs autres grands seigneurs d'Allemagne; le 14. il alla voir l'empereur, qui le vint voir le 15. et le 16. Le 17. il reçut la visite du duc Étienne de Bavière; le 18. l'empereur vint en grande compagnie voir le tournoi que le duc de Bourgogne fit faire a plusieurs chevaliers et écuyers de son hôtel, au plus près de son logis; le 19. et jours suivans ce duc reçut les visites des princes et seigneurs d'Allemagne. Le 31. l'empereur, accompagné de son fils, des archevêques de Mayence et de Trèves, du marquis de Baden, de deux de ses enfans et d'autres princes et grands seigneurs, vint voir le duc de Bourgogne. Le lundi 1. novembre et les deux jours suivans le duc reçut les visites de plusieurs princes d'Allemagne. Le 4. le duc de Bourgogne alla voir l'empereur, qui lui accorda l'investiture des duché de Gueldres et comté de Zutphen; la cérémonie s'en fit sur un hourt, sur le marché de la ville de Trèves; les lettres en furent expédiées deux jours après, l'archevêque de Mayence eut 1200 florins pour son droit de sceau. Les 7., 9., 10. et 12. novembre le duc de Bourgogne alla voir l'empereur; le 14. il reçut le fils de l'empereur, qui vint voir tirer le papegay, et il fit festoyer les ambassadeurs du duc de Lorraine; les 19., 20., 21., 22. et 23. il fit festoyer plusieurs princes, les élus d'Allemagne (wahrscheinlich Abgeordnete von Reichsstädten), et les ambassadeurs de Dannemarck et de Bretagne." Neben dem vielen ceremoniellen Pomp wurden aber in der Stille ganz andere Dinge betrieben. Bereits bei Gelegenheit des ersten Besuchs, welchen der Herzog von Burgund am 1. Oct. abstattete, den aber

der burgundische Bericht verschweigt, um dem Herrn Nichts zu vergeben, ward von dem Geschäft, welches mehr denn jedes andere dem Kaiser am Herzen lag, gehandelt. Seit Jahren wünschte der Kaiser durch Bande der Verwandtschaft den mächtigen Herzog sich zu verknüpfen. Bereits im J. 1463 hatte er gegen Papst Pius im Vertrauen geäußert, er wolle den Herzog Philipp von Burgund zum König machen, mit ihm durch ihre beiderseitigen Kinder Verwandtschaft eingehen, auch demselben das Reichsvicariat für die Provinzen westlich des Rheins übertragen, wobei wol seine nächste Absicht war, daß Philipp, also erhöht, den von dem Kaiser zum Aeußersten gehaßten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz demüthigen und zwingen sollte, die Befehle des Reichsoberhauptes zu vollstrecken. Der Papst mußte auch in dieser Angelegenheit an den Herzog schreiben, man weiß aber nicht, wohin es mit den Unterhandlungen gediehen. Da aber des Herzogs Sohn unlängst an den Kaiser sich gewendet, um von dem Herrn der Welt, dem nach den Ansichten der Zeit, wo nicht ausschließlich, doch vorzugsweise das Recht, Königreiche zu errichten, zustand, eine Königskrone zu empfangen, ergab sich wie von selbst für den Kaiser die erwünschte Gelegenheit, ein Lieblingsproject, das dem österreichischen Hause die lockendste Aussicht auf Vergrößerung eröffnete, wieder aufzunehmen. Indem man also von beiden Seiten sich begegnete, wurde die Zusammenkunft in Trier beliebt. Des Kaisers Politik war hierbei höchst einfach: er suchte für seinen Sohn die Hand der burgundischen Erbin, wogegen der Herzog eine Reihe von Forderungen aufstellte, neben der Königskrone und dem Reichsvicariat bedeutende Länderabtretungen, namentlich die Bisthümer Lüttich, Utrecht, Cambray und Tournay, begehrte. Er mußte doch wissen, daß der Kaiser in Tournay Nichts zu vergeben habe. Selbst von Lothringen, dessen Besitz zumal dem Herzoge erwünscht war, könnte die Rede gewesen sein. Es schreibt Jean des Troyes: „Au dit mois de juillet 1473 le duc de Calabre mourut de pestilence à Nancy, et incontinent après son trépas fut nouvelles que un Allemand, qui avant son trépas avoit la conduite de l'armée dudit de Calabre, prit à prisonnier le comte de Vaudemont, héritier de la duché de Lorraine, à l'aveu et faveur du duc de Bourgogne, pour la quelle cause et afin de ravoir ledit comte de Vaudemont, fut pris pour marque en la ville de Paris un jeune fils écolier, neveu de l'empereur d'Allemagne.“ Jener Neffe des Kaisers war der Prinz Friedrich von Baden, des Markgrafen Karl und der österreichischen Prinzessin Katharina jüngster Sohn, der, dem geistlichen Stande bestimmt, zu Paris den Studien oblag und einen berühmten Lehrer an der Sorbonne, Heinlin vom Stein, zum Präceptor hatte. Forderungen, wie der Herzog von Burgund sie aufstellte, mögen den Kaiser, dessen herrschender Zug Vorsicht war, erschreckt haben. Er fand Ursache zu zweifeln, ob, wenn Karl seinen Zweck erreicht habe, auch die Heirath folgen würde, fühlte, daß solcher Glanz diese Macht und Anordnung dem Ehrgeizigen ein das Erzhaus drückendes Uebergewicht verschaffen würden, „wie lieb ihm Gut ist, so wollt er dennoch des heiligen Rychs Ehre und Würde nit verkouffen" (Schilling). Zu diesem gesellten sich die Künste des französischen Hofes, deren Vorläufer vermuthlich der Bischof von Lisieur gewesen, vielleicht auch die Rathschläge des königlich französischen Raths und des Kurfürsten von Trier. Es wurde dem Kaiser vorgestellt, wie gefährlich die Erhöhung eines Stolzen von maßlosem Ehrgeize, eines Vasallen, der unverweilt über den Lehensherrn sich stellen würde, ausfallen könne, wie er damit dem Erzherzoge Marimilian einen Nebenbuhler um die Kaiserkrone gebe, vorausgesetzt, daß dieser sich bestimmen lasse, des Vaters Abgang zu erwarten, und zwar in der Person eines Fürsten, welchem Ruhe unverträglich, welcher den Lehren der Weisheit unzugänglich, Teutschland in unaufhörliche Kriege verwickeln würde, einzig um seine Eroberungen auszudehnen. Daneben mochte der Glanz des burgundischen Hofes den Kaiser mitunter verletzen, wie dies noch vielmehr der Fall bei seinen Umgebungen war. Den teutschen Großen war die Pracht, die freie Haltung der Burgunder ein Gegenstand des Neides. „Les Allemands méprisaient la pompe et parole dudit duc, l'attribuant à orgueil. Les Bourguignons méprisaient la petite compagnie de l'empereur et les pauvres habillements.“ Dasselbe hatte sich bereits 1466 bei des Pfalzgrafen Philipp Anwesenheit zu Brüssel ergeben. „Il fut plusieurs jours à Bruxelles, fort festoyé, recueilli, honoré, et logé en chambres richement tendues. Les gens dudit duc disoient que ces Allemands étoient ords, et qu'ils jettoient leurs housseaux sur ces lits si richement parés, et qu'ils n'étoient point honnêtes comme nous, et l'estimèrent moins qu'avant le connoître: et les Allemands, comme envieux, parloient et médisoient de cette grande pompe.“ Also gestimmt und influenzirt, konnte der bedächtige Kaiser — de très-petit coeur et enduroit toutes choses pour ne dépensier rien, äußert abermals Commines, wiewol er an anderer Stelle zugibt, „combien que cet empereur eût été toute sa vie homme de très-peu de vertu, si étoit-il bien entendu, et pour le long-temps qu'il avoit vécu, il avoit beaucoup d'expérience“ — nicht verkennen, wie sehr in persönlicher Unterredung der Herzog ihm überlegen war. Bereits mochte er wahrnehmen, daß er weiter sich hatte fortreißen lassen, als er jemals gewollt. Schon war in der Domkirche die Anordnung der Krönungsfeier getroffen, in der Nähe des Hochaltars der dem Kaiser bestimmte Thron errichtet, daneben ein zweiter, um wenige Staffeln verkürzter Königsthron, in Goldstoff und Seide beide herrlich verziert. Krone, Scepter, Fahne und Königsmantel hatte Karl mitgebracht, wie dies jener Bischof von Lisieur, Thomas Basin, berichtet. Festgesetzt war der Tag der Krönung, welche der Bischof von Metz verrichten sollte, und in der Morgendämmerung des dritten Tages vor dem für die Krönung bestimmten Tage, oder vielleicht am Dienstag davor, saß der Kaiser „nur selb zehender" zu Schiffe und fuhr Mosel und Rhein hinab nach Cöln, ohne von dem Herzoge

Abschied genommen zu haben, nur daß er durch den Grafen von Montfort sich entschuldigen ließ, vorschützend die Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Cöln wegen der zwischen dem Erzbischofe und seinem Domcapitel waltenden Uneinigkeit. Was zwischen ihnen verabredet worden, fügte Montfort hinzu, solle zu einer andern Zeit ins Werk gesetzt werden. Nun war „der Herzog von Burgund glych dem Künig, von dem man in Esopo lieset, wie der Nigramaticus sinen Gesellen mit sinem Gespunst zü eim Künig machte" (Schilling). Wie sehr Karl diese Behandlung, die Vernichtung seiner schönsten Hoffnung empfand, dessen hatte er kein Hehl, und namentlich verfolgte er von da an die trierische Kirche mit bitterem Hasse, indem er dem Kurfürsten großentheils die Vereitelung seiner Wünsche zuschrieb. „Derselbig Hertzog über Erzbischoff Johannsen, der die Zyt zu Trier by dem Kaiser war, unlustig worden," bemerkt Peter Meyer. Schwere Lieferungen wurden den mit dem Luxemburgischen grenzenden Aemtern auferlegt, durch häufige Ueberfälle die trierischen Gebiete beunruhigt, in vollkommene Vergessenheit schienen die alten Bundesbriefe gerathen zu sein.

Ueber fernern Racheplänen brütend, verließ Karl die ihm verhaßt gewordene Stadt. „Le 25. octobre il partit après-dîner de Saint-Maximin-lez-Trèves, et alla coucher à Mackeren (Grevenmacheren) en Luxembourg; le 26. il alla par la rivière de Moselle en petite compagnie à Thionville, où les ambassadeurs de Rome, Hongrie, Pologne, Venise, Naples, du Comte Palatin, d'Angleterre, de Dannemarck, Bretagne, Cologne et Ferrare se rendirent; il en partit le 11. décembre après-dîner, et alla coucher à Sainte-Marie-aux-Chênes, au-delà de Briey; le 12. il coucha à Chambley, le 13. au château de Pierrefort, où il resta le 14.; le 15. il coucha à Frouard; le 16. il arriva à Nancy, le duc de Lorraine étant venu au-devant de lui avec les nobles de ses pays; le 18. il coucha à Saint-Nicolas, où le duc de Lorraine l'accompagna; le 19. il partit de Saint-Nicolas après-dîner, accompagné du duc de Lorraine et vint coucher à Luneville; le 20. il dîna à Baccarat aux dépens de l'évêque de Metz, et coucha en l'abbaye de Moyenmoûtier; le 21. il coucha à Villers (Weiler im Weilerthale); le 22. à Berkem (Bergheim in der Herrschaft Rappoltstein), le 23. à la Heuze (Hausen bei Colmar), le 24. à Brisac au comté de Ferrette, où les évêques de Spire et de Bâle, le marquis de Baden, et autres princes et grands seigneurs d'Allemagne vinrent le voir, et où les ambassadeurs du Saint-Père, de Venise et autres se rendirent; il y resta jusques au 31, qu'il en partit après-dîner, et alla coucher à Ensisheim, où il s'arrêta. Le samedi 8. janvier 1474 le duc de Bourgogne partit d'Ensisheim après-dîner, et alla coucher à Tann, où les ambassadeurs de Rome, du Comte Palatin, des Suisses, de Berne et autres se rendirent; il en partit le 11. dîna à Béfort, et coucha à Montbéliard, où il dîna le lendemain aux dépens du seigneur du lieu, puis alla souper à Baume-les-Nones au comté de Bourgogne aux dépens de l'abbesse du lieu; il en partit le 13. après-dîner, et alla coucher à Besançon, où le doyen du chapitre lui présenta deux poinçons de vin, et le chapitre lui en présenta huit muids: il en partit le lundi 17. après-dîner, et alla coucher à Marnay; le 18. il coucha à Auxonne, le 19. en son château de Rouvre, d'où il partit le 21. après-dîner, et alla coucher à Perrigny-lez-Dijon, à une lieue de Dijon, où il alla le 23. et où le cardinal d'Autun (Jean Rollin), les archevêques de Cologne et de Besançon, les ambassadeurs de Rome, du Comte Palatin, d'Aragon, de Bretagne, de Venise, des Suisses et autres se rendirent: le 25. il y tint état de duc et cour ouverte. Le 19. février il partit de Dijon après-dîner," um auf weitem Umwege nach Brüssel zurückzukehren. Dort ist er den 27. Juni 1474 eingetroffen. Als angesagt worden, wie Karl mit 5000 Pferden, 1500 Landsknechten, 250 Wagen und großem Zeug aus den Vogesen, das Weilerthal hinab auf Colmar ziehe, erschrak alles Volk, Viele flüchteten, der Landmann sah auf die Städte, die Städte hielten zu den Schweizern. Colmar, welches auch im 30jährigen Kriege durch wurzelechte teutsche Gesinnung sich auszeichnen sollte, als die Welschen zu allen Thoren hereinritten und noch andere im Gebüsch sich blicken ließen, schloß in ängstlicher Eile seine Pforten. Sechs Tage drückte die von Breisach des Fürsten Gegenwart, härter drückten die zurückgebliebenen Flamänder und Picarden. Der Herzog, dem Kaiser zürnend, befand sich in solcher Stimmung, daß er weder um die Freundschaft der Fürsten, noch um das Volk sich kümmerte. Der Schrecken im Lande hatte aber noch andere gewichtige Gründe. Unter der fernen Herrschaft von Oesterreich und zumal unter dem trägen Herzoge Sigismund hatte beinahe unheilbare Verwirrung sich eingefunden. Die Städter hielten sich den Schweizern, die Edlen der Ritterschaft im Niederelsaß gleich. Mit Pfandschaften ohne Zahl, häufig mit den verdächtigsten Verschreibungen waren die Kammergüter belastet. Befehlen wollte jeder, gehorchen keiner. Bekannt aber war es, daß Herzog Karl streng auf Ordnung und Recht halte, daß, soweit er herrschte, alle Privatfehden, alle Eigengewalt der Vornehmen gegen Geringere aufgehört haben, daß er gemisbrauchte Gewalt an den Beamten ohne Gnade zu bestrafen gewohnt war. Von dessen fernern Entwürfen konnte man freilich Nichts wissen. Diese galten ohne Zweifel, nachdem einmal dem übermächtigen Frankreich Nichts abzugewinnen war, einer Vergrößerung nach Osten hin. Daß er dafür bei dem zerrissenen elenden Zustande von Teutschland der Beihilfe des Kaisers nicht bedürfe, hatte er bei Gelegenheit der Zusammenkunft in Trier sich überzeugen können, und daß für solche Absicht der Besitz der Grafschaft Pfirt und des Breisgaues, gleichwie die Verbindung mit dem Kurfürsten von Cöln erwünscht sei, indem er, vom Ober- und Niederrhein zugleich ausgehend, das westliche Teutschland in die Mitte nehmen würde, mag dem in den

wichtigsten Welthändeln aufgewachsenen Herzoge nicht entgangen sein. Es mußte aber die österreichische Pfandschaft, bevor sie diesen Zweck erfülle, in Ordnung gebracht sein. Dafür glaubte der Herzog an Peter von Hagenbach, dem erprobten Diener, den rechten Mann gefunden zu haben. Wunder hatte dieser unter des Herzogs Augen bei der Belagerung von Dinant 1465 vollbracht. „Et ainsi fut Dinant assiégé de tous côtés; et combien que j'eusse vu plusieurs sièges de prince, toutefois fut il là faite une chose que je n'avois oncques vue; car messire Pierre de Hacquembac, lors maître de l'artillerie, amena les bombardes devant les portes de Dinant à heure de plein midi; et vous déclarerai comment. Il avoit afusté sa menue artillerie, dont il avoit grand' planté, devant les portes et la muraille de Dinant; et quand il approcha à tous ses bombardes, le trait à poudre voloit si dru, que ceux de la ville n'osoient mettre la tête hors des portes ni des murailles; et ainsi approcha ses bombardes, et mena le premier cheval par la bride; et, les bombardes assises, la ville de Dinant ne dura longuement, ainsi se rendit à volonté." So Olivier de la Marche. Für Hagenbach's anderweitigen Werth spricht auch der Umstand, daß des reichen Grafen Ulrich von Würtemberg-Mömpelgard Sohn Heinrich ihm zur Erziehung anvertraut worden. Dagegen weiß man von seiner Amtsführung in den österreichischen Vorlanden nur das Schlimmste zu erzählen, daß er nämlich in seiner Jugend schlechter Streiche wegen habe die Heimath fliehen müssen und daher sich nach Burgund gewendet habe. Groß war darüber der Schrecken in den Vorlanden, daß ihm die Statthalterschaft geworden. Nur der Adel frohlockte, denn er glaubte einen Rächer zu finden für die vielen von den Schweizern erlittenen Unbilden und Gewaltthaten. Die Freude war aber von kurzer Dauer. Der kühne Karl, die Wichtigkeit des Pfandlandes gar wohl erkennend, dachte so wenig an Krieg mit den Schweizern, als daß jemals der Verschwender Sigismund das Pfand würde einlösen können. Um jedoch des Landes sich bedienen zu können, wollte er vor Allem burgundische Verfassung darin einführen. Zu Ensisheim bestellte er einen Gerichtshof, 1469, unter dessen zwölf Beisitzern sich auch Peter's Bruder, Stephan von Hagenbach, befand. Dergleichen an sich bedenkliche Neuerung misfiel am meisten den Mächtigen im Lande, die ohnehin schon mit Misvergnügen des Herzogs friedliche Haltung zu den gehaßten Nachbarn ertrugen. Einzelne Edelleute, der Graf von Lupfen, Eptingen, Heudorf, suchten bereits durch Plackereien die Schweizer herauszuforderen, dergleichen z. B. das Niederwerfen von Kaufleuten; dazu kam, daß Hagenbach durch Dietrich von Hasbain, den Voigt zu Laufenburg in der Herrschaft Schenkenberg, die unbezweifelt österreichisches Eigenthum und nur durch Usurpation an Bern gekommen war, burgundische Fahnen aufstecken ließ. So war denn die Einleitung getroffen zu offenem Bruch mit den mächtigen Nachbarn; zu Tann, den 3. Jan. 1474, traf Herzog Karl Abgeordnete der Stadt Bern, die ihm klagten, es habe Bilgeri von Heudorf in seinem Dienste und auf seinem Boden beigelegte Feindseligkeiten erneuert. Es habe der Landvoigt von Hagenbach die Mühlhäuser einerseits aller Gefälle und einzunehmenden Zinsen, ja des freien Handels beraubt, und andererseits ihre Passivschulden mit unerbittlicher Strenge eingefordert. Sie, gewiß, daß über der Schweizer Vorstellungen der Herzog nur ungünstig berichtet worden, empfehlen seiner Billigkeit eine Stadt, welche, ihnen bundesverwandt, unter seines Freundes, des Pfalzgrafen, Schirm stehe; sie bedürfe nur einiger Frist. Endlich bitten sie, daß dem Landvoigt seine schmachvollen Drohungen wider die Schweiz untersagt werden. Karl empfing die Gesandten mit Kälte; das Niederknien wurde nicht nachgesehen, nicht abgekürzt; sie sollten ihm nachreiten, meinte der Herzog. Von Dijon zogen sie ohne Antwort heim. Den einen Punkt betreffend, heißt es in dem constanzer Abschied 1473: „Hagenbach wöllt nit um 1000 Guldin, daß Herr Bilgeri die Knecht in sines Herrn Land gevangen hett. Er habe überall befohlen, den Eidgenossen khein bös Wort zu geben; sin Herr werd dazu tun, daß die Sach guetlich abweg kämen." In der Landvoigtei selbst ergab sich bereits eine bedrohliche Gährung, zumal nachdem Hagenbach hinsichtlich der verpfändeten Kammergüter die Briefe hatte untersuchen lassen, und er drohte, die unbefugten Besitzer aus ihren Schlössern zu vertreiben. — Hagenbach, das Dorf mit dem zerstörten Schlosse, liegt bei Damerkirch an der in die Ill sich ergießenden Larg, die für eine kurze Strecke, doch nicht genau, die Grenze zwischen der Grafschaft Pfirt und dem Hochstifte Basel zeichnet. Das davon benannte Geschlecht bestand seit dem Anfange des 15. Jahrh. in zwei Linien. Der einen, nachdem sie der neuen Lehre sich zugewendet, hat derselben in der Person von Johann Leopold einen standhaften Bekenner gegeben. Es ist derselbe als des Zweigs letzter Mann im J. 1705 gestorben. Die andere Linie stammt ab von Hagenbach, dem Vater Stephan's, dessen Söhne der berufene Peter und Stephan von Hagenbach waren. Johann Christoph war 1584 der Erzherzoge Landvoigt zu Castelberg, Schwarzenberg und Kürnberg und es hat ein Gutsnachbar, der von Mörsberg, ihm 1580 Bawiler und Nieder-Sept, Dorf und Schloß, sämmtlich in der Herrschaft Befort gelegen, überlassen. Sept fiel nachmals in Folge der Lehengemeinschaft an die von Landenberg. Jacob Joseph Ignaz Freiherr von Hagenbach, Teutschordens Ritter und in Kaiser Karl's VI. Dienst Oberstlieutenant bei Harrach Infanterie, schlug 1739 die Türken von der festen Schanze Perischau in der Walachei. Desselben Regiments (Nr. 47) Oberst, bei Mollwitz und bei Chotusicz verwundet, wurde er den 6. Juni 1742 Generalmajor. Im April 1744 zum Untercommandanten in Freiburg ernannt, führte er noch zu rechter Zeit, Ausgang August, der von den Franzosen bedrohten Festung einige tausend Mann, darunter 50 Artilleristen, zu, wie denn auch ihm vornehmlich die

Ehre von der tapfern Vertheidigung gebührt. Nach dem von dem commandirenden General von Damnitz geschlossenen Accord sollte die Garnison mit allen Ehrenzeichen ausziehen, wenn nach verflossenem 15tägigen Stillstande die Schlösser sich ebenfalls ergeben würden. Wo aber diese ihre Gegenwehr fortsetzten, sollte die Besatzung der Stadt sich gefangen geben. In der Zeit aber, wo diese Capitulation zu Stande gebracht wurde, fanden die Franzosen Mittel und Wege, Meister von dem Predigerthore zu werden. Der Vicecommandant von Hagenbach, als er dieses merkte, schickte drei Bataillons von der Stadtgarnison in die Schlösser. Die Franzosen erfuhren dieses, beschuldigten die Teutschen einer Untreue und wollten nachher, da sie schon Meister von einem Thore waren, an keine Capitulation mehr gebunden sein; bestanden also darauf, daß sie alle zu Kriegsgefangenen sich ergeben sollten, ungeachtet die Königin, der Stadt zu schonen, die Uebergabe der Schlösser bewilligte. Den 28., 29. und 30. Nov. 1744 ist demnach der Auszug und die Transportirung der Teutschen in das Elsaß geschehen. Wie es für solche Fälle hergebracht, wurde das Verdienst dieser sechswöchentlichen Vertheidigung gegen eine Artillerie, dergleichen man noch nicht gesehen, dem commandirenden General zugeschrieben, „da doch die tapfere Vertheidigung," heißt es in den Dresdener gelehrten Anzeigen 1756. S. 549, „vom General von Hagenbach lediglich herrührte. Dieser trieb seine Sorgfalt so weit, daß, als der König von Frankreich die Festung zur Uebergabe ermahnen ließ, er die ältesten gemeinen Soldaten von jeder Compagnie zusammenberief und sie anredete: Meine lieben Söhne! höret den Antrag eines großen Königs, unseres Feindes. Wollet ihr das Gewehr strecken und mich im Stiche lassen, oder euch mit mir wehren? Darauf erfolgte die Antwort: Wir wollen mit unserm Vater Hagenbach leben und sterben. Dem König wurde darauf zur Antwort gegeben: Er bedaure sehr, daß der Willensmeinung eines so großen Königs er zu gehorsamen sich außer Stand befände! Se. Maj. würden erleuchtest ermessen, daß er dasjenige, was seine allergnädigste Königin ihm mit anvertrauet hätte, nicht weggeben könne! Der Virgilius klagte: Hos ego versiculos feci, tulit alter honores." Im Januar 1745 erhielt Hagenbach, obschon es sich mit seiner Auswechselung bis in den Mai n. J. verzog, das Regiment, welches der Feldmarschall Olivier Wallis gehabt. Er focht bei Hohen-Friedberg, wurde bei Soor verwundet, kam hierauf in Sachsen und 1746 am Oberrhein zu stehen. Seit 1748 Inhaber des vormaligen Regiments Roth, Infanterie Nr. 22, erhielt er 1752 die Teutschordens-Comthurei Meinau im Bodensee. Den 29. Juni 1754 wurde er Feldmarschall-Lieutenant. Er starb im December 1756, unbezweifelt der letzte Mann seines Geschlechts. — Peter von Hagenbach, in der Todesnoth, hoffte auf den Herzog von Burgund als seinen Rächer. Nolite sperare in principibus, in filiis hominum, in quibus non est salus, spricht der Psalmist. Wie sehr auch Karl den Tod Hagenbach's, den er geliebt, welcher allein ihm gelebt, lebend und sterbend auf ihn sich verlassend, beklagte, die Rache für so unerhörte Beleidigung mußte verschoben werden. Er hatte zu tief in die cölnische Stiftsfehde sich eingelassen, mittels deren er den Kaiser vom Throne zu stoßen hoffen mochte, deren Wichtigkeit auch für den Beherrscher der Niederlande nicht zu verkennen. Er begnügte sich, ein starkes Reitergeschwader und einiges Fußvolk aus Hochburgund den Befehlen Stephan's von Hagenbach zu untergeben, auf daß dieser an den Mördern seines Bruders Blutrache suche. Dies führte im halben August zu einem verheerenden Einfalle in den Sundgau. Damerkirch und gegen 50 Dörfer wurden ausgeraubt und verbrannt, der kriegslustigen, an Frankreich verkauften Partei in Bern das erwünschteste Ereigniß, von dessen Folgen weiter unten, gleich nach dem cölnischen Kriege, gehandelt wird.

Erzbischof Dietrich II. von Cöln, des Stammes der Grafen von Mörs, starb zu Zons auf der Burg den 13. Febr. 1463 und die mühsam verhaltene Unzufriedenheit wegen der unglücklichen Lage des Landes kam sofort zum Ausbruch. Eine unerhörte Schuldenlast, großentheils Folge des verderblichen soester Krieges, hatte Veräußerungen und Pfandschaften ohne Maß und Ziel zur Folge gehabt; nicht nur die werthvollsten Domainen, auch die Regalien, die wichtigsten Städte und Burgen, Bonn mit dem Zoll, Neuß, Lechenich, Zülpich, Brühl, Nürburg, Altenahr, Andernach, Zons mit dem Zoll, Linz mit dem Zoll, Kempen, Kaiserswerth mit dem Zoll, befanden sich in den Händen wucherischer Gläubiger, alle Quellen des öffentlichen Einkommens waren versiegt. Die Heilung solcher Schäden zu suchen, ihre Erneuerung für die Zukunft zu verhüten, errichteten gleich nach Dietrich's Ableben Domcapitel, Grafen, Ritterschaft und Städte die Landesunion oder Vereinigung vom 26. März 1463 und haben dieselbe besiegelt Domdechant und Domcapitel, Graf Hermann von Sayn, Graf Wilhelm von Virnenburg, der Herr von Reifferscheid, Graf Friedrich von Wied, Gerlach von Isenburg, Hermann von Rennenberg, die Burggrafen Dietrich und Peter von Rheineck, Johann von Gymnich, Lutter Quad zu Landskron, Heinrich von Drachenfels, Edmund Beissel von Gymnich, Wilhelm von Orsbeck zu Olbrück, Gerlach von Braunsberg, Friedrich von Röndorf, Karl von Meternich, die Deputirten der Städte Bonn, Andernach, Neuß, Ahrweiler, Linz, Kaiserswerth, Zons, Uerdingen, Kempen, Rheinbach, Zülpich und Lechenich.

Laut den Bestimmungen dieser Union soll ein künftiger Erzbischof zuvörderst dieselbe beschwören und dann erst die Huldigung empfangen. Dem Erzbischof wird auferlegt, ein geistliches Gericht zu bestellen, wo es fromm und gerecht zugeht, ehrbare Officiale, Advocaten u. s. w. walten, damit Armen und Reichen unverzüglich Recht angedeihe. Processe darf der Landesherr weder evociren noch aufschieben. Auch die weltlichen Gerichte sollen so bestellt werden, daß Arme und Reiche ihr Recht finden, und soll fürder weder der Herr noch sein Amtmann eine Verlängerung stattfinden lassen. Es soll eine Revision der bestehenden Rechte vorgenommen und das als zweckmäßig Anerkannte verzeichnet werden. In An-

sehung der westfälischen Gerichte soll kein erzstiftiger Untersasse den anderen dahin laden, es sei denn, daß ihm von dem Herrn oder Gericht, darunter er gesessen, das Recht verzögert oder verweigert werde. Bei seinem Regierungsantritte soll der jedesmalige Erzbischof geloben, daß er Grafen, Freiherren, Ritterschaft, Städte und gemeine Landschaft bei ihren Freiheiten, Rechten, Privilegien und altem Herkommen halten und lassen werde. Ein zukünftiger Herr soll keinen Krieg beschließen oder anfangen dürfen ohne Wissen und Willen des Capitels und gesammter Landschaft. Auch soll es ihm nicht zustehen, Hab, Gut und Leib der Untersassen des Stiftes zu verschreiben, weil durch solche Verschreibungen demselben häufig schwerer Schaden erwachse. Er soll die Ritterschaft und Edelleute bei ihrer alten Zollfreiheit erhalten, und ihre Güter zu Wasser und zu Lande zollfrei und ungehindert gegen Vorzeigung von Brief und Siegel folgen und fahren lassen. Kaiserswerth, Fredeburg und Bilstein sollen bei dem Erzstift erhalten und besagte Schlösser stets mit guten cölnischen Leuten besetzt werden. Ein zukünftiger Herr soll keine Landesschulden machen ohne Wissen und Willen des Capitels. Wenn das Capitel oder die Majorität einen Herrn gewählt hat und Jemand innerhalb oder außerhalb des Erzstiftes Zwietracht in der Kur oder Uneinigkeit in dem Stifte erregen wollte, sollen Herren, Ritterschaft, Städte und die ganze Landschaft dem gewählten Herrn Gehorsam leisten, und jeder nach seiner Pflicht denselben bei dem Stifte zu erhalten suchen. Wenn der Gewählte ein weltlicher Herr ist, soll er von der Stunde der Confirmation an Priester werden und sich consecriren lassen. Wenn das Capitel in geistlichen oder weltlichen Dingen es nöthig oder nützlich findet, Herren, Ritterschaft und Städte zu sich zu bescheiden, mag es dieses ohne Einspruch des Landesherrn thun, und soll die Landschaft ihm gehorchen. Dagegen wenn Herren, Ritterschaft und Städte sämmtlich oder insonderheit von dem Capitel um redlicher Ursachen willen eine Zusammenkunft mit ihm begehren, so soll das Capitel dieselbe nicht verweigern; im Fall es dieselbe dennoch verweigerte, so soll der Erbmarschall Macht haben, eine Zusammenkunft zu veranstalten, er sich auch dessen nicht weigern noch zögern. Der Erzbischof soll einen statthaften Rath von geistlichen und weltlichen Personen um sich haben, doch so, daß keiner der geistlichen Herren ein Dechant sei, den Dombechant allein ausgenommen. Bei diesem Rathe müssen stets zwei Herren vom Capitel sitzen. Kein Edelmann oder stiftiger Untersasse soll dem anderen durch Fehde, Raub, Brand oder Gewalt Schaden zufügen. Weder ein künftiger Herr noch seine Amtleute, keiner überhaupt, sollen das Stift oder seine Untersassen befehden, berauben, brennen oder mit Gewalt beschädigen, und dem, der den Frieden nicht hielte, sollen der Herr oder die Amtleute im Stifte kein Geleit geben, vielmehr das gegebene aufkündigen. Ein zukünftiger Herr soll alle Briefe und Siegel zu halten verpflichtet sein, die seine Vorfahren und das Capitel zusammen gegeben und besiegelt haben, und die ein zukünftiger Herr und sein Capitel geben werden, oder die unser seliger Herr dem Capitel gegeben hat und die ein zukünftiger Herr dem Capitel geben wird. Und wenn Jemand des Erzstiftes Bürge geworden ist für unsere seligen Herren, oder der Herr ihm selbst schuldig wäre, so soll der Herr solche Schuld anerkennen und die Bürgen der Bürgschaft entheben, doch also, daß solches ferner nicht ohne Wissen und Willen des Capitels geschehe. Sollte ein zukünftiger Herr, oder die Seinigen, gegen diese Punkte handeln, und sein Capitel ihn und die Seinigen vergebens um Abstellung ersucht haben, so mag das Capitel Herren, Ritterschaft, Städte und gemeine Landschaft zusammen oder insbesondere bescheiden und sollen diese denn auch dem Capitel folgen. Und wenn dann der Herr jenes nicht abstellte und dasjenige hielt, was er gelobt und geschworen, so sollen Herren, Ritterschaft, Städte, Amtleute und gemeine Landschaft bei dem Capitel bleiben und diesem gehorsamen, und nicht dem Herrn noch den Seinigen, bis der Herr hält und thut, was er gelobt, geschworen und unterschrieben hat. Auf diese Bedingung sollen auch die Amtleute sowol als die Landschaft huldigen und geloben, und anders nicht. Zur Aufrechthaltung des Ganzen und zur Wahrnehmung der Rechte jedes Einzelnen sollen bestimmte Landtage und Städteversammlungen, wozu jede Stadt ihre Deputirten zu schicken hat, angesetzt werden. Allen diesen berathenden Versammlungen soll ein Syndicus beiwohnen, der die Rechte und Privilegien jeder einzelnen Stadt und jedes einzelnen Ritters wahrzunehmen hat. Im Ganzen eine Nachbildung des trierischen Vereins von 1456, ist gleich diesem solche Union merkwürdig durch die in allen ihren Bestimmungen sich aussprechenden Unabhängigkeitsgelüste. Einem künftigen Regenten mußte sie eine unerschöpfliche Quelle von Streithändeln und Widerwärtigkeiten werden.

Deshalb scheint auch für diesmal die cölnische Inful keineswegs wie in vorigen Zeiten der Gegenstand eifriger Bewerbung geworden zu sein. Als der einzige Candidat wird genannt ein jüngerer Sohn des Pfalzgrafen Ludwig III.; Prinz Ruprecht, zeither Dompropst zu Würzburg, ward einträchtig zum Erzbischof erwählt „mit großer Ehre und Würdigkeit den Donnerstag vor Palmarum den 30. März. Und ward gegen 10 Uhr in dem Dom auf den hohen Altar gesetzt. Item das Capitel hat den Rath von Cöln bitten lassen, daß sie gemeinlich um 7 Uhr in den Dom kämen und die Messe hörten von dem heiligen Geist; diese sang der Weihbischof. Und die Bürger standen in ihrem Harnisch, deren waren wol sechshundert und wahrten den Dom, daß da kein Unglück entstehe. Und da war mancher Graf und Edelmann und Stadt aus dem Stifte von Cöln in dem Dome, und Bischof Rupert ward ehrlich von der Ritterschaft empfangen. Und der Bischof nahm den meisten Theil der Ritterschaft, die ihm folgen wollte, in die Trankgasse mit sich in den Hof und that ihnen sehr gütlich." Hingegen ergaben sich in Bezug auf die Bestätigung des Erwählten bedeutende Hindernisse. Papst Pius II. fand einiges Bedenken, zu der Erhöhung

eines Bruders des Pfalzgrafen Friedrich, den er als den entschiedenen Gegner der römischen Kirche und des Kaisers Friedrich IV. betrachtete, zu wirken. Er verweigerte die Bestätigung und das Pallium, welche zu verdienen Ruprecht sich bemühen müsse, indem er den Zwist um die mainzer Inful, dem heiligen Vater ein Gegenstand bittern Kummers, ausgleichen helfe. Das oder Aehnliches scheint den cölnischen Deputirten beigebracht worden zu sein, denn durch Urkunde vom Donnerstag nach Quasimodogeniti 1463 verpflichtet sich Ruprecht gegen Adolf von Nassau, ihm die Ausfertigung eines vorläufigen Vergleichs und dessen Ratification durch den Pfalzgrafen zu überliefern bei Verlust seines Unrechtes zu dem Erzstift Cöln, und es wird in der Urkunde ausdrücklich gemeldet, daß der Pfalzgraf die Vermittelung seines Bruders angenommen habe, „auf daß unser heiligster Vater der Papst desto geneigter werde, den genannten unsern Bruder von Cöln zu bestätigen." Die erste Frucht von Ruprecht's Bemühungen war ein Waffenstillstand vom Sonntag Misericordia bis Martini 1463. Dem folgte die Rechtung zwischen den beiden Erzbischöfen von Mainz, geschehen auf Simonis und Judä 1463, und dem erfolgreichen Streben des Friedensstifters hat Papst Pius seine Anerkennung nicht versagen können. „In dem J. 1464 auf Unser Lieben Frauen Tag Asumptionis wurde erst dem Bischof Ruprecht seine Confirmation und sein Pallium gebracht. Und wurde auf denselben Tag in den Dom getragen und ehrlich empfangen von den Domherren und allen Collegien in Cöln, und die Confirmation ward gelesen, und das Pallium legt man auf den hohen Altar, da es ein jeglicher sehen mocht und küssen. Und die Herren sangen die hohe Messe und dankten Gott, daß man es so friedlich erhalten hatte."

Minder friedlich gestalteten sich die Dinge in den Gebieten des Erzstiftes. Ruprecht fand, wie schon angedeutet, ein in der Auflösung begriffenes Land und auch nicht die geringsten Mittel, dem Uebel abzuhelfen. Von dem ganzen Reichthum des Stiftes war ihm, nebst dem Schlosse Poppelsdorf, ein Einkommen von 2000 Goldgulden geblieben, sodaß er, der junge, durch seine vornehme Herkunft an eine glänzende Lebensart gewöhnte Fürst kaum für seine Person bestehen konnte, zumal er, wenn anders begründet die Behauptung des Magnum Chronicon Belgicum, leichtsinnig, der Jagd und dem Vogelfang übermäßig ergeben, überhaupt nicht geeignet für die hohe kirchliche Würde. In seinen wachsenden Verlegenheiten suchte der Fürst Hilfe bei dem Domcapitel, bei den Landständen; er wurde lediglich auf die Bestimmungen der Union, wie er sie am 31. März 1463 beschworen hatte, verwiesen. Auch dem Bruder, dem streitbaren und siegreichen Friedrich, klagte Ruprecht seine Noth, und derselbe kam im J. 1466 nach Cöln, um eine Verständigung zu suchen, die des Erzbischofs Lage wenigstens erträglich mache. Sie war nicht zu erreichen, aber Friedrich, der die Dinge in der Nähe gesehen hatte, appellirte an die ultima ratio regum, und schickte, sie durchzusetzen und die Pfandherren zur Rechenschaft zu nöthigen, seinem Bruder eines der Reitergeschwader, die er sich erzogen, die sogenannten Böcke, von dem von Ruissenbach (Reuschenberg?) befehligt. „In derselben Zeit tagten Bischof Rupert und die Pfandherren unter einander, aber die Pfandherren wollten dem Bischof Nichts geben. Der Bischof hat auch nicht viel Willens und zu verzehren von dem Stift. Da sandte ihm der Pfalzgraf Herzog Friedrich Victualien und Reiter, die hießen die Böcke und Steigers, und dieselben gewannen Kaiserswerth, Linn, Nürburg, Rheinbach und andere Städte und Schlösser. Und diese löste der Bischof wiederum mit wenig Geld, die sein Vorfahr und ein Capitel von dem Dom versetzt und Siegel und Briefe darüber gegeben hatten. Und dieselben Böcke hätten gern mehr Wunderswerthes betrieben. Aber da bereiteten sich die anderen Pfandherren und kleideten sich und ihre Knechte mit gestickten Wölfen auf den Mauwen (Aermeln), und also begannen die Böcke und die Wölfe sich wohl zu stoßen. In dem J. 1469 auf den dreizehnten Abends begegneten sich Bischof Ruprecht's Freunde und der Herr von Virnenburg und Junker Wilhelm Graf von Blankenheim mit andern von der Pfandherren Partei. Und wann des Bischofs Leute nicht Bescheid und Kundschaft von dem Widerpart erhalten konnten, gaben sie sich mit ihnen in eine Mengung (mêlée), und des Bischofs Diener erstachen den Grafen mit einem Schwerte durch seinen Hals, mit seiner Diener drei oder vier, und dies geschah bei Wichtnich, und da ging den Pfandherren ein groß Haupt ab. Da verbanden sich die Pfandherren mit dem Herzog von Cleve, und der Bischof ward Helfer des Herzogs von Geldern wider den von Cleve. In demselben Jahre war einer von den Pfandherren, genannt Junker Johann von Palant, der hatte einen zu Pfand von dem Domcapitel und von dem Bischof den Brühl, das Schloß und die Stadt, und er bekam fast zu streiten, und Hilfe über die Domherren und den Bischof, und ritten aus dem Brühl und ein, und brannten und raubten das Stift von Cöln daraus an vielen Enden. In demselben Jahre in aller Heiligen Monat kam Bischof Rupert in das Städtchen Brühl mit seinen Helfern, mit Namen Junker Friedrich von Sombreffe und anderen. Und gewannen das Städtchen ohne das Schloß, und fingen Junker Johann von Palant, dem das Schloß und die Stadt versetzt war, und andere mehr, und führten die gefänglich zu Poppelsdorf, zu Godesberg und zu Rolandseck. Und zu derselben Zeit waren noch binnen dem Brühl Hr. Clas von Drachenfels, Hr. Gerlach von Breidbach mit ihren Dienern, und kamen auf die Burg daselbst, und behielten das Schloß bis in die Fasten. In der Fasten erhält Bischof Ruprecht von Baiern den Brühl von Johann von Palant, den der Bischof gefangen hatte. Und der Bischof hatte davor gelegen mit seinen Freunden und Landschaft von St. Martins-Tag bis auf den Sonntag Invocavit in der Fasten, und ward da aufgegeben." Noch war der Erzbischof vor Brühl beschäftigt, und es traf um die Fastnacht 1469 sein

Bruder, der Pfalzgraf, bei ihm ein. „Der Pfalzgraf zerstörte zwei Schlösser, Bedburg und Hackenbruch bei Zons, die des von Neuenar waren, der dem Bischof widerwärtig, und ging so glücklich, daß solche Eroberung mehr Gott, denn der menschlichen Hilfe zu danken ist; der Pfalzgraf führte viel mächtiges Geschütz in das Land, das wenig gebraucht ward, und er fiel in die Wucherer und gewann so mit Nöthen, so mit Drohen und gütlichem Drohen vor und nach zu des Bischofs Händen und Gewalt, Bonn die Stadt und Zoll, Neuß, Lechenich, Stadt und Schloß, Zülpich, Brühl, Nürburg, das Schloß, Altenar, das Schloß, Rheinbach, Schloß und Zoll, die Hart, das Schloß, Andernach, Rolandseck, das Schloß, Gudenau, das Schloß, Zons, Schloß, Stadt, Zoll, Linn, Schloß und Stadt, Kempen, Stadt und Schloß, Erprath, das Schloß, Godesberg, das Schloß, Kaiserswerth, Stadt, Schloß, Zoll, Neersen, das Schloß, Padberg, das Schloß, Hirschberg, das Schloß, und andere mehr, die er auf diese Zeit in Händen hat. Und dem Pfalzgrafen ward eingegeben und verschrieben Kaiserswerth für seine Kriegskosten im Belauf von 35,000 Gulden, welche aber nach etlichen Jahren wieder abgetragen wurden." Vollständig beruhigt schienen die Kurlande, nachdem auch Alfter, die Burg, durch die Kurfürstlichen eingeäschert wurde.

Aber die depossedirten Pfandherren zählten im Domcapitel, unter Grafen und Rittern, der Vettern, der Freunde nicht wenig, und diese erzeigten sich ungemein geschäftig, Feindschaft zu erwecken dem Unterdrücker ihrer Freunde. Im Domcapitel bildete sich eine dem Kurfürsten höchst auffässige Opposition, der auch mehre Städte sich anschlossen. „In den Jahren unseres Herrn 1472 ward Bischof Rupert mit seinem Domcapitel sehr uneins, und der Bischof ließ den Domherren alle ihre Güter außerhalb Cöln meistentheils nehmen, sodaß sie wenig genießen mochten. Und der Bischof nahm den Domherren zu Unkel, zu Breidbach, zu Walberberg all ihren Wein, des fast viel war, und führte den in sein Schloß. In demselben Jahr gebot Bischof Rupert der Pfaffschaft in dem Stifte und Kreise von Cöln, daß sie zu Bonn sollten kommen des Montags nach Invocavit, um den Send allda zu halten und zu verkündigen, das noch nicht viel gesehen noch gehört war, der allwege zu Cöln eine sehr lange Zeit von Jahren gehalten wurde. In denselben Jahren waren drei Mann dazu gemacht, daß sie die Stadt Neuß verrathen und liefern sollten an Bischof Rupert. Einer war genannt Wessell von Düren, der andere Friedrich Schouff und der dritte Erhard Bock, und hatten fast Geld und Verschreibungen von dem Bischof darauf empfangen. Und deren einer, genannt Wessell, kam zu Neuß und offenbarte das dem Rath und warnte sie, nahm auch Geld von denen von Neuß, und verrieth die andern zwei, und sagte ihnen, daß sie Acht darauf hätten, sie sollten solches wahr finden. Dies war verhaßt zu Cöln, sodaß die zwei in den neußer Nachen gegangen waren, und wollten nach Neuß zu fahren. Und als das Schiff unter Zons war kommen, da hatten die von Neuß ihre Bürger bestellt auf dem Lande des Rheins zu beiden Seiten, daß der zwei keiner ihnen entkommen möchte oder lassen aussetzen. Diese Schickung und Ordnung der Bürger von Neuß verwunderte die zwei in dem Schiffe sehr. Und als das Schiff zu Neuß ankam und die zwei auf das Land kamen, da fingen die von Neuß sie, und führten sie gefänglich nach Neuß. Und sie bekannten, daß der Aufsatz also wäre, als ihnen Wessell gesagt hatte, und wurde auf den dritten Tag darnach den beiden, Erhard Bock und Friedrich Schouff, zu Neuß auf dem Markte die Köpfe abgeschlagen und darnach geviertheilt, darum der Bischof sich sehr erzürnte."

Die Neußer hatten ihre dem Erzbischofe feindliche Stimmung zuerst gelegentlich des Bündnisses mit Geldern offenbart. Andernach, Bonn, Linz, Rheinberg, Kempen und Ahrweiler unterschrieben, Neuß war dafür nicht zu gewinnen, versagte sogar dem Volke, womit Ruprecht denen von Geldern bei der Belagerung von Wachtendonk Beistand zu leisten gesonnen, den Durchzug. Kurfürst Friedrich von der Pfalz, inmitten der vielfältigen Händel der Noth seines Bruders keineswegs vergessend, wurde zumal besorgt, als er die Städte Cöln, Bonn und Neuß von der Bewegung ergriffen sah. Der Gefahr eines allgemeinen Aufstandes vorzubeugen, ließ er auf Unterhandlungen sich ein. „In demselben Jahre 1472 um St. Johanns-Tag Baptisten ward ein Bischof von Worms, Herr Wolff von Dalberg, nach Cöln geschickt wegen des Pfalzgrafen, um zwischen Domcapitel und Bischof zu unterhandeln, und da sie wiederum abfahren sollten, und kamen anf die Gegenseite von Rodenkirchen an die Weiden, da hatten etliche einen Aufsatz gemacht auf Ingeburg derjenigen, die dem Bischof ungünstig waren, und kamen mit einem Schiff herabgetrieben an dieser Herren Schiff, mit Armbrüsten und andern Gewehren, und fingen den Bischof von Worms, Herrn Wolff von Dalberg und des Bischofs von Cöln Siegler und führten sie ans Land, und fanden viel Guts bei ihnen, und hatten da ihre Pferde, und führten die Herren gefänglich hinweg. Sie fingen auch in demselbrn Schiff den Weihbischof von Cöln, den Abt von Deuz und noch sonst Andere, denen gaben sie Tag."

Bevor noch in dieser Weise die Unterhandlungen sich zerschlugen, hatten die von Neuß nach Rom und Wien berichtet, des Kaisers und des Papstes Wappen den Stadtthoren angeheftet, und sich unter den unmittelbaren Schutz der beiden Häupter der Christenheit begeben. Auf des Domcapitels Betrieb aber wurde am Montag nach Laetare 1473 eine Landesvereinigung errichtet, worin, auf den Grund, daß die Stände des Erzstiftes seit langer Zeit von Ruprecht vielfältig belästigt, gewaltsam überfallen und übermäßig beschwert worden, dem Erzbischof der Gehorsam aufgekündigt und als alleinige Obrigkeit das Domcapitel anerkannt wurde. Hierauf hat das Domcapitel sich ganz und gar von Ruprecht losgesagt, demselben jedoch eine anständige Pension verheißend, und zu seinem Hauptmann, Beschirmer und des Stiftes Verweser einen der Capitularen, den Land-

grafen Hermann von Hessen, Propst zu U. Lieben Frauen in Aachen und zu St. Gereon, erwählt. Hermann empfing zu Hildesheim die Botschaft von der auf ihn gefallenen Wahl, denn wiewol er von Anfang an das Haupt, die Seele der Opposition gewesen, hatte er stets Sorge getragen, ein gewisses Halbdunkel um sich zu erhalten, und daher, als die Stunde der Entscheidung sich näherte, einen Abstecher nach den braunschweigischen Landen gemacht. In der Ferne aber unterließ er keineswegs die Bewegungen zu fördern, und den Eindruck, den seine Künste, seine Herablassung und Thätigkeit auf des Stiftes Insassen gemacht, zu benutzen.

Sofort auf die Nachricht von seiner Wahl wurde ihm von den Bürgern zu Bonn und Andernach gehuldigt. „Item nicht lange darnach thät Landgraf Hermann Donnerbüchsen und ander Geräthschaft aus seinem Lande kommen lassen, und zog mit seinen und des Stiftes Freunden vor Poppelsdorf. Bischof Ruprecht's Freunde waren auf der Burg und wehrten sich sehr, aber zuletzt gaben sie die Burg auf, behältlich Leibs und Guts. Und auf der Burg war viel Bereitschaft von Proviant, Büchsen und anders. In demselben Jahre 1473 hatten die von Linz neue Gelöbniß und Huldigung gethan, den Domherren und ihren Freunden bei ihnen in der Vereinigung zu bleiben. Aber sehr bald darnach fielen sie ab, und ließen Bischof Rupert's Freunde wiederum ein, und Bischof Rupert behielt Linz, und ließ da seinem Zöllner sagen, und gebot, daß alle Schiffleute, die dahin kämen, mußten doppelten Zoll geben, nämlich den Zoll von Bonn und auch von Linz, und dennoch mußte man zu Bonn verzollen. Im November brachte Landgraf Heinrich von Hessen, Hermann's Bruder, ein groß Volk mit Geräthschaft und wollte Linz belagern um des doppelten Zolles willen. So hatten die von Linz einen Wald verhauen und Landwehrungen gemacht, sodaß sie sonder Schaden nicht überkommen konnten. Und Kaiser Friedrich, der um diese Zeit herabkam und auch nach Cöln wollte, der stellte das ab, indem er die Sache an sich nehmen wollte zu verrichten, und die Hessen zogen wieder hinter sich mit kleinem Gewinn."

„Auf St. Andreas-Tag 1473 kam Kaiser Friedrich mit seinem Sohne Maximilianus und anderen Fürsten und Herren nach Cöln zu Schiff, und ward ehrlich empfangen von der Geistlichkeit, beide von Pfaffen und von Mönchen als mit Kreuzen und Fahnen, desgleichen von dem Rathe und den Bürgern, und ward geleitet in den Dom. Da ließ man ihn sehen die heiligen drei Könige, und ging fort in den Chor, und lag da so lange auf seinen Knien, als man sang **Te Deum laudamus**, und darauf sang der Weihbischof eine Collecte, und ward darnach von unsern Herren in des Bischofs Hof in der Trankgasse geleitet. It. des ersten Tags darnach war **prima Decembris**, schenkte die Stadt Cöln dem Kaiser 10 Stück Weins, 10 schöne Ochsen, 10 Wagen mit Hafer, und auf jedem Wagen 10 Malter und das macht 100 Malter, 6 Tonnen mit Fischen, schöne Karpfen und andere Fische. Und waren alle die Geschenke bezeichnet mit der Stadt Wappen, als der Wein vor den Böden, die Ochsen vor den Häuptern, der Hafer vor den Säcken, die Fische vor den Tonnen. It. Landgraf Hermann kam zu dem Kaiser sehr kurz und hatte gegen 600 wohlgewappneter Mann zu Pferde und er blieb vom Lager aus bei dem Kaiser, die Reisigen zogen nach Bonn. It. auf Sonntag nach St. Lucien-Tag schenkte die Stadt Cöln dem Kaiser ein schön Trinkfaß, wiegend mehr denn 20 Mark Silbers, innen und außen vergoldet, und darin zweitausend Gulden. It. des Kaisers Sohn Maximilianus ein Paar schöner Kannen und darin sechshundert Gulden. It. dem Bischof von Mainz einen vergoldeten Becher und hundert Gulden darin. It. in des Kaisers Kanzlei hundert Gulden. It. anderen Herren jeglichem ein Kleinod und Geld, jeglichem nach Werth. It. in dem Lager, da der Kaiser zu Cöln mit anderen Herren und seinen Freunden war, schenkte ein Rath von Cöln dem Kaiser, allen andern Fürsten, Herren, Grafen und Rittern alle Tage den Wein mit des Raths Kannen, sodaß es an Rathskannen gebrach, und sie mußten diese wiederum borgen in den Herbergen, und geben für hundert Kannen 16 Albus, und alle Tage verschenkte man nicht minder denn fünf Ohmen Weins."

„It. auf Dienstag nach Lucien schickte der Kaiser einen Legaten mit dem Bischof von Eichstätt zu dem Brühl zu Bischof Rupert, um die Sache zu schlichten zwischen ihm und dem Capitel. Aber der Bischof gab ihnen keine Antwort, denn er sendete seine Räthe des Freitags darauf nach Cöln zu dem Kaiser mit dieser Antwort, also lautend: das Capitel hätte einen Momper gekoren, so hätte er auch, und wann die an einander kämen, ließ er sie gewähren, und sein Momper sollte der Herrzog von Burgundien sein. It. des Sonntags vor Dreizehntag 1474 ließ der Rath von Cöln dem Kaiser und seinem Sohne zu Ehren einen Tanz machen auf Gürzenich, als auch der Kaiser begehrt, um die schönen Frauen zu Cöln zu besehen. Und des Kaisers Sohn, Herzog Maximilianus, hatte den ersten Tanz mit einer Jungfer von Sant Torrilhilligen (St. Ursula), und war eine von Vinstingen, und hatte vor sich tanzen nach fürstlicher Weise zwei Edelinge von seinem Hofe. Und darnach fügte der Bischof von Mainz und der Bischof von Trier, daß sich die Frauen und Jungfern mit Händen nahmen mit Paaren, wol zu 36 Paaren, und tanzten also, sonder Mann, vor dem Kaiser auf und nieder. Und man gab da Kraut (Zuckerwerk) und Wein, neu und fein. Des andern Tages nach St. Antonien-Tag zog der Kaiser von Cöln den Rhein hinauf und fuhr gen Trier."

„Des Sonntags vor Lichtmessen ward Bischof Rupert's Weihbischof, ein Doctor in der heiligen Schrift, ein Mönch vom Predigerorden, schändlich und lästerlich behandelt vor Bonn, als er dahin kam gefahren, und ward gröblich entehrt von denen, die da hielten gegen Bischof Ruprecht. Sie thäten ihm an schmählich und

bespöttlich die Weise, als man pflegt die heiligen Sacramente zu geben; sie schlugen ihn an seinen Backen, als man pflegt zu thun den Menschen, die man firmet. Sie gossen ihm Wasser über sein Haupt vor den Bischofshut ꝛc. Und nahmen ihn mit seinen Beinen und zogen ihn über den Sand und Stein an dem Ufer, und stachen ihn in seinen Leib ꝛc., und ward hinweggeführt, doch ward er wieder frei gegeben, und das ward ihm Graf Philipp von Virnenburg. Des ersten Tags in der Fasten ward Bischof Rupert vor dem Dom aufgeschlagen und in den Bann gethan der Rentner wegen zu Cöln. Und es kam nach Cöln ein Herold des Herzogs wegen von Burgundien, der gebot, bei dem Gebot des Herrn von Burgundien, dem ganzen Stift, Städten und Dörfern, Ritterschaft, Zöllen, die vorzeiten zu dem Stift gehört hatten und abgetreten waren, daß sie sich wieder dem Stift geben, und sonderlich Bischof Rupert untergeben. Und der Herzog nannte sich einen Voigt des Stifts von Cöln. Und der Herold schlug Wappen auf binnen Cöln vor dem Saal auf dem Domhof, in der Trankgasse vor dem Hof, vor dem Burghof und anderswo, und begehrte den Herzog zu empfangen und zu halten für einen Erbvoigt zu Cöln, und gebot auch da seines Herrn wegen, daß man Bischof Rupert gehorsam sein sollte. Das man doch in keiner Weise thun wollte, was der Herzog sehr verschmähete. Und die Stadt von Cöln ward bald darnach des Herzogs Feind, und auch Bischof Rupert's, und da wurden des Herzogs Wappen mit Koth geworfen und abgerissen. Darnach begann die Stadt Söldner aufzunehmen und schrieb aus, die Sold wollten verdienen ꝛc. Also kamen aus Oberland und Westfalen ein groß Volk zu Fuße und zu Pferde, der Stadt Cöln zu dienen um ihren Sold. Ahrweiler ward belagert von Bischof Ruprecht und seinen Freunden, und lagen davor gegen drei Wochen, und mußten da mit Schanden aufbrechen. In derselben Zeit ward Königswinter auf einen Tag zweimal genommen, von denen von Bonn und Landgräfischen, von Herrn Eberhard von Aremberg, der Bischofs Rupert Capitain war, und sein Lager hatte binnen Linz mit viel Picarden, die der Herzog von Burgundien dahin gesandt hatte." Von dessen Intervention zu sprechen wird an der Zeit sein, und mag das statt meiner thun der Indiciaire des Herzogs von Burgund in dem vollen Pomp seiner Rhetorik.

„Gloire éternelle se doit vendre au souverain roi des rois, qui par singulière bonté répara l'humain lignage. Lods immortel se doit attribuer à Marcus Curtius qui, pour salvation du peuple romain, saillit au très-crude abîme. Nom de perpétuelle mémoire doit demeurer au très-noble duc Geoffroi, qui se dévêtit de son propre héritage, pour conquérir la sainte terre. Et guerdon salutaire doit obtenir pour rétribution le très-haut et très-puissant prince le duc Charles, qui différant de ses propres querelles pour augmentation du bien public, et subvenir à ses très-nobles parents, amis et alliés, souverainement au bien de paix ecclésiastique, expose aux fortunes de guerre son corps, ses sujets, et sa substance, comme il appert clairement."

„L'archevêque de Cologne, qui fut de Bavière, son cousin et allié, et frère au comte palatin, débouté de sa chaire épiscopale et cité métropolitaine, lui remontra sa doléance, et comment ceux du chapitre de Cologne vouloient avoir archevêque Herman, landgrave de Hesse, frère à Henri landgrave de Hesse, auquel favorisoient l'empereur, les archevêques de Mayence et de Trèves, Albert, marquis de Brandebourg, le duc de Saxe, le dit Henri landgrave, Evrard, comte de Wirtemberg et de Montbéliard, avec autres plusieurs grands princes et barons, et ensemble les cités impériales, villes et communautés d'Allemagne."

„Le duc Charles très-clément et pitéable, ouïe la quérimonieuse complainte de son parent, voyant que contre droit et raison, et oultre le gré de notre saint père le pape, qui l'avoit confirmé, il étoit désappointé de la dignité qu'il avoit long-temps possédé, soi confiant en Notre Seigneur et en sainte église, dont il étoit vrai champion et protecteur chevalereux, entreprit la querelle du dit archevêque son allié à l'encontre du frère du landgrave, soi disant archevêque pareillement, et à l'encontre de l'empereur, ses adhérens et favoriseurs."

„Neuss donc, ville de frontière, terre d'archevêché, refuge de malheureux, orgueil d'Allemagne, et qui plus se confioit en sa force que nulle autre, parce que jamais n'avoit été vaincue par siége, soutenoit en son clos la partie adverse de l'archevêque, car elle étoit forte à merveille, tant d'eau comme de murailles, longue de deux bons traits d'arc, mais elle est étroite à l'avenant plus à un côté qu'à l'autre, à manière d'un huysiel, adossée d'un lez d'un bras du Rhin, qui battoit aux murs, et d'une autre rivière nommée Erfft, qui passe par le duché de Juliers, avec une autre naissant de fontaine, dont mouloient deux moulins, laquelle environnoit autre partie de la ville; et toutes ensemble se rentroient au grand Rhin, courant assez loin. Pareillement étoit Neuss notablement tourrée de pierre de grès, puisamment murée de riche fermeté, haute, epaisse et renforcée de fortes braies subtilement composées de pierre et de brique, et en aucuns lieux toutes de terre, tournées à défense par mirable artifice pour repeller les assaillants; entre lesquelles et les murs y avoit certains fossés assez profonds; et de rechef étoient devant les dites braies autres grands fossés d'extrême profondeux, eimés les aucuns, et pleins d'eau à grande largesse lesquels amplectoient la ville et ses forts jusques aux rivières courantes. Quatre portes principales de pareille sorte ensemble, et aucunes poternes et saillies embellissoient et fortifioient grandement la dite clôture; car chacune

d'elles avoit en front son boulevard à manière de bastillon, grand, fort et défensable, garni de tout instrument de guerre, et souverainement de traits à poudre à planté."

„Dedans Neuss, oultre les autres édifices, étoit une très-belle église de dames, haute, élevée et de grand montre, où reposoit le corps saint Quirin, leur patron, auquel les nobles, bourgeois et manans avoient très-singulière et fervente dévotion espérans salut en son suffrage et garantie de tous meschefs. Et avec leur nouvel archevêque compétiteur au vrai pasteur, s'étoient premunis de gens très-expérimentés de la guerre, et avoient la fleur, le bruit et le choix de la chevalerie d'Allemagne, ensemble et les gentils et fins routiers concueillis en diverses marches, non pas seulement pour la tuition de leur ville, mais aussi pour donner repoulse et rompre la pointe au duc Charles, qui atournoit la bride vers Cologne pour montrez visage à l'empire."

„De cette âpre et mal amoureuse compagnie étoit principal et conducteur un très-vaillant capitaine, subtil et entreprenant, nommé Musebacque (Meisebug), qui tout engrossé de horions, et de soutenir siéges endurci, plus se délectoit en tonnerres de dures bombardes que en chansons de doues paroles, et plus prenoit appétit en cuisses de vieux chevaux, qu'en pâtés de jeunes poulets; et désiroit toujours de soi aherdre et heurtre à l'ost du duc de Bourgogne, pour tâter la pesanteur du faix dont tout le monde faisoit si grande estime. Jean de Herprode, Rembout Heyebisce, hommes de grande conduite, astucieux et cautebeux, alors bourgmestres, avoicnt le régime et police de la ville, et regard attentif sur le peuple, qui étoit comme demi gendarme, nourri en feu, en fer, en sang, en souffre et en salpêtre, bercé au cri des armes et endormi au son impétueux de serpentines, coulevrines et arquebuses, dont il étoit si juste et amesuré, qu'à deux doigts de découvert il rendoit mortelle atteinte."

„Grand amas de vivres avec la annuelle provision se faisoit dedans Neuss, laquelle de sa propre nature étoit hutineuse, arrogante, épineuse et adonnée à la guerre; et parce qu'elle aimoit le métier, elle avoit d'ancienneté deux moulins à chevaux forts et raides, pour soi aider en pestilence de siége, et diversité de bâtons défensoires et d'artillerie, pour saluer les passants et bien vegnier ses voisins, desquels elle attendoit la très-épouvantable et soudaine venue."

„Charles, très-auguste de Bourgogne, à qui nuls hideux efforts ne donnoient admiration, sentant l'adversaire capital de son cousin enveloppé en la sortie de Neuss sous les ailes de Germanie et de son aigle impérial, qui le défendoit au pied et à l'ongle, se délibéra, pour cette cause et autres qui à ce le mouvoient, d'assiéger la dite ville merveilleusement forte et inexpugnable. Si ordonna ses batailles, fit approcher ses engins; et environ l'issue du mois de juillet 1474, comme le plus preux des preux et le superexcellent de tous autres, ficha son étendard et planta puisamment son siége droit au front des Allemands, qui le pruent en grand argu; et de prime face, à un trait d'arc près de Neuss et devant la maîtresse porte, saisit une grande abbaye de chanoines réglés de l'ordre saint Augustin où il trouva partie des religieux abandonnés des autres, qui s'étoient retraits en la ville. A cette approche, ceux de Neuss ne mirent quelque obstacle le défense ni de saillir, jà-soit ce qu'ils pensoient bien que le duc y prendroit logis; car à cette cause, trois jours par avant sa venue, l'avoient voulu brûler, et le feu ne s'y voulut prendre. Si demeura saine et entière, et furent ces religieux très-joyeux d'avoir un si bon hôte, car ils y profitèrent assez."

Ueber den Marsch der Burgunder besitze ich keine Nachrichten, nur von des Herzogs Reise ist die Rede. „Le 11. juillet 1474 le duc, après avoir dîné à Malines, croyoit aller à Louvain, où la duchesse s'étoit rendue, et où il avoit ordonné son souper, mais il resta à Malines, d'où il partit le lendemain après dîner, et alla coucher à Louvain; le 13. il dîna à Louvain, et avoit ordonné son souper à Saint-Trond, mais il soupa et coucha à Tirlemont, la duchesse dîna à Tongres et soupa à Maestricht; le 14. il dîna à Tirlemont et coucha à Saint-Trond; le 15. il avoit résolu d'aller à Liége, et le dîner y avoit été apprêté, mais il en fit apprêter un autre à Saint-Trond, où il ne dîna pourtant pas, étant allé dîner, souper et coucher à Tongres; il en partit le 16. et alla à Maestricht, où la duchesse étoit depuis quatre jours; le 21. il partit de Maestricht après déjeuner, et alla avec son ost coucher en son camp près le cloître de saint Gerlac (unweit Valkenburg), où les ambassadeurs de Naples, Venise, Juliers Dannemark et autres se rendirent; il resta dans ce camp jusqu'au 25. qu'il alla coucher en son camp près Terveren: il en partit le 26. et alla camper près Linnich: il marcha avec son armée les 27., 28. et 29. et le 30. il campa près l'abbaye de Notre-dame, près la porte devant la ville de Neuss." Der Einschließung ging folgende Aufforderung vorher:

Im yersten had der Furst bestalt
Dat vur yem qwam eyn wijſſz heralt,
An Nuyſſz bracht der myt synnen kalt
Des Fursten strack gesynnen:
„Yr Burger uch sy allen kundt,
Der Printz gesynt van uch zor stundt,
As myr bevoil syns selves mundt,
Dat yr yn laist herbynnen."
„In der gestalt mach dat niet syn!"
Spraychen stracks die Nuysser syn,
„Helpen sall uns der gud sent Quiryn,
Behalden unsen wyllen.

Her Heraldt uch sy vry bekant
Wyr stayn an Paes ind Keysers hant,
Dat's offenbayr dorch all dyess Lant,
Wylt uch der reden stillen!"

Von der Stärke der Armee, welche der Herzog zu der Belagerung verwendete, hat man die übertriebensten Vorstellungen sich gemacht, von 60,000, ja von 80,000 Mann gesprochen; die Ordonnanz des Belegs der Stadt von Nuyß, wie die cölnische Chronik sie mittheilt, weiß nur von 13,200 Mann. „Der Herzog selbst lag in dem Oberkloster und hatte bei ihm diese Herren: den Herrn von Chimay, den Herrn von Humbercourt, den Hrn. von Vermaile (Peter von Luxemburg, Graf von Marle), Hrn. Jacob von Luxemburg, Hrn. Engelbrecht von Nassau, den jungen Herrn von Cleve, Junker Friedrich von Egmond. Diese Herren lagen bei dem Herzog in dem Baumgarten hinter dem Kloster, und die mit denen, die auch bei ihnen waren, waren zusammen gegen 4000, und unter denen waren 3000 zu Pferde und 1000 zu Fuß. It. an der Hamporßen lag Hr. Balduin von Lannoy, Capitain zu Zütphen, und der hatte gegen 800 Pferde und 600 zu Fuß, und waren meistentheils alle Lütticher. It. an der Zollporßen lag Hr. Reymer von Broichhusen und hatte bei sich 700 zu Pferde und 300 zu Fuß. It. vor der Niederporß an dem Rhein lagen die Lombarder, und der waren gegen 3000 zu Pferde und zu Fuß zusammen, und waren schnöde Gesellen. It. auf dem Werth lag der Hr. von Montfort und Hr. Jost von Hallovyn, und die hatten gegen 1200 Pferde und 600 zu Fuß. It. auf dem Hamm lagen die Engelschen und waren gegen 2000 stark zu Pferde und zu Fuß. Summa 13,200 Mann. It. noch waren in dem Heer Büchsenmeister mit ihren Knechten gegen 200. It. waren da Gräber, gegen 2000 armer bloßer Wichte. It. waren in dem Heer an Frauenspersonen bei 1500. It. noch waren da Pfaffen, Schreiber und bloßer Kämmerling gegen 400. It. auch hatte der Herzog geboten in allen seinen Landen männiglich bereit zu sein zu folgen mit aller Macht vor Neuß, und gab er dabei zu verstehen, daß er um des Kaisers und vieler anderen Fürsten willen besorgt wäre."

Genauer sind wol die Angaben bei Molinet, die zugleich eine Ueberschrift der verschiedenen Quartiere der Belagerer gewähren. „Le comte de Campobasso, chevalier napolitain, très-aimé du duc, fut envoyé avec plusieurs hauts barons, prudents, ingénieux, et de vif pénétrant entendement, pour impertoner les forts, et imaginer par quel moyen, à moins de perte et plus de gain, le siége pourroit prendre pied ferme et fondement durable. Et par l'ordonnance du duc, le comte, accompagné de 400 lances italiennes bien en point, à chevaux bardés, ensemble et leurs gens de pied, assiéga une porte auprès d'une chapelle de sainte Barbe, tirant au long du Rhin pour aller en Gueldre, devant laquelle étoit un boulevard grand et puissant; et là furent assises deux grosses bombardes, une bombardelle et plusieurs courtaux et serpentines. Devant l'autre porte en suivant qui donne chemin pour aller à Notre-Dame d'Aix, où étoit un merveilleux boulevard, se logea avec 200 lances italiennes et leurs gens de pied, Jacques Galiot, un très-renommé et prudent conducteur de gens d'armes, accompagné de 200 archers d'Angleterre, et joignant ce quartier fut logé un noble écuyer piémontois, nommé Jacques de Valperga, ayant charge de 50 hommes d'armes piémontois, lesquels étoient de la société du dit comte."

„A l'endroit de ladite porte, y avoit bombarde et bombardelles, accompagnée de courtaux et serpentines. Profonds tranchis et spacieux furent faits devant la muraille, afin que ceux d'un quartier pussent secourir l'autre. Et en suivant cette clôture fut logé sire Bernard de Ravenstein, capitaine de 100 lances, de 300 archers et de 300 piétons. Si l'accompagnoit un chevalier nommé Brocquehuse lequel avoit assemblé environ 200 coulévriniers du pays de Gueldre. Et en front de la porte où se prend le chemin pour aller au pays de Juliers, tint son siége sire Baudouin de Lannoy, chef et conducteur honorable de 300 lances ordinaires, de 300 archers et de 300 hommes de pied; et contenoit son entreprise du logis du seigneur Bernard jusques au chemin de ladite porte. Et Lancelot de Berlaymont, noble écuyer du pays de Hainaut, ayant charge de 50 lances et de 200 archers, parclouoit le demeurant jusques au logis du duc, parmi le bailli du roman Brabant, et d'un écuyer nommé Marbais, qui ensemble lui furent baillés pour renfort, et avoient 400 piétons, piquenaires, coulevriniers et arbalêtriers du pays de Brabant, de Namur et de Liège, lesquels à un petit pont de pierre coupèrent une rivière, où ils trouvèrent largesse de poissons, et la tournèrent vers le bois. Conséquemment, devant une grosse porte à façon de château, qui directement tire vers Cologne, furent logés un très-chevalereux et expert conducteur, messire Philippe de Poitiers seigneur de la Ferté, et Ferry de Cusance seigneur de Beauvoir; et avoient chacun 200 lances des ordonnances et 300 archers; et étoient leurs hommes d'armes de Bourgogne, et leurs archers de Picardie et de Hainaut. Là fut assise une grosse bombarde, ensemble plusieurs suites de courtaux et de serpentines. Et s'étendoit ce quartier jusques à la rivière dessusdite, venant de la duché de Juliers, passant devant l'abbaye, emprès laquelle le duc fit lever sa maison portative, et tendre ès jardins à l'environ ses pavillons, très-fraîchement armoyés de ses armes, où il se logea de sa personne, et ceux de son hôtel, lequel contenoit grand nombre de nobles gens, qui se logèrent entre le grand chemin et la rivière. Il y a coutumièrement en la maison et famille du duc de Bourgogne 40 chevaliers toujours comptés et 40 hommes d'armes conduits par quatre nobles chevaliers, sans autres

chevaliers en grande quantité, comptés par tenue d'ancienne ordonnance, et vingt écuyers de chambre. Il y a aussi 50 panetiers, 50 échansons, 50 officiers tranchants, 50 écuyers d'écurie, et chacun a son coutelier; et sont conduits par quatre chefs d'escadre. Et puis y a 50 archers de corps et deux chevaliers leurs conducteurs."

„D'autre part fut logée son artillerie et sa garde, laquelle contient 130 hommes d'armes et autant de couteliers armés, et 130 archers, qui tous ensemble sont conduits par un chevalier très-preux et exercé en armes et par quatre écuyers chefs d'escadre. Pareillement furent logés au quartier du duc princes, barons et honorables serviteurs, ses pensionnaires, qui lors l'accompagnèrent à grande multitude de serviteurs, est assavoir, monseigneur Jehan, aîné fils du duc de Clèves; le comte de Marle, chevalier de la toison d'or; le comte de Megen (Humbercourt), chevalier de la toison d'or; le comte de Joigny; le fils du comte de Rotelin (Philipp Markgraf von Hochberg, Graf von Neufchâtel, Herr von Röteln, Badenweiler, St. Georges und Ste. Croix); le neveu du duc de Gueldre; le comte d'Arran, écossois, et messire Jehan Milton, chevalier de l'hôtel du roi d'Angleterre; dont partie d'iceux qui survinrent, et autres, se logèrent aux dortoirs des moines, lesquels firent place aux religieux de Mars, qui sont d'autre profession; car par l'abus du monde et mutation de fortune de guerre, les chambres de dévotion furent changées en dérision; là où on souloit étudier enseignemens, beaux et notables, on tenoit école de jeux de dés et de table; où les repentants pleuroient grosses larmes, les hardis combattants crioient à l'assaut: aux armes! là où l'on souloit prendre aumusses et chapes blanches, pendoient salades et blancs harnois et fers de lances; et ceux qui se levoient au son de la cloche du moûtier, furent reveillés au son de la bombarde et du mortier. Ainsi fut la ville de Neuss puissamment assiégée par terre; et fut le siége clos de tranchis les engins assis, et les approches faites bien et chevalereusement, auxquelles il y eut perte d'Italiens et d'autres, morts ou navrés du trait à poudre, qui étoit durement âpre et continu."

Vollständig berennt war die Stadt seit dem 30. Juli, wie des Herzogs Diarium angibt, der Anfang der Umschließung war jedoch, nach dem Poeten Wierstraat, am Freitag nach Jacobi, oder, wie es in der cölnischen Chronik heißt, den Tag nach Pantaleonis gemacht worden. Am Montag, 1. Aug., speiste Erzbischof Ruprecht bei dem Herzoge im Lager, „pourquoi on fit deux plats de crue; il y dîna encore le 7. Pour ce que la grande rivière du Rhin couroit assez loin de Neuss, et que un membre d'icelle se présentoit devant la muraille, avec autres ruisseaux et fontaines, qui ensemble se rentroient au grand cours, il y avoit une île, d'environ une lieue françoise en rondeur, qui fortifioit la ville merveilleusement. Et pour ce que dudit membre découroit une veine qui tantôt se réintégroit avec le tout, une autre île se engendroit, non pas si plentiveuse que l'autre d'un tiers. En ces îles, environnées des fleuves courants, gisoit l'espoir total des assiégés, la racine de leur corne orgueilleuse, la potence de leurs bras furieux, et le bâton de leur fière mémoire; car en treize siéges qu'ils avoient soutenus anciennement, prince nul, tant fut-il doué d'extrême hardiesse, ne se ingéra d'en tâter les fonds. Même, comme ils disoient, Charles-le-Grand n'y sçut mettre le pied; mais son moindre de nom, non pas en qualité de moeurs, de prouesse, ni de glorieuse emprise, mais en quantité de corps et de puissance seulement, l'osa bien attenter et envahir; et par subtilité et vaillance chevalereuse la conquit vigoureusement, non pas sans mechef ni dommage."

„Dedans ces îles et en aucuns tranchis faits au long de la rivière, se tenoient des rustres de Neuss, et certains coulevriniers, qui portoient grand préjudice à l'ost, souverainement à ceux qui puisoient l'eau et qui abreuvoient leurs chevaux."

Die Belästigung zu entfernen, hieß der Graf von Campobasso einen entschlossenen Mann bei nächtlicher Weile einen Nachen besteigen und hinüberfahren nach dem großen Werth. Als es kaum tagen wollte, 6. Aug. zog das Enfant perdu mit einem Tau mehre Schifflein mit Italienern und Picarden, „Arbalêtriers et coulevriniers" besetzt, hinüber, und die rustres liefen davon. Ungefähr 150 Italiener und Picarden waren übergesetzt, und es riß das Seil, und in Neuß

> Der Wechter truw do nyet enslyeff,
> Dem was nyet uw, heer bald he rieff:
> „Dye vyant fell synt up der Waydt!
> Malch reid sich snell, nempt fort berait,
> Dat sy sich dar niet vesten!"

Und nicht vergeblich hat der Warner gerufen; 150 Mann nach Wierstraat, 300 nach Molinet fielen aus der kleinen Pforte, die vom Markt zum Wasser führend der Judensteeg hieß, stürzten sich in den schmalen Wasserfaden, wodurch die beiden Inseln geschieden wurden, und erreichten das größere Werth, wo die Feinde aufgestellt und den hartnäckigsten Widerstand boten. Es erzählt Magn. chron. belg. von einem lombardischen Fähnrich, der, nachdem beide Hände ihm abgehauen worden, mit den blutigen Stümmeln noch die Fahne hielt, bis der rustre ihm das Leben nahm. Es soll auch, der Seinen Bedrängniß gewahrend, der Herzog von zwei Quartieren, dem lombardischen und dem englischen aus, zwischen welchen die Wahlstatt gelegen, das heftigste Geschützfeuer gegen das Werth haben richten lassen, sodaß vom Donner der Kanonen die ganze Stadt erbebte. „Finalement Italiens et Picards furent enanglés en un détroit de l'île, où ils furent crueusement rompus et déconfits. Les uns, pour eux sauver, saillirent au Rhin, où ils se noyoient, et les

autres échappoient. Les rustres en rappelèrent aucuns, et leur promirent sûreté de vie; et iceux parvenu à port, espérans trouver fidelité en Allemands, churent en la face de leurs glaives. Si furent détranchés et occis piteusement. Par cette voie pernicieuse et oblique, déviant au vrai sentier de nobilité vertueuse, montrèrent Germaniens qu'il n'y avoit guère d'assurance ni de loyauté en eux."

„A cette oultrageuse occision un grand monienne, nommé Cristophe, très-vaillant homme d'armes de la société des Italiens, fut ce jour plusieurs fois abattu sur le champ, et toujours se remettoit sur pieds, et renversoit par terre tout ce qu'il pouvoit atteindre. Il fut pris par les satrapes, qui le menèrent par la ville, où chacun le regardoit, tant pour la crudelité du personnage, comme pour l'admiration de ses oeuvres. Si disoient entre eux que c'étoit l'ennemi d'enfer, et de fait le voulurent assommer; et combien qu'il fut navré, il se défendit puisamment et fut bonté prisonnier en la tour du moulin à vent sur les murs (wo nachmals Fetzer saß); puis trouva façon, par mines que lui et autres firent, qu'il vida, lui onzième; et en saillant oultre les fossés, il lui souvint que l'un de ses compagnons étoit demeuré derrière, si retourna franchement et le ramena sain et sauf comme les autres, de quoi ceux de Neuss furent grandement ébahis." Der Gefangenen und Ertrunkenen sollen überhaupt 200 gewesen sein, der erbeuteten Fahnen waren drei, „die vur sent Quiryn nu hangen." Der Sieg, gefeiert mit Glockengeläute und einem Te Deum, wurde durch Landgraf Hermann der Stadt Cöln bekannt gemacht, zugleich um die schleunige Zusendung von Verstärkungen gebeten. Er hatte nämlich bei Zeiten in die bedrohte Stadt sich geworfen, entschlossen, in Gefahren ein Beispiel von Todesverachtung ihr zu geben, freudig alle Entbehrungen und Leiden einer langwierigen Belagerung mit den Bürgern zu theilen. „Ein wenig vor der Zeit, daß der Herzog vor Neuß kam, begab sich männlich und kühn dazu Landgraf Hermann, der Gubernator des Stifts von Cöln, und ging in Neuß mit etlichen von den Seinen, als von des Stifts wegen, und hielt sich binnen dem Lager also klüglich, vorsichtig und tröstlich zu den Bürgern von Neuß und den Söldnern, und ermahnte die Söldner wiederholt, daß sie sich getreulich hielten, sie sollten noch getröstet werden von Gott und seiner Mutter, und von dem lieben Marschalk sent Quiryn, ja also viel und freundlich, daß diejenigen sagen, die in der Belagerung gewesen sind, wäre er nicht gewesen bei der Aventure, so wäre es sehr zu vermuthen, die Stadt Neuß hätte sich nicht so lange gehalten."

Die Cölner schickten 500 Mann, die Bonner auch einiges Volk, welche alle unangefochten, den Neußern zu freudigem Erstaunen, über die Weide in die Stadt gelangten, und daselbst solche Zuversicht verbreiteten, daß am 9. Aug. ein Ausfall gewagt wurde. Von der Zollpforte ausgehend brachen die Neußer in das feindliche Lager ein,

Ind sloigen manchen Man
In vryen moid zom doede,
Ouch wunten sy der vyll,
Dye Vyant haddens noede
Idt was gheyn kynder spyll.
Luyd rieffen sy: allarm! allarm!
Ind vluwen myt dem houff.
Die Nuyffer rieffen: Her Johan darm!
Ind schuffen dat idt stouff.

Zuletzt wurde aber doch der Ausfall blutig abgewiesen, drei Todte ließen die Neußer auf dem Platze, ihr Rückzug mag auch etwas unordentlich ausgefallen sein, denn mit ihnen zugleich in die Stadt einzudringen, versuchten die Feinde, was indessen die Thätigkeit der auf Mauern und Thürmen vertheilten Geschütze hintertrieb. Dagegen erneuerte der Herzog den Versuch, der Weide sich zu bemächtigen. Eine Anzahl Schiffe wurde vom Niederrhein heraufgeführt, „èsquels il fit entrer," 11. Aug. „trois conducteurs notables des ordonnances, chacun de 100 lances et 300 archers. L'un fut sire Josse de Lalaing, souverain de Flandres, en qui prouesse fleurissoit hautement, et honoroit la chevalereuse maison dont il avoit pris sa naissance. Le second fut Louis vicomte de Soissons, homme de très-noble et vertueux courage; et le tiers fut un très-vaillant chef de guerre, sire Jacques de Rebrennes, seigneur de Montfort. Ces trois menèrent 500 piétons desdites ordonnances, desquels étoient capitaines Rousetart, Pierre Périlleux et autres de haut valoir. Par grande hardiesse et en très-bel arroi passèrent un bras du Rhin, en spectacle de leurs ennemis, et à la pointe de l'épée, comme jadis Brutus et lorniens conquirent l'île d'Albion sur les géans, ils gagnèrent l'île de Neuss sur les Allemands; et n'y eut si hardi, qui se osât montrer en barbe pour donner résistance à leur très fier et redouté effort, sinon de trait à poudre assez hideux et âpre."

„Ainsi se logèrent ces trois valeureux champions et toute leur sequelle; c'est assavoir sire Josse et le vicomte en la grande île, et sire Jacques en la petite île. Et là fut fait un grand tranchis; l'on y assit une grosse bombarde, plusieurs courtaux, serpentines et autres grosses pièces d'artillerie, laquelle endommageoit très-fort la ville, car elle tiroit au long des murs, et brisoit les arcures de la porte sur la rivière, dessous lesquels se tenoient secrètement les assiégés, qui, voyans ce périlleux foudre, se sauvèrent en leur fort, par moinets et certains, pertuis percés en la muraille, et élevèrent hautes terrées pour contregarde."

„Entre les îles et ladite abbaye avoit un grand parc à manière de pastis; et assez près d'une fournaise prirent logis cent lances et seize archers d'Angleterre, desquels étoit capitaine sire Jehan

Milton dessusdit. Et afin que l'un siége pût secourir à l'autre, le duc fit faire deux merveilleux ponts de tonneaux et de asselles, dont l'un traversoit le bras du Rhin pour aller vers son quartier, où passoient chariots, gens et chevaliers, auquel il ordonna 300 piétons qui le gardoient jour et nuit; et l'autre traversoit ledit bras pour aller des îles au quartier des Italiens; et fit venir de ses pays de Gueldre et de Hollande environ cinquante navires que conduisoit Martin Fouque, sur la grande rivière du Rhin, afin d'en obtenir la maîtrise et possesse. Ainsi fut Neuss assiégée par terre et par eau, de si près close et serrée, que ame n'y pouvoit avoir entrée ni issue, sinon à grand péril et dangereux encombre. Germaniens sachans par leurs explorateurs que Neuss étoit assiégée de tous points, et que les îles étoient gagnées par forte main chevalereuse, peur et crainte les assaillirent; Cologne frémit, Mayence s'ébahit, Trèves trembla, Saxe s'émut, courant aux armes et n'y a moindre tumulte en Allemagne qu'il y avoit dans Rome, quand Hannibal avoit passé les Alpes."

Der Versuch, mittels eines zu Cöln ausgerüsteten Branders die eine Brücke zu zerstören, um demnächst eine reichliche Zufuhr von Lebensmitteln in die belagerte Stadt zu bringen, wurde durch die Wachsamkeit der Hüter vereitelt, aber des Herzogs riesenhafte Arbeiten, um die Erft sowol als die Krur zu schließen, diese in die neußer Broiche, nördlich von der Stadt, jene bei Guinom (weiland bei Grimlinghausen gelegen) in den Rhein zu leiten, verfehlten ihres Zweckes, weil die Quellen in und dicht an der Stadt einen zureichenden Wasservorrath lieferten. Die Arbeiten zu fördern waren die verschiedenen Heeresabtheilungen angewiesen worden. „Un jour labouroient pionniers et vivandiers, un autre gentilshommes et pages, et un autre lavandières, gougies et autres femmes suivant la cour. Une digue, de 30 pieds de large, fut paraccomplie au jour, car les femmes, environ de 16 à 18, y labouroient, dont la gloire se devoit attribuer au sexe féminin. Et certes ce fut une somptueuse emprise et de haut efficace, et de qui le conte sera de dure créance en temps futur."

Neben den Erdarbeiten wurde auch die Stadt fortwährend beschossen, mit besonderem Nachdruck an den Festtagen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt. Bald lagen das Niederthor und die Wassermühle bei demselben, das Rheinthor und der Taubenthurm daneben in Trümmern, wiewol sie in der größten Geschwindigkeit durch einen Aufwurf von Erde oder Dünger ersetzt wurden. Es veranstaltete auch Landgraf Hermann, in der Voraussicht eines nahen Sturmes, um den himmlischen Schutz für Neuß zu erflehen, eine große Procession, an deren Schluß er dem heil. Quirinus eine Wachskerze von 100 Pfund opferte. Ein erster Sturm war am 3. Sept. versucht worden, „et y furent blessés noble homme Thomas Stanley, Thomas Ebringham et Talbot, gentilshommes, capitaines, 13 hommes d'armes et 54 archers, tous Anglois; il (le duc) fit donner 36 florins au Sr. Stanley, 20 florins à chacun des capitaines, 4 florins 16 sols à chacun des hommes d'armes, et 2 florins 8 sols à chacun des archers." Für einen Hauptsturm auf das Bollwerk am Rheinthor war der 10. Sept. bestimmt. „De l'avis du comte de Campobasso le duc fit faire de grands chênes un gros bastillon à demi-rond, environ de 30 pieds de haut, où il y avoit certains étages pour découvrir sur les ennemis; et le fit dresser au quartier des Italiens, à 25 pieds près du grand boulevard de la ville, et le garnit de coulevriniers et arbalêtriers qui tiroient incessamment. Et pour donner l'assaut audit boulevard, il commanda que chacun conducteur de son armée lui envoyât certaine quantité de gens, et compa-russent audit quartier après dîner, à deux heures. Lors diverses cohortes et compagnies de diverses chamsies et domiciles, a tout divers guidons et enseignes, se montrèrent sur les rangs; et par voies souterraines, concaves et profondes, et tranchis artificiels, approchèrent le bastillon dudit comte, où se faisoit l'assemblée; et comme les géants accumulèrent jadis, grandes montagnes les unes sur les autres, pour envahir les dieux du ciel, les assaillants assemblèrent échelles, pavois et grand nombre d'instruments propres à ce, pour parachever leur emprise."

„Le duc, pour animer et rafraîchir les compagnons, abandonna deux queues de vin qu'il fit enfondrer, puis fit sonner l'assaut, qui dura deux grosses heures. Les gens du comte de Campobasso, desquels un prud'homme d'armes, nommé Barnabo, portoit son enseigne, assaillirent premiers, les Anglois en suivant, et les autres hardis champions, chacun selon son degré et vocation, et montrèrent leur prouesse et vaillance. L'assaut fut âpre et merveilleux, mais peu y profitèrent les assaillants; leurs échelles furent trop courtes de dix pieds, et ceux de la ville se défendoient vaillamment et puisamment, qui jetoient sur eux huile bouillante, eau chaude et fagots allumés, et en occirent et navrèrent grande plenté de trait à poudre, parce que leurs canonnières étoient de toute hauteur, jusques à demi-aune près de terre."

„Quand ceux de la ville qui gardoient la muraille, ouirent l'effroi et connurent que l'assaut étoit donné au grand boulevard, ils tirèrent leur force celle part, comme pour renfort; et ceux du siége tiroient sur ceux serpentines, courtaux et autres manières d'engins, entre lesquels une grosse bombarde, affustée en l'île, faisoit tant bon devoir, qu'elle fit voler en l'air; comme on percevoit clairement, les têtes, bras, mains et autres membres des défendans, autant qu'elle en pouvoit atteindre, qui étoit horrible chose à voir. Et y demeurèrent morts environ trois cents ou plus, et autant aux

assaillants; entre lesquels y fut occis le comte Urse d'Anguillara, romain, très-noble et bien recommandé en armes; un très-vaillant capitaine des Anglois, Jacques d'Avencourt, et plusieurs autres dont les noms me sont inconnus.“ Den heißen Tag besprechend, verfehlt Wierstraat nicht zu handeln „Van dem getruwlichen ind vruntlichen Bystant des vreulichen Geslechts bynnen Nuys zo yrren vrunden ind wie ritterlich sy yn hulpen.“

Suesse moder Goß Maria hymmelsch keysernnne,
Du bist, lieff fraw, sunderlich, as ich mich recht besynne,
Eyn vurstant alles frauwen geslechts die ich preysen moit,
Du heeffs bynnen Nuys sterckt, verteent den jonffren ind vrauwen goit!
Van yrrem moid bynnen Nuys ist wunder naa zo sagen,
Want so bald van noeden groit die stormclock wart geslagen,
Sach man die vrauwen ind jonffren sich zor noitwer stellen,
Sy drogen an calck wasser ind steyn up Bolwerk ind up wellen
Ind also steultzlich garen sy den froemen hogemoyt.
Die in der weer da stunden ind guſſen yr getruwe bloyt,
Den aemechtigen van arbeyt swair brachten sy kruyt ind wyn
Ind die dair laegen erschossen den beden sy truwen schyn.
Freulich rieffen sy: „stait vast yr fromen ritter ind knecht!“
Dattet manchem stoultzen bloyt eyn nuw gemoede brecht.
Were dat moegelich ind hedt mant ye meer gedayn,
So suld man byllych bynnen Nuys manche frauw ritter slayn.

Von der Rheinpforte abgeschlagen, bestürmten die Burgunder noch an demselben 10. Sept. die Oberpforte, aber auch auf diesem Punkte mußten sie zuletzt weichen und die Katze, die sie vor sich hergeschoben, im Stich lassen. Eine solche Beschreibung gibt Molinet: „Végèce et autres vénérables auteurs très-recommandés et autorisés en art militant, traitant de prouesses chevalereuses, mettent avant aucuns engins, machines et instruments, comme tours de bois, vignes sambucques, bricolles, espringolles, martinets, moutons, loups, chats, truies et grues, desquels on usoit anciennement pour rompre et abattre murailles, pour envahir ses ennemis et les combattre main à main. Dont en suivant la mode ancienne, la doctrine des docteurs, le vrai patron et vif exemplaire desdits instruments, un noble chevalier espagnol du royaume de Castille, lequel on estimoit être de très-subtile et claire invention, s'approcha du duc et lui montra en un papier la figure et semblance d'un grand engin, haut et élevé, appelé une grue, lequel il vouloit composer, en intention de la rouler jusques aux murs, de parler à ceux de Neuss barbe à barbe, et de les accoler du tranchant de leurs épées. L'exemplaire, ensemble tous garnis de belles paroles, complurent au duc; lequel incontinent commanda que toutes matières nécessaires et tous ouvriers mécaniques très-experts et ingénieux lui fussent baillés à sa plaisance pour achever cette besogne. Long-temps labourèrent à parfaire cet engin, lequel finalement fut dressé au quartier des Italiens sur quatre roues. Il étoit de 20 pieds de long et de 20 pieds de large, et pouvoit bien loger trois cents hommes dedans. Il y avoit une échelle à demi droite de 60 pieds de haut, laquelle s'avalloit comme un pont-levis, et étoit ordonnée pour monter sur la muraille. Force de gens entrèrent ens, qui la boutèrent avant et l'approchèrent de la ville environ d'un trait d'arc; mais si grand abondance d'eau survint, qu'il ne sortit nul effet. Pareillement fut fait au quartier Jacques Galiot, par les charpentiers de l'ost, un engin à manière d'un chastel de bois, qui portoit sur vingtquatre roues, et l'apploient un chat; mais quand on le cuida conduire pour mettre en exécution finale, l'une des roues rompit, et fut de nulle valeur. Ainsi ni la grue ni le chat, qui furent faits par grands et somptueux dépens, ne portèrent quelque griet aux adversaires, ainsi leur donnèrent, pour la faute, grande risée.“

Einen Waffenstillstand, um welchen die Lombarden baten, damit sie ihre an der Rheinpforte gelagerten Todten begraben könnten, bewilligte Landgraf Hermann, und am Tage Kreuzerhöhung, den 14. Sept., scharte sich abermals die gesammte Bevölkerung von Neuß zu einer Procession:

Eyn styllongh alre clocken was geordent bynnen Nuyſſz
Bys zom fest der verhevongh des hylgen vronen cruytz.
Als dye werd processij mit ynnicheyt dar geschach
Da hoirt man alle clocken seer luden den selven dach
Ind huß in den hogen Festen he luud man oever all,
Anders hat man von getzijden noch uren geyn getall,
Dann ast zor noyt geburden hoyrt man die stormclock dort
Van dem getruwen wechter seer cloppen op dat bort.

Dagegen wurde von den Burgundern viel Erde und Dünger zu den beiden Brücken geschafft und eifrig an den Deichen gearbeitet. Sie bauten ferner ein Mühlwerk, mittels desselben die Erft in den Rhein zu pumpen und so das Wasser zwischen der Stadt und dem Werth abzuleiten, aber das Schöpfwerk kam nicht zu Stande und verloren war die viele Arbeit.

„Quand ceux de Neuss eurent soutenu le très-âpre et vigoureux assaut qui leur fut donné au boulevard, ils le fortifièrent puissamment de grands et profonds fossés. Le comte de Campobasso, d'autre côté, apercevant cette fortification défensive, ne tint pas les pionniers en oiseuse, mais pourvut à nouvelle emprise invasive, et fit faire grandes rues, hurées couvertes et merveilleuses mines donnans approche aux susdits fossés, et pour obtenir par labeur et art ce qu'on ne pouvoit acquérir par vaillance et à force de bras. Ces mines, grandes et profondes, et de cher coût, furent révélées à ceux de la ville par un Liégeois fugitif qui subtilement y entra. Si contreminèrent à l'encontre, et donnèrent remède à leur soudain meschef apparent; et ainsi se causoient par dedans terre de dures et horribles rencontres d'une partie et d'autre, où périssoient foits et puissants hommes, dont c'étoit pitié et dommage. Nonobstant ce, le comte fit faire encore deux bastillons, en approchant ses ennemis de plus en plus.“

„Ce temps pendant, un chef de guerre de la ville se montra aux défenses, et dit en allemand,

qu'il vouloit parlementer aux capitaines des Italiens. Barnabo, lieutenant du comte, qui n'étoit guères loin de lui, répondit qu'il ne pouvoit parler à lui sans transgresser le commandement du duc, mais espérant que ce fût pour quelque grand bien pacifique ou salubre appointement, il lui promit qu'il iroit vers son prince, et lui sauroit à dire son bon plaisir. Lendemain à neuf heures Barnabo, non voulant être fracteur de l'édit du souverain, notifia verbalement la requête du chevalier de Neuss au duc; et le duc délégua certains barons et hauts seigneurs très-experts du langage, ensemble et le comte de Campobasso, lesquels parvenus à lieu à l'heure assignée, trouvèrent ledit chevalier, qui de prime face leur pria très-instamment de dilation jusques à lendemain à une heure après dîner, certifiant que la matière étoit de grand poids; et que pour le bien discerner et murement contourner à efficace, le conseil de la ville en étoit lors bien empêché. Le délai accepté, assurances furent promises, et furent trèves accordées pour le jour séquent durant une heure, lorsque le parlement se devoit faire. Cette heure étoit fort-désirée de plusieurs compagnons volages, trop-fatigués de porter armes, attiédis de longue session, qui proposoient en fin de parlament avoir soudain département. L'heure venue, abstinence de trait, d'assaut, de saillie, d'envahie et de voie de fait tinrent un petit serré. Les députés commencèrent à entrer en devises auprès du grand boulevard, mais à coup ceux de la ville secrètement, par quelques pertuis, vidèrent hors en très-grand nombre et grosse puissance; et comme gent barbare, tigres animés ou loups faméliques quérans leur proie, sans observer paction, assurance ni compromis, chargèrent sur leurs adversaires, qui de rien ne se doutoient, les abattoient à tous lez, pilloient, roboient et embrasoient plusieurs logis de l'armée."

„Le comte même fut saisi de main mise, et soudainement rescous par deux de ses gens, dont l'un fut pris et l'autre occis sur la place. Le cri impétueux s'éleva parmi l'ost, et le feu très-horrible, qui tout consumoit, portoit témoignage de cette criminelle emprise. Adonc chacun mit main aux armes, Bourguignons, Anglois, Brabançons, Flamands, Picards, Hanuyers, Lombardes, Namurois et Liégeois; lesquels en très-noble arroi, forts et fiers comme petits lions, donnèrent répugnance à cette sévérité, et par grand courage et hardement reboutèrent ennemis dedans la ville, qui emmenoient serpentines et gros engins. Et lors une grosse bombarde chargée et affutée contre eux, sentant la chaleur des prochains logis qui brûloient, s'échauffa tellement, que seule et sans aide de quelques ames, tira à l'aventure et fit un grand abatis sur les assiégés, donnant hideux épouvantement à leurs complices, qui furent tous joyeux de rentrer en leur fort."

„Le noble duc, oyant ce terrible effroi, y arriva incontinent et connut le barat précogité de ceux de Neuss, qui sous ombre le parlement, et en l'attente de concorde, émurent cauteleusement dissension, guerre et discorde. Le dommage fut piteux et lamentable, car plusieurs vaillants hommes, par inadvertance de leur pernicieuse et proterve férocité, furent surpris et y perdirent la vie; entre lesquels y demeura un noble italien, nommé Roysinsacq. Cette oultrageuse et terrifique crudelité déplut grandement au duc, qui fit défendre sur la hart, que nul ne donnât écout à leurs paroles, mais les réputât comme déloyaux et maculés de trahison." Den Ausfall vom Michelstag, den 29. Sept., besprechend, weiß Wierstraat, der Patriot, Nichts von Treubruch, nur von Waffenthaten.

Die unvertzayghden Nuysser man,
As ich die wairheit melde,
Sy machten eynen vryen louff
Van beyden portzen in den houff
All zo den hogetzelde.
Mit armbursten ind mit bussen
Mit swerden scharp ind schussen
Erweckten sy die vyand,
Der do dair vill erslagen wart.
Man sach sy louffen up der vart
Ind roiffen luyd: davant! davant!
Doch schickten sy sich zo der weir.
Dye Nuysser hatten yr gher
Ind neeckten sich yn zo hant.
Plunderye van manchen stucken,
As yn dat do sould gelucken,
Namen sy dair mit gewalt;
Vyll hayckbussen indtzmen slangen,
Eyn royt wympell up eym stangen,
Dat zor hoegden was gestalt
Ind up der vyand bolwerk stund,
So Got der aventuren gund
Den Nuysseren manichvalt.
Lustlich was die aventuyre,
As die tenten in eym vuyre
Dayr lichter flammen branten
Ind der vyand vlucht zo schauwen,
Wye dye Nuysser gyngen tauwen
Zo rouven manck den clanten.
Donrekruyt in tzween tonnen
Hant sy ouch zor tzijt gewonnen,
As zor stat wart wanten.

Fernere Ausfälle zu verhüten, zogen die Burgunder einen Graben vor dem Rheinthore, einen anderen vor dem Oberthore, in welcher Arbeit sie zu stören die Neußer den äußersten Fleiß anwendeten. „Plusieurs saillies faisoient en divers lieux et quartiers le plus à leur avantage. Chose merveilleuse! long-temps se continuèrent ces chevalereuses escarmouches, où hauts et glorieux faits d'armes se perpétroient d'une part et d'autre; mais oncques homme de l'ost ne sut imaginer de prendre un homme de la ville vif. Le duc, très-désirant de savoir de leur état et conduite, fit dénoncer avant l'armée que quiconque pourroit prendre prisonnier ce jour partant de Neuss, il lui donneroit riche guerdon. Ne demeura guères qu'ils vinrent à grand effort, selon leur

mode accoutumée, et saillirent sur l'artillerie, où ils navirent un gros engin à poudre, qu'ils emenèrent sur un chariot. Adoncques chacun se mit en peine d'accomplir le bon vouloir de son prince, si que les Namurois rescouirent, le dit engin, et entre les autres prirent un très-bel et très-gracieux écuyer, gentil entre mille, que l'on disoit être fils du bourgmestre; et fut livré au prévôt des maréchaux pour diligemment l'examiner, mais il échappa de ses mains ne saison quand et comment."

„Un jour séquent, un grand vent et horrible tempête s'éleva, durant lequel un febvre de l'ost s'avança du ruer aucunes fusées dedans la ville, qui tantôt allumèrent plusieurs maisons et granges garnies de fourages. Lors s'effrayèrent outre mesure les femmes et les petits enfants et gens de mulièbre courage, faisans angoisseux cris, piteux regrets et quérimonieuses lamentations, comme ceux qui cuidoient être conciés par combustion et livrés à leurs derniers supplices. Le feu toutefois, par gens non efféminés, mais de viril et assuré courage, fut rescous à grande diligence; et encore n'étoit-il point paréteint, quand eux-mêmes boutèrent le feu au plus bel quartier des Italiens, et brûlèrent, à moins d'une heure, plus de cinq cents logis; chevaux, harnois, bâtons, armures, vivres, provisions et ustensiles à guerre furent commués en cendre. Adonc un très-grand alarme s'épandit par les carrefours, qui émut tout l'exercite; chacun se retira en son guet; Lombards abandonnèrent domiciles et biens au feu, qui faisoit grand devoir; les tranchis furent gardés; l'artillerie fut préservée; nouveaux logis furent refaits, et les approches tant voisines, que l'on pouvoit jeter une homme tout à l'aise dedans la ville." Wie man sieht, bewunderten selbst die Feinde die Haltung der Neußer in dieser Calamität, die zwar nur die Einleitung eines neuen Sturmes sein sollte; er unterblieb aber über dem Brande in dem eigenen Lager, den 3. Oct.; dieses Lager zu beschreiben wird an der Zeit sein.

„Bewunderungswürdig, prächtig über Alles, was man in unsern Tagen gesehen, war die Einrichtung, die der Herzog seinem Heere gegeben. Schärfe des Verstandes, reich ausgestattete Erfahrung und tiefe Betrachtung hatten sich vereinigt, diese bewunderungswürdige Ordnung einzuführen, gegen welche weder die alten Meister der Kriegskunst, noch die heutigen Lehrer in dem edlen Waffenwerk begründeten Tadel erheben und eine fehlerhafte Auffassung nachweisen konnten. In genauer Beurtheilung der Oertlichkeit, der Jahreszeit, der Haltung der Vertheidiger, der Stärke des Angriffs, waren die Quartiere, die Tranchéen, die Arbeiten, die Wohnstätten so vortheilhaft angelegt, in so richtigem Verhältniß zu der Bequemlichkeit, der Unterstützung und Sicherheit der Belagerer, den Belagerten zu großem Schaden, Nachtheil und Abwehr vertheilt, daß Besseres nur zu wünschen eine Unmöglichkeit wäre. Mächtig geschlossen war das Heer durch schöne, weite und tiefe Tranchéen, durch Zugbrücken und starke Barrièren, die den Bauern Eingang verstatteten, gegen unehrliche und vergiftete Feindseligkeit hingegen bei Tag wie bei Nacht durch sorgfältige Wache gehütet waren. Die schönste Seite, die Glanzstelle der Armee, der Stadt Cöln zugerichtet, ging von dem herzoglichen Quartier aus, in der Weise der Wandelsterne, die sich gegen die Flammensonne richten, um von ihr helles Licht zu empfangen. Zwischen den Hauptstraßen und den vielen Zwerggassen, die sämmtlich nach den Vorschriften der Geometrie gezogen, war ein großer weiter Markt angebracht, dem alle Arten von Waaren und Lebensmitteln zuströmten. Ein Apotheker fuhr da vor eines Tages mit fünf schweren Frachtwagen und schlug seine Bude auf, reichlich ausgestattet, wie es für Brügge oder Gent hergebracht. Da fanden sich zusammen die mannichfaltigsten Gewerbsleute, Grossirer, Tuchhändler, Fischkrämer, Spezereihändler, Posamentirer, Strumpfwirker, Schuster, Hutmacher, Barbiere, Zimmerleute, Messerschmiede, Pionniere, Faßbinder, Marketender, Taglöhner, Lampenputzer, Lichtzieher, Fuhrleute."

„Da waren alle Bedürfnisse des menschlichen Lebens um vernünftigen Preis und im Ueberfluß wie in der besten Stadt des Landes zu haben. Da hielt seine Sitzungen der Großprofoß, um Recht zu sprechen und nach Gebühr und Ordnung die Polizei des Heeres zu erhalten. Auf dem Markte, der am Rhein, dem Deich zunächst, angebracht, ließ der Herzog im Mittelpunkte des Platzes ein hohes Kreuz errichten mit einem Blechhandschuh und einem blanken Schwert daran, um anzudeuten, daß, wer sich unterfange, den Marktleuten ein beleidigendes, ein schimpfliches Wort zu sagen, die Hand, wenn er aber übel berathen genug, um an einen Verkäufer diese Hand zu legen, den Hals verwirkt habe. Dergleichen Strenge war veranlaßt zunächst durch die Klagen der Leute aus dem Bergischen, die zwar Anfangs, bei allem Ueberfluß an Lebensmitteln, nicht zu bewegen, das Entbehrliche dem nothleidenden Soldaten zukommen zu lassen. Darüber wurde der Herzog zornig, ließ sie wissen, daß, wenn sie nicht gutwillig um einen billigen Preis Lebensmittel und Futter liefern würden, es ihm ein Leichtes sein sollte, das Nöthige mit Gewalt und unentgeltlich sich zu verschaffen. Die Drohung war nicht verloren, nur baten die Leute, sie gegen Raub und Plünderung zu schützen, wenn sie anders zu Markte gehen sollten, und in ihrem Interesse traf der Herzog jene Vorkehrungen, welche die verwegensten Marodeurs mit Schrecken erfüllten und das Lager im Ueberfluß versorgten."

„Ein zweiter Markt, wo es ebenfalls an Nichts gebrach, war in dem Quartier der Italiener eröffnet; er war, gleichwie der Hauptmarkt, von einem Schlachthause und einem Markte für Heu und Hafer begleitet. Die Wohnstätten, die Gebäulichkeiten überboten sich unter einander in Reichthum und Zierlichkeit. Jeder hatte sich nach Stand und Vermögen eingerichtet in schönen Zelten und kostbaren Pavillons, die theils in zusammenhängende Reihen vertheilt, theils auch einzeln vorkamen und das Lager unendlich verschönerten; 900 dieser Wohnungen hatte der Herzog auf eigene Kosten anfahren

lassen. Verschieden in ihren Formen und nach ihren Zwecken, zeigten sie alle die künstlichste und solideste Construction, als habe der Besitzer für die Ewigkeit sich da niederlassen wollen; die einen erhoben sich als Luftgebäude zu der Höhe eines Donjon, der von Galerien umschlungen war, die anderen schienen zur Vertheidigung bestimmt, hatten um sich tiefe Gräben mit Zugbrücken; die einen fielen auf durch Schnitzwerk und Malerei, durch die zierlichen Glasfenster; die unansehnlichsten waren höhlenartig in die Erde gebohrt, ruhten auf großen Gabeln, hatten Säle, Küchen, Kamine aus Ziegelstein gemauert. Da sah man Backöfen, Wasser-, Wind- und Handmühlen, Ballspiele, Lauben, zur Aufnahme von Gästen geeignet, einen großen mächtigen Galgen, der Uebelthäter Schrecken; da gab es Schmieden, Weinhäuser, Schenken, Bäder, Gasthäuser, Bierbrauereien."

„Die Sacramente der Kirche wurden Allen, die deren benöthigt, gespendet. Kinder empfingen die heilige Taufe, Eheverträge wurden aufgenommen und gefeiert mit allem Pomp einer ummauerten Stadt; die einen folgten der Braut in Freudigkeit und ließen ihrer Lust freien Lauf; das Erwachen der Neuvermählten wurde mit einer sanften Harmonie, mit süßen Liedern begrüßt; andere begleiteten den Sarg eines verstorbenen Freundes in tiefer Betrübniß, umgeben von Leidtragenden, die ihre Thränen nicht meistern konnten und mit ihrem Jammer die Luft erfüllten. Die einen, schmerzhaften Uebeln erliegend, beklagten eine Zeitlichkeit, die ihnen zu entschlüpfen begann, und wehklagten in Erwartung der Stunde des Herrn. Der eine schrie, im Uebermaß der Lust: le roi boit, der andere flüsterte dem Sterbenden zu: möge Jesus deine Seele geleiten. Jener wähnte sich nirgends sicherer als im Kreise seiner Freunde und fiel den nächsten Augenblick in die Schlingen seiner Feinde. Da erschien im hellsten Lichte der Welt eitler Wahn, da zeigte sich, wie die vielen Körper in einem und demselben Heere vereinigt, den verschiedenartigsten Leidenschaften unterworfen bleiben, wie Trost dem einen, Traurigkeit dem andern beschieden. Ueberhaupt war es ein unerträgliches Gewirr, ein Misvergnügen, von Lust begleitet, eine Wehklage, in Gelächter umgesetzt, ein höchst schmerzliches Gelächter und ein freudiges Elend; es war, wie ein 1792 in Coblenz verstorbener Capitain von Witzleben von dem Regimente Schladen das Campement bei Rübenach nannte, ein glänzendes Elend. Melodische Töne, von Tuben, Trommeln, Trompeten, Clarinetten, Flöten, Dudelsäcken, Schalmeien ausgehend, erfüllten die Lüfte und erzeugten eine dergestalt süße Harmonie, daß jegliche Melancholie schwand, neue Freude sich einstellte, die niedergeschlagenen Herzen zu dem Throne der vollkommensten Lust sich erhoben. Zumal in dem Quartier des Herzogs war zu bestimmten Stunden ein Concert der süßesten Töne zu vernehmen, sodaß man in einem irdischen Paradies sich zu befinden und die Musik der Sphären zu vernehmen glaubte; gleichwie Orpheus mit den Accorden seiner Harfe die Pforten der Hölle gebrochen hat, so schmolz dahin, unter den Modulationen jener Musiker, die Bitterkeit der dreifach gestählten felsenharten Herzen, während sie zugleich durch ihre anmuthige Concordanz die Feinde einschläferten."

„Der Herzog, die Ehre des Abendlandes, der Gefürchtetste unter den Fürsten, hielt sich musterhaft während der ganzen Dauer der Belagerung. Ueber Alles stellend das Heil seiner Seele, jede weltliche Sorge beseitigend, hörte er tagtäglich, als der wahre Kämpe der Kirche, gleich nach dem Aufstehen die Messe; und der Hand Gottes, die allein den Sieg verleiht, vertrauend, wollte er ungestört seine Andacht verrichten, was auch für Zwischenfälle sich ereignen mochten. Hatte er sich und sein Werk dem Herrn der Herren empfohlen, dann nahm er die Angelegenheiten zur Hand, um die Früchte der unausgesetzten Anstrengung zu ernten. Beschäftigter, besorgter wie er, bewegte sich niemals ein Sterblicher unter des Himmels Decke, keiner hatte ein glorwürdigeres Ziel vor Augen, keiner war gewissenhafter in seinen Handlungen, keiner emsiger im Felde. Er vereinigte Cäsar's Klugheit mit dem hohen Sinne Alexander's, in ihm erneuerte sich die Rastlosigkeit einer Semiramis; wie im Fluge gelangte er von einem Quartier zum andern. Er spornte jetzt die Deichgräber an und visitirte in der nächsten Stunde die Minen, er überwachte das Einrammen der Pfähle, förderte die Grundarbeiten in den Trancheen, setzte die Holländer in Thätigkeit, spendete Rathschläge den Lombarden, ermuthigte die Engländer, drängte vorwärts mit seinen Picarden, befehligte die Ordonnanzen, stellte die Garde auf, überwachte die Ritter und die Lehenpferde und weckte so häufig seine Dienerschaft, daß ihr zum Schlummern nur wenig Zeit übrig blieb; er selbst schlief immer nur halb, meist mit offenen Augen, hierin folgend der hohen Auszeichnung des Löwen, welchem ihn zu vergleichen die ganze Welt einig war."

„Was soll ich überhaupt von ihm rühmen? Er hat einen reißenden Strom von 600 Fuß Breite und $1\frac{1}{2}$ Lanze tief gedämmt, er hat die hochmüthigen Rebellen ausgerottet, die Elemente besiegt, die höchsten Berge abgetragen, Thäler ausgefüllt, den Blitz sich angeeignet, den Gewässern geboten, in verborgenen Minengängen die Eingeweide der Erde durchwühlt, in diese Gänge sich vertiefend über seinem Haupte die Fußtritte der Feinde vernommen. Und wenn das mühsame Tagewerk vollbracht, dann suchte Karl Erholung nicht bei thörichter Eitelkeit und weltlicher Lust, sondern in den heiligen Schriften, in auserwählten Geschichtswerken, vor Allem in den Schöpfungen der Musik, für welche er eine Liebhaberei sonder Gleichen empfand, und nicht ohne Grund, denn Musik ist der Wiederhall des Himmels, die Stimme der Engel, die Freude des Paradieses, die Hoffnung der Lüfte, das Organ der Kirche, der Gesang der Vögelein, ein Balsam für alle traurigen und bekümmerten Herzen, die Abwehr und das Verließ der Teufel, wie sich aus den Geschichten David's ergibt, der vor König Saul, dem Besessenen, die Harfe spielte. Und gleichwie der große König Karl einstens diese Wissenschaft ehrte, indem er aus Rom erfahrene Musiker sich verschrieb, damit sie die Sänger des Frankenreichs in die Geheimnisse der Tonkunst einweihen möchten, so zog Herzog Karl die

berühmtesten Sänger an seinen Hof und schuf sich eine Kapelle, die ausgestattet mit dermaßen harmonischen und unvergleichlichen Stimmen, daß ihr, außer der himmlischen Glorie, keine andere Herrlichkeit zu vergleichen war. „Que voulez-vous plus? Au siége de Neuss la magnificence en étoit de si haute estime, que ma rude plume ne pourroit suffire à décrire la rutilente splendeur. Supplications y furent ouïes, bénéfices y furent impétrés, et par le rayon de la précieuse gemme ducale qui s'apparoit par tous climats, clair comme étoile de l'Epiphanie, les glorieux princes de la terre s'y rendoient personellement, ou envoyoient ambassades honorables, lui offrir cour, corps et chevances.“

An St. Calixten-Tag, 14. Oct., und am 3. Nov. fielen die Neußer wiederum aus; das erste Mal aus der Hammpforte in der Geldrischen Lager, das andere Mal, 300 Mann stark, aus dem Niederthor und der Hammpforte in der Genter Quartier. Jedesmal erstritten sie einige Beute, Wimpel, Hakenbüchsen, Mäntel, und an St. Martins-Abend und Tag gewannen sie nach langwierigem Fechten den von dem Feinde vor dem Oberthore ausgeworfenen Graben. Aber große allgemeine Betrübniß ergab sich über der vorgenommenen Revision der Ammunition; eine halbe Tonne Pulver war nur noch übrig und sammt und sonders verbraucht das Pfeilgeschoß. Solche Noth der Stadt Cöln zu klagen, wurden zwei Getreue ausgesendet, und es ist diesen gelungen, unter dem Schutze der Finsterniß sich durchzuschleichen und den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen. „Donc, pour mettre ce fait à finale exécution, Jean de Herperode, astut et très-habile routier de guerre, choisit une nuit nébuleuse et très-obscure, entre la Toussaint et la Saint-Martin, et tout secrètement s'avala ens ès fossés; et par le quartier où moins y avoit de regard les assiégeans, où les mal soigneux étoient, échappa de ce dangereux péril. Si parvint en la duché de Juliers et limites circonjacentes, où il cueillit cinq cents hommes de fait, forts et roides et bien en point, auxquels ceux de Cologne, distribuèrent à chacun d'eux une maille de Rhin, et les fournirent de sacqueaux pleins de salpêtre et de certaines mixtions propices au trait des harquebuses, dont la nécessité étoit grande.“

Hardwyllich hant die Cölner stoult,
Ungespayrt yr sylver ind goult,
Sestehalffhondert seck gemackt,
In yederen sack hayn sy gedayn
Tyen punt salpeters sonder wayn
Ind den zeuldneren angepackt
Also bynnen Nuyss zo brengen.

Johann Hollenbroich und Heinrich von Lünen befehligten diese Söldner und sie haben an St. Elisabethen-Tag ungehindert die Stadt erreicht. „Et s'assemblèrent à une lieue près de l'ost, au chastel de Liedberg, où ils séjournèrent prestolant l'obscurité de la nuit. Puis quand ténèbres furent épandues sur la surface de la terre, ils se fourrèrent en l'ost et approchèrent une place vide, où les fiefés (die Lehenpferde) furent depuis logés. Les signes donnés aux assiégés par grandes neiges, tacitement rentrèrent en leurs forts. Et à celle heure les rustres de la ville firent diverses saillies et en divers quartiers, pour empêcher l'armée, afin que les nouveaux souldars parvinsent plus sainement à chef de leur emprise. L'un d'eux toutefois, qui ne sut tenir route, se fourvoya par mal aventure, tellement qu'il chut ès mains de ses adversaires. Si fut pris, saisi de poudre et de salpêtre; et après qu'il eut développé tout le sécret, il reçut mortel paiement selon sa desserte. Grands festoiements, grande chère et grands signes montrèrent ceux de Neuss à la réception de ces nouveaux entrants; car comme tous renouvelés et radoubés de féable assurance, batteloient leurs cloches, sonnoient instruments musicaux et louoient Dieu et les saints de leur félicité et bienheureuse aventure.“

In heftigem Zorne entbrannte der Herzog wegen der Unachtsamkeit der Seinen und große Beschämung ergab sich im Lager. „Pour contre-venger de cette meschéance, Bourguignons, Picards, Anglois et autres compagnons se aroutèrent vers le château de Liedberg, ou ledit Herperode avoit fait son amas, et trouvèrent une grosse barrière fortifiée de grands et profonds fossés pleins d'eau, et multitude de paysans qui le défendirent puissamment. Si occirent et navrèrent de prime venue plusieurs desdits compagnons, lesquels voyans ce dur rencontre, prirent leur chemin plus loin, et passèrent à grand travail parmi tranchis, fossés et les haies; si gagnèrent ladite barrière par force d'armes, et mirent à déconfiture trois cents desdits paysans qui demeurèrent morts sur la place, et les autres tournèrent le dos, qui firent pavais de leur forteresse, pour sûreté de leurs corps. Les victeurs pillèrent plusieurs villages à l'environ, lesquels il mirent aux sacquemans, et retournèrent en l'ost assez joyeux de leurs proies.“

„Le duc voyant que la ville n'étoit pas du tout assiégée à sa volonté, et que plusieurs saillies occultes et manifestes se faisoient de nuit et de jour, au très-grand préjudice et dommage de son pourchas chevaleureux et glorieuse présence, appela par commandement exprès les nobles fiefés de ses pays de Brabant, Flandres, Artois et Hainaut; et si assembla en plusieurs de ses bonnes villes certaine quantité de gens mécaniques, dont il fut honorablement servi. Monseigneur de Fiennes fut conducteur supérieur des nobles fiefés, ensemble monseigneur de Roeux et le bailli de Brabant, et autres capitaines eurent préceptes et précipux regard sur le demeurant. Ensemble présentèrent les gens en très-bel et notable arroi à leur très-excellent prince et seigneur naturel, qui les reçut agréablement et les mena sur le bord des fossés, en certains lieux où la nécessité expétoit le plus,

tant au quartier des Lombards comme alleurs, où ils firent tranchis et logis convenables à leur salubre protection; et le seigneur de Fiennes, accompagné des nobles fiefés, tint siége en la place vague par où les vaillants hommes dessus mentionnés s'étoient excousés en la ville, laquelle fut lors entièrement parclose et environnée de toutes parts. Les bons pélérins allemands, nouvellement arrivés à Saint-Quirin, pour montrer la fervente dévotion qu'ils avoient à Mars, le dieu des batailles, livroient plusieurs castilles à leurs voisins nouveaux venus, et les servoient de fruit à pierre et de plusieurs étranges mets, dont le goût étoit mortel; et iceux voisins nouveaux venus des bonnes villes et pays du duc leur rendoient des amères poires d'angoisses, confites en poudre de canon; entre lesquels ceux de Malines obtinrent le prix de la renommée, car ils étoient six vingts très-vaillants hommes, bien en point, prompts aux armes, premiers aux défenses, prochains aux horrions, prêts et appareillés à faire grande chère. Ils avoient chacun six patards par jour, aux dépens de la ville et des métiers, lesquels ils dépensoient gracieusement avec gens qui le valoient, et tinrent cour ouverte et état très-honnête, selon leur possibilité libérale."

Auch auf anderen Punkten des Erzstiftes wurde fortwährend mit großer Erbitterung gestritten, besonders bedrängte die mächtige Stadt Cöln vielfältig des Erzbischofs Ruprecht Anhänger. „Up sent Gereons-Tag ward Bachem gebrannt und gewonnen von den Söldnern von Cöln. Den ersten Tag Septembris zogen die von Cöln aus und brannten den Forst ab (in der Nähe von Weiden), und hieben vom Holz den meisten Theil ab, und nahmen Bell ein und besetzten das, und brachten Heinrich von dem Forst mit seiner Hausfrau zu Cöln ein." In Neuß war man eifrig beschäftigt, das aus Cöln gesendete Material in der vortheilhaftesten Weise zu verwenden.

Dayr was ouch eyn rayt gevonden,
Dat men steetz zo allen stunden
Pijllstycker habde zo werck sitzen
Dye man manchen pijl sach ritzen
Uyff vyll duven van den vassen.
Ouch sach man dair vlijslich vassen
Smeed der ijser tzo den pijlen,
So dat bynnen dair myt ijlen
Syeventzich dusent ungelackt
Zo guder mayssen syn gemakt,
Ouch hat man dar boven eyn wijll,
Vyll meer dan dryssich dusent pijll,
Ind so hayn ich oevererslagen
Dat sich zo sament sullen dragen,
As ich mich recht haye besonnen,
Dye pijl oever hondert tonnen
Uyff der Stat Nuyssz in dem beleegh
Dair geschossen syn mancher weegh.
Idt syet ouch so as ich verstayn
By hondert tonnen kruytz verdayn.

„Le 17. novembre, le duc, après avoir dîné au siége de Neuss, alla en compagnie de princes, barons, grands seigneurs, et en grand triomphe, en bateau à l'opposite de la ville de Dusseldorf, à une lieue du siége, où il avoit fait dresser plusieurs tentes et pavillons, et fait porter un grand banquet pour recervoir et festoyer le roi de Danemarck, Gerard comte d'Oldenbourg, son frère, leur neveu, les ducs de Saxe, de Brunswich, de Meckelbourg et autres princes et grands seigneurs de leur compagnie, lesquels étoient à Dusseldorf, et après la fête retourna audit siége, où les ambassadeurs de Naples, Venise et autres se trouvèrent." König Christian I. von Dänemark war von dem Kaiser und dem Herzoge von Burgund zugleich ersucht worden, das Mittleramt in der cölnischen Stiftsfehde zu übernehmen. „Er brach aus Holstein auf mit einem Gefolge von 120 Pferden; mit ihm zogen drei Herzoge und viele andere ansehnliche Herren. Er näherte sich der Stadt Soest, als ihm Kunde ward von einigen hundert cölnischen und westfälischen Reisigen, die, ihn aufzuheben, ausgesendet waren. Ihnen zu entgehen, schlug der König den andern Weg über Lippstadt ein und er ist daselbst am Martinsabend eingeritten. Vor ferneren Gefahren gesichert zu sein, ließ er sich eine Bedeckung von mehren hundert Reisigen und den Umweg durch Hessenland gefallen. Mehrmals nach den zu berührenden Gebieten das Geleite wechselnd, erreichte er Düsseldorf" oder Stilbrit, wie Buchon, der Herausgeber von Molinet's Chronik, den Ort nennt.

„Der König ließ seine Ankunft dem Herzoge in Burgund sogleich zu wissen thun; aber es währte doch wol noch acht Tage, ehe sie zusammenkamen. Inzwischen ließ der Herzog dem Könige zu Ehren ein Zelt aufschlagen, ritt mit 1000 wohlmontirten Reitern aus seinem Lager aus und ließ zwölf Jachtschiffe den Rhein hinunter rudern, um den König einzuholen, welcher in einem Schiffe vor Anker lag, das dem Herzoge von Jülich und Berg gehörte. Der Herzog selbst fuhr dem Könige mit einer prächtigen Jacht und in einer Ausrüstung, welche den übermäßigen Staat dieses Herrn zu erkennen gab, entgegen. Sein Harnisch war überall mit Perlen besetzt und ward über 100,000 Goldgülden geschätzt; der Kranz an seinem Helme war mehr als 100,000 rheinische Gulden werth. Weil der König etwas spät gegen den Abend ankam, so ward die Unterredung bis auf den folgenden Tag ausgesetzt, da dann der Herzog den König in seinem Zelte herrlich bewirthete und nach der Mahlzeit sich mit ihm wegen des Friedens zwischen dem Erzbischofe von Cöln und dem Capitel besprach, wiewol nichts Gewisses beschlossen wurde. Es ging eine lange Zeit mit unnützen Unterhandlungen weg; doch brachte es der König endlich so weit, daß ein Waffenstillstand beliebt wurde. Der König ging darauf von da nach Cöln und hielt sich daselbst bis den achten Tag nach dem heiligen Dreikönigsfeste 1475 auf und verehrte der Kirche der heiligen drei Könige ein vergüldetes Handbecken." Es bemerkt hierbei die Chronica van der hilligen Stat von Cöln: „In demselben Jahr 1474 up sent Lucien-Tag quam ein König von Dännemarcken zo

Cöllen, umb was nit seer willkommen, weil he unsen Burgeren vurmals fast Schadens zugefugt hatte. Und mit dem König quamen der Herzog von Brunswich, der Herzog von Mecklenburg und Graf Gerhard von Oldenburg, des Königs Bruder, doch schenkt ihm den Wein die Stat van Cölne."

Es sind auch noch einige Annotationen, die Verhandlungen mit dem König von Dänemark betreffend, nachzuholen: „Le 18. Novembre le duc de Saxe et autres princes et grands seigneurs de l'hôtel du roi de Danemarck, vinrent visiter le duc de Bourgogne en son camp de Neuss, où il les régala; ils y retournèrent encore le lendemain avec le duc de Brunswich et le comte de Brandebourg (?), et y furent encore régalés. Le 20. le duc de Bourgogne, accompagné de plusieurs princes, comtes, barons et autres grands seigneurs, alla à un quart de lieue dudit siége, près d'un levis où il avoit fait dresser plusieurs tentes et pavillons bien riches, et fait porter un grand dîner pour le roi de Danemarck, qui s'y rendit avec son frère, son neveu, les ducs de Saxe, de Brunswich et de Meckelbourg, et autres comtes et barons, et après les épices, il retourna souper et coucher audit siége. Le 21. le frère du roi de Danemarck vint voir le duc de Bourgogne, qui le défraya. Le 26. l'électeur de Saxe et autres grands seigneurs de l'hôtel du roi de Danemarck vinrent voir le duc de Bourgogne, qui les régala. Le 29. le frère du roi de Danemarck, le duc de Saxe et autres seigneurs vinrent encore voir le duc de Bourgogne, qui les défraya."

„Le jeudi 1. Décembre l'archevêque de Cologne, le frère et le chancelier du roi de Danemarck vinrent visiter le duc de Bourgogne au siége devant Neuss, où il les régala; ils y retournèrent encore les quatre jours suivants. Le 6. ce duc partit après dîner, et alla en grand triomphe à un bois, à une demi-lieue du siége, auquel lieu il avoit fait dresser plusieurs tentes et pavillons, et fait porter un grand banquet, pour festoyer le roi de Danemarck, ses frère et neveu, les ducs de Saxe, de Brunswich et de Meckelbourg, et autres princes et seigneurs de leur compagnie; et après le banquet et les épices, il retourna au siége: il se consomma à ce banquet six foudres de vin du Rhin, blanc et bien bon, revenans à trente-quatre muids, gauge françoise, le tout pour la valeur de 250 florins, et le 17. il fit encore un grand banquet au même lieu, après quoi il retourna au siége. Le 22. le duc de Bourgogne régala l'archevêque de Cologne; le 25. il fit livrer pain, vin et viandes aux ambassadeurs de Hongrie et de Naples, et au prélat qui avoit fait l'office du jour. Le 11. et le 12. janvier 1475 le frère du roi de Danemarck vint voir le duc de Bourgogne, qui le régala, ainsi que les ambassadeurs d'Angleterre et de Hongrie, qui étoient vers lui. Le 30. ce duc régala quelques gens du roi de Danemarck, qui devoient aller avec lui au lieu, où ce roi devoit s'assembler avec mondit seigneur; et le 31. ce duc, après avoir dîné au siége devant Neuss, en partit à privée compagnie, et alla près d'un bois, à demi-lieue du siége, où il avoit fait dresser des tentes et pavillons, communiquer avec le roi de Danemarck, qui y étoit venu, accompagné du duc de Meckelbourg, et de quelques gens de son hôtel; pour le banquet desquels le duc de Bourgogne avoit fait porter quatre plats de viande, et après les épices, il retourna souper et coucher au siége de Neuss; et pendant le séjour que ce roi fit à Dusseldorf et aux environs, ce duc lui envoya en trois fois 4340 florins 1 sol pour sa dépense. Les 3. et 6. février le duc de Bourgogne régala le frère du roi de Danemarck; les 11. et 17. il régala ce roi, qui l'étoit venu voir; les 18. 20. 22. 25. et 26. il régala son frère, quelquesuns de ses conseillers et autres personnes de son hôtel, et l'ambassadeur de Naples."

Von Cöln aus hatte in der ersten Hälfte des Januars 1475 der König von Dänemark einen Abstecher nach Andernach gemacht, „wo ihm der Kaiser mit verschiedenen Fürsten entgegen kam, und da ward aufs Neue an einem Frieden zwischen den streitenden Parteien gearbeitet. Als er wieder von hier nach Cöln reiste, um von dem, was abgehandelt worden, Bericht abzustatten, so wurden auf dem Wege von dem Schloßthurme drei Kanonen auf ihn abgefeuert. Da aber der vierte Schuß geschah, gerieth der Thurm in Brand, wodurch drei Leute ums Leben kamen. Allein der König kam ohne Schaden davon; den Commandanten aber auf demselben Schlosse ließ der Herzog von Burgund gleich aufhängen," daß es demnach scheint, Holberg habe sich über den Ort geirrt, und nach Andernach verlegt, was sich auf Rolandseck ereignete. Zu Andernach konnte der Herzog von Burgund Niemanden hängen lassen. „Alle diese Verfolgungen rührten von dem Erzbischofe von Cöln her, der sich zu keinem billigen Vergleiche bequemen wollte und daher den König als einen Feind ansah. Da nun endlich der König Christian merkte, daß es nicht möglich wäre, einen Vergleich zu Wege zu bringen, so machte er sich wieder auf den Rückweg, nachdem er große Mühe und Lebensgefahr ausgestanden, um einen Frieden zwischen zwei fremden Völkern zu stiften. Diese Reise ist ein Beweis von dieses großen Königs Tugenden. Indessen gab diese Zusammenkunft mit dem Herzoge von Burgund Anlaß zu einem Gerücht, als wenn der Herzog dem Könige die wendischen Städte wollte bezwingen helfen. Auf dieser Reise schlug der Herzog von Burgund des Königs Bruder, Gerhard, Grafen von Oldenburg, zum Ritter, und wollte ihn in seinen Diensten behalten; aber der König rieth ihm davon ab, weil der Herzog ein unruhiger und stolzer Herr wäre, dem er auch vorher sagte, daß er sich ehestens ins Unglück stürzen würde. Auf dieser Reise verzehrte der König 15,000 Gulden. Die Ursache, warum diese kleine Reise mehr als die große (nach Rom) kostete, war diese, weil er auf

der ersten fast allenthalben frei gehalten wurde, diese letzte aber allein auf seine eigenen Kosten geschah."

Ein Ausfall der Neußer am 24. Nov. 1474 kostete ihnen an Todten und Verwundeten 60 Mann. Am 27. Nov. bestürmten die Burgunder das Bollwerk am Oberthor sammt dem anliegenden Graben; die Katze, unter deren Schutze sie vordrangen, wurde in Brand gesteckt,

Die Vyant mit groissen smertzen
Heylten sich froemlich dar under
Der Katzen, ind dat was wunder,
Sy stunden eynen swaere stant,
In dem dye katze veyrlich brant.

Mit einem Schuß wurden von den neußer Knechten sieben erschlagen, aber doch behielten sie das Feld nach Wierstraat's Bericht, den im Wesentlichen Molinet bestätigt: „Ceux de Neuss se tenoient moult orgueilleux et fiers de leur gros et puissant bastillon fortifié de tranchis à la porte de l'abbaye, duquel ils portoient si grand dommage aux assiégeants que rien plus, tant par leur envahies et curieux aguets, comme par l'horrible épouvantable trait de poudre, dont ils reveilloient leurs voisins. Mais messire Philippe de Poitiers, seigneur de la Ferté, noble de sang et de prouesse, très-vaillant conducteur de guerre, accompagné de plusieurs forts et hardis chevaliers, leur donna l'assaut tant âpre, hideux et terrible, que par force et puissance ils en furent expulsés vigoureusement de leur fort et de leur tranchis; si furent leurs moulins à eau déchirés de tous points et rués par terre."

„L'assaut fut âpre et merveilleux; plusieurs glorieux faits d'armes resplendirent en cet estour. Le seigneur de la Ferté le conduisit honorablement, et firent tant ses gens et si bon devoir, qu'ils gagnèrent les dits tranchis autour du bastillon. Mais tant multiplia le trait des assiégés, que les assaillants perdirent lesdits tranchis, et y finirent leurs jours chevalereusement plusieurs nobles hommes, qui désirans honneur conquérir, furent pris au lacets de la guerre. Ceux de Neuss avoient un autre bastillon grand et fort au quartier des Lombards, comme leur refuge singulier, espoir total et garant salutaire; car ils faisoient leurs armes et montroient leur puissance trop plus que autre part, tant pour résister aux assauts traversaires, que pour assaillir les vassaux adversaires; mais il fut enversé en bas, abattu par terre en terre, en fonds fondefié et porté jus par main robuste. Le duc de Bourgogne avoit de coutume toujours au nouvel an de renouveler les capitaines de ses ordonnances. Si advint que Amé de Valperga, un très-expert conducteur, eut la charge de 500 lances, qu'avoit par avant messire Josse de Lalaing, lesquels furent translatés de la grande île audit quartier. Lui, accompagné de plusieurs nobles entreprenants bacheliers, couverts de pavais, planches, instrumens iuvasifs, approchèrent ledit bastillon, par telle audace et férocité et hardiesse, en coupant les gros rudes chênes dont il étoit composé, que nonobstant les terres grandes et épaisses, ils le démembrèrent, rompirent et debrisèrent si au vif, qu'ils trouvèrent les portes de la ville enfouies dedans, qui tantôt furent découvertes, non pas sans grand labeur et perte. Maître Simon, un bombardier, Pierrot et autres y furent tués de leurs bombardes mêmes, et Amé de Valperga, qui notablement se maintint, y fut blessé en la joue d'un billon du courtau."

„Ceux de Neuss, trop-durement aiguillonnés, voyans ce hideux reboutement, mortel péril et cruel renverse, firent un autre bastillon plus arrière en reculant dans la ville, plaqué par admirable artifice de terre et d'estraing, tant proprement qu'il sembloit chose faite par plaisance et non par contrainte, car un festu ne passoit l'autre, et étoit étoffé de canonnières belles et gentiles et autres défenses terribles. Le duc regardant ce nouvel bastillon si promptement édifié, proposa de le détruire comme il avoit fait l'autre, non pas par hâtif assaut, mais par secret continu labeur, et commanda à faire deux mines, l'une au guet des Lombards, à la directe main, emprès l'eau des fossés, et l'autre au quartier des Picards, sur la rivière au toncquet de la ville, où les murs étoient abattus de bombardes et de canons. La Vergière fut approchée et subtilement ajustée, laquelle avoit suite de plusieurs courtaux. Pions pionnoient, manouvriers ouoroient, fossiers fossoyoient, et mineurs minèrent par telle diligence, en approchant la ville, que ceux de dedans furent en adventure de perde leurs braies, et firent un contrefort de travers pour les préserver."

Ueber der langwierigen Belagerung war beiden Theilen das Holz beinahe ausgegangen. „Vers la chapelle saint Ladre, sur la grosse rivière du Rhin, étoit une très-belle et grosse forêt, toute de allemarche, qui venoit bien à point à faire logis, boulevards et bastillons, avec ce que l'on pouvoit ravir ès villes champêtres, bourgades et hameaux; car toutes manaderies, arbres, haies et buissons prochains étoient dépouillés et mis au net, réservés les jardinages d'une abbaye de dames fondée de la glorieuse vierge. Petits compagnons, travaillés de longues veilles, mal stipendiés, assaillis de la bise, dépourvus d'habits, de vivres et d'argent, alloient et venoient cinq ou six fois le jour à ladite forêt à tous abandonnée, et se chargeoient de faisceaux de bois, lesquels ils vendoient les uns aux autres pour subvenir à leurs nécessités, et avoir honnête entretenement. Ainsi cette belle et riche forêt, de long-temps entretenue et précieusement gardée, fut en briefs jours, par fortune de guerre, totalement gâtée." In der Stadt hatte man hunderte von Häusern und Scheuern abbrechen müssen, um das zur Feuerung und zur Errichtung neuer Bollwerke nöthige

Material zu gewinnen, und es ergab sich an andern Nothwendigkeiten ein nicht minder drückender Mangel. Es ließ der Magistrat von Haus zu Haus Untersuchung anstellen und das vorgefundene Fleisch und Vieh in ein Magazin bringen, woraus die Söldner ihre dürftigen Portionen erhalten sollten.

Dat wart so zom end gedreven,
Dat bover drij koe niet bleven
Im leven vur dye kynder cleyn
Ind ouch dye krancken nit gemeyn.
Dair lieden die gesunde hertzen
Groisses hungers manchen smertzen.
Cristach dat werde hogetzijt,
Dat manchen guden menschen verblijt,
Wart in rechter ordenongen
Der gemeynre lieverongen
Dorch Godz genaed die gud gesellen
Seer erfreuwen in den wellen.
Want mae do noch nae malchs geheisch
Eyns lieverden natuyrlich vleysch
Vae swynen, koeen ind ossen.
Man sachyt malch zor letzen trossen.
Noe hoenich ind ertzen tzoppen
Dair mit moysten vortan stoppen
Die gud gesellen yren maigh.
Idt was vurmair, as ich uch saigh,
Vort die lyeverong nit gemeyne
Bys zu Paysschen dat hoyghtzijt reye.
Doch hed man, as ich weys vurwayr,
In der vasten olij alldair.
Get had ouch dair, mit genaeden
Zo reden, wijns genoich beraeden.
Idt had sich ouch dayr verlouffen,
Dat dair bynnen nyet zo kouffen
Ee was haver noch gersten malt.
Dar dranck man byr dat enwas niet alt,
Dat van roggen gebruwen wart.
Ouch enkan ichs nyet verswijgen,
Eyer vyell idt swair zo kriegen,
Dat hoird man dair manchen clagen,
Umb dat wurden doit geslagen
Die burger hoenre int gemeyn
Dat deden dye frembden alleyn,
Doch niet all dan verwende knecht.

Fortwährend wurde auf allen Punkten des Erzstiftes gestritten, „wann Bischof Ruprecht hatte noch in dem Bisthum viel Schloß, Städt und Dörfer, die ihn für einen Herrn hielten." Ihn mehr und mehr zu beschränken, legte sich der Kaiser vor Linz, indessen der Kurfürst von Brandenburg Remagen nehmen würde. „In Remagen war Herr Eberhard von Aremberg und einer von Manderscheid, und ward acht Tage darnach aufgegeben, behaltlich Leibs und Guts." Langwieriger war die Belagerung von Linz, dessen Entsatz durch Olivier de la Marche, Abth. III. Bd. 1. S. 695—698, berichtet. „It. des andern Tags nach Antonii in der Belagerung von Linz wurden Kaiser Friedrich und die Fürsten des heiligen Reichs Feinde des Herzogs von Burgund. In demselben Jahre, um Halbfasten auf St. Thomas-Tag von Aquinen, ward Linz gewonnen, behaltlich Leibs und Guts, wiewol die Brandenburgischen das nicht hielten, sondern plünderten die Stadt und erhielten dazu viel Hilfe. Das Schloß zu Linz ward von den Picarden abgebrannt, das gebaut war Anno 1369 von Bischof Engelbert von der Mark."

Zu den mancherlei Nöthen der Neußer gesellte sich der Einsturz der äußersten Mauer am Rheinthore an dem heiligen Dreizehn-Tag 1475; kümmerlich wurde die Lücke mit Körben, Weinfässern und Aehnlichem verstopft. Bedeutenden Vortheil brachte dagegen der Stadt die Ueberschwemmung am 20. Jan., wodurch der Feind genöthigt war, das Werth dem Judensteeg gegenüber in Eile zu räumen. Einige Waghälse fuhren hinüber, verbrannten die verlassenen Zelte und brachten einige Beute mit. Um so inniger war die Andacht, in welcher die dankbaren Bürger die Lichtmesse begingen. Indessen setzten die Lombarden ihre Arbeit vor dem Rheinthore unermüdlich fort; sie errichteten ein Bollwerk um das andere, gewannen den Graben vor dem Bollwerk an der Rheinpforte und am 16. Febr. auch das ungemein hartnäckig vertheidigte Bollwerk selbst. Man ersetzte den Verlust durch drei neue Aufwürfe. Nicht lange und das andere große Bollwerk am Oberthore sammt Graben gerieth ebenfalls in des Feindes Gewalt.

Dair verloren gud gesellen
Ind jonckheren yrre stoultze lijff
Die dair stunden ind hielten stijff.
Et was dair eyn seer scharpe lucht,
Wenich vreuden wart dar gesucht,
Doch der fromer jonckheren vyll
Machten dar eyn vastaventz spyll
Mit stechen ind vroelygen schall,
Dat die van buyssen hoirden all
Krijschen, roiffen ind kreyeren
Vancher wijsen ind manieren
Vroelich sy reden zo perde
Ind machten also manch geverde.
Ast zom avent ther selver stunt
Sich aldoe zo neecken begunt,
Gynck eyn yeder nae gesetze
Zor hueden ind up sye letze.
Do rieff dair eyn gudt engelsch man:
„Watouw segt naber! hoyrt my an,
Ick byd wylt my doch bedyeden
Dat gerucht under u lyeden.
Uns hefft all, Got went, besonder
Van dem gerucht seer groyt wonder!"
Tzorstunt wart yem dair uyssz der stat
Gudertijrlich geantwordt dat:
„Die jonkheren van her bynnen
Hant gestechen umb zo wynnen.
Loff ind prijssz vur unsem Heren
Den burgeren ind zeuldeneren.
Sy moyssen sich wat ergetzen
Des erbeytz swayr up den letzten.
Ind machen dem furst freuwden schyn,
Man mach alltzijt niet drorvich syn!" —
„I naber wat ick hab gehoirt,"
sprach aldoe der engelsch man vort,
„Hebdy dayr noch lust zo stricken
Mach u det belegh niet breicken
Steckspoell ind freuwde to maycken,
Seker dat synt frembde saycken!
Enthyedy naber oick niet meer
Van Burgonyen den groeten heer,
Benedigst wat sall ick seggen
Gady dair noch steckspoell leggen!"
Mit Hoefsscheit wart geantwort dar

Uys der stat in dat offenbair:
„Naeber, offt noch zwey jair suld duren,
Nochtant moyst men sorgh ind truren
Dair mit freuwden understechen
Ind also den sweermoyt brechen!
Mit truren ind ouch myt sorgen
Enhielten wyr niet bys morgen
Dyessz gude stat ind schonen playn,
Dat eyn moys by dem andren stayn!" —
„Addeuw naeber, ghy duet yem recht!"
Sprach der getruwer engelsch knecht,
Dair mit was dair die spraech gelacht.

Gleichwol wurde die Lage der Stadt immer trauriger, der Mangel drückender. Von Christtag bis zur Fastnacht war kein Fleisch ausgetheilt worden und für die Fastnachttage wurden die ersten Pferde geschlachtet; mit Honig, Oel und Erbsen behalf man sich die Fastenzeit hindurch. Viele suchten auch in den Stadtgräben nach Muscheln, deren wol drei Tonnen voll verzehrt worden sind. Im Ganzen wurden, neben den vielen Ackerpferden der Bürger, von den Pferden der Söldner 350 geschlachtet. Um so willkommener war die gute Botschaft, in St. Valentins-Nacht gebracht von 24 frommen Kriegsknechten, die glücklich durch der Feinde Lager gekommen waren und bei der Zollpforte den Wall erstiegen hatten. Sie hatten von dem Kaiser rechte Briefe, wie die Majestät Neuß entsetzen wolle und die Belagerung von Linz zu Ende gehe. Zwei Angriffe, zu Petri Stuhlfeier und auf Matthiastag, wurden ohne sonderliche Anstrengung zurückgewiesen. Unverhofft, am Samstag nach Invocavit, zur Meßzeit um 9 Uhr, erklang freudig des Wächters Trompete:

„Nu wilt niet truren," rieff he vort,
„Ich syen all up des Rijnes bort
Im Bergschen land vyll stoultzen man
Dye schyrm ind bussen voeren an!
Waill steyt dat in myn behagen!
Pauwluyn werden upgeslagen,
Die bussen liggen up dem klyff
Zo schiessen in der vyand schiff!
Van dan willen sy niet brechen,
Ich syen dair manch wympell stechen!"

Es hatte da Fuß gefaßt ein bedeutendes Volk, durch die Stadt Cöln ausgeschickt den bedrängten Nachbarn zum Beistand. „Up Freitag nach Invocavit zogen die Bürger von Cöln aus mit viel Volks vor Neuß auf jenseit Rheins, auf den Stein. Sie hatten einen Capitain in ihrem Sold, Hrn. Wilhelm von Aremberg, der sich männlich und getreulich bei ihnen beweist. Und vergraben sich allda gegenüber dem burgundischen Heer, und schossen dem von Burgund fast Schiffe in den Grund, und thaten ihm großen Schaden an in seinem Heer, das ihn sehr ärgert. It. in derselben Zeit nahmen die Bürger von Cöln dem Herzoge fünf Schiffe mit Proviant, die viel Guts werth waren, und nahmen das Gut heraus und senkten die Schiffe in den Grund." Umständlicher bespricht Molinet das Ereigniß: „Allemagne sentant Neuss captive et triste, languir en grande complexité, persécutée de pestilence grave, aggravée de cruelle famine et flagellée de guerre périlleuse, prit pitié de son affliction dolente, proposant la délivrer de ce dangereux danger et meschef. Dont il advint que ceux de Cologne, environ le 26. février, s'amontrèrent en très-grand nombre outre le Rhin, à l'endroit de Neuss, l'île et la rivière entre deux, où ils plantèrent un fort et puissant siége, fermé de palis, orné de tentes et environné de tranchis, par manière de contresiége, cuidant décocher de son haut être le triomphant siége ducal; et de fait tiroient à l'aventure en divers quartiers de son ost serpentines et gros engins, dont les pierres d'étranges modes étoient a demi coques. Mais peu leur profita ce trait. Ils y mirent chère constance, et ne portèrent guères de dommages à leurs adversaires; leurs coups retournoient souvent à leur préjudice. Si leur mésavint une fois de tirer en une tourelle de la ville où ils tuèrent beaucoup de gens. Un jour amenèrent dix ou douze bateaux chargés de nouvelles gens et de vivres, sous espérance de rafraîchir Neuss; mais ils furent durement renvoyés par ceux de l'armée du duc. Si retournèrent amont le Rhin, frustrés de leur intention Regnauldin de Melun, un très-gentil écryer, lieutenante de Monseigneur Olivier de la Marche, accompagné de quarante chevaliers, les poursuivit et entrechevaucha jusques auprès de Cologne."

„Quand Coloniens aperçurent que par force d'armes ne pouvoient pas atteindre leurs conceptions, ni avoir entrée dedans Neuss, aspirant après leur opulent subside, ils démenèrent grand deuil, et proposèrent leur donner confort de rescriptions, en lieu de renfort de garnison, et la servirent de promesses, en lieu de hautaines prouesses, de messagers et de petits compagnons, en lieu de chevaliers et hardis champions. Ainsi donc l'empereur et les princes d'Allemagne, ensemble les Coloniens, les consoloient de persuasions adulatoires, pleines de jactance et de grandes flatteries, par aucuns rustres adventureux, porteurs d'icelles entre deux eaux, et ceux de Neuss pareillement leur signifioient, par aucuns malheureux nageurs, le grand détroit de pauvreté et déluge misérable où ils se trouvoient trébuchés par armigère disfortune."

„Un jour advint que une buveresse de l'ost trouva, sous un pont fait de queuves, un homme noyé, chaussé et vêtu, lequel avoit en sa bourse 12 mourequins, et portoit dix ou douze lettres enveloppées en poix et en cire, écrites le mercredi après la mi-carême, envoyées par Herman de Hesse et la commune chevalerie de Neuss, sous espoir de l'adresser au landgrave Henri de Hesse, aux bourgmestres, conseil et échevins de la cité de Cologne, et à aucuns gens de guerre étant de là de Rhin, lesquelles contenoient en partie ce qu'il s'ensuit: Nous vous tenons assez advertis par plusieurs et diverses fois, tant de bouche comme par écrit, de l'angoisseuse et pitoyable indigence à laquelle nous sommes adstreints par nos ennemis.

L'eau nous est otée; les douves se perdent; tous nos boulevards vers la porte du Rhin sont pris jusques aux derniers; nous amvindrissons tous les jours, et perdons un fort après l'autre; et n'avons pouvoir défensoir de nousmêmes, qui jamais y puisse donner recouvrance. Et comme il soit ainsi que long-temps nous soyons en la vertu de vos belles paroles confites en liqueur d'éloquence, lesquelles, comme confortation de notre coeur, nous ont soutenus et répus d'espérance que nous avons possessée jusques à maintenant, toutefois, rien n'en est ensuivi pour effet, dont nous sommes grandement ébahis. Pourquoi, nous vous prions et requérons très-affectueusement que au lieu de promesses jà pieçà fleuries, colorées de adulations, et tournées, non pas à mûrisson fructueuse, mais en la fange de foi faillie par votre longue endormie paresse, si nous envoyez hatif secours, par la plus grande puissance qu'il vous sera possible; car autrement nous et notre ville sommes détruits à toujours, mis et livrés à confuse despection et opprobre perpétuel; et si vous ne pouvez parvenir à chef de votre désiré confort, par tant de fois et voix promis, trouvez quelque gracieux appointement, afin que ne perdions honneur, corps et chevance; car plus n'avons de confiance, sinon en la divine miséricorde, à laquelle nous nous recommandons." In einem anderen Schreiben, an die Stadt Bonn gerichtet, wird vornehmlich die Theuerung, der Mangel an Lebensmitteln, beklagt, „parquoi plusieurs compagnons, oppressés de famine, incités à courroux, émouvoient journellement noises et contention entre eux, si que par telles ruineuses divisions ne pouvoient tenir bonnement pied ferme."

Der Verunglückte, bei welchem man die Schreiben gefunden, war der eine der frommen Knechte, welche die Belagerten am Dienstag nach Laetare ausgesendet hatten, um in der Cölner Lager Nachricht von ihrem trostlosen Zustande zu bringen; sein Kamerad ist in demselben Versuche gleichfalls ertrunken. Dagegen brachte acht Tage später ein Knecht die Botschaft von der Einnahme der Stadt Linz und daß der Kaiser zu Cöln liege mit ganzer Macht.

Darnae zu Palmen in der Nacht
Voiren nuye uyff Nuyff over Rije
In eynen cleynen nechelye.
Got halff ye troestlich over wech.
Sy malten dair dat groisse gebrech.

Mancherlei Mittel hatten die Neußer erdacht, sich Nachrichten zu verschaffen. „Certaines instructions baillèrent ceux de Neuss à ces messagers, pour leur donner à connoître comment sans péril ils étoient abordés en terre amiable, ensemble pour informer ceux outre le Rhin, en quel train ils devoient continuer le trait de leurs engins à poudre, tellement que eux, échappés de dangereux encombre, devoient monter sur chevaux grisons, prendre lances en leurs mams, au bout desquelles, avec aucune matière combustile, devoient bouter le feu; et les assiégés, qui les apperçevroient, mettroient une bannière blanche sur le boulevard situé à la porte du Rhin, montrant la différence entre leurs bastillons et les forts du duc, lesquels ils contendoient agrever totalement; et si la bannière étoit assise au plus haut, c'étoit signe que leur trait tenoit trop sur le haut, si elle étoit bas, tiroit trop sur la bas, et si elle s'arrêtoit en impermutable stature, c'étoit signe qu'ils devoient continuer en pareille mesure. Et parce que ceux de la ville étoient en continu labeur, perpétuel soin, intolérable veille, ils prioient aux contreassiégeans de souvent embesogner l'ost du duc par plusieurs travaux et diverses emprises, tant par eau comme par terre, afin d'obtenir un petit de repos en leur dure calamité."

Von ausgezeichneter Wichtigkeit war für die Belagerer das aufgefangene Schreiben Peter's von der Klocke, Bürgermeister zu Cöln seit 1469. „Pareillement sire Pierre de la Cloce, alors bourgmestre de Cologne, et deux gentilshommes de Hesse rescrivirent aux bourgmestres de Neuss, comment ils étoient tous informés du pauvre état et disposition de leur ville par aucuns de leurs amis, qui dernièrement en étoient partis; et narroient comment le marquis de Brandebourg, le landgrave de Hesse et le comte de Wirtemberg étoient naguères venus personellement à la Pierre, étant à l'opposite de la grande île, à intention de ravitailler Neuss, mais ils ne purent parachever leur intention et imagination, par faute de navires. Néanmoins l'empereur et les princes d'Allemagne étoient en continuelle poursuite de amasser gens pour les secourir tantôt après Pâques; et fussent certains que le roi de France, en sa personne, étoit en chemin pour donner secours à l'empereur, et amenoit toute la puissance de son royaume."

„L'instruction de celui qui portoit ces lettres étoit telle, que lui venu à Neuss, il devoit incontinent faire bouter le feu en deux lieux hors de la tour de Cliconchon, afin que ceux de delà le Rhin connussent clairement qu'il étoit arrivé sans inconvénient; et si ceux de la ville persévéroient en volonté d'eux tenir, ils devoient sonner deux fois la cloche du beffroi devant midi; et s'ils vouloient avoir gens et poudre, ils devoient sonner ladite cloche après dîner. Item, et s'il fut advenu que ceux qui avoient la charge de conduire lesdites gens et poudre, eussent été rués jus, ou menés à quelque fin malheureuse par leurs ennemis, leur députés étant à la Pierre, devoient faire la nuit ensuivant aucun certain signe d'un fallot ardent, et autant de fois qu'ils le montreroient, et autant de jours après ils devoient être rafraîchis. Et s'ils vouloient avoir traité, ils devoient mettre entre le jour et la nuit, un fallot ardent sur la tour Saint-Quirin; et ce temps pendant, les princes

en leur absence devoient entendre à leur appointement. — Par la réception desdites lettres fut développé le secret de Neuss, et su l'expectation de délivrance qu'ils avoient en leurs alliés, ensemble leur chétive indigence et désertion misérable, plus au vrai que par ceux qui volontairement se embloient de la ville, et se rendoient en la merci du duc; car il y avoit si mirable et prudent régime entre les grands, touchant la conservation salutaire, que le menu peuple, frêle de patience, tendre de la langue, et qui rien ne sait céler, ignoroit du tout la certaine disposition et police de léans, comme il appert clairement, quand aucuns d'eux, par meschéance ou autrement, se trouvoient ès mains des Bourguignons, partis de leur fort en un même jour, diligemment examinés et cauteleusement questionnés par torture ou aigre menace, bien peu conformoient en un propos, mais se contredisoient en plusieurs manières."

Am nächsten schien die Rheinpforte bedroht, dort hatten die Lombarden sich bis zu dem dritten, zu dem innersten Aufwurfe durchgearbeitet; daß er bis zum Palmsonntag behauptet werden könne, wagte beinahe keiner zu hoffen. In der tiefsten Niedergeschlagenheit

Drogen sy desselven dages vort
An dye ellendige Rijnport
Sent Quiryns hylghdom wyrdincklich.
Dayr baidt man seer ind ynnentlich:
O Himmelfurst! Heer sent Quiryn
Wyls uns bedruckten genedich syn!
Nu wyls du Godz hoegh merteler
Sye eyn genedich beschyrmer
Der dynre! an Got allmechtich
Wils Heer unser syn gedechtich!
Wyr troysten uns vroych ind spaede
Zo dyner hilffen ind gnaeden!
Wyr Nuyßer all gemeyne
Geloeven dyr merteler reyne
Van nu zo ewygen zijden,
Dattu uns willes verblyden,
Eerligen zwae wasskertzen schoin
Dye vur dym hylghdom up dem troin
All daegh byrnen sullen gewyssz
Under des Kyrspels ind hoemyssz!
O hylgh Patroin, dyessz Rijnport
Sall dyr zo eren nu me vort
Sent Quiryns port syn genant
Ind so van allmalch syn bekant!
Nu nym die port in dyn behoit
Ind uns allen, o merteler goit!

„Ja-soit-ce que le siége de Neuss fut tant proprement situé que rien plus, toutefois on ne l'assit pas selon la doctrine de Végèce, qui enseigne à colloquer les tentes ou forts en tel lieu que nulle soudaine inondation n'y puisse donner empêchement; car entre mi-carême et Pâques, les eaux furent si grandes sur le Rhin, qu'elle surmontèrent tout dicquage, et furent la petite île et la plus grande partie de la grande si couvertes, que par les grandes ondes et nuages qui de gros vent se causoient, se sembloit à voir une petite mer. Et lors trois bourgeois de Neuss se mirent en un petit batel sur la rivière, et par le bon vent qu'ils eurent, cinglèrent amont le Rhin. Et nonobstant toute garde, défense, aguet et provision d'artillerie qu'ils firent à l'encontre, ils échappèrent ce danger, et arrivèrent de plein jour en l'ost des Coloniens."

„Environ trois jours après (Dienstag nach den Palmen, 4. April) ceux de la ville entrèrent de nuit en trois bodequins, et descendirent au point du jour en l'île, sur intention de brûler les logis des assiégeants et de mettre tout aux épées. Anglais, qui ce quartier avoient en garde, aperçurent leur venue; et comme tout avisés de leur fait, les laissèrent descendre paisiblement sans émouvoir quelque effroi; puis, quand bon leur sembla, ils élevèrent un si âpre et cruel alarme, que ceux de Neuss, tous épouvantés, cuidans que toute l'armée se tirât celle part, ne cuidèrent jamais trouver leurs boelequins à temps. Les uns au rentrer ens se sauvoient, et les autres se noyoient. Les Anglois, qui y perdirent deux hommes, chargèrent sur eux si rudement, que environ trente demeurèrent sur la place, et douze autres furent prisonniers, qui récitèrent les dispositions de la ville, et connuèrent que les trois bourgeois dessudits s'étoient tirés à Bonn vers l'empereur, pour avoir sécours de vivres. Et tantôt ceux de Cologne mirent sur le Rhin grands bateaux garnis de tous biens, pour ravitailler Neuss. Le duc, de ce adverti, fut en armes deux ou trois jours de la semaine peneuse, et il mit si grand obstacle, que les Coloniens furent frustrés de leur emprise." Nach Wierstraat hatten 200 Neußer das Wagstück bestanden. „Nyet langh die Engelschen slyeffen," und wurden

Gehauwen manche wunden wijt
Van beyden deylen zu der doit.
Dye Nuysser hatten cleyn gewyn,
Sy voyrten mit sich wunden groit.

Zwölf Todte ließen sie zurück. Auch die Engländer mögen nicht unerheblichen Schaden gelitten haben.

Vur wair et waren froeme degen
Dye Engelschen ind stoultze man,
Yr werck sy stalten glouflich an.
Dye Nuysser brachten drij slangen,
Mit gelt eyn secklyn hangen,
Ind sus mancherleyen rouff,
Doch hadden sy des duyren kouff.
Up stillen vrydach waren
Die Lumbarden by gevaren
An sent Quiryns port zo brechen,
Dat man sach mit spiessen stechen,
Der eynre dae der ander her
Ind ouch up der Nuysser burstwer.

Desgleichen wurde in der Osterwoche den Belagerten aus dem äußersten Graben beim Oberthor an der Schleuße zwischen der Ober- und Zollpforte das Wasser abgestochen, nach dem Rathe, wie man in Neuß glaubte, des der Gefangenschaft entronnenen Mohren, oder eines seiner Gefährten. Bei jener Schleuße hatten die Burgunder ein festes Bollwerk, aus welchem sie den Wall

beschossen, dann den äußern Theil des Walls, der „was von den dae bynnen zowers gespalden mit synnen" einnahm. Viel Bedrohlicheres noch hatten die Feinde im Schooße der Erde vorbereitet. „En l'espace de deux mois, à très-cher coût, par grande subtilité d'engins et extrême labeur, les mines que le duc, très-souvent en grand péril de sa personne, avoit sollicité être faites, furent honorablement approchées et achevées; mais les assiégés aperçevans cette merveilleuse oeuvre, trop périlleuse et mortelle pour eux, par peur et crainte qui les incita, firent mine contre mine, et prirent courageuse prétente contre malheureuse attente; tellement que par un samedi, huitième jour d'avril, environ deux heures après dîner, iceux voyants que trop faible et méchant guet se faisoit au quartier des Lombards, rompirent secrètement une rive de terre, et comme tous assurés en leur espérée bonne fortune, pourvus de coulevrines, haquebutes, arbalêtes, gros bancs, forts huis et larges planches, saillirent par grand hardement en la mine desdits Lombards, où ils trouvèrent seulement quatre ou cinq hommes italiens, de peu de fait et de lâches courages; lesquels voyants cette impétueuse envahie, s'enfuirent de tire et abandonnèrent les mines qui puissamment furent gagnées, ensemble deux ribaudequins affuttés; et les défendirent si chevalereusement, que oncques puis ne furent conquises."

„Le seigneur de Fiennes et autres nobles chevaliers, oyants ce hideux effroi, y coururent à toute diligence, et se mirent grandement en peine de recouvrer ladite perte; mais guères n'y profitèrent, Jehan de Mastaing, un très-vaillant écuyer, y demeura mort en la place, ensemble plusieurs autres tués et blessés. Le duc voyant ce dommage irréparable, frustré de sa haute emprise, magnifiquement conduite jusques à ce jour, et misérablement finie par la paresse de coeurs faillis, vint au logis du comte de Campobasso, qui lors, travaillé de maladie, se tenoit à Malines, et en commun spectacle fit venir les Lombards en sa présence, et les saluant d'un regard fier et léonique," sprach er zu ihnen ernste Worte, die wiederzugeben ich mich doch enthalten mag.

„Ces mots finis, six Italiens qui ce jour faisoient le guet à la mine, pensans mitiger l'ire du duc se ruèrent à genoux devant sa face, implorans grâce et clémence de leur oultrageux opprobre, meshéance et confusion, dont, pour colorer leur excusance fardée, donnoient à entendre qu'ils n'en avoient reçu un denier depuis l'espace de sept mois, parquoi nécessité de vivre les avoit contraint de engager leurs armures. Le duc, trop émerveillé de cette besogne, leur répondit qu'il ne devoit rien du comte de Campobasso, leur capitaine, et que même le comte lui devoit du retour sur les trois mois qui lors couroient. Cette chose bien scrutinée par les commis, fut trouvée véritable, et lesdits Italiens, vaincus de leur propres bourdes, confus et ahontés, pour contenter le duc promirent recouvrer ladite perte. Et de fait, la nuit séquente se mirent en leurs devoirs, et déployant iceux force et puissance, saillirent par grand effort en la mine, espérans de la reconquérir. Mais ceux de la ville qui s'en doutoient, prompts et rangés à leurs défenses, les reçurent vigoureusement, tellement que par grande subtilité et par le trait à poudre dont ils étoient garnis à grande plenté, ils les expulsèrent, et en furent occis grand nombre des Italiens, et n'échappa un seul de ceux qui s'étoient vantés de la regagner."

Auch Wierstraat verfehlt nicht, das Ereigniß zu besprechen. Schrecken ohne Gleichen, berichtet er, bemächtigte sich der Neußer, als sie endlich die Gefahr inne geworden. Kriegsrath wurde gehalten über die Frage, was unter solchen Umständen zu beginnen sei, und es ergab sich ein lebhafter Kampf der Meinungen und Ansichten:

Deyls hetten sich ergheven waill
Zu hoeren nae der vyand tayll,
Ind spraych zo halden up genayd.
Doch wart int lest niyt gudem rayt
Dorch Godes schyckong eyndracht gett,
Dair by so bleyff man vast gemoyt.

Beherzte Männer wurden ausersehen, mit Sturm in „das Loch" zu kommen.

Gar wyllich waren dye fromen
Dat zo doyer, ind dye Luytger man
Groven yn eynen ganck dar an
Mit behentlygen geleyde.
Seer bald hetten sy dat reyde
Ind's satterssdaygs, nu hoyrt mich vrij,
Nae quasi modo geniti
Gynghen aldayr den selven dach
Dye fremen stoultz in eye verdrach,
Dat loch dair zu sturmen koenlich.

Sie empfehlen sich in Gottes und Marien der Kaiserin Schutz durch ein kurzes Gebet, dem fünf Pater noster und fünf Ave Maria folgten, gelobten, den nächsten Samstag bei Bier und Brod zu fasten, warfen sich auf den Feind „als unverzagte Löwen hart," wurden ohne sonderliche Anstrengung des Loches Meister und behaupteten dasselbe auch gegen der Feinde dreimaligen Anlauf.

„Après cette dommageuse et lamentable perte, aucuns petits compagnons d'Italie, voulant donner récupération honorable à leur nation, alors despecte et vilipendée par leur méchant régime, commencèrent à faire une autre mine au travers des fossés de la ville, et accumulèrent terre sèche, gravier et certains matériaux, lesquels ils ruoient à la couverte en traversant ledit fossé; et illec firent une belle digue, laquelle ils fendirent en deux; et appuyèrent de grosses asselles à chacun côté, afin que la terre ne chût en la fente; et pardessus mettoient claies chargées de terre pour la tuition de leurs corps. Et lors fut gagnée l'entrée de l'eau des fossés à la mine des Picards, et commença

très-fort à couler à la rivière, nonobstant qu'elle demeurât profonde d'une demi-lance.“

„Ceux de Neuss connoissans aucunement cette secrète continue labeur, ignorans la conséquence, durement aiguillonnés d'épouvantable terreur, pesoient beaucoup le fait. Toutefois ils firent à l'adventure une contremine, laquelle ils pilotoient rez à rez, et au bord de l'eau; et lors fut adnihilée l'emprise des Italiens, qui perdirent tout espoir de recouvrance. Ce temps pendant saillit hors de Neuss un hacquebutier, lequel oppressé et interrogé de l'état d'icelle, donna à entendre au duc que le plus faible quartier de la ville étoit auprès du moulin à vent. Le duc, sur sa parole, fit affuter celle part une grosse bombarde, qui renversa ledit moulin par terre, et conquirent les Bourguignons le premier fossé, et l'eau mise jus, gagnèrent la crête de entre deux fossés, où ils plantèrent un gros bastillon, qui découvroit dedans le premier fort de la ville, et approchèrent si près que pour entrer dans le second. Ceux de Neuss, très-diligents à leurs défenses, fortifièrent à l'encontre. Le duc de rechef fit affuter une serpentine de l'abbaye où il étoit logé, pour tirer au long dudit fort, et ceux de Neuss emplirent de terre grosses pipes de vin. Puis quand les Bourguignons escarmouchèrent, sous espérance de tout gagner, ils se donnèrent grande merveille de la fortification de ceux de la ville, achevée subtilement en si peu de jours, ensemble et la soudaine répugnance qu'ils leur baillèrent; et abandonnèrent leur emprise pour l'horrible foudre de traits qu'ils trouvèrent, et pour le feu, huile, vive chaux, gerbes et fagots allumés dont ils furent trop-durement servis. En ces jours fut occis un très-vaillant écuyer, nommé Pierre de Longueval.“

Wenig fehlte und dem auswärtigen Feinde hätte sich ein Krieg im Innern gesellt. Am Sonntag Misericordia kamen unter sich die Söldner in Streit; ihrer 600, alle unter den Waffen, liefen auf dem Markte zusammen, arges Blutvergießen und der Fall der Stadt standen in Aussicht; vergeblich waren alle Bemühungen des Administrators; um die Wüthenden zu besänftigen, ließ er die Sturmglocke rühren und instinctmäßig liefen die Zänker den verschiedenen Posten zu, „sus wart der Uplouff geschieden," wo hingegen der Feind seine Anstrengungen an der Oberpforte bei dem gespaltenen Wall verdoppelte. Die Brustwehr sank nieder, wurde zwar durch einen Aufwurf von Erde und Mist ersetzt, konnte aber nicht weiter die Burgunder abhalten, den Vertheidigern ganz in der Nähe mit Pike und Schwert zuzusetzen. „Es was da vortime selden dach, man hoirt steetlich der clocken slach." Ein Bollwerk stark von großem Holz, am Montag nach Jubilate durch die Belagerer aufgeschlagen, wurde nach zweistündiger saurer Arbeit zerstört,

Wunder schach dair ungeheyre
Och allet en halff dair dit noch dat!

Gleich setzten die Feinde ein ähnliches Bollwerk an die Stelle.

Heo man do bavekruyt gehat
Wer gekeret mit schyessen dat.
Pulvers was do dayr groys gebrech.

Das neue Bollwerk, den Wall beherrschend, machte diesen den Vertheidigern beinahe unzugänglich; dem Sturze des Mühlenthurmes folgte jener der Brustwehren am Diebsthurme, aber es gelang, das der Stadt so verderbliche Bollwerk zu untergraben und hierauf den Feind von dem Wall zu vertreiben. Verzweifelt blieb gleichwol die Lage der geängstigten Vertheidiger.

Kleynmoedich wurden yrer vill.
Herzenlich do Lantgreeff Herman was
In sym gemoed nyet waill zo pas.
Die froem jonckheren getruwe
Waren all in groisser ruwe.
Der Nuysser rayt ind burger vast
Stunden weerlich in groissem last.

Wiederum wurde des Himmels Vermittelung angerufen und am Freitag nach Jubilate, der Mutter Gottes zu Ehren, eine Procession zur Oberpforte geführt.

Ynnentlich die man ind die frauwen
Mariam baeden in truwen,

und einer der Bürgermeister sprach in aller Namen das Gelübde, daß zu ewigen Zeiten an jedem Samstag eine heil. Messe in der Kapelle am Oberthor gelesen und dieses Thor und der anstoßende Wall fortan Unser Lieben Frauen Thor und Wall genannt werden solle.

As men noch stund in Godes vort
Ar Unser Liever Vrauwen port,
Dye Coelsche frund van den Steynen
Zor stett schussen, as ick meynen,
Drij cloyt eynen nae dem andren.
Die bynnen Nuyss gyngen wandren
An der Rijnletz saegen alle
Dye cloyt komen zo dem walle.

Zwei Kugeln fielen ins Wasser, die dritte auf das kleine Werth. Sie dort zu suchen, wurden einige Waghälse durch den Administrator ausgesendet, sofort aber von dem Feinde verjagt. Dagegen gelang es, eine der Kugeln aus dem Wasser herauszuheben und dem Landgrafen zuzutragen.

As man doe den cloet sach brechen,
Brieve vant man dair in stechen,
Dye hyelten: Nuyss bys waill getroyst,
Kortz saltu vroelich syn erloyst.

Gleich einem Lauffeuer verbreitete sich die fröhliche Botschaft durch die Stadt und zu neuen Anstrengungen und zur Ausdauer fanden sich ermuthigt, die eben noch verzweifeln wollten. Zu den Waffen fordert sie am Freitag nach Cantate die Sturmglocke und des Wächters Ruf:

Wayffen over wayffen!
Hye is vill zo lang geslayffen!
Op. yr froemen all zor weer,
Yr burger ind yr zeuldneer!
Vyll vyand synt bynnen muren!
Naerre was nye verlorn die stat
Doch Godes moder, unse vrouw,
Heefft yre port ind wall behoit,
Die utzsserkoren maget goit.

Nach einem verzweifelten Gefechte wurden die Burgunder von dem Walle vertrieben. An demselben Tage versuchten die Belagerten aus einer Feldschlange nach dem Stein zu schießen, aber die Kugel sammt dem darin geborgenen Schreiben schlug in den Rhein und zwei andere Nothschüsse verfehlten ebenfalls das Ziel, dafür aber erreichten mehre Kugeln, vom Stein ausgeschickt, die Stadt und brachten ihr wegen der darin eingeschlossenen Correspondenz mancherlei Trost. Endlich gelang es auch, den Neußern am Montag nach Exaudi eine Kugel sammt Brief in der cölnischen Freunde Lager zu werfen. Am Donnerstag kam die Antwort herüber gesaust, mancher Traurigkeit Ende:

So vyll meer want man up den dach
Des Keysers heir by Zoentze sach
Sich hoechlich zo velde legen
Myt vyll manchen stoultzen degen.
Tortschen, herpannen ind tortissen
In hogher furstlyger wijsen
Sach man am keyserlygen her
Hoe flackeren ind bynnen ver.

Ergriffen von den lebhaftesten Dankgefühlen stellten die Belagerten am folgenden Tage Freitag vor Pfingsten eine sacramentalische Procession an; am Abend erblickte man bei Düsseldorf starken Rauch: es waren der Bischof von Münster und die Söldner der osterländischen Städte herangezogen, um des Kaisers Heer zu verstärken. Aber nicht minder wurde der Gaffer Aufmerksamkeit gefesselt durch Bewegungen im burgundischen Heere. „Grands murmures, secrètes hongueries et dures machinations s'élevèrent sur les Italiens, tant pour l'irrécupérable perte des mines, que pour l'absence de leur chef, le comte de Campobasso, qui lors soi desans être agressé de maladie, se tenoit à Malines chaud et moite. Donc pour les bons encourager et les mauvais corriger, le duc bailla la charge des Italiens à son très-cher et bien aimé cousin conseiller et chambrelan monseigneur le comte de Chimay, lequel logé auprès de lui au dortoir de l'abbaye, emprit le fait avec messire Josse de Lalaing, souverain de Flandres, et pour y prendre curieux regard, se logèrent de puis au quartier des Lombards. Si les entretinrent en union sous verge vigoureuse et élevèrent une justice, où ils firent exécuter les delinquants. Le duc qui lors n'avoit pas trop-bien en grâce les Italiens, sur intention de leur faire aucunes remonstrances, par un dimanche, neuvième d'Avril, fit exprès commendement à ceux de sa garde et de son hôtel, qu'ils se trouvassent le mieux en point que faire se pourroit, au quartier des Lombards, à deux heures au jour. Et ainsi que chacun se préparoit pour convénir à heure assignée, les avant-coureurs des Coloniens, environ soixante chevaliers, approchèrent l'arbre du guet; lesquels de prime venue rechassèrent le guet des Bourguignons jusques à l'artillerie de l'ost, et occirent le berger de monseigneur de Humbercourt. L'effroi venu à connaissance, grande alarme s'émut de toutes parts; gentils compagnons bien montés, qui pour autre exploit mettre à fin s'étoient mis sur les rangs, se trouvèrent en un moment environ soixante lances et reboutèrent de grand courage les avant-coureurs allemands oultre l'arbre du guet, lesquels donnèrent grande merveille d'être si soudainement recueillis. Le rencontre fut cruel et âpre; le duc, vêtu d'une longue robe y survint des premiers."

„Le vicomte de Soissons et Antoine de la Houarderie y besognèrent hautement, et y eurent leurs cheveaux effondrés. Il y avoit selon une petite rivière une grosse embuche d'Allemands, d'environ de quatre à cinq cent cheveaux et autant de piétons. Le duc, qui les aperçut, fit ces gens mettre pied à terre, et par le renfort qu'il eut des survenants, chargea si victorieusement sur lesdits piétons, qu'il ne purent soutenir le faix, et furent rompus, et entra dedans lesdits Allemands qui furent déconfits et morts sur la place environ soixante chevaliers, nobles hommes, et deux cents piétons. Les Bourguignons y deumeurèrent en petit nombre. N'y eut nuls de nom, sinon Antoine de Poix, qui fut atteint d'un vireton parmi le bras; ils détinrent soixante prisonniers."

„Les autres, voyants cette piteuse adventure, le gagnèrent à la course; et le duc, accompagné de deux cent lances bien prisées, les chassa jusques à la nuit, et furent poursuivis par aucuns gentilhommes, compagnons de la garde, jusques à lieue demie près de Cologne, mais puis tous ensemble retournèrent au siége, et examinèrent leurs prisonniers, lesquels ils trouvèrent de diverses opinions. Toutefois les plusieurs maintenoient que ce jour s'étoient partis de Cologne environ sept heures au matin, et avoient amenés les piétons d'un petit château pour empêcher ceux de l'ost, pendant le tems que Coloniens devoient ravitailler ceux de Neuss."

Ueber diesem Gefechte gerieth Grimmlinghausen in Brand. Man sah von Neuß aus die Pfarrkirche einstürzen und Haus um Haus in den Flammen aufgehen. „Trois jours après, la garde, cinquante lances italiennes ensemble et deux cents achers d'Angleterre, se mirent sus de nuit, en intention d'echeller une petite ville entre Neuss et Cologne (ohne Zweifel Zons); et menèrent un échelleur des gens de monseigneur de Humbercourt, qui subtilement dressa une échelle contre la muraille; et montèrent en sus seize achers de la garde, qui tantôt furent perçus et frustrés de leur fait. Advint, ainsi qu'ils retournoient au siége, que leurs avant-coureurs, sur le point du jour, trouvèrent douze ou vingt rustres, puissants hommes, de haute corpulence, lesquels ils ruèrent jus tout net sans quelque perte de leurs gens, sinon que Jehan de Neufchâtel, un très-vaillant homme d'armes, eût le poing coupé tout jus, dont le duc fut très-dolent; si furent tous

ceux qui le connoissoient, car il étoit hardi et vertueux, et de grande entreprise." Trost für ähnliche Unfälle brachte den Belagerten am Montag nach Trinitatis eine Kugel, worin die Versicherung enthalten war, „wie man die Woch sollt entsetzt sein."

Viele Zeit hatte, um sein Heer zu vervollständigen und die Lauheit einzelner Reichsstände zu besiegen, der Kaiser gebraucht. „Es schickte derselbe Boten zum Herzog von Jülich, zu ihm zu kommen nach Cöln und ihm Beistand zu leisten. Er kehrte sich nicht daran und kam nicht. Da lud ihn der Kaiser nach Cöln. Da schickte er seine Räthe nach Cöln. Und der Kaiser saß zu Gericht auf dem Gürzenich gegen den Herzog und wollte ihn absetzen und berauben seines Landes. Und seine Räthe verantworteten ihn vor dem Kaiser und Fürsten aufs Beste, wie sie vermochten, und er mußte selbst persönlich nach Cöln kommen nach etlichen Tagen, als er auch that. Der Herzog von Jülich speiste den Herzog von Burgundien aus seinen Landen nach allem seinem Willen, als er auch thun mußte, denn wäre ihm das verweigert worden, so wäre er auch überfallen worden."

„En l'an 1475, environ Pâques, l'empereur Frédéric, déjà avant en son tems, humble, pacifique et de singulière patience par l'incitation des plus grands de son empire, et pour subvenir à la douloureuse captivité de Neuss, se convertit à la guerre, appelle les princes d'Allemagne en son aide et fit commandement au duc de Juliers, lors favorable aux Bourguignons, qu'il le vint servir. Le duc de Juliers comparut devant la majesté impériale, et du service s'excusa très-sagement (wiewol er in Geistesschwachheit verfallen), soi déclarant parent, voisin, pensionnaire et allié au duc de Bourgogne, auquel il se rendoit obéissant serviteur, et ne vouloit, ni pouvoit bonnement servir à deux seigneurs, et retourna en sa duché. Néanmoins l'empereur fit l'auras de son armée à Bonn, et cueillit infinie puissance, entre lesquels étoient l'archevêque de Trèves, l'archevêque de Mayence, l'evêque de Munster, le duc de Saxe, le duc d'Autriche (Erzherzog Max vermuthlich), le comte de Quervestein, le marquis de Brandebourg, Henry Landgrave de Hesse, Evrard comte de Wirtemberg et de Montbéliard et plusieurs autres grands princes, barons, chevaliers, écuyers et communautés des cités et villes de Germanie; et en très-grande magnificence, très-honorablement accompagné vint l'empereur en la cité de Cologne où il fut reçu à grande joie. Et arriva son ost par eau et par terre en très-grand nombre de navires, chargés de gensd'armes et de tous instruments de guerre, et de vivres innumérables, tant pour soutenir l'armée que pour subvenir à Neuss. Après qu'il eût illec séjourné une espace et disposé de ses affaires, il se mit au champ en notable arroi, sur intention de combattre le duc et de délivrer son peuple de mortelle pestilence; et tint son premier camp à une bonne lieue près Cologne en tirant vers Neuss, cheminant de nuit selon le Rhin; puis s'enclouoit en son fort."

„In demselben Jahre, des andern Tags nach Ascensionis, zog der Kaiser mit seinen Fürsten des Reichs und Reichsstädten aus Cöln zu Felde gegen den Herzog von Burgund mit einem großen Heere von vielen großen mächtigen Herren und Städten, mit Namen Bischof Adolf von Mainz, Johann von Trier und Markgraf Albrecht von Brandenburg. Der Pfalzgraf kam mit, wenn die Sache gegen seinen Bruder, Bischof Ruprecht, war, der mit dem Herzoge von Burgund vor Neuß lag. Item noch andere viele Herren zogen mit dem Kaiser aus. Der Graf von Würtemberg, Graf von Sayn, zwei Grafen von Virnenburg, ein Graf von Wertheim, ein Bischof von Würzburg, ein Bischof von Eichstädt. Item die Stadt von Cöln mit ihrem Volke und Heerwagen, dabei 1500 Mann in einer Kleidung von weiß und roth. Item desgleichen andere Reichsstädte, mit Namen die von Nürnberg, Augsburg, Ulm, Nördlingen, Kempten, Gemünd, Hall, Heilbronn, Basel, Schlettstadt, Strasburg und andere kleine Reichsstädte in Schwaben, in Baiern und im Elsaß, die von Constanz, von Schaffhausen, von Frankfurt und kürzlich alle Städte des Reichs, und kamen dem Kaiser zu Dienst mit großen Kosten."

Die Stadt Augsburg schickte gleich zu Anfang des Jahres 500 Fußknechte und 100 wohlgerüstete Reiter, nebst 20 Hakenschützen und 3 Stücken unter Anführung Stephan Hungenor's, Hans Vittel's und Jacob Sigmaringer's, welche sich, als die Burgunder die Stadt Sinzig überrumpeln wollten, so tapfer gehalten, daß Kaiser Friedrich den drei Hauptleuten öffentlich deswegen gedankt. In diesem Kriege führten der Städte Cöln, Strasburg, Frankfurt, Augsburg, Nürnberg und Ulm Hauptleute des Reichs Renn- oder Lauffahne. Die ganze Kriegsverfassung soll der Stadt Augsburg 18,000 Goldgulden gekostet haben. In Bezug auf Aachen schreibt Meyer: „Ungeachtet die Stadt mit dem Herzoge von Burgund fünf Jahre zuvor eine so bündige Freundschaft geschlossen hatte, so wagte sie doch, dem kaiserlichen Lager 200 Mann zu Fuß und 50 zu Pferde, nebst 25 Heerwagen zuzuschicken, die alle mit Gewehr, Zelten und Proviant beladen waren; bei jedem Wagen befanden sich noch drei Mann zur Bedeckung. Der Ausmarsch geschah am hohen Pfingsttage; einige Magistratspersonen saßen am cölner Thor zwischen den Pforten und reichten einem jeden Fußgänger 4, jedem Reiter aber 8 rheinische Gulden zur Besoldung; auch hatte ein jeder Soldat eine neue rothe und blaue Montur von der Stadt erhalten."

„Mit dem also vereinigten Heere legte sich der Kaiser des ersten Tages gegenüber Mülheim und sie schlugen auf allda ihre Wagenburg und Gezelte oder Paulune (Pavillons) und lagen da auf den vierten Tag. Item des Montags darnach brach der Kaiser auf mit seinem Heere und zog fortan eine halbe Meile zwischen Niel und Merheim, und ist der Platz bei den Anwohnern genannt zu Bulen up dem Sande, und er blieb da

liegen zwei Tage, und da inzwischen kam Bischof Heinrich von Münster, einer von Schwarzburg und mit ihm die Städte aus Thüringeu und Sachsen, und brachten ein großes Heer zu dem Kaiser, wol 16,000 wehrhaftiger Mann und 1700 Heerwagen. Der Stadt Lübeck Freunde kamen sehr köstlich, desgleichen Braunschweig, Hamburg, Lüneburg und die Stadt von Dortmund. Item kamen auch desselben Tages der junge Markgraf von Baden mit seinen Freunden. Item des zweiten Tages darauf kam Landgraf Heinrich von Hessen, Landgraf Hermann's Bruder, mit seinem Volke über den Rhein bei Worringen. Item zu derselben Zeit zwischen Freitag und Samstag vor Pfingsten des Nachts 2 Uhr kamen Herr Eberhard von Aremberg und Junker Johann von Reifferscheid und hatten gegen 800 reisige Pferde und dabei 1000 zu Fuße vor Bonn und meinten die Stadt zu besteigen und zu erschleichen, und versuchten das an vier Enden. Und waren in der Stadt Gräben kommen mit Fässern und anderer Geräthschaft, um über das Wasser zu kommen. Und die Wächter wurden dieses gewahr, also daß sie Nichts schaffen konnten, und wurden flüchtig. Item zu derselben Zeit, acht Tage nach Pfingsten, schickte die Stadt Cöln dem Kaiser noch 1500 Mann in einer Kleidung als zuvorgesagt. Item darnach des Dienstags vor Sacraments-Tag brach der Kaiser auf mit seinem Heere und zog fort zu des Herzogs von Burgundien Heer auf dieser Seite der Erft."

„Tant approcha, qu'il se logea à Zons, et lendemain fit un parc (Wagenburg) le plus fort des autres, à une lieue près du siége. Il avoit en front une grosse montagne (wird wol die Erhöhung zwischen Norfft und Nosellen sein) le fleuve du Rhin d'un côté, larges et profonds tranchis de l'autre, au pendant de la montagne jusques au Rhin; même en tout le clos étoient logis somptueux, situés en très-belle ordonnance, non pas de terre et d'estrain, mais de riches tentes et plaisants pavillons, en telle quantité et de si excellente montre, que se sembloit au voir une grosse cité construite de palais, de temples et de glorieux édifices. Les princes, chacun son degré, avoient leurs demeures de mirable artifice, fortifiées de fossés à l'environ, comme en ville fermée, entre lesquelles celle de l'empereur étoit la non pareille, et resplendissoit sur les autres par extrême beauté. Joyeuse en fut la vision, précieuse en fut la facture; et n'est oeil ni coeur, tant convoiteux d'honneur ni de curiosité, qu'il ne se dût contenter de voir ce hautin triomphe. Le grand nombre des navires doubles et triples sur le Rhin ensemble enchainées, clouoit un grand quartier de l'ost, sans plenté d'autres navires, excluses de l'ordonnance, garnies de tous biens, auxquelles continuellement appleuvoient les maîtres d'hôtel des princes avec leurs serviteurs qui en tiroient les vivres dont l'armée étoit soutenue; la police très-sagement conduite et à peu de confusion, selon la grande multitude, car il y avoit gens de diverses nations et régions étranges, habitués à la mode de Turquie, les un sortis de dards t les autres de gros fléaux de fer."

Am Dienstag den 6. Juni schlug das kaiserliche Heer seine Zelte bei Quinon auf. Freudig rief von seinem Thurme der unverdrossene Wächter in Neuß:

Erfreuwd uch furst uyssz Hesserlant!
Erfreuwd uch all dye syn tohant
In Nuyss belacht mit swaerem Moed,
Erfreuwd uch yr Junkheren goit!
Erfreuwd uch Burger ind Knecht!
Zo groisser freuwd sy uch gesecht
Sijt uvers Moedes all gar vriy
Uns Erloesong is nae hye by!
In tezihen der Freuwd oeverlop
Blyes hye sin horn: All hoep! All hoep!
So he vur dem Belege plach
Wann he ni den velden rutter sach.
Dair war Leihds ind noit vergessen
Waill groys kummer dair van essen
Ind van drynken zo der Ziyt was
Dye francken wurden halff zo pas.

Wie nahe indessen der Entsatz war, so durften gleichwol die Vertheidiger nicht ermüden in Vorsichtsmaßregeln und in Arbeiten, die geeignet waren, der gebrochenen Wälle Stelle zu ersetzen. Tag und Nacht wurde gesorgt und gegraben, daneben ein Schutzmittel der eigenthümlichsten Art zur Anwendung gebracht.

Mit verloff moys ich gewagen
Mallich will mich schymps erdragen
Wie die arme haveloese Nuyffer
Sich enthielden mit Muster weer.
Lanx die Muren vergadert wart
Manch unflaet et was woych off hart
Dat die suwe zu suechen plegen
As sy lanx die Muyr gayn vegen.
Des Unflaetz hat man groissen houff
Want do der suwe was durren louff.
Dart wart vergadert in vasser
Wayll gemengt mit heyssen Wasser,
Sy wuesten daer die rechte soerd
Ind guffent durch der vyant hoert
Boven neder sunder suymen
Dat dye vyand moysten ruymen
Yrre Geschantz ind Yre locher.
„Brengt uns nu dusent duvell her!"
Rieffen die vyant in der Stunt,
„Tfij naber! mit den vuylen strunt
Willt uns doch niet mehr untreynen
Schiet ind slaet ind werpet myt steynen
Laet den vuylen strunt hyr buyten
Van grotem stank geet man sluyten
As buytten der heren kamer.
Seer gewundt weer uns bequamer
Ind war wy houlden eyn getzenk
Malch ruympt sich van uns dorch gestenk!
Uns Wagen cleyt ind uns habiyt
Wirt uns entreent to groiten spijt
Mit den stynkenden vuylen schijt."
Sus riegen die vyand dorch die tzijt
Begerden seer myt allem vlijt
Sich sulcher wer zo machen qwijt
Die Nuyffer waren des gar froe
Dats die Vyandt verdroit also.
Sy beherdent vort bys zor tzijt
Dat mans beleegs is wurden qwijt.

„Le duc adverti du grand appareil et merveilleux ost que l'empereur avoit assemblé pour

le combattre, pensa d'y mettre résistance, et pour ce que plusieurs chevaliers et ses gens séjournèrent à Rheinberg, Wachtendonk, Venlo et autres villes voisines, tant pour la rareté des fourages, que pour autres nécessités dont l'armée étoit mendiante il fit exprès commendement que chacun fut pourvu de ses chevaliers. Et quand il entendit qu'ils tenoient à chaînes d'argent, il envoya par les hôtelleries clercs de dépense et autres officiers, atout grande finance, pour les défrayer; mais ils y trouvèrent plusieurs hôtels du pays tant rebelles, que à peine les pouvoient ravoir pour bien payer ni pour bel langage. Quand chacun fut monté au mieux mal qu'il se pût faire, et que l'empereur s'efforçoit journellement de faire ses approches, le duc visita les quartiers de son siège, et appela les conducteurs et capitaines de cesdits gensdarmes et endossa langage, humble et aimable, leur dit ainsi: „„Mes très-chers frères et amis, qui jusqu'à cres avez en ma faveur porté avec moi les durs travaux de la guerre, passé les dangereux détroits sans grippe de fortune, et acquis honneur perpétuel, je suis votre chef et prince, je m'appuie sur la force de vos bras vertueux, et me confie et assure en vos nobles et léaulx courages. Véez-ci l'empereur et toute sa puissance qui se présente devant vos yeux pour vous assembler en bataille; c'est le plus fort de notre quête. Disposez vous chacun selon son appartenir; prenez en vous coeurs de lions et s'il plait à Notre Seigneur, en gardant le droit de l'église, ensemble la querelle de notre cousin, nous obtiendrons glorieuse victoire.““ Quand les hauts barons chevalereux vassaux et leurs sujets entendirent la très-douce et cordiale persuasion de leur duc et seigneur naturel, pitié les surmonta, il se prirent à larmoyer, et par singulier amour et cordiale affection dont il les avoit embrasés, ils étoient contents de adventurer leur vie en sa bonne et juste poursuite. Le duc en rien ne changea, ni oncques ne se dérocha de son hautau vouloir, et toujours persista en son magnanime courage. L'approchement de l'impérial arroi, ensemble l'estombittement et reveil de ces armes le rejouissoient assez, et ne s'épouvantoit non plus que fait la dame des noces, qui ouit le bruit des ménétriers, et font approcher son époux le jour de sa fête.“

„O très-puissant duc, vertueux coeur léonique, valeur Scipionique, bras Herculien, poing macédonien, corps acéré quasi impossible, à qui rien ne semble impossible, auras-tu toujours l'épée au poing dextre? Tu réveilles Europe, tu perturbes Allemagne et épouvantes les nations rihoteuses; tu as en les jeunes ans, étant simple comte de Charolois, pénétré France, fiche ton étendard au milieu de son ventre, et obtenu champ de bataille contre le plus grand roi des Chrétiens. Toi maintenant, redouté duc, comment purras-tu évader de cet impétueux déluge? auras-tu hardement d'envahir le plus grand du monde, l'héritier du mondain fabricant, l'image du céleste gubernateur, le seul impérateur du genre humain, sous qui ploie et incline toute force terrienne. Toute Germanie, son germe et sa maisnie se présente devant les yeux, elle appelle en aide le ciel, la terre, le feu et l'eau; et lui semble bien que tu sera bersail à ses sagettes. Mestige ton ardent désir refréne ton haut emprendre, déprime ta haute prétente; couvertis ton gloire en instrument de labeur, ta lance en racine d'olivier, et tourne le Timon de la guerre arrière du train de paix. Il est écrit: qui se délecte aux perils, aux perils se périt. Chemines donc avec ton bienheureux père en l'ombre de concorde, content de ton propre, sans aspirer aux sommières dignités, et tu seras logé avec lui au glorieux trône d'honneur. Ton père, que Dieu absolve! étoit bien aimé pour débonnaireté et tu es bien servi pour être redouté.“

„L'empereur, triomphant en son fort, environné de sa puissance, étoit souvent réveillé des compagnons de la garde, qui lui livroient terribles escarmouches, auxquelles il avoit plus de perte que de gain. Le duc accompagné de cinq cents lances, désirant de connaître le maintien et courage de ses adversaires, ensemble l'ordonnance de leurs batailles, se mit un jour à la couverte d'un bois, et donna la charge à messire. Pierre de Miraumont de conduire cinquante lances des avant-coureurs pour élever l'escarmouche aux Allemands, qui les aperçurent, sans tirer engin et sans avancer. Quelques piétons se mirent sus, environ trois cents Chevaliers sous la conduite du Marquis de Brandebourg. L'escarmouche commencée, fière et cruelle, sire Pierre de Miraumont qui la soutenoit atout trente lances, se porta honorablement, que ledit marquis et ses Allemands furent tout foyeux d'eux retraire en leur fort où ils furent rebutés confusément par plusieurs fois. Ils y perdirent cinq hommes, les trois morts sur la place et les deux pris qui développèrent l'intention de l'empereur.“

Nicht undeutlich ergibt sich aus diesem Berichte, daß die beiden Heere mehre Tage einander gegenüber lagen und daß erheblichen Einwendungen ausgesetzt der von Mehren angenommene Schlachttag, der 6. Juni, für welchen keineswegs Wierstraat's Zeugniß angerufen werden kann, wie denn dieser überhaupt den Entsatz nur oberflächlich behandelt. Molinet läßt das Treffen am 23. Mai 1475 vorfallen. „Par un mardi, 23. mai 1475, l'empereur se délogea de son camp, passa un bois qui lui étoit prochain, en approchant le siége de Neuss, et fit son logis à un et de serpentine près de l'ost du duc. Le duc, adverti de son délogement, environ dix heures du matin, fit tirer aux champs ceux de son hôtel et les compagnies de son ordonnance, en délaissant son siége puissamment gardé et fourni de gens en compétent

nombre, tant pour résister aux saillies de ceux de la ville, que pour empêcher que ceux de delà le Rhin, qui étoient en grande puissance, ne donnassent secours de gens et de vivres à ladite ville. Le duc donc, deçà la rivière coupée entre l'empereur et lui, ordonna ses gens de guerre en deux batailles, en pareille forme et manière qu'il vouloit que se maintinssent, quand viendroit au besogner. En la première bataille étoient toutes gens de pied, piquenaires de ses ordonnances, et les archers anglois, tant de la compagnie messire Jehan de Middleton, de son hôtel et de la garde, que ceux des seigneurs de Fiennes, Roux, Créquy, Hammes, Piennes et autres seigneurs fieffés. Tous lesquels piquenaires furent entrelacés parmi lesdits archers, tellement que entre les deux de eux il y avoit un piquenaire. Et sur l'aile droite d'iceux gens de pied ordonna en un escadron les hommes d'armes de cheval dudit messire Jehan de Middleton, et ceux de la compagnie de Jacques Galiot; et pour le renfort de cette aile le comte de Campobasso et sa compagnie. Et sur l'aile sénestre desdits gens de pied ordonna en un escadron lesdits seigneurs de Fiennes et leurs hommes d'armes, et le comte de Celano, ensemble sa compagnie: et pour leur renfort les hommes d'armes des deux compagnies de messire Antoine et Pierre de Lignano, aussi en un escadron. Et ordonna chef de cette première bataille monseigneur le comte de Chimay, son cousin, conseiller et chambrelan; et pour le milieu de la seconde bataille ordonna un escadron des chambrelans et des gentilshommes de sa chambre; et pour leur renfort ceux de la garde, que conduisoit aussi en un escadron, assez loin derrière eux messire Olivier de la Marche, son maître d'hôtel et capitaine de ladite garde. Et à la dextre dudit escadron des chambrelans et des gentilshommes de sa chambre ordonna tous les archers de sa garde, ensemble tous les archers des compagnies de messire Regnier de Brochuysen, du seigneur de Chanteraine, George de Menton, Jehan de Longueval et Regnier de Valperga; et pour l'aile de ses chambrelans et gentilshommes de sa chambre ordonna ses archers de corps et ceux des compagnies de Philippe de Berghes et de Philippe Loyette; et sur l'aile dextre desdits archers tous les hommes d'armes desdits Philippe de Berghes et de Philippe Loyette en un escadron, et pour leur renfort, les gentilshommes de quatre états de son hôtel, aussi en un escadron conduits par messire Guillard de Saint-Seine, son maître d'hôtel, et par les chefs desdits quatre états; laquelle bataille fut conduite par le seigneur de Humbercourt, son conseiller et chambrelan, comme chef, tenant le lieu du comte de Joigny, et par le seigneur de Bièvre. Ces batailles subtilement ordonnées, passèrent la rivière à un étroit guet, assez dur et de bon fond. Pareillement son artillerie, serpentines, courtaux et bombardes, en nombre de cinquante, passèrent après lesdites batailles par-dessus un pont, assez près dudit guet. Et pour ce que le bout du camp de l'empereur, endossé du Rhin, s'étendoit devers le duc et lui étoit prochain, cuidans qu'il dût venir par ce lez les Allemands y avoient assis la plupart de leur artillerie; et même ceux de oultre le Rhin y avoient affuté leurs engins pour battre ce quartier. Mais pour échever la batture desdits engins, le duc fit tirer ses batailles en passant ladite rivière à main sénestre, en tirant vers ledit bois que l'empereur avoit passé ce jour, et fit ranger ses batailles et leurs renforts en tout tel ordre qu'ils étoient deçà ladite rivière; et gagna le soleil et le vent, qui faisoit grande poudrière forte et épaisse. L'empereur voyant approcher la puissance ducale, tant notablement ordonnée que rien plus, qui étoit chose terrible et fière à regarder, mit hors de son camp de quatre à cinq mille chevaliers, ensemble gens de pied en grande multitude. Ses engins affutés en nombre inestimable, avec l'artillerie oultre le Rhin, qui pas ne se faindoit, fit battre et ruer tant horriblement sur l'ost des Bourguignons, qu'oncques de vivant d'homme ne fût ouïe chose semblable. Nonobstant ce mortel foudre et criminel tonnerre, le duc, qui guères ne le ressoignoit, fit avancer son artillerie en la compagnie de l'infanterie italienne, qui étoient piétons hors de nombre, sans être ordonnés en nulle des batailles lesquels tirèrent tellement dedans le camp de l'empereur, qu'il n'y demeura tente ni pavillon entiers, et y firent si grand fenestrage, que l'on véoit le jour parmi. Et lors le duc, pour augmenter l'ordre de chevalerie, dont il étoit le glorieux patron, comme il appert par la Toison d'Or qu'il a magnifiquement entretenue, afin aussi que les nobles et vaillans courages, embrasés de l'esprit de Mars, eussent titre d'honneur pour acquérir prouesse, il voulut faire aucuns nouveaux chevaliers; et le devinrent ce jour monseigneur le comte de Romont, monseigneur de Baudeville, messire Frédéric d'Egmond, messire Philippe de Berghes, le petit-fils du comte de Campobasso, le petit-fils de Troylus, messire Augustin de Campofregoso, Henri de Valperga, Jehan de Lalaing, Jehan de Longueval, Jacques de Bossu, Loys vicomte de Soissons, George de Menton, Charles de Haplincourt, Guillaume de Goux, Jacques de Malain, monseigneur de Coursain, Jehan de Créquy, Antoine de Noyelle, Philippe de Raville, messire Compère des marches d'Allemagne, Maillart du Bacq, seigneur de Relinghes, prévôt des maréchaux, Simon seigneur de Longhes, Don Ladron de Guévara, Jean Dickfudis, Anglois, monseigneur de Disquemme, Charles Chuguet, Jehan Lamelin seigneur de Hamars, et messire Wautier des Fossés. Après la création de ces nouveaux chevaliers, et que le duc par douces

consolatives paroles eût encouragé ses gens, et les eût admonestés de bien besogner en nom de Dieu et de Nôtre-Dame, et de monseigneur Saint George, il donna signe d'approcher ses batailles, et toutes gens marchèrent joyeusement, faisants le signe de la croix. Dont les Anglois, à leur manière de faire, baisèrent la terre, et tous ensemble jetèrent le cri Nôtre-Dame! Saint George! Bourgogne! Et pour ce que les Allemands tenoient une petite montagne, le duc fit marcher cette part Jacques Galiot, qui faisoit l'aile dextre de la première bataille, et le comte de Campobasso son renfort; lesquels gagnèrent ladite montagne. Et furent contraints les Allemands de démarcher, et, en démarchant, d'eux mettre en fuite en une plaine qui est entre ladite montagne et leur camp, dont engagnant cette montagne, plusieurs Allemands furent occis. Et lors, voyant qu'il étoit nécessité, pour la sûreté de leur camp, de garder ladite plaine, ils issirent en grand nombre, tant de pied que de cheval, et charchèrent sur ledit Jacques tellement, qu'il fût contraint de soi retraire vers le comte, son renfort, duquel à la première charge il s'étoit un petit élongé. Et lors ledit comte s'avança, et voyant ledit Jacques approcher son renfort, rechargèrent ensemble; si les rompirent et mirent en fuite jusques au camp, là où y eut plusieurs ennemis occis et mis à déconfiture. Et pour ce que ledit comte et ledit Jacques n'eurent quelque suite des archers de la première bataille, qui trop étoient démarchés à la main sénestre, rien plus avant ne fut empris pour cette heure sur ledit camp. Mais pour éviter le trait à poudre, se retrairent en une vallée; et lors derechef saillirent du camp de l'empereur plus grand nombre de gens de pied et de cheval que devant, sur intention de charger sur ledit comte et Jacques Galiot. Le duc, de ce adverti, y envoya le renfort de l'aile droite de sa seconde bataille, que faisoient messire George de Menton, Jehan de Longueval et Regnier de Valperga, et incontinent après y envoya le renfort de l'escadron de ses chambrelans, qui étoit la garde conduite par messire Olivier de la Marche; ensemble toute l'aile droite des archers de la seconde bataille. Mais les hommes d'armes d'icelle aile, que conduisoit messire Regnier de Brochuysen et le seigneur de Chanteraine marchèrent plustôt que leurs archers; lesquels à cause qu'ils étoient de pied, ne les purent suivre. Et toutes ces compagnies, jointes audit comte et Jacques, sans attendre lesdits archers, chargèrent sur cette puissance ainsi saillie, entre lesquels etoient le duc de Saxe, et autres grands princes d'Allemagne. Si les rompirent et recoururent jusques en leur camp; mais pour ce que lesdites compagnies n'avoient encore nuls archers, force leur fut, pour le trait à poudre, de retraire en ladite vallée. Après cette retraite, le duc de Saxe, qni portoit la bannière de l'empereur, accompagné de nobles princes et de grande multitude de gens de cheval et de pied, chargea vigoureusement sur les Bourguignons, et rebouta l'aile droite de la première bataille et son renfort; et revinrent tous ensemble jusques à la garde, qui soutenoit merveilleusement. Le duc, ce voyant, pût un escadron à la droite main de lui pour envahir ses ennemis, et fit tirer avant jusques à sa garde les archiers de l'aile droite; chargea à sa main sénestre, et vint en sa personne rallier les escadrons grandement troublés et mis en désordre; et ce fait, chargea sur lesdits princes étans en grande puissance, comme dit est, lesquels furent tout incontinent rompus et couvertes en fuite; dont plusieurs, jusques à six ou huit cents chevaliers, s'en retournèrent vers Cologne; et le résidu fut en grand desroi audit camp, parce que l'artillerie du duc fit grand devoir de continuer son trait, tellement que partie des piétons, jusques à deux ou trois mille, se cuidant sauver ès bateaux, se noyèrent au Rhin, où ils jetèrent leurs armes et bagues, en si grand désordre, que grande quantité de gens, péris et noyés, flottoient sur l'eau, lesquels arrivèrent en l'isle devant Neuss. Et, à la vérité, l'aile sénestre et le renfort de la première bataille, que conduisoit monseigneur le comte de Chimay reboutèrent vigoureusement les Allemands en leur camp. Lors délibéra le duc de faire tirer avant toutes ses batailles, et faire joindre au charroi de l'empereur pour l'assaillir de bon courage; et fit mettre son artillerie ès lieux où plus les pouvoit offendre. Mais le jour trop se déclina, et la nuit avança ses tenèbres, ainsi que ce fut accompli; pourquoi ne put plus avant procéder pour cette fois; si retourna à loisir sans quelqu'empêchement, en son siége; et fit raméner toutes choses saines et entières. Et jà-soit-ce que le trait des Allemands fût impétueux, continu, et de merveilleuse quantité, toutefois il n'y eut de son parti, qu'il semble chose miraculeuse, que trois hommes morts et six blessés. Néanmoins le contre-siége de la rivière leur livroit terribles battures. Ceux de la ville aussi durant la bataille ne dormoient pas, car ils saillirent sur le quartier messire George de Menton, et furent puisamment rembarsés dedans leur fort. Le lendemain au matin, qui fut la nuit du sacre, le duc assembla ses batailles, et se prépara pour marcher comme dessus; mais l'empereur, pour radouber les romptures, fit requerre trois jours trève par le légat, et lui furent accordés sur certaines conditions. Où est la plume maintenant qui pourra suffire à mettre par écrit la glorieuse victoire que ce puissant prince très-clair et resplendissant duc à aujourd'hui embrassée? Vous, les explorateurs des excellentes anciennes besognes, qui lisez les histoires d'Hercules et de Jason, d'Alexandre et de Samson, avez-vous lu chose plus admirable? avez-vous vu chose

pareille? Un duc de Bourgogne en terre d'ennemis, devant l'une des fortes villes d'Allemagne, son siège gardé, contre-siège rembarré, sans crainte de traits, de courtaux ni de fonte, a combattu le plus grand de ce monde. O triomphant duc bienheureux! rends grâces à Dieu si tu es victeur, et le loue souvent qu'il t'a donné cet heur; il t'a montré le bel accueil de sa douce face pour cette fois, et est assis au plus haut de son trône. Garde-Toi bien de sa fallace, car la terrible maratre renverse souvent, et subit en la fange les plus haut montés.“ Auch Wierstraat beklagt die von dem Reichsheere bei dieser Gelegenheit erlittene Einbuße:

Nae sent Bonifacius Daegh
Brach up vur Nuyssz up Satersdaegh
Der mechtige Furst van Brabant
Ind lacht sich up die Arp zo Hant.
Seer kortz hernae, byn ich bedacht,
Geschach ein swayr bedroeffde Slacht
Up den Brijdach seer spaede,
Sprechen moyß icht up genaede,
Tuschen des roemschen Keysers Her
Ind des Hertzongen mit scharper Wer.
Die Frunde quamen zo der Noit
Vill verdroncken im Wasser doit,
Meer mach ich niet dair aff sagen.
Man hoirt dair vyll Jamers clagen,
Ezhlygh Parthij was beladen
Dorch Doden mit groissen Schaden.
Got wyll dye gud Frund geleyden
Die so dair hant moyssen scheyden!

Dagegen lassen der Stadt Cöln entstammende Berichte den Kaiser, dessen Heer durch den Anzug der münsterischen Völker beinahe verdoppelt worden, Miene machen, der Feinde Lager anzutasten. Er habe aber kaum, um die Bewegung zu decken, seine Wagenburg auffahren lassen, als die Burgunder zum Angriff kamen und in überraschender Schnelligkeit die Wagenburg umfaßten. Dieses ihnen zu wehren, zeigten sich die sächsischen Reisigen am hartnäckigsten; denen schloß sich an der Bischof von Münster, Heinrich von Schwarzburg, sammt den Cölnern, und es wurde in großer Furie gestritten. Besonders warf der Bischof, ein Kriegsmann sonder Gleichen, nieder, was ihm vorkam, zumal er persönliches Zusammentreffen mit dem Herzoge von Burgund suchte, um mit einem Male den Streit zu entscheiden. Dieses zwar hat das Schicksal ihm versagt, aber die Burgunder wurden auf ihr Lager zurückgeworfen mit Verlust von 250 Pferden und 400 Fußknechten. Gewiß ist, daß am folgenden Tage, den 6. Juni, das Reichsheer die Erft überschritt und sich bei Quinom lagerte. Es wird wol die von dem päpstlichen Legaten vermittelte vorläufige Sühne auch eine Folge jenes Zusammentreffens sein. Zweifelhaft in seinem Ausgange hat das Gefecht den Gang der seit längeren Zeiten gepflogenen Friedensunterhandlungen unbezweifelt beschleunigt, in welchen ein päpstlicher Legat, Bischof Alexander von Curbale di Friuli, als Vermittler auftrat. Mühsam genug ergab sich des Mittlers Geschäft, „qui par raisonnables voies, douces et salutaires persuasions mises avant, les admonestoit au bien de paix, médioit entre les parties, couroit souvent d'un côté à l'autre, et les trouvoit si durs en pointe, que pour quelque travail, peine ou labeur qu'il emprit, ne pouvoit fléchir la fierté de leurs hauts courages. Et jàsoit-ce que pour ouvrer certaines matières et parvenir à traité amiable aucuns répits et abstinence de guerre fussent accordées entre les parties, toutefois les Allemands n'en tinrent rien. Même en la présence du légat, qui à grande sollicitude les avoit pourchassés, le maréchal de l'empereur détroussa aucuns Bourguignons. Dont le légat, les incrépant de telle infraction, fut très-male content d'eux, et leur disoit: „„J'aime mieux que me tollez la vie, que perpétrez telle insolence.““ Le duc aussi tout ennuyé fut plus aigre que devant. Quand le dimanche vint 21 de may, son siège suffisamment gardé, il tira ses gens au champ, et emprès une abbaye de Notre-Dame, ordonna ses batailles par échelles, et les escadres et escadrons. Diverses nations jadis diversement appelèrent leurs armées: Macédoniens, Grégeois et Dardaniens les nomèrent falanges, et lors une falange contenoit sept mille hommes. Gaulois, Celtibériens et autres nations barbares usèrent de casernes, dont chacune caterne contenoit six cents hommes. Romains qui subjugèrent l'orbiculaire monarchie à leur condition, par la discipline et artificielle habitude qu'ils avoient aux armes, nombrèrent leurs exercites par légions et cohortes; et chacune légion, qui comprenoit dix cohortes, contenoit six mille et plus tant de pied que de cheval; et y avoit plusieurs dignités, comme centurions, tribuns, préfets, doyens, ordinariens, ciquilifères, imaginifères, tésoriens, métateurs, tubicineurs et cornicineurs, qui avoient, comme doit avoir tout bon chevalier, les orcilles prêtes au commendement du prince, les yeux au signes, et les mains à l'oeuvre. François, qui depuis eurent le bruit des armes, nombrèrent leur ost par armures de fer, par heaumes, par bassinets, par cuirasses et par lances. Et maintenant, depuis que les Italiens se sont bontés en la maison de Bourgogne, ils sont nombrés par escadres et escadrons, et contient un escadron environ vingt cinq lances. De cette nouvelle mode ordonna le duc ses batailles le jour, qui étoit la plus singulière chose de jamais à régarder. Ce temps pendant, l'empereur envoya le légat de notre saintpère avec son ambassadè, ensemble ceux de Cologne, vers le duc qui marchoit avant, afin de trouver quelque bon accord entre eux, sans heurter l'un à l'autre; et le duc, à l'intercession du légat et des suppliants ambassadeurs, éteignit son ire pour cette fois, et se retira à son siège. Néanmoins l'etincelle de Mars, par les souldars de Pluto qui le souffloient, se ralluma chaudement, et multiplia sa flamme au centième,“ nämlich in der Schlacht vom 23. Mai.

Davon berichtet die cölnische Chronik: „Item darnach des Dienstags vor Sacraments-Tag brach der Kaiser mit seinem Heere auf und zog fort bei des Herzogs Heer von Burgundien auf diese Seite der Erft (bei Quinom demnach). Und ehe sich der Kaiser mit seinem Heere gelagert hatte, kam des Herzogs von Burgundien Zeug andringend mit einem großen reisigen Gezeug zu Pferde, mit etlichen Büchsen und Schlangen, wol zu 900 Mann, und schossen sehr in des Kaisers Heer und machten Schaden. Der Bischof von Münster mit seinen Freunden stellte sich erst zur Wehr und die Bürger von Cöln mit ihren Freunden, also daß sie den Herzog mit Gewalt hinterrücks drangen, und schossen dem Herzoge viel Volks ab und Pferde, wol 250 Pferde und 400 Todte, und behielten auch einen Theil seiner Büchsen, und die Burgundischen räumten und der Kaiser mit seinen Freunden behielten das Feld und nahmen das Lager. Item des andern Tages darnach gewann des Kaisers Volk ein Bollwerk auf der Erft, das die Burgundischen dargelegt hatten, und brachen das ab und warfen es in den Rhein. Item darnach des Sonntags nach Sacraments-Tag ward ein Tag geschafft vermittels eines Legaten, der von Rom herausgesandt war, die Sache zu schlichten und zu vertheidigen, und war in des Kaisers Heer, und kam derselbe Legat mit des Kaisers Heer zu Felde wegen der Theidung mit dem Kaiser und dem Herzoge. Und ward vier Tage ein Friede getroffen, darin besahen des Kaisers Volk das burgundische Heer und die Burgundischen besahen des Kaisers Heer.

Nae uns heren Lijchnams daygh
Des sondaygs, ich die Wairheit saygh
Wart offentlich vor Nuyssz gesant
Des hogen Kaisers Persevant (Pour suivant d'armes)
Der van synen ho majestayt
Zween brieff dar presentyret hait
Und Unser Liever Vrauven port
Die wurden dair untfangen vort
Recht mit obediencin
Ind zemlyger Reverencien,
Van Landgreeff Herman doegentlich
Ind den van Nuyssz dessgelijch
In welchen brieven der Keyser groyt
Offentlich eyn bestant geboit
Zo halden mit stracken verfangh
Bis 'smaendaigs zu sun undergangh.
Up dynrdaygh hernae, hoirt all zoe,
Umbtrint drij uren 'smorgens vroe
Quam der wirdigh payssich begayt
As yem bezembd in hogher stait
Vur Unser Lieven Frauven Port.
Sin wyrdicheit gesan asvort
Dair zo sprechen Landgreeff herman
Syn Ritterschaft ind gude man
Ouch van Nuiß den Getruwen rayt
Den man van stunt verkundicht hait
Ind sy synt komen wyllynklich
Dair Landgreeff herrman doegentlich
Mit stayt zusampt den andern trat
Dorch die Kruytmoell buyssen die stat
Zo dem Legat demoedentlich.
Darby waren des Kaisers rijch
Edell greven ind wijsse rait
Ouch waeren dair mit groisser stait
Wijssz reed ind frunde doeg entlich
Van Burgonyen des fursten Rijch
Nu ist froelich ind offenbayr
Eyn ganze vrede verkundicht dayr.
O wat freuwden was in der stat.

Und gingen beide Parteien gen Neuß und ward viel Guts geopfert Sant Quirin von den Walen und von andern Leuten. Und unsere Freunde brachten viel Tonnen Kraut (Pulver) und Anderes heimlich mit. Und zur Stunde ward Neuß offenbar gespeiset und die Burgundischen zogen von Neuß bis auf die Erft. Und die niederländischen Schiffe fuhren auf und ab, wie sie zu thun pflegten. Dieser Friede in vorbesagter Maßen stand bis Viti und Modesti."

„Durant le tems desdites trèves, qui furent de trois jours, traité fut par le légat trouvé au contentement des parties, par lequel la ville de Neuss devoit demeurer ès mains du légat, sans prendre préjudice des droits impériaux, et le différent d'icelle devoit être réservé en l'ordonnance de notre Saint père. Et par ce moyen, après avoir souffert intolérable pestilence de guerre, tenant toujours pied ferme, et résistant à tous assauts, fut dessiégé à son grand lods, honneur et gloire, le plus recommandé de jamais, par le conseil prudent et sage de ceux qui avoient l'administration de sa police. Ils avoient au jour de cet appointement assez de bled pour un an, vin de Rhin, malvoisie et bierre largement; nulle chair n'avoient, sinon de cheval, desquels il en y avoit douze, et encore les quatre étoient empêcher à tourner les moulins; (défaut de) toute douceur de laitages, beurre, frommages, ocup et fruits. Sitôt que quelqu'un étoit navré, il périssoit par faute de médecine. Les rustres prenoient leurs vivres chacun jour à l'hôtel de l'archevêque, et le menu peuple à deux bourgeois de la ville, qui journellement leur faisoient administrer leurs nécessités."

„De 1400 à 1500 hommes de défense, rustres et autres qui étoient en Neuss au jour qu'elle fût assiégée, n'y étoient demeurés que cinq cents au environ; et étoient morts durant le siége, que de gens de guerre, que de bourgeois et autre menu peuple, femmes et enfants, environ trois mille. De ce jour en avant, par cet appointement, se trouvoient ceux de la ville en l'ost du duc, pour achette ce que mieux leur duisoit. Et de fait trouvèrent subtile voie d'amasser poudre de canon, sur espoir de rebeller, comme dessus, mais tout fut radoubé; car pareillement ceux de l'ost entroient en Neuss feignant d'aller en pélerinage à Saint Quirin pour régarder la disposition de la ville, et se donnoient grande merveille que si longtemps s'étoient tenus contre la fière puissance."

Des gudesdaigs ind donresdaigs
Des frijdaigs ind des satersdaigs
Dernae sint uyff des Keysers heir
Ind des hertzougen komen her

Frund ind vyand binnen Nuyſſe,
Malch getzeychnet mit ſyme cruyſſe
Ind der wart eyn groiſſ geleuffe,
Vur ſent Quiryn myrklyge heuffe
Kwamen mit yrem offer groit.
In Wairheit dye Burgonſchen bloit
Mynlich yr beedvart daeden
Vur ſent Quiryn will Genaeden
Ind up maendbaegh nae octavas
Sacramenti, hoert mich vortbas
Qwam der erwyrdige legait
Binnen Nuyſſz ind des Keyſers rait
Vur ſent Quiryn wart he geleidt
Mit groyſſer eerwyrdicheit
Ind man ſanck dair vroelichen uyſſ
Gotz loff te deum laudamus.
So wurden vort die Burger all
Geboit zo komen by den ſall
In den Bungart, umb dair zo hant
Zu ſweren an Paws ind Keyſers hant
Daran ſy ſoulden blyven ſtayn
Bys des Stiffts zweydracht wer gedayn
Mit raed landtgreeff hermans hant ſy
So gehuld ind geſworen fry.

„Item in dem vorbeſagten Frieden erſtachen die Burgundſchen zehn oder zwölf. Da zogen unſere Freunde von dem Stein ab vor Neuß und nahmen dem Herzoge zehn Schiffe mit ſeiner Artillerie, mit ſechs großen Hauptbüchſen, viel Schlangenbüchſen, Hakenbüchſen, Schirmen und viel wunderlicher Geräthſchaft und viel anderem Gut, das ſo hoch geachtet ward, daß es hunderttauſend Gulden werth wäre, als man da ſagt, und brachten die Schiffe des Freitags nach Cöln. Item darnach des Freitags am Abend hatten die Münſterſchen und unſere Freunde von Cöln eine Mengung mit den Picarden, und dies geſchah auf des Kaiſers Geheiß, indem ein Gebot gegeben war, daß ſich Niemand aus der Wagenburg begeben ſollte. Und in dem Verbote geſchah die Mengung. Und darum wollte der Markgraf von Brandenburg die andern aus der Wagenburg mit laſſen, um unſere Freunde zu erretten und zu beſchützen, alſo, daß unſere Freunde und der Münſterſchen todt blieben ſiebenhundert, die ſind meiſt alle ertrunken in dem Rhein." Umſtändlicher berichtet hiervon Molinet. „Jà-soit-ce que le traité et appointement d'entre l'empereur, les électeurs et princes d'Allemagne d'une part et le duc Charles d'autre, fût honorablement fait et conclu, et juré à tenir ferme et stable, sur peine d'excommunication, et que l'empereur et le duc, ensemble leur ost se devoient partir tout à une heure, toutefois grand parlement se tint pour le département de chacun ost; car chacun d'eux selon sa dignité et vocation ou action, vouloit tenir sa gravité, souverainement le duc Charles, qui étoit fort magnanime. Advint durant ce parlement, que les Allemands outre le Rhin prirent, détinrent et robèrent aucuns bateaux, èsquels le duc, pour complaire à l'empereur, avoit fait charger partie de sa grosse artillerie pour retirer en pays. Pareillement aucuns autres bateaux lui furent pillés et brûlés, qui étoient à terre; pourquoi le duc fort mal content de ces mesus, délibéra non lever ses batailles jusques il avoit restitution et réparation condigne. Pour laquelle faire, le légat employa toutes ses puissances; si n'y profita guères. Le duc, qui toujours étoit sur sa garde, se élongeant, s'arrêta sur une petite motte, de laquelle il voyoit l'ost de l'empereur; et en personne assit son guet de jour, le 26. juin trop près du camp des Allemands, à l'appetise d'aucuns de l'ost, comme ils montrèrent depuis; car ce jour même environ 6 heures ou 7 du vêpre, se partirent aucuns de l'ost de l'empereur et de son camp, en assez bonne puissance, feignants d'aller ébattre; mais de propos délibéré et précogité commencèrent à tirer très-fort de leur artillerie sur ledit guet; même plusieurs gens de cheval s'efforcèrent de charger sus; lequel guet, combien qu'il fut en petit nombre, soutenoit à son possible. Le duc adverti de cette manière de faire, voyant la puissance des Allemands multiplier ce grand effort et approcher fil à fil, tant de cheval comme de pied, proposa de tirer cette part, et envoya ceux de sa garde qui trescoppèrent une rivierette, laquelle, à la première bataille de l'empereur, avoit été passée; et voyant les Allemands se disposer du tout de ruer sur ses Bourguignons, fit tirer après ceux de sa garde les gentilshommes de son hôtel, et partie des compagnées de ses ordonnances; et le surplus d'icelles, avec ses gens de pied, tirèrent en un camp vers la ville de Neuss, afin que les ennemis de ce quartier ne fissent quelque emprise sur eux."

„Le duc voyant grosses escarmouches convertir en petites batailles, lesquelles se enfoncèrent d'un côté et d'autre, passa en sa personne une petite rivière, pour hâter sa venue; duquel ses gens furent surpris d'un si courageux ardement, qu'ils en enclouèrent entre lui et le camp de l'empereur la somme de trois à quatre mille, tant de pied comme de cheval; et furent si rudement poursuivis des Bourguignons, tant par devant que de côté, a cause du Rhin qu'ils avoient endossé, qu'ils demeurèrent morts, tant sur terre que sur eau, environ trois mille. Aucuns montèrent en bateaux pour eux sauver, en telle multitude, qu'ils enfoncèrent et furent noyés; les autres furent chassés jusques à leur camp, au fer de lances et aux pointes d'épées, où plusieurs gentils rustres d'Alemagne furent rompus et défaits; entre lesquels fut recueilli, occis et tué de coup de main le noble comte de Quierburch."

„Cette besogne fut conduite de la part du duc sans quelque artillerie et sans guères de perte, sinon de cinq ou six morts, et autant de blessés, entre lesquels fut le Vicomte de Soissons, le neveu de monseigneur Chantereine et un archer de corps. Le duc sentant l'obscurité de la nuit approcher, voyant la lune toute levée, et que les Allemands vidèrent hors de leur dotûre, où ils se tenoient très-serrés, fit à son bel aise retirer ses

batailles, lesquelles avoient plus grand vouloir d'assaillir que de dormir. Une heure après, l'empereur, ensemble les princes électeurs, envoyèrent vers le duc obtenir licence de recueillir leur morts, requérants d'envoyer certains députés pour ordonner le séparement des deux puissances et pour traiter de la restitution de son artillerie, ce que le duc accorda libéralement, par tel si que ses engins, que les rustres de guerre lui avoient robés et pillés, lui séroient restitués; et pour les racheter, les princes d'Allemagne se taillèrent, et ce tout par achevé, s'en retournèrent en leur marche."

Noch sind aus dem Extrait d'une ancienne chronique commençant en 1400 et finissant en 1476, imprimée dans les histoires des rois Charles VI. et Charles VII. einige Nachrichten nachzuholen. „Le 3., 4. et 5. mars le duc régala les ambassadeurs de Naples et du connétable de France, le 11. il régala l'ambassadeur de Venise; le 12. l'ambassadeur du duc de Milan arriva vers lui, il le fit régaler, ainsi que les jours suivants, avec les ambassadeurs de Hongrie et de Lorraine. Le 26. mars, jour de pâques, il régala ces ambassadeurs avec le premier chambellan et le prélat officiant, pourquoi y eut quatre plats de crue; le 30. et 31. il régala l'ambassadeur du comte Palatin. Pendant le mois d'avril, le duc de Bourgogne étant au siége de Neuss, régala en différents jours les ambassadeurs de Naples, Milan, Venice, Hongrie, Bretagne, du comte Palatin, de Juliers, Cologne et d'Aragon, et le 29. de ce mois le sire de Rivers, ambassadeur du roi d'Angleterre, arriva vers ce duc, et en fut régalé. Le 1., 2. et 3. may jours de Revoison ou des Rogations, ce duc fit régaler le légat du Saint-Siége, les ambassadeurs d'Angleterre, de Sicile, Aragon, Naples, Milan, Venise, Palatin et autres, et y eut chacun de ces jours huit plats de crue pour les ambassadeurs, qui furent encore régalés plusieurs jours suivants. Le jeudi 1. juin le légat vint revers Mgr. le duc, avec aucuns princes et barons d'Allemagne, qui furent tous régalés, ainsi que les jours suivants, avec les ambassadeurs de Sicile, Aragon, Naples, Milan, Venise, Juliers, Palatin, Cologne et autres. Le 4. et 5. juin et autres jours suivants, quelques princes d'Allemagne et gens de l'empereur vinrent vers le duc, et en furent régalés avec lesdits ambassadeurs. Le mardi 13. juin ce duc après avoir dîné au siége devant Neuss, où il étoit depuis le 30. juillet de l'année précédente, leva et partit à tout son ost, approcha de l'ost de l'empereur, et alla souper et coucher au camp de l'abbaye du Val Notre-Dame qui pleure, près Neuss, ayant auprès de lui les ambassadeurs de Sicile, Aragon, Naples, Milan et Venise, lesquels il fit régaler, et les jours suivants, pourquoi y eut trois platc de crue chaque jour. Le dimanche 18. et jours suivants, étant au même camp, il fit régaler le légat, ces ambassadeurs, le duc de Saxe, marquis de Brandebourg et autres grands princes de l'ost de l'empereur, qui vinrent prendre congé de lui le 26.; le 27. il partit de ce camp après dîner, et alla coucher avec son ost au camp près le château de Hulcherath; il y resta avec les ambassadeurs de Sicile, Aragon, Naples, Milan, Venise, et autres jusques au 30. qu'il en partit après dîner, et alla camper près Linnich. Le samedi 1. juillet il dîna au camp près Linnich et alla camper à Rodele-Duc (Herzogenrath) ayant ces ambassadeurs avec lui, lesquels il fit régalés de trois plats; le 4. partit de ce camp après dîner," um sich der Maas und den Grenzen von Brabant zuzuwenden.

„Vorher ward beschlossen," sagt die cölnische Chronik, „daß die Stadt Cöln sollte dem Herzoge sein Schiff und Büchsen wiedergeben, indem das in dem Frieden geschehen wäre. Das geschah auch also. Und man gab ihm wieder um Bitten des Kaisers, des Bischofs von Trier und anderer Herren, doch blieb Manches kleben. Item zur Stunde ward eine heimliche Sühne gesprochen, die sehr wenig Leute vernehmen konnten, wie die sein sollte. Aber man sagte, daß des Herzogs Löwen (Geldspenden) hätten sehr geschossen und wären sehr gespreit worden in des Kaisers Heer, er müßte anders Leib und Gut da gelassen haben. Der Kaiser hätte gern wohl gethan, hätten etliche Fürsten 2c. wollen folgen. Item der Kaiser und die Fürsten und die Städte sind nach Cöln gezogen und der Markgraf von Brandenburg zog still zu Deutz über den Rhein und machte sich heim, ehe es Jemand wußte. Und die Herren von Cöln zogen ihm nach über den Rhein und schenkten ihm Kleinodien und Anderes mehr. Wie Viele meinten, so war das Geschenk besser, das ihm der Herzog von Burgund geschenkt hatte vor Neuß. Im Ganzen hat der Stadt Cöln die Fehde 8 Tonnen Goldes gekostet. Der Herzog von Burgundien brach auf vor Tage und zog von Neuß mit kleinem Gewinn und Ehren, und hatte davor gelegen ein ganz Jahr minder fünftehalb Wochen, und kräftig Gut verthan, und hatte manchen ewigen Mann davor todt gelassen. Und man sagte, daß er wol 15,000 Mann hinten ließ, sondern die Pferde, die viel waren, so sehr hatte er das Jahr Neuß versucht mit Stürmen und Schießen. Und zog in sein Land, denn der König von Frankreich lag in Picardien und gewann ihm ab Städte und Schlösser und die Schweizer verdarben ihm Hochburgundien. Auf St. Gereons-Abend zog der Kaiser von Cöln wiederum heim und Niemand konnte wissen, wie das gesühnt war, jeder mußte sich hüten vor dem Andern." Vorher

Der glorioeſſz roemſche Keyſer
Unſer aller gnedichſte her
Von Aachen quam up ſaterstaygh
Zo Nuyſſz an ſent Egidien-Dayghh
Ind mit ſyure homajeſtait
Quam der eerwirdige prelait
Des Styffts Coelne goubernatoir
Landgreeff herman, as dat geboir

Ouch quam an des fursten syten
Mit seer groisser eeren rijden
Van Guylgh ind Bergh der fursten rijch
Hertzongh Wylhelm seer ordentlich.
Dair wart der cristen Keiser vrij
Mit eyrwirdiger Processij
Seer froelich zu Nuyssz untfangen
Des die Nuysser grois Verlangen
Habben gehadt, man ind frauwen
Yren verloesser dae zo schauwen.
Syn hoegh keyserliche macht
Wart eerlich vur St. Quiryn gebracht
Dair up synen Knyen sas
Bys dair vroelich gesungen was
Gods loff „Te deum laudamus."
Des sondayngs hernae, syts gewissz,
Vur sent Quiryn nae der homyssz
Die hokeyserlich Majestait
Eilff fromen dair geslagen hait
Wyrdynklich zu der Ritter stait
Geboit durch synen hogen rayt
Den froemen so ritter geslagen
Den Ritter Orden so zo dragen
So sy dat in den belegen
Verdient hedden as stoultze degen.

Der Stadt Neuß im Allgemeinen hat Gnaden, Privilegien und eine Wappenverbesserung der Kaiser verliehen und Alles theuer genug erkauft laut der von dem Dichter aufgestellten Rechnung.

Ouch lidden ich dat malch den schaid ind groyssen last
Bloitstortzongh, sorgh, anrt, noit, lyden ind unrast
Der ellendiger verderffder stat Nuyssz erbarm
Dair in synt vyll rijcher froemer luyd wurden arm,
Die vur dem Belegh genoich hatten ind saissen warm.
Seestzein der froemer junckheren uyss hessen stoult,
Ind anderen die dair waeren umb yrren Zoult,
Synt dae in ritterlich doit bleven, Got sy yn hoult.

Die tapfern Fremdlinge, die ihr Blut zu vergießen nach Neuß gekommen sind, hat Wierstraat nicht für gut gefunden namhaft zu machen, wie er denn überhaupt in der Kunst, eine namenlose Geschichte zu schreiben, den tiefen Denkern des philosophischen Jahrhunderts zum Vorbild gedient haben könnte. Glücklicherweise setzt ein späterer Poet mich in den Stand, in seiner undankbaren Vergeßlichkeit ihn zu ersetzen.

Und weil die Belagerung gewehrt,
Bleiben todt siebenhundert Mann,
Die in der Stadt gestritten han.
Darunter waren der Hessen viel,
Die auch uf satzten in dem Spiel.
Zuvor die edlen Helden gut,
Die man wie folgt nennen thut.
Der edle Thil von Falckenberg,
Henrich von Urf liessen ihre Stärck,
Dietrich von Elben, und Claus Trott,
Auch Georg von Grifft blieben todt,
Dietrich und Friedrich Scheuerschloß,
Gevettern, betraf auch das Loos.
Johann Bleiber, der starke Held,
Dazu Adolf von Biedenfeldt,
Von Eschwegen Junckherr Johann,
Ein Spiegel mußt dergleichen dran.
Dazu kommen auch andre mehr,
Das gezehlt worden ohngefehr
Wohl zwölff oder wie etliche meinen,
Sollen auch wohl sechzehn sein
Der edlen Hessen, die man hat
Zu Neuß begraben in der Statt.

Unter den genannten ist von eigenthümlicher Bedeutung für die Fehde und für die Erbitterung, in welcher die hessische Ritterschaft den Kurfürsten Ruprecht bestritt, Johann Bleiber. Es erzählt von ihm der Hessen Dichter:

Zu Cöln der Bischoff Ruprecht
Pfaltzgraf bei Rhein hielt sich unrecht,
Das Land und Stift übel regiert,
Und manchen unbillig verirt,
Beyn Edlen sich wohl lud zu Gast,
Morgens früh wollt er kommen fast
Mit ihn ein gute Suppen zehrn,
Wann sie dann ihn aufnahmen gern,
So stieß er sie unfreundlich aus,
Nahm alls ein und behielt ihr Haus.
Ein Marschalk man auch bei ihm fandt,
Herr Götz von Algesheim genannt,
Der war zu dieser Sachen gut
Und schickt sich in seines Herrn Muth.
Ein Edler in Westphalen saß,
Curt von Padtberg genennet was,
Der war sehr groß, stattlich und reich,
Gehalten einem Grafen gleich,
Seine Frau war eine von Westphaln,
Fromm war sie, aber nicht zu mahln,
Und ein Verdacht der Unzucht trug.
Herr Götz bei ihr verschafft mit Fug,
Daß sie seim Herrn dem Bischoff
Verrieth, und selbst thät geben auf
Ihres Junkherrn Schloß aus böser Art,
Und ihr Junkherr gefangen ward,
Ihr Kinder auch gestoßen aus,
Und beraubt ihres Vaters Haus.
Zu Regensburg in der Reichsstatt
Landgraf Ludwig ein Diener hatt,
Der war sehr stark, mutig und groß,
Der Ehrn Abbruch ihn verdroß,
Johann Bleiber hiesse sein Nahm,
Und war von gutem edlem Stamm.
Umbsonst er nicht den Nahmen führt,
Er bleib wie sichs mit Ern gebührt,
Da ein redlich Mann bleiben sollt,
Die That dem Nahmen folgen wollt.
Wann man nun geritten zu Rath
Oder davon geritten hat.
Das Pferd er seim Herrn bracht zur Stätt,
Darauf er dann Bestellung hätt.
Einsmal sich nun hatte gemacht,
Als er den Hengst seinem Herren bracht,
Des Ertzbischofs zu Cöln Marschall,
Herr Götz von Algesheim dasmal
Hielte mit seines Herrn des Bischoffs Pferdt
Uf der Stätt, die Bleiber begehrt.
Bleiber sprach: Reit du bald hindan,
Meins Herrn Pferd gebührt hier zu stahn.
Der Ritter sprach mit stoltzem Muth:
Mein Herr ist Churfürst und so gut
Als dein Herr und auch ich als du.
Bleiber mit Zorn beweget nu,
Sprach: Das leugstu, fromm ist mein Herr,
Und worden nie kein Verräther
Gleich als der dein, und du Bößwicht
Verrathen hast und zugericht
Curt von Padtberg sein Ungesell,
Wo dieses weiß manch gut Gesell,
Um das bin ich besser dann du,
Reitstu auch nicht von dannen nu,

So will ich dich wegtreiben wohl,
Der Hals dir davon krachen soll.
Mit Schimpf der Ritter weichen mußt.
Daraus wär worden groß Unlust,
Wo nicht der Fürst befreundt so hoch
So freimüthig gewesen auch,
Der Bischoff aber so verhaßt
Und unwerth ward gehalten fast.

Diese Zänkerei, zu der sich bald der Hessen Niederlage vor Brilon gesellte, ward Veranlassung tödtlicher Feindschaft zwischen Hessen und Pfälzern, die, bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich vererbend, nur allmälig unter dem Einflusse der neuen, durch die Reformation veranlaßten Interessen sich verlor. Es mag uns aber Wierstraat vollends belehren über den Schaden, welchen die Belagerung von Neuß genommen.

Darzu syevenhondert man so Burger ind knecht,
Syeventzien burger van Bun dorch schyeffens mecht,
Ouch eylff frauwen persoenen, verstait mich recht,
Got wyll den Selen in Ewicheit Rast gheven
Mit allem hymelsch Her in Freuden zo sweven,
Ind vreed uns armen, die noch in ellend leven!
Syeventzyen toern synt zu Nuysse geschossen ave,
Drijhondert Huyser ind schuyren oder vill me
Synt dair bynnen affgebrochen, as ich recht verste,
Syevenhondert voeder wijns synt dair bynnen verdayn
Tzientdusent cremen byrs, geleuffts myr sunder waen,
Zwelff dusent malder roggen, wylt mich recht verstayn,
Vunff hundert Vaffz Hoenichs synt zo Lieverongh gegaen,
Vierundzwentzig dusent Gulden hat Nuyffz verzouldt.
Nyet enhaynt sy gespairt yr sylver noch yr Goult,
Ind staynt noch dair van, geleuffts myr, in groisser schouldt.
Idt is in der Wairheit cleirlich oeverslagen
Dat sich der Nuyffzer Kost, zoult ind schaid sall dragen
Des beleegs halven, as ich die Wairheit sagen,
Aderhalffhundert dusent gulden off darby.
All Christen steed dye hoeren... under Gotz tempell
Nempt an der Guder stat van Nuyffz eyn Exempell,
Wye sy ungespart gudz ind aen allen Krempell,
Dorch Gotz hylff ind Marien der maget syn,
Dorch verdyenst des hylligen Marschalcks sent Quiryn,
Ind dorch fromheyt dair bynnen was behalden syn.

Der Entsatz war nicht sobald erfolgt, als Landgraf Hermann mit sammt seinen Hessen die Stadt verließ, welche mit Stolz als ihren Erretter ihn begrüßen mochte.

Auch Landgraf Herrmann und die sein
Nemblich Conrad von Wallenstein,
Neidthardt von Buchnau, Ludwig Diedt,
Appel von Giessen war auch mit,
Darzu Johann und Eckhard Hag,
Die ich hier nicht verschweigen mag,
Geist Hund und Herrn Bielefeldt,
Bei dem ich auch zwei Brüder meldt,
Von Eschwegen, Heintz und Conratt,
Curt Röding und Herr von Schönstadt,
Thomam, Philipps man auch da fandt,
Brüder von Wildungen genannt,
Hen Wiedtholdt, Herrmann von Ranrodt,
Bei dem Haus man auch funden hat
Velten von Dornbach da auch war,
Und Hordtratt von Alhausen zwar,
Von Hunoldshaussen auch Herrmann
Hat sich bei diesen finden lan,
Beydt von Adel und tapfer Knecht,
Die sich gehalten wohl und recht.
Neben gemelten dar auch mehr
Zogen aus Neuß mit großer Ehr,
Mit ihnen Landgraf Herrmann,
Der auch bracht Lob und Preis davon.

Den Verlauf der weiteren Kriegsthaten des Herzogs von Burgund und die Geschichte seiner Kämpfe mit der Schweiz bis zu den entscheidenden Schlachten von Granson und Murten siehe in dem Artikel Karl der Kühne, Herzog von Burgund. (*v. Stramberg.*)

Ende des neunundsiebzigsten Theiles der ersten Section.

Zur Nachricht. Die in der streng alphabetischen Reihe sich an Granson anschließenden Artikel folgen unmittelbar nach dem Schlusse derjenigen Artikel, welche Griechenland behandeln. Ueber letztere vergl. die Vorbemerkung zum 80. Bande.
Die Redaction.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch, Johann Samuel, 1766-1828 / Ersch, Johann Samuel, / Gruber, Johann Gottfried,

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge

Bd.: Section 1, A - G ; Theil 79

Leipzig 1865